# Die deutsche Dichtung

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

F.2491

# Die Deutsche Dichtung

## in ihren kulturellen Zusammenhängen mit charakteristischen Proben

### Eine Geschichte der deutschen Literatur

Herausgegeben von

Dr. Franz Faßbinder
Studienrat an der Städt. Viktoriaschule in Essen (Ruhr)

Dr. August Kahle
Professor am Paulinischen Gymnasium in Münster i. W.

und

Dr. Friedrich Kortz
Oberstudiendirektor am Städt. Realgymnasium in Köln-Nippes

188686.
4.4.24.

Erster Teil:

## Dichtung des Mittelalters

Von

Dr. August Kahle

Freiburg im Breisgau 1922
Herder & Co. G.m.b.H. Verlagsbuchhandlung
Berlin, Karlsruhe, Köln, München, Wien, London, St. Louis Mo.

Alle Rechte vorbehalten.

Buchdruckerei von Herder & Co. G.m.b.H. in Freiburg i. Br.

Germany

# Vorwort.

Die vorliegende Darstellung der Geschichte der deutschen Dichtung ist aus J. Henses „Lesebuch für die oberen Klassen höherer Lehranstalten" hervorgegangen. Aber nur der erste Teil schließt sich eng an die Vorlage an; für die beiden andern Teile wurde lediglich der äußere Rahmen übernommen, so daß der zweite Teil zum mindesten sich als eine durchgreifende Umarbeitung darstellt und der dritte bis auf Einzelheiten eine völlig selbständige Arbeit des betr. Verfassers ist.

Wenn dieses Buch unter der unübersehbaren Reihe von Literaturgeschichten seinen Platz zu erstreben wagt, so beruht dies einmal auf der Fülle charakteristischer Proben[1], wie sie kaum eine Anthologie in solcher Vielseitigkeit zu bieten hat, sodann auf seiner besondern Eigenart, die in der vom Beginn der Neuzeit an bis zur Gegenwart durchgeführten Einstellung der Literatur in ihre kulturellen Zusammenhänge besteht.

Es kam den Verfassern darauf an, zu zeigen, daß die Dichtung nicht ein Ding an sich ist und gesondert für sich betrachtet werden kann, sondern daß sie nur eine Äußerung des vielgestaltigen Lebens ist, das zu jeder Zeit bestimmte, einheitliche Merkmale trägt und bestimmten Formwillen zeigt, ob die Welle sich nun hebt oder senkt, ob Gotik oder Klassizismus oder Impressionismus usw. jeder Einzelerscheinung in Philosophie, Baukunst, Malerei, Musik, Politik und Dichtung ihren Stempel aufdrücken[2]. Natürlich konnte diese Einstellung nur durch flüchtige Hinweise geschehen, die den Leser zu eigener Beschäftigung mit den angedeuteten Problemen anregen und hinführen sollen.

Aber auch in den besonderen Abschnitten soll dies kein Buch zum Auswendiglernen von Zahlen, Daten und Formeln sein, sondern ein Wegweiser, der zu den Quellen der Dichtung hinleiten und vor Irrgängen in dem Wirrwarr der literarischen Erscheinungen bewahren soll. Die Verfasser haben sich bemüht, in der Darstellung jede einseitige Beurteilung zu vermeiden, ohne jedoch irgendwo die Grundlagen christlicher Weltanschauung zu verleugnen.

So möge denn dieser neue Versuch seinen Weg ins deutsche Haus finden. Noch entspricht seine Durchführung nicht ganz den eigenen Wünschen. Dies gilt besonders für die letzten Abschnitte des 3. Teiles, die bis zur jüngsten Gegenwart führen. Hier wirrt noch alles bunt und kraus vor unsern

[1] Die Beschränktheit des zur Verfügung stehenden Raumes gestattete leider nicht, auch Proben aus Prosawerken oder Szenen aus Dramen zu bringen.

[2] Diese Methode hat nach Unger („Hamann") zuerst Walzel („Die deutsche Dichtung nach Goethes Tode") durchgeführt.

Augen, so daß es schwer hält, durch das Labyrinth der zahllosen Erscheinungen die klare Linie der Entwicklung zu verfolgen und das Richtige zu treffen, aus ihrer Masse das Bedeutendere vor dem Wertlosen herauszuheben und das Echte vom Falschen zu scheiden. Man möge also Unvollkommenheiten entschuldigen, vor allem auch Auslassungen mit in den Kauf nehmen. Wenn manche Namen aus der neueren Zeit fehlen, so liegt das daran, daß die Herausgeber sich bemüht haben, nur solche Persönlichkeiten zu erwähnen, die sie für richtunggebend hielten und die sie — durch persönliche Beschäftigung mit ihren Werken zu werten imstande waren. Gerade hier sind sie für weitere Hinweise jederzeit dankbar.

Essen (Ruhr), Münster i. W., Köln a. Rh., im Sommer 1922.

Dr. Fr. Faßbinder. Dr. A. Kahle. Dr. Fr. Kortz.

# Inhaltsverzeichnis.


Seite

Vorwort . . . . . v

## Einleitung.

§ 1. Der indogermanische Sprachstamm . . . . . 1

§ 2. Die germanischen Sprachen . . . . . 3

a) Aus der Edda: Das Lied von Thrym . . . . . 3

b) Das Gebet des Herrn in gotischer, hoch- und niederdeutscher Sprache 9

§ 3. Perioden der deutschen Literaturgeschichte . . . . . 12

## Erste Periode bis 800.

§ 4. Heidnischer Volksgesang und Sagenbildung . . . . . 13

Hildebrandslied (Originaltext und Übersetzung) . . . . . 14

Merseburger Zaubersprüche 1—2 (Originaltext und Übersetzung) . . 18

## Zweite Periode von 800 bis 1100.

§ 5. Die Poesie unter dem Einflusse der Geistlichkeit: Wessobrunner Gebet (Originaltext und Übersetzung), Muspilli (Originaltext und Übersetzung), Heliand und Otfrieds Krist (Originaltext und Übersetzung) . . 20

Walthari-Lied . . . . . 28

## Dritte Periode von 1100 bis 1300 oder erste Blüteperiode.

§ 6. Gründe der Blüte . . . . . 39

§ 7. Dichtungen des Vorfrühlings: Annolied, Kaiserchronik, Alexanderlied, Rolandslied, König Rother, Herzog Ernst, Reinhart Fuchs . . 40

§ 8. Dichtungen der Blütezeit . . . . . 43

### A. Epos.

§ 9. Arten des Epos . . . . . 43

### I. Das Volksepos.

§ 10. Stoff, Darstellung und Form des Volksepos . . . . . 43

§ 11. Das Nibelungenlied . . . . . 44

Inhalt der Wölsungensage . . . . . 45

I. Âventiure (Originaltext) . . . . . 51

II. „ Von Sîfride . . . . . 53

III. Abenteuer: Wie Siegfried nach Worms kam (Übersetzung, zum Teil Originaltext) . . . . . 54

| | | Seite |
|---|---|---|
| IV. Abenteuer: | Wie Siegfried mit den Sachsen stritt . . | 58 |
| V. „ | Wie Siegfried Kriemhilden zuerst ersah (Übersetzung, zum Teil Originaltext) . . . | 59 |
| VI. „ | Wie Gunther um Brunhild gen Isenland fuhr | 63 |
| VII. „ | Wie Gunther Brunhilden gewann . . . | 64 |
| VIII. u. IX. „ | Inhaltsangabe . . . . . | 66 |
| X. „ | Wie Gunther mit Brunhilden Hochzeit hielt . | 67 |
| XI.—XIII. „ | Inhaltsangabe . . . . . | 68—69 |
| XIV. Âventiure: | Wie die küniginne ein ander schulten . | 69 |
| XV. Abenteuer: | Wie Siegfried verraten ward . . . | 71 |
| XVI. „ | Wie Siegfried erschlagen ward (teils Übersetzung, teils Originaltext) . . . . . | 72 |
| XVII. „ | Wie Siegfried beklagt und begraben ward . | 78 |
| XVIII. u. XIX. „ | Inhaltsangabe . . . . . | 80 |
| XX. „ | Wie König Etzel gen Burgund nach Kriemhilden sandte . . . . . | 80 |
| XXI.—XXIII. „ | Inhaltsangabe . . . . . | 81—82 |
| XXIV. „ | Wie Werbel und Swemmel die Botschaft ausrichteten . . . . . | 82 |
| XXV. u. XXVI. „ | Inhaltsangabe . . . . . | 83 |
| XXVII. „ | Wie sie nach Bechlaren kamen (teils Übersetzung, teils Originaltext) . . . . . | 84 |
| XXVIII. „ | Wie die Burgunden nach Etzelnburg kamen . | 87 |
| XXIX. „ | Wie Hagen nicht vor Kriemhilden aufstand (Originaltext) . . . . . | 89 |
| XXX. „ | Wie sie Schildwacht hielten . . . . | 93 |
| XXXI u. XXXII. „ | Inhaltsangabe . . . . . | 94—95 |
| XXXIII. „ | Wie die Burgunden mit den Heunen stritten . | 95 |
| XXXIV. u. XXXV. „ | Inhaltsangabe . . . . . | 97 |
| XXXVI. „ | Wie die Königin den Saal verbrennen ließ . | 97 |
| XXXVII. „ | Wie Markgraf Rüdiger erschlagen ward (Inhaltsangabe und Originaltext) . . . | 100 |
| XXXVIII. „ | Inhaltsangabe . . . . . | 108 |
| XXXIX. „ | Wie Gunther, Hagen und Kriemhild erschlagen wurden (teils Übersetzung, teils Originaltext) | 108 |
| Charakteristik des Nibelungenliedes . . . . . | | 113 |
| § 12. Kudrun . . . . . | | 115 |
| A. Hagen (I.—IV. Abenteuer): Inhaltsangabe . . . . . | | 117 |
| B. Hilde . . . . . | | 118 |
| V. Abenteuer: | Wie Wate gen Irland zog . . . . | 118 |
| VI. Âventiure: | Wie suoze Hôrant sanc . . . . | 119 |
| VII. u. VIII. Abenteuer: | Inhaltsangabe . . . . . | 121 |
| C. Kudrun (IX.—XVI. Abenteuer): Inhaltsangabe . . . . | | 122 |
| XVII. Abenteuer: | Wie Hettel seiner Tochter auf den Wülpensand nachfuhr . . . . . | 123 |
| XVIII. „ | Wie Ludwig Hetteln erschlug und bei der Nacht von dannen fuhr . . . . . | 126 |
| XIX. „ | Inhaltsangabe . . . . . | 127 |

Seite

XX. Abenteuer: Wie Hartmut heimfuhr . . . . . 128
XXI. „ Wie Kudrun waschen mußte . . . . 131
XXII. u. XXIII. „ Inhaltsangabe . . . . . 132
XXIV. Âventiure: Wie Kûtrûnen wart ir kunft kunt getan . 132
XXV. Abenteuer: Wie Ortwein und Herwig zu ihnen kamen . 134
XXVI.—XXVIII. „ Inhaltsangabe . . . . . 136—137
XXIX. „ Wie Hartmut gefangen ward . . . . 137
XXX. „ Wie sie Hilden Boten sandten . . . 139
XXXI. u. XXXII. „ Inhaltsangabe . . . . . 140
Charakteristik des Kudrunliedes . . . . . 141

§ 13. Epen aus der Dietrichsage: Sigenot, Ecken Ausfahrt, Laurin, Der Rosengarten zu Worms, Alpharts Tod, Dietrichs Flucht, Die Rabenschlacht 143
Aus der langobardischen Sage: Ortnit, Hugdietrich, Wolfdietrich . 144

## II. Das Kunstepos.

§ 14. Stoff, Darstellung und Form des Kunstepos . . . . . 145

§ 15. Blüte des Kunstepos von 1180 bis 1230 . . . . . 147

§ 16. Heinrich von Veldeke . . . . . 148

§ 17. Hartmann von Aue . . . . . 148
Iwein (zu kleinem Teil Originaltext) . . . . . 149
Der arme Heinrich (zu kleinem Teil Originaltext) . . . . 153

§ 18. Wolfram von Eschenbach: Titurel, Willehalm, Parzival . 160—161
Aus Parzival:
Parzivals Erziehung und Jugend . . . . . 161
Gurnemanz' Rat . . . . . 165
Parzival auf der Gralsburg . . . . . 167
Trevrizents Rat (Originaltext) . . . . . 170
Charakteristik des Parzival . . . . . 173

§ 19. Gottfried von Straßburg . . . . . 174
Aus Tristan und Isolde:
Maienfest . . . . . 175
Schwertleite (Originaltext) . . . . . 177

§ 20. Nachblüte und Verfall des Kunstepos 1230—1300 . . . . 179

## B. Lyrik.

§ 21. Stoff und Form der Lyrik . . . . . 180

§ 22. Des Minnesangs Frühling . . . . . 183
Minneliedchen (Originaltext) . . . . . 183

Der von Kürenberg . . . . . 183
Der entflogene Falke . . . . . 184

Spervogel . . . . . 184
Allmacht Gottes . . . . . 184
Alles mit Maß . . . . . 184
Der rechte Schmuck . . . . . 184
Weihnachtslied . . . . . 185

Dietmar von Aist . . . . . 185
Die Erwartung . . . . . 185

Seite

Heinrich von Veldeke . . . . . 185
Lenzlüfte . . . . . 185
Vergrämt . . . . . 186

Heinrich von Morungen . . . . . 186
Ein Wunder . . . . . 186
Bestimmung . . . . . 186

Hartmann von Aue . . . . . 186
Weihe . . . . . 186
Treue übers Grab . . . . . 187

Reinmar der Alte . . . . . 187
Sie wissen's nicht . . . . . 187
Klagelied auf den Tod Leopolds . . . . . 188

§ 23. Walther von der Vogelweide . . . . . 189

Lieder im Originaltext mit Übersetzung:

1. Frühlingssehnsucht . . . . . 189
2. Winterklage (oder Vokalspiel) . . . . . 190
3. Maienwonne . . . . . 191
4. Traumauslegung . . . . . 191
5. Frühling und Frauen . . . . . 193
6. Halmmessen . . . . . 194
7. Wert männlicher Schönheit . . . . . 195
8. Maß im Trinken (1 und 2) . . . . . 196
9. Selbstüberwindung . . . . . 197
10. Geständnis . . . . . 198
11. Morgengebet . . . . . 198
12. Der Wahlstreit (1 und 2) . . . . . 199
13. Der Leitstern . . . . . 201
14. Unter Krone . . . . . 201
15. Der Pfaffen Wahl . . . . . 202
16. Deutschlands Ehre . . . . . 203
17. Fluch und Segen . . . . . 205
18. Gott als Kläger . . . . . 205
19. An Kaiser Otto . . . . . 206
20. Milde und Länge . . . . . 206
21. Das Reichslehen . . . . . 207
22. Erziehung . . . . . 208
23. Arm und reich . . . . . 209
24. Abdankung . . . . . 209
25. Verfall der Sangeskunst . . . . . 211
26. O weh! . . . . . 212
27. Kreuzlied . . . . . 214
28. Am Ziele . . . . . 216
29. Aus dem Marienleich . . . . . 218

§ 24. Verfall des Minnegesanges . . . . . 221

## C. Didaktik.

§ 25. Zweck der Didaktik; Dichtungen (Winsbeke, Der welsche Gast, Die Bescheidenheit des Freidank, Der Renner, Der Edelstein) . . . 222

§ 26. Aus Freidanks Bescheidenheit . . . . . 224

## Vierte Periode von 1300 bis 1500.


| | | Seite |
|---|---|---|
| § 27. | Die Zeit des Verfalles der Poesie | 228 |
| | Gründe des Verfalles | 228 |
| | Volksepos; Tierepos | 229—230 |
| | Meistergesang | 231 |
| | Volkslied; geistliches Lied | 234 |
| | Didaktik | 234 |
| | Dramatische Poesie | 235 |
| | Prosa | 235 |
| Vorbemerkung zu Grammatik und Wörterbuch | | 236 |
| Abriß der mittelhochdeutschen Grammatik | | 237 |
| Mittelhochdeutsches Wörterbuch | | 246 |

# Einleitung.

## § 1.

### Der indogermanische Sprachstamm.

Aus einer Ursprache eines der vorhistorischen Zeit angehörenden, im mittelasiatischen Hochlande wohnenden Urvolkes der Arier (= der Glänzenden, Edeln) ist im Laufe der Jahrhunderte eine Anzahl verschiedener Sprachen hervorgegangen. Das Volk zog aus seinen Ursitzen aus und ließ sich teils in Asien (in Indien und im Hochlande von Iran), teils in Europa in einzelnen Stämmen nieder. Diese entwickelten mit der Zeit in sich geschiedene, aber den gemeinschaftlichen Ursprung doch nicht verleugnende Sprachen, die in ihrer Gesamtheit den „indogermanischen" oder (richtiger) den „indoeuropäischen" Sprachstamm bilden, dem auch die deutsche Sprache als Zweig angehört. Der Stamm umfaßt folgende Sprachen:

A. In Asien:

1. Die indischen, namentlich das Sanskrit, d. h. die reine Sprache, in welcher die heiligen Schriften der Inder (die Vedas) geschrieben sind und auch jetzt noch wissenschaftliche Arbeiten geschrieben werden; sodann die jetzt in Indien gesprochenen Mundarten, wie das Hindostanische, das Mahrattische usw.

2. Die iranischen, von denen die Zendsprache, die Sprache der heiligen Schriften der alten Parsen (Zendavesta), und das Altpersische, die Sprache des Darius, Xerxes und ihrer Nachkommen, ausgestorben sind; die noch lebenden iranischen Sprachen sind namentlich das Neupersische Kurdische und Afghanische.

3. Das Armenische, ein Überbleibsel der thrako-illyrischen Völkergruppe.

B. In Europa (nach der Zeitfolge der Auswanderung der betreffenden Völkerschaften vom Hochlande Mittelasiens, der Wiege jenes großen Sprachstammes):

1. Die griechische mit ihrer Tochtersprache, dem Neugriechischen.

2. Die italischen, namentlich die lateinische mit ihren Töchtern, den romanischen Sprachen: der italienischen, spanischen, portugiesischen,

provenzalischen, französischen, rumänischen oder walachischen und churwälschen (den Schweizer Dialekten).

3. Die keltischen, von denen sich nur noch Reste finden in Irland und Hochschottland (die gälische Sprache), in Wales (die kymrische) und in der Bretagne (die armorische oder bretonische).

4. Die germanischen.

5. Die lettischen (die lettische in Livland und Kurland und die litauische, mit der die im 16. Jahrhundert erloschene altpreußische verwandt war, in Litauen).

6. Die slawischen, und zwar die südöstliche Gruppe: die russische, ruthenische (in der Ukraine und in Galizien), slowenische (Kärnten, Steiermark, Krain), bulgarische, serbisch-kroatische (die Serben in Serbien, Montenegro, Bosnien, Herzegowina, die Kroaten in Ungarn); und die westliche Gruppe: die polnische, tschechische (in Böhmen und Mähren und als slowakischer Dialekt in Nordungarn) und wendische (in der Lausitz).

Trotz ihrer Geschiedenheit zeigen diese Sprachen doch deutliche Spuren einer nahen Verwandtschaft.

Diese ist ersichtlich: 1. aus vielen auf gleichen Urwurzeln beruhenden Wörtern, wie pitar = Beschützer (Sanskrit), patar (Zend), *πατήρ*, pater, Vater; nâman, nâman, *ὄνομα*, nomen, Name; vêda, vaêda, *οἶδα*, video, weiß usw.; 2. aus der auf demselben Prinzipe beruhenden Flexion der Wörter in der Deklination und in der Konjugation; in der letzteren zeigt sich das namentlich in dem Wechsel des Stammvokals (*στρέφω, ἔστραφον, ἔστροφα; λέγω, λόγος;* facio, feci; tego, toga; binde, band, gebunden, Binde, Band, Bund; Erfindung, Fund) und in der Anhängung von ursprünglich selbständigen Verbal- und Pronominalwurzeln; 3. aus dem Gesetze der Lautverschiebung, entdeckt von Jakob Grimm (geb. zu Hanau 1785, † zu Berlin 1863), dem Begründer der wissenschaftlichen deutschen Grammatik und dem bedeutendsten Forscher auf dem Gebiete der vergleichenden Sprachwissenschaft (ihr Vater Franz Bopp, 1791 bis 1867). Nach diesem Gesetze, welches als das der ersten oder der germanischen Lautverschiebung bezeichnet wird, verändern sich die stummen Konsonanten oder Muten urverwandter Wörter des Sanskrit, des Griechischen, Lateinischen oder einer andern der indoeuropäischen Schwestersprachen in den germanischen Sprachen derartig, daß übergeht 1. eine indoeuropäische Media (b, d, g) in eine germanische Tenuis (p, t, k); Beispiele: turba in gotisch **thaúrp**, *δέκα* (decem) in gotisch taíhun, *γόνυ* (genu) in gotisch **kniu**; 2. eine indoeuropäische Tenuis (p, t, k) in eine Spirans (f, th [englisch], h); Beispiele: *πατήρ* (pater) in gotisch fadar (Vater), *τρεῖς* (tres) in gotisch **threis** (englisch three), *καρδία* (cor, cordis) in gotisch haírtô (Herz). Diese Lautverschiebung erleidet jedoch eine Ausnahme, wenn im Wortinnern der Ton nicht unmittelbar vor der Tenuis liegt, indem dann nicht die Spirans, sondern die Media eintritt, z. B. *πατήρ* gotisch nicht fathar, sondern fadar; 3. eine indoeuropäische Aspirata (bh [griechisch *φ*, lateinisch f], dh [griechisch *θ*, lateinisch th], gh [griechisch *χ*, lateinisch h]) in eine Media (b, d, g); Beispiele:

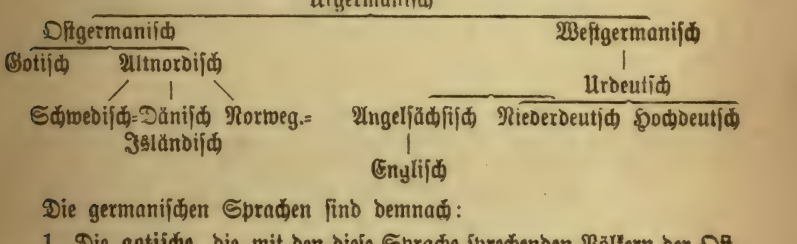
Sanskrit bhratar (frater) in bróthar (englisch brother), θυγάτηρ in daúhtar (englisch daughter), χόρτος (hortus) in gards (Garten).

Die germanischen Sprachen zeigen gegenüber den übrigen indoeuropäischen noch den Unterschied, daß sie im Gegensatze zu dem freien Akzent der indoeuropäischen den festen haben, indem der Ton auf derselben Silbe, zumeist der Stammsilbe, bleibt, z. B. ὄνομα, ὀνόματα, ὀνομάτων, ὀνομασί; doceo, docebam, doceremur, docturus: dagegen lehre, lehrte, lehrende, gelehrt, Lehre, Lehrer, Lehrerin, Lehrart, Lehrmittel usw.

## § 2.

## Die germanischen Sprachen.

Aus dem ursprünglich einen germanischen Volke gingen hervor: die Nordgermanen (Schweden, Dänen, Norweger, Isländer), die Ostgermanen (Ost- und Westgoten, Vandalen, Heruler, Rugier, Burgunden, Gepiden) und Westgermanen (Angelsachsen, Friesen, Sachsen, Franken, Thüringer, Alemannen, Bayern). Da die Sprache der Nordgermanen, die auch als Skandinavier bezeichnet werden, der gotischen näher steht als der englischen und deutschen, so ist sie in der folgenden Zusammenstellung zu der der Ostgermanen gerechnet.




Die germanischen Sprachen sind demnach:

1. Die gotische, die mit den diese Sprache sprechenden Völkern der Ost- und Westgoten unterging. Sie zeichnet sich aus durch Reichtum von Wurzelwörtern, durch Formschönheit, durch Fülle von reinen, volltönenden Vokalen, namentlich in den Endsilben, durch eine Menge von Flexions- und Ableitungssilben, durch Reichtum der Formen (Dual, Passiv ohne Hilfszeitwort). Erhalten ist uns in dieser Sprache nur die Bibelübersetzung des Wulfila (Ulfilas)[1], Bischofs der Westgoten (geb. 311, † 383 in Konstantinopel), das älteste germanische (ostgermanische) Sprachdenkmal.

[1] Die bedeutendste Handschrift, die einen großen Teil der vier Evangelien umfaßt, ist der Codex argenteus in Silberschrift auf purpurfarbigem Pergamente mit silbernem Einbande. Er wurde in der Abtei Werden an der Ruhr aufgefunden, kam unter Kaiser Rudolf II. nach Prag und wurde 1648 von den Schweden entführt. Jetzt ist er eine Zierde der Universitätsbibliothek in Upsala.

2. Die **altnordische**, heute entwickelt zu dem Schwedischen, Dänischen und dem Norwegisch-Isländischen. Erhalten sind uns in dieser isländischen Sprache die ältere oder die poetische Edda[1], eine Sammlung altnordischer Götter- (13) und Heldenlieder (22), angeblich von dem isländischen Priester Sämund Sigfusson († 1133) aufgezeichnet, und die jüngere oder die prosaische Edda, eine Übersicht über die Götterlehre und Heldensage, dem isländischen Geschichtschreiber Snorri Sturluson († 1241) zugeschrieben. Sie bilden die Hauptfundgrube für die nordische, beziehentlich deutsche Mythologie. (Über den Stabreim s. S. 15).

## Aus der Edda.

### Das Lied von Thrym.

1. Wild war Wingthor[2], als er erwachte
und Mjolnir[3] vermißte, den mächtigen Hammer;
es schüttelte den Bart, es schwenkte das Haar
der Erde Sohn, um sich greifend.

2. Das erste Wort, das er aussprach, war dies:
„Höre du, Loki[4], was hiermit ich melde —
noch ahnt es keiner im Erdenreiche
noch oben im Himmel — der Äs'[5] ist des Hammers beraubt!

3. Sie gingen zum herrlichen Hofe der Freyja[6];
das erste Wort, das er aussprach, war dies:
„Willst du mir, Freyja, dein Federkleid leihen,
den geraubten Hammer zurückzuholen?"

4. „Ich gäb' es dir gern, wenn von Gold es auch wäre
oder leuchtendem Silber, ich lieh' es dir doch!"
Da flog Loki, das Federkleid rauschte,
hinter sich ließ er die Gehöfte der Asen
und erreichte bald der Riesen Heimat.

5. Auf dem Hügel saß Thrym[7], der Herrscher der Thursen[8],
wand den Rüden Bänder aus rotem Golde
und machte den Rossen die Mähne glatt.

---

[1] Die umfangreichste Handschrift, Codex regius, befindet sich auf der Bibliothek zu Kopenhagen.

[2] Wingthor = Schleuder-Thor, ein Beiname des Donnergottes.

[3] Mjolnir = der „Zermalmer", Thors Hammer, der stets sein Ziel trifft und dann in Thors Hand zurückeilt.

[4] Loki = der Gott des Feuers und sodann des Verderbens.

[5] Der Äse = der Gott.

[6] Freyja = „Herrin", Göttin der Fruchtbarkeit, die sie durch Sommerregen erzeugt. [7] Thrym = der Lärmer, ein Eisriese, Personifikation des Winters.

[8] Thursen = Riesen.

Thrym.

6. „Wie steht's bei den Asen, wie steht's bei den Elben[1];
was reisest du einsam nach Riesenheim?"

Loki.

„Schlimm steht's bei den Asen, schlimm steht's bei den Elben;
hast du Hlorridis[2] Hammer verborgen?"

Thrym.

7. „Ich habe Hlorridis Hammer verborgen
acht Meilen tief im Erdenschoße;
keiner wird ihn wieder bekommen,
führt man mir Freyja zur Frau nicht her."

8. Da flog Loki, das Federkleid rauschte,
hinter sich ließ er die Heimat der Riesen
und eilte heim zu der Asen Gehöften.
Es trat im Hof schon Thor ihm entgegen,
das erste Wort, das er aussprach, war dies:

9. „Meldest Erfolg du, der die Mühe verlohnte?
in der Luft verkünde den langen Bericht!
Wer sitzt, vergißt oft, was er zu sagen hat,
und der Liegende kommt gern mit Lügen zu Tage."

Loki.

10. „Ich melde Erfolg, der die Mühe verlohnte:
Thrym hat den Hammer, der Thursen Beherrscher;
keiner wird ihn wieder bekommen,
führt man ihm Freyja zur Frau nicht hin."

11. Sie gingen zum herrlichen Hofe der Freyja;
das erste Wort, das er aussprach, war dies:
„Schmücke dich, Freyja, mit dem Schleier der Braut,
wir zwei müssen reisen ins Riesenland."

12. In schrecklichem Zorn schnaubte Freyja,
die Burg der Asen erbebte davor,
zerbrochen fiel nieder das Brisingenhalsband[3]:
„Die männertollste müßte ich heißen,
reiste ich mit dir ins Riesenland."

13. Die Asen alle eilten zum Thingplatz[4],
die Asinnen auch kamen alle zum Rat;

---

[1] Elben = Elfen. [2] Hlorridi = der Wetterer = Thor.
[3] Das Brisingenhalsband, ein prächtiger Schmuck, den kunstfertige Zwerge hergestellt hatten. [4] Thingplatz = Versammlungsplatz.

das berieten die ruhmvollen Götter,
wie man Hlorridis Hammer holen könnte.

14. Das Wort nahm Heimdall, der weißeste Ase[1] —
er wußte die Zukunft, den Wanen[2] gleich:
„Schmücken wir Thor mit dem Schleier der Braut,
er trage das breite Brisingenhalsband."

15. „Reicht ihm den Ring mit den rasselnden Schlüsseln,
laßt Weiberröcke ihm wallen ums Knie,
die Brust ziert ihm mit breiten Steinen
und krönt den Kopf ihm mit kunstvollem Putz."

16. Thor gab Antwort, der Asen stärkster:
„Weibisch werden mich nennen die waltenden Götter,
laß' ich mich schmücken mit dem Schleier der Braut."

17. Da sagte Loki, der Sohn der Laufey:
„Schweige du, Thor, nicht schwatze solches!
Bald werden die Thursen thronen in Asgard[3],
holst du dir nicht deinen Hammer wieder."

18. Da schmückten sie Thor mit dem Schleier der Braut
und mit dem breiten Brisingenhalsband.

19. Sie reichten den Ring ihm mit den rasselnden Schlüsseln,
ließen Weiberröcke ihm wallen ums Knie,
zierten die Brust ihm mit breiten Steinen
und krönten den Kopf ihm mit kunstvollem Putz.

20. Da sagte Loki, der Sohn der Laufey:
„Als Magd verkleidet werde ich mitgehn,
wir zwei müssen reisen ins Riesenland."

21. Heim trieb man hurtig die gehörnten Böcke
und schirrt' an die Deichsel die schnellen Renner;
die Berge barsten, es brannte die Erde,
Thor, Odins Sohn, fuhr ins Thursenland.

22. Da sagte Thrym, der Thursen Beherrscher:
„Steht auf, ihr Riesen, bereitet die Bänke;
nun führt man Freyja zur Frau mir her,
des Njord[4] Tochter aus Noatun[5].

---

[1] Heimdall, ein Sohn Odins, der weißeste Ase, als Lichtgott.

[2] Die Wanen sind ein Göttergeschlecht, das erst mit den Asen kämpfte, sich dann aber mit ihnen durch Austausch von Geiseln verglich.

[3] Asgard, die himmlische Burg der Asen.

[4] Njord ist der Gott des sommerlichen Meeres.

[5] Noatun = Schiffsstätte = Hafen.

23. „Es gehn zum Hofe goldgehörnte Kühe,
tiefschwarze Ochsen, dem Thursen zur Lust;
viel Kleinode hab' ich und köstlichen Schmuck,
nur Freyja allein fehlte mir noch."

24. Der Abend war zeitig angebrochen
und Bier zum Trunke den Thursen gebracht;
einen Ochsen aß Thor und acht Lachse,
alles Würzwerk auch, das den Weibern bestimmt war,
dazu trank Sifs[1] Gatte der Tonnen dreie des Mets.

25. Da sagte Thrym, der Thursen Beherrscher:
„Wo fandest du je so gefräßige Bräute?
Nie sah ich Bräute solche Bissen schlingen,
noch mehr des Metes ein Mädchen trinken."

26. Bei Freyja saß die findige Magd,
die Erwidrung wußte auf das Wort des Riesen:
„Nichts aß Freyja seit acht Nächten,
so heiß war ihr Sehnen nach der Heimat der Riesen."

27. Den Schleier hob er, ein Schmätzchen begehrend,
doch entsetzt sprang er in den Saal zurück:
„Warum funkeln so furchtbar Freyjas Augen?
Mir däucht, es flamme Feuer darin!"

28. Bei Freyja saß die findige Magd,
die Erwidrung wußte auf das Wort des Riesen:
„Kein Auge schloß Freyja seit acht Nächten,
so heiß war ihr Sehnen nach der Heimat der Riesen."

29. Hinein trat des Thursen betagte Schwester,
die das Brautgeschenk zu erbitten wagte:
„Laß vom Arm dir die roten Ringe streifen,
willst gern du erwerben die Gunst der Alten,
die Gunst der Alten, ihre ganze Huld."

30. Da sagte Thrym, der Thursen Beherrscher:
„Bringt nun den Hammer, die Braut zu weihen,
den Mjolnir legt in des Mädchens Schoß,
in Vars[2] Namen weiht unsern Bund!"

31. Dem Hlorridi lachte das Herz in der Brust,
als der Hartgesinnte den Hammer erblickte;
Thrym erschlug er zuerst, den Thursengebieter,
und zerschmetterte ganz das Geschlecht der Riesen.

---

[1] Sif, die Gattin Thors, Personifikation des befruchteten Ackers.
[2] War, die Göttin der Gelübde.

32. Er erschlug auch des Thursen betagte Schwester,
die das Brautgeschenk erbeten hatte;
Schläge bekam sie an der Schillinge statt,
und Hammerhiebe erhielt sie für Ringe.
So holte sich Odins Sohn seinen Hammer wieder.

3. Die **urdeutsche**, die verschollene Sprache der germanischen Volksstämme vor 700; leider ist von ihr kein Schriftdenkmal erhalten.

Die urdeutsche Sprache teilt sich in:

a) die **niederdeutsche**[1], gesprochen in den Niederlanden und in den flachen Gegenden des nördlichen Deutschland, mit weichen Lippen- und Zungenlauten; zu ihr gehören die altsächsische, die Mutter des heutigen Plattdeutschen oder des Niederdeutschen im engeren Sinne die niederländische, das heutige Holländische und Flämische, die friesische, nur noch in Westfriesland gesprochen. Die angelsächsische, die Sprache der Angeln und Sachsen, die im 5. Jahrhundert Britannien eroberten, ist eine der ältesten Form des Niederdeutschen nahe verwandte Sprache[2]. Aus ihr entstand unter Beimischung von romanischen Elementen das Englische.

b) die **ober-** oder **hochdeutsche**, gesprochen im gebirgigen südlichen Deutschland, mit harten Brust- und Kehllauten; ihre wichtigsten Mundarten sind die alemannische (gesprochen in der Schweiz, den anstoßenden Teilen von Baden und Elsaß), schwäbische, bayrische und österreichische.

Zwischen den nieder- und oberdeutschen Dialekten gibt es noch eine Anzahl mitteldeutscher, wie den fränkischen, den hessischen, den thüringischen, den obersächsischen (um Eisleben, Leipzig, Dresden), den schlesischen.

---

[1] Die Grenze zwischen Hoch- und Niederdeutsch wird durch eine im allgemeinen von Westen nach Osten laufende Linie bezeichnet, die etwa folgende Städte berühren dürfte: Gent, Roermond, Aachen, Düsseldorf, Köln, Siegen, Kassel, Nordhausen, Aschersleben, Wittenberg, Guben. Südlich dieser Linie finden wir das Hochdeutsche, nördlich das Niederdeutsche.

[2] In ihr ist verfaßt das älteste germanische Epos, das „Beowulfslied", das von der Tötung des riesigen Wassergeistes Grendel und seiner Mutter durch den Geaten(= Goten)helden Beowulf und von seinem Tode im Kampfe mit einem feuerspeienden Drachen erzählt, nachdem er fünfzig Winter im Gautenreiche (d. h. im schwedischen Götalande) ruhmvoll geherrscht hat. Da Grendel die Sturmflut der Nordsee im Frühjahr, seine Mutter die Meerestiefe als Erzeugerin der Sturmflut und der Drache die herbstliche Überschwemmung versinnbildet, haben wir in dem Liede wohl die Darstellung der Kämpfe der nordischen Seevölker gegen die Gefahren der stürmischen Nordsee zu erkennen. Die einzige aus dem 10. Jahrhundert stammende Handschrift des im letzten Drittel des 7. Jahrhunderts zu einem Epos in Stabreimen gestalteten Liedes befindet sich im Britischen Museum zu London.

Während das Niederdeutsche nur einige wenige Denkmäler aufweist, ist das Hochdeutsche reich an bedeutungsvollen Werken, entsprechend der höheren politischen Bedeutung der diese Sprache redenden Völkerschaften Süd- und Mitteldeutschlands. Es hat sich infolge mehrfacher Veränderungen in folgenden drei Perioden entwickelt:

1. Die Periode des **Althochdeutschen**, die von etwa 700 bis zum Jahre 1100 reicht und vorzugsweise die fränkische Mundart zur Entwicklung bringt.

Im Vergleiche mit dem Gotischen in den Flexionsformen vereinfacht, da besondere Vokativ-, Dual- und Passivformen bereits geschwunden sind, hat die althochdeutsche Sprache eine größere Mannigfaltigkeit von Vokalen[1]. Die Stamm- und Endsilben zeigen durchweg noch volltönende, ungetrübte Vokale. Die vokalischen Laute verlieren jedoch bei dem Streben der Sprache, der Wurzelsilbe den Ton zu geben, in den Flexionsendungen mit der Zeit mehr und mehr den Ton, bis sie im Mittelhochdeutschen, besonders aber im Neuhochdeutschen in ein farbloses e übergehen, das vielfach noch verschwindet, z. B. salbôda = salbete, salbte, sînero degano filu = seiner Degen viel.

Einen wesentlichen Unterschied von den übrigen germanischen Sprachen bekundet die hochdeutsche durch die im 6. und 7. Jahrhundert eintretende zweite oder hochdeutsche Lautverschiebung. Sie begann im Süden und rückte allmählich gegen Norden vor, ohne jedoch diesen zu erreichen, so daß das Niederdeutsche von ihr völlig unberührt geblieben ist. Im allgemeinen ist sie nur geltend geworden in den T-Lauten (d, t, th), z. B. dauhtar — tohtar (Tochter), brôthar — Bruder; dabei wurde t im Anlaut und nach l und r zu ts (z): taihun — zehan, in In- und Auslaut zu ſs (ß, auch z geschrieben): fôtus — fuoz (Fuß). Die Tenuis p wurde nach Vokalen und nach l und r zur Spirans f: slêpan — slâfan, thorp -- dorf, k nach Vokalen und im Auslaut zur Spirans ch (h): mikils — michel (groß), boka — buoh (Buch). Nach s unterbleibt die Verschiebung, z. B. specio = spähe, stare = stehen; die Verbindung sc beginnt schon im Ahd. nach und nach in sch überzugehen (scaft = Schaft). Die Mediä (b, d, g) nahmen an der Verschiebung geringeren Anteil, die Spiranten erst in späterer Zeit, z. B. thiuda (gotisch) — diota (althochdeutsch) = Volk, thiudisk (gotisch) — diutisk (althochdeutsch) = volksmäßig (deutsch).

Durch einen Vergleich mit dem Niederdeutschen läßt sich die Lautverschiebung in der hochdeutschen Sprache auch heute noch leicht erkennen, z. B. rip = reif, open = offen; Tîd = Zeit, dat = daß, Water = Wasser; spreken (engl. speake) = sprechen, ik = ich, maken = machen usw.

### Das Gebet des Herrn in gotischer, hoch- und niederdeutscher Sprache.

1. Gotisch (aus Ulfilas Bibelübersetzung).

| | |
|---|---|
| Atta unsar, thu in himinam, | Vater unser, du in (den) Himmeln, |
| veihnai namo thein; quimai | geweiht werde Name dein; (es) komme |

[1] Hatte die gotische Sprache nur drei kurze Vokale (a, i, u) und zwei lange (ê und ô), besitzt die althochdeutsche fünf kurze (a, i, u, e, o) und fünf lange (â, î, û, ê, ô).

thiudinassus theins; vairthai
vilja theins, sve in himina,
jah ana airthai; hlaif unsa-
rana thana sintheinan gif
uns himma daga, jah af-
lêt uns, thatei skulans sijaima, svas-
ve jah veis aflêtam thaim
skulam unsaraim; jah
ni briggais uns in fraistub-
njai, ak lausei uns af
thama ubilin.
untê theina is thiudangardi
jah mahts jah vulthus
in aivins. Amen.

(die) Herrſchaft dein; (es) werde
(der) Wille dein, ſo wie in (dem) Himmel,
auch auf Erden; Brot unſe-
res dies fortwährend gib
uns dieſen Tag und erlaſ-
ſe uns, daß Schuldige wir ſeien, ſo
wie auch wir erlaſſen dieſen
Schuldigen unſern; und
nicht bringeſt uns in Verſu-
chung, ſondern löſe uns ab
dieſem Übel.
Denn dein iſt (die) Herrſchaft
und (die) Macht und Herrlichkeit
in Ewigkeit. Amen.

2. Hochdeutſch (aus dem 8. Jahrhundert).

Fater unser, dû pist in himilum.
Kauuîhit sî namo dîn. Pi-
qhueme rîhhi dîn. Uuesa
dîn uuillo, samo so in himi-
le ist, sama in erdu. Pilipi
unsraz emizzigaz kip uns
eo gauuanna. Enti flâz uns
unsro sculdi, samo sô uuir
flâzzames unserêm scolôm.
Enti princ unsih ni in
chorunka. Uzzan kaneri unsih
fonah allen suntôn.

Vater unſer, du biſt in Himmeln.
Geweiht ſei Name dein. Zu-
komme Reich dein. (Es) werde
dein Wille, ſo wie in (dem) Him-
mel (er) iſt, ſo in (der) Erde. Nahrung
unſere immerwährende gib uns
allezeit. Und erlaß uns
unſere Schulden, ſo wie wir
erlaſſen unſern Schuldnern.
Und nicht bring uns in
Verſuchung; ſondern heile uns
von allen Sünden.

3. Niederdeutſch (nach dem Heliand).

Fadar usa, thu bist an them
himilô; gewîhid sî thîn namo,
kuma thîn riki; wertha thîn
willeo alla so sama an erthu,
sô thâr uppa ist an them hi-
milô; gib us dagô gihwilîkes
brôd: endi alât us manago-
rô mênskuldio al sô wi
ôthrun mannun dôan; ne
lât us farlêdean, ak hilp
us withar allun ubilon
dâdiun.

Vater unſer, du biſt in dem
Himmel. Geweiht ſei ſein Name.
(Es) komme dein Reich. (Es) werde dein
Wille all ebenſo auf Erden,
wie (es) daroben iſt in dem Him-
mel. Gib uns der Tage jeglichen
Brot. Und erlaß uns die Men-
ge der Meinſchulden, all wie wir
andern Menſchen tun. Nicht
laß uns verleiten, ſondern hilf
uns wider alle üble
Taten.

2. Die Periode des **Mittelhochdeutschen**, welche von 1100 bis 1500 reicht und die schwäbische (Zeit der schwäbischen oder hohenstaufischen Kaiser) und die österreichische Mundart entwickelt.

Die Vereinfachung der Flexionsformen ist weiter vorgeschritten; die volltönenden Vokale in den Endungen sind zum Schaden des bisherigen vollen Wohllautes der Sprache vielfach zu einem tonlosen oder stummen e abgeschwächt, während der Unterschied zwischen kurzen und langen Stammsilben noch festgehalten wird (sagen — sagte, frâgen — frâgete). Dazu übt der Umlaut, der bereits im Althochdeutschen sich findet, in voller Entwicklung einen besondern Einfluß. Ihm zufolge wird durch ein i oder ein hieraus abgeschwächtes e der Endung in der Stammsilbe ein a zu ä oder e, o zu ö, u zu ü (z. B. gasti — geste [Gäste], arbi — erbe [Erbe], mohti — möhte [möchte], lust — lüste); â zu ae, û zu iu, ô zu oe (z. B. genâde — genaedic [gnädig], hûs — hiuser [aus hûsir, Häuser]; dôn — doene [Töne]); ou zu öu, uo zu üe (z. B. troumjan — tröumen, buoch — büechlîn). Vgl. Macht, mächtig; voll, völlig; Trug, trüglich. Der Umlaut zeigt sich besonders in der Konjugation wirksam, z. B. faru, faris, farit; var, verst, vert. Außerdem wird eine Umwandlung — Brechung — bewirkt durch ein in der folgenden Silbe ursprünglich vorhanden gewesenes a, so daß übergeht ein i in ë (so wird lisan mittelhochdeutsch zu lesen, in der Konjugation gibu, gibis, gibit — gëbamês, gëbat, gëbant), ein u in o (so wird thunar zu donner [Donner], vulla zu volla [voll], ein iu zu io, das häufig zu ie abgeschwächt wird, z. B. fliugan — fliogan — fliegen. Die Brechung des u zu o wird gehindert, wenn dem u ein Nasallaut mit Muta folgt, also: gafundan — gefunden, gasungan — gesungen.

3. Die Periode des **Neuhochdeutschen** seit 1500, dem vorzugsweise die sächsische Kanzleisprache zugrunde liegt.

Mit dem Eintritt der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts hatte die Sprache ihre grammatische Festigkeit und Reinheit, ihre Geschmeidigkeit und Anmut verloren. Willkür war eingetreten für die frühere Regelmäßigkeit, und die kräftig hervortretenden einzelnen Mundarten beherrschten so sehr die gesunkene Literatur, „daß es im 15. Jahrhundert kein gemeinsames Organ für den gebildeten Gedankenausdruck in Deutschland mehr gab", bis Luther, namentlich durch seine Bibelübersetzung, die sächsische Kanzleisprache[1], die sich der Sprache der kaiserlichen Kanzlei mehr und mehr genähert hatte und mit ihr fast zu einer Einheit verschmolzen war, zur allgemeinen Geltung brachte, so daß sie als die neuhochdeutsche die herrschende wurde. Diese Gemeinsprache wurde von Luther nicht nur durch Zugrundelegung der sächsischen Kanzlei- und Hofsprache erzielt, sondern auch durch Ausdehnung des Wortschatzes und durch plastischen, volkstümlichen Ausdruck, den er

[1] Luther selbst sagt hierüber in seinen Tischreden Kap. 70: „Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern gebrauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer, verstehen mögen. Ich rede nach der sächsischen Kanzelei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland. Alle Reichsstädte, Fürstenhöfe schreiben nach der sächsischen und unseres Fürsten Kanzelei; darum ist's auch die gemeinste deutsche Sprache."

in tiefer Auffassung der deutschen Anschauungsweise[1] richtig zu treffen wußte. So zeigt diese Sprache Kraft und Fülle, Klarheit und Schärfe, Wärme und Innigkeit.

Nach Luther trat bald wieder eine arge Sprachverwirrung ein, indem die durch humanistische Studien gebildeten Gelehrten, die Muttersprache vernachlässigend, lateinisch lehrten und schrieben und indem zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges eine gewaltige Sprachmengerei entstand durch vielfache Benutzung französischer, spanischer und italienischer Wörter, die auch zur Verrohung der Sprache führten. Erst im Verlaufe des 17. Jahrhunderts trat, besonders durch Opitz auf dem Gebiete der Dichtkunst, durch Leibniz auf dem Gebiete der Wissenschaft und durch Gottscheds allgemeines Streben, die Sprache zu veredeln, ein bedeutender Umschwung ein, bis die Sprache in der zweiten Blüteperiode der Literatur, hauptsächlich durch Klopstocks erhabenen Ton, durch Wielands anmutige Glätte, durch Lessings kraftvolle Prosa, durch Herders hinreißende Begeisterung für die Bedeutung der deutschen Sprache und endlich durch Schillers und Goethes Formvollendung einen hohen Grad der Entwicklung erreichte und zugleich die Umgangssprache aller Gebildeten wurde.

Die wesentlichsten Merkmale des Unterschiedes des Neuhochdeutschen vom Mittelhochdeutschen sind:

1. Quantitätswechsel, hervorgerufen bald durch Dehnung einer Kürze, namentlich in Stammsilben, auf denen der Wortton ruht, bald durch Eintritt einer konsonantischen Länge für eine vokalische, z. B. sägen — sagen, täg — tag, wîder — wider; wâfen — Waffen, muoter — Mutter, iemer — immer.

2. Lautveränderung, hervorgerufen durch Diphthongierung der langen Vokale î in ei (zît = Zeit), û in au (hûs = Haus); iu in eu (liute = Leute). Dieses Gesetz zeigt jedoch auch manche Ausnahmen.

3. Übereinstimmung im Singular und Plural des Imperfekts der starken Zeitwörter, z. B. mittelhochdeutsch: ich reit, wir riten, ich ritt, wir ritten, ich bant, wir bunden, ich band, wir banden; ich bôt, wir buten, ich bot, wir boten u. a.

## § 3.

## Perioden der deutschen Literaturgeschichte.

Innerhalb der drei genannten Entwicklungsstufen des Hochdeutschen unterscheiden wir für die Geschichte der poetischen Nationalliteratur acht Perioden:

1. Die Zeit des heidnischen, altdeutschen Volksgesanges und der Sagenbildung, von den ältesten Zeiten bis auf Karl den Großen, 800.

2. Die Zeit des Einflusses der Geistlichkeit auf die Poesie, von Karl dem Großen bis zu den Kreuzzügen; von 800 bis 1100.

3. Erste Blüteperiode auf dem Gebiete des Volksepos (Nibelungenlied und Kudrun), des höfischen Epos (Heinrich von Veldeke, Hartmann

[1] „Der Übersetzer soll reines Deutsch, nicht lateinisch oder griechisch reden; er soll nicht den Buchstaben des Originals um den Ausdruck fragen, sondern die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, den gemeinen Mann auf dem Markt darum fragen."

von Aue, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg), der Lyrik (Walther von der Vogelweide) und der Didaktik (Freidanks Bescheidenheit); Träger sind die Ritter in der Zeit der Kreuzzüge; von 1100 bis 1300.

4. Die Zeit des Verfalles der Poesie, deren Träger Bürger und Handwerker sind: Meistergesang, Blüte des Volksliedes; von 1300 bis 1500.

5. Das Zeitalter der Reformation: Blüte des Kirchenliedes und Vorherrschen der satirisch-didaktischen Poesie; von 1500 bis 1624 (von Luther bis Opitz).

6. Die Zeit der Poesie der Gelehrten oder die Zeit der Nachahmung; von 1624 bis 1748 (von Opitz bis Klopstock).

7. **Zweite Blüteperiode**, anhebend mit der Herausgabe der drei ersten Gesänge von Klopstocks Messias im Jahre 1748 und geknüpft an die Dichter Klopstock, Wieland, Lessing, Herder, Schiller, Goethe und an die Romantiker; von 1748 bis 1832 (von Klopstocks Auftreten bis zu Goethes Tod, 1832).

8. Die Zeit der Nachblüte der Romantiker und die Zeit der neueren Dichter mit besonderer Pflege der Prosa; von 1832 bis zur Gegenwart.

---

# Erste Periode bis 800.

## § 4.

## Heidnischer Volksgesang und Sagenbildung.

Nach der Überlieferung des römischen Schriftstellers Tacitus (etwa von 54 bis 120 n. Chr.; Germ. 2 und 3 und Annales 2, 88) bestand schon frühzeitig bei unsern Vorfahren ein Volksgesang, durch den sie bald ihre Götter und Helden feierten, bald zur Schlacht sich anfeuerten[1], bald bei fröhlichem Mahle sich ergötzten. Von der Sitte, die Taten hervorragender Helden durch Lieder unter Begleitung der Harfe zu feiern, berichtet auch Jordanes (um 550) in seiner Gotengeschichte, betreffs des auf den Katalaunischen Feldern gefallenen Königs Theoderich († 452). Dieselbe Sitte lernen wir im Beowulfsliede (S. 8, A. 2) kennen („Sie verkündeten sein ritterliches Wesen und priesen mächtig seine Heldentat").

Die Zeit der Völkerwanderung im 4., 5. und 6. Jahrhundert gab sodann dem poetischen Geiste und der leichtempfänglichen Phantasie

---

[1] Der Vortrag dieses Liedes hieß barditus = Bartlied zu Ehren des bärtigen Gottes Donar oder Schildgesang vom altnordischen bardhi = Schild.

des jungen Volkes neue Nahrung; es entstanden im Anschluß an hervorragende Heldengestalten bestimmte Sagenkreise, in denen Historisches mit Mythischem (Mythus = Dichtung der Volksphantasie über das Walten der Götter und der Naturkräfte) sich mischte und manches, was nach Ort und Zeit getrennt war, innig verbunden wurde. So bildeten sich folgende sieben Sagenkreise:

1. Der **ostgotische**, in welchem der Held der älteren Sage, Ermenrich, den tapfern greisen Gotenkönig Hermanrich darstellt, der den Untergang seines Reiches durch die Hunnen nicht überleben wollte und sich im Jahre 375 tötete. Der Held der jüngeren Sage ist Theoderich der Große († 526), der nach der Gründung eines ostgotischen Königreiches in Italien seine Residenz in Ravenna, oft auch in Verona hatte, weshalb ihn die Sage Dietrich von Bern, „Volksfürst von Verona", nennt. Der Sage nach von Odoaker besiegt (umgekehrt in der Geschichte), lebt er verbannt mit seinem Waffenmeister Hildebrand längere Zeit am Hofe des Königs Etzel in Ungarn.

2. Der **fränkische** oder niederrheinische, dessen Held Siegfried von Niederland ist mit dem Wohnsitze in Xanten. Schon frühzeitig machten sich in diesem Sagenkreise mythische Einflüsse geltend.

3. Der **burgundische**, dessen Helden der Burgundenkönig Gunther (Gundikar der Geschichte, 437 mit seiner Macht durch die Hunnen vernichtet) mit seinen Brüdern Gernot und Giselher, seine Mannen Hagen und Volker und seine Schwester Kriemhild sind. Die Begebenheiten der Sage haben zum Mittelpunkt Worms am Rhein.

4. Der **hunnische**, dessen Held der Hunnenkönig Attila oder Etzel (= Väterchen, † 453) ist mit seinem wackern Dienstmann Rüdiger von Bechlaren. Der Sitz der Sage ist Ofen in Ungarn.

5. Der **langobardische**, dessen Helden König Rother (Rothari der Geschichte, † 650), Ortnit, Hugdietrich und dessen Sohn Wolfdietrich sind.

6. Der **Nordseesagenkreis**, dessen Helden Hagen von Irland, Hettel, Herwig und Kudrun, Hettels Tochter, sind. Schauplatz sind die Nordseeküsten, Irland, Seeland und die Normandie.

7. Der **aquitanische**, dessen Helden Walther von Aquitanien und Hildgund, dessen Schauplatz Ungarn und der Wasgenwald sind.

Der einzige Überrest von Dichtungen aus diesen Sagenkreisen ist das **Hildebrandslied**, in welchem die niederdeutsche Sprache mit hochdeutschen Elementen gemischt ist[1].

[1] Das Lied, von Mönchshand aufgeschrieben, ist auf den inneren Deckblättern eines lateinischen Gebetbuches im Kloster zu Fulda gefunden worden und befindet sich jetzt auf der Landesbibliothek in Kassel.

Aufgezeichnet um das Jahr 800, behandelt es ein Stück aus der ostgotischen Sage: Dietrich von Bern wird von Otaker (Odoaker), an dessen Stelle in der jüngeren Sage Ermenrich, der geschichtliche Ostgotenkönig Hermanrich, als Kaiser und Dietrichs Oheim tritt, aus seinem Reiche vertrieben und im Ungarlande von Etzel (Attila) freundlich aufgenommen mitsamt seinem Waffenmeister Hildebrand (hild = Kampf und brand = Fackel, das blitzende Schwert), der seine Gattin mit einem unmündigen Sohne in der Heimat zurückgelassen hat. Nach dreißig Jahren heimkehrend, stößt Hildebrand an der Grenze des Landes auf seinen ihm den Eingang wehrenden, ihn nicht kennenden Sohn Hadubrand (hadu = Krieg). Wider Willen muß er gegen seinen Sohn den Kampf beginnen. Hiermit schließt das leider nur als Bruchstück vorhandene Gedicht, dessen düsterer Ton keinen Zweifel an dem tragischen Ausgang des Kampfes gestattet, wie auch die um 1240 bis 1300 in Norwegen geschriebene Thidrekssaga (= Theoderichsage) den Sohn durch den Vater umkommen läßt. Ein denselben Gegenstand behandelndes Volkslied des 15. Jahrhunderts läßt freilich den Sohn dem Vater unterliegen, dann aber Versöhnung zwischen den Helden eintreten, nachdem sie sich als Vater und Sohn erkannt haben.

Die Form des Gedichtes ist die alliterierende Langzeile mit acht Hebungen und unbestimmt vielen Senkungen, durch eine Zäsur in zwei Halbzeilen geteilt, welche durch die Alliteration oder den Stabreim, d. h. den Gleichklang der Anlaute (gleicher Konsonanten oder Vokale, die jedoch nicht die gleichen zu sein brauchen) hochbetonter Silben, wiederum zu einem Ganzen vereinigt werden, indem in der Regel zwei Wörter der ersten Halbzeile und ein Wort der zweiten untereinander alliterieren.

Ik gihôrta dat seggen*
dat sih urhêttun
ênon muotin
Hiltibrant enti Hadubrant
untar herjun tuêm.
sunufatarungôs
iro saro rihtun,
garutun se iro gûdhamun,
gurtun sih suert ana,
helidôs, ubâr hringâ,
dô sie to derô hiltju ritun.
Hiltibrant gimahalta:
her was hêrôro man,
ferahes frôtôro;
her frâgên gistuont
fôhêm wortum,
huer sîn fater wâri
fireô in folche*
*„eddo huelihhes cnuosles dû sîs,
ibu dû mi ênan sagês,
ik mi dê ôdrê wêt,
chind, in chunincrîche
chûd ist mî al irmindeot."

Ich hörte das sagen,*
daß sich herausforderten
zu einzelnen Kämpfen
Hildebrand und Hadubrand
zwischen zwei Heeren.
Sohn und Vater
ihre Rüstung richteten,
bereiteten ihre Kriegsgewänder,
gürteten sich die Schwerter an,
die Helden, über die Panzerringe,
dann ritten sie zum Kampfe.
Hildebrand redete;
er war der hehrere Mann,
des Lebens der erfahrnere;
er zu fragen begann
mit wenigen Worten,
wer sein Vater wäre
der Männer im Volke*
*„oder welches Geschlechtes du seist.
Wenn du mir einen sagest,
ich mir die andern weiß.
Kind, im Königreiche
kund ist mir all das Menschenvolk."

Hadubrant gimahalta.
Hiltibrantes sunu:
„dat sagêtun mî
ûserê liuti,
altê enti frôtê,
deâ êr hina wârun,
dat Hiltibrant hêtti mîn fater:
ih heittu Hadubrant,
forn her ôstar giweit,
flôh er Otachres nîd,
hina mit Theotrîhhe,
enti sînero degano filu.
her furlêt in lante
luttila sitten
prût in bûre,
barn unwahsan,
arbeô laosa:
er rêt ôstar hina.
sîd Dêtrîhhe
darbâ gistuontun
fateres mînes.
dat was sô friuntlaos man:
her was Otachre
ummett irri,
deganô dechisto
was er Deotrîhhe;
eo folches at ente:
imo was êo fehta ti leop;
chûd was er managêm
chônnêm mannum.
ni wânju ih iu lîb habbê“ *
„wêttu irmingot
obana fona hevane,
dat dû neo dana halt
dinc ni gileitôs
mit sus sippan man“ *
want her dô ar arme
wuntanê bougâ,
cheisuringû gitân,
sô imo sê der chuning gap,

Hadubrand redete,
Hildebrands Sohn:
„Das sagten mir
unsere Leute,
alte und erfahrene,
die eher hinstarben,
daß Hildebrand hieße mein Vater:
ich heiße Hadubrand.
Vordem er ostwärts zog,
floh vor Otakers Neid
von hinnen mit Theodrich
und seiner Degen vielen.
Er ließ im Lande
jung sitzen
die Gattin im Hause,
das Kind unerwachsen,
erbelos:
er ritt ostwärts hin.
Seitdem Dietrich
Entbehrungen entstunden
meines Vaters.
Das war so freundloser[1] Mann:
Er war auf Otaker
unmäßig erbittert,
der Degen liebster
war er Dietrich;
stets an des Volkes Spitze;
ihm war stets zu fechten lieb;
kund war er manchen
kühnen Männern.
Nicht wähne ich, daß er noch das Leben [habe.“ *[2]
„Zum Zeugen ruf' ich Irmingot[3]
oben vom Himmel,
daß du nie dann wahrlich
Streit nicht führtest
mit so verwandtem Manne.“ *
Da wand er vom Arme
gewundene Ringe,
aus Kaisermünzen gemacht,
wie ihm sie der König gab,

[1] Freundlos, weil getrennt von den Seinen.
[2] Hier wird zu ergänzen sein: Hildebrand redete, Heribrands Sohn.
[3] Irmin verallgemeinernd = groß, wie in V. 23.

Hûneô truhtîn:
„dat ih dir it nû bî huldî gibu."
Hadubrant gimahalta,
Hiltibrantes sunu:
„mit gêrû scal man
geba infâhan,
ort widar orte.
dû bist dir, altêr Hûn,
ummet spâhêr:
spenis mih*
mit dînêm wortun, wili mih
dînû sperû werpan.
pist alsô gialtêt man,
sô dû êwin inwit fuortôs.
dat sagêtun mi
sêolîdantê
westar ubar wentilsêo,
dat inan wîc furnam:
tôt ist Hiltibrant,
Heribrantes suno."
Hiltibrant gimahalta,
Heribrantes suno:
„wela gisihu ih
in dînêm hrustim,
dat dû habês hême
hêrron gôtan,
dat dû noh bî desemo riche
reccheo ni wurti***"
„welaga nû, waltant got!
wêwurt skihit.
ih wallôta sumarô
enti wintrô sehstic,
dâr man mih êo scerita
in folc sceotanterô:
sô man mir at burc ênîgeru
banun ni gifasta:
nû scal mi suâsat chind
suertû hauwan,
bretôn sînû billjû,
eddo ih imo ti banin werdan.
doh maht dû nu aodlîhho,

der Hunnen Herr:
„Daß ich dir nun es aus Huld gebe."
Hadubrand redete,
Hildebrands Sohn:
„Mit dem Ger soll der Mann
Gabe empfahn:
Spitze wider Spitze.
Du bist dir, alter Hunne,
unmäßig schlau:
lockest mich*
mit deinen Worten, willst mich
mit deinem Speere werfen.
Du bist ein so gealterter Mann,
wie du ewigen Trug führtest.
Das sagten mir
Seefahrende
westwärts über den Wendelsee[1],
daß ihn der Kampf dahinnahm:
Tot ist Hildebrand,
Heribrands Sohn."
Hildebrand redete,
Heribrands Sohn:
„Wohl sehe ich
an deiner Rüstung,
daß du habest daheim
einen guten Herrn,
daß du noch bei diesem Fürsten
Verbannter nie wurdest***"
„Weh nun, waltender Gott!
Wehgeschick geschieht.
Ich wallte der Sommer
und Winter sechzig[2],
wohin man immer mich stellte
zu der Schießenden Volk:
so hat man doch bei keiner Burg
den Tod mir beigebracht;
nun soll mich das eigene Kind
mit dem Schwerte hauen,
niederstrecken mit seinem Beile,
oder ich ihm zum Mörder werden.
Doch magst du nun leicht,

[1] wentilsêo = die sich (um die Erde) windende See.
[2] 60 Sommer und Winter = 30 Jahre.

ibu dir dîn ellen tauc,
in sus hêremo man
hrusti giwinnan,
rauba birahanen,
ibu dû dâr ênic reht habês**
der si doh nû argôsto
ôstarliutô,
der dir nû wiges warnê,
nû dih es sô wel lustit
gûdeâ gimeinûn.
niusê dê môtti,
huerdar sih hiutû
dero hregilô hruomen muotti
erdo deserô brunnônô
bederô waltan."
dô lêttun sê êrist
askim scritan,
scarpên scûrim,
dat in dêm sciltim stônt.
dô stôpun tô samane,
staimbort chludun,
heuwun harmlicco
huittê sciltî,
unti im irô lintûn
luttilô wurtun
giwigan miti wâmbnum.

wenn dir deine Kraft taugt,
an so hehrem Manne
Rüstung gewinnen,
Raub erbeuten,
wenn du da einiges Recht hast**
Der wäre nun der ärgste
der Ostleute[1],
der dir nun den Kampf weigerte,
nun dich so wohl gelüstet
gemeinsamen Kampfes.
Versuche die Begegnung,
wer sich der Gewänder
heute rühmen dürfe
oder dieser Brünnen
beider walten."
Da ließen sie zuerst
die Eschen dreinfahren
in scharfen Schauern,
daß es in den Schilden stund.
Da rannnten sie zusammen
mit den Kampfschildbuckeln,
sie hieben jämmerlich
die weißen Schilde,
bis ihnen ihre Linden(schilde)
klein wurden,
zerstört mit den Waffen

So zeichnet uns der Dichter mit kurzen Strichen in formelhaftem Stile den bedächtig zögernden, klugen alten Hildebrand und den entschlossen kampfluftigen, mißtrauischen jungen Hadubrand. Jener erscheint als voller Held: entsetzt darüber, nach langer Trennung von der Heimat mit dem lieben Sohne kämpfen zu sollen, zerrissen von entsetzlicher Seelenqual in dem Gedanken, als Vater sein eigenes Kind mit dem Schwerte niederhauen zu müssen, folgt er dennoch dem Gesetze der Ehre. Das Gedicht legt somit ein klares Zeugnis ab „für den sittlichen Geist unseres alten Heldengesanges".

Außer dem Hildebrandslied stammen noch aus der ältesten, rein heidnischen Zeit die im Jahre 1840 in der Dombibliothek zu Merseburg aufgefundenen und nach ihrem Fundorte benannten zwei **Merseburger Zaubersprüche**. Die Form ist auch hier die des Stabreimes. Beide Gedichte

[1] = Ostgoten.

haben einen epischen Eingang zur Darstellung des Vorganges, bei dem der Spruch sich als wirksam erwiesen. Diesem Eingange folgt die Beschwörungsformel, die erste zur Lösung der Fesseln eines Kriegsgefangenen durch die Idisi (Walküren, Schlachtjungfrauen), die zweite zur Heilung eines Pferdes von einer Beinverrenkung.

### 1. Spruch zur Befreiung eines Gefangenen.

Eiris sâzun Idisî, sâzun hera duoder.
Einst saßen Schlachtmaide, saßen hieher, dorthin.
Suma hapt heptidun, suma heri lezidun,
die Hefteten Hafte, die Hemmten das Heer.
Suma clûbôdun umbi cuniowidi:
einige klaubten an Kniefesseln:
Insprinc haptbandun, invar vîgandun! (Endreim.)
entspring den Banden, entfahr den Feinden!

### 2. Spruch zur Heilung einer Beinverrenkung.

Phol ende Wodan vuorun zi holza.
Phol und Wodan fuhren zu Holze.
Dû wart demo Balderes volon sîn vuoz birenkit.
Da ward dem Balders Fohlen sein Fuß verrenkt.
Thû biguolen Sinthgunt, Sunna erâ suister;
Da besprach ihn Sinthgunt (und) Sunna, ihre Schwester;
Thû biguolen Volla, Frija erâ suister;
Da besprach ihn Volla (und) Frija, ihre Schwester;
Thû biguolen Wodan, sô hê wola conda:
Da besprach ihn Wodan, wie er wohl konnte:
Sôse bênrenkî, sôse bluotrenkî,
Sei's Beinverrenkung, sei's Blutverrenkung,
Sôse lidirenkî:
Sei's Gliedverrenkung:
Bên zi bêna, bluot zi bluoda,
Bein zu Beine, Blut zu Blute,
Lid zi geliden, sôse gelîmida sîn!
Glied zu Gliedern, als ob geleimt sie seien![1]

---

[1] Phol nach J. Grimm der Beiname des Lichtgottes Balder; Sunna, die Sonne; Sinthgunt, eine Begleiterin der Sunna = Morgen- oder Abendstern, nach andern die Mondgöttin; Wodan, auch Odin genannt, und Frija, die Göttermutter, das höchste Götterpaar; Volla, die Göttin der Fülle, des Reichtums.

# Zweite Periode von 800 bis 1100.

## § 5.

## Die Poesie unter dem Einflusse der Geistlichkeit.

Mit der Christianisierung der heidnischen Sachsen kam eine christliche Poesie auf.

Das Wessobrunner Gebet, genannt nach dem Kloster Wessobrunn oder Weißenbrunn in Oberbayern, in altsächsischer Mundart verfaßt, aber von einem hochdeutschen Schreiber aus Bayern um 800 aufgezeichnet, stellt in stabreimenden Versen in einem episch gehaltenen Eingange die vor der Weltschöpfung herrschende Leere dar und bittet um rechten Glauben, guten Willen und um Kraft, dem Teufel zu widerstehen.

Dat gafregin ih mit firahim firiuuizzo meista,
Dat ero ni uuas noh ûfhimil; (noh paum noh pereg ni uuas;)
ni suigli sterro nohhein noh sunna ni liuhta,
noh mâno noh der mâreo sêu.
Dô dâr niuuiht ni uuas enteo ni uuenteo,
enti dô uuas der eino almahtîco cot,
manno miltisto, enti manake mit inan
cootlîhhe geistâ. enti cot heilac ...
Cot almahtîco, dû himil enti erda gauuorahtôs,
enti dû mannun so manac coot forgâpi,
forgip mir
in dîno ganâdâ rehta galaupa,
enti côtan uuilleon, uuîstôm enti spâhida
enti craft,
tiuflun zu uuidarstantanne, enti arc za piuuîsanne,
enti dînan uuilleon za gauuurchanne.

Das erfahre ich unter den Menschen als der Wunder größtes,
Daß Erde nicht war, noch der Himmel darüber; (noch irgend ein Baum
noch Berg war;)
Kein glänzender Stern noch die Sonne leuchtete,
Noch der Mond noch die herrliche See.
Als da nichts war der Enden noch der Wenden,
Und da war der eine allmächtige Gott,
Der Männer mildester und manche mit ihm
Göttliche Geister. Und Gott heiliger ...
Gott allmächtiger, du wirktest Himmel und Erde
Und du gabst den Menschen so manch Gut,
Gib mir

In deiner Gnade rechten Glauben
Und guten Willen, Weisheit und Klugheit
Und Kraft,
Teufeln zu widerstehen und Arges zu vermeiden
Und deinen Willen zu wirken.

Um dem Volke für die den Götterglauben fördernden und deshalb von Ludwig dem Frommen verbotenen nationalheidnischen Lieder und Sagen Ersatz zu bieten, verfaßten die Geistlichen auch Dichtungen *christlichen* Inhalts, die teils absichtlich, teils unwillkürlich *nationale Anschauungen* enthielten.

Im „*Muspilli*" (Gedicht vom jüngsten Gericht, etymologisch ungewiß, gewöhnlich mit „Weltbrand" übersetzt), aufgeschrieben auf leergebliebenen Seiten eines dem König Ludwig dem Deutschen gewidmeten frommen Buches, aufgefunden in der Bibliothek von St. Emmeram in Regensburg, fehlen Anfang und Ende; die Darstellung der 103 stabreimenden Verse ist in der Verschmelzung zweier Anschauungen christlich in nationalem Gewande. Die Dichtung zerfällt in drei Teile: 1) Der Tod des Menschen, um dessen Seele Engel und Teufel streiten; 2) Kampf des Propheten Elias mit dem Antichrist und die Vorzeichen des jüngsten Gerichtes, 3) Darstellung des Gerichtes in der Gestalt einer altdeutschen Gerichtssitzung.

. . . sîn tac piqueme daz er touuan scal.
wanta sâr sô sih diu sêla in den sind arhevit
enti si den lihhamun[1] likkan lâzzit,
sô quimit ein heri fora himilzungalon,
daz andar fona pehhe: dâr pâgant siu umpi.
sorgên mac diu sêla unzi diu suona argêt,
za wederemo herje si gihalôt werde.
wanta ipu sia daz Satanâzses kisindi kiwinnit,
daz leitit sia sâr dâr iru leid wirdit,
in fuir enti in finstrî: daz ist rehto virinlîh ding.
upi sia avar kihalônt die die dâr fona himile quemant
enti si dero engilo eigan wirdit,
die pringent sia sâr ûf in himilo rîhhi:
dârî ist lîp âno tôd lioht âno finstrî,
sâlida[2] âno sorgûn: dâr nist siuh[3] neoman.
denne der man in pardîsu pû[4] kiwinnit,
hûs in himile, dâr quimit imo hilfâ kinuok. . . .

---

[1] lîh = Leib, Körper und hamo = Form, Hülle, Hemd.
[2] salidâ mhd. sælde = Glück.
[3] siuh = sieh. [4] pû = Bau.

Die Stunde kommt, daß der Mensch sterben soll.
Sobald auf den Weg sich die Seele erhebet
Und sie die Leibhülle liegen lässet,
So kommt ein Heer von den Himmelsgestirnen,
Von der Hölle das andere, da erheben sie Streit.
Sorgen mag die Seele, bis Sühne ergeht,
Zu welchem Heere geholt sie werde.
Wenn sie des Satans Gesinde gewinnt,
Das leitet alsbald sie, wo Leid ihr wird,
In Feuer und Finsternis: das ist ein fürchterlich Ding.
Wenn aber sie holen die vom Himmel herkommen
Und sie der Engel Eigen wird:
Die bringen sogleich sie ins himmlische Reich.
Da ist Leben ohne Tod, Licht ohne Finsternis,
Seligkeit ohne Sorgen; dort ist siech niemand.
Wenn im Paradiese gewinnt Wohnung der Mann,
Haus im Himmel, kommt dort ihm Hilfe genug. . . .

Sô denne der mahtigo khuninc daz mahal kipannit,
dara scal queman chunno kilihhaz,
denne ni kitar parno nohhein den pan furisizzan,
ni allero manno welih ze demo mahale sculi:
dâr scal er vora demo rihhe az rahhu stantan,
pidaz er in werolti kiwerkôt hapêta. . . .

Wenn das Gericht der mächtige König berufet,
Soll jegliche Sippe dort sich sammeln,
Der Leute darf niemand die Ladung versitzen,
Jeglicher Mann zum Gericht hin muß er:
Da soll vor dem Reichsherrn er Rede nun stehen,
Was in der Welt er alles gewirkt hat. . . .

Sô daz himilisca horn kihlûtit wirdit
enti sih der suanari ana den sind arhevit,
dene hevit sih mit imo herio meista,
daz ist allaz sô pald, daz imo nioman kipâgan ni mak.
denne verit er ze deru mahalsteti deru dâr gimarchôt ist:
dâr wirdit diu suona dia man dâr io sagêta.
denne varant engilâ uper dio marhâ,
wechant deotâ wissant ze dinge.
denne scal manno gilih fona deru moltu arsten,
lôssan sih ar dero lêwo vazzôn: scal imo avar sîn lîp piqueman,
daz er sîn reht allaz kirahhôn muozzi
enti imo after sînên tâtin arteilit werde.
denne der gisizzit der dâr suonnan scal

enti arteillan scal tôtên enti queckhên [1],
denne stêt dâr umpi engilo menigî,
guotero gomôno [2]: gart ist sô mihhil.
dara quimit ze deru rihtungu sô vilo dia dâr ar resti ûf arstênt,
sô dâr manno nohhein wiht pimîdan ni mak.
dâr scal denne hant sprehhan, houpit sekkan,
allero lido welîh unzi in den luzîgun vinger,
waz er untar mannun mordes kifrumita.
dâr ni ist sô listic man, der dâr wiht arliugan megi,
daz er kitarnan megi tâto dehheina,
niz al fora khuninge kichundit werde,
ûzzan er mit fastûn dio virinâ kipuaztî.
denne der paldêt der gipuazzit hapêt,
denner ze deru suonu . . .
wirdit denne furi kitragan daz frôno chrûzi,
dâr der hêligo Christ ana arhangan ward,
denne augit er dio mâsûn dio er in deru menniskî
dio er duruh desse mancunnes minna . . . —

Wenn laut erhallet das himmlische Horn
Und sich der Richter anschickt zur Reise,
Dann erhebt sich mit ihm gewaltige Heerschar,
Das ist alles so kampflich, kein Mann kann ihm trotzen.
So fährt er zur Richtstatt, wo errichtet der Markstein,
Da ergeht das Gericht, das dorthin man berufen.
Dann fahren die Engel hin über die Marken,
Wecken die Toten, weisen zum Thinge.
Dann soll erstehen männiglich vom Staube,
Sich lösen von Grabes Last; dann wird ihm der Leib kommen,
Daß all seine Sache er sagen müsse,
Und nach seinen Werken Urteil ihm werde.
Wenn er da sitzet, der sühnen soll
Und den Spruch erteilt Lebenden und Toten,
So steht da umher Heerschar der Engel,
Guter Männer: so groß ist der Ring.
Da kommen so viel zum Gericht, die erstehen von der Ruhe,
Wo doch kein Mann vermag zu hehlen.
Da soll Hand sprechen, Haupt reden,
Jedwelches Glied bis zum winzigen Finger,
Was unter Menschen er hat gemordet.
Da ist keiner so listig, der was könnte erlügen,
Oder der Handlungen eine verhehlen,

[1] Vgl. unser keck und quick, verquicken. [2] homo.

Als würde dem König nicht alles geküudet:
Er habe dann mit Fasten die Frevel gebüßet.
Getrost dann bleibt, der gebüßt hat,
Wenn zum Sühntag er kommt.
Dann wird hergetragen das Kreuz des Herrn,
Da der heilige Christ angehängt ward.
Er zeigt die Male, die er in der Menschheit
Aus Liebe zum Menschengeschlechte . . .

Das hervorragendste Erzeugnis der christlichen Poesie in nationalem Geist ist der gegen 6000 Verse enthaltende **Heliand** (d. h. Heiland), eine Evangelienharmonie. Zur Zeit Ludwigs des Frommen, etwa zwischen 830 und 840, von einem jedenfalls gelehrten Sachsen oder einem Volkssänger (der Sage nach von einem Bauer) unter Beihilfe eines Geistlichen in schlichtem Volkstone, in echt epischer Haltung und alliterierender Form in altniederdeutscher Sprache geschrieben, stellt das Gedicht das Leben Jesu nach den vier Evangelien dar. Der Dichter dieser „Messiade" lehnt sich durchweg an das Leben seines Volkes und die Einrichtungen seines Landes. Christus tritt auf als ein mächtiger und milder deutscher Volkskönig, dem die Jünger als seine Mannen in Lehenstreue ergeben sind; nicht minder erscheint der Schauplatz des Lebens Jesu deutsch: er zieht einher wie ein altsächsischer Stammesherzog, dem die Vasallen huldigen; die jüdischen Städte gleichen deutschen Burgen, und Herodes hält sein Festmahl in einer hölzernen, germanisch eingerichteten Halle. Auch sonst enthält das Gedicht manche rein germanische Anschauung, so daß es für die Erforschung deutscher Altertümer in Recht und Sitte von großer Wichtigkeit ist. Aber wenn auch „überall echt germanisch, ist es überall doch auch echt christlich und der geoffenbarten Wahrheit getreu".

### Von der Zerstörung des Tempels.

Geng imu tho the godes suno; endi is iungaron mit imu,
waldand fan themu wihe, allso is willio geng.
Jac imu uppen thene berg gisteg, barn drohtines
sat imu thar mit is gesidun, endi im sagde filu
waroro wordo. Sie bigunnun im tho umbi thene wih sprekan
thie gumon umbi that godes hus; quadun that ni wari gottlicora
alah obar erdu thurh erlo hand
thurh mannes giwerk mid meginkraft
rakud rihtid. Tho the rikiu sprak
her hebeneuning. hordun he odra.
„Ik mag iu gitellien", quad he, that noh wirdid thiu tid kumen
that is afstanden ni scal sten obar odrumu;
ac id fallid ti foldu endi id fiur nimid

gradag logna, tho id nu so godlic si
so wislico giwarht. Endi so dod thesaro weroldes giscapu:
teglidid groni wang.“ Tho gengun imo is iungaron to.
fragodun ina so stillo: „Hus lango scal standen noh“, quadun sie,
thius werold an wunniun, êr than that giwand kume
that he lasto dag liohtes scine
thurh wolkanskion? eftho hvan is eft thin wan kuman
an thenne middilgard, mankunni
te andomienne, dodun endi quikun?
Fro min, the godo, us is thes firiwit mikil,
waldandeo Krist, hvan that giwerden sculi!“
Tho im andwordi alowaldo Krist
godlico fargaf, them gumun selbo.
„That habad so bidernid“, quad he, „drohtin, the godo,
jac so hardo farholen himilrikies fader,
waldand thesaro weroldes, so that witen ni mag
enig mannisc barn, hvan thiu marie tid
giwirdid an thesaru weroldi. Ne it ok te waran ni kunnun
godes engilos, thie for imo geginwarde
simlun sindun. Sie it ok giseggian ni mugun
te waran mid iro wordun, hvan that giwerden sculi
that he willie an thesan middilgard, mahtig drohtin
firiho fandon. Fader wet it eno,
helag fan himile; elcur is it biholen allun,
quikun endi dodun, hvan it kumi werdad.“

(Es) erging sich da der Gottessohn und seine Jünger mit ihm,
(der) Waltende, von dem Weihtum (Tempel) ganz wie sein Wille (war),
ging (er).
Auch (sich) auf den Berg stieg (er), (der) Geborene (Sohn) des Herrn,
saß (sich) dort mit seinen Gesellen, und ihnen sagte (er) viele
wahrer Worte. Sie begannen ihm da über den Tempel (zu) sprechen,
die Männer, über das göttliche Haus; sagten, daß nicht wäre göttlicher
(ein) Tempel über der Erde durch Mannes Hand,
durch Mannes Werk, mit Vollkraft,
ein Palast errichtet. Da der Mächtige sprach,
er (der) Himmelskönig, (es) hörten die andern.
„Ich kann euch erzählen“, sprach er, „daß noch wird die Zeit kommen,
daß von ihm stehen nicht soll (ein) Stein auf dem andern,
sondern, daß es fällt zu Boden und es (das) Feuer nimmt,
(die) gefräßige Lohe, obgleich es nun so herrlich ist,
so weislich gearbeitet. Und so tut dieser Welt Geschöpf:
es zergleitet die grüne Au.“ Da gingen seine Jünger zu (ihm),
fragten ihn so still: „Wie lange soll stehen noch“, sagten sie,

„diese Welt in Wonnen, ehe denn die Wendung komme,
daß der letzte Tag des Lichtes scheine
durch den Wolkenhimmel? Oder wann ist wieder dein Wahn (Absicht) zu kommen
auf diesen Mittelgarten (Erde), das Menschengeschlecht
zu richten, (die) Toten und (die) Lebenden?
Herr mein, der gute, uns ist des Fürwitz (Neugier) großer,
waltender Christ, wann das werden soll!"
Da ihnen Antwort (der) allwaltende Christ
gütlich (liebevoll) gab, den Männern, er selbst.
„Das hat so verborgen", sagte er, „(der) Herr, der gute,
auch so verhehlt des Himmelreichs Vater,
Der Waltende dieser Welt, so daß es wissen nicht kann
irgend ein Menschenkind, wenn die berühmte Zeit
wird (= kommt) in dieser Welt. Noch es auch in Wahrheit nicht kennen
Gottes Engel, die vor ihm gegenwärtig
immer sind. Sie es auch sagen nicht können
in Wahrheit mit ihren Worten, wann das werden soll,
daß er wolle auf dieser Erde, (der) mächtige Herr,
die Menschen fahnden (prüfen). (Der) Vater weiß es allein,
(der) heilige vom Himmel; sonst ist es verhehlt allen
(den) Lebenden und Toten, wann sein Kommen wird (geschieht)."

Dem Heliand gegenüber, aber von geringem poetischen Werte, steht das **Evangelienbuch** (liber evangeliorum domini gratia theotisce conscriptus) des auf der berühmten Klosterschule zu Fulda unter Hrabanus Maurus gebildeten oberdeutschen Benediktinermönches **Otfried** zu Weißenburg im Elsaß, 868 in althochdeutscher (rheinfränkischer) Sprache verfaßt und Ludwig dem Deutschen gewidmet. Das Gedicht ist in Strophen von zwei Langzeilen oder vier Halbzeilen mit je vier Hebungen und unbestimmt vielen Senkungen abgefaßt; die Vershälften sind nicht mehr durch den Stabreim, sondern durch den Endreim verbunden, indem In- und Auslaut der vierten Hebung jeder Halbzeile Gleichklang haben.

Lúdowíg ther snélló, thes wisdúames fólló,
er óstarrîchi rîhtit ál, sô Fránkóno kúning scâl.

(Ludwig der Schnelle, des Weistumes [der Weisheit] voll,
er Ostreich richtet all [das ganze Ostfrankenreich], so [wie ein] Frankenkönig soll.)

Durch diese Einführung des Endreims ist Otfried, der auch als bedeutender Sprachmeister gilt, der Gesetzgeber der Metrik für das Mittelalter geworden.

Weniger episch gehalten als der Heliand, zumal da viele lyrische und didaktische Stellen mit Mahnungen und moralischen Betrachtungen eingefügt

sind, kennt das Gedicht, welches auch **Krist** (Christ) genannt wird, keine heidnische, sondern nur mehr *christliche* Anschauung, wie es auch in ausgesprochenem Gegensatz zum laicorum cantus gedichtet ist.

**Christus geht zum Ölberg und lehrt seine Jünger.**

Giáng tho drútin thánana mit ímo ouh sine thégana
oúgtun sie imo innanthés gizimbri thes húses.
Quad ér: „Giwisso ih ságen íu, thie steina wérdend noh zi thíu
thaz sie sint só unthrate, hiar liggent al zi sáte“
Er sáz sid thémo gánge in themo óliberge;
frágetun sie nan súntar — sie wás es filu wúntar:
„Ságe uns, meistar, thánne, wío thiu nít gigánge,
zeíchan wio thu quéman scalt, ioh wis thiu wórolt ouh zigát.“
„Goúmet“, quad ér, „thero dáto, ioh weset gláwe thrato,
thaz íu ni dáron in fára thie mánagon lúginara.
Yrwéhsit íamarlichaz thing úbar thesan wórolt ring
in húngere int in súhti, in wénegeru flúhti!“
Tho zált in thiu sin gúati thio selbun árabeiti,
thíe sie scoltun rínan thuruh námon sinan:
Mánno haz ouh mánagan, ubar sie giléganan,
nid filu stréngan, so frám sie iz múgun bríngan;
Wío sie scoltun fáhan, zi hérizohon zíahan,
gibúntan furi kúninga thíe síne liabun thégana.
Det ér in dróst tho álles, thes íro tódes fálles,
quad théiz ni wári bi álles was, ni si thuruh sínan éinen haz.
Ni sorge fora themo líute, thár ir stet in nóte,
in fórahtun ni wéntet waz ir in ántwurtet,
Ih wisero wórto giwárnon íuih hárto,
rehtera rédina, ir birut míne thegana,
Ih bin sélbo zi thíu, ioh thar ouh spríchu uzar íu,
giwárnon hérzen guates, io thráto festes múates.“

(Es) ging da (der) Herr (von) dannen, mit ihm auch seine Jünger
zeigten sie ihm indessen (den) Bau des Hauses (d. i. Tempels).
Sprach er: „Gewißlich, ich sage euch, diese Steine werden noch zu dem
daß sie sind so unwert und hier liegen all zu Saat (wie gesät).“
Er saß nach diesem Gange auf dem Ölberge;
fragten sie ihn besonders — sie war (nahm) es sehr Wunder:
„Sage uns, Meister, denn, wie die Zeit vergeht,
Zeichen, wie du kommen sollst und wie die Welt auch zergeht.“
„Beachtet“, sprach er, „diese Taten, seid vorsichtig auch gar sehr,
daß euch nicht bringen in Gefahr die manchen Lügner.
(Es) erwächst jämmerliches Ding über diesen Weltring
in Hunger und in Seuchen, in armseliger Flucht!“

Da erzählte ihnen seine Güte dieselben Mühseligkeiten,
die sie sollten treffen um seinen Namen:
Menschenhaß auch machen, über sie gelegen
Neid sehr strengen, soweit sie es können bringen;
Wie sie sollten fahren, zu (den) Herzogen ziehen,
gebunden vor Könige die seinen lieben Jünger.
Gab er ihnen Trost für alles für ihren Todesfall, [einigen Haß.
sagte, daß es nicht wäre für anders was, wenn nicht um seinen all-
„Nicht sorget (fürchtet euch) vor dem Volke, wenn ihr steht in Not,
Aus Furcht nicht wendet, was ihr ihnen antwortet.
Ich mit weisen Worten bewaffne euch recht
Mit rechter Rede; ihr seid meine Jünger,
Ich bin selbst dabei, und da auch spreche ich aus euch,
bewaffne (eure) Herzen mit gutem und sehr festem Mute."

Das Ludwigslied, auf den Sieg Ludwigs III. von Westfranken, Enkel Karls des Kahlen, über die Normannen bei Saucourt, 881 mutmaßlich vom Mönche Hucbald[1] im flandrischen Kloster St. Amand in vierhebigen gereimten Versen verfaßt, ist das einzige bedeutendere Gedicht weltlichen Inhalts aus jener Zeit.

Das 10. Jahrhundert, in welchem die lateinische Sprache, vordem schon in Kirche und Schule eingebürgert, unter den Ottonen auch Hof- und Staatssprache wurde, ließ die nationale Sprache und Dichtung fast ganz[2] zugunsten der lateinischen zurücktreten. So verherrlichte die Nonne Roswitha von Gandersheim in gewandten lateinischen Hexametern die Gründung des Klosters und die Taten Ottos des Großen und schrieb nach dem Muster des römischen Dichters Terenz in gereimter Prosa sechs lateinische Komödien, deren Inhalt christliche Legenden sind.

Um 930 behandelte der Mönch Ekkehard I.[3] zu St. Gallen[4] († 973) in 1455 lateinischen Hexametern sogar einen echt deutschen, dem

[1] Nach anderer Ansicht ist Hucbald wahrscheinlich nur der Schreiber, nicht der Dichter des Liedes gewesen.

[2] Gegen Ausgang des 10. Jahrhunderts finden wir die deutsche Sprache im Kloster zu St. Gallen gepflegt. Namentlich verdient als Übersetzer und Kommentator Anerkennung Notker, mit dem Beinamen Labeo (der Großlippige) oder Teutonikus, wie er nach seinem Tode wegen seiner deutschen Schriften genannt wurde. Besonders wichtig ist seine Psalmenübersetzung.

[3] Ekkehards I. Werk wurde von seinem Lehrer, dem Mönche Geraldus, überarbeitet und von Ekkehard IV. († um 1060) in die uns vorliegende Gestalt gebracht.

[4] St. Gallen und Fulda waren damals die berühmtesten deutschen Klosterschulen, wichtig als Kultur- und Bildungsstätten des ganzen deutschen Vaterlandes (vgl. Freytags Ahnen III: „Nest der Zaunkönige").

burgundisch-hunnischen Sagenkreise angehörenden Stoff, den **Waltharius manu fortis** (Walther Starkfaust und Hildgund), der in lateinischem Gewande ein treuer Spiegel altgermanischen Heldenlebens ist.

Der Hunnenkönig Etzel (Attila) läßt in seinem Reiche das Heerhorn blasen, um gegen Worms in Franken zu ziehen. Hier gibt ihm der König Gibich, bangend vor der Übermacht der Feinde, als Pfand des Friedens seinen Vetter, den hochgemuten jungen Hagen, samt vielen Schätzen. In ähnlicher Weise unterwirft sich dem Hunnenherrscher König Herrich im benachbarten Burgundenlande; er opfert für den Frieden seine einzige Tochter, die Perle von Burgund, die schöne Hildgund, mit Schreinen voll Goldes und köstlichen Gesteines. Auch in Aquitanien wagt der König Alphari dem reisigen Volke der Hunnen nicht zu widerstehen: sein junger Sohn Walthari (von walt, entsprossen dem Verbum walten, und hari = Heer, also — Heergewaltiger), der erwachsen die burgundische Königstochter Hildgund nach der Väter Wunsch ehelichen soll, wird als Geisel gestellt.

„Mit Gold belastet traten die Hunnen den Rückzug an,
Sie führten Walthari und Hildgund und Hagen in sicherer Hut
Und grüßten wildfroh jauchzend die heimische Donauflut."

Unter freundlicher Obhut des Königs und der Königin verleben die drei Geiseln im fernen Ungarlande glückliche Jahre: Walthari und Hagen werden mächtige Heerführer und Hildgund hochgeehrte Schatzmeisterin. Da vernimmt plötzlich Hagen die Kunde, daß König Gibich im Frankenlande gestorben sei und sein Sohn Gunther den Hunnen den Tribut verweigere. Schleunigst begibt er sich deshalb in stiller Nacht auf die Flucht zum Rhein und eilt zu seinem Herrn. Um so fester sucht nun Etzel auf seiner Gattin Rat seinen besten Helden Walthari durch eine Heirat mit einer edeln Hunnenfürstin an sich zu fesseln. Dieser weiß dem Anerbieten jedoch geschickt zu entgehen. Als er bald darauf von einem siegreichen Feldzuge zurückkehrt, den seine Tapferkeit entschieden hat, findet er im Königssaale Hildgund.

Hildgund traf er alleine, da küßt' er sie und sprach:
„Beschaff mir einen Trunk, das war ein heißer Tag."
Da füllte sie den Becher, er trank den Firnewein
Jach, wie den Wassertropfen einsaugt der glühende Stein,
Dann schloß er in die seine der Jungfrau weiße Hand,
Beid' wußten, daß von alters verlobt sie seien einand'
Errötend stand und schwieg sie. Da sprach er zu der Maid:
„Schon lange tragen wir der Fremde hartes Leid
Und sollten doch nach rechten einander sein zu eigen:
Ich hab das Wort gesprochen! nicht länger mag ich's schweigen."
Die Jungfrau stand betrüblich, als wär's nur Spott und Hohn,
Aufflammt ihr blaues Auge, sie sprach mit herbem Ton:
„Was heuchelt deine Zunge, was nie dein Herz begehrt?
Viel besserer Verlobten hältst, Schlauer, du dich wert."
Da blickte treu und minnig, da sprach der tapfre Mann:
„Fern sei, was du gedenkest, o hör mich huldvoll an!
In meines Herzens Grunde haust weder Falsch noch Arg,

Niemals ich mit dem Munde den wahren Sinn verbarg.
Kein Späher weilt im Saale, nur wir zwei beid' allein;
Ich wüßt' ein süß Geheimnis, wollt'st du verschwiegen sein."
Da stürzte ihm zu Füßen Hildgund und weint' und sprach:
„Wohin du mich berufest, o Herr, ich folg' dir nach."
Er hob sie auf mild tröstend: „Ich bin der Fremde müd',
Ein süßes Heimatsehnen die Seele mir durchglüht,
Doch ohne Hildgund nimmer steht mir zur Flucht mein Sinn;
So du zurücke bliebest, des schöpft' ich Ungewinn."
Da lacht' sie in die Tränen: „O Herr, du sprichst mit Fug
Das Wort, das ich seit Jahren geheim im Busen trug.
Gebiete denn die Flucht, mit dir will ich sie wagen,
Durch Not und Fährlichkeit muß uns die Liebe tragen."
Und weiter sprach Walthari, doch flüsternd nur, nicht laut:
„Dieweil sie dir zu hüten den Hunnenschatz vertraut,
So stell des Königs Helm mir und Waffenhemd zurück
Und seinen Riemenpanzer, des Schmiedes Meisterstück;
Dann fülle du zwei Schreine mit Spangen und Gold zu Hauf[1],
Daß du sie kaum vom Boden zur Brust magst heben auf;
Auch sollst du mir beschaffen vier Paare starker Schuh,
— Der Weg wird lang — gleich viele richt' für dich selber zu;
Darüber magst du weiter kostbar Gefäß verpacken,
Beim Schmiede aber heische krummspitze Angelhaken,
Du wirst auf unsern Fahrten erschauen deinen Gesellen
Wegzehrung uns gewinnen mit Fischen und Vogelstellen.
Dies all sei vorbereitet heut über sieben Tage,
Da sitzt mit seinen Mannen der König beim Gelage,
Und schlafen weinbewältigt all' in trunkner Ruh . . .
Glück auf! dann reiten wir dem Land im Westen zu!"

Beim prächtigen Siegesgelage trinken die Hunnen, unmäßig im Genusse, tief in die Nacht hinein, bis sie, vom Weine überwältigt, ihrer Sinne unmächtig umherliegen.

Walthari rief Hildgunden fürsichtig nun zu sich:
„Wohlauf, bring das Geräte, wohlauf und rüste dich!"
Dann führt' er aus dem Stall sein Roß, der Löwe hieß es,
Hufscharrend stand's, und schäumend in seine Zügel biß es.
Er wappnete mit Erze des Rosses Stirn und Seite,
Vom Bug hernieder hängt' er goldschwer die Schreine beide,
Dazu ein Körbchen Speise, dann gab er die wallenden Zügel
Der Jungfrau in die Hand und hob sie in den Bügel,

[1] Walther und Hildgund betrachten diese Schätze, die von ihren Vätern herrühren, als ihr rechtliches Eigentum.

Er selber saß zu R^sse, vom roten Helmbusch umwallt,
Bepanzert und beschienet in riesiger Gestalt.
Zur Linken hängt gegürtet ein Schw.rt, zur Rechten auch
Ein scharfer krummer Säbel nach hunnischem Gebrauch.
Jetzt schwang er Schild und Lanze, es ritten auf einem Roß
Walthari und Hildgunde aus König Etzels Schloß.
Sie ritten aus dem Schlosse, sie ritten die ganze Nacht,
Die Jungfrau lenkt' das Streitroß und hatt' der Schätze acht,
Und sorgsam auch zu handen hielt sie die Fischergerte;
Dieweil das viele Gewaffen Walthari schier beschwerte.
Als nun die Morgensonne aufging mit lichtem Funkel,
Entbogen sie der Heerstraß' zu tiefem Waldesdunkel,
Und hätte Haß der Fremde und Heimweh nicht gedrängt,
So hätte schier Hildgunde das Roß nicht weiter gelenkt.
Wo nur ein Lüftlein rauschte, wo ein Waldvogel sang,
Wo schrill ein Baumast knarrte, da seufzete sie bang.
So mieden sie der Menschen Behausung und Gehege
Und suchten in bahnlosem Gebirg sich Weg und Stege.

Am vierzigsten Abende erreichen die Flüchtlinge in der Nähe von Worms den Rhein. Als König Gunther durch Zufall ihre Überfahrt vernimmt, beschließt er mit Hilfe von zwölf seiner tapfersten Kämpfer gegen Hagens Warnung, sich der Schätze Waltharis zu bemächtigen.

Walthari ritt indessen landeinwärts von dem Rhein,
In einem schattig finstern Forste ritt er ein.
Das war des Weidmanns Freude, der alte Wasichenwald,
Wo zu der Hunde Bellen das Jagdhorn lustig schallt.

Dort ragen dicht zusammen zwei Berge in die Luft,
Es spaltet sich dazwischen anmutig eine Schluft,
Umwölbt von zackigen Felsen, umschlungen von Geäst
Und grünem Strauch und Grase, ein rechtes Räubernest.
Er schaut' den festen Platz. „Hier", sprach er, „laß uns rasten,
Des süßen Schlafes mußt' ich schon allzulange fasten;
Das war, seit vierzig Nächten auf hartem Rosses Rücken
Über den Schild gelehnet, ein unerquicklich Nicken.

Ab tat er Wehr und Waffen und in der Jungfrau Schoß
Lehnt' er sein müdes Haupt: „Nun, teurer Fluchtgenoß,
Hildgund, halt sorgsam Wacht! und steigt vom Tal herauf
Fahldunkle Staubeswolke, dann wecke leis mich auf;
Doch käm' auch angeritten ein ganzes Heer von Recken,
So sollst du doch, Vielteure, nicht allzuschnell mich wecken.
Ich traue deinen Augen. Die sind gar scharf und rein,
Die schaun weit in die Lande . . ." So schlief Walthari ein.

Im Sand sah König Gunther die Spur von Hufestritt,
Anspornend trieb den Renner er nun zu schnellerm Schritt.
„Herbei", rief er, „ihr Mannen! noch heute fahn wir ihn
Samt den gestohlenen Schätzen, er soll uns nicht entfliehn."
Umsonst entgegnet Hagen: „Das geht so glatt nicht ab:
Manch einen tapfern Degen warf jener in das Grab.
Zu oft hab ich erschauet Walthari in Schlachtenwut,
Ich weiß, er handhabt Lanze und Schwert nur allzugut."
Doch nimmer ließ sich warnen der vielverstockte Mann:
Im Glanz des Mittags ritten sie vor der Felsburg an.

Vom Bergesgipfel schaute Hildgund zum Tal hinab,
Da hub sich Staubeswirbel und ferner Rossetrab.
Sie strich mit leisem Finger des Schläfers braunes Haar:
„Wach auf, wach auf, Walthari! es naht uns eine Schar."
Der rieb sich aus den Augen des süßen Schlafes Rest
Und griff nach seinen Waffen und rüstete sich fest,
Und durch die leeren Lüfte schwang er den Speer mit Macht,
Das war ein lustig Vorspiel vor bitterernster Schlacht.

Hildgund, wie sie von weitem Lanzen blitzen sah,
Warf klagend sich zu Boden: „Nun sind die Hunnen da!
Nun fleh' ich, mein Geliebter, hau ab mein junges Haupt,
Daß, so ich dein nicht werde, kein andrer Mann mich raubt!" —
„Gebiete deiner Furcht!" sprach mild der junge Recke,
„Fern sei, daß schuldlos Blut die Klinge mir beflecke.
Der in so manchen Nöten ein starker Hort mir war,
Wird mich auch heute stärken, zu werfen diese Schar.
Nicht Hunnen sind die Feinde, es sind nur dumme Jungen,
Die hier im Lande wohnen, sind fränkische Nibelungen."
Drauf deutet' er mit Lachen nach einem Helm auf dem Plan:
„Das ist fürwahr der Hagen, mein alter Hunnenkumpan."

Nun trat zum Höhleneingang der Held und sprach von dort:
„Vor diesem Tore künd' ich nunmehr ein stolzes Wort:
Kein Franke soll, entrinnend, sich rühmen seinem Weib,
Er hab' Waltharis Schätze gegriffen bei lebendem Leib,
Und ..." Doch die Sprache hemmt' er und kniete zum Gebete,
Gott um Verzeihung flehend für solche Frevelrede.

Dann hub er sich und schaute prüfend der Feinde Reihn:
„Von allen diesen Kämpen fürcht' ich den Hagen allein,
Der weiß viel böse Listen und kennt den Brauch des Streits,
Doch außer ihm, o Hildgund, tut keiner uns ein Leids."

Auf Hagens Rat schickt Gunther zuerst einen seiner Mannen und fordert von dem Helden die Schätze und das Mädchen. Dieser verweigert die Herausgabe der

Jungfrau und bietet nur weniges Gold. So beginnt der Kampf. Die Franken können sich nur einzeln der Höhle nähern, so daß Walthari einen nach dem andern in elfmal wiederholtem Zweikampfe überwinden muß.

Die kunstvolle Schilderung dieser Zweikämpfe, in welcher der Dichter eine große Gewandtheit und Mannigfaltigkeit entwickelt, bildet den Mittelpunkt des Gedichtes. Keines der Gefechte gleicht dem andern, jedes ist durch Sinnesart der auftretenden Kämpfer, durch die Verschiedenheit der zum Kampfe benutzten Waffen und durch den für Walthari zwar immer siegreichen, in den Nebenumständen aber immer abweichenden Ausgang eigentümlich gestaltet.

Elf Franken, darunter Hagens Neffe, sind bereits von Waltharis Hand gefallen, da wendet sich der König an Hagen, der zürnend sich vom Kampfe ferngehalten hat.

„Zu viel des edeln Blutes ward heute schon vergossen,
Magst du das alles schauen so müßig und verdrossen?
Fürwahr, den Schimpf wird nimmer das Frankenland verwinden,
Schon hör' ich unsre Feinde zischend die Mär verkünden:
‚Es kam ein fremder Mann, man wußte nicht woher,
Der tilgte ungestraft der Franken ganzes Heer.'"

Noch wollte Hagen zaudern. Er saß und übersann,
Wie ihm Walthari einst in Treuen zugetan.
Doch als sein Herr und König mit aufgehobnen Armen
Kniefällig zu ihm bat, da faßt' ihn ein Erbarmen,
Da brach das Eis im Herzen, sein Antlitz färbt' sich rot;
So er noch länger säumte, die Ehre litte not.

„Wohin du auch mich rufest, o Fürst, ich werde gehn.
Was immer sonst geschah, die Treue heißt's geschehn!
Doch wer war je so töricht, daß er ins offne Grab,
So wie es hier aufgähnet, freiwillig sprang hinab?
Solang Walthari dort die Felsburg innehält,
Zieht auch ein Heer vergebens wider ihn zu Feld.
Und wenn die Franken all, Fußvolk und Reiterei,
An jenem Platze ständen, es käm' ihm keiner bei.
Doch weil Beschämung dich und Schmerz daniederdrücken,
Ersinn' ich einen Weg, auf dem wird's besser glücken.
Fürwahr, ich ginge nimmer, beschworene Treu' zu brechen,
Selbst nicht — ich sag' es frank — des Neffen Tod zu rächen,
Für dich nur, Herr und Fürst, will der Gefahr ich stehn,
Drum auf und laß uns erst von dieser Walstatt gehn!
Es mögen unsre Rosse dort auf der Warte weiden,
Dann wähnt er uns gegangen und wird von dannen reiten.
So er die enge Burg verlassen, dann wohlan,
Wir folgen ihm und greifen auf offnem Feld ihn an.
Dann magst nach Herzenslust und mehr selbst, als dich freut,
Du mit Walthari fechten; nicht schenkt er uns den Streit." (Scheffel.)

Damit der König nicht prahlen könne, Walthari sei einem Diebe gleich bei Nacht und Nebel entflohen, beschließt dieser, in der Höhle zu übernachten.

Nachdem er für die Ruhe der erschlagenen Recken ein frommes Gebet verrichtet hat, treibt er ihre Rosse zusammen und bindet sie fest.

Dann löst er sich den Gürtel, vom Schweiße durchweicht,
Und macht sich von der schweren Eisenrüstung leicht;
Auch stärkt er mit Speise den Leib so mühewund,
Das Mahl mit Scherzen würzend zum Troste seiner Hildegund.

Auf den Schild gestrecket, sprach er da zur Braut:
„Die erste Nachtwache dir wieder sei vertraut!
Früh morgens will ich selber lieber Wächter sein,
Da ist mehr zu sorgen." Ungewiegt schlief er ein.

Ihm zu Häupten sitzend, wacht schön Hildegund,
Froh in ihrem Herzen, daß heil und gesund
Aus so schweren Kämpfen der Held ihr kam zurück.
Eines Helden Braut zu heißen, süß, doch schwer ist dieses Glück!

Ob auch im wilden Forste hausen Wolf und Bär,
Ob lauernd im Geklüfte ein Unhold nahe wär':
An ihres Walthers Seite wird es ihr nicht bang.
Um den Schlaf zu bannen, leise sie Lieder sang;

Deren hatte sie vernommen an Etzels Hofe viel,
Wo niemals in der Halle schwieg das Saitenspiel
Und reichlich den Helden erscholl des Ruhmes Preis.
Traun, über alle stellt sie Walther in ihren Kreis.

Auch sanftere Klänge sind der Jungfrau kund,
Zarte Minnelieder haucht ihr schöner Mund,
Daß sie süß verschweben, leise, hörbar kaum,
Und sich mild verweben in des lieben Schläfers Traum.

Nach Schlachten und Kämpfen wie klang der Ton so mild!
Ungern nur der Träumer zerstört das Zauberbild,
Doch die Sorge gebietet, — da fährt der Held empor.
Indes die Jungfrau ruhet, steht er an der Höhle Tor.

Die Weile sich zu kürzen, bis der Morgen graut,
Im Pferche die Rosse prüfend er beschaut.
Oft steigt er auf die Höhe und späht hinab ins Tal.
Der Mond will erbleichen, die Sonne öffnet ihren Saal

Und läßt die Strahlenherde hüpfen auf die Weide;
Die Hirtin kommt dahinter im farbenbunten Kleide
Und schwingt in Rosenfingern den lichtweißen Stab.
Da schritt auf Waffenbeute zur Walstatt der Held hinab.

Er ließ nach frommer Sitte den Toten ihr Gewand;
Nur Gürtel, Ringe, Spangen und andern Goldestand,
Auch Panzer und Helme nahm er mit Fug
Und belud vier Rosse, bis sie trugen schwer genug.

Das fünfte nahm Hildegunde, das sechste der Held beschritt.
So begann aus den Klüften langsam der Ritt,
Und wo der Pfad am Felsen sich abwand steil und schmal,
Hielt Walther eine Weile und späht' über Berg und Tal

Und schöpfte mit den Ohren gespannt der Lüfte Wehn,
Ob er Stimmen höre oder Schritte gehn,
Ob feindliche Waffen erklirrten am Schild,
Ob unter Rossehufen erdröhne das Waldgefild.

Als alles schweigsam ruhte, kehrte er voran
Die beladenen Säumer; die Maid schloß sich an.
Das Roß mit den Schreinen selbst nahm er an die Hand.
So begann die Reise wieder er aus Waskenland. (Linnig.)

Kaum haben sie tausend Schritte zurückgelegt, als die angstvoll zurückschauende Jungfrau zwei Männer von einem Hügel rennen sieht. Walthari schickt das Mädchen mit den Rossen voraus in den nahen Wald, er selbst erwartet mutig die Feinde. Vergebens mahnt er zunächst Hagen an den alten Freundschaftsbund.

Von Rosses Rücken schwang sich Hagen nun zur Erde,
Da ließen auch Walthari und König Gunther die Pferde.
Zum Fußkampf standen sie, zwei wider einen Mann.
Die zweite Frühstund' war's, da hub das Streiten an.
Erst brach den Frieden Hagen und warf mit Macht den Speer,
Der flog in hohem Bogen mit Zisch und Zasch daher.

Walthari mochte nicht ausbeugen, doch er hielt
In schräger Richtung ihm entgegen seinen Schild;
Rückprallte das Geschoß, als wie von Marmelstein,
Und wühlte bis an den Nagel sich in den nahen Rain.

Dann warf auch König Gunther den schweren Eisenschaft,
Er warf ihn kecken Mutes, doch nur mit schwacher Kraft,
Den Schildrand traf er nur und konnt' ihn nicht zerreißen:
Walthari schüttelte, da fiel das matte Eisen.
Das war ein schlimmes Zeichen. Jetzt griffen sie zum Schwerte,
Doch grimmen Blicks Walthari sich mit der Lanze wehrte.

Die Klingen waren kurz, sie reichten nicht an ihn,
Da fuhr ein schlimmer Plan dem König durch den Sinn.
Sein abgeschossner Speer lag vor Waltharis Füßen,
Den hält' er heimlich gern zu sich zurückgerissen —

Er winkte mit dem Aug', daß Hagen vorwärts dringe,
Und stieß zurück zur Scheide die goldgeschmückte Klinge,
Da ward die Rechte frei zum Diebsgriff, — und den Schaft
Hielt er schon festgepackt und hätt' ihn auch erraffst;
Doch auf den Hagen stürmte Walthari plötzlich her
Und trat mit starkem Fuß auf den gegriffnen Speer.

Der Überraschung ward der König sehr erschrocken,
Die Knie wankten ihm, sein Atem wollte stocken,
Schon war der Tod ihm nah. Doch sprang in schnellem Lauf
Ihm schirmend Hagen bei. Da stund er zitternd auf.
Es ward der bittre Kampf jetzt ungesäumt erneut,
Fest stand Walthari noch, doch ungleich war der Streit —
Er stand: so steht der Bär, gejagt von wilder Hatze,
Unwillig vor der Meute und droht mit scharfer Tatze
Und duckt das Haupt und knurrt. Weh dem, der an ihn schwirrt:
Er preßt ihn und umarmt ihn, bis er sich nimmer rührt,
Scheu flieht der Rüden Schar mit heulendem Gebelle. —
Schon flutete die Schlacht schon auf der höchsten Welle,
Dreifache Not des Todes auf jeder Stirne stand:
Die Wut, die Last des Kampfes und glüher Sonnenbrand.

Gepreßten Herzens schaute bereits Walthari um,
Ob sich kein Ausweg öffne. Zu Hagen rief er drum:
„O Hagdorn, grün im Laub, du magst so gern mich stechen
Und mir die Heldenkraft mit schlauen Sprüngen brechen.
So schwerer Mühe satt, will ich mit dir jetzt ringen —
Und bist du riesenstark, ich will dich näherbringen!"

Er sprach's, und hochaufspringend warf er die Lanze keck.
Sie traf und riß ein Stück ihm von der Rüstung weg
Und streifte seine Haut, doch nur ein wenig, an,
Dieweil gar starken Panzer sich Hagen umgetan.
Walthari aber riß das Schwert aus seiner Scheide
Und stürmt' auf Gunther ein und schlug den Schild beiseite.
So wundersam gewalt'gen Schwertschlag tat er behende,
Daß er ihm Bein und Schenkel ganz von der Hüfte trennte.

Halbtot auf seinem Schilde lag König Gunther da,
Selbst Hagen wurde blaß, wie solchen Schlag er sah.
Hoch schwang Walthari jetzt die blutgefleckte Klinge,
Auf daß der wunde König den Todesstreich empfinge;
Doch Hagen warf dem Hieb das eigne Haupt entgegen,
Da sprühte von dem Helm hoch auf ein Funkenregen;
Der Helm war hart geschmiedet. Dann brach das Schwert mit Klirren,
Durch Luft und Busch und Gras zahllose Trümmer schwirren.

Walthari, wie ihm so die Klinge war zersplittert,
Fuhr unwirsch auf, es ward sein Herz von Zorn durchschüttert,
Weg warf verächtlich er den Griff — was sollt' er nützen,
Ob er auch kunstgefüget von Golde mocht' erblitzen?
Doch wie er unbedacht die Hand zum Wurf ausreckte,
Tat Hagen einen Hieb, der sie zu Boden streckte.

Da lag die tapfre Rechte, so furchtbar manchem Land,
So siegespreisgeschmückt — nun blutend in dem Sand.
Obzwar ein linker Mann — Walthari war noch nicht
Der Kunst des Fliehens kundig, starr blieb sein Angesicht,
Er biß den Schmerz zusamm, und in den Schild einschob er
Den blut'gen Stumpf, und schnell mit linker Faust erhob er
Das krumme Halbschwert, das er einst im Hunnenland
Als Notbehelf sich um die rechte Hüfte band.
Das rächte ihn am Feind. Da ward dem grimmen Hagen
Sein rechtes Auge ganz aus dem Gesicht geschlagen.
Zersäbelt war die Stirn, die Lippen aufgeschlissen,
Dazu sechs Backenzähne ihm aus dem Mund gerissen.

So ward der Kampf geschlichtet — wohl durften beide ruhn.
Laut mahnten Durst und Wunden, die Waffen abzutun.
Da schieden hochgemut die Helden aus dem Streit,
An Kraft der Arme gleich und gleich an Tapferkeit.
Wahrzeichen ließ jedweder zurück von dem Gefechte,
Hier lag des Königs Fuß, dort lag Waltharis Rechte,
Dort zuckte Hagens Aug': so hob an jenem Platz
Sich jeder seinen Teil vom großen Hunnenschatz.

Die beiden setzten sich. Der dritte lag am Grunde.
Mit Blumen stillten sie den Blutstrom aus der Wunde.
Hildgund, der zarten Maid, laut rief Walthari dann.
Die kam und legte guten Verband den Recken an.
Walthari drauf befahl: „Jetzt misch uns einen Wein,
Wir haben ihn verdienet, er soll uns heilsam sein.
Es sei der erste Trunk dem Hagen zugebracht,
Der war dem König treu und tapfer in der Schlacht.
Dann reich ihn mir, der ich das Schwerste hab' erlitten;
Zuletzt mag Gunther trinken, der lässig nur gestritten."
Die Jungfrau folgt dem Winke und bracht's dem Hagen dar.
Da sprach der Held, wie sehr er von Durst gequält auch war:
„Walthari, deinem Herrn, sei erst der Trunk gereicht,
Braver als ich und alle hat der sich heut erzeigt!"
Zwar müd, doch frischen Geists saß jetzt beim Wein geeint
Hagen, der dornige, mit seinem alten Freund.

Nach Lärm und Kampfgetös, Schildklang und schweren Hieben
Zum Becher dort die zwei viel Scherz und Kurzweil trieben.

„Zukünftig", sprach der Franke, „magst du den Hirsch erjagen,
O Freund, und von dem Fell dir Lederhandschuh tragen;
Und so du dir mit Wolle ausstopfest deine Rechte,
So meint noch mancher Mann, die Hand sei eine echte;
O weh, auch mußt fortan du allem Brauch entgegen
Um deine rechte Hüfte das breite Schlachtschwert legen;
Und will Hildgunde einst dir in die Arme sinken,
So mußt du sie verkehrt umarmen mit der Linken,
Und alles, was du tust, muß schief und linkisch sein . . ."
Walthari ihm erwidert': „O Einaug', halte ein!
Noch werd' ich manchen Hirsch als Linker niederstrecken,
Doch dir wird nimmermehr des Ebers Braten schmecken.
Schon seh ich queren Auges dich mit den Dienern schelten
Und tapfrer Helden Gruß mit scheelem Blick entgelten.
Doch alter Treu gedenkend, schöpf' ich dir guten Rat:
Bist du der Heimat erst und deinem Herd genaht,
Dann laß von Mehl und Milch den Kindleinbrei dir kochen,
Der schmeckt zahnlosem Mann und stärkt ihm seine Knochen."

So ward der alte Treubund erneut mit Glimpf und Scherz,
Dann trugen sie den König, dem schuf die Wunde Schmerz,
Und hoben sänftlich ihn aufs Roß und ritten aus;
Nach Worms die Franken zogen, Walthari ritt nach Haus.
Da ward mit hohen Ehren begrüßt der junge Held,
Und bald ward auch Hildgunde dem Treuen anvermählt.
Nach seines Vaters Tod tät er der Herrschaft pflegen
Und führte dreißig Jahre sein Volk mit Glück und Segen. (Scheffel.)

Wie im Hildebrandsliede, so dreht sich auch im Waltharilliede „das Interesse darum, daß zwei sich nahestehende Helden den Kampf nicht vermeiden können. Aber die Entzweiung wird nicht durch innere Gründe herbeigeführt, sondern durch die Habsucht des Königs Gunther, der gewissermaßen die Rolle des Intriganten spielt. Er stört die Bundesfreundschaft der beiden unbesiegbaren Kämpfer; er ist das böse Prinzip und wird demgemäß vom Dichter schlecht behandelt".

Neben den Hauptpersonen, die mit Ausnahme von Gunther als echt germanische Helden erscheinen, die auch in Todesnot sich nicht beugen und der heftigsten Schmerzen ihrer Wunden spotten, sind auch die Nebenpersonen bei großer Mannigfaltigkeit in trefflicher Klarheit fein gezeichnet; dazu steht alles im engsten Zusammen-

hange. So ist das Walthariliedein Werk ersten Ranges, und zwar nicht nur durch den Stoff, der uns die alte Volksdichtung in ihrer bald schroffen, riesenhaften Kraft (vgl. z. B. die grausige Verstümmelung der drei letzten Kämpfer), bald zarten, anmutigen Milde treu vor Augen führt (vgl. z. B. die Nachtszene in der Höhle, von der J. Grimm mit Recht sagt, daß sie zu dem Erhabensten gehört, was unsere alte Poesie aufzuweisen hat), sondern auch durch die echt epische Darstellung, die nicht selten an die Weise der Ilias erinnert.

---

## Dritte Periode von 1100 bis 1300 oder erste Blüteperiode.

### § 6.

### Gründe der Blüte.

Die Gründe des großartigen Aufschwunges der Poesie in dieser Periode, die wir mit Recht die erste Blüteperiode nennen, sind vorwiegend folgende:

1. Das Christentum. Mit der Zeit hatte das Christentum Herz und Gemüt der Deutschen ganz durchdrungen, hatte sie gelehrt, Leben und Wirken auf eine höhere Welt zu beziehen. So war das Volk erfüllt von Glauben, Liebe und Hingabe an die Lehre des Christentums, das die deutschen Nationaltugenden: Ehre, Treue, Reinheit der Sitten, Schutz der Unterdrückten, noch kräftiger sich entwickeln ließ; daher die herrlichsten Blüten geistlicher Poesie, daher die glänzendsten Loblieder auf die Jungfrau Maria

2. Die Kreuzzüge. Bei dieser hingebenden Begeisterung für die Lehre Christi gab das Volk von seinem Nationalcharakter, seinem Hange nach Krieg und Abenteuern, seiner Wanderlust nichts ab. Daher mußten die Kreuzzüge, die einerseits, ausgehend von dem kirchlich-frommen Sinne der Christen, die Befreiung des Heiligen Landes bezweckten, anderseits den Deutschen die beste Gelegenheit zu Kampf und Abenteuern boten, das deutsche Volk gewaltig anziehen und eine mächtige Begeisterung hervorrufen. Zugleich wurde durch die Verbindung mit andern abendländischen Völkern und mit dem Orient der Ideenkreis erweitert, die Phantasie belebt und mit ritterlich-romantischen Gedanken erfüllt und der Dichtung mannigfaltiger und herrlicher Stoff geboten.

3. Der Glanz des hohenstaufischen Kaiserhauses. Galt überhaupt schon der deutsche Kaiser als das weltliche Haupt der Christenheit und das deutsche Volk unter ihm als die weltgebietende Nation, so mußte diese Anschauung um so ausgedehntere Geltung erlangen, als in

den Hohenstaufen lebensfrische, heldenhafte, von den höchsten Ideen erfüllte Herrscher den Kaiserthron innehatten und durch glorreiche Taten in Deutschland, Italien und dem Oriente den Glanz ihres Namens weithin verbreiteten. Kein Wunder daher, daß damals alle Stände, alle Geschlechter Deutschlands ein allgemeines, stolzes Nationalgefühl beseelte, daß alle der Größe und der Bedeutung ihres Volkes sich lebhaft bewußt wurden. So bot dieser glanzvolle Zeitraum fruchtbare poetische Elemente dar, die das ganze Volk bewegten und begeisterten.

4. Die Blüte des deutschen Ritterstandes. Dieser erhielt durch die Kreuzzüge eine idealere Richtung, schwärmte für Tapferkeit, Ehre, Treue und Religion, nahm im Umgang mit edeln Frauen (frouwe = Herrin) feinere gesellige Bildung an und entwickelte äußeren Glanz. Wie die Kaiser und Fürsten, namentlich die Herzöge von Österreich und die Landgrafen von Thüringen, die Dichtkunst förderten und ihre Vertreter begünstigten, so bemühten sich die Ritter auf ihren Burgen ein Gleiches zu tun, ja sie wurden sogar selbst Dichter, übten und pflegten die edle Kunst, wo immer nur Gelegenheit sich bot.

5. Die Anregung zur Poesie seitens der Troubadours (z. B. Bertrand de Born [Uhland]) in der Provence und seitens der Trouvères[1] im nördlichen Frankreich. Jene brachten schon früh die lyrische Poesie in Darstellung von Liebe und Galanterie zu kunstreicher Ausbildung, diese behandelten vorzugsweise epische Stoffe und boten so den deutschen Epikern reiches Material.

Der eigentlichen Blütezeit ging ein Vorfrühling voraus, der etwa von 1100 bis 1180 reicht.

## § 7.

## Dichtungen des Vorfrühlings.

Der Zeit der Vorbereitung fehlt noch die Vollendung des Versbaues, die sorgsame und richtige Behandlung des Reimes und namentlich die Reinheit der Sprache.

Auf dem Gebiete der geistlichen Poesie finden wir vorzugsweise Heiligenlegenden, Psalmen und geistliche Volkslieder. Besondere Hervorhebung verdient als ein Lied, in welchem die ganze Innigkeit und Lieblichkeit der mittelalterlichen Marienverehrung zum Ausdruck kommt, das „Marienleben“ des Geistlichen Wernher, um 1173 verfaßt.

Als bedeutendste Dichtungen auf dem Gebiete der weltlichen Dichtung, von geistlichen Dichtern verfaßt, sind zu nennen:

[1] Beide Wörter von trouver (trouber und trobar) = erfinden.

1. Das Annolied, ein in hohem Schwunge den hl. Anno, Erzbischof von Köln († 1075), den ersten Erzieher des Kaisers Heinrich IV., in 876 Versen feiernder Lobgesang, der biblische Geschichte, Sage und Profangeschichte (Verherrlichung Kölns) bunt durcheinandermengt, aber vielfach lebhafte Schilderung und innige Gefühlstiefe zeigt.

2. Die Kaiserchronik (Cronica, daz ist der kunige buoch), um 1147 verfaßt, ihrem Inhalte nach mit dem Annoliede verwandt. Sie verdient trotz geringen poetischen Wertes als erster Versuch einer römisch-deutschen Geschichte von Cäsar bis auf Konrad III., als Geschichtsbuch für die Jugend des Mittelalters und als Quelle für spätere Chronisten besondere Erwähnung.

3. Das Alexanderlied vom Pfaffen (Priester) Lamprecht aus der Gegend von Köln, um 1130 aus einem französischen Epos in kräftiger und oft volkstümlich lebendiger Darstellung frei übersetzt[1]. Neben lieblichen Schilderungen von poetischer Kraft finden sich ernste und große Gedanken. In dem ersten, mehr historischen Teile werden in mittelalterlicher, durch die Kreuzzüge beeinflußter Anschauung die Jugendjahre und die Eroberungszüge des großen Weltbeherrschers dargestellt; in dem zweiten, mehr romantischen Teile, in welchem Alexander bis ans Ende der Welt vordringt, beschreibt er in einem Briefe an seine Mutter und seinen Lehrer Aristoteles die Abenteuer und Wunder seiner Fahrt. Im Übermute dringt er vor bis zu des Paradieses Pforten, um auch dieses zu erobern, aber hier muß er umkehren; die Nichtigkeit alles Irdischen erkennend, befleißigt er sich nun der Mäßigung und Milde bis zu seinem Tode „und behielt nichts mehr für sich — von alledem, was er errang — als Erde, sieben Fuß lang, wie's der ärmste Mann erhält, der je kam in diese Welt".

4. Das Rolandslied, gleichfalls nach einem französischen Vorbilde (Chanson de Roland) vom Regensburger Pfaffen Konrad im Auftrage des Herzogs Heinrich des Stolzen um 1150 verfaßt. Es zeichnet in noch rauher Sprache bei schlichter Darstellung, unter genauer Wahrung des Charakters der Zeit der Kreuzzüge, den Kaiser Karl als das Ideal eines römisch-deutschen Kaisers (Karl, der Gotes dienestman), wie er, umgeben von seinen Paladinen, einen Zug gegen die spanischen Mauren unternimmt in kurzer Zeit das ganze Land erobert bis auf Sarraguz, wo aber auch König Marsilie Unterwerfung heuchelt, und wie er heimkehrend in dem Tale Roncesvalles infolge des Verrates des heimtückischen Genelun seinen Paladin und Neffen Roland verliert und an dem Verräter strenge Strafe vollzieht, während die Chanson de Roland in Karl den siegreichen Vorkämpfer der französischen Nation feierte (Charles li reis, nostre emperere magnes).

In dieser Zeit tritt auch die Spielmannsdichtung mehr in den Vordergrund. Der Spielmann (spiliman) ist der Nachfolger des Spaßmachers und Schauspielers (scurra) der römischen Kaiserzeit. Von einem Feste zum andern ziehend und die Gesellschaft durch ihre Späße erheiternd, waren diese Dichter fast ständig auf der Wanderschaft und wurden deshalb „Fahrende" (diu varnde liute) genannt und standen meist in einem

[1] Die Geschichte des großen Welteroberers war schon früh in einem griechischen Roman dargestellt und in zahlreichen lateinischen Übersetzungen im Abendlande verbreitet worden. Ihnen entstammt das französische Epos.

schlechten Rufe. Mit der Zeit treten auch Männer von Bildung in ihre Reihen, die sich dem geistlichen Stande hatten zuwenden wollen oder auch Kleriker geworden waren. Durch diese wurde die Dichtung der Spielleute mit der Zeit edler und fand auch bei den besseren Kreisen Eingang. Nach der Neigung der Zeit fand sie um so mehr Gehör, je anregender durch Abenteuer und Wundergeschichten ihr Stoff war. Kein Wunder, daß gerade die Kreuzzüge, die auch der Phantasie weitesten Spielraum gewährten, reichsten und beliebtesten Stoff boten, daß selbst Ritter die Zahl der „Fahrenden" vermehrten.

Solche Spielmannsdichtungen sind **König Rother** und **Herzog Ernst**.

**König Rother**, um 1150 von einem mittelfränkischen Spielmann in Bayern unter der Einwirkung der Kreuzzüge gedichtet, ist ein nur dem Namen nach mit dem langobardischen Sagenkreise zusammenhängendes Epos. Es enthält die Geschichte einer **Brautwerbung** und spielt zu Konstantinopel und Bari. Der edle, das Ganze durchdringende Grundton ist die **deutsche Treue**, wie sie übt der Fürst gegen seine Mannen und die Mannen gegen ihren Fürsten.

**Herzog Ernst** ist wahrscheinlich von einem mittelrheinischen Spielmann um 1175 verfaßt. In dieser Sage sind offenbar die beiden geschichtlichen Empörungen von Ludolf von Schwaben, Stiefsohn der Königin Adelheid, gegen seinen Vater Otto I. (953) und von Herzog Ernst von Schwaben, Stiefsohn des Kaisers Konrad II. (1130), ineinandergemengt.

Herzog Ernst von Bayern bei seinem Stiefvater, dem Kaiser Otto, verleumdet und von ihm geächtet, weil er dem Verleumder das Haupt abgeschlagen hat, unternimmt mit seinem Freunde Wetzel (Werner von Kyburg) einen Kreuzzug, auf dem er die seltsamsten Abenteuer erlebt. Nachdem er im Heiligen Lande große Taten vollführt hat, kehrt er in die Heimat zurück, söhnt sich mit dem Kaiser in Bamberg aus und wird in seine Herrschaft wiedereingesetzt. Dem Reiche aber schenkt er den herrlichen Edelstein, den er aus dem Karfunkelberge mitgebracht hat und der nun in des Reiches Krone als „der Weise" leuchtet. (Vgl. Uhlands Drama „Ernst von Schwaben".)

5. **Reinhard Fuchs**, von Heinrich dem Glichesäre (Gleisner = Pseudonymus), der vielleicht elsässischer Geistlicher war.

Die **Tiersage**, deren ursprüngliche Träger Fuchs, Wolf und Bär (an seiner Stelle später der Löwe) sind als die Repräsentanten der List, der Gewalt und der Stärke, lehnte sich an die **lateinischen Tierfabeln** und fand ihre Stütze in dem tiefen Natursinne der Deutschen, „in der reinen, harmlosen Freude des Naturmenschen an den Tieren". Schon um 940 schrieb ein lothringischer Mönch zu Toul die Ecbasis captivi, das **erste Tierepos**, in welchem in der Binnenfabel der Fuchs dem erkrankten Löwen den Rat gibt, zu seiner Genesung sich mit dem

noch warmen Fell des Wolfes zu umhüllen. Schon hat die Tiersage allegorische und satirische Tendenz angenommen, die mit der Zeit immer stärker hervortritt. Sie wurde dann lateinisch behandelt in den Jahren 1146 bis 1148 in dem Isengrinus[1], auch Reinardus[2] genannt, von dem nordflandrischen Geistlichen Nivardus. Heinrich der Glîchesâre lieferte um 1170 die erste deutsche Bearbeitung nach französischem Vorbilde. Das Original ist nur noch zu einem Drittel in Bruchstücken vorhanden, während wir eine noch ganz erhaltene Überarbeitung aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts besitzen[3].

## § 8.

Dem Vorfrühlinge folgte die eigentliche **Blütezeit**, von 1180 bis 1300. Gepflegt wurden in dieser Periode: A. Epos; B. Lyrik; C. Didaktik.

## § 9.

### A. Epos.

Das Epos tritt in zwei Gestaltungen auf, als **Volksepos** und als **Kunstepos**, die nach ihrem Stoffe, ihrer Darstellung und ihrer äußeren Form wesentliche Verschiedenheiten zeigen.

## § 10.

### I. Das Volksepos.

### Stoff, Darstellung und Form des Volksepos.

Der Volksgesang wird geübt von Volkssängern, von den schon genannten fahrenden Leuten (s. S. 41), die auch Spielleute oder nach den begleitenden Instrumenten Fiedeläre heißen. Sangeskundige Leute, anfangs niedern Standes, zogen sie von Gau zu Gau und ließen bei Volksfesten, auf den Straßen und Märkten der Städte, auch auf den Ritterburgen ihre Lieder ertönen. So machten sie aus ihrer Kunst ein Gewerbe und lebten von der Freigebigkeit (Milde) ihrer Gönner.

Ihre Stoffe nahmen sie zumeist aus der heimatlichen Heldensage, die sich in alten Liedern viele Jahrhunderte hindurch erhalten hatte. Der Inhalt dieser Heldensage ist schmucklos, einfach und naturwahr, nicht selten

---

[1] Isengrinus = eisengrimmig (?) oder = Eisenhelm (îsam und grima = Helm), Bezeichnung des grausamen Wolfes.

[2] Reinardus aus Reginhart = hart (stark) von Rat = der Ratgeber, Name des Fuchses, woher das französische renard und das niederdeutsche Diminutivum Reineke.

[3] Behandlung der Tiersage in der Folgezeit s. § 27 und Bd. II.

derb und roh; er trägt ganz das Gepräge der altheidnischen Germanenzeit. Aber die Fortpflanzung von Mund zu Mund verschob gar leicht Sachen und Personen, so daß fernliegende Zeiten aneinandergerückt, auseinanderliegende Ereignisse in Verbindung gebracht, Personen, die zeitlich weit voneinander lebten, zu Zeitgenossen wurden. Dazu wurde der alte Kern, bei aller Absicht, ihn treu zu überliefern, nach Auffassung und Vorliebe der Sänger und nach der Geschmacksrichtung der Zeit in neuer Gestaltung ausgeschmückt. So war es natürlich, daß in einem Jahrhundert des Glanzes von Macht und Ruhm, von Wehr und Waffen, von idealerer Anschauung, wie sie sich im Rittertum der Kreuzzüge darstellt, die alte Dichtung vielfach in ihrer Herbheit und Rauheit gemildert und den Anforderungen der edleren Zeit nähergebracht wurde.

Bemächtigen sich *Dichter* dieser Stoffe, um aus ihnen ein *Epos* zu gestalten, so stehen sie ihnen objektiv gegenüber, ohne Äußerungen ihres eigenen Empfindens einzufügen: sie nehmen gewissermaßen das Lied aus dem *Munde* des Volkes. Sie lassen bei aller zeitgemäßen Modernisierung die Handlung sich entwickeln aus dem *Charakter* und den *Leidenschaften* der auftretenden Personen und die Sache durch *sich selbst* wirken.

Auch die äußere *Form*, die mit der Melodie des Volksgesanges eng zusammenhing, ist eigenartig, die Form der sog. *Nibelungenstrophe*. Diese besteht aus vier paarweise stumpf gereimten Langzeilen, die durch eine starke Zäsur in zwei Hälften geteilt sind. Die erste Hälfte enthält drei Hebungen und schließt klingend; die zweite enthält gleichfalls drei Hebungen, mit Ausnahme der letzten Zeilenhälfte, die vier Hebungen hat, und schließt stumpf. Zumeist beginnt die Zeile mit einer oder zwei Senkungen als einer Art Auftakt, während zwischen den Hebungen durchgehends nur eine Senkung steht, die nicht selten ganz fehlt.

Die *ausgezeichnetsten* Volksepen sind das **Nibelungenlied** und die **Kudrun.**

## § 11.

## Das Nibelungenlied.

Die Nibelungenfrage, d. h. die Frage nach der Entstehung des Nibelungenliedes, ist gleich der Frage nach dem Ursprunge und dem Verfasser der homerischen Epen viel und oft erörtert worden. Die lange Zeit herrschende Ansicht von Professor Lachmann († zu Berlin 1851), daß das Nibelungenlied mittels allerlei Einschiebsel aus zwanzig nach Ton und Inhalt verschiedenen romanzenartigen Liedern (vgl. die homerischen *ἀριστεῖαι*) von einem *Bearbeiter* oder *Ordner* zusammengestellt sei (etwa zwischen 1190

bis 1210), fand später lebhaften Widerstreit in den Ansichten von Gelehrten, die das Werk wegen seiner künstlerischen Einheit (vgl. die Schlußbemerkungen) einem (oder zweien) gegen das Ende des 12. Jahrhunderts in Österreich lebenden Dichter zuschreiben.

Von den zehn vollständigen Handschriften des Nibelungenliedes sind drei aus dem 13. Jahrhundert, auf Pergament geschrieben, die wichtigsten: 1. die Hohenems-Münchener (A), auf Schloß Hohenems (Vorarlberg) entdeckt, jetzt in München, die kürzeste; 2. die St. Gallener (B), von mittlerer Länge; 3. die Hohenems-Laßbergsche (C), nach dem Fundorte Hohenems und dem früheren Besitzer, Herrn v. Laßberg, benannt, jetzt in der Fürstlich Fürstenbergschen Bibliothek zu Donaueschingen, die längste.

In den Jahrhunderten des politischen Verfalles Deutschlands vergessen, wurde das Lied, durch den Schweizer Bodmer im Jahre 1757 in seinem zweiten Teile: „Kriemhildens Rache", wieder aufgedeckt, vollständig herausgegeben von Müller in Berlin 1782.

Der Inhalt des Nibelungenliedes zeigt eine Mischung von drei Bildungsepochen des deutschen Volkes; denn es enthält Elemente: 1. des altgermanischen Heidentums, 2. des germanischen Heldentums aus der Zeit der Völkerwanderung und 3. des christlichen Rittertums.

1. Die Elemente des altgermanischen Heidentums bilden den mythischen Hintergrund, wie schon das Wort Nibelungen[1], der Zwerg Alberich, die verderbenbringende Kraft des Goldes, welches den, der sich in seinen Besitz setzt, dem Tode verfallen läßt, wie ferner Siegfried mit seiner unsichtbar machenden Tarnkappe und seiner vor Verwundung schützenden Hornhaut, wie die Walküre Brunhild, der grimme Hagen, dem manche Züge vom bösen Gotte Loki eigen sind, und die weissagenden Meerweiber in der Nähe der Donau sattsam beweisen[2].

Die Sage zeigt sich in ihrer älteren, vielfach abweichenden Gestalt in der altnordischen Edda (s. S. 3), die uns manches aufhellt, was wir im Nibelungenliede selbst nur dunkel oder verschleiert sehen. In ähnlicher Weise sind Teile dargestellt in der norwegischen Thidrekssage, während die die ganze Nibelungensage überliefernde Wölsungensage (freilich erst

[1] Bewohner von Nifleheim = Nebelheim = Totenreich; der Name Nibelungen bezeichnet zunächst die ursprünglichen Besitzer des Schatzes, später die Burgunden, auf die nach Siegfrieds Tod der Hort übergegangen war.

[2] Alberich = Fürst der Albe, Zwerge; Siegfried = Sieg und fried = fridu, d. h. Schutz, Sicherheit; Walküre (altnord. val[r] = Leiche und küren = wählen) = die des Kampfes waltende Botin Odins (Odin = Wuotan [= Wut]); Brunhilde = brünne (von brinnen = brennen) = glänzender Harnisch und hild = Kampf.

im 13. Jahrhundert aufgezeichnet) auch jüngere Lieder benutzt hat. Nach der Wölsungensage, die die klarste Einsicht in das Lied bietet und allein auch Kunde gibt von Sigurds Ahnen, hat das Nibelungenlied folgende Grundzüge:

### 1. Sigurds Ahnen.

Ein Nachkomme des Gottes Odin war König Wölsung (der Erwählte). Er war glücklich als Heermann, da er auf seinen Kampfzügen stets siegreich war, und als Vater, da er zehn Söhne und eine Tochter hatte, alle schön und wacker. Vor allen aber ragten hervor der älteste Sohn Siegmund und seine Zwillingsschwester Signy. Diese wurde von ihrem Vater gegen ihre Neigung vermählt mit dem mächtigen König Siggeir von Gotland. Am Abend des Hochzeitsfestes erschien ein einäugiger Greis mit breitem Hute, stieß ein Schwert in den in der Mitte der Festhalle stehenden Eichbaum und verließ die Halle mit den Worten, daß Besitzer des Schwertes der sein solle, der es aus dem Stamme ziehe; dieser werde dann selbst bezeugen, daß er niemals ein besseres Schwert geschwungen. Als alle sich nun vergeblich bemühten, das Schwert herauszuziehen, riß Siegmund es mit einem Ruck an sich. Da versprach ihm Siggeir, der das herrliche Schwert in seinen Besitz bringen wollte, es dreimal mit Gold aufzuwiegen. Als aber Siegmund sich weigerte, sann Siggeir arglistig auf Rache. Nach drei Monaten lud er die Wölsungen, seinen Schwiegervater und seine Schwäger, zu einem Feste ein und ließ sie grausam umbringen; nur Siegmund wurde durch eine List seiner Schwester in einen Wald gerettet. Signy will nun ihre eigenen Söhne zur Rache für den an ihrem Vater und an ihren Brüdern vollzogenen Mord erziehen; als sie sich aber feig zeigen und von Siegmund getötet werden, verwandelt sie durch Zauberkünste ihre Gestalt, vermählt sich mit ihrem Bruder und schenkt ihm einen Sohn Sinfjötli („der sehr Fleckige"). Durch ein wildes Leben im rauhen Wald und in tobendem Kampf wird er von seinem Vater zu einem echten Wölsung aufgezogen und zieht dann mit ihm aus, um an Siggeir Rache zu nehmen. Als die Kriegshalle, in der alle schlafen, angezündet ist, bittet Siegmund seine Schwester, herauszukommen, sie aber gesteht ihm ihre Schuld und kommt zur Sühne nach ihrem Wunsch mit dem ungeliebten Siggeir und allen ihren Hausgenossen in den Flammen um.

Siegmund zieht nun mit seinem Sohne in sein väterliches Reich zurück und vermählt sich mit Borghild. Als Sinfjötli bei einer Brautwerbung seinen Nebenbuhler, der ein Bruder Borghilds war, im Kampfe erschlägt, vergiftet ihn Borghild. Schmerzdurchdrungen verstößt nun Siegmund sein Weib und vermählt sich mit der Königstochter Hjördis (Sieglinde des Nibelungenliedes). In einem mörderischen Kampfe mit seinem Nebenbuhler fällt er nach tapferer Verteidigung, getroffen von Odin selbst, an dessen Ger sein Schwert in zwei Stücke zerspringt. Seine Gattin Hjördis hat sich inzwischen mit dem großen Schatze der Wölsungen im Walde verborgen gehalten und sucht nach dem Ausgange der Schlacht ihren Mann auf der Walstatt. Von dem todwunden Gatten empfängt sie nun die Stücke des entzweigesprungenen Schwertes mit der Weisung, sie zu einem neuen Siegesschwerte, Gram (= Zorn) genannt, schmieden zu lassen, mit dessen Kraft der Sohn, den sie gebären werde, unvergeßliche Heldentaten verrichten solle. Hjördis harrt bei ihrem Gatten bis zu seinem Tode treu aus und wird dann von Alf, dem Sohne des Königs Hjalprek, mit ihrem Schatze nach Dänemark gerettet.

## 2. Sigurds Jugend.

Nachdem Hjördis einen Sohn geboren, der den Namen Sigurd erhält, vermählt sie sich mit König Alf. Sigurd, schon bei seiner Geburt ein prächtiger Knabe, wächst bald auf und wird Regin, dem Sohne Hreidmars, zur Erziehung übergeben. Dieser lehrt ihn Kunstfertigkeiten, Brettspiel, Runen und viele Sprachen, wie es Sitte für Königssöhne war. Auf Regins Rat erbittet er sich vom Könige ein Roß. Dieser heißt ihn, sich selbst ein Roß zu wählen, und so geht Sigurd in den Wald, wo er mit einem alten langbärtigen Manne zusammentrifft. Er erwählt sich einen Hengst, „grau von Farbe, jung von Alter, groß von Wuchs und schön; niemand war ihm noch auf den Rücken gekommen". Von dem alten Mann, der kein anderer als Odin war, erfährt er, daß der Hengst, den er Grani nennt, von Sleipnir, einem Hengste Odins, abstamme. Derselbe Regin teilt ihm mit, daß unweit auf der Gnitaheide (glänzende Heide) ein großer Goldschatz ruhe, bewacht von Fafnir. Auf Sigurds Wunsch erzählt ihm Regin folgende Geschichte: „Mein Vater hieß Hreidmar, sein ältester Sohn Fafnir (der Reisige), der zweite Otr, der dritte bin ich, nachstehend an Kraft und Gestalt den andern. Aber ich verstand, aus Eisen, Silber und Gold brauchbare Gegenstände herzustellen. Mein Bruder Otr war ein tüchtiger Jäger und holte in Ottergestalt täglich aus dem Flusse Fische, die er dem Vater brachte. In dem Wasserfalle wohnte der Zwerg Andwari, der in Gestalt eines Hechtes sich dort Nahrung suchte. Einst kamen die drei Asen (Götter) Odin, Loki und Hönir zu dem Wasserfalle, an welchem Otr einen gefangenen Lachs verzehrte. Loki tötete ihn und kam mit dem Otterbalge zu Hreidmar. Beim Anblick des Balges beklagt Hreidmar den Tod seines in jene Otter verwandelten Sohnes und ruft Fafnir und mich zur Rache herbei. Loki wird gefesselt und soll zur Sühne und für seine Befreiung den Balg mit rotem Golde füllen und von außen mit Gold umhüllen. Loki zwingt den Zwerg Andwari, ihm das verlangte Gold aus der Tiefe des Wassers (Nifltheim) heraufzuholen. Als dieser gezwungen wird, auch einen Ring herzugeben, der die Kraft besitzt, das Gold zu mehren, spricht er über den Schatz einen Fluch aus. Der Schatz mitsamt dem Ringe, der dazu dienen muß, ein einziges noch nicht mit Gold umhülltes Barthaar des Otterbalges einzuschließen, kommt so in den Besitz Hreidmars, jedoch nicht ohne den Fluch Lokis, daß kein Glück an dem Golde haften, daß es beiden, dem Vater und dem Sohne Fafnir, den Tod bringen solle. Dieser Fluch erfüllte sich alsbald, indem Hreidmar von Fafnir, den nach dem Golde gelüstete, meuchlings getötet wurde. Fafnir bemächtigte sich des Schatzes und behütet ihn in Drachengestalt auf der Gnitaheide, während ich leer ausging und nur Schmied des Königs bin."

Sigurd ließ sich bestimmen, mit einem Schwerte, das ihm Regin schmieden wollte, Fafnir zu töten. Aber zwei Schwerter Regins, mit denen Sigurd auf den Amboß schlug, daß sie zersprangen, erwiesen sich nutzlos. Da erbat Sigurd von seiner Mutter die zwei Stücke des Schwertes Gram, und aus diesen schmiedete Regin ein neues Schwert, das sich so unverwüstlich und tüchtig erwies, daß Sigurd mit ihm den Amboß bis auf den Fuß durchhieb und daß eine gegen das Schwert im Flusse antreibende Wollflocke durchschnitten wurde. Unter Regins Geleite reitet er dann zur Heide, gräbt auf seines Begleiters Geheiß eine Grube auf dem Wege, den Fafnir zum Wasser geht, und stellt sich selbst hinein. Als der Drache über die verdeckte Grube schreitet, stößt Sigurd ihm das Schwert bis an das Heft unter den linken Bug. Verendend weissagt der Drache: „Das glänzende Gold und die

glutroten Ringe bringen dir einst den Untergang", und im letzten Todeszucken warnt er ihn vor Regin. Als er auf dessen Rat, Fafnirs Herz zu braten, ihm folgt und dann versucht, ob es schon hinreichend gebraten sei, sich aber den Finger verbrennt und diesen in den Mund steckt, so daß das Herzblut des Drachen seine Zunge berührt, da vernimmt er die Stimme der Vögel, die ihm raten, den ränkelistigen Regin zu töten, sich selbst in den Besitz des Goldes zu setzen und nach Hindarfjall zu reiten, wo Brünhild schlafe, von der er viel Weisheit lernen könne. Er folgt dem Rate, schlägt Regin das Haupt ab, bemächtigt sich des Schatzes und reitet auf seinem Rosse Grani, das zugleich den Schatz trug, nach Hindarfjall. Auf dem Berge sieht er ein großes Licht und bald eine Schildburg (eine von Schilden gebildete Umwallung). Er tritt ein und findet eine in voller Rüstung schlafende Gestalt, in der er ein Weib erkennt, als er ihr den Helm abnimmt. Erwachend, nachdem sie von der sie fest umschließenden Brünne befreit ist, fragt sie nach seinem Namen, und als er ihr mitgeteilt hat, daß er Sigurd vom Wölsungengeschlecht sei, offenbart sie ihm, eine Walküre zu sein, die zur Strafe dafür, daß sie gegen den Willen Odins einem Kämpfer Sieg verliehen habe, mit einem Schlafdorn gestochen und verurteilt sei, sich zu vermählen. Nachdem Sigurd von ihr in Weisheit unterrichtet ist, schwört er, sie besitzen zu wollen, und sie erklärt ihm ihre Gegenliebe. Dieses Gelöbnis bekräftigen sie mit Eiden.

### 3. Sigurds Vermählung.

Sigurd reitet auf seinem Rosse Grani mit seinem Horte zum Hofe des Königs Gjuki am Rhein, dessen Gemahlin die zauberkundige Grimhild ist. Aus dieser Ehe stammen die Söhne Gunnarr und Högni und die Tochter Gudrun, die berühmteste aller Jungfrauen (die Kriemhild des Nibelungenliedes). Die Deutung ihres Traumes, in welchem sie einen schönen, goldfarbenen Habicht auf ihrer Hand gesehen hatte, daß ein mannhafter Königssohn um sie werben würde, sollte sich bald erfüllen. Sigurd wird am Hofe Gjukis glänzend empfangen und vergißt durch einen Zaubertrank, den ihm die Königin gibt, seine Brünhild. Bald ist Gudrun bei einem festlichen Hochzeitsmahle ihm angetraut. Auf Grimhilds Rat ist er bereit, seinen Schwager Gunnarr (Gunther des Nibelungenliedes) auf seiner Brautfahrt zu Brünhild zu begleiten. Da Gunnarr nicht durch die den Saal Brünhilds umgebende Lohe zu reiten vermag, wechselt Sigurd mit ihm die Gestalt, wie Grimhild ihn gelehrt hatte, reitet durch die Lohe und antwortet Brünhild auf die Frage, wer er sei, daß er Gunnarr sei, Gjukis Sohn, dem sie nunmehr als Gattin zu folgen habe. Er wechselt mit ihr die Ringe und empfängt so den verhängnisvollen Ring zurück, den er ihr bei der ersten Verlobung gegeben hatte. Nachdem Gunnarr und Sigurd wieder die Gestalt gewechselt, kehren sie heim zu Gjukis Hof, wo die Hochzeit Gunnarrs und Brünhilds mit großer Pracht gefeiert wird. Doch bald sollte der großen Freude schweres Leid folgen. Als eines Tages Brünhild und Gudrun im Strome badeten und erstere höher hinaufgeht, da ihr Vater mächtiger sei, ihr Mann manche Ruhmestat vollbracht habe und durch das brennende Feuer geritten sei, während Gudruns Mann Hjalpreks Knecht gewesen sei, da offenbart Gudrun im Zorne der Gegnerin die Wahrheit und zeigt ihr zum Beweise den Ring Andwaranaut. Totenbleich kehrt Brünhild heim und läßt sich weder durch Gunnarr noch Gudrun noch selbst Sigurd versöhnen, dem jetzt erst die volle Erinnerung an sein früheres Verlöbnis wiederkehrt. Als er im Zorn über den

Verrat Gudrun verstoßen und sich von neuem mit Brünhild vermählen will, weigert sich diese, da sie lieber sterben als Gunnarr betrügen will.

### 4. Sigurds Tod.

Brünhild sinnt auf Rache und verlangt von ihrem Gatten, den sie sonst zu verlassen droht, Sigurds Tod. Gunnarr, der die Liebe seines Weibes nicht verlieren will, bestimmt mit Högni (Hagen des Nibelungenliedes) seinen Stiefbruder Guttorm zum Morde. Dieser durchbohrt den neben seiner Gattin schlafenden Sigurd, der, von der schweren Wunde erwachend, ihm sein Schwert Gram nachwirft und ihn damit in der Mitte durchschneidet. Überströmt vom Blute ihres Mannes, der noch in den letzten Zügen seiner Gattin das Geständnis seiner Treue gegen Gunnarr und der Enthaltsamkeit gegen Brünhild ablegen kann, bricht Gudrun in jammernde Klagen aus, über die Brünhild aus innerstem Herzen froh auflacht. Da sie nun ihre Rache gestillt sieht, erklärt sie, mit Sigurd, den sie allein geliebt habe, sterben zu wollen. Dann durchbohrt sie ihre Brust, weissagt, daß Gudrun sich gegen ihren Willen mit Atli (Etzel) vermählen, aber ihn und seine Söhne ermorden werde, nachdem er Gunnarr hintergangen haben würde, läßt für Sigurd und seinen drei Winter alten Sohn, den sie hatte ermorden lassen, sowie für Guttorm einen mächtigen Scheiterhaufen errichten und besteigt ihn darauf selbst, um im Tode mit Sigurd vereinigt zu sein.

### 5. Untergang der Gjukungen.

Brünhilds Weissagung sollte bald in Erfüllung gehen. Gudrun wird nach schwerem Leiden gegen ihren Willen von Grimhild dazu gebracht, sich mit Atli, dem mächtigen König von Hunaland, zu vermählen. Dieser sinnt bald darauf, wie er den Schatz Sigurds, von dem allein Gunnarr und Högni wußten, in seinen Besitz bringen kann. Er läßt sie durch eine Gesandtschaft, an deren Spitze Wingi steht, zu einem Gastmahle entbieten. Da die Königin Verrat wittert, will sie ihre Brüder durch Runenschrift, die sie den Sendboten mitgibt, warnen; aber ihre Absicht wird vereitelt, indem Wingi die Runen fälscht. Gleichwohl ahnen die Brüder Gefahr, beschließen aber trotz unheilvoller Träume der Frauen dennoch den Zug zum Hunnenlande. Sie besteigen die Schiffe, rudern mit aller Macht, so daß selbst die Ruderpflöcke zerbrechen, und binden bei der Landung die Schiffe nicht fest. Dann reiten sie durch einen dunkeln Wald und gelangen zum Königshofe, dessen Tor von Mannen voll besetzt ist. Mit Gewalt durchbricht Högni das Tor, und das erste Blut, das fließt, ist das des Sendboten Wingi. Vor der Königshalle hält Atli seine Mannen zum Kampfe geordnet und fordert die Gegner auf, ihm den Schatz Sigurds auszuliefern, der nun Gudrun gehöre; zugleich will er Sigurd, den besten Mann, rächen. Gunnarr weigert die Herausgabe des Hortes, und alsbald entbrennt der Kampf, in welchem Gudrun ihren Brüdern, nachdem sie sie gegrüßt und geküßt hat, Liebe erwies. Die Gjukungen dringen so kräftig vor, daß Atli in die Halle zurückweichen muß. Aber bald sind alle ihre Mannen gefallen, nur Gunnarr und Högni stehen noch aufrecht. Doch auch ersterer unterliegt der Übermacht und wird in Fesseln gelegt, während Högni noch Wunder der Tapferkeit verrichtet und viele Feinde in das in der Halle angezündete Feuer stößt, bis auch endlich er übermannt und gefangengenommen wird. Da verlangt Atli von Gunnarr den Hort, wenn er sein Leben retten will; dieser aber will zuvor

seines Bruders Herz blutend sehen. Als man ihm das Herz eines Knechtes zeigt, das stark zittert, läßt er sich nicht täuschen, so daß Atli befiehlt, dem gefesselten Högni das Herz auszuschneiden. Dieser aber bewies trotz der Qual eine Seelenstärke, daß er lachte. Als Gunnarr seines Bruders Herz, das nur wenig zitterte, sah, rief er aus: „Nun weiß ich allein, wo das Gold ist, und nicht wird Högni es dir sagen; nun wird der Rhein über das Gold walten, ehe daß es Hunnen in ihren Händen tragen." Dann wird Gunnarr in einen Schlangenhof gesetzt und findet dort sein Ende. Gudrun aber bringt mit Hilfe Niflungs, des Sohnes Högnis, Atli und sein ganzes Geschlecht ums Leben und gibt sich selbst den Tod in den Flammen.

Nach dem Heldenliede Atlakvidha der Edda ist der Ausgang ein anderer. Nachdem Högni das Herz ausgeschnitten und Gunnarr in die Schlangenhöhle geworfen ist, verbirgt Gudrun gegen Atli ihre Rachegedanken und begrüßt ihn, scheinbar versöhnt. Aber beim Mahle eröffnet sie ihm, daß sie ihm die Herzen ihrer Knaben als Speise vorgesetzt habe. Nachdem er trunken von ihr ermordet ist, läßt sie die Burg mit allem Gesinde in Flammen aufgehen. Nach dem dritten Sigurdliede der Edda wirft sich Gudrun nach der Ermordung Atlis ins Meer und wird von den Wellen an Jonakrs Land getragen, mit dem sie sich vermählt.

Das Lied vom Hürnin Sifrit, nur in einer Überarbeitung des 16. Jahrhunderts erhalten, schildert Siegfrieds Jugend in Übereinstimmung mit der Thidrekssage, aber in Abweichung von dem Nibelungenliede.

2. Die Elemente des germanischen Heldentums sind vier Sagenkreisen entnommen: dem fränkischen, burgundischen, hunnischen und ostgotischen (s. S. 14), und versetzen uns in die Zeiten der Völkerwanderung. Daher ist auch der Geist, den das Nibelungenlied atmet, im ganzen noch der Geist jener wildbewegten Zeit. „Ein hartes, wildes und kriegerisches Geschlecht, jene Germanen der Völkerwanderung, knorrig und fest wie ihre Eichen, rauh wie die Luft, die sie in sich sogen, düster wie der Himmel, zu dem sie emporblickten, ahnungsvoll im Gemüte wie das Rauschen ihrer Wälder, träge im Frieden wie die Meere und Sümpfe, die sich noch endlos dehnten durch die Länder; im Kriege aber unwiderstehlich wie die Stürme, die über ihre Heiden dahinbrausten. Das ungestüme Heldenfeuer dieser Nordlandssöhne lodert noch hell auf in dem Nibelungenliede. Die Muse, die es eingegeben hat, ist eine stürmische Walküre, die auf dunklem Schlachtroß durch die Wolken jagt, gepanzert von Kopf bis zu Füßen, Kampf und Streit in ihrem Blick, Zorn auf ihrer Braue."

3. Die Elemente des christlichen Rittertums zeigen sich in den ritterlichen Formen des Benehmens der handelnden Personen, in der Darstellung der Pracht in Kleidern und Waffen, in der Milderung des herben und wilden Charakters der Sage, in der Schilderung des kirchlichen Kultus (Messe, Taufe, Kaplan, Münster usw.), der jedoch, rein äußerlich, auf das Gemüt der ihn Übenden ohne Einfluß bleibt, und vorwiegend in der Darstellung des ritterlichen Lehenstaates mit seinem auf der Treue

beruhenden Dienstmannsverhältnis, das an die Stelle des blinden Verhängnisses der nordischen Sage eine Reihe von sittlichen Verhältnissen setzt. Am meisten eingewirkt hat das christliche Rittertum auf die Gestaltung der Persönlichkeit Rüdigers von Bechlaren, den die ältere Sage der Edda nicht kennt.

## I. Âventiure.

1. Uns ist in álten mæren wunders víl geséit
von héleden lóbebæren, von grózer árebeit,
von frôuden, hóchgeziten, von wéinen únd von klágen,
von kûener récken stríten muget ir nu wúnder hœren ságen.

2. Ez wuohs in Búrgónden ein vil édel magedîn,
daz in allen landen niht schœners mohte sîn,
Kriemhilt geheizen: sie wart ein schœne wîp.
dar umbe muosen degene vil verliesén den lîp.

3. Der minneclîchen meide triuten wol gezam.
ir muotten kuene recken: niemen was ir gram,
âne mâzen schœne sô was ir edel lîp:
der juncvrouwen tugende zierten ándériu wîp.

4. Ir pflágen drîe künege edel unde rîch,
Gunther unde Gêrnôt, die recken lobelîch,
und Giselher der junge, ein ûz erwelter degen.
diu frouwe was ir swester, die fürsten heten s' in ir pflegen.

5. Die herren wâren milte, von arde hôhe erborn,
mit kraft unmâzen küene, die recken ûz erkorn.
dá zen Búrgónden sô was ir lant genant.
si frumten starkiu wunder sît in Etzélen lant.

---

1, 1 wunders gen., abhängig vom Neutrum vil. — geseit, kontrahiert aus gesaget. — 2 von gehört zu geseit (V. 1) und sagen (V. 4). — heleden von helet, der älteren Form für das spätere helt.

2, 1 Burgonden = Volk und Land. — 2 schœners gen., abhängig von niht, nichts. — 4 dar umbe = um dessentwillen. — muosen praet. zu müezen. — degene gen., abhängig von vil.

3, 1 meide dat. von meit = maget vgl. geseit. — triuten in passivischem Sinne: sie verdiente wohl geliebt zu werden. — 3 ir edel lîp = sie, die Edle; oft dient lîp zur Umschreibung der Person. — 4 zierten coni. praet. im Sinne von: ihre Tugenden waren so zahlreich, daß sie auch andere damit hätte schmücken können.

4, 4 in ir pflegen (dat. plur.) = in ihrer Hut.

5, 1 arde von art = Abstammung. — 3 zen Burgonden, Bezeichnung der Ländernamen durch Völkernamen mit ze. — 4 frumten praet. von frumen = vollbringen.

6. Ze Wormze bi dem Rîne si wonden mit ir kraft.
in diende von ir landen vil stolziu ritterscaft
mit lobelîchen êren unz an ir endes zît.
si sturben jæmerlîche sint von zweier edelen frouwen nît.

7. Ein rîchiu küneginne, frou Uote ir muoter hiez:
ir vater der hiez Dancrât, der in diu erbe liez
sît nâch sîme lebene, ein ellens rîcher man,
der ouch in sîner jugende grôzer êren vil gewan.

8. Die drîe künige wâren, als ich gesaget hân,
von vil hôhem ellen: in wâren undertân
ouch die besten recken, von den man hât gesaget,
stârc únd vil küene, in scarpfen striten unverzaget.

9. Daz was von Tronege Hagene und ouch der bruoder sîn,
Dancwart der vil snelle, von Metzen Ortwîn,
die zwêne marcgrâven Gêre und Ekkewart,
Volkêr von Alzeije, mit gänzem ellen wol bewart.

10. Rûmôlt der kuchenmeister, ein ûz erwelter degen,
Sindolt und Hûnolt, dise hérren muosen pflegen
des hoves unt der êren, der drîer künege man.
si heten noch manegen recken, des ich genennen niene kan.

11. Dancwart der was marscalch: dô was der neve sîn
truhsæzé des küneges, von Metzen Ortwîn.
Sindolt der was scenke, ein ûz erwelter degen.
Hûnólt was kamerære: sie kunden hôher êren pflegen.

12. Von des hoves krefte und von ir witen kraft,
von ir vil hôhen werdekeit und von ir ritterscaft,
der die herren pflâgen mit vröuden al ir leben,
des enkunde iu ze wâre niemen gar ein ende geben.

13. In disen hôhen êren troumte Kriemhilde,
wie si zûge einen valken, starc, schœn' und wîlde.

---

6, 1 kraft, hier = Heeresmacht.
7, 2 diu erbe von daz erbe = die ererbten Länder; liez = gelassen hatte. — 3 ellens (Stärke) gen., abhängig von rîcher.
9, 1 Tronege, vielleicht Hagens Burg, südwestlich von Straßburg. — 4 Alzeije = Alzei im heutigen Rheinhessen.
10, 4 des, abhängig von niene (entstanden aus niht ne, Negationspartikel, an das vorhergehende Wort angehängt).
12, 4 enkunde: en = ne (proklitische Negation, besonders vor dem Verbum). — des ein ende geben: das könnte auch fürwahr niemand vollständig berichten.
13, 2 zûge praet. coni. von ziehen (= aufziehen).

den ir zwên' aren erkrummen, daz si daz muoste sehen:
ir enkunde in dirre werlde leider nimmér gescehen.

14. Den troum si dô sagete ir muoter Úotén.
sine kúnde's niht besceiden baz der gúotén:
„der valke, den du ziuhest, daz ist ein edel man:
in welle got behüeten, du muost in sciere vloren hân."

15. „Waz saget ir mir von manne, viel liebiu muoter mîn?
âne recken minne sô wil ich immer sîn.
sus schœne ich wil beliben unz an mînen tôt,
daz ich von mannes minne sol gewinnen nimmer nôt."

16. „Nu versprich ez niht ze sêre", sprach aber ir muoter dô,
„soltu immer herzenliche zer werlde werden vrô,
daz gesciht von mannes minne. du wirst ein schœne wip,
ob dir noch got gefüeget eins rehte guoten ritters lîp."

17. „Die rede lât beliben", sprach si, „frouwe mîn.
ez ist an manegen wîben vil dicke worden scîn,
wie liebé mit leide ze jungest lônen kan.
ich sol si mîden beide: son' kan mir nimmer missegân."

18. Kriemhilt in ir muote sich minne gar bewac.
sît lebete diu vil guote vil manegen lieben tac,
daz sine wesse niemen, den minnen wolde ir lîp.
sît wart si mit êren eins vil küenen recken wîp.

19. Der was der selbe valke, den si in ir troume sach,
den ir besciet ir muoter, wie sêre si daz rach
an ir næhsten mâgen, die in sluogen sint!
durch sîn eines sterben starb maneger muoter kint.

## II. Âventiure.

### Von Sîfride.

1. Dô wuohs in Niderlanden eins edelen küneges kint,
des vater der hiez Sigemunt, sîn muoter Sigelint,
in einer rîchen bürge, wîten wol bekant,
nidene bî dem Rîne: diu was ze Sántén genant.

---

13, 3 erkrummen praet. von erkrimmen.

14, 2 sine = si ne (Negation). — 4 in welle: es sei denn, daß Gott ihn behüten wolle = wenn Gott ihn nicht schützen wird. — vloren = verloren.

16, 1 versprich = verrede. — 4 ritters lîp = Ritter.

18, 3 wesse praet. von wizzen. — ir lîp = sie.

19, 2 rach praet. von rechen (rächen).

1, 3 bürge dat. von burc (Stadt). — 4 nidene, am Niederrhein. — ze für uns pleonastisch.

2. Sîfrit was geheizen der snelle degen guot.
er versúochte vil der rîche durch ellenthaften muot.
durch sînes libes sterke er reit in menegiu lant.
hey was er sneller degene sît zen Búrgónden vant!

3. In sînen besten zîten, bî sînen jungen tagen,
man möhte michel wunder von Sîfride sagen,
waz êren an im wüehse und wie schœne was sîn lîp.
sît heten in ze minne diu vil wætlîchen wîp.

Sorgfältig erzogen, wird er mit vierhundert Altersgenossen zum Ritter geschlagen und kämpft mit in den fröhlichen Ritterspielen, die sieben Tage währen.

## Drittes Abenteuer.

### Wie Siegfried nach Worms kam.

1. Ihm rieten seine Freunde und die in seinem Lehn,
Hab' er stete Minne sich zum Ziel ersehn,
So soll er werben, daß er sich der Wahl nicht dürfe schämen.
Da sprach der edle Siegfried: „So will ich Kriemhilden nehmen,

2. „Die edle Königstochter von Burgundenland,
Um ihre große Schöne. Das ist mir wohlbekannt,
Kein Kaiser sei so mächtig, hätt' er zu frein im Sinn,
Dem nicht zu minnen ziemte diese reiche Königin."

3. Solche Märe hörte der König Siegmund.
Es sprachen seine Leute: also ward ihm kund
Seines Kindes Wille. Es war ihm höchlich leid,
Daß er werben wolle um diese herrliche Maid.

4. Es erfuhr es auch die Königin, die edle Siegelind:
Die mußte große Sorge tragen um ihr Kind,
Weil sie wohl Gunthern kannte und die in seinem Heer:
Die Werbung dem Degen zu verleiden, fliß man sich sehr.

Doch Siegfried, voll kühner Zuversicht, bittet um zwölf Recken zur Fahrt nach Worms und gelangt, nachdem sein Wunsch schnell, aber unter bangen Sorgen erfüllt ist, schon am siebten Tag mit seinen Mannen an den Hof Gunthers, wo alle erstaunt ihn mit den Seinen anschauen.

5. Nun waren auch die Mären dem König schon gesagt,
Daß auf dem Hofe wären Ritter unverzagt:
Sie führten lichte Panzer und herrlich Gewand;
Sie erkenne niemand in der Burgunden Land.

---

2, 3 reit praet. von rîten (reiten). — menegiu für manegiu (manches).
3, 4 heten in ze minne = liebten ihn.

6. Den König nahm es wunder, woher gekommen sei'n
Die herrlichen Recken im Kleid von lichtem Schein
Und mit so guten Schilden, so neu und so breit.
Daß ihm das niemand sagte, das war König Gunthern leid.

7. Zur Antwort gab dem König von Metz Herr Ortewein;
Stark und kühnen Mutes mocht' er wohl sein,
„Da wir sie nicht erkennen, so heißt jemand gehn
Nach meinem Oheim Hagen: den sollt Ihr sie lassen sehn.

8. „Ihm sind wohl kund die Reiche und alles fremde Land:
Erkennt er die Herren, das macht er uns bekannt."
Der König ließ ihn holen und die in seinem Lehn:
Da sah man ihn herrlich mit Recken hin zu Hofe gehn.

9. Warum nach ihm der König, fragt' Hagen da, geschickt?
„Es werden fremde Degen in meinem Haus erblickt,
Die niemand mag erkennen: habt Ihr in fernem Land
Sie wohl schon gesehen? das macht mir, Hagen, bekannt."

10. „Das will ich", sprach Hagen. Zum Fenster schritt er drauf:
Da ließ er nach den Gästen den Augen freien Lauf.
Wohl gefiel ihm ihr Geräte und all ihr Gewand;
Doch waren sie ihm fremde in der Burgunden Land.

11. Er sprach, woher die Recken auch kämen an den Rhein,
Es möchten selber Fürsten oder Fürstenboten sein.
„Schön sind ihre Rosse, und ihr Gewand ist gut:
Von wannen sie auch ritten, es sind Helden hochgemut."

12. Also sprach da Hagen: „Soviel ich mag verstehn.
Hab' ich gleich im Leben Siegfrieden nie gesehn,
So will ich doch wohl glauben, wie es damit auch steht,
Daß er es sei, der Degen, der so herrlich dorten geht.

13. „Er bringt neue Mären her in dieses Land:
Die kühnen Nibelungen schlug des Helden Hand,
Die reichen Königssöhne Schilbung und Nibelung!
Er wirkte große Wunder mit des starken Armes Schwung.

14. „Als der Held alleine ritt, aller Hilfe bar,
Fand er an einem Berge, so hört' ich immerdar,
Bei König Niblungs Horte manchen kühnen Mann;
Sie waren ihm gar fremde, bis er hier die Kunde gewann.

15. „Der Hort König Nibelungs ward hervorgetragen
Aus einem hohlen Berge: nun hört Wunder sagen,
Wie ihn teilen wollten, die Niblung untertan.
Das sah der Degen Siegfried, den es zu wundern begann.

16. „So nah kam er ihnen, daß er die Helden sah
Und ihn die Degen wieder. Der eine sagte da:
‚Hier kommt der starke Siegfried, der Held aus Niederland.
Seltsame Abenteuer er bei den Nibelungen fand.

17. „Den Recken wohl empfingen Schilbung und Nibelung.
Einhellig baten die edlen Fürsten jung,
Daß ihnen teilen möchte den Schatz der kühne Mann.
Das begehrten sie, bis endlich er's zu geloben begann.

18. „Er sah so viel Gesteines, wie wir hören sagen,
Hundert Leiterwagen, die möchten es nicht tragen,
Noch mehr des roten Goldes von Nibelungenland:
Das alles sollte teilen des kühnen Siegfriedes Hand.

19. „Sie gaben ihm zum Lohne König Niblungs Schwert.
Da wurden sie des Dienstes gar übel gewährt,
Den ihnen leisten sollte Siegfried der Degen gut:
Er konnt' es nicht vollbringen: sie hatten zornigen Mut.

20. „So mußt' er ungeteilet die Schätze lassen stehn.
Da bestanden ihn die Degen in der zwei Kön'ge Lehn:
Mit ihres Vaters Schwerte, das Balmung war genannt,
Stritt ihnen ab der Kühne den Hort und Nibelungenland.

21. „Da hatten sie zu Freunden kühne zwölf Mann,
Die starke Riesen waren: was konnt' es sie verfahn?
Die erschlug im Zorne Siegfriedens Hand
Und siebenhundert Recken zwang er vom Nibelungenland

22. „Mit dem guten Schwerte, geheißen Balmung.
Vom Schrecken überwältigt war mancher Degen jung.
Zumal vor dem Schwerte und vor dem kühnen Mann:
Das Land mit den Burgen machten sie ihm untertan.

23. „Dazu die reichen Könige, die schlug er beide tot.
Er kam durch Albrichen darauf in große Not:
Der wollte seine Herren rächen allzuhand,
Eh er die große Stärke noch an Siegfrieden fand.

24. „Mit Streit bestehen konnt' ihn da nicht der starke Zwerg.
Wie die wilden Leuen liefen sie an den Berg,
Wo er die Tarnkappe Albrichen abgewann:
Da war des Hortes Meister Siegfried, der schreckliche Mann.

25. „Die sich getraut zu fechten, die lagen all erschlagen,
Den Schatz ließ er wieder nach dem Berge tragen,
Dem ihn entnommen hatten die Nibelung untertan.
Alberich der starke das Amt des Kämm'rers gewann.

26. „Er mußt' ihm Eide schwören, er dien' ihm als sein Knecht;
Zu aller Art Diensten ward er ihm gerecht."
So sprach von Tronje Hagen: „Das hat der Held getan;
Also große Kräfte nie mehr ein Recke gewann.

27. „Noch ein Abenteuer ist mir von ihm bekannt:
Einen Linddrachen schlug des Helden Hand;
Als er im Blut sich badete, ward hörnern seine Haut.
So versehrt ihn keine Waffe: das hat man oft an ihm geschaut.

28. „Man soll ihn wohl empfangen, der beste Rat ist das,
Damit wir nicht verdienen des schnellen Recken Haß.
Er ist so kühnen Sinnes, man seh' ihn freundlich an:
Er hat mit seinen Kräften so manche Wunder getan."

29. Da sprach der mächt'ge König: „Gewiß, du redest wahr:
Nun sieh, wie stolz er dasteht vor des Streits Gefahr,
Dieser kühne Degen und die in seinem Lehn!
Wir wollen ihm entgegen hinab zu dem Recken gehn."

30. „Das mögt ihr", sprach da Hagen, „mit allen Ehren schon:
Er ist von edlem Stamme, eines reichen Königs Sohn;
Auch hat er die Gebäre, mich dünkt, beim Herren Christ,
Es sei nicht kleine Märe, um die er hergeritten ist."

Ehrenvoll aufgenommen und nach dem Zwecke seiner Fahrt gefragt, erklärt er offen, daß er Gunther sein Land durch Kampf abgewinnen wolle. Doch läßt er sich besänftigen, als Gunther ihm all sein Besitztum zur Verfügung stellt. Bald ist er allen ein lieber Genosse.

31. Swes man ie begunde, des was sîn lîp bereit.
er truoc in sîme sinne ein minneclîche meit,
und ouch in ein diu frouwe, die er noh nie gesach,
diu im in heinlîche vil dicke güetlîchen sprach.

32. Swenn' ûf dem hove wolden spilen dâ diu kint,
ritter unde knehte, daz sach vil dicke sint
Kriemhilt durch die venster, diu küneginne hê.:
deheiner kurzwile bedorfte s' in den zîten mêr.

33. Wess' er, daz in sæhe, die er in herzen truoc,
dâ het er kurzewîle immer von genuoc.
sæhen sie sîn ougen, ich wil wol wizzen daz,
daz im in dirre werlde kunde nimmer werden baz.

---

31, 3 ein diu frouwe, eine Frau von solcher Beschaffenheit; frouwe häufig auch von Jungfrauen höheren Standes gebraucht. — 4 im sprach, von ihm sprach.

32, 1 diu kint, die jungen Leute.

33, 1 wesse praet. von wizzen. — 2 dâ mit von zu verbinden. — 4 werden baz, Besseres zu teil werden.

34. Swenn' er bî den helden ûf dem hove stuont,
alsô noch die liute durch kurzewîle tuont,
sô stuont sô minneclîche daz Sigelinde kint,
daz in durch herzen liebe trûte manec frouwe sint.

35. Er gedâht' ouch manege zîte: „wie sol daz gescehen
daz ich die maget edele mit ougen müge sehen,
die ich von herzen minne und lange hân getân?
diu ist mir noch vil vremde: des muoz ich trûric gestân.

36. Sô ie die künege rîche riten in ir lant,
sô muosen ouch die recken mit in al zehant.
dâ mite muos' ouch Sîfrit: daz was der frouwen leit.
er leit ouch von ir minne dicke michel arebeit.

37. Sus wond' er bî den herren, daz ist alwâr,
in Guntheres lande volleclîch ein jâr,
daz er die minneclichen die zîte nien' gesach,
dâ von im sît viel liebe und ouch vîel léidé gescach.

## Viertes Abenteuer.

### Wie Siegfried mit den Sachsen stritt.

Als der Sachsenkönig Lüdeger und Lüdegast, König von Dänemark, Gunther Krieg ankündigen lassen, bietet Siegfried seine Hilfe an, zieht mit den Burgunden in das Land der Feinde und erringt nach hartem Kampfe einen glänzenden Sieg, der die beiden feindlichen Könige in seine Gefangenschaft bringt. Auf Gernots Geheiß bringen Boten die fröhliche Kunde nach Worms.

1. Die Botenknaben liefen; so ward es angesagt.
Da freuten sich in Liebe, die eben Leid geklagt,
Dieser frohen Märe, die ihnen war gekommen.
Da ward von edlen Frauen großes Fragen vernommen,

2. Wie es den Herrn gelungen wär' in des Königs Heer,
Man rief der Boten einen zu Kriemhilden her.
Das geschah verstohlen, sie durft' es wohl nicht laut,
Denn einer war darunter, dem sie längst ihr Herz vertraut.

3. Als sie in ihre Kammer den Boten kommen sah,
Kriemhild die schöne gar gütlich sprach sie da:
„Nun sag mir liebe Märe, so geb' ich dir mein Gold,
Und tust du's ohne Trügen, will ich dir immer bleiben hold.

4. „Wie schied aus dem Streite mein Bruder Gernot
Und meine andern Freunde? Blieb uns nicht mancher tot?

---

34, 2 alsô, wie. — noch, noch jetzt.

Wer tat da das Beste? das sollst du mir sagen."
Da sprach der biedre Bote: „Wir hatten nirgend einen Zagen.

5. „Zuvorderst in dem Streite ritt niemand so wohl,
Hehre Königstochter, wenn ich es sagen soll,
Als der edle Fremdling aus dem Niederland
Da wirkte große Wunder des kühnen Siegfriedes Hand.

6. „Was von den Recken allen im Streit da geschehn,
Von Dankwart und Hagen und des Königs ganzem Lehn,
Wie wehrlich sie auch stritten, das war doch wie ein Wind
Nur gegen Siegfrieden, König Siegmundens Kind.

7. „Sie haben in dem Sturme der Helden viel erschlagen;
Doch möcht' Euch dieser Wunder ein Ende niemand sagen,
Die da Siegfried wirkte, ritt er in den Streit;
Den Fraun an ihren Freunden tat er mächtiges Leid.

8. „Kampf, den allerhöchsten, der irgend da geschah,
Vom ersten bis zum letzten, den jemand nur sah,
Hat Siegfried gefochten mit wehrlicher Hand:
Er bringt reiche Geisel her in König Gunthers Land.

9. „Die uns im Übermute widersagten hier am Rhein,
Die müssen nun Gefangene König Gunthers sein;
Die bringt man mit Freuden her in dieses Land."
Ihre l hte Farb' erblühte, als ihr die Märe ward bekannt.

10. Ihr schönes Antlitz wurde vor Freuden rosenrot,
Da lebend war geschieden aus so großer Not
Der weidliche Recke, Siegfried, der junge Mann.
Sie war auch froh der Freunde und tat wohl weislich daran.

11. Die Schöne sprach: „Du machtest mir frohe Mär bekannt.
Ich lasse dir zum Lohne geben reich Gewand,
Und zehn Mark von Golde heiß' ich dir tragen."
Drum mag man solche Botschaft reichen Frauen gerne sagen.

Frohlockend zieht bald das Heer ein, und Siegfried wäre nach Niederland heimgekehrt, wenn nicht der Gedanke an die holde Maid ihn zurückgehalten hätte, die er bei einem Hofgelage, das Gunther angekündigt hat, zu sehen hofft.

### Fünftes Abenteuer.

**Wie Siegfried Kriemhilden zuerst ersah.**

Zur Feier des Hofgelages strömen von nah und fern die Gäste herbei.

1. An einem Pfingstmorgen sah man sie alle gehn,
Wonniglich gekleidet, viel Degen ausersehn,

Fünftausend oder drüber, dem Hofgelag entgegen.
Da hub um die Wette sich viel Kurzweil allerwegen.

2. Der Wirt hatt' im Sinne, was er schon längst erkannt,
Wie von ganzem Herzen der Held von Niederland
Seine Schwester liebe, sah er sie gleich noch nie,
Der man das Lob der Schönheit vor allen Jungfrauen lieh.

3. Er sprach: „Nun ratet alle, Freund oder Untertan,
Wie wir das Hofgelage am besten stellen an,
Daß man uns nicht schelte darum nach dieser Zeit:
Zuletzt doch an den Werken liegt das Lob, das man uns beut."

4. Da sprach zu dem Könige von Metz Herr Ortewein:
„Soll dies Hofgelage mit vollen Ehren sein,
So laßt Eure Gäste die schönen Kinder sehn,
Denen so viel Ehren in Burgundenland geschehn.

5. „Was wäre Mannes Wonne, was freut' er sich zu schaun,
Wenn nicht schöne Mägdelein und herrliche Fraun?
Drum laßt Eure Schwester vor die Gäste gehn."
Der Rat war manchem Helden zu hoher Freude geschehn.

6. „Dem will ich gerne folgen", der König sprach da so.
Alle, di-'s erfuhren, waren darüber froh.
Er entbot es Frau Uten und ihrer Tochter schön,
Daß sie mit ihren Maiden hin zu Hofe sollten gehn.

7. Da ward aus den Schreinen gesucht gut Gewand,
Soviel man eingeschlagen der lichten Kleider fand,
Der Borten und der Spangen; des lag genug bereit.
Da zierte sich gar minniglich manche weidliche Maid.

8. Da ließ der reiche König mit seiner Schwester gehn
Hundert seiner Recken, zu ihrem Dienst ersehn
Und dem ihrer Mutter, die Schwerter in der Hand:
Das war das Hofgesinde in der Burgunden Land.

9. Ute, die reiche, sah man mit ihr kommen:
Die hatte schöner Frauen sich zum Geleit genommen
Hundert oder drüber, geschmückt mit reichem Kleid;
Auch folgte Kriemhilden manche weidliche Maid.

10. Aus einer Kemenate sah man sie alle gehn:
Da mußte heftig Drängen von Helden bald geschehn,
Die alle harrend standen, ob es möchte sein,
Daß sie da fröhlich sähen dieses edle Mägdelein.

11. Nu gie diu minneclîche alsô der morgenrôt
tuot úz den trüeben wolken. dâ schiet von maneger nôt
der si dâ truog in herzen und lange het getân:
er sach die minneclîchen nu vil hêrlichen stân.

12. Jâ lûhte ir von ir wæte vil manec edel stein:
ir rôsenrôtiu varwe vil minneclîchen schein.
ob iemen wünschen solde, der kunde nit gejehen,
daz er ze dirre werlde hete iht schœners gesehen.

13. Sam der liehte mâne vor den sternen stât,
des schîn sô lûterliche ab den wolken gât,
dem stuont si nu geliche vor maneger frouwen guot.
des wart dâ wol gehœhet den zieren heleden der muot.

14. Die rîchen kamerære sah man vor in gân.
die hôhgemuoten degene die'n wolden daz niht lân,
sine drungen, dâ si sâhen die minneclîchen meit.
Sîfride dem herren wart beide lieb únde leit.

15. Er dâhte in sînem muote: „wie kunde daz ergân
daz ich dich minnen solde? daz ist ein tumber wân.
sol aber ich dich vremeden, sô wære ich sanfter tôt"
er wart von den gedanken vil dicke bleich unde rôt.

16. Dô stuont sô minneclîche daz Sigemundes kint,
sam er entworfen wære an ein pérmînt
von guotes meisters listen, als man ime jach,
daz man helt deheinen ni sô schœnén gesach.

17. Die mit der frouwen giengen, die hiezen von den wegen
wîchen allenthalben: daz leiste manec degen.
diu hôhe tragenden herzen vreuten manegen lîp.
man sach in hôhen zühten manec hêrlichez wîp.

18. Dô sprach von Burgonden der herre Gêrnôt:
„der iu sînen dienest sô güetlichen bôt,

---

11, 1 gie praet. zu gân, gehen, kommen. — 3 het getân = im Herzen getragen hatte.
12, 1 lûhte praet. von liuhten. — 3 was auch einer sich wünschen mochte; jehen, gejehen = sagen, zugestehen.
13, 4 gehœhet = erhöht.
14, 2 nicht unterlassen zu drängen (daß sie nicht drängten).
15, 3 sanfter (adv. zu senfte), sanfter = lieber. — 4 Doppelempfindung der aufkeimenden Liebe.
16, 3 so daß man von ihm sagte; jach praet. von jehen.
17, 2 leiste = leisteten. — 3 hôhe tragenden = hochstrebenden, stolzen; manegen lîp = manchen.

Gunther, lieber bruoder, dem sult ir tuon alsam
vor allen disen recken: des râts ich nimmer mich gescham.

19. „Ir heizet Sîfriden zuo miner swester kumen,
daz in diu maget grüeze: des habe wir immer frumen.
diu nie gegruozte recken, diu sol in grüezen pflegen:
dâ mite wir haben gewunnen den vil zierlîchen degen."

20. Dô giengen's wirtes mâge dâ man den helt vant.
si sprâchen zuo dem recken ûzer Niderlant:
„iu hât der künec erloubet, ir sult ze hove gân,
sîn swester sol iuch grüezen: daz ist zen êren iu getân."

21. Der herre in sînem muote was des viel gemeit.
dô truog er ime herzen lieb âne leit,
daz er sehen solde der schœnen Uoten kint.
mit minneclîchen tugenden si gruozte Sîfriden sint.

22. Dô si den hôhgemuoten vor ir stênde sach,
do erzunde sich sîn varwe. diu schœne magt sprach:
„sît willekomen, her Sîfrit, ein edel ritter guot."
dô wart im von dem gruoze vil wol gehœhét der muot.

23. Er neig ir flîzeclîche: bî der hénde si in vie.
wie rehte minneclîche er bî der frouwen gie!
mit lieben ougen blicken ein ander sâhen an
der herre und ouch diu frouwe: daz wart vil tougenlich getân.

24. Wart iht dâ friwentliche getwungen wîziu hant
von herzen lieber minne, daz ist mir niht bekant.
doch enkan ich niht gelouben, daz ez wurde lân:
si het im holden willen kunt vil schiereé getân. —

25. „Nu lôn' iu got, her Sîfrit", sprach daz schœne kint,
„daz ir daz habet verdienet, daz iu die recken sint
sô holt mit rechten triuwen, als ich sie hœre jehen."
do begúnd' er minneclîche an froun Kriemhilden sehen.

---

18, 3 alsam = ebenſo. — 4 vor = mehr als.
19, 3 grüezen pflegen = begrüßen, eine Auszeichnung im Mittelalter.
20, 1 giengen's = gingen des. — 3 Siegfried wird dadurch Begleiter Kriemhildens während des Feſtes.
22, 2 erzunde praet. von erzünden.
23, 1 vie praet. von vâhen (faſſen).
24, 1 getwungen part. von twingen = drücken. — 3 lân hier = unterlaſſen. — 4 holden willen = geneigte Geſinnung.
25, 3 mit rechten triuwen = in aufrichtiger Geſinnung.

26. „Ich sol in immer dienen", alsô sprach der degen,
„und enwil mîn houbet nimmer ê gelegen,
ih enwerbe nâch ir willen, sol ich mîn leben hân.
daz ist nâch iuwern hulden, mîn frou Kriemhilt, getân."

27. Inre tagen zwelven, der tage al ieslîch,
sah man bî dem degene die maget lobelîch,
sô si ze hove solde vor ir vriwenden gân.
der dienest wart dem recken durch grôze liebe getân.

28. Vreude unde wünne, vil grœzlîchen schal
sah man âller tägelîche vor Guntheres sal.
dar ûze und ouch dar inne, von manegem küenen man.
Ortwîn unde Hagene vil grôzer wúndér began.

Als nach den festlichen Tagen die Gäste endlich Abschied nehmen und auch Siegfried, „verzweifelnd, zu erwerben, worauf sein Sinnen gestellt", zur Abreise rüstet, bestimmen ihn Giselhers Bitten und die Liebe zu Kriemhilde, am Hofe zu verbleiben.

### Sechstes Abenteuer.

### Wie Gunther um Brunhild gen Isenland fuhr.

Gunther vernimmt die Kunde von der Schönheit der Königin Brunhild, die er trotz der Gefahr, der gewaltigen Streiterin zu unterliegen, durch Kampf zu gewinnen strebt. Auf Hagens Rat bittet er Siegfried um Unterstützung.

1. Er sprach: „Vieledler Siegfried, willst du mir Helfer sein,
Zu werben um die Schöne? Tu nach der Bitte mein;
Und gewinn' ich mir zur Trauten das herrliche Weib,
So verwag' ich deinetwillen Ehre, Leben und Leib."

2. Zur Antwort gab ihm Siegfried, König Siegmunds Sohn:
„Ich will es tun, versprichst du die Schwester mir zum Lohn,
Kriemhild die schöne, eine Königin hehr:
Sonst keines Lohns begehr' ich nach meinen Arbeiten mehr."

3. „Das gelob' ich", sprach Gunther, „Siegfried, dir an die Hand.
Und kommt die schöne Brunhild her in dieses Land,
So will ich dir zum Weibe meine Schwester geben:
So magst du mit der Schönen immer in Freuden leben."

Mit Kriemhildens Hilfe auf das prächtigste ausgerüstet, fahren Gunther und Siegfried, von Hagen und Dankwart begleitet, über den Rhein in zwölf Tagen zum Isenstein in das Land Brunhildens, das Siegfried allein bekannt ist.

---

26, 2 gelegen = zur Ruhe legen. — 3 ih enwerbe, es sei denn, daß ich handle.
28, 1 schal, vom Klange des Waffenspiels. — 4 began sing. trotz zweier Subjekte.

## Siebtes Abenteuer.

### Wie Gunther Brunhilden gewann.

Als Brunhild von der Ankunft Siegfrieds und der Fremden vernommen, eilt sie zu ihnen.

1. Als die Königstochter Siegfrieden sah,
Wohlgezogen sprach sie zu dem Gaste da:
„Seid willkommen, Siegfried, hier in diesem Land.
Was meint Eure Reise? das macht mir, bitt' ich, bekannt."

2. „Viel Dank laßt Euch sagen, Frau Brunhild,
Daß Ihr mich geruht zu grüßen, Fürstentochter mild,
Vor diesem edlen Recken, der hier vor mir steht:
Denn er ist mein Lehnsherr; der Ehre Siegfried wohl enträt.

3. „Er ist am Rheine König; was soll ich sagen mehr?
Dir nur zuliebe fuhren wir hierher.
Er will dich gerne minnen, was ihm geschehen mag.
Nun bedenke dich beizeiten: mein Herr läßt nimmermehr nach.

4. „Er ist geheißen Gunther, ein König reich und hehr.
Erwirbt er deine Minne, nicht mehr ist sein Begehr.
Dein'thalb mit ihm tat ich diese Fahrt;
Wenn er mein Herr nicht wäre, ich hätt' es sicher gespart."

5. Sie sprach: „Wenn er dein Herr ist und du in seinem Lehn,
Will er, die ich erteile, meine Spiele dann bestehn
Und bleibt darin der Meister, so werd' ich sein Weib;
Doch ist's, daß ich gewinne, es geht euch allen an den Leib."

Bald werden die Vorbereitungen zum Kampfe getroffen, während Siegfried die unsichtbar machende Tarnkappe aus dem Schiffe holt.

6. Brunhildens Stärke zeigte sich nicht klein:
Man trug ihr zu dem Kreise einen schweren Stein,
Groß und ungefüge, rund dabei und breit.
Ihn trugen kaum zwölfe dieser Degen kühn im Streit.

7. Den warf sie allerwegen, wie sie den Speer verschoß.
Darüber war die Sorge der Burgunden groß.
„Wen will der König werben?" sprach da Hagen laut:
„Wär' sie in der Hölle doch des übeln Teufels Braut!"

8. An ihre weißen Arme sie die Ärmel wand,
Sie schickte sich und faßte den Schild an die Hand,
Sie schwang den Spieß zur Höhe, das war des Kampfs Beginn.
Gunther und Siegfried bangten vor Brunhildens grimmem Sinn.

9. Und wäre ihm da Siegfried zu Hilfe nicht gekommen,
So hätte sie dem König das Leben wohl benommen.
Er trat hinzu verstohlen und rührte seine Hand;
Gunther seine Künste mit großen Sorgen befand.

10. „Wer war's, der mich berührte?" dachte der kühne Mann,
Und wie er um sich blickte, da traf er niemand an.
Er sprach: „Ich bin es, Siegfried, der Geselle dein:
Du sollst ganz ohne Sorge vor der Königin sein.

11. „Gib aus den Händen den Schild, laß mich ihn tragen
Und behalt im Sinne, was du mich hörest sagen:
Du habe die Gebärde, ich will das Werk begehn."
Als er ihn erkannte, da war ihm Liebes geschehn.

12. „Verhehl auch meine Künste, das ist uns beiden gut:
So mag die Königstochter den hohen Übermut
Nicht an dir vollbringen, wie sie gesonnen ist.
Nun sieh doch, welcher Kühnheit sie wider dich sich vermißt."

13. Da schoß mit ganzen Kräften die herrliche Maid
Den Speer nach einem Schilde, mächtig und breit:
Den trug an der Linken Sieglindens Kind.
Das Feuer sprang vom Stahle, als ob es wehte der Wind.

14. Des starken Spießes Schneide den Schild ganz durchdrang,
Daß das Feuer lohend aus den Ringen sprang.
Von dem Schusse fielen die kraftvollen Degen:
War nicht die Tarnkappe, sie wären beide da erlegen.

15. Siegfried dem kühnen vom Munde brach das Blut.
Bald sprang er auf die Füße: da nahm der Degen gut
Den Speer, den sie geschossen ihm hatte durch den Rand:
Den warf ihr jetzt zurücke Siegfried mit kraftvoller Hand.

16. Er dacht': „Ich will nicht schießen das Mägdlein wonniglich"
Des Spießes Schneide kehrt' er hinter den Rücken sich;
Mit der Speerstange schoß er auf ihr Gewand,
Daß es laut erhallte von seiner kraftreichen Hand.

17. Das Feuer stob vom Panzer, als trieb' es der Wind.
Es hatte wohl geschossen der Sieglinde Kind:
Sie vermochte mit den Kräften dem Schusse nicht zu stehn;
Das wär' von König Gunthern in Wahrheit nimmer geschehn.

18. Brunhild die schöne bald auf die Füße sprang:
„Gunther, edler Ritter, des Schusses habe Dank!"
Sie wähnt', er hätt' es selber mit seiner Kraft getan;
Nein, zu Boden warf sie ein viel stärkerer Mann.

19. Da ging sie hin geschwinde, zornig war ihr Mut,
Den Stein hoch erhub sie, die edle Jungfrau gut;
Sie schwang ihn mit Kräften weithin von der Hand,
Dann sprang sie nach dem Wurfe, daß laut erklang ihr Gewand.

20. Der Stein fiel zu Boden von ihr zwölf Klafter weit:
Den Wurf überholte im Sprung die edle Maid.
Hin ging der schnelle Siegfried, wo der Stein nun lag;
Gunther mußt' ihn wägen, des Wurfs der Verhohl'ne pflag.

21. Siegfried war kräftig, kühn und auch lang:
Den Stein warf er ferner, dazu er weiter sprang.
Ein großes Wunder war es und künstlich genug,
Daß er in dem Sprunge den König Gunther noch trug.

22. Der Sprung war ergangen, am Boden lag der Stein;
Gunther war's, der Degen, den man sah allein.
Brunhild, die schöne ward vor Zorne rot;
Gewendet hatte Siegfried dem König Gunther den Tod.

23. Zu ihrem Ingesinde sprach die Königin da,
Als sie gesund den Helden an des Kreises Ende sah:
„Ihr, meine Freund' und Mannen, tretet gleich heran:
Ihr sollt dem König Gunther alle werden untertan."

24. Da legten die Kühnen die Waffen von der Hand
Und boten sich zu Füßen von Burgundenland
Gunther dem reichen, so mancher kühne Mann:
Sie wähnten, die Spiele hätt' er mit eigner Kraft getan.

Als aber Brunhild dennoch die Abfahrt verzögert und nach ihren Freunden und Lehensmannen schickt, erbietet sich Siegfried, tausend der allerbesten Degen zum Schutze herbeizuholen.

### Achtes Abenteuer.

### Wie Siegfried nach den Nibelungen fuhr.

Seinem Worte getreu, bringt Siegfried nach einem Kampfe mit dem wachthaltenden Riesen und dem Zwerge Alberich, dem er sich erst nach errungenem Siege zu erkennen gibt, tausend wohlgerüstete Nibelungen herbei. Nun säumt Brunhild nicht länger, und reiches Gefolge begleitet die Herrin.

### Neuntes Abenteuer.

### Wie Siegfried nach Worms gesandt ward.

Der Bitte Gunthers folgend, eilt Siegfried voraus nach Worms, die nahe Ankunft Brunhildens zu melden. Es werden große Anstalten zum Hochzeitsfeste getroffen, namentlich schmückt sich Kriemhild mit ihren Jungfrauen festlich zum Empfange.

## Zehntes Abenteuer.

### Wie Gunther mit Brunhilden Hochzeit hielt.

Nachdem Brunhild von Kriemhild liebevoll begrüßt und ein ritterliches Spiel gefeiert ist, setzt man sich nieder zu fröhlichem Mahle. Doch ehe die Feier beginnt, tritt Siegfried zu Gunther.

1. Er sprach zu ihm: „Gedenket, mir schwur Eure Hand,
Wenn wir Frau Brunhild brächten in dies Land,
Ihr gäbt mir Eure Schwester: Wo blieb nun der Eid?
Ihr wißt, bei Eurer Reise war keine Mühe mir leid."

2. Da sprach der Wirt zum Gaste: „Recht, daß Ihr mich mahnt;
Ich will den Eid nicht brechen, den ich schwur mit Mund und Hand.
Ich helf' es Euch fügen, so gut es mag geschehn."
Da hieß man Kriemhilden zu Hof vor den König gehn.

3. Mit ihren schönen Maiden kam sie vor den Saal.
Da sprang von einer Stiege Geiselher zutal:
„Nun heißet wiederkehren diese Mägdelein:
Meine Schwester soll alleine hier bei dem Könige sein."

4. Da sprach der König Gunther: „Schwester, edle Maid,
Bei deiner Zucht und Güte, löse meinen Eid.
Ich schwur dich einem Recken, und nimmst du ihn zum Mann,
So hast du meinen Willen mit großen Treuen getan."

5. Die edle Maid versetzte: „Lieber Bruder mein,
Ihr sollt mich nicht flehen, ich will gehorsam sein.
Wie Ihr mir gebietet, so soll es sein getan:
Dem will ich mich verloben, den Ihr, Herr, mir gebt zum Mann."

6. Von lieber Augenweide ward Siegfrieds Farbe rot:
Zu Diensten sich der Recke Frau Kriemhilden bot.
Man ließ sie miteinander in einem Kreise stehn
Und fragt' sie, ob sie wolle diesen Recken ausersehn.

7. Scheu, wie Mädchen pflegen, schämte sie sich ein Teil;
Jedoch war Siegfrieden so günstig Glück und Heil,
Daß sie nicht verschmähen wollte seine Hand.
Auch versprach sich ihr zum Manne der edle Held von Niederland.

8. Da er sich ihr verlobte und sich ihm die Maid,
Ein gütlich Umfangen war da alsbald bereit
Von Siegfriedens Armen dem schönen Mägdlein zart:
Die edle Königin küßt er in der Helden Gegenwart.

9. Sich schied das Gesinde. Als das geschah,
Auf dem Ehrenplatze man Siegfrieden sah

Mit Kriemhilden sitzen; da dient' ihm mancher Mann.
Man sah die Nibelungen nach ihm den Sitzen sich nahn.

10. Der König saß zu Tische bei Brunhild, der Maid.
Da sah sie Kriemhilden (nichts war ihr je so leid)
Bei Siegfrieden sitzen: zu weinen hub sie an,
Daß ihr manch heiße Träne über lichte Wangen rann.

11. Da sprach der Wirt des Landes: „Was ist Euch, Fraue mein,
Daß Ihr so trüben lasset lichter Augen Schein?
Ihr solltet recht Euch freuen: Euch ist untertan
Mein Land und reiche Burgen und mancher weidliche Mann."

12. „Recht weinen sollt' ich eher", sprach die schöne Maid,
„Deiner Schwester wegen trag' ich Herzeleid.
Ich seh sie sitzen neben dem Eigenholden dein:
Wohl muß ich immer weinen, soll sie so erniedrigt sein."

13. Da sprach der König Gunther: „Schweig' davon jetzt still,
Da ich Euch ein andermal die Kunde sagen will,
Warum meine Schwester Siegfrieden ward gegeben.
Wohl mag sie mit dem Recken allezeit in Freuden leben."

Unwillig darüber, daß sie nicht erfahren kann, warum Kriemhild die Braut Siegfrieds sei, weigert sich Brunhild, ihrem Gatten anzugehören; es kommt noch einmal zum Ringkampf, und sie überwindet und fesselt ihn. Auf Gunthers Bitten übernimmt es Siegfried am folgenden Abend, Brunhild zu bezwingen. In seine Tarnkappe eingehüllt, überwindet er sie und nimmt ihr Ring und Gürtel, Kleinodien, die er seiner Kriemhild zum Geschenke gibt, die aber viel Unheil in sich bargen.

## Elftes Abenteuer.

### Wie Siegfried mit seinem Weibe heimkehrte.

Am vierzehnten Tage endet das Hofgelage, und Siegfried zieht mit seiner lieben Gattin nach der Heimat. Im zehnten Jahre schenkt sie ihm einen Sohn, der auf den Namen Gunther getauft wird, während Brunhild Mutter eines Knaben wird, der nach dem Oheim den Namen Siegfried erhält.

## Zwölftes Abenteuer.

### Wie Gunther Siegfried zum Hofgelage lud.

Brunhild kann es nicht verschmerzen, daß Siegfried und Kriemhild in fernem Lande herrschen, ohne je ein Zeichen ihrer Dienstbarkeit zu Gunther zu geben. Nach langem Widerreden willfährt endlich Gunther ihrer Bitte, Siegfried und Kriemhild, die gerade im Nibelungenlande weilen, nach Worms zu laden. Als diese ihre Zusage gegeben haben, werden in Worms große Vorbereitungen zum Empfange der Gäste getroffen.

## Dreizehntes Abenteuer.

### Wie sie zum Hofgelage fuhren.

Siegfried wird mit seiner Gattin und seinem Vater Siegmund glänzend in Worms bewillkommnet. Elf Tage lang werden herrliche ritterliche Spiele gefeiert denen die Frauen wohlgeschmückt aus den Fenstern zuschauen.

## XIV. Âventiure.

### Wie die küniginne ein ander schulten.

1. Vor einer vesperzîte huop sich grôz ungemach,
daz von manigem recken ûf dem hove gescach.
si pflâgen ritterschefte durch kurzewîle wân.
dô liefen dar durch schouwen vil manic wîp unde man.

2. Ze samene dô gesâzen die küneginne rîch,
si gedâhten zweier recken, die wâren lobelîch.
dô sprach diu schœne Kriemhilt: „ich hân einen man,
daz elliu disiu rîche zuo sînen handen solden stân."

3. Dô sprach diu vrouwe Prünhilt: „wie kunde daz gesîn?
obe niemen lebete wan sîn unde dîn,
sô möhten im diu rîche wol wesen undertân:
die wîle lebet Gunther, sô kunde'z nimmér ergân."

4. Dô sprach aber Kriemhilt: „nu sihestu, wie er stât,
wie rehte hêrlîche er vor den recken gât,
alsam der liehte mâne vor den sternen tuot?
des muoz ich von schulden tragen vrœlîchen muot."

5. Dô sprach diu vrouwe Prünhilt: „swie wætlîch sî dîn man,
swie biderbe und swie schœne, sô muost du vor im lân
Gunthern den recken, den edeln bruoder dîn:
der muoz vor allen künegen, daz wizze, wærlîche sîn."

6. Dô sprach aber Kriemhilt: „sô tiwer ist wól mîn man,
daz ich in âne schulde niht gelobet hân.
an vil manegen dingen ist sîn êre grôz.
geloubestu des, Prünhilt, er ist wol Gunthers genôz."

---

1, 1 Am Morgen nach der Messe und am Nachmittag wurden oft festliche Kampfspiele veranstaltet. — 3 durch kurzewîle wân, in Hoffnung auf Unterhaltung.

2, 4 zuo sînen handen, ihm gehören sollten.

3, 2 wân c. gen. = als du und er. — 4 die wîle = solange.

5, 2 vor im lân, Gunther den Vorzug geben.

7. „Jâne solt du mir'z, Kriemhilt, ze arge niht verstân,
wand ich âne schulde die rede niht hân getân.
ich hôrt' si jehen beide. do ih s' âller êrste sach,
und dâ des küneges wille an mîme lîbé gescach,

8. „Unt dâ er mîne minne sô ritterlîch gewan,
dô jach des selbe Sîfrit, er wære's küneges man.
des hân ich in für eigen, sît ih's in hôrte jehen."
dô sprach diu schœne Kriemhilt: „sô wær' mir übele gescehen.

9. „Wie heten sô geworben die edelen bruoder mîn,
daz ich eigenmannes wine solde sîn?
des wil ich dich, Prünhilt, vil friuntlîchen biten,
daz du die rede lâzest durch mich mit güetlîchen siten."

10. „I'ne mac ir niht gelâzen", sprach des küneges wîp.
„zwiu sold' ich verkiesen sô maniges ritters lîp,
der uns mit dem degene dienstlîch ist undertân?"
Kriemhilt diu vil schœne vil sêre zürnén began.

11. „Du muost in verkiesen, daz er dir immer bî
wone deheiner dienste. er'st tiwerr danne sî
Gunther mîn bruoder, der vil edele man.
du solt mich des erlâzen, daz ich von dir vernomen hân.

12. „Und nimet mich immer wunder, sît er dîn eigen ist,
unt daz du über uns beidiu sô gewaltec bist,
daz er dir sô lange den zins versezzen hât.
der dîner übermüete sold' ich von rehte haben rât."

13. „Du ziuhest dich ze hôhe", sprach des küniges wîp,
„nu wil ich sehen gerne, ob man den dînen lîp
habe ze solhen êren sô man den mînen tuot."
die vrouwen wurden beide vil sêre zórnéc gemuot.

14. Dô sprach diu vrouwe Kriemhilt: „daz muoz et nu gescehen,
sît du mînes mannes für eigen hâst verjehen,
nu müezen hiute kiesen der beider künige man,
op ich vor küniges wîbe ze kirchen tűrré gegân."

---

7, 1 Jâne = wahrlich nicht; ze arge verstân, böse auslegen. — 3 âller êrste, zum erstenmal. — 4 da der König mich bezwang.
8, 3 hân ich, halte ich.
9, 3 des, deshalb. — 4 durch mich, um meinetwillen.
10, 2 zwiu = ze wiu (instrum. von waz) zu was, warum. — 3 degen, Siegfried.
11, 1 immer, je. — 2 er'st = er ist; sî coni.; tiwer(e)r comp.
12, 3 den zins versezzen, versäumt hat, den Zins zu zahlen.
13, 1 du erhebst dich zu hoch. — 3 habe ze êren, ehre.
14, 4 gegân, verstärktes gân.

Als beide dann vor der Kirche sich treffen und Brunhild unwirsch mit den Worten: „Es soll vor Königsweib die Eigenholde nicht gehn", den Vortritt verlangt, da hält Kriemhild sich nicht länger und deckt der stolzen Gegnerin den Betrug auf, durch den Gunther sie gewonnen. Und als Brunhild entrüstet Beweise fordert, zeigt Kriemhild ihr den Ring und den Gürtel, die Siegfried ihr bei jenem Kampfe abgenommen hatte. Nun ist Brunhild auf den Tod beleidigt. Mag Siegfried auch Gunther abschwören, je unziemlich über Brunhild gesprochen zu haben, diese denkt nur mehr an blutige Rache. Der grimme Hagen, schon längst eifersüchtig auf die Taten des herrlichen Siegfried, bietet gern die Hand zum Vollzuge des Mordes und gewinnt auch Gunther nach längerem Widerstreben für die blutige Tat.

## Fünfzehntes Abenteuer.

### Wie Siegfried verraten ward.

Um den Helden von Kriemhild wegzulocken, verbreitet man ein falsches Kriegsgerücht in der Überzeugung, daß Siegfried sich der Teilnahme an der Heerfahrt nicht entziehen werde. Sobald er seine Hilfe zugesagt hat, geht Hagen gleisnerisch zu Kriemhild, um sich von ihr zu verabschieden. Als sie reuig ihres Zwistes mit Brunhild gedachte,

1. Da sprach er: „Ihr versöhnt Euch wohl nach wenig Tagen.
Kriemhild, liebe Herrin, nun sollt Ihr mir sagen,
Wie ich Euch dienen möge an Siegfried, Eurem Herrn.
Ich gönn' es niemand besser und tu es, Königin, gern." —

2. „Ich wär' ohn' alle Sorge", sprach da das edle Weib,
Daß man ihm im Kampfe Leben nähm' und Leib,
Wenn er nicht folgen wollte seinem Übermut;
So wär' immer sicher dieser Degen kühn und gut." —

3. „Fürchtet Ihr, Herrin", Hagen da begann,
„Daß er verwundet werde, so vertraut mir an,
Wie soll ich's beginnen, dem zu widerstehn?
Ihn zu schirmen, will ich immer bei ihm reiten und gehn."

4. Sie sprach: „Du bist mir Sippe, so will ich dir es sein:
Ich befehle dir auf Treue den holden Gatten mein,
Daß du mir behütest den geliebten Mann."
Was besser wär' verschwiegen, vertraute da sie ihm an.

5. Sie sprach: „Mein Mann ist tapfer, dazu auch stark genug.
Als er den Linddrachen an dem Berge schlug,
Da badet' in dem Blute der Degen allbereit,
Daher ihn keine Waffe je versehren mocht' im Streit.

6. „Jedoch bin ich in Sorgen, wenn er im Kampfe steht
Und aus der Helden Händen mancher Speerwurf geht,
Daß ich da verliere meinen lieben Mann.
Hei, was ich Sorgen oft um Siegfried gewann!

7. „Mein lieber Freund, ich meld' es nun auf Gnade dir,
Daß du deine Treue bewähren mögst an mir,
Wo man mag verwunden meinen lieben Mann.
Das sollst du nun vernehmen: es ist auf Gnade getan.

8. „Als von des Drachen Wunden floß das heiße Blut
Und sich darinnen badete der kühne Recke gut,
Da fiel ihm auf die Achseln ein Lindenblatt so breit:
Da kann man ihn verwunden; das schafft mir Sorgen und Leid."

9. Da sprach von Tronje Hagen: „So näht auf sein Gewand
Mir ein kleines Zeichen mit eigener Hand.
Wo ich ihn schirmen müsse, mag ich daran verstehn."
Sie wähnt' ihn so zu fristen: auf seinen Tod war's abgesehn.

10. Sie sprach: „Mit feiner Seide näh ich auf sein Gewand
Insgeheim ein Kreuzchen: da soll, Held, deine Hand
Mir den Mann behüten, wenn's ins Gedränge geht
Und er vor seinen Feinden in den starken Stürmen steht." —

11 „Das tu ich", sprach da Hagen, „vielliebe Herrin mein."
Wohl wähnte da die Gute, sein Frommen sollt' es sein:
Da war hiermit verraten der Kriemhilde Mann.
Urlaub nahm da Hagen, dann ging er fröhlich hindann.

Als Hagen am folgenden Morgen das Zeichen auf das Kleid geheftet sieht, ist die Heerfahrt überflüssig geworden, und so wird die Gefolgmannschaft statt zum Kriege zu einer großen Jagd in den Odenwald entboten, auf welcher der Mord an Siegfried vollzogen werden soll.

## Sechzehntes Abenteuer.

### Wie Siegfried erschlagen ward.

Ahnungslos geht Siegfried, um von Kriemhild Abschied zu nehmen.

1. Die sînen triutinne die kust' er an den munt.
„got lâze mich dich, vrouwe, gesehen noch gesunt
und mich diu dînen ougen. mit holden mâgen dîn
soltu kurzewîlen: i'ne mac hie heime niht gesîn."

2. Do gedâhte s' an diu mære (sine torst' ir niht gesagen)
diu si dâ Hagenen sagete: dô begonde klagen
diu edele küniginne, daz si ie gewan den lîp.
dô weinde âne mâze des herren Sîfrides wîp.

---

2, 1 ir, auf mære zu beziehen, gen. abhängig von niht. — 3 daß sie je geboren wurde.

3. Si sprach zuo dem recken: „lât iuwer jagen sîn.
mir troumte hînaht leide, wie iuch zwei wildiu swîn
jageten über heide: dâ wurden bluomen rôt.
daz ich sô sêre weine, des gêt mir wærlîche nôt.

4. „Ich fürhte harte sêre etelîchen rât,
obe man der deheinem missedienet hât,
die uns gefüegen kunnen vîentlîchen haz.
belîbet, lieber herre: mit triuwen rât' ich iu daz."

5. Er sprach: „mîn triutinne, ich kume in kurzen tagen.
i'ne weiz hie niht der liute, die mir iht hazzes tragen.
alle dîne mâge sint mir gemeine holt:
ouch hân ich an den degenen hie niht ándérs versolt."

6. „Neinâ, herre Sifrit: jâ fürhte ich dînen val.
mir troumte hînte leide, wie obe dir zetal
vielen zwêne berge: i'n gesach dich nimmer mê.
wil du von mir scheiden, daz tuo mir inneclîchen wê."

Doch schnell reißt sich Siegfried von ihr los und reitet mit den Genossen fort in einen Wald. Bald hat er eine so große Menge Wild erlegt, daß die Jäger fürchten, er möge den Wald ganz leeren. Nach harter Arbeit ertönt das Horn zum Imbiß.

7. Da sprach der alte Siegfried: „Nun räumen wir den Wald."
Sein Jagdroß trug ihn sicher; die andern folgten bald.
Sie ersprengten mit dem Schalle ein Waldtier fürchterlich,
Einen wilden Bären: da sprach der Degen hinter sich:

8. „Ich schaff' uns Jagdgesellen eine Kurzweil.
Da seh' ich einen Bären; den Bracken löst vom Seil.
Zu den Herbergen soll mit uns der Bär:
Er kann uns nicht entrinnen, und flöh' er auch noch so sehr."

9. Da lösten sie den Bracken; der Bär sprang hindann.
Da wollt' ihn erreiten der Kriemhilde Mann.
Er kam in eine Bergschlucht: da konnt' er ihm nicht bei;
Das starke Tier wähnte von den Jägern schon sich frei.

10. Da sprang von seinem Rosse der stolze Ritter gut
Und begann ihm nachzulaufen. Das Tier war ohne Hut,
Es konnt' ihm nicht entrinnen: er fing es allzuhand.
Ohn' es zu verwunden, der Degen eilig es band.

11. Kratzen oder beißen konnt' es nicht den Mann;
Er band es an den Sattel; auf saß der Schnelle dann

---

3, 2 leide adv.
4, 1 den Anschlag von manchem. — 3 gefüegen = zufügen.

Und bracht' es an die Feuerstatt in seinem hohen Mut
Zu einer Kurzweile, dieser Degen kühn und gut.

12. Als er vom Roß gestiegen, löst' er ihm das Band
Vom Mund und von den Füßen: die Hunde gleich zur Hand
Begannen laut zu heulen, als sie den Bären sahn.
Das Tier zu Walde wollte: das erschreckte manchen Mann.

13. Der Bär durch die Küche von dem Lärm geriet:
Hei, was er Küchenknechte da vom Feuer schied!
Gestürzt ward mancher Kessel, verschleudert mancher Brand:
Hei, was man guter Speisen in der Asche liegen fand!

14. Da sprang von den Sitzen Herr und Knecht zumal.
Der Bär begann zu zürnen; der König gleich befahl
Der Hunde Schar zu lösen, die an den Seilen lag:
Und wär' es wohl geendet, sie hätten fröhlichen Tag.

15. Mit Bogen und mit Spießen, man säumte sich nicht mehr,
Liefen hin die Schnellen, wo da ging der Bär;
Doch wollte niemand schießen, von Hunden war's zu voll.
So laut war das Getöse, daß rings der Bergwald erscholl.

16. Der Bär begann zu fliehen vor der Hunde Zahl;
Ihm konnte niemand folgen als Kriemhilds Gemahl.
Er erlief ihn mit dem Schwerte, zu Tod er ihn da schlug;
Wieder zu dem Feuer das Gesind' den Bären trug.

Als nun das Mahl beginnen soll, fehlt der Wein, den Hagen absichtlich daheimgelassen, um seinen arglistigen Plan ausführen zu können.

17. Dô sprach von Tronege Hagene: „ir edelen ritter balt,
ich weiz hie vil nâhen einen brunnen kalt
(daz ir niht enzürnet): dâ suln wir hine gân."
der rât wart manigem degene ze grôzen sórgén getân.

18. Sifrit den recken dwanc des turstes nôt:
den tisch er deste zîter rucken dan gebôt:
er wolde für die berge zuo dem brunnen gân.
dô was der rât mit meine von den réckén getân.

19. Dô si dannen wolden zuo der linden breit,
dô sprach von Tronege Hagene: „mir ist des vil geseit,
daz niht gevolgen künne dem Kriemhilde man,
swenne er wolde gâhen: hey wolde er uns daz sehen lân!"

---

17, 3 ihr sollt nicht zürnen.
18, 2 zîter comp. von zîte, zeitig.
19, 1 unter der Linde entsprang der Brunnen. — 3 niht man = niemand.

20. Dô sprach von Niederlande der küene Sîfrit:
„daz muget ir wol versuochen, welt ir mir loufen mit
ze wette zuc dem brunnen. sô daz sî getân.
dem sol man jehen danne, den man sihet gewunnen hân."

21. „Nu welle ouch wir'z versuochen", sprach Hagene der degen.
dô sprach der starke Sîfrit: „sô wil ich mich legen
für die iuwern füeze nider an daz gras."
dô r daz gehôrte, wie liep daz Gunthere was!

22. Dô sprach der degen küene: „ich wil iu mêre sagen.
allez mîn gewæte wil ich mit mir tragen,
den gêr zuo dem schilde und al mîn pirsgewant."
den kocher zuo dem swerte vil schier' er úmbé gebant.

23. Dô zugen si diu kleider von dem lîbe dan:
in zwein wîzen hemeden sach man si beide stân.
sam zwei wildiu pantel sie liefen durch den klê:
doch sach man bî dem brunnen den küenen Sîfriden ê.

24. Den prîs an allen dingen truoc er vor manigem man.
daz swert lôst' er schiere, den kocher leit' er dan,
den starken gêr er leinde an der linden ast;
bî des brunnen vluzze stuont der hêrliche gast.

25. Die Sîfrides tugende wâren harte grôz.
den schilt leit' er nidere, aldâ der brunne vlôz:
swie harte sô in durste, der helt doch niene tranc,
ê daz der künic getrunke: des saget' er im vil bœsen danc.

26. Der brúnné was küele, lûter unde guot.
Gunther sich dô neigte nider zuo der fluot:
als er hete getrunken, dô rihte er sih von dan.
alsam het ouch gerne der küene Sîfrit getân.

27. Dô engalt er sîner zühte. den bogen unt daz swert,
daz truoc allez Hagene von im danewert.
dô spráng er hin widere, dâ er den gêr vant.
er sach nâch einem bilde an des küenén gewant.

28. Dâ der herre Sîfrit ob dem brunnen tranc,
er scôz in durch daz kriuze, daz von der wunden spranc

---

21, 2 so gibt Siegfried dem Hagen und Gunther einen Vorsprung durch die für das Aufstehen erforderliche Zeit. Vers 4 bezieht sich allgemein auf das Unternehmen des Wettlaufs.

26, 3 erhob sich dann.

27, 1 daß er mit dem Trinken gewartet hatte.

daz bluot im von dem herzen vast' an die Hagenen wât.
sô grôze missewende ein helet nimmer mêr begât.

29. Den gêr im gein dem herzen stecken er dô lie.
alsô grimmeclîchen ze flühten Hagene nie
gelief noch in der welde vor deheinem man.
dô sich der herre Sîfrit der starken wúndén versan,

30. Der herre tobelîchen von dem brunnen spranc:
im ragete von den herten ein gêrstange lanc.
der fürste wânde vinden bogen oder swert:
sô müese wesen Hagene nâch sîme dienstê gewert.

31. Dô der sêre wunde des swertes niht envant,
done hét et er niht mêre wan des scildes rant:
er zuhte'n von dem brunnen, dô lief er Hagenen an:
done kunde im niht entrinnen des künic Guntheres man.

32. Swie wunt er was zem tôde, sô krefteclîch er sluoc,
daz ûzér dem schilde drœté genuoc
des edelen gesteines: der schilt vil gar zebrast.
sich hete gerne errochen der vil hêrlîche gast.

33. Dô was gestrûchet Hagene vor sîner hant zetal.
von des slages krefte der wert vil lûte erhal.
het er swert enhende, sô wær' ez Hagenen tôt.
sô sêre zurnt' der wunde: des gie im wærlîchen nôt.

34. Erblichen was sîn varwe: er'n kunde niht gestên.
sînes lîbes sterke diu muose gar zergên,
wand er des tôdes zeichen in liehter varwe truoc.
sît wart er beweinet von schœnen vroúwén genuoc.

35. Dô viel iñ die bluomen der Kriemhilde man:
daz pluot von sîner wunden sach man vaste gân.
dô begonde er schelten (des twanc in grôziu nôt),
die ûf in gerâten héten den úngetriwen tôt.

36. Dô sprach der verchwunde: „jâ ir vil bœsen zagen,
waz helfent mîniu dienest, daz ir mich habt erslagen?

---

29, 1 gein dem herzen, nach dem Herzen hin.
30, 4 nâch, entſprechend; gewert (ironiſch), es wäre ſein Dienſt ihm entſprechend gelohnt worden.
31, 2 scildes rant = Schild.
33, 1 gestrûchet zetal, niedergefallen. — 3 enhende, in der Hand.
34, 3 in liehter varwe. = Todesblaſſe.

ich was iu ie getriuwe: des ich engolten hân.
ir habet an iuwern mâgen leider übele getân.

37. „Die sint dâ von bescholten, swaz ir wirt geborn
her nâch disen zîten. ir habet iuwern zorn
gerochen al ze sêre an dem lîbe mîn.
mit laster ir gescheiden sult von guoten recken sîn."

38. Die ritter liefen alle, da er erslagen lac.
ez was ir genuogen ein vreudelôser tac.
die iht triuwe hêten, von den wart er gekleit:
daz het wol verdienet der ritter kûen' únt gemeit.

39. Der kûnic von Búrgonden klagete sînen tôt.
dô sprach der verchwunde: „daz ist âne nôt,
daz der nâch scaden weinet, der in dâ hât getân.
der dienet michel schelten: ez wære bézzér verlân."

40. Dô sprach der grimme Hagene: „jâne wéiz ich, waz ir kleit.
ez hât nu allez ende unser sórge unt unser leit:
wir vinden ir vil wênic, die getûrren uns bestân.
wol mich, deich sîner hêrschaft hân ze râté getân."

41. „Ir muget iuch lîhte rûemen", sprach dô Sîfrit.
„het ich an iu erkennet den mortlîchen sit,
ich hete wol behalten vor iu mînen lîp.
mich riuwet niht sô sêre sô vruo Kriemhilt mîn wîp.

42. „Nu müeze got erbarmen, deich ie gewan den sun,
dem man daz itewîzen sol nâh den zîten tuon,
das sîne mâge iemen mortlîche hân erslagen.
möht' ich", sô sprach Sîfrit, „daz sold' ich pillîche klagen."

43. Dô sprach vil jæmerlîche der verchwunde man:
„welt ir, künic edele, triuwen iht begân
in der werlt an iemen, lât iu bevolhen sîn
ûf íuwér genâde die lieben triutinne mîn.

44. „Und lât si des geniezen, daz si iuwer swester sî.
durch aller fürsten tugende wont ir mit triuwen bî.
mir müezen warten lange mîn vater und mîne man.
ez enwart nie vrouwen leider an liebem vriundé getân."

---

36, 4 Ihr bringt Schaden eurer Verwandtschaft durch diese Tat.
38, 1 liefen alle herbei. — 3 gekleit = geklaget.
39, 4 ez = das Weinen; Siegfried ahnt die Mitwissenschaft des Königs, zumal da er [illegible] Tat nicht rächt.
41, 2 die Mordlust.
42, 2 dem man nachher vorhalten wird. — 3 mortlîche = nach Mörderweise.
44, 4 wart leider getân, geschah größeres Leid.

45. Die bluomen allenthalben von bluote wâren naz.
dô rang er mit dem tôde: unlange tet er daz,
want des tôdes wâfen ie ze sêre sneit.
dô mohte reden niht mêre der recke küen' unt gemeit.

46. Dô die herren sâhen, daz der helt was tôt,
sie leiten in ûf einen schilt, der was von golde rôt,
und wurden des ze râte, wie daz solde ergân,
daz man ez verhæle, daz ez het Hagene getân.

47. Dô sprâchen ir genuoge: „uns ist übele geschehen.
ir sult ez heln alle unt sult geliche jehen,
da er rite jagen eine, der Kriemhilde man,
in slüegen scâchære, dâ er füere durch den tan."

48. Dô sprach von Tronege Hagene: „ich bringe'n in daz lant.
mir ist vil unmære, und wirt ez ir bekant,
diu sô hât betrüebet den Prünhilde muot.
ez ahtet mich vil ringe, swaz si weinéns getuot."

## Siebzehntes Abenteuer.

### Wie Siegfried beklagt und begraben ward.

1. Er ließ ihn ihr verstohlen legen vor die Tür,
Daß sie ihn finden müsse, wenn morgen sie herfür
Zu der Mette ginge, frühe vor dem Tag,
Deren Frau Kriemhild wohl selten eine verlag.

2. Da hörte man wie immer zum Münster das Geläut:
Kriemhild die schöne weckte manche Maid,
Ein Licht ließ sie sich bringen, dazu auch ihr Gewand.
Da kam der Kämm'rer einer hin, wo er Siegfrieden fand.

3. Er sah ihn rot vom Blute, all sein Gewand war naß:
Daß sein Herr es wäre, mit nichten wußt' er das.
Da trug er in die Kammer das Licht in seiner Hand,
Bei dem da Frau Kriemhild viel bittere Märe befand.

4. Als sie mit den Frauen zum Münster wollte gehn,
„Frau", sprach der Kämmerer, „wollt noch stillestehn:
Es liegt vor dem Gemache ein Ritter totgeschlagen."
„O weh", sprach da Kriemhild: „was willst du solche Botschaft sagen?"

5. Eh sie noch selbst gesehen, es sei ihr lieber Mann,
An die Frage Hagens hub sie zu denken an,

---

47, 4 füere coni. prt. von faren = varn.
48, 2 und konditional. — 4 weinéns gen. abhängig von swaz.

Wie er ihn schützen möchte: da ahnte sie ihr Leid.
Mit seinem Tod entsagte sie nun aller Fröhlichkeit.

6. Da sank sie zur Erden, kein Wort mehr sprach sie da;
Die schöne Freudenlose man da liegen sah.
Kriemhildens Jammer wurde groß und voll;
Sie schrie nach der Ohnmacht, daß all die Kammer erscholl.

7. Da sprach ihr Gesinde: „Es kann ein Fremder sein."
Das Blut ihr aus dem Munde brach vor Herzenspein.
„Nein, es ist Siegfried, mein geliebter Mann:
Brunhild hat's geraten, und Hagen hat es getan."

8. Sie ließ sich hingeleiten, wo sie den Helden fand:
Sein schönes Haupt erhob sie mit ihrer weißen Hand.
So rot er war von Blute, sie hatt' ihn gleich erkannt:
Da lag zu großem Jammer der Held von Nibelungenland.

9. Da rief in Jammerlauten die Königin mild:
„O weh mir dieses Leides! Nun ist dir doch dein Schild
Mit Schwertern nicht verhauen! dich fällte Meuchelmord.
Und wüßt' ich, wer der Täter wär', ich wollt' es rächen immerfort."

Nur mit Mühe hält sie Siegfrieds Mannen von sofortiger blutiger Rache ab und hört mit Unmut die Ausreden Gunthers. Als sie an der Leiche des Ge. öten des Bahrrechtes wartet, erkennt sie in dem herantretenden Hagen den Mörder ihres Mannes, da sofort bei seiner Annäherung die Wunden des Gemordeten von neuem zu fließen beginnen. Als der Leichnam eingesargt zu Grabe getragen werden soll, wünscht Kriemhild nochmals den teuren Toten zu sehen.

10. „Laßt mir nach meinem Leide die kleinste Gunst geschehn,
Daß ich sein schönes Angesicht noch einmal dürfe sehn."
Da bat sie im Jammer, so lang und so stark,
Daß man zerbrechen mußte den schön geschmiedeten Sarg.

11. Hin brachte man die Königin, wo sie ihn liegen fand.
Sein schönes Haupt erhob sie mit ihrer weißen Hand
Und küßte so den Toten, den edlen Ritter gut;
Ihre lichten Augen, vor Leide weinten sie Blut.

12. Ein jammervolles Scheiden sah man da geschehn.
Man trug sie von dannen, sie vermochte nicht zu gehn.
Da lag ohne Sinne das herrliche Weib;
Vor Leid wollt' ersterben ihr viel wonniglicher Leib.

13. Kriemhild der Sinne ledig in Ohnmächten lag
Den Tag und den Abend bis an den andern Tag.
Was jemand sprechen mochte, es war ihr gar nicht kund.
Es lag in gleichen Nöten auch der König Siegmund.

14. Kaum daß ihn zur Besinnung zu bringen noch gelang,
Seine Kräfte waren von starkem Leide krank:
Das war wohl kein Wunder. Die in seiner Pflicht
Sprachen: „Laßt uns heimziehn: es duldet uns hier länger nicht."

### Achtzehntes Abenteuer.

### Wie Siegmund heimkehrte und Kriemhild daheim blieb.

Den Bitten Giselhers und Gernots folgend, bleibt Kriemhild in Worms zurück, während Siegmund, dem sie ihr liebes Kindlein daheim warm empfohlen, gebrochenen Herzens mit seinen Mannen nach der Heimat zieht.

### Neunzehntes Abenteuer.

### Wie der Nibelungenhort nach Worms kam.

Schon ins vierte Jahr trauert Kriemhild ihrem Gatten nach, ohne zu Gunther ein Wort gesprochen, ohne Hagen eines Blickes gewürdigt zu haben. Endlich söhnt sie sich mit Gunther aus, der im Verein mit den Brüdern sie bestimmt, den Nibelungenschatz nach Worms kommen zu lassen. Zwölf Doppelwagen vermochten kaum in vier Tagen und vier Nächten den gewaltigen Hort aus des Berges Schacht zu schaffen, wenn sie auch des Tages dreimal den Weg machten. Die milde Freigebigkeit, welche Kriemhild nun übt, läßt Hagen fürchten, daß sie einen ihm und den Burgunden gefährlichen Anhang gewinnen möchte. Daher raubt er ihr gegen den Willen Gunthers und seiner Brüder den Schatz, versenkt ihn in den Rhein und läßt die Krieger schwören „mit Eiden hoch und stark", daß der Schatz, solange sie lebten, „verhohlen bliebe". Kriemhildens Leid aber wird dadurch von neuem geweckt.

Mit neuem Leide wieder belastet war ihr Mut,
Erst um des Mannes Leben, und nun, da sie das Gut
Ihr sogar benahmen: da ruht auch ihre Klage,
Solang sie lebte, nimmer bis zu ihrem jüngsten Tage.

(Simrock.)

---

Mit dem folgenden Abenteuer beginnt der zweite Teil des Liedes:
Die Burgunden werden jetzt Nibelungen genannt, weil der Schatz sich nunmehr in ihrem Lande befindet.

### Zwanzigstes Abenteuer.

### Wie König Etzel gen Burgund nach Kriemhilden sandte.

Dreizehn lange Jahre hat Kriemhild, der Hagen ihr Liebstes geraubt in ihrem Gatten und in dem Nibelungenhort, in stillem Leid verbracht; aber ihr Herz ist mehr und mehr verhärtet. Die anmutige Jungfrau, die beglückte, liebevolle Gattin, ist zur harten Witwe geworden, die nur mehr den Gedanken der Rache kennt. Da bietet sich ihr eine Gelegenheit, ihre Rache zu verwirklichen. Etzel, der mächtige König der Hunnen, der seine Gattin Helke durch den Tod verloren, läßt durch seinen Dienstmann, den herrlichen Rüdiger von Bechlaren, um die Hand Kriemhildens

werben. Die burgundischen Könige, in der Hoffnung, der Schwester Leid wenden zu können, stimmen der Werbung zu, gegen den Rat Hagens, der Böses ahnt. Aber Kriemhild will anfangs von neuer Vermählung nichts wissen; denn sie verlor „den Besten, den je eine Frau gewann". Erst als Rüdiger auf ihre wiederholte Weigerung ihr insgeheim versprochen, „er woll' Ersatz ihr geben für all, was ihr geschah", da „begann ihr herber Kummer ein wenig sich zu sänftigen".

1. Er sagte zu der Königin: „Laßt Euer Weinen sein;
Wenn Ihr bei den Heunen nur hättet mich allein
Und meine Anverwandten und meine Mannen treu,
Tät' Euch einer etwas, es brächt' ihm bittere Reu'."

2. Bei diesem Wort ward leichter der Königin zumut.
Sie sprach: „So schwört mir Eide, was mir auch jemand tut,
Daß Ihr seid der nächste, der rächen will mein Leid."
Da sprach zu ihr der Markgraf: „Dazu bin ich, Frau, bereit."

3. Mit allen seinen Mannen schwur ihr da Rüdiger,
Ihr immer treu zu dienen, und daß die Recken hehr
Ihr nichts versagen wollten in König Etzels Land,
Wodurch sie Ehre hätte: das schwur ihr Rüdigers Hand.

4. Da dachte die Getreue: „Wenn ich gewinnen kann
Mir so viele Freunde, so laß ich reden dann
Die Leute, was sie wollen, ich jammervolles Weib.
Vielleicht wird noch gerochen meines lieben Mannes Leib."

So willigt sie ein, Etzels Frau zu werden. Als sie zur Abreise das ihr noch gebliebene Gold Siegfrieds mitnehmen will, verwehrt Hagen ihr das wiederum, und so scheidet sie, begleitet von dem Markgrafen Eckewart und einem großen Gefolge, tief ergrimmt gegen ihren Widersacher.

### Einundzwanzigstes Abenteuer.

**Wie Kriemhild zu den Heunen fuhr.**

Die Reise geht durch das Bayernland zunächst nach Passau, wo die Königin von Bischof Pilgerin begrüßt wird, dann nach Bechlaren, wo ihr von Rüdigers Gattin Gotelind freundliches Willkommen geboten wird. Sodann gelangt sie nach Treisenmauer, Etzels Burg an der Treisam.

### Zweiundzwanzigstes Abenteuer.

**Wie Etzel mit Kriemhild Hochzeit hielt.**

Auf der weiteren Reise wird Kriemhild von Etzel in Begleitung von vierundzwanzig Königen und mächtigen Fürsten, unter denen vor allen hervorleuchtet der gewaltige Gotenkönig Dietrich von Bern, zu Tuln an der Donau glänzend empfangen und dann nach Wien geleitet, wo mit verschwenderischer Pracht siebzehn Tage lang Hochzeit gefeiert wird. Aber aller Glanz, alle Ehren vermögen nicht, ihre Gedanken an Siegfried zu bannen.

Wie sie am Rhein gesessen, sie gedacht' an das,
Bei ihrem edlen Manne; ihr Auge wurde naß;
Sie sucht' es zu verbergen, es sollt' es keiner sehn,
Ihr war nach manchem Leide ja so viel Ehre geschehn.

Endlich gelangt sie zur Etzelnburg, wo sie als gewaltige Königin neben Etzel thront.

## Dreiundzwanzigstes Abenteuer.

### Wie Kriemhild ihr Leid zu rächen gedachte.

Sieben Jahre sind verflossen; inzwischen ist Kriemhild ein Söhnlein, namens Ortlieb, geboren, und neue sechs Jahre sind dahingeeilt, und noch immer muß sie ihrer Rache gedenken.

Sie dacht' auch mancher Ehren im Nibelungenland,
Die ihr geboten wurden, und die ihr Hagens Hand
Nach Siegfriedens Tode hatte ganz geraubt,
Ob das noch zuleide möchte kommen seinem Haupt.

Da bittet sie ihren Mann, Boten an den Rhein zu senden und ihre Verwandten zu einem Feste in das Heunenland zu laden. Gern willfährt Etzel ihrer Bitte, und bald ziehen die Fiedelspieler Werbelin und Swemmelin als Boten nach Worms, nachdem Kriemhild ihnen eingeschärft, doch ja alle ihre Verwandten mitsamt Hagen herbeizuführen.

## Vierundzwanzigstes Abenteuer.

### Wie Werbel und Swemmel die Botschaft ausrichteten.

Als die Boten zu Worms die Einladung Etzels ausrichten, fordert Gunther sieben Tage Bedenkzeit. Hagen allein widerrät dringlich die Reise.

1. „Was wir getan haben, ist Euch doch wohl kund.
Drum haben wir zur Sorge vor Kriemhild allen Grund;
Ich schlug ihr zu Tode den Mann mit meiner Hand:
Wie dürften wir zu reiten wagen hin in Etzels Land?" —

2. „Sie ließ den Haß ja fahren", sprach Gunther gegen ihn.
„Mit minniglichem Kusse hat sie uns verziehn,
Was wir je ihr taten, eh' sie von hinnen ritt,
Es sei denn, daß sie, Hagen, nur Euch nicht meinte damit."

3. „Laßt Euch nicht betrügen", sprach Hagen, „durch das Wort
Der heunischen Boten. Besucht ihr Kriemhild dort,
So könnt Ihr leicht verlieren die Ehre wie den Leib;
Es ist gar rachgierig des reichen König Etzels Weib."

4. Da sprach bei der Beratung der König Gernot:
„Da Ihr aus guten Gründen fürchtet dort den Tod
In der Heunen Reiche, ständen wir drum an,
Die Schwester zu besuchen, das wär' übel getan."

5. Da sprach zu dem Degen der Fürst Geiselher:
„Da Ihr Euch, Freund Hagen, schuldig wißt so sehr,
So sollt Ihr hier verbleiben und seid auf Eurer Hut
Und laßt zu meiner Schwester die ziehn, die tapfer und gut."

6. Da begann zu zürnen von Tronje der Held:
„Ich will nicht, daß Euch jemand sei unterwegs gesellt,
Der mehr als ich zu Hofe mit Euch zu reiten wagt.
Wollt Ihr's denn nicht lassen, so zeig' ich Euch, was ich gesagt."

Auf seinen Rat wird nun, damit man wenigstens das Leben teuer verkaufe, eine große Rüstung vorgenommen, während die Boten fröhlich zurückkehren, um die Botschaft von der baldigen Ankunft der Burgunden zu melden. Als Kriemhild vernommen, daß auch Hagen mit im Zuge sein werde, da ruft sie arglistig triumphierend aus: „Den Hagen mag ich gerne, der ist ein Degen gut. Daß wir den sehen sollen, das erhebt mir den Mut."

### Fünfundzwanzigstes Abenteuer.

### Wie die Herren alle zu den Heunen fuhren.

Trotz des warnenden Traumes der Königin-Mutter Ute machen Gunther, Gernot und Giselher mit Hagen, seinem Bruder Dankwart und dem fröhlichen Spielmann Volker in Begleitung von tausend Rittern und neuntausend Knechten sich auf zur Fahrt zu ihrer Schwester. Hagen führt den Zug den Main hinauf durch Ostfranken und dann hinab zur Donau. Aber der Strom ist gewaltig ausgetreten, so daß Hagen auf und ab wandert, um einen Fährmann zu suchen. Da trifft er badende Meerweiber, die ihm den Untergang aller Burgunden mit Ausnahme des Kaplans des Königs prophezeien. Als Hagen endlich den Fährmann gefunden und ihn ob seiner Weigerung, die Burgunden über den Strom zu führen, erschlagen hat, setzt er selbst das ganze Heer wohlbehalten über bis auf den Kaplan, den er, um die Weissagung der Meerweiber zu erproben, mit jäher Gewalt ins Wasser wirft. Der Priester aber gelangt, obwohl er nicht schwimmen kann, wohlgeborgen durch Gottes Hand, an das jenseitige Ufer. Da zweifelt Hagen nicht länger an der Erfüllung ihres Schicksals und zertrümmert entschlossen das Schiff, auf daß keiner feige dem Tode entfliehen könne.

### Sechsundzwanzigstes Abenteuer.

### Wie Gelfrat von Dankwart erschlagen ward.

Nachdem das Heer mit Schrecken die Kunde von der Weissagung der Meerjungfrauen vernommen hat, geht die Fahrt weiter durch das Bayernland, wo zur Nachtzeit ein harter Kampf mit Gelfrat, dem tapfern Bayernfürsten, auszukämpfen ist, in welchem dieser von Dankwart, Hagens Bruder, erschlagen wird. In Passau werden alle von Bischof Pilgerin, des Königs Oheim, freundlich aufgenommen und ziehen trotz der Warnung Eckewarts, der aus dem Burgundenlande Kriemhild gefolgt war, weiter nach Bechlaren, der Hofburg Rüdigers.

## Siebenundzwanzigstes Abenteuer.

### Wie sie nach Bechlaren kamen.

1. Als sie der edle Markgraf zu sich kommen sah,
Rüdiger der schnelle, wie fröhlich sprach er da:
„Seid mit euern Mannen willkommen mir, ihr Herrn!
Hier in diesem Lande seh' ich Euch von Herzen gern."

2. Da dankten ihm die Recken in Treuen ohne Haß.
Daß er ihnen willig war, gar wohl bewies er das.
Besonders grüßt' er Hagen, der war ihm längst bekannt;
Ebenso auch Volkern aus dem burgundischen Land.

3. Die Markgräfin eilte, vor die Burg zu gehn
Mit ihrer schönen Tochter. Da sah man bei ihr stehn
Die minniglichen Frauen und manche schöne Maid.
Sie trugen Armspangen und manch herrliches Kleid.

4. Das edle Gesteine glänzte weit hindann
Aus ihren reichen Kleidern; sie sahen schön sich an.
Da kamen auch die Gäste und stiegen ab sogleich.
Wie wohlgezogen waren die Helden vom Burgundenreich!

5. Sechsunddreißig Mägdlein und viel andre Fraun,
Die wohl nach Wunsche wonnig waren anzuschaun,
Entgegen ihnen gingen mit manchem kühnen Mann.
Es fing ein schön Begrüßen von edlen Frauen da an.

6. Rüd'gers Tochter küßte die Kön'ge alle drei
(So tat auch ihre Mutter); Hagen stand dabei,
Den hieß ihr Vater küssen. Da blickte sie ihn an;
Er deuchte sie so furchtbar, sie hätt' es lieber nicht getan.

7. Doch mußte sie dem folgen, was ihr der Wirt gebot;
Gemischt ward ihre Farbe, bleich und wieder rot.
Sie küßt auch Dankwarten, danach den Spielmann;
Wegen seiner Kühnheit er diesen Gruß sich gewann.

8. Die junge Markgräfin nahm nun bei der Hand
Geiselher den Recken aus Burgundenland;
Ihre Mutter Gunthern nahm den kühnen Mann.
Sie gingen mit den Helden beide fröhlich hindann.

9. Der Wirt ging neben Gernot in einen weiten Saal.
Da setzten Fraun und Ritter sich nieder allzumal.
Man ließ sogleich den Gästen schenken guten Wein;
Nimmer konnten Helden besser wohl behandelt sein.

10. Mit freundlichen Augen sah da mancher an
Rüdigers Tochter, die war so wohlgetan.
Es herzte sie im Geiste mancher Ritter gut;
Sie mocht' es wohl verdienen, sie trug gar hoch ihren Mut.

11. Sie dachten, was sie wollten, doch konnt' es nicht geschehn.
Hin und wieder wurde da gar viel gesehn
Nach Mägdlein und Frauen; deren gab's da g'nug.
Der edle Fiedelspieler dem Wirt geneigten Willen trug.

12. Wie die Gewohnheit heischte, trennten sie sich dort;
Fraun und Ritter gingen an verschiednen Ort.
Man richtete die Tische in dem Saale weit;
Den unbekannten Gästen ward schöner Dienst da geweiht.

13. Den Gästen ging zu Ehren, die edle Markgräfin
Mit ihnen hin zu Tische. Die Tochter ließ sie drin
Bei den Mägdlein bleiben, wo sie mit Recht auch saß.
Daß sie sie nicht sahen, verdrießlich war den Gästen das.

14. Gegessen und getrunken hatten sie zumal;
Da führte man die Schöne wieder in den Saal.
Viel launige Reden trieb man da allezeit;
Darauf verstand sich Volker, ein Degen kühn und allbereit.

15. Dô sprach offenlîchen der edele spileman:
vil rîcher marcgrâve, got hât an iu getân
vil genædelîchen, wand' êr iu hât gegeben
ein wîp, sô rehte schœne, dar zuo ein wunneclîchez leben.

16. „Ob ich ein fürste wære", sprach der spileman,
„und solde ich tragen krône, ze wîbe wolde ich hân
die iuwern schœnen tohter: des wünschet mir der muot.
diu ist minneclîch ze sehene, dar zuo edel unde guot."

17. Dô sprach der marcgrâve: „wie möhte daz gesîn,
daz immer künec gegerte der lieben tohter mîn?
wir sîn ellende, ich únd mîn wîp:
waz hilfet grôziu schœne dán der júncvróuwen lîp?"

18. Des antwurte Gêrnôt, der wol gezogene man:
„und solde ich triutinne nâch mînem willen hân,
sô wold' ich solhes wîbes immer wesen vrô."
des antwurte Hagene vil harte güetlîchen dô:

---

17, 4 dán, demnach.
18, 2 wie ich mir sie wünsche.

19. „Nu sol mîn herre Gîselher nemen doch ein wîp:
ez ist sô hôher mâge der marcgrâvinne lîp,
daz wir ir gerne dienden, ich und sîne man,
und solde s' under krône dâ zen Búrgónden gân."

20. Diu rede Rüedegêren dûhte harte guot,
und ouch Gotelinde: jâ freute s' in den muot.
sît truogen an die helde, daz si ze wîbe nam
Gîselher der edele, als ez wol künege gezam.

21. Swaz sich sol gefüegen, wer mac daz understân?
man bat die juncvrouwen hin ze hove gên.
dô swuor man im ze gebene daz wünneclîche wîp.
dû lobte ouch er ze minnen den ir vil minneclîchen lîp.

22. Man besciet der juncvrouwen bürge unde lant.
des sichert' dâ mit eiden des edelen küniges hant,
und ouch der herre Gêrnôt, daz wurde daz getân.
dô sprach der marcgrâve: „sît ich der bürge niht enhân,

23. „Sô sol ich iu mit triuwen immer wesen holt.
ich gibe zuo mîner tohter silber unde golt
swaz hundert sóumære meiste mügen getragen,
daz ez des helden mâgen nâch êren müge wol behagen."

24. Dô hiez man si beide stên an einen rinc
nâch gewonheite. vil manic jungelinc
in vrœlîchem muote ir zegagene stuont:
si gedâhten in ir sinne sô noch die tumben gerne tuont.

25. Dô man begonde vrâgen die minneclîchen meit,
ob si den recken wolde, ein teil waz ez ir leit,
und dâhte doch ze nemene den wætlîchen man.
si schamete sich der vrâge, sô manic maget hât getân.

26. Ir riet ir vater Rüedegêr, daz si spræche jâ
unt daz sie in gerne næme. vil schiere dô was dâ

---

19, 2 der marcgrâvinne lîp = die Markgräfin. — 4 under krône gân, Königin werden.

20, 2 freute s', die Rede erfreute ihnen das Herz. — 3 truogen an, sie richteten es ein.

21, 4 minnen, heiraten.

22, 1 Man, die Burgunden; besciet, zuweisen. — 3 daz wurde daz getân, statt: daz daz getân wurde.

23, 3 meiste — wenn sie tragen, soviel sie können. — 4 nâch êren = standesgemäß, da Rüdiger als Vasall Land nicht bieten kann.

24, 1 in einen Kreis treten. — 3 zegagene = gegenüber.

25, 2 die Frage war ihr peinlich.

mit sînen wîzen handen, der si umbeslôz,
Giselher der junge, swie lützel si sîn doch genôz.

27. Dô sprach der marcgrâve: „ir edelen künege rîch,
als ir nun wider rîtet (daz ist gewonlich)
heim ze Burgonden, sô gib' ich iu mîn kint,
daz ir si mit iu füeret." daz gelôbten si sint.

Nach einigen Tagen verabschieden sich die Burgunden. Rüdiger schenkt an Gernot sein gutes Schwert, und Hagen empfängt von Gotelinde den prächtigen Schild ihres Vaters Nudung. Dann geht die Reise weiter.

### Achtundzwanzigstes Abenteuer.

### Wie die Burgunden nach Etzelnburg kamen.

Nicht fern von der Königsburg tritt zu ihnen der gewaltige Dietrich von Bern und bietet den Helden freundliches Willkommen, warnt sie aber zugleich vor Kriemhild, die er „jeden Morgen lang und sehr klagen hört und jämmerlich weinen zum reichen Gott im Himmel um des starken Siegfrieds Leib". Stolz jedoch reiten die Burgunden ein, von den Heunen mit Bewunderung empfangen. Namentlich ist es Hagen, der die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zieht. Nachdem für die Knechte Herberge bereitet ist, werden die Helden von Kriemhild empfangen.

1. Kriemhild die schöne mit dem Gesinde ging,
Wo sie die Nibelungen mit falschem Mut empfing.
Sie küßte Geiselheren und nahm ihn bei der Hand.
Kaum sah's von Tronje Hagen, als er den Helm fester band.

2. „Nach einem solchen Gruße", sprach da Hagen,
„Dürfen schnelle Degen wohl Sorge tragen;
Die Kön'ge und ihre Mannen grüßt man verschieden hier;
Keine gute Reise zu diesem Feste taten wir."

3. Sie sprach: „Nun seid willkommen dem, der Euch gerne sieht;
Um Eurer Freundschaft willen kein Gruß Euch hier geschieht.
Sagt, was Ihr mir bringet von Worms übern Rhein,
Weswegen Ihr so höchlich mir willkommen solltet sein." —

4. „Hätt' ich", sprach da Hagen, „vorher gewußt die Mär,
Daß euch die Degen Gaben sollten bringen her,
So reich wär' ich gewesen, hätt' ich daran gedacht,
Daß ich Euch meine Gabe hätt' in dieses Land gebracht." —

5. „Nun sollt Ihr eines Dinges mir weiter Rede stehn:
Den Hort der Nibelungen, wohin tatet Ihr den?
Der war doch mein eigen, das ist Euch wohlbekannt;
Den hättet Ihr mir bringen sollen her in Etzels Land."

---

26, 4 Hinweis auf den unglücklichen Ausgang.
27, 2 als = wenn; gewonlich, üblich.

6. „Meiner Treu, Frau Kriemhild, es ist schon mancher Tag,
Seit des Hortes Pflege nicht mehr auf mir lag.
Den ließen meine Herren senken in den Rhein;
Da muß er in Wahrheit bis zum jüngsten Tage sein."

7. Da sprach die Kön'gin wieder: „Ich hatt' es auch gedacht,
Ihr habt mir ja noch wenig davon hierhergebracht,
Wiewohl ich einst ihn hatte, und er mein eigen war;
Drum hab' ich schon lange manches traurige Jahr." —

8. „Ich bring' Euch den Teufel", sprach wieder Hagen.
„Ich hab' an meinem Schilde so viel zu tragen
Und an meinem Panzer und an dem Helme licht;
Das Schwert in meinen Händen, nein, das bring' ich Euch nicht." —

9. Da sprach zu den Recken die Kön'gin allzumal:
„Man soll keine Waffen tragen in den Saal.
Vertraut sie mir, ihr Helden, zur Aufbewahrung an." —
„Meiner Treu", sprach Hagen, „das wird nimmer getan.

10. „Der Ehr' ich nicht begehre, Fürstentochter mild,
Daß Ihr zur Herberge trüget meinen Schild
Und meine andern Waffen. Ihr seid ja Königin.
Das lehrte mich mein Vater nicht; mein eigner Kämm'rer ich bin." —

11. „Weh über mich Arme!" sprach da Kriemhild.
„Warum will mein Bruder und Hagen seinen Schild
Nicht aufbewahren lassen? Man hat sie gewarnt;
Und wüßt' ich, wer's gewesen, fürwahr, der Tod hätt' ihn umgarnt."

12. Zur Antwort gab im Zorne Herr Dietrich sogleich:
„Ich bin es, der da warnte die edlen Fürsten reich
Und Hagen den kühnen, der Burgunden Mann.
Nur zu, du Braut des Teufels, dein Zorn mir nimmer schaden kann."

13. Da schämte gar gewaltig das Weib Etzels sich;
Sie fürchtete sich mächtig vor Herrn Dieterich.
Ohn' ein Wort zu sprechen, ging sie von dannen da,
Nur daß mit wilden Blicken sie auf ihre Feinde sah.

14. Da nahmen bei den Händen zwei der Degen sich:
Der eine das war Hagen, der andre Dieterich.
Da sprach wohlgezogen der Recke allbereit:
„Wahrlich, Euer Kommen zu den Hunen ist mir leid.

15. „Weil zu Euch die Königin so feindselig sprach."
Da sprach von Tronje Hagen: „Das findet sich hernach."
So redeten zusammen die kühnen Recken da.
Da begann zu fragen der König Etzel, der sie sah.

16. „Ich möchte gerne wissen", nahm Etzel nun das Wort,
„Wer jener Recke wäre, den Herr Dietrich dort
So freundlich hat empfangen; er trägt gar hoch den Mut.
Wer auch war sein Vater, er ist wohl ein Recke gut."

17. Von Kriemhilds Mannen einer sprach zu dem König hehr:
„Sein Vater, der hieß Aldrian, von Tronje stammt er her.
Wie freundlich er hier scheine, es ist ein grimmer Mann.
Daß ich nicht gelogen, gar wohl ich das Euch zeigen kann." —

18. „Wie soll ich das erkennen, daß er so grimmig ist?"
Noch hatt' er keine Kunde von mancher argen List,
Die gegen ihre Freunde die Königin ersann,
Daß aus dem Heunenlande nicht einer lebend entrann.

19. „Wohl kannt' ich Aldrianen, er war mein Lehensmann.
Lob und große Ehre er hier bei mir gewann.
Ich macht' ihn zum Ritter und gab ihm mein Gold;
Helke die getreue war ihm minniglich hold.

20. „Drum ist mir auch von Hagen alles wohlbekannt.
Zwei edle Kinder kamen als Geisel in mein Land,
Er und von Spanien Walther; die wuchsen hier heran.
Nach Hause sandt' ich Hagen, Walther mit Hildegund entrann." [1]

21. Er dacht' an alte Zeiten, was vordem geschehn.
Seinen Freund von Tronje hat er nun gesehn,
Der ihm in seiner Jugend große Dienste bot.
Nachher schlug er im Alter manchen lieben Freund ihm tot.

### Neunundzwanzigstes Abenteuer.

### Wie Hagen nicht vor Kriemhilden aufstand.

**Als Kriemhild bald darauf Hagen und Volker auf einer Bank im Hofe sitzen sieht, fordert sie ihre Recken zur Rache auf an Hagen.**

1. Dô si vil wol gewâfent ir gesinde sach,
zuo den snellen recken diu küneginne sprach:
„nu bîtet eine wîle: jâ sult ir stille stân.
ich wil under krône zuo mînen viânden gân.

2. „Und hœret itewîze, waz mir hât getân
Hagene von Tronege, der Guntheres man.
ich weiz in sô übermüeten, daz er mir lougent niht.
sô ist ouch mir unmære, swaz in dar úmbé geschiht."

---

[1] Siehe S. 29 ff.

1, 4 under krône, mit der Krone auf dem Haupte.
2, 4 sô, auf der andern Seite.

3. Dô sach der videlære, ein küene spileman,
die edelen küneginne ab einer stiegen gân
nider abeme hûse. als er daz gesach,
Volker der vil küene zuo sîme hergesellen sprach:

4. „Nu schouwet, vriunt Hagene. wâ si dort here gât.
diu uns âne triuwe in'z landt geladet hât.
in' gesách mit küniges wîbe nie sô manegen man,
die swert enhende trüegen, alsô strîtlîchen gân.

5. „Wizzet ir, vriunt Hagene, ob si iu sîn gehaz?
sô wil ich iu daz râten, ir hüetet deste baz
des libes unt der êren. jâ dunket ez mich guot.
als ich mich versinne, si sint vil zórnéc gemuot.

6. „Und sint ouch sümelîche zen brusten alsô wît,
swer sîn selbes hüete, der tuo daz enzît.
ich wæne si die liehten brünne drunder tragen:
wen si dâ mite meinen, daz kan ich niemén gesagen."

7. Dô sprach in zornes muote Hagene der küene man:
„ich weiz wol, daz iz allez ist ûf mich getân,
daz si diu liehten wâfen tragent an der hant.
vor den möht' ich geriten noch ín der Búrgónden lant.

8. „Nu saget mir, vriunt Volkêr, ob ir mir welt gestân.
ob mit mir wellent strîten die Kriemhilde man?
daz lâzet ir mich hœren, als lieb als ich iu sî.
ich wone iu immer mêre mit triuwen dienstlichen bî."

9. „Ich hilfe iu sicherlîchen", sprach der spileman.
„ob ich uns hie engegene sæhe en künec gân
mit allen sînen recken, die wîle ich leben muoz,
so entwîche ich iu durh vorhte ûz helfe nimmer einen fuoz."

---

3, 3 abeme = ab deme, herab von dem.
4, 3 in' = ich ne. — 4 die—trüegen, auf das kollektive manegen man bezüglich.
5, 1 sîn, coni. praes.
6, 2 hüete, sich in acht nehmen will; enzît, in Zeiten. — 3 drunder = dar under: unter den Kleidern. — 4 auf wen sie es damit abgesehen haben, das weiß ich nicht.
7, 2 ûf mich, gegen mich. — 4 höhnisch: diese möchten mich kaum an der Rückkehr hindern.
8, 1 gestân, zur Seite stehen, beistehen. — 2 ob, wenn — 3 bei eurer Liebe zu mir. — 4 immer mêre, immer fortan.
9, 3 so lange es mir bestimmt ist zu leben. — 4 iu, dat. — ûz helfe, ich weiche keinen Fuß breit von der Hilfe (von eurer Seite) zurück.

10. „Nu lône iu got von himele, vil edel Volkêr.
ob si mit mir striten, wes bedârf ich danne mêr?
sît ir mir helfen wellet, als ich hân vernomen,
sô suln dise recken vil gewærlîchen komen."

11. „Nu stê wir von dem sedele", sprach der spileman:
„si ist ein küneginne; und lât si füre gân.
bieten ir die êre: si ist ein edel wîp.
dâ mite ist ouch getiuret unser iewéders lîp."

12. „Nein durch mîne liebe", sprách Hágene:
„sô wolden sich versinnen dise degene,
daz ih'z durch vorhte tæte, und solde ich hine gên.
ich enwil durch ir deheinen nimmer von dem sedele stên.

13. „Jâ zimet ez uns beiden zewâre lâzen baz.
zwiu solde ich dén êren, der mir ist gehaz?
daz engetuon ich nimmer, die wîle ich hân den lîp.
ouch enruoche ich, waz mich nîdet des künec Etzelen wîp."

14. Der übermüete Hagene leit' über sîniu bein
ein vil liehtez wâfen, ûz des knopfe scein
ein vil liehter jaspes, grüener danne ein gras.
wol erkande'z Kriemhilt, daz ez Sîfrides was.

15. Dô si daz swert erkande, dô gie ir trûrens nôt.
sîn gehilze daz was guldîn, diu scheide ein porte rôt.
ez mande si ir leide: weinen si began.
ich wæne, ez hete dar umbe der küene Hagene getân.

16. Volkêr der küene zôch nâher ûf der banc
einen videlbogen starken, michel unde lanc,
gelîch eime swerte, vil scarpf unde breit.
dô sâzen unervorhten die zwêne degene gemeit.

---

10, 4 mögen ſie gewaffnet kommen, ſo viel ſie wollen.
11, 1 stê wir (stê für stên), wollen wir aufſtehen. — 2 füre gân, vorbeigehen; wir wollen ſo lange ſtehen, bis ſie vorbei iſt. — 3 bieten, wir wollen bieten. — 4 iewéder, jeder von beiden.
12, 2 sich versinnen, ſie könnten ſich beikommen laſſen zu denken. — 3 und—gên, wenn ich etwa fortgehen würde.
13, 4 waz adv., wie ſehr.
14, 2 knopf stm., der Knauf des Schwertes. — scein, leuchtete. — 4 ez, das Schwert.
15, 2 rôt, nämlich von Golde. — 3 leide, gen. sing. — 4 dar umbe, eben deshalb, um ſie zu kränken.
16, 1 nâher, näher an ſich heran.

17. Nu dûhten sich sô hêre die zwêne küene man
daz si niht enwolden von dem sedele stân
durch niemánes vorhte. des gie in an den fuoz
diu edele küneginne und bôt in vîntlîchen gruoz.

18. Si sprach: „nu saget mir, Hagene, wer hât nâch iu gesant,
daz ir getorstet rîten her in ditze lant,
und ir daz wol erkandet, waz ir mir habet getân?
hetet ir guote sinne, ir solt ez pillîche lân."

19. „Nâch mir ensande niemen", sprach dô Hagene
„man ladete her ze lande drîe degene:
die heizent mîne herren, sô bin ich ir man.
deheiner hovereise bin ich sélden hinder in bestân."

20. Si sprach: „nu saget mir mêre, zwiu tâtét ir daz,
daz ir daz habet verdienet, daz ich iu bin gehaz?
ir sluoget Sîfriden, den mînen lieben man:
des ich unz an mîn ende immer gnuoc ze weinen hân."

21. Er sprach: „waz sol des mêre? der rede ist nu genuoc.
ich pin'z et aber Hagene, der Sîfriden sluoc,
den helt ze sînen handen. wie sêre er des engalt,
daz diu vrouwe Kriemhilt die schœnen Prünhilde scalt!

22. „Ez ist et âne lougen, küneginne rîch,
ich hân es alles sculde, des schaden scedelîch.
nu reche'z swer der welle, ez sî wîp óder man.
ih'n wolde iu danne liegen, ich hân iu leides vil getân."

23. Si sprach: „nu hœrt, ir recken, wâ er mir lougent niht
aller mîner leide. swaz im dâ von gesciht,
daz ist mir vil unmære, ir Etzelen man."
die übermüeten degene ein ander sáhén sie an.

Doch keiner der Heunen mag es wagen, die beiden gewaltigen Recken zu bestehen; daher kehren diese festen Schrittes zu ihren Königen zurück, um mit ihnen zum Königspalaste zu gehen, wo Etzel sie freundlich und arglos empfängt und herrlich bewirtet.

---

17, 3 des, infolgedessen. — an den fuoz, dicht an sie heran.
18, 3 und, in kaufalem Sinne: da, doch. — 4 guote sinne, rechten Verstand. — solt = soldet, ihr hättet sollen.
19, 4 hinder bestân, ich habe jede ihrer Hofreisen mitgemacht.
20, 2 verdienet, euch zugezogen. — 4 des, worüber.
21, 2 ich bin eben wieder derselbe Hagen. — 4 scalt, beleidigte.
22, 3 der geschwächt aus dar, zur Verstärkung des relativen swer. — 4 ich müßte denn lügen wollen, so muß ich sagen, ich habe euch viel Leid getan.
23, 1 wâ, wie er hier; lougent niht = zugesteht.

## Dreißigstes Abenteuer.

### Wie sie Schildwacht hielten.

Als die Nacht hereinbricht, begeben sich die Helden in einem weiten Saal zur Ruhe. Doch bange Sorge liegt auf jedem.

1. „Entschlagt euch eurer Sorge!“ sprach Hagen da, der Degen.
„Für heute nacht gedenk' ich der Schildwacht selbst zu pflegen;
Ich will euch wohl behüten, bis daß der Tag bricht an.
Des könnt ihr euch getrösten; und morgen — schütze sich, wer kann!“

2. Da sprach zu ihm der Fiedler, der ritterliche Held:
„Wenn Ihr es nicht verschmähet, so will ich, Euch gesellt,
Die Nacht auf Schildwacht ziehen und stehn bis an den Tag.“
Des Wortes hoch erfreuet, freundlich dankend Hagen sprach:

3. „Das lohn' Euch Gott im Himmel, mein lieber Fiedeler!
Zum Leidgenossen würd' ich mir wünschen niemand mehr
Als Euch allein, den kühnen, wenn je ich käm' in Not.
Ich will es Euch vergelten, es sei denn, daß es wehrt der Tod.“

4. Da hüllten sich die beiden in lichtes Streitgewand.
Jedweder nahm von ihnen den blanken Schild zur Hand.
Zum Saal hinaus sie gingen und vor die Tür sie traten
Zu Schutz und Schirm den Gästen; in großer Treue sie das taten.

5. Der wackre Volker legte den Schild aus seiner Hand
Und lehnte ihn, den guten, vorm Saale an die Wand.
Dann ging er hin und holte heraus die Geige sein,
Mit Heldenmut zu dienen den Fahrtgenossen von dem Rhein.

6. Er setzte unterm Saaltor sich auf den Treppenstein.
Kein Fiedler dürfte jemals so kühn gewesen sein.
Er lockte aus den Saiten so wundersüßen Klang,
Daß drinnen die Gefährten von Herzen ihm des wußten Dank.

7. Die Saiten klangen mächtig, daß rings erscholl das Haus.
Er zeichnete durch beides, durch Kraft und Kunst, sich aus.
Und süßer stets und sanfter er seine Geige strich.
So spielte er in Schlummer die Degen, daß ihr Sorgen wich.

8. Und als sie eingeschlafen, und Volker das erkannt,
Da nahm der Recke wieder den Schild in seine Hand.
Dann trat er ab vom Saale, um vor dem Turm zu stehn
Und wachsam für die Freunde nach Kriemhilds Mannen auszuspähn.

9. Nach Mitternacht geschah es — es mocht' auch früher sein —
Daß Volker sah erglänzen lichten Helmesschein
Von ferne aus dem Dunkel. Es kamen Kriemhilds Mannen
Heimlich angeschlichen; den Gästen sie Verderben sannen.

10. „Freund Hagen", sprach der Fiedler, „nun tut uns beiden not,
Zusammen treu zu halten, da uns Gefahr umdroht.
Gewappnet seh' ich Leute da vor dem Hause stehn,
Die haben, wie mich dünket, auf uns es feindlich abgesehn."

11. „Nun still", versetzte Hagen, „laßt näher sie heran!
Bevor sie sich's versehen, verrücket ihnen dann
Ihr Helmdach auf dem Haupte das Schwert in unsern Händen;
Und übel zugerichtet wir heim zur Königin sie senden."

12. Als von den Heunenrecken mit Schrecken einer sah
Die Hüter vor der Saaltür, entmutigt sprach er da:
„Was wir zu tun gedachten, kann schwerlich nun geschehn,
Den kecken Fiedelspieler, den seh' ich dorten Schildwacht stehn.

13. „Ein Helm auf seinem Haupte in lichten Strahlen blitzt;
Aus blankem Erz gehärtet, er wunderfest ihm sitzt.
Die Ringe seines Panzers lohn wie Feuersglut.
Zur Seite steht ihm Hagen; die Gäste sind in sichrer Hut."

14. Da rief mit lauter Stimme der kühne Fiedelmann:
„Was fangt ihr da, ihr Degen, mit Wehr und Waffen an?
Gedenkt ihr, Kriemhilds Mannen, auf Raub noch auszureiten,
So lasset mich und Hagen zu eurer Hilfe euch geleiten!"

15. Doch keiner gab ihm Antwort. Da faßte Wut den Degen.
„Pfui, feige Gesellen!" so schalt er sie verwegen.
Gedachtet ihr uns meuchlings im Schlafe zu ermorden?
So ist an wackern Helden wohl selten noch gefrevelt worden."

16. Der Mißerfolg der Boten ward Kriemhild baldigst kund,
Vor Ärger drob zu klagen hatte sie wohl Grund.
Zu andrer List dann griff sie in ihrem Zornesmut,
Durch den noch sterben sollte mancher Recke kühn und gut.

(Kamp.)

### Einunddreißigstes Abenteuer.

### Wie sie zur Kirche gingen.

Am folgenden Morgen gehen die Burgunden auf Hagens Rat wohlbewaffnet zum Münster in die Messe und treten dann mit den Heunen in Ritterspiele ein. Als Volker übermütig einen jungen Heunen erschlägt, droht ein allgemeines Gemetzel einzutreten, das nur durch Etzels kräftiges Einschreiten verhindert wird. Kriemhild wendet sich in ihrer Not an Dietrich von Bern, auf daß er sie an den Nibelungen räche. Doch dieser weist entrüstet ein solches Ansinnen zurück. Da gewinnt sie Blödel, den Bruder ihres Mannes, durch glänzende Versprechen, die Dienstmannen der Burgunden unter Dankwart in der Herberge zu überfallen. Inzwischen gehen Etzel und Kriemhild mit ihren Gästen zu Tische, wo auch Kriem-

hildens Kind Ortlieb seiner Oheimen vorgestellt wird. Durch die Worte Hagens, daß „der junge König so schwächlich anzusehen sei", fühlen sich der König und sämtliche Fürsten unangenehm berührt und verletzt.

### Zweiunddreißigstes Abenteuer.

### Wie Blödel erschlagen ward.

Als Blödel seine Mannen gerüstet, zieht er gegen die Herberge und kündigt den Burgunden den Kampf an. Doch schon liegt dem Heunen der Kopf vor den Füßen von Dankwarts mächtigem Schwertschlag; und nun erhebt sich ein allgemeiner Kampf, in welchem alle neuntausend Burgundenmannen unterliegen müssen, da stets neue Scharen der Heunen nachrücken. Nur Dankwart schlägt sich durch zu der Fürsten Saal, um seinem Bruder Hagen die graufige Mär von dem Morde aller Dienstmannen zu überbringen.

### Dreiunddreißigstes Abenteuer.

### Wie die Burgunden mit den Heunen stritten.

1. Laut vor dem Saale hörte man Dankwart sagen:
„Ihr sitzet allzulange, Bruder Hagen.
Euch und Gott im Himmel klag' ich unsre Not:
Ritter und Knechte sind in der Herberge tot."

2. Er rief ihm entgegen: „Wer hat das getan?" —
„Blödel und die Seinen, die griffen uns da an.
Doch hat er's schwer entgolten, das mach' ich Euch bekannt;
Das Haupt abgeschlagen hab' ich ihm mit meiner Hand." —

3. „Das ist ein kleiner Schaden", sprach da Hagen,
„Hört man von einem Degen die Märe sagen,
Daß er durch Reckenhände gefunden seinen Tod;
Daß Frauen ihn beweinen, tut desto minder ihm not.

4. „Nun sagt mir, Bruder Dankwart, wie seid Ihr so rot?
Ich glaube gar, Ihr leidet von Wunden große Not.
Lebt er hier im Lande, von dem es Euch geschehn,
Bewahrt ihn nicht der Teufel, es muß ihm an sein Leben gehn." —

5. „Ihr seht mich als Gesunden; mein Kleid ist blutesnaß.
Von andrer Männer Wunden nur geschah mir das,
Deren ich so manchen hunte schon erschlug;
Sollt' ich die Zahl beschwören, ich könnt' es nimmer mit Fug."

6. Er sprach: „Bruder Dankwart, so hütet uns die Tür
Und laßt von den Heunen nicht einen Mann herfür.
Ich rede mit den Recken, dazu zwingt uns die Not,
Denn unser Gesinde fand ohn' alle Schuld den Tod." —

7. „Soll ich Kämmrer werden", sprach der kühne Mann,
„Fürwahr, so reichen Königen ich wohl dienen kann;
Ich will die Stiege hüten nach allen Ehren mein."
Nichts konnte wohl den Recken Kriemhildens unlieber sein.

8. „Mich muß wundernehmen", sprach da Hagen,
„Was hier die Heunendegen ins Ohr sich sagen;
Sie möchten gern entbehren den, der die Tür bewacht
Und der die Mär zu Hofe den Burgunden gebracht.

9. „Ich hörte von Kriemhilden sagen nun schon lang,
Daß ihr Leid zu rächen sie gefühlt den Drang.
Nun trinken wir die Minne und zahlen Etzels Wein[1];
Der junge Vogt der Heunen muß der allererste sein."

10. Da schlug den jungen Ortlieb Hagen der Degen gut,
Daß an der Hand hernieder vom Schwerte floß das Blut,
Und das Haupt der Königin herabsprang in den Schoß.
Da hob sich unter Degen ein Morden grimmig und groß.

11. Danach mit beiden Händen einen Schlag geschwind
Schlug er dem Hofmeister, dem anvertraut das Kind.
Daß vor den Tisch hernieder das Haupt sofort ihm flog.
Es war ein jämmerlicher Lohn, den er dem Hofmeister wog.

12. Er sah vor Etzels Tische einen Spielmann;
Hagen lief im Zorne sogleich zu ihm heran.
Er schlug ihm auf der Fiedel ab die rechte Hand:
„Das habe für die Botschaft ins burgundische Land." —

13. „Weh meiner Hand", sprach Werbel, Etzels Spielmann,
„Herr Hagen von Tronje, was tat ich Euch denn an?
Ich kam in großer Treue in Eurer Herren Land;
Wie spiel' ich nun die Töne, da ich verloren die Hand?"

14. Hagen fragte wenig, geigt' er auch nimmermehr.
Da schuf er in dem Hause Schmerzen grimm und schwer
König Etzels Recken, die er in Meng' erschlug,
Er bracht' in dem Hause zu Fall der Leute genug.

Gleich Hagen verrichten auch Volker und die Könige der Burgunden, Gunther, Gernot und Giselher, Wunder der Tapferkeit. Als die Mannen Etzels versuchen, ihren Genossen im Saale Hilfe zu bringen, wehrt Volker den Ausgang und Dank-

[1] Minne (= Gedächtnis) trinken, was nach alter heidnischer Sitte am Schlusse eines Mahles zum Gedächtnis der Verstorbenen geschah, heißt hier zu Ehren Siegfrieds das Blut des Sohnes und der Mannen des Königs opfern.

wart den Eingang, bis alle Heunen blutigen Tod finden, nachdem Etzel und Kriemhild sowie Rüdiger mit seinen Mannen durch Vermittlung des Vogtes von Bern (Dietrich, Theodorich) den Saal verlassen haben.

### Vierunddreißigstes Kapitel.

**Wie sie die Toten aus dem Saale warfen.**

Auf Giselhers Rat werfen die Helden Leichname und Schwerverwundete, siebentausend an der Zahl, die Stiege hinab, und Hagen und Volker höhnen übermütig die Heunen und ihren König Etzel, der im Gegensatze zu den im Vorderkampfe streitenden Königen der Burgunden sich feig dem Streite entzogen hat. Nur mit Mühe hält da Kriemhild ihren schwer gereizten Gatten zurück und verspricht dem, der Hagens Haupt ihr bringe, Etzels Schildesrand mit rotem Golde zu füllen.

### Fünfunddreißigstes Abenteuer.

**Wie Iring erschlagen ward.**

Da erbietet Iring, der Dänen edler Markgraf, sich zum Kampfe und versucht sich zunächst gegen Hagen, dann gegen Volker; als er auch diesen nicht bezwingen kann, stürzt er auf Gunther los, dann auf Gernot und zuletzt auf Giselher, der den Ermüdeten endlich niederschlägt. Doch nur betäubt ist der Held, bald springt er wieder auf und verwundet im Zurückweichen Hagen. Nach einiger Zeit versucht er von neuem den Kampf, wird aber nun von dem ergrimmten Hagen schwer verwundet und dann von einem Speere, den dieser ihm an den Kopf wirft, vollends getötet. Seinen Tod zu rächen, stürmen Thüringer und Dänen in den Saal, doch schon bald decken ihrer tausendundvier den Boden, unter ihnen die Anführer Irnfried und Hawart.

### Sechsunddreißigstes Abenteuer.

**Wie die Königin den Saal verbrennen ließ.**

Der Tag ist zerronnen: erschöpft wünschen die Helden Frieden, aber Etzel, empört über die Tötung seines Sohnes und so vieler Freunde, verweigert Friede und Sühne. Auch als Gernot den Wunsch ausspricht, daß man die todmüden Burgunden ins Freie lassen möge, auf daß sie einen schnellen Tod in ruhmvollem Kampfe fänden, wird die Bitte auf Kriemhildens Widerraten abgeschlagen.

1. Da sprach der junge Giselher: „Schöne Schwester mein,
Das hab ich dir nicht zugetraut, als du mich über Rhein
Zu Lande her geladen in diese große Not.
Wie hab ich von den Heunen hier verschuldet den Tod?

2. „Ich hielt dir stets die Treue, tat nie ein Leid dir an,
Ich kam her zu Hofe geritten in dem Wahn,
Du wärest mir gewogen, edle Schwester mein.
Handle an uns gnädig; es kann nicht anders ja sein.“ —

3. „Ich kann euch nicht begnaden, Ungnade kenn' ich bloß.
Mir tat von Tronje Hagen ein Leid so schwer und groß,

Es ist nicht zu sühnen, solang ich lebend bleib'.
Ihr müßt es all entgelten", sprach des Königs Etzel Weib.

4. „Doch wenn den einen Hagen ihr mir zum Geisel gebt,
So will ich's nicht verreden, daß ihr noch länger lebt;
Denn ihr seid meine Brüder und einer Mutter Kind:
Dann red' ich von der Sühne mit den Helden, die hier sind." —

5. „Verhüt' es Gott im Himmel", sprach da Gernot.
„Und wären unser tausend, wir lägen alle tot,
Deine Anverwandten, eh wir dir einen Mann
Hier zum Geisel gäben: wir denken nimmer daran." —

6. „Wir müßten doch ja sterben", sprach da Geiselher;
„So soll uns niemand scheiden von ritterlicher Wehr.
Wer gerne mit uns stritte, wir sind noch immer hie;
Denn ich verriet die Treue an einem Freund noch nie."

7. Da sprach der kühne Dankwart, er durft' es sagen:
„Noch steht nicht alleine mein Bruder Hagen.
Die hier den Frieden weigern, schlimm kann es ihnen gehn.
Das kann ich Euch versichern, wir lassen bald es Euch sehn."

8. Da sprach die Königstochter: „Ihr Helden allbereit,
Nun geht der Stiege näher und rächet all mein Leid.
Das will ich stets vergelten, wie ich billig soll;
Den Übermut Hagens, ha, den lohn' ich ihm wohl.

9. „Laßt von ihnen keinen aus dem Saal heraus,
Anzünden an vier Enden lass' ich dann das Haus;
So wird wohl gerochen all mein Herzeleid."
König Etzels Degen waren gleich dazu bereit.

10. Die noch außen standen, die trieb man in das Haus
Mit Schlägen und mit Schüssen; groß war das Gebraus.
Fürst und Mannen wollten sich da trennen nicht:
Brechen wollte keiner dem andern seine Treu' und Pflicht.

11. Den Saal in Brand zu stecken, gebot da Etzels Weib;
Da quälte man den Helden mit Feuersglut den Leib.
Das Haus, vom Wind ergriffen, geriet sogleich in Brand;
Nie wurde größer Grausen wohl einem Heervolk bekannt.

12. Darinnen riefen viele: „O weh dieser Not!
Da möchten wir viel lieber im Sturme liegen tot.
Es möge Gott erbarmen! Wir alle sind dahin!
An uns rächt allzu grimmig ihren Zorn die Königin."

13. Da sprach drinnen einer: „Wir finden hier den Tod.
Was helfen uns die Grüße, die uns der König bot?
Mir tut vor starker Hitze der Durst so heftig weh;
Ich fürchte, daß mein Leben in diesen Nöten zergeh'."

14. Da sprach von Tronje Hagen: „Ihr edeln Ritter gut,
Wen der Durst zwinge, der trinke hier das Blut:
Das ist in solcher Hitze besser noch als Wein.
Es kann zu diesen Zeiten eben besser nicht sein."

15. Hin ging der Recken einer, wo er einen Toten fand;
Hinkniet' er bei der Wunde. den Helm er los ihm band,
Da hob er an zu trinken das fließende Blut.
So wenig er's gewohnt war, es deucht' ihn köstlich und gut.

16. „Nun lohn' Euch Gott, Herr Hagen", sprach der müde Mann,
„Daß ich durch Eure Lehre so guten Trank gewann.
Man schenkte mir noch niemals einen bessern Wein.
Soll ich am Leben bleiben, ich will Euch stets gewogen sein."

17. Als die andern hörten, es deucht' ihn so gut,
Da waren ihrer viele, die tranken auch das Blut.
Dadurch gewann viel Kräfte manches Helden Leib;
Des entgalt am Liebsten bald manches wonnige Weib.

18. Das Feuer fiel gewaltig ins Haus auf sie herab;
Sie wehrten mit den Schilden es vom Leib sich ab.
Der Rauch und auch die Hitze schmerzten sie gar sehr;
Ich glaube, solcher Jammer geschieht wohl Helden nicht mehr.

19. Da sprach von Tronje Hagen: „Tretet an die Wand;
Laßt nicht die Brände fallen auf eurer Helme Band.
Stoßt sie mit den Füßen tiefer in das Blut.
Das ist ein schlimm Gelage, zu dem Frau Kriemhild uns lud."

20. Unter solchen Nöten verfloß für sie die Nacht.
Noch hielt vor dem Hause der kühne Spielmann Wacht
Und Hagen, sein Geselle, gelehnt auf Schildesrand,
Mehr Schaden noch erwartend von denen aus dem Heunenland.

21. Da sprach der Fiedelspieler: „Gehn wir in den Saal!
So wähnen wohl die Heunen, wir seien allzumal
Von dieser Qual gestorben, die sie uns angetan.
Sie sehn uns noch mit Kampfe ihrer manchen empfahn."

22. Da sprach von Burgunden Geiselher das Kind:
„Mich dünkt, es wolle tagen, es kommt ein kühler Wind.
Nun laß' uns Gott im Himmel erleben lieb're Zeit!
Meine Schwester Kriemhild gab uns ein Fest voll Not und Leid."

23. Da sprach wieder einer: „Ich spüre schon den Tag.
Da es uns nun doch einmal nicht besser werden mag,
So waffnet euch, ihr Helden, und wahret euren Leib!
Bald ja wird uns wieder kommen König Etzels Weib."

Der anbrechende Morgen bringt in der Tat neue Kämpfe, aber schon bald weichen die Heunen todeswund zurück: der Saal ist uneinnehmbar.

## Siebenunddreißigstes Abenteuer.

### Wie Markgraf Rüdiger erschlagen ward.

Als Rüdiger das schwere Leid auf beiden Seiten sieht, vergißt er bittere Tränen und sucht vergeblich Rettung der burgundischen Könige durch Dietrichs Vermittlung. Einen Heunenrecken, der ihm feige Zurückhaltung vorwirft, streckt er tot zu seinen Füßen nieder. Da vereinigen Etzel und Kriemhild ihre flehentlichen Bitten, um ihn zum Kampfe zu bestimmen. Doch er kann es nicht über sich gewinnen, gegen die zu streiten, denen er das Geleit in Etzels Land gegeben. Er gerät vollends in einen schweren Seelenkampf, wie König und Königin sich ihm zu Füßen werfen.

1. „Owê mir gotes armen, deich dîz gelebet hân.
aller mîner êren der muoz ich abe stân,
triuwen unde zühte, der got an mir gebôt,
owê got von himele, daz mih's niht wéndét der tôt!

2. „Swelhez ich nu lâze unt daz ándér begân,
sô hân ich bœslîche und vil úbele getân:
lâz' aber ich si beide, mich schiltet elliu diet.
nu rúoche mich bewîsen, der mir ze lebene geriet."

3. Dô bâten si genôte, der künec und ouch sîn wîp.
des muosen sider recken verliesén den lîp
vor Rüedegêres handen, dâ ouch der helt erstarp.
ir muget daz hie wol hœren, daz er vil jâmerlîchen warp.

4. Er wiste schaden gewinnen und ungefüegiu leit.
er hêté dem künege vil gérné verseit
und ouch der küneginne. vil sêre vorhte er daz,
ob er ir einen slüege, daz im diu werlt trüege haz.

5. Dô sprach zuo dem künege der vil küene man:
„her künec, nu nemt hin widere al daz ich von iu hân,

---

1, 2 abe stân c. gen., abstehen von etwas. — 3 die mir Gott verliehen hat.
2, 3 lâz' aber, kämpfe ich überhaupt nicht. — 4 dessen Ratschluß ich mein Leben verdanke.
3, 4 voll Jammer handelte.
4, 1 er wiste gewinnen, er wußte, daß er gewinnen würde. — 4 ir, einen der Burgunden.

daz lant mit den bürgen: des sol mir niht bestên.
ich wil ûf mînen füezen in daz éllénde gên."

6. Dô sprach der künec Etzel: „wer hülfe danne mir?
daz lant zuo den bürgen daz gib' ich allez dir,
daz du mich rechest, Rüedegêr, an den vînden mîn.
du solt ein künec gewaltec beneben Etzelen sîn."

7. Dô sprach aber Rüedegêr: „wie sol ih'z ane vân?
heim ze mînem hûse ich si geladen hân,
trinken unde spîse ich in güetlîchen bôt,
und gap in mîne gâbe: wie sol ich râten in den tôt?

8. „Die liute wænent lîhte, daz ich si verzaget.
deheinen mînen dienest hân ich in widersaget,
den vil edeln fürsten unde den ir man:
ouch riuwet mich diu vriuntschaft, die ich mit in geworben hân.

9. „Gîselher dem degene gab ich die tohter mîn.
sine kunde in dirre werlde niht baz verwendet sîn
ûf zuht und ouch ûf êre, ûf triuwe und ouch ûf guot.
i'ne gesách nie künec sô jungen sô rehte tugentlîch gemuot."

10. Dô sprach aber Kriemhilt: „vil edel Rüedegêr,
nu lâ dich erbarmen unser beider sêr,
mîn und ouch des küneges. gedenke wol dar an,
daz nie wirt deheiner sô leide gésté gewan."

11. Dô sprach der marcgrâve wider das edel wîp:
„ez muoz noch hiute gelten der Rüedegêres lîp,
swaz ir und ouch mîn herre mir liebes habt getân:
dar umbe muoz ich sterben. daz mac niht lángér gestân.

12. „Ich weiz wol, daz noch hiute mîn' bürge und mîniu lant
iu müezen ledec werden von ir ételiches hant.
ich bevilhe iu ûf genâde mîn wîp und mîniu kint
und ouch die vil elléndén, die dâ ze Bechelâren sint."

13. „Nu lôn' dir got, Rüedegêr", sprach der künec dô.
er unt diu küneginne, si wurden beidiu vrô.
„uns suln dîne liute vil wol bevolhen wesen;
ouch trouwe ich mînem heile, daz du maht selbe wol genesen."

---

5, 3 des gen., abhängig von niht. — 4 auf meinen Füßen wie ein Bettler.
7, 1 wie soll ich es anfangen, wie es möglich machen?
9, 3 ûf, in bezug auf.
11, 4 das muß nun geschehen.
13, 4 auch hoffe ich zu meinem Glück.

14. Dô liez er an die wâge sêle unde lîp.
dô begonde weinen daz Etzelen wîp.
er sprach: „ich muoz iu leisten, als ich gelobet hân.
owê der mînen friunde, die ich vil ungérné bestân.“

15. Man sah in von dem künege trûreclîchen gên.
dô vant er sîne recken vil nâhen bî im stên.
er sprach: „ir sult iuch wâfen, alle mîne man.
die küenen Burgonden muoz ich léidér bestân.“

16. Si hiezen balde springen, da man ir gewæfen vant.
ez der helm wære oder des schildes rant,
von ir ingesinde wart ez in dar getragen.
sît hôrten leidiu mære die stolzen élléndén sagen.

17. Gewâfent wart dô Rüedegêr mit fünf hundert man:
dar über zwélf récken ze helfe er gewan.
die wolden prîs erwerben in des sturmes nôt:
sin' wessen niht der mære, daz in sô náhté der tôt.

18. Dô sah man Rüedegêre under helme gân,
ez truogen swert diu scarpfen des marcgrâven man.
dar zuo vor ir handen die liehten schilde breit.
daz sach der videlære: ez was im grœzlîche leit.

19. Dô sah der junge Gîselher sînen sweher gên
mit ûf gebundem helme. wie moht' er dô verstên,
waz er dâ mite meinte, niwan allez guot?
des wart der künic edele sô rehte vrœlich gemuot.

20. „Nu wol mich solher vriunde“, sprach Gîselher der degen,
„die wir hân gewunnen ûfe disen wegen.
wir suln mînes wîbes vil wol geniezen hie.
mir ist liep ûf mîne triuwe, daz ie der hîrât ergie.“

21. „I'ne weiz, wes ir iuch trœstet“, sprach dô der spileman.
„wa gesâht ir ie durch suone sô manegen helt gân
mit ûf gebunden helmen, die trüegen swert enhant?
an uns wil dienen Rüedegêr sîne bürge und sîniu lant.“

22. Bedaz der videlære die réde vólsprách,
Rüedegêrn den edelen man vor dem hûse sach.

---

16, 2 mochte es der Helm sein oder der Schild.
17, 2 dar über, außerdem. — 4 náhté, nahe war.
19, 2 gebundem = gebundenem.
20, 1 vriunde, hier = Verwandte.
21, 3 gebunden = gebundenen, die, bezogen auf das Kollektivum manegen.

sînen schilt den guoten sazt' er für den fuoz.
dô muos' er sînen vriunden versagen dienest unde gruoz.

23. Der edel marcgrâve rief in den sal:
„ir küenen Nibelunge, nu wert iuch über al.
ir soldet mîn geniezen, nu engéldét ir mîn.
ê dô wârén wir vriunde: der triuwen wil ich ledec sîn."

24. Dô erscrahten dirre mære die nôthaften man:
wand' ir deheiner vreude dâ von niht gewan,
daz mit in wolde strîten, dem si dâ wâren holt.
si heten von ir vînden vil michel arebeit gedolt.

25. „Nune welle got von himele", sprach Gúnthér der degen,
„daz ir iuch genâden sült an uns bewegen
unt der vil grôzen triuwe, der wir doch heten muot.
ich will iu des baz getrouwen, daz ir'z nímmér getuot."

26. „Jane mac ich's nit gelâzen", sprach dô der küene man:
„ich muoz mit iu strîten, wand' ih'z gelobet hân.
nu wert iuch, küenen helde, sô lieb iu sî der lîp.
mich enwolde's niht erlâzen des künec Etzelen wîp."

27. „Ir widerságt uns nu ze spâte", sprach do der künec hêr.
„nu müez' iu got vergelten, vil edel Rüedegêr,
triuwe unde minne, die ir uns habt getân,
ob ir'z an dem ende woldet güetlicher lân.

28. „Wir solden'z immer dienen, daz ir uns habt gegeben,
ich und mîne mâge, ob ir uns liezet leben,
der hêrlîchen gâbe, dô ir uns brâhtet her
in Etzeln lant mit triuwen, des gedénket, edel Rüedegêr."

29. „Wie wol ich iu des gunde", sprach Rüedegêr der degen,
„daz ich iu mîne gâbe mit vollen solde wegen
alsô willeclîchen, als ich des hete wân!
sone wurde mir dar umbe nimmer schéltén getân."

30. „Erwindet, edel Rüedegêr", sprach dô Gêrnôt.
„wand' ez wirt deheiner gesten nie erbôt
sô rehte minneclîchen, als ir uns habt getân,
des sult ir wol geniezen, ob wir bî lebene bestân."

---

23, 2 über al, insgesamt.
25, 4 baz, vielmehr.
27, 4 wenn ihr euch zum Schluß freundlicher zeigtet.
28, 3 der gâbe, zu verbinden mit gegeben (1).
29, 2 mit vollen, in Fülle. — 3 wie ich das hoffte. — 4 sone = sô ne.

31. „Daz wolde got“, sprach Rüedegêr, „vil edel Gêrnôt,
daz ir ze Rîne wæret unde ich wære tôt
mit etelîchen êren sît ich iuch sol bestân!
ez enwart noch nie an helden wirs von friundén getân.“

32. „Nu lôn' iu got, her Rüedegêr“, sprach aber Gêrnôt,
der vil rîchen gâbe mich riuwet iuwer tôt.
sol an iu verderben so tugentlîcher muot.
hie trage ich iuwer wâfen, daz ir mir gâbet, helet guot.

33. „Daz ist mir nie geswichen in aller dirre nôt:
under sînen ecken lît manic ritter tôt.
ez ist lûter unde stæte, hêrlîch unde guot,
ich wæn', sô rîche gâbe ein recke nimmer mêr getuot.

34. „Und welt ir niht erwinden, ir'n wellet zuo z'uns gân,
slaht ir mir iht der vriunde, die ich noch hinne hân
mit iuwer selbes swerte nim ich iu den lîp:
sô riuwet ir mich, Rüedegêr, und iuwer hêrlîchez wîp.“

35. „Daz wolde got, her Gêrnôt, und möhte daz ergân,
daz aller iuwer wille, wære hie getân,
und daz genesen wære iuwer vriunde lîp!
jâ sol iu wol getrouwen bêdiu mîn tohter und mîn wîp.“

36. Dô sprach von Burgonden der schœnen Uoten kint:
„wie tuot ir sô, der Rüedegêr? die mit mir komen sint,
si sint iu alle wæge. ir grîfet übele zuo.
die iuwer schœne tohter welt ir verwîtewen ze fruo.

37. „Swenne ir und iuwer recken mit strîte mich bestât,
wie rehte unvrîuntlîche ir daz schînen lât.
daz ich iu wol getrouwe für alle ander man,
dâ von ich z'einem wîbe iuwer tohter mir gewan.

38. „Gedenket iuwer triuwe, vil edel künec hêr,
gesende iuch got von hinnen“, sô sprach Rüedegêr.
„lât die juncvrouwen niht engelten mîn;
durch iuwer selbes tugende sô ruochet ir genædec sîn.“

39. „Daz tæt' ich pillîchen“, sprach Gîselher daz kint.
die hôhen mîne mâge, die noch hier inne sint,

---

31, 3 da ich mich kämpfen soll.
32, 3 sol an iu verderben, soll mit euch zugrunde gehen.
36, 3 ihr faßt es übel an.
37, 2 und 3 ihr gebt einen unfreundlichen Beweis für mein Vertrauen zu euch. — 4 dâ von, weshalb.
38, 2 gesende, wenn Gott euch sendet.
39, 1 das täte ich, wenn die Verhältnisse anders lägen, aber wenn.

suln die von iu ersterben, sô muoz gescheiden sîn
diu vil stæte vriuntschaft zuo dir und ouch der tohter dîn."

40. „Nu müez' uns got genâden", sprach dô der küene man.
dô huoben si die schilde, alsô si wolden dan
strîten zuo den gesten in Kriemhilde sal.
dô rief vil lûte Hagene von der stiegén zetal:

41. „Belîbet eine wîle, vil edel Rüedegêr."
alsô sprach dô Hagene. „wir wolden reden mêr,
ich und mîne herren, als uns des twinget nôt.
waz mac gehelfen Etzeln unser élländer tôt?"

42. „Ich stên in grôzen sorgen", sprach aber Hagene.
„den schilt, den mir vrou Gotelint gap ze tragene,
den habent mir die Hiunen zerhouwen vor der hant.
ich fuort' in friwentlîche in daz Étzélen lant.

43. „Daz des got von himele ruochen wolde,
daz ich schilt sô guoten noch tragen solde,
sô den du hâst vor hende, vil edel Rüedegêr
so bedórfte ich in den stürmen deheiner halsperge mêr." —

44. „Vil gerne wære ich dir guot mit mînem schilde,
torst' ich dir'n gebieten vor Kriemhilde.
doch nim du in hin, Hagene, unt trage'n an der hant.
hey soldest du in füeren in der Búrgónden lant!"

45. Dô er im sô willeclîchen den schilt ze gebene bôt,
dô wart genuoger ougen von heizen trähenen rot.
ez was diu leste gâbe, die sider immer mêr
gebôt deheinem degene von Bechelâren Rüedegêr.

46. Swie grimme Hagene wære und swie hérté gemuot,
ja erbarmet' im diu gabe, die der helt guot
bî sînen lesten zîten sô nâhen het getân.
vil manec ritter edele mit im trûrén began.

47. „Nu lône iu got von himele, vil edel Rüedegêr.
éz wirt iwer gelîche deheiner nimmer mêr,
der ellenden recken sô hêrlîche gebe.
got sol daz gebieten, daz iu̇er tugent immer lebe.

---

40, 2 alsô si, als ob sie zum Streite eilen wollten.
41, 4 élländer, Appos. zum gen. unser.
44, 1 guot, gefällig.
45, 3 immer mêr, jemals mehr.
46, 3 bî zu verbinden mit sô nâhen. — 47, 3 der Subj. zu gebe.

48. „Sô wê mir dirre mære", sprach aber Hagene.
„wir heten ander swære sô vil ze tragene:
sul wir mit vriunden striten, daz si got gekleit."
dô sprach der marcgrâve: „daz ist mir inneclichen leit." —

49. „Nu lôn' ich iu der gâbe, vil edel Rüedegêr,
swie halt gein iu gebâren dise recken hêr,
daz nimmer iuch gerüeret in strîte hie mîn hant.
ob ir si alle slüeget die von Búrgónden lant."

50. Des neig im mit zühten der guote Rüedegêr.
sie weinten allenthalben, daz disiu herzen sêr
niemen scheiden kunde: daz was ein michel nôt.
vater aller tugende lag an Rüedegêre tôt.

51. Dô sprach von dem hûse Volkér der spileman:
„sît mîn geselle Hagene den fride hât getân,
den sult ir alsô stæte haben von mîner hant.
daz habt ir wol verdienet, dô wir kômen in daz lant.

52. „Vil edel marcgrâve, ir sult mîn bote sîn.
dise rôten bouge gap mir diu marcgrâvîn,
daz ich si tragen solde hie zer hôhgezît:
die muget ir selbe schouwen, daz ir mîn geziuc des sît." —

53. „Daz wolde got von himele", sprach dô Rüedegêr,
„daz iu diu marcgrâvinne noch solde geben mêr!
diu mære sage ich gerne der triutinne mîn,
gesihe ich si gesunde: des sult ir âne zwîvel sîn."

Nun entbrennt wild der Kampf. Rüdigers Gefolge dringt mit schneidig scharfen Schwertern auf die Feinde ein, und mancher Burgunde sinkt entseelt nieder. Mit wuchtigem Schwerte schafft auch Rüdiger vor sich freies Feld.

54. Vil wol zeigte Rüedegêr, daz er was starc genuoc,
küene und wol gewâfent: hey waz er helde sluoc!
daz sach ein Burgonde: zornes gie im nôt.
dâ von begunde nâhen des edelen Rüedegêres tôt.

55. Gérnôt der starke, den helt den rief er an.
er sprach zem marcgrâven: „ir welt mir mîner man

---

49, 3 daz, dadurch daß.
50, 4 und Rüdiger starb, der Vater aller Tugend.
51, 1 von dem hûse, von dem Hause her. — 2 den Friedensvertrag geschlossen hat. — 3 alsô, ebenso.
54, 3 Gernot.
55, 2 mîner man, abhängig von niht.

niht genesen lâzen, vil edel Rüedegêr.
daz müet mich âne mâze: ich'n kan's niht an gesehen mêr.

56. „Nu mag iu iuwer gâbe wol ze scaden komen,
sît ir mir miner vriunde habt sô vil genomen.
nu wendet iuch her umbe, vil edel küene man.
iwer gâbe wirt verdienet sô ich âller hôhéste kan."

57. Ê daz der marcgrave vol zuo z'im kœme dar,
des muosen liehte ringe werden missevar.
dô sprungen zuo ein ander die êre gernde man.
ir ietwedere schermen für starke wúndén began.

58. Ir swert sô scherpfe wâren, ez enkunde niht gewegen.
dô slúoc Gêrnôten Rüedegêr der degen
durch hélm vlînshérten, daz nider vlôz daz pluot.
daz vergalt im schiere der ritter küene unde guot.

59. Die Rüedegêres gâbe an hende er hôhe erwac;
swie wunt er wær' zem tôde, er sluoc im einen slac
durch den schilt vil guoten unz ûf diu helmgespan.
dâ von muos' ersterben der schœnen Gotelinde man.

60. Jane wart ni wirs gelônet sô richer gâbe mêr.
dô vilen beide erslagene, Gêrnôt und Rüedegêr,
gelîch in dem sturme, von ir beider hant.
alrêrst erzurnde Hagene, dô er den grôzen schaden vant.

61. Dô sprach der helt von Tronege; êz ist uns übele komen.
wir haben an in beiden sô grôzen schaden genomen,
den nimmer überwindent ir liute und ouch ir lant.
die Rüedegêres helde sind unser ellenden pfant."

Und mörderisch fallen alsbald die Burgunden über die Mannen Rüdigers her und ruhen nicht eher, als bis sie alle erschlagen haben. Dann trägt man die Leiche Rüdigers hinaus, auf daß der König mit seinen Degen sie sehe, da sie an den Tod des Helden nicht glauben wollen.

62. Als sie den Markgrafen tot sahen tragen,
Kein Schreiber könnt' euch deuten oder sagen
Die mannigfache Klage, die da Weib und Mann
In tiefem Herzensjammer zu erzeigen begann.

63. Der Jammer König Etzels so gewaltig schwoll,
Daß wie des Löwen Stimme dem reichen König scholl
Die herbe Wehklage; so klagt' auch sein Weib.
Die weinten übermäßig um des guten Rüd'gers Leib.

---

56, 4 wird durch Dienste bezahlt, so teuer ich nur kann.
60, 2 erslagene, als erschlagene. — 3 gelîch, auf gleiche Weise.
61, 4 ihr Leben ist uns verpfändet.

## Achtunddreißigstes Abenteuer.

### Wie Herrn Dietrichs Recken alle erschlagen wurden.

Sobald Dietrich von Bern die furchtbare Kunde von Rüdigers Tod vernommen, schickt er, um Näheres zu erfahren, den alten Hildebrand zu den Burgunden. Mit diesem gehen gewaffnet die Mannen aus dem Gotenstamme. Als ihnen die traurige Mär bestätigt wurde, sah man ihre Tränen fließen „über Kinn und Bärte". Hildebrand bittet um die Leiche; bei der Verhandlung über ihre Auslieferung führt Wolfhart, seiner Schwester Kind, trotz Dietrichs Verbot, einen Kampf herbei, in welchem auf der Seite der Burgunden sämtliche Helden fallen außer Gunther und Hagen, und von den Amelungen nur Hildebrand, von Hagens Schwert Balmung hart getroffen, zu Dietrich entkommt, der über den Tod seiner herrlichen Mannen in rührende Klagen ausbricht.

## Neununddreißigstes Abenteuer.

### Wie Gunther, Hagen und Kriemhild erschlagen wurden.

Gerüstet zum Kampfe schreitet der Gotenkönig jetzt selbst mit Hildebrand zum Saale und verlangt Ersatz des Leides, das ihm von den Burgunden bereitet ist.

1. Da sprach von Bern der Recke: „Es mußte nun so sein.
Gunther, edler König, bei all der Tugend dein,
Gib mir Ersatz des Leides, das mir von dir geschehn,
Und sühn' es, kühner Ritter, daß ich es dir kann zugestehn.

2. „Ergib dich mir zum Geisel, du und dein Lehensmann;
So will ich euch behüten, so wie ich immer kann,
Daß euch hier bei den Heunen niemand etwas tut.
Du sollst an mir erfahren, daß ich treu bin und gut." —

3. „Verhüt' es Gott im Himmel", sprach da Hagen,
„Daß sich zwei Degen ließen in Fesseln schlagen,
Die noch so wohlgewaffnet dir gegenüberstehn
Und vor ihren Feinden so ungehindert noch gehn." —

4. „Ihr sollt es nicht verreden", so sprach Dietrich
„Gunther und Hagen, ihr habt so bitterlich
Beide mir betrübet das Herz und auch den Mut,
Wollt ihr es mir vergüten, daß ihr es billiglich tut.

5. „Ich geb' euch mein Versprechen und reich' euch drauf die Hand,
Daß ich mit euch reite heim in euer Land.
Ich führ' euch in Ehren oder bleibe tot
Und will um euch vergessen meiner schmerzlichen Not." —

6. „Verlangt es nicht noch weiter", sprach wieder Hagen.
„Es ständ' uns übel, könnte man von uns sagen,
Daß zwei so kühne Degen sich ergeben Eurer Hand.
Man sieht ja bei Euch niemand als den einen Hildebrand."

7. Da sprach Meister Hildebrand: „Gott weiß, Herr Hagen,
Daß man Euch Frieden bietet; so laßt's Euch sagen,
Es könnte leicht noch kommen, daß Ihr ihn gerne nähmt.
Drum rat' ich, daß der Sühne meines Herrn Ihr Euch bequemt." —

8. „Die Sühne nähm' ich eher", sprach wieder Hagen,
„Eh ich aus einem Hause so voll Verzagen
Entflöhe, Meister Hildebrand, wie hier von Euch geschehn.
Ich dachte doch, Ihr könntet besser gegen Feinde stehn."

9. Zur Antwort gab ihm Hildebrand: „Ihr spottet über das?
Wer war's, der auf dem Schilde am Waskensteine saß,
Als ihm von Spanien Walther so viele Freund' erschlug?[1]
Noch habt Ihr an Euch selber aufzuweisen genug."

10. Da sprach der Degen Dietrich: „Wie ziemt das Helden nun,
Daß sie einander schelten, wie alte Weiber tun?
Ich verbiet' Euch, Hildebrand, sprechet hier nicht mehr.
Mich heimatlosen Recken zwingt so schon große Beschwer.

11. „Laßt hören doch, Freund Hagen", sprach da Dietrich,
„Was sprachet ihr zusammen, ihr Degen ritterlich,
Als ihr mich gewaffnet zu euch sahet gehn?
Ihr sagtet, ihr alleine wolltet mich im Streit bestehn." —

12. „Das wird euch niemand leugnen", sprach der Degen,
„Ich will es hier versuchen mit starken Schlägen.
Es sei denn, mir zerbräche das Nibelungenschwert.
Mich kränkt, daß Ihr zu Geiseln habt uns beide begehrt."

13. Als Dietrich erkannte Hagens grimmen Mut,
Den Schild alsbald erfaßte der Degen schnell und gut.
Wie rasch entgegen Hagen ihm von der Stiege sprang!
Das gute Nibelungenschwert laut auf Dietrich erklang.

14. Da wußte wohl Herr Dietrich, daß der kühne Mann
Grimmen Mutes wäre; zu schirmen sich begann
Vor ängstlichen Schlägen der edle Vogt von Bern.
Wohl erkannt' er Hagen daran, den tapferen Herrn.

15. Auch fürchtet er den Balmung, der war stark genug.
Nun dazwischen Dietrich mit Kunst dagegen schlug,
Bis er endlich Hagen im Streite doch bezwang.
Er schlug ihm eine Wunde, die gar tief war und lang.

16. Da gedachte Dietrich: „Erschöpft hat dich die Not;
Mir brächt' es wenig Ehre, schlüg' ich dich jetzt tot.
Ich will es so versuchen, ob ich dich zwingen kann.
Daß du mein Geisel werdest." Er ging mit Sorge daran.

[1] Vgl. S. 33.

17. Den Schild ließ er fallen; seine Kraft war groß;
Mit seinen beiden Armen er Hagen umschloß.
Damit war bezwungen von ihm der kühne Mann.
Gunther der edle darum zu trauern begann.

18. Dietrich band den Hagen und führt' ihn, wo er fand
Die edle Kriemhilde, und gab in ihre Hand
Den allerkühnsten Recken, der ein Schwert je trug.
Nach ihrem starken Leide ward sie da fröhlich genug.

19. Da neigte sich vor Freude dem Degen Etzels Weib.
„Immer sei dir selig das Herz und auch der Leib.
Du hast mich wohl entschädigt für alle meine Not;
Ich will es stets vergelten, wenn mich nicht hindert der Tod."

20. Da sprach der Degen Dietrich: „Edle Königin,
Laßt ihn am Leben bleiben; es kommt wohl noch dahin,
Daß er Euch vergütet das Leid, das er Euch tat.
Er soll es nicht entgelten, daß er Euch gebunden naht."

21. In den Kerker führen hieß sie Hagen da,
Wo er lag geschlossen und ihn niemand sah.
Der edle König Gunther hob da zu rufen an:
„Wohin kam der Held von Bern? Der hat mir Leides getan."

22. Da ging ihm entgegen der Degen Dieterich.
Gunthers Kräfte waren stark und ritterlich;
Er lief aus dem Saale und zögerte nicht lang.
Von den beiden Schwertern erhob sich mächtiger Klang.

23. Wie man seit alten Zeiten auch lobt' Herrn Dieterich,
Gunther zürnt' und tobte so gewaltiglich,
Er war nach seinem Leide von Herzen feind dem Mann,
Drum hält man's für ein Wunder, daß da Herr Dietrich entrann.

24. Der beiden Kraft und Stärke war so groß und voll,
Daß von ihren Schlägen Saal und Turm erscholl,
Als sie mit den Schwertern hieben auf die Helme gut,
Da zeigte König Gunther einen herrlichen Mut.

25. Ihn zwang jedoch der Berner, wie Hagen auch geschah.
Das Blut man durch den Panzer dem Helden fließen sah
Von einem scharfen Schwerte, das trug Herr Dieterich.
Doch wehrte trotz der Müdigkeit Herr Gunther ritterlich sich.

26. Der Degen ward gebunden von Dietrichens Hand,
Wiewohl nie Kön'ge leiden sollten solches Band.
Er dachte, ließ er ledig ihn und den Lehensmann,
Alle, die sie fänden, die erschlügen sie dann.

27. Dietrich der Berner nahm ihn bei der Hand;
Er führt' ihn hin gebunden, wo er Kriemhilden fand,
Die bei seinem Leide nun keines mehr empfand.
Sie sprach: „Willkommen, Gunther, König von Burgundenland."

28. Er sprach: „Ich sollt' Euch danken, edle Schwester mein,
Möchte nur dies Grüßen gnädiglicher sein.
Doch weiß ich, edle Königin, so zornig Euren Mut,
Daß Ihr mir und Hagen wenig liebe Grüße tut."

29. Da sprach von Bern der Degen: „Edles Königsweib,
Nie sah man gefangen so guter Ritter Leib,
Als ich Euch, hehre Fraue, hier gab in Eure Hand;
Genießen laßt die Armen, daß ich mich für sie verwandt."

30. Sie sprach, sie tät' es gerne. Da trennt' Herr Dieterich
Mit weinenden Augen von den Helden sich.
Da rächte sich entsetzlich König Etzels Weib:
Den auserwählten Degen nahm sie Leben und Leib.

31. Getrennt in das Gefängnis ließ sie sie legen da,
Daß keiner mehr den andern im Leben wiedersah,
Bis sie das Haupt des Bruders hin vor Hagen trug.
Ihre Rache stillte Kriemhild an beiden genug. (Bartsch.)

32. Dô gie diu küneginne, dâ sie Hagenen sach.
wie rehte vientliche si zuo dem recken sprach:
„welt ir mir geben widere, daz ir mir habt genomen,
sô muget ir noch wol lebende heim zen Búrgónden komen."

33. Dô sprach der grimme Hagene: „diu rede ist gar verlorn,
vil edeliu küneginne. jâ hân ich des gesworn,
daz ich den hort iht zeige die wîle daz si leben,
deheiner mîner hêrren, sô sol ich in niemen geben." —

34. „Ich bringe'z an ein ende", sô sprach daz edel wîp.
dô hiez si ir bruoder nemen dâ den lîp.
man sluoc im abe daz houbet: bî hâre si ez truoc
für den helt von Tronege. dô wart im léidé genuoc.

35. Alsó der ungemuote sîns herren houbet sach,
wider Kriemhilde dô der recke sprach:

---

32, 3 genomen, den Nibelungenhort.

33, 3 iht in abhängigen Sätzen = niht; die wîle daz, so lange. — 4 sô = so lange; sol, werde.

„du hâst iz nâch dîm' willen z'einem ende brâht,
und ist ouch rehte ergangen, als ich mir hété gedâht.

36. „Nu ist von Burgonden der edel künec tôt,
Gîselher der junge und ouch her Gêrnôt.
den scaz den weiz nu niemen wan got unde mîn:
der sol dich, vâlandinne, immer wol verholen sîn."

37. Si sprach: „sô habt ihr übele geltes mich gewert.
sô wil ich doch behalten daz Sîfrides swert.
daz truoc mîn holder vriedel, do ich in jungest sach,
an dem mir herzeleide von iuwern scí'dén geschach."

38. Si zôh iz von der scheiden: daz kunde er niht erwern.
dô dâhte si den recken dez lîbés behern.
si huob ez mit ir handen, daz houpt si im abe sluoc.
daz sach der künec Etzel: dô was im léidé genuoc.

39. „Wâfen", sprach der fürste, „wie ist nu tôt gelegen
von eines wîbes handen der aller beste degen,
der ie kom ze sturme óder ie schilt getruoc!
swie vîent ich im wære, ez ist mir léidé genuoc."

40. Dô sprach der alde Hildebrant: „ja geníuzét si es niht,
daz si in slahen torste. swaz halt mir geschiht,
swie er mich selben bræhte in angestlîche nôt,
idoch sô wil ich rechen des küenen Tronegæres tôt."

41. Hildebrant mit zorne zuo Kriemhilde spranc,
er sluoc der küneginne einen swæren swertes swanc.
jâ tet ir diu sorge von Hildebrande wê.
waz mohte si gehelfen, daz si sô grœzlîchen scrê?

42. Dô was gelegen aller dâ der veigen lîp.
ze stücken was gehouwen dô daz edele wîp.
Dietrich und Etzel weinen dô began:
sie klageten innecliche beidiu mâge unde man.

43. Diu vil michel êre was dâ gelegen tôt.
die liute heten alle jâmer unde nôt.
mit leide was verendet des küniges hôhgezît,
als ie diu liebe leide z'aller júngéste gît.

---

35, 4 ganz so gekommen.
36, 3 mîn gen., abhängig von wan.
37, 1 ihr habt mir schlechten Ersatz gewährt. — 2 doch = doch wenigstens.
40, 3 und 4 ich will ihn rächen, obwohl er mich selbst in gefährliche Not brachte.
41, 3 der Kummer Hildebrands bereitete durch ihn Weh.
43, 1 alles was herrlich war, die ganze Herrlichkeit.

44. I'ne kan iu niht bescheiden, waz sider dâ geschach:
wan ritter und vrouwen weinen man dâ sach,
dar zuo die edeln knehte, ir lieben friunde tôt.
hie hât daz mære ein ende: daz ist der Nibelunge nôt.

(Mittelhochdeutscher Text nach Bartsch.)

Das Nibelungenlied ist die beste und bedeutsamste Dichtung, welche die mittelalterliche Poesie geschaffen hat[1]. Wenn es an Formenschönheit auch hinter andern bedeutenden Werken zurückstehen mag, „die Großartigkeit des Inhalts, der Reichtum der Erfindung, die echt poetische Auffassung und Darstellung, der treffliche Plan und der rasche Gang der Begebenheiten, die scharfe Zeichnung und überraschende Mannigfaltigkeit der Charaktere, die Tiefe und Wahrheit der Gefühle, die kunstreiche Verbindung und Abwechslung heiterer, rührender und furchtbarer Szenen, die Anmut der Gleichnisse und vieles andere geben dem Nibelungenliede einen unbestreitbaren Vorzug vor allen Dichtungen der höfischen Epiker und stellen es den besten Epen zur Seite, die den Ruhm anderer Völker bilden". So ist das Nibelungenlied ein herrliches Vermächtnis unserer Vorfahren, in seiner Schlichtheit und Einfachheit herzlich und anziehend und bei dramatischer Erregung tief ergreifend.

Echt deutsche Züge bekunden das nationale Wesen des Liedes: tiefe Innigkeit des Gemütes, ein oft trotziger Sinn, unüberwindliche Heldenkraft und kühne Todesverachtung, Züge, die sich besonders bewähren, wenn es gilt, festzuhalten an der Treue der Liebe und an der Treue des Lehensmannes.

Siegfried und Kriemhild fühlen sich einzig glücklich in dem Besitz ihrer Liebe. Der Gedanke an das liebe, treue Weib durchdringt den Sinn des Helden, ja bewegt ihn noch im Todeskampfe; die Liebe zu dem lebenden, die Liebe zu dem toten Gatten erfüllt die Gattin, erfüllt die Witwe, so daß sie das beglückte und beglückende Weib und die erbarmungslose Unholdin ist, deren Herz, durch stets erneute Kränkungen tiefer und tiefer getroffen, schließlich sich ganz verhärtet, die ihr Leben nur noch durch Hoffnung auf endliche Rache erhält. So bildet auch die Person Siegfrieds nicht bloß den Mittelpunkt des ersten Teiles, sondern auch den des zweiten, der Rache Kriemhildens.

---

44, 3 tôt acc. zu weinen.

[1] Das Nibelungenlied hat der Malerei, der Musik und der Dichtung der Neuzeit reichen Stoff geboten. Die nordische Sage hat Richard Wagner in seinem „Ring des Nibelungen" in freier Bearbeitung verwertet.

Dieser Liebestreue steht zur Seite die Treue des Lehensmannes. Unerschütterlich bis in den Tod hält der Lehensmann dem Könige die Treue, und auch der König stirbt selbst lieber grauenvollen Tod, als daß er seinen Lehensmann preisgäbe. So wird Hagen infolge seiner Lehenstreue ein hinterlistiger Mörder, und Rüdiger von Bechlaren, der herrliche Held, bezahlt die Treue mit seinem Tode, nachdem sein Herz in furchtbarem Seelenkampfe sich schon verblutet hat. „Darum waltet hier nicht mehr ein blindes Verhängnis; eine Kette von sittlichen Verhältnissen fügt sich Reif um Reif zusammen und umschnürt Schuldige wie Unschuldige."

Ist so die Treue ein Grundzug der Dichtung, so finden wir in der Untreue, indem Siegfried das Geheimnis der Besiegung Brunhildens seiner Gattin, wenn auch arglos, verrät und so seinem Freunde Gunther die Treue bricht, die tragische Schuld, die zuerst Siegfried und dann alle Burgunden in ein furchtbares Verderben zieht, so daß „Mit Leide war beendet König Etzels Fest, Wie immer Leid die Freude zurück am letzten Ende läßt". Ein Blick in die Edda (s. S. 3 und 45) läßt uns eine noch tiefere Schuld Siegfrieds darin erkennen, daß er der ihm verlobten Brunhild den Eid der Treue gebrochen hat.

Aus diesen leitenden Grundzügen des Liedes ergeben sich die scharf und mannigfaltig gezeichneten Charaktere.

Vor allen ragt hervor Siegfried, das Ideal eines deutschen Heldenjünglings: von schönster Gestalt, überstark, kühnen Mutes, tapfer ohnegleichen, zeichnet er sich nicht minder aus durch hohe, edle Gesinnung durch Bescheidenheit, aufopfernde Freundschaft, Hochherzigkeit und Großmut; er ist „ein echter Mann mit einem vertrauenden Kinderherzen". Ihm zur Seite steht als Gattin gleich anziehend Kriemhild. Eine Jungfrau von blendender Schönheit, lieblich verschämter Anmut und fesselndem Liebreize, wird sie die liebeerfüllte treue Gattin, die ihren Stolz, ihr Glück, ihr ein und alles in ihrem Siegfried findet. Aber als Hagen ihr mit ihrem Gatten alles geraubt hat, als stets neue Kränkungen ihr wundes Herz wieder und wieder treffen, da wird sie die furchtbare Furie, die kein Erbarmen, die nur Rache kennt, die selbst ihre Brüder ihrem Rachedurste opfert, da sie des Mörders Hagen allein nicht habhaft werden kann.

Platen zeichnet ihren Charakter trefflich in folgenden Worten:

„Ein gewaltiges Lied von der mächtigen Frau, die erst als zarteste Jungfrau
Dasteht und verschämt, voll schüchterner Huld dem erhabenen Helden die Hand reicht,
Bis dann sie zuletzt, durchs Leben gestählt, durch glühende Rache gehärtet,
Graunvoll auftritt, in den Händen ein Schwert und das Haupt des enthaupteten Bruders."

Hagen ist ihr grimmigster Feind, jener trotzige Recke, der uns grauenhaft erscheinen müßte, wenn wir nicht die Motive seiner Handlungsweise erführen, wenn wir nicht seine unwandelbare Treue und seine unerschütterliche Ergebenheit gegen seine Herren bewunderten. Erfahren und klug, dabei schweigsam und in Worten karg, tapfer und unerschrocken selbst im Angesichte des sichern Todes, tückisch und grausam, voll bittern Hohnes gegen seine Opfer, zeigt er manche Züge des altheidnischen Germanentums. Sein Herr und König Gunther ist zwar kühn und tapfer, aber innerlich schwach und unbeständig, so daß er dem Urteile anderer leicht sich fügt; doch hält er unerschütterlich fest an der Königstreue, in der er zu seinen Mannen steht wie diese zu ihm. Die schöne Königin Brunhild, stolz und unnahbar, kann keine Nebenbuhlerin neben sich dulden; in ihrer Ehre verletzt, von glühender Eifersucht verzehrt, bringt sie schmählichen Tod dem Beleidiger ihrer Ehre, beschwört aber damit unsagbares Leid auf ihr ganzes Volk herauf. Erhebend, menschlich wohltuend ist der Charakter eines Volker; heiter und offen, ein tapferer Recke, gleich gewandt, mit dem Schwerte dreinzuschlagen wie den Fiedelbogen zu führen, zieht er uns besonders durch seine Freundschaft an, die er im blutigen Ringen zum Verderben seiner Feinde mit Hagen schließt. Eine noch herrlichere Gestalt ist die des edeln Rüdiger von Bechlaren, „des Vaters aller Tugenden", geschmückt mit allen Vorzügen eines christlich-deutschen Ritters. Mild und freigebig, wohlwollend und hochherzig, kühn und tapfer, offen und ehrlich, treu der beschworenen Pflicht, mag auch das Herz ihm darüber brechen, ist er geehrt und geliebt von allen, so daß sein Tod selbst von denen bitter beklagt wird, denen er manche tiefe Wunde geschlagen.

Ähnlich scharf ausgeprägt sind die Charaktere von Gernot, Giselher, Dankwart, Etzel, Dietrich von Bern, Hildebrand usw. Sind diese Helden an Mut und Kraft meistens einander ziemlich gleich, so sind sie doch wie die Homers in der Ilias[1] verschieden und eigenartig in allen übrigen Beziehungen.

## § 12.

## Kudrun.

Fanden wir in dem Nibelungenliede mehrere Sagenkreise zu einem Ganzen vereinigt und verschmolzen, so enthält die Kudrun, nächst jenem

[1] Der Vergleich des Nibelungenliedes mit der Ilias bietet manche Ähnlichkeiten sowohl in dem Grunde der Verwicklung (durch Frauen), in der Darstellung (Walten der Rache, Unversöhnlichkeit, wogender Kampf), im Ausgange (Vernichtung der Hauptheldeu, Klage) als auch in den Charakteren der Hauptpersonen (Siegfried mit Achilles, Gunther mit Agamemnon, Rüdiger und Gotelinde mit Hektor und Andromache).

das schönste und bedeutendste Nationalepos, den Stoff nur eines Sagenkreises, des nordischen. Die Dichtung versetzt uns an das nordische Meer, an seine Gestade und Inseln, bald nach Dithmarschen und Friesland, bald nach Irland und Seeland, bald nach der Normandie und den Gegenden an der Mündung der Schelde, so daß es scheinen könnte, als sei die Zeit der Wikingerfahrten und Normannenzüge poetisch festgehalten.

Auch in diesem Epos finden wir einen mythischen Hintergrund, der aber noch mehr als im Nibelungenliede verblaßt ist.

Wie Wate auf den Gott Wuotan hinweist, so ist Hagen (nach der jüngeren Edda Högni), welcher tötet, ohne zu siegen, das Symbol des Winters, Hettel dagegen (Hedin der Edda), welcher Hilde, die Tochter Högnis, raubt, das Symbol des Sommers. Beide kämpfen, da Högni dem Räuber nachsetzt und ihn bei der Insel Haeg (einer der Orkneys) einholt, täglich mit den durch Hilde in jeder Nacht wiedererweckten gefallenen Mannen immerfort bis Ragnarök, bis zum Göttergericht. So weist der Stoff hin „auf die Vorstellung des Kampfes zwischen Frühling und Winter, zwischen Licht und Nacht, der sich vor dem Menschenauge jährlich und täglich wiederholt".

Von den Küsten der Nordsee wanderte die Sage nach Mittel- und Süddeutschland, wurde aber hier mehrfach umgestaltet, und zwar zunächst dadurch, daß die Hauptzüge der alten Sage auf die Tochter Hettels und Hildens, auf Kudrun, übertragen und die Vorgeschichte Hagens, eine spielmannsmäßige Zudichtung, in das Lied aufgenommen wurde. Sodann wurden durch den dem Namen nach unbekannten, vielleicht österreichischen Dichter, der die Sage wohl nach dem Jahre 1210 nach dem Muster des kurz vorher entstandenen Nibelungenliedes bearbeitete, Anschauungen des christlichen und des höfischen Lebens in die Dichtung hineingebracht.

Christliche Elemente ziehen sich durch das ganze Gedicht, wie das Kreuz, die Schiffe der Kreuzfahrer, die Erbauung eines Klosters auf dem Schlachtfelde, die Verwandlung des weissagenden Vogels in einen Engel usw. hinreichend bekunden. Die höfische Weise zeigt sich sowohl in der Einmischung höfischer Anschauungen[1] als auch in der ganzen Anlage, indem die Erzählung nach der Weise der höfischen Poesie nicht sofort mit der Hauptperson und ihrem Leben beginnt, sondern auf die Geschicke ihrer Eltern und Großeltern zurückgreift. So zerfällt das Gedicht in drei nach Umfang und Bedeutung sich steigernde Abteilungen, von denen die zwei ersten mehr als Einleitung zu betrachten sind: 1. Hagen in 4 Abenteuern mit 150 Strophen, 2. Hilde in 4 Abenteuern mit 412 Strophen, 3. Kudrun[2] in 24 Abenteuern mit 1143 Strophen.

[1] So weist z. B. Horands Gesang hin auf das Minnelied, der Vogel Greif, der Magnetberg usw. auf den „Herzog Ernst" (siehe S. 42).

[2] Gudrun (in Österreich zu Kudrun geworden) = Gundrûn aus gunt = Kampf und rûn = Geheimnis.

Die Kudrunstrophe ist der Nibelungenstrophe ähnlich, indem sie sich von ihr nur durch den klingenden (weiblichen) Reim der zweiten Hälfte der dritten und vierten Langzeile und durch Hinzunahme einer fünften Hebung in der zweiten Hälfte der vierten Langzeile unterscheidet.

Die einzige Handschrift, in der uns das Lied erhalten ist, stammt aus der letzten Zeit (etwa 1517) der Regierung Kaiser Maximilians I., der, begeistert für die Herrlichkeit vergangener Zeiten, die Kudrun mit zwanzig andern Gedichten in einem Pergamentbande, dem sog. Ambraser Heldenbuch, aufschreiben ließ. Die Handschrift befand sich bis zum Jahre 1806, in welchem sie nach Wien kam, auf dem kaiserlichen Schlosse Ambras in Tirol; erst im Jahre 1820 wurde die Dichtung durch den Druck veröffentlicht.

### A. Hagen.

#### Erstes Abenteuer.

**Von Siegeband und Hagen.**

Der mächtige König Siegeband von Irland gibt einst ein großes Fest, zu dem die Gäste von weit und breit herbeiziehen. Während alle dem Spiele eines fahrenden Sängers lauschen, kommt der Riesenvogel Greif (ein fliegender Löwe mit dem Kopfe eines Vogels), raubt den unbeachtet gelassenen, erst siebenjährigen Königssohn Hagen und trägt ihn durch die Lüfte auf eine ferne Insel zu seinen Jungen.

#### Zweites Abenteuer.

**Wohin Hagen von dem Greifen entführt ward.**

Einer der jungen Vögel ergreift das Kind und fliegt mit ihm von Baum zu Baum, bis ein Ast bricht, auf dem der Vogel sitzt. Der Knabe fällt herunter und birgt sich im Gesträuch und dann in einer Höhle. Dort finden ihn drei, gleichfalls von dem Greifen geraubte Königstöchter: liebevoll hegen und pflegen sie den Knaben, so daß er bald stattlich heranwächst. Als nach längerer Zeit an der Insel ein Schiff mit Gotteskämpfern (Kreuzfahrern) scheitert, erhält Hagen Panzer, Schwert und Bogen; er tötet den Greifen und erlegt einen Drachen (Gabilun), dessen Blut ihm übermenschliche Kraft und hervorragende Klugheit verleiht.

#### Drittes Abenteuer.

**Wie Hagen zu Schiffe kam.**

Später wird er mit den Jungfrauen von einem vorüberseglenden Schiffe aufgenommen und kommt, die Schiffer zur Vollführung seiner Befehle zwingend, wohlbehalten nach Irland.

#### Viertes Abenteuer.

**Wie Hagen von Vater und Mutter empfangen ward.**

Freudig begrüßt von dem Könige und der Königin, die ihn an einem goldenen Kreuzchen, das er schon als Knabe auf der Brust trug, wiedererkennt, heiratet er bald eine der drei Königstöchter, die schöne Hilde von Indien, und übernimmt

sodann vom Vater die Herrschaft. Bald erblüht ihm eine Tochter, nach der Mutter gleichfalls Hilde genannt, die mit den Jahren zu einer wunderschönen Jungfrau heranwächst, so daß viele Bewerber ihretwegen nach Irland ziehen. Hagen aber „gönnte sie keinem, der über ihm nicht wäre", und läßt eine Menge der Freier töten.

## B. Hilde.

### Fünftes Abenteuer.

### Wie Wate gen Irland zog.

Die Kunde von der Schönheit Hildens bringt auch zu Hettel, dem Könige der Friesen an der Nordseeküste. Auf Anraten Morungs von Niflanden (Livland?) entbietet er seinen Neffen Horand, den Herrn der Dänen, um durch ihn Hilde für sich zu gewinnen. Dieser bringt den kühnen und weisen Frute von Dänemark mit, schlägt aber, da er die Werbung nicht zu übernehmen wagt, seinen Oheim, den riesenstarken Wate von Stürmen (Stormarn in Holstein), zum Boten vor. Wate willigt ein unter der Bedingung, daß Horand und Frute ihn unter starker Bedeckung von siebenhundert Mann begleiten, die im Schiffe verborgen gehalten werden sollen. Diesem Plane gemäß fahren sie gen Irland und geben sich bei ihrer Ankunft als Kaufleute aus, die von Hettel ungnädig vertrieben seien. Nachdem sie durch reiche Geschenke des Königs Vertrauen erworben, gelingt es ihnen, an den Hof zu kommen, wo die Königstochter sie kennenzulernen wünscht.

1. Da nun die alte Hilde bei ihrer Tochter saß,
Die minniglichen Maide sorgten ohne Unterlaß,
Wie jegliche die Zierde trüg' und die Gebäre,
Daß männiglich gedächte, daß sie eine Königstochter wäre.

2. Der alte Wate sollte nun zu dem Mägdlein hin:
Wie greis auch war der Recke, doch lag es ihr im Sinn,
Den Anstand zu wahren vor dem grauen Degen.
Züchtig ging Waten da die junge Königin entgegen.

3. Sie empfing ihn vor den andern; doch wär' es ihr wohl leid,
Wenn sie ihn küssen müßte. Der Bart war ihm breit;
Sein Haar war ihm bewunden mit Borten, wunderguten.
Zu sitzen lud sie beide, Waten und vom Dänenlande Fruten.

4. Vor ihren Stühlen sah man die edlen Helden stehn,
Die sich auf Zucht verstanden und die man oft gesehn
Große Mannheit üben in manchem scharfen Streite.
Drum lobte man die Helden und pries sie höchlich in aller Weite.

5. Frau Hilde und ihre Tochter in scherzendem Mut
Fragten da Waten, ob ihn das deuchte gut,
Wenn er bei schönen Frauen also weilen sollte,
Oder ob er lieber in den harten Kämpfen fechten wollte.

6. Da sprach der alte Wate: „Das geziemt mir mehr.
Saß ich bei schönen Frauen auch noch so sanft bisher,
Doch war mir eines lieber: daß ich mit guten Knechten,
War es an der Stunde, in viel harten Stürmen sollte fechten."

7. Darüber laut erlachte die minnigliche Maid;
Sie sah wohl, ihm wäre bei schönen Frauen leid.
Sie scherzten noch lange im Saal darüber heiter.
Frau Hild' und ihre Tochter sprachen zu Morungens Helden weiter.

8. Sie fragten nach dem Alten: „Wie ist er genannt?
Hat er selber Leute, Burgen und Land?
Und hat er auch daheime Weib oder Kind?
Ich wette, daß er selten die zu Hause herzt und minnt."

9. Da sprach der Recken einer: „Er hat Kind und Weib
Daheim in seinen Landen; sein Gut und seinen Leib
Wagt er gern um Ehre, das hat man oft erfahren:
Er ist ein kühner Recke gewesen seit seinen jungen Jahren."

Bei einem Kampfspiele erregt Wate durch seine Fechtkunst, obwohl er seinen Worten nach sie erst vom Könige erlernen will, Hagens besondere Aufmerksamkeit und sein ganzes Wohlwollen, so daß die Gäste unbeschränkte Freiheit genießen.

## VI. Âventiure.

### Wie snoze Hôrant sanc.

1. Daz kom ûf einen âbent, daz in sô gelanc,
daz von Tenemarke der küene degen sanc
mit sô hêrl eher stimme, daz ez wol gevallen
muose al den liuten. dâ von gesweic der vogellîne schallen.

2. Daz hôrt' der künic gerne und alle sîne man,
dâ von von Tenen Hôrant der friunde vil gewan.
ouch het ez wol gehœret diu alde küniginne.
ez erhal ir durch daz venster, dâ siu was gesezzen an der zinne

3. Dô sprach diu schœne Hilde: „waz hân ich vernomen?
diu aller beste wîse ist in mîn ôren komen,
die ich ze dirre werlde von ieman hân erfunden.
daz wolde got von himele, daz sie mîne kamerære kunden!" —

4. Dô sprâchen Hagenen helde: „herre, lât vernemen.
niemen lebet sô siecher, im möhte wol gezemen

---

1, 1 daß es ihnen gelang, durch des kühnen Horand Gesang ihren Zweck zu erreichen.

3, 3 erfunden, kennengelernt habe.

hœren sîne stimme, diu gêt ûz sînem munde."
„daz wolde got von himele", sprach der künic, „daz ich sie selbe kunde!"

5. Dô er drîe dœne sunder vol gesanc,
alle, die ez hôrten, dûhte ez niht sô lanc,
si heten'z niht geahtet einer hande wîle,
obe er solde singen, daz einer möhte rîten tûsent mîle. —

6. Diu tier in dem walde ir weide liezen stên;
die würme, die dâ solden in dem grase gên,
die vische, die dâ solden in dem wâge vliezen,
die liezen ir geverte. jâ kunde er sîner fuoge wol geniezen.

7. Dô bat in ir gewinnen das schœne magedîn,
deiz âne ir vater wizzen vil tougen solde sîn,
noch daz ir muoter Hilden niemen sagt' daz mære,
daz er sô tougenlîche bî ir in ir kemenâten wære.

8. Den helt bat siu sitzen. „ir sult mich hœren lân",
sprach diu maget edele, „deich ê vernomen hân.
des lustet mich vil sêre, wande iuwer stimme
diu ist vor aller frôwede ob aller hande kurzwîle ein gimme."

9. „Getörste ich iu singen, vil schœnez magedîn,
daz mir dar umbe næme niht daz houbet mîn
iwer vater, der künig Hagene, mir solde niht versmâhen
swâ ich iu möhte dienen, wæret ir mîns herren lande nâhen." —

10. Siu sprach: „wer ist dîn herre oder wie ist er genant?
mag er haben krône oder hât er eigen lant?
ich bin im durch dîn liebe holt vil sicherlîchen."
dô sprach von Tenen der küene: „ich gesach nie künic alsô rîchen."

11. Er sprach: „und melde uns niemen, vil schœne magedîn,
sô saget' ich dir gerne, wie uns der herre mîn
von im scheiden liezo, do er uns hér sande
durch dînen willen, frouwe, zuo dînes vater bürge unde lande."

12. Siu sprach: „lâz mich hœren, waz mir der herre dîn
ûz iwerm lande enbiete. ist ez der wille mîn,
des bringe ich dich wol innen, e daz wir uns gescheiden."
Hôrant vorhte Hagenen; im begunde dâ ze hove leiden.

---

5, 3 ihnen ſchien es nur eine kurze Weile, wenn er ſo lange ſang, daß einer tauſend Meilen ritt.
8, 2 deich, das, was ich.
11, 2 wie, mit welchem Auftrage.

13. Er sprach zuo der frouwen: „so entbiutet er dir daz,
das dich sîn herze minnet ân' aller slahte haz.
nu lâz in geniezen, frouwe, dîner güete.
er hât durch dich eine genomen von allen frouwen sîn gemüete."

14. Siu sprach: „nu sô gefüege dîn lieber herre sî,
ich wil gên im nimmer des willen werden frî,
ich gelône im der gedanke, die er hât nâch mînen minnen.
getörste ich vor dem vater min, sô wolde ich iu gerne volgen hinnen."

15. Er sprach: „wir wellen hinnen úrlóubes gern;
sô sult ihr Hagenen biten, daz er iuch müeze wern,
junge maget edele, er und iuwer muoter
sül unser kiele schouwen und ir selbe", sprach der degen guoter.

16. „Daz tuon ich vaste gerne, ob mir's mîn vater gan.
dar zuo sult ir biten den künic und sîne man,
daz ich und die megede rîten zuo den ünden.
ob iu'z mîn vater geheize, sô sult ir mir'z drîer tage ê künden."

Bald sind, um den Plan zur Ausführung zu bringen, die Vorbereitungen zur Abfahrt getroffen. Der König ist anfangs übel gestimmt über die Nachricht, daß die Gäste sich entschlossen haben, heimzukehren, nachdem sie vernommen, daß Hettel sich mit ihnen aussöhnen wolle; aber dennoch erklärt er sich bereit, mit seiner Frau, seiner Tochter und deren Gespielinnen ihnen zu den Schiffen das Geleite zu geben und diese selbst mit den Schätzen zu besichtigen.

### Siebtes Abenteuer.

### Wie die Jungfrauen die Schiffe beschauten und wie sie entführt wurden.

Schnell werden die Frauen nach ihrer Ankunft getrennt, und hurtig sind die Anker des Schiffes, auf dem die Königstochter sich befindet, gelichtet. Vergebens ist alles Toben des ergrimmten Hagen: seine Schiffe sind leck, daß er nicht sofort den Flüchtlingen nachsetzen kann, und während er eine neue Flotte rüstet, eilen diese gen Waleis (Land an der Waal?), wo sie von Hettel mit großem Jubel empfangen werden.

### Achtes Abenteuer.

### Wie Hagen seiner Tochter nachfuhr.

Doch bald naht das Unheil; denn bereits ist Hagen mit großem Heere in Sicht. Am frühen Morgen beginnt ein gewaltiger Kampf, so daß das Wasser von dem roten Lebensblute gefärbt wird. Bald hat der grimme Hagen das Gestade erreicht, und Schneeflocken gleich fliegen die Pfeile, und hell ertönt der Klang der

---

13, 4 er hat von allen Frauen sein Gemüt abgewandt.
14, 1 nu, da nun. — 2 gên im, ihm gegenüber.
15, 1 gern c. gen., begehren.
16, 1 gan zu guenen, vergönnt.

Schwerter. Nach schwerem Kampfe empfängt Hettel von Hagen eine Wunde, Hagen aber wird bald darauf von dem wuchtig auf ihn eindringenden Wate verwundet. Da endlich bietet auf Hildens Flehen Hettel dem Hagen Frieden an, und Wate und Hagen trennen sich, um den Helm vom Haupte zu binden. Nachdem dann Wate mit heilkräftiger Salbe Hagens Wunden geheilt hat, nimmt dieser seine demütig sich nähernde Tochter gütig auf, zumal da er gesehen hat, ein wie mächtiges Land Hettel beherrscht. In fröhlicher Heiterkeit wird dann die Hochzeit gefeiert.

## C. Kudrun.

### Neuntes Abenteuer.

### Wie Wate, Morung und Horand heimfuhren.

Hilde schenkt ihrem Gemahl zwei Kinder, Ortwein und Kudrun. Diese wächst bald zu einer schönen Jungfrau heran.

Wie schön auch war Frau Hilde, König Hettels Weib,
Noch ward bei weitem schöner Kudrunens Leib
Und als die alte Hilde dort in Irlands Gauen.
Man pries alle Tage Kudrun vor andern schönen Frauen.

Da kommt als Bewerber König Siegfried von Mohrland (Land des Moores?), wird aber von Hettel stolz abgewiesen.

### Zehntes Abenteuer.

### Wie Hartmut um Kudrunen warb.

Gleich abschlägige Antwort erhalten die Boten des Königs Hartmut von der Normandie, da Ludwig, Hartmuts Vater, von Hagen Land zu Lehen getragen hat.

### Elftes Abenteuer.

### Wie Herwig und Hartmut um Kudrun dahin kamen.

Ähnlich ergeht es Herwig, dem Könige von Seeland. Hartmut, der in Verkleidung persönlich vor der Jungfrau erscheint, kann auf den Rat der ihn bemitleidenden Königstochter nur durch schleunige Flucht sein Leben vor Hettel retten.

### Zwölftes Abenteuer.

### Wie Herwig gegen Hettel heerfahrtete und Kudrun ihm gegeben ward.

Herwig sinnt inzwischen darauf, wie er die begehrte holde Maid in seine Gewalt bringen könne, und erscheint mit großem Heere plötzlich vor Hettels Burg. Mächtiger Kampf erhebt sich, und in grimmem Streite stehen Hettel und Herwig einander gegenüber, so daß „die Glut zu sprühen beginnt aus der Schilde Spangen". Da stiftet Kudrun, die längst dem kühnen Helden hold gewesen, mit lauter Stimme Frieden und erklärt Herwig offen ihre Liebe: „Wollten mir's vergönnen die nächsten Freunde mein, Nach Euern Wünschen wollt' ich immer bei Euch sein." So wird die Jungfrau dem Recken verlobt, doch soll die Vermählung erst nach Jahresfrist stattfinden.

### Dreizehntes Abenteuer.

#### Wie Siegfried gegen Herwig heimkehrte.

Kaum hat Siegfried von Mohrland dies vernommen, als er wutentbrannt mit seinen Scharen in Herwigs Land einfällt und diesen arg bedrängt. Erst die Hilfe Hettels, nach welchem Herwig schleunig gesandt hat, bringt Siegfried in Not, so daß er am dreizehnten Morgen sich in eine Burg zurückzieht, in der er von den Feinden hart belagert wird.

### Vierzehntes Abenteuer.

#### Wie Hettel aus Herwigens Lande Boten sandte.

Die Abwesenheit Hettels benutzt Hartmut dazu, auf Anstiften seiner rachsüchtigen Mutter mit bewaffneter Hand in das Land der Hegelingen einzudringen und Kudrun, deren er nimmer vergessen kann, zu rauben.

### Fünfzehntes Abenteuer.

#### Wie Hartmut Kudrunen raubte.

Zunächst jedoch versucht er auf gütlichem Wege durch Boten die Königstochter für sich zu gewinnen. Als diese aber die Nachricht heimbringen, daß Kudrun, solange sie lebe, nur Herwig zum Manne wolle, brechen Hartmut und sein Vater Ludwig mit einem Heere in die Burg, plündern sie aus und rauben Kudrun mit ihrem Ingesinde, unter dem sich auch die nie alternde Hildburg befindet.

### Sechzehntes Abenteuer.

#### Wie Frau Hilde an Hettel und Herwig Boten sandte.

Als Hettel durch Hilde diese traurige Botschaft vernommen, da tränen ihm und Herwig die Augen, und nach kurzer Beratung wird beschloffen, schleunigst den frechen Räubern nachzusetzen, nachdem mit Siegfried Frieden geschloffen ist unter der Bedingung, daß er Heerfolge leiste. So wird Siegfried aus einem bittern Feinde ein treuer Freund. Dann nimmt Wate einem Pilgerzuge siebzig Schiffe fort und segelt mit Hettel und seinem Banne den Pfaden des Feindes nach.

### Siebzehntes Abenteuer.

#### Wie Hettel seiner Tochter auf den Wülpensand nachfuhr.

1. Es war ein breiter Werder, der hieß der Wülpensand[1],
Da lagerten die Helden aus Normannenland;
Sie waren mit den Rossen süßer Rast befliffen.
Mit bitterm Schaden wurden sie bald aus der Ruh' geriffen.

2. Man führte die Gefangnen aus Hegelingenland,
Kudrun und die Gespielen, auf den öden Strand;
Dort standen nun in Trauer all die edlen Frauen
Und ließen ihre Tränen den dürren Uferfand betauen.

[1] Eine Insel (Werder) an der Mündung der Schelde.

3. Es leuchteten die Feuer gastlich längs am Meer;
Daneben lag gerüstet das Normannenheer.
Sie dachten hier zu bleiben sieben Tage oder mehre
Mit den schönen Frauen; doch traf sie bald des Unglücks Schwere.

4. Ein Schiffsmann sah da plötzlich auf den Wellen nahn
Ein Schiff mit reichen Segeln; dem König sagt' er's an.
Der König kam und schaute und mit ihm all die Seinen;
Sie sprachen: „Es sind Pilger; man sieht das Kreuz im Segel scheinen."

5. Die Schiffe kamen näher, daß man die Helme sah
Im Sonnenscheine glänzen; das Heer erhob sich da.
Vorbei war nun das Rasten, das konnte nicht mehr frommen.
Auf, auf, Herr König Hartmut! Zum Kampf! die grimmen Feinde kommen!

6. Hartmut und Ludwig nahmen Schilde in die Hand.
Sie wären wohl viel sanfter gekommen in ihr Land,
Hätten sie zu lange der Ruhe nicht gepflogen,
Wie sie in ihrem Hochmut sich über ihres Feindes Macht betrogen.

7. Laut rief der König Ludwig seine Mannen an:
„Ein Kinderspiel nur war es, was jemals ich getan;
Zum ersten Male muß ich heut mit Helden streiten.
Wer treu heut meinem Banner, den mach' ich reich für alle Zeiten."

8. Herrn Hartmuts Königsbanner ließ man wehn am Strand.
Die Schiffe waren nahe, daß man mit der Hand
Mit Speeren sie erreichen konnte am Gestade.
Nicht müßig ließ da, glaub ich, den Schild am Arm der alte Wate.

9. Wie flogen da die Speere! Es dauerte gar lang,
Bis sie das Land gewannen. Der alte Wate sprang
Gewaltig in die Feinde, seinen Zorn zu stillen.
Sie mochten wohl erraten des edlen Kämpen guten Willen.

10. Fürst Ludwig, der Normanne, lief gegen Waten an
Und schoß mit scharfem Speere nach Hettels kühnem Mann,
Daß in alle Winde die Stücke hoch aufflogen.
Kühn war wohl Herr Ludwig. Doch kam Wates Schar dahergezogen.

11. Herrn Ludwig schlug da Wate durch den Helm den Stahl,
Daß auf seinem Haupte er erklang zumal,
Und hätt' er nicht 'ne Haube von abaliner[1] Seiden
Getragen unterm Helme, hätt' müssen er den Tod erleiden.

---

[1] Abalie ein sagenhaftes Land im Orient.

12. Ludwig vor dem Feinde wich zurück in Hast;
Er mochte kaum sich retten. Das war ein schlimmer Gast,
Herr Wate, wenn er wollte Schlachtensieg erwerben;
Man sah von seinen Händen da manchen wackern Helden sterben.

13. Hartmut jetzt auf Irolt und der auf Hartmut sprang,
Und unter ihren Streichen beider Helm erklang,
So daß man's hören mochte weithin durch die Scharen.
Irolt und Hartmut beide gar unverzagte Helden waren.

14. Der Seelandskönig Herwig, der Held berühmt und gut,
Erreichte nicht das Ufer; da sprang er in die Flut.
Bis an die Schulter mußte er tief im Wasser stehen.
Wie hart oft Frauendienst ist, das konnte da Herr Herwig sehen.

15. Es mochten ihn die Feinde ertränken gern im Meer,
Den königlichen Helden; mancher starke Speer
Zerbrach an seinem Schilde; hinauf zum Ufergrunde
Drang er dem Feind entgegen; da büßte mancher mit des Todes Wunde.

16. Als sie erreicht das Ufer, sah man die Meeresflut
In lichtem Purpur färben der Recken edles Blut;
Rot flossen allenthalben am Strande da die Wogen,
So weit, als reichen mochte ein Pfeil, geschnellt von einem Bogen.

17. Größre Mühsal wurde Helden nimmer kund.
Von der Flut verschlungen ward mancher todeswund;
Doch waren es auch viele, die ohne Wunden starben
In den salz'gen Wellen; auch viele von den Feinden wohl verdarben.

18. Mit ungefügem Dienste erprobten ihre Hand
Die Helden aus Normannen- und Hegelingenland;
Männlich sah man streiten der Dänen kühne Scharen.
Daß nicht weilen durfte, wem Leib und Leben lieb noch waren.

19. Schon waren alle Speere verschossen dort und hier,
Als mit seinen Mannen Ortwein trat herfür.
Es wurden noch von ihnen Helme viel zerhauen.
Bitter weinte Kudrun, und mit ihr weinten ihre Frauen.

20. Stets tiefer sank der Abend. Da mehrte sich die Not,
Und mehr der Hegelingen sanken in den Tod,
Des alten Ludwig Mannen konnten nicht entrinnen;
Sie schlugen viele Wunden zum Schutz der schönsten aller Königinnen.

(Köhler.)

## Achtzehntes Abenteuer.

**Wie Ludwig Hetteln erschlug und bei der Nacht von dannen fuhr.**

1. Hettel und Ludwig schwangen hoch in der Hand das Schwert;
Da konnte jeder messen im Kampf des andern Wert.
Lang blieb es unentschieden, wer der stärkre wäre;
Darauf schlug Ludwig Hettel; das war eine schlimme Märe.

2. Als der grimme Wate erfuhr des Königs Tod,
Aufbrüllt' er wie ein Eber; da sah man Abendrot
Leuchten auf den Helmen von der Schwerter Streichen.
Da mußte mancher Mutter Sohn noch von des Helden Grimm erbleichen.

3. Den Vater wollte rächen Ortwein, der kühne Mann,
Da kam mit seinen Scharen Horand, der Held, heran;
Der Tag war schon zu Rüste, die Nacht begann zu grauen;
Doch wurde manche Wunde von kühnen Recken noch gehauen.

4. Einer von den Dänen auf Herrn Horand sprang;
In der Faust gewaltig ihm das Schwert erklang.
Er hielt für einen Feind ihn; doch alsobald zur Stunde
Schlug ihm der Recke Horand ins Haupt die tiefe Todeswunde.

5. Es war der eigne Neffe, den seine Hand erschlug.
Als man des Wunden Banner zu Horands Banner trug,
Erkannte er die Stimme des Manns, den er erschlagen,
O, wie begann da Horand um den Gefallenen zu klagen!

6. Da rief der König Herwig: „Es wird der Kampf zum Mord,
Seit das Licht des Tages ist gegangen fort.
Wir töten unsre Feinde samt dem Freund daneben;
Währt das bis zum Morgen, so wird der dritte nicht mehr leben."

7. Ungern die grimmen Kämpfer ließen ab vom Streit,
Obwohl ihre Hände müd' schon lange Zeit;
Doch blieben ihre Scharen nah genug beisammen,
Daß sie Schild und Helme leuchten sahen in den Flammen.

8. Die Normannenfürsten hielten heimlich Rat,
Herr Ludwig und Herr Hartmut; der alte König trat
Dann wieder vor die Seinen und sprach, warum man solle
Bleiben bei Herrn Wate, wenn man nicht gerne sterben wolle.

9. Drauf riet er ihnen listig: „Nun legt euch allzumal,
Nehmt unters Haupt die Schilde und machet großen Schall;
Dann, ohne daß es merken die von Hegelingen,
Versuch' ich's, ob es glücke, euch heimlich von hier fortzubringen."

10. Laut schrieen auf die Jungfrauen in hellem Klageton;
Man mußte Ruh' gebieten mit Schelten und mit Drohn.
Wer nicht schweigen wollte, den werde man ertränken,
Und die man ferner höre, erbarmungslos ins Meer versenken.

11. Mit solcher List gelangten wieder auf die See
Die vom Normannenreiche. Den Frauen war es weh,
Daß man von ihren Freunden sie so still entsandte,
Die noch arglos schliefen dort auf dem blut'gen Wülpensande.

12. Eh der Tag erschienen, waren sie schon weit,
Indes der Sinn der Dänen stand nach neuem Streit;
Es ließ der alte Wate sein Heerhorn mächtig schallen;
Nach seiner Meinung sollte noch mancher seiner Feinde fallen.

13. Zu Roß und Fuß die Helden von Hegelingenland
Sah man am frühen Morgen hinziehen nach dem Strand,
Um dem Normannenkönig Ludwig und seinen Mannen
Neue Schlacht zu bieten; die waren lange schon von dannen.

14. Der alte Wate wollte verfolgen sie geschwind,
Doch Frute begann zu spähen zuvor noch nach dem Wind.
Er sprach zu den Genossen: „Was hilft es, daß wir eilen?
Glaubt mir, sie sind von dannen gewiß schon über dreißig Meilen.

15. „Drum laßt die wunden Freunde bringen schnell an Bord
Und schaffet unsre Toten auch von dem Sande fort
Und lasset sie zusammen am öden Strand bestatten;
Sie sollen es genießen, daß sie so viele treue Freunde hatten."

16. Da sprach der Degen Irolt: „Man muß auch die begraben,
Die uns den Schaden brachten. Oder geben wir den Raben
Und Wölfen auf dem Werder die Leichen zu zerreißen?"
Daß keiner unbegraben bliebe, rieten da die Weisen.

17. Da sie nun Ruhe hatten nach langer Kampfesnot,
Begruben sie den König, der einen schönen Tod
Dem Kind zuliebe hatte gefunden auf dem Strande.
Und also tat man allen, wie sie auch hießen und aus welchem Lande.
(Köhler.)

Auf Ortweins Rat wird ein reiches Kloster gegründet, damit dort für die Toten gebetet werde.

### Neunzehntes Abenteuer.

### Wie die Hegelingen heimfuhren.

Still und kummervoll zieht Wate in Hildens Burg ein, um die traurigste aller Mären zu bringen: „Ich muß es Euch wohl sagen und will Euch nicht betrügen: sie sind all erschlagen." Große Klage erhebt sich überall, aber Wate ver-

tröstet die Trauernden auf spätere Zeit, da er, wenn junges Blut im Lande erwachsen, an Ludwig und Hartmut Schmerz und Schande rächen werde. Den Pilgrimen, denen man die Schiffe geraubt, wird auf Befehl der Königin reicher Schadenersatz geleistet, „denn Pilgrime berauben, die Sünde büßt man teuer".

## Zwanzigstes Abenteuer.

### Wie Hartmut heimfuhr.

Inzwischen haben günstige Winde die Normannen ihrem Lande nahegebracht.

1. Als Ludwig am Strande seine Burg ersah,
Der vom Normannenlande sprach zu Kudrun da:
„Seht Ihr die Burg wohl, Herrin? Nun lasset Freude walten.
Wollt Ihr uns Gnad' erzeigen, so sollt Ihr über reiche Lande schalten."

2. Da sprach in großer Trauer zu ihm die edle Maid:
„Wem sollt' ich Gnad' erzeigen? von mir ist Gnade weit.
Von der bin ich so ferne leider nun geschieden,
Mein harrt nur der Kummer: hinfort ist Klage mein Los hienieden."

3. Da sprach wieder Ludwig: „Laßt fahren Euer Leid
Und minnet Hartmuten, den Degen allbereit;
Alles, was wir haben, das wollen wir Euch geben:
So mögt Ihr mit dem Recken immerdar in Wonn' und Ehren leben."

4. Da sprach Frau Hildens Tochter: „Laßt mich ohne Not;
Eh ich Hartmut nähme, lieber wär' ich tot.
Er ist nicht edelbürtig, daß er mich dürfte minnen;
Das Leben will ich lassen, eh ich ihn zum Freunde gewinne."

5. Ludwig dem König tat die Rede weh:
Er ergriff sie bei den Haaren und warf sie in die See.
Hartmut der kühne setzte sich dawider:
Aus den tiefen Wellen zog er alsbald das edle Mägdlein wieder.

6. Sie war schon schier gesunken, da kam Herr Hartmut.
Sie wäre wohl ertrunken, hätte der Degen gut
Nicht ihre gelben Zöpfe erreicht mit seinen Händen;
So zog er sie zurücke; er konnt' ihr Sterben anders nimmer wenden.

7. In eine Barke legte sie Hartmut der Degen;
Unsanft konnte Ludwig schöner Frauen pflegen.
Sie saß in dem Hemde, als aus der Flut sie brachte
Der Held; das war ihr fremde; hei, wie sie schmerzlich ihres Leids gedachte!

8. Da sah man alle weinen die schönen Mägdelein;
Froh war ihrer keine; konnt' ihnen leider sein,
Da sie des Königs Tochter so mußten strafen sehen?
Sie gedachten bei sich selber: Uns wird des Leides noch mehr geschehen."

9. Da sprach König Hartmut: „Was ertränkt Ihr mein Weib,
Kudrun die schöne? die ist mir wie mein Leib.
Wenn es anders jemand als mein Vater wäre,
Der sich des erkühnte, ich nähm' ihm das Leben und die Ehre."

10. Da sprach wieder Ludwig: „Unbescholten bin
Ich in mein Alter kommen und wollt' auch fürderhin
Gern in Ehren leben bis zu meinem Ende.
Nun bitte Kudrunen, daß sie ihren Zorn noch von mir wende."

11. Da ließ er Boten kommen, ein fröhlich Ingesind:
Liebes und Gutes entbot er Frau Gerlind
Und willige Dienste von ihrem Sohn Hartmuten;
Am Gestade sollte sie die Ritter all empfahn, die guten.

12. Auch ließ er ihr entbieten, es käm' über See
Die Magd von Hegelingen, nach der so lange weh
Ihrem Sohne sei gewesen, eh er sie hatt' ersehen.
Als das Gerlind hörte, da war ihr wohl so lieb noch nie geschehen.

Festlich wird daher Kudrun von Gerlind und ihrer anmutigen Tochter Ortrun empfangen. Doch mit Entrüstung weist sie den Kuß der Königin zurück, die ja all ihr Leid verschuldet, und weigert sich hartnäckig, Hartmut die Hand zum Bunde zu reichen.

13. Da sprach zu Hartmuten die üble Gerlind:
„Der Weise weiß zu ziehen ein unberatnes Kind.
Wollt Ihr mich, Herr Hartmut, sie erziehen lassen,
So hoff' ich's noch zu fügen, daß sie ihre Hoffart übt mit Maßen." —

14. „Ich will's Euch wohl vergönnen", sprach da Hartmut,
„Soll ich es selbst nicht können, daß Ihr das Mägdlein gut
Zu ziehen übernehmet nach euer beider Ehren.
Sie ist hier fremd im Lande; drum sollt Ihr, Frau, sie gütlich lehren."

15. Kudrun die schöne, da er's umsonst versucht,
Ließ da der junge König in seiner Mutter Zucht.
Der edlen Königstochter mußt' es den Mut beschweren;
Auch wollt' ihr nicht gefallen, wie sie auch tat, Frau Gerlindens Lehre.

16. Da sprach die üble Teufelin zu der schönen Maid:
„Willst du nicht Freude haben, so mußt du haben Leid.
Blick um dich allenthalben, ob wer das von dir wende.
Du mußt mein Zimmer heizen und mußt mir selber schüren die Brände."

17. Da sprach das edle Mägdelein: „Mich zwingt die Not dazu,
Was Ihr mir gebietet, daß ich das alles tu',
Es sei denn, daß den Kummer mir Gott im Himmel wende;
Jedoch hat noch selten meiner Mutter Kind geschürt die Brände."

18. Sie sprach: „Du mußt beginnen, mir wehre Tod es dann,
Was andre Königinnen gar selten noch getan.
Deine große Hoffart will ich dir wohl verleiden,
Eh es morgen Abend wird; ich lasse dich von deinen Mägden scheiden.

19. „Du dünkst dich so vornehm, das ist leicht zu sehn,
Dir muß davon hier manchmal groß Herzeleid geschehn.
Deinen Sinn den grimmen will ich dir wohl verleiden,
Von allen hohen Dingen soll alsbald Erniedrigung dich scheiden."

20. Zu Hofe ging im Zorne die üble Gerlind:
Sie sprach zu Hartmuten: „König Hettels Kind
Will dich und deine Freunde immerdar verschmähen:
Eh ich das hören müßte, wollt' ich, daß ich sie nicht wiedersähe."

21. Da sprach zu seiner Mutter Hartmut der Degen:
„Wie auch das Kind gebare, Ihr sollt sein gütlich pflegen,
Daß ich Eurer Lehre immer danken müsse;
Ich tat ihr so viel Leides, mir zu dienen mag sie wohl verdrießen."

22. Da sprach Gerlind die Königin: „Was man ihr auch tut,
Sie will niemand folgen: so störrisch ist ihr Mut;
Zwingt man sie nicht mit Härte, sie wird sich dir zum Weibe
Nimmer bequemen; die will ich brauchen, eh es unterbleibe."

23. Da sprach von Normandie der auserwählte Degen:
„Frau, nun laßt das schauen, daß Ihr sie gütlich pflegen
Wollet mir zuliebe, und zieht sie solchermaßen,
Daß die Königstochter mich nicht ganz aus ihrer Freundschaft lasse."

24. Da ging die arge Teufelin in ihrem Zorn geschwind
Zu der Hegelingen verwaistem Ingesind.
Sie sprach: „Ihr Jungfrauen, ihr sollt nun schaffen gehn,
Was ich euch gebiete: den Dienst soll jede versehn."

25. Da wurden so geschieden die schönen Mägdelein,
Daß sie einander lange fremde mußten sein.
Die sie Herzoginnen geheißen einst mit Ehren,
Die mußten Garn winden; man sah die Edlen bittres Leid beschweren.

26. Flachs hecheln mußten andre und spinnen Nacht und Tag,
Ob königlicher Ahnen sich manche rühmen mag.
Die das Gold in Seide mit köstlichem Gesteine
Zu legen wohl verstanden, die mußten Arbeit tun nun so gemeine.

Dreieinhalb Jahre sind so vergangen, und Hartmut, der von drei Heerreisen heimkehrt, muß von Kudrun die bittere Äußerung hören: „Ich muß hier dienen, daß Ihr die Sünde habt und ich die Schande." Obwohl er deshalb

seiner Mutter eine milde Behandlung Kudruns anempfiehlt, treibt diese in ihrem Zorne es dennoch viel ärger.

27. Hin ging Gerlind wieder, wo sie sie sitzen fand.
Sie sprach zu Kudrunen von Hegelingenland:
„Willst du dich, schönes Mägdelein, besser nicht bedenken,
Du mußt mit deinem Haare den Staub von Schemeln streichen und von Bänken.

28. „Meine Kemenate, und das will ich dir sagen,
Mußt du mir dreimal kehren an jeglichem Tage
Und mußt auch das Feuer mir zünden darinne."
Sie sprach: „Das tu ich alles, eh ich statt meines Liebsten jemand minne."

29. Gutwillig tat sie alles, was man sie leisten hieß;
Wie wenig die edle Magd das unterließ!
Sieben Jahre mußte sie solcher Arbeit walten
In dem fremden Lande; sie ward nicht wie ein Königskind gehalten.

Doch alle Schmach kann Kudrun nicht bestimmen, Herwig die Treue zu brechen; ebenso bleibt auch Ortruns liebevolles Bemühen vergeblich.

## Einundzwanzigstes Abenteuer.

### Wie Kudrun waschen mußte.

Die Zorneswut Gerlindens ist nun auf das höchste entflammt.

1. Mit wölfischem Sinne sprach ihr die Alte zu:
„Nun will ich, daß mir Dienste die Tochter Hildens tu'.
Da sie unbesiegbar wähnt den starren Willen,
So muß sie mir dienen und gehorsam mein Geheiß erfüllen."

2. Da sprach das edle Mägdelein: „Was ich dienen mag
Mit Willen und mit Händen bei Nacht und bei Tag,
Das will ich alles fleißig jederzeit verrichten,
Da mich das Unglück nötigt, auf lieber Freunde Nähe zu verzichten."

3. Da sprach die böse Gerlind: „Du sollst mein Gewand
Tragen alle Tage hernieder an den Strand
Und sollst es da waschen mir und dem Gesinde
Und sollst wohl acht haben, daß man dich keine Weile müßig finde.

4. Da sprach die edle Jungfrau: „Reiche Königin,
So schafft, daß man mich lehre, wie ich mich darin
Anzustellen habe, daß ich Euch wasche Kleider,
Mich soll nicht Wonne laben: so wollt' ich denn, Ihr tätet mir noch leider.

5. „So heißt mich es lehren, da ich Euch waschen soll.
Ich weiß mich nicht so vornehm, ich könnt' es gerne wohl,

Da ich damit verdienen soll meine Speise:
Ich versag' es niemand." Die arme Kudrun die war wohl weise.

6. Da gebot sie einer Wäscherin, mit ihr das Gewand,
Die sie da lehren sollte, zu tragen an den Strand.
Nun mußte sie erst dienen mit ängstlichem Harme;
Dem widerstand da niemand: so quälte Gerlind Kudrun die arme.

Nur einen Trost hat die arme Königstochter: ihre Freundin Hildburg teilt aus Gutmütigkeit ihre Arbeit und ihren Kummer.

### Zweiundzwanzigstes Abenteuer.

**Wie Hilde nach ihrer Tochter heerfahrtete.**

Dreizehn Jahre sind im ganzen seit der Entführung Kudruns verflossen; aus schwachen Knaben sind inzwischen starke Männer geworden. Da drängt Hilde zum Rachezuge gegen die Normannen, und bald fahren siebzigtausend wohlbewehrte Mannen unter Horands Führung zum feindlichen Lande. Mehrere Tage hindurch bei einem Magnetberge in großer Not festgehalten, werden sie endlich von einem starken Westwinde zur Normandie getrieben, wo sie bei einem durch Wald verdeckten Hügel landen.

### Dreiundzwanzigstes Abenteuer.

**Wie sie in den Hafen kamen und nach der Normandie gelangten.**

Während die Mannen aussteigen, um der Ruhe zu pflegen, erbieten sich Ortwein und Herwig, auf Kundschaft nach Kudrun auszuziehen.

## XXIV. Âventiure.

**Wie Kûdrûnen wart ir kunft kunt getân.**

1. Nu swîgen wir der degene; ich wil iuch lân vernemen,
die wol mit freuden wæren, wie den daz mac gezemen,
daz si müezen waschen in den fremeden landen.
Kûdrûn unde Hildeburc die wuoschen alle zît ûf einem sande.

2. Ez was in einer vasten umb' einen mitten tach;
ein vogel kom geflozzen. Kûdrûn dô sprach:
„owê, vogel schœne, du erbarmest mir sô sêre,
daz du sô vil gefliuzest ûf disem fluote", sprach diu maget hêre. —

3. Dô sprach der engel hêre: „du maht dich wol versehen,
maget vil ellende: dir sol grôz liep geschehen.
wilt du mich gefrâgen von dîner mâge lande,
ich bin bote der dîne, wan mich got ze trôste dir hér sande.

---

3, 1 der Engel in Gestalt eines Schwanes

4. Dô sprach diu gotes arme: „sît dich hât Krist gesant
uns vil élléndenze trôste in ditze lant,
du solt mich lâzen hœren, bote du vil guoter:
lebet noch inder Hilde? diu was der armen Kûdrûnen muoter."

5. Dô sprach der vil hêre: „ich wil dir verjehen:
Hilden dîne muoter hân ich gesunt gesehen,
dô siu dir her daz grœzest frumte her ze lande,
daz witewe oder künne durch lieber friunde willen ie gesande."

6. Dô sprach diu maget edele: „bote du vil hêr,
lâ dich des niht verdriezen: ich wil dich frâgen mêr.
lebet noch inder Ortwîn, der künic von Ortlande,
und Herwîc mîn friedel? disiu mære ich harte gerne erkande."

7. Dô sprach der engel hêre: „daz tuon ich dir kunt:
Ortwîn und Herwîc die sint wol gesunt.
die sach ich in den ünden ûf des meres muoder.
die ellenthaften degene zugen vil gelîche an einem ruoder." —

8. Siu sprach: „sô hôrte ich gerne, hâst du daz vernomen,
sol von Tenemarke Hôrant hér kómen
mit den sînen helden, die mich in sorgen liezen?
den weiz ich alsô bîderben, deich's armiu maget möhte wol geniezen."

9. „Dir kumt von Tenemarke Hôránt der neve dîn
ûf urliuge starke, er und die recken sîn.
er sol daz Hilden zeichen tragen in sînen handen,
sô die Hegelinge koment zuo dem Hártmúotes lande."

10. Dô sprach aber Kûdrûn: „kanst du mir gesagen,
lebet noch Wate von Stürmen? sô wolde ich niht klagen.
des freuten wir uns alle, swenne daz geschæhe,
deich ouch den alden Fruoten bî mîner muoter zéichén gesæhe."

11. Dô sprach aber der engel: „dir kumt in ditze lant
Wate von den Stürmen. der hât an sîner hant
ein starkez stierrúoder in einem kiel bî Fruoten.
bezzer friunde keiner darftu niht bî urliuge muoten." —

12. Dô muoste von in scheiden hin der bote vil hêr.
die ellenden frouwen frâgten dô niht mêr.
jâ was in mit gedanken liep únde swære,
die in dâ helfen solden, wâ daz vil werde insgesinde wære.

---

7, 4 jeder gleichmäßig an ſeinem Ruder; die Handhabung des Ruders ziemte auch den Recken.

9, 3 zeichen = Banner.

13. Der tac der het ein ende; ze hûse solden gân
die magedîn ellende. dâ wart in getân
zornliches strâfen von der übelen Gêrlinde.
daz liez siu vil selden, si'n zurnde mit dem edelen ingesinde.

14. Siu sprach zuo den frouwen: „wer gît iu den rât,
daz ir sô seine waschet die sâbene und ánder wât?
mîne wîze phelle die bleichet ir ze seine.
diu ez niht behüeten welle, ich wil daz ez etelîchiu weine."

15. Dô sprach diu frouwe Hildeburc: „wir tuon swaz wir gemügen.
ouch sult ir iuwer zühte, frouwe, an uns gehügen.
uns armez ingesinde friuset dicke sêre.
wæren warme winde, wir wüeschén iu víl déste mêre."

16. Dô sprach aber Gêrlint in übellîchen zuo:
„jâ sult ir iuch niht sûmen, swie daz weter tuo,
ir'n waschet mîne sabene frúo únde spâte.
als ez betaget morgen, sô sult ir gên von miner kemenâten.

17. „Uns nâhent hôchzîte, daz habet ir wol vernomen.
der palmetac ist nâhen, uns sulen geste komen.
und gebet ihr mînen helden wîziu niht ir kleider,
so geschách nie weschen mêre in küniges selde noch zer werlde leider."

18. Von ir sie dô giengen. sie legten von in naz
die wât, die sie truogen; man solde ihr phlegen baz.
jâ was in gar der triuwen leider dâ zerunnen;
daz mohte sie geriuwen. ir spîse was von rocken und von brunnen.

(Text nach Bartsch.)

Nach einer schlaflosen Nacht gehen sie auf Gerlindens Befehl am frühen Morgen mit bloßen Füßen, obwohl tiefer Schnee den Boden deckt, zum Waschen von Gewändern an den Strand.

## Fünfundzwanzigstes Abenteuer.

### Wie Ortwein und Herwig zu ihnen kamen.

Nach langem Harren sehen sie in einer Barke zwei Männer heranfahren; ihrer Schmach sich schämend, wollen sie entfliehen, doch Ortwein und Herwig — denn diese sind die beiden Männer — rufen sie zurück und fragen nach den Fürsten des Landes.

Nachdem Ortwein vergebens den vor Kälte zitternden Mädchen wärmende Mäntel angeboten, erkundigt er sich nach Kudrun und ihrem Ingesinde, aber Kudrun antwortet ihm, daß die Königstochter von Hegelingen infolge großen Leides den Tod gefunden habe.

1. Da tränten Ortweinen seine Augen licht;
Die Kunde ließ auch Herwig unbeweinet nicht.
Als sie das vernahmen, daß gestorben wäre
Die Magd von Hegelingen, das belud ihr Herz mit großer Schwere.

2. Als sie die Helden beide vor sich weinen sah,
Die geraubte Jungfrau sprach zu ihnen da:
„Ihr gehabt euch also bei dieser Trauermäre,
Als ob die edle Kudrun euch verwandt, ihr guten Helden, wäre."

3. Da sprach König Herwig: „Wohl traur' ich um die Maid,
Die mir verheißen wurde auf alle Lebenszeit.
Sie ward mir zugeschworen mit Eiden fest und stäte:
Nun hab ich sie verloren durch des alten Ludwig grimme Räte." —

4. „Ihr wollt mich betrügen", sprach die arme Magd.
„Von Herwigens Tode ward mir oft gesagt.
Die höchste Wonn' auf Erden sollt' ich in ihm gewinnen:
Wär' er noch am Leben, er hätte mich wohl geführt von hinnen."

5. Da sprach der edle Ritter: „So seht meine Hand,
Ob Ihr dies Gold erkennet: Herwig bin ich genannt.
Mit diesem Mahlschatz sollt' ich Kudrunen minnen;
Seid Ihr die mir Verlobte, wohlan, ich führ' Euch minniglich von hinnen."

6. Wie nach der Hand sie schaute und nach dem Ringelein,
Da lag in dem Golde von Abalie der Stein,
Der beste, den sie je gesehn all ihres Lebens Tage;
Einst hatt' ihn Kudrun die schöne selbst an der Hand getragen.

7. Sie lächelt' in der Freude; da sprach das Mägdelein:
„Das Gold erkenn' ich wieder, vor Zeiten war es mein.
Nun sollt Ihr dieses sehen, das mein Geliebter sandte,
Da ich armes Mädchen mit Freuden war in meines Vaters Lande."

8. Wie nach der Hand er schaute und das Gold ersah,
Herwig der edle sprach zu Kudrun da:
„Dich hat auch anders niemand als Königsblut getragen:
Nun hab ich Freud' und Wonne gesehn nach langem Leid und bösen Tagen."

9. Er umschloß mit den Armen die herrliche Maid;
Was sie gesprochen hatten, gab ihnen Lieb' und Leid.
Auch bedeckt er ihr mit Küssen den Mund, die niemand zählte,
Ihr und Hildeburgen, der vertriebnen Magd, der auserwählten.

Doch als Herwig sie nun sofort vom Strande mit sich führen will, tritt Ortwein dieser Absicht mit Entschiedenheit entgegen: lieber wolle er, hätte er hundert Schwestern, diese sterben lassen, ehe er sie seinen grimmen Feinden, die mit Gewalt sie genommen, feig wegstehle. Herwig muß ihm zustimmen und ruft beim Abschiede tröstend der Jammernden zu: „Eh morgen scheint die Sonne, lieg' ich hier zu Felde, Das glaub auf meine Treue, vor der Burg mit achtzigtausend Helden."

Stolze Zuversicht erfüllt nun die Königstochter, so daß sie entgegen der ängstlich warnenden Hildburg die Wäsche ins Meer wirft. Spät am Abende kehren sie heim, empfangen von den Scheltworten der bösen Gerlind, die in höchsten Zorn gerät, als Kudrun ihr trotzige Antwort gibt.

10. Da sprach die böse Teufelin: „Das kommt dir nicht zugut;
Eh' ich mich schlafen lege, wie übel man dir tut!"
Da ließ sie Dornen brechen und zu Besen binden:
Es wollte nicht entraten so ungefüger Züchtigung Gerlinde.

11. An ein Bettgestelle sie die Schöne binden ließ
In einer Kemenate, wo sie niemand zu ihr ließ:
Die Haut der Schönen wollte sie vom Gebeine schlagen;
Die Frauen, die da wußten, huben an zu weinen und zu klagen.

12. Listig sprach da Kudrun: „Das will ich Euch sagen:
Werd' ich mit diesem Besen heute hier geschlagen,
Sieht mich dann je ein Auge bei reichen Königen stehen,
Auf dem Haupt die Krone, gar übel wird es dem dafür ergehen.

13. „Drum rat' ich, daß mich keiner zu berühren wagt:
Ich will ihn jetzo minnen, dem ich bisher versagt.
Man soll mich als Königin der Normandie erschauen;
Und herrsch' ich da, so tu' ich, was mir niemand möchte zugetrauen."

14. Da sprach Frau Gerlinde: „So ließ' ich meinen Zorn;
Und hättest du mir tausend Linnen auch verlorn.
Die wollt' ich verschmerzen; wohl sollt' es dir frommen,
So du Hartmuten von Normandie dir zum Gemahl genommen."

15. Da sprach die schöne Jungfrau: „Erholen muß ich mich:
Alle diese Qualen sind zu fürchterlich.
Ruft mir den König von Normandie hierher!
Was mir der gebietet, ich leiste willig sein Begehr."

Froh eilt Hartmut herbei, um seine Braut zu umfangen, wird aber von ihr zurückgewiesen, da er als reicher Königssohn nur eine Königin, nicht aber eine arme Wäscherin umarmen dürfe. Da läßt er Kudrun und ihre Jungfrauen sofort neu kleiden und herrlich bewirten, und zum erstenmal klingt Kudruns silberhelles Lachen durch die Hallen. Freilich wird dadurch Gerlindens Argwohn wach, aber Hartmut weist ihre Mahnung arglos zurück und entsendet sogar, veranlaßt durch Kudrun, welche die Besatzung der Burg geschwächt wünscht, viele Boten, um seine Dienstmannen zur Hochzeit zu entbieten. Sie selbst ist fröhlich im Kreise ihrer Genossinnen, da der nahende Tag Hilfe und Rettung bringen wird.

## Sechsundzwanzigstes Abenteuer.

### Wie Herwig und Ortwein wieder zu dem Heere kamen.

Als Herwig und Ortwein nach ihrer Rückkehr dem Heere von der schmählichen Behandlung Kudruns Mitteilung machen, da bricht man entrüstet sofort bei stern-

klarer Mondnacht auf, um noch vor Tagesanbruch Hartmuts Burg zu umlagern. Freudig hört Kudrun am frühen Morgen die hochwillkommene Nachricht, aber dennoch spricht sie mitleidsvoll: „Nun wird mir erst noch weh! O weh, ich Gottverlassene, daß ich geboren bin! Manchem kühnen Manne wird heut der Tod zum Gewinn." Bald ertönt auch des Wächters Stimme von der Burgzinne, um die Recken zu den Waffen aufzurufen.

### Siebenundzwanzigstes Abenteuer.

**Wie Hartmut Ludwigen der Fürsten Heerzeichen nannte[1].**

Vom Fenster aus erkennt Hartmut die Feldzeichen der Feinde und bezeichnet sie einzeln dem Vater. Dann beschließt er gegen den Rat seiner Mutter den Kampf im offenen Felde. Nachdem der grimme Wate dreimal das Horn geblasen, „daß ihm die Flut erwogte und rings der Strand erscholl", beginnt der Kampf. Als die Schläge so dicht fallen, „wie nicht der Wind herweht den Schnee von den Bergen", schlägt Hartmut Ortwein durch den Helm, daß das Blut den lichten Panzer herniederrinnt. Auch Horand, der Ortweins Wunde rächen will, muß verwundet dem gewaltigen Gegner weichen. Auf der andern Seite stürmt Wate gewaltig dahin. Im Kampfesgetümmel stößt Herwig auf Ludwig, Hartmuts Vater, wird aber von diesem durch einen schweren Hieb niedergeworfen.

### Achtundzwanzigstes Abenteuer.

**Wie Herwig Ludwigen schlug.**

Doch bald erhebt Herwig sich wieder, und es gelingt ihm, den greisen Normannenkönig zu töten. Vergebens versucht Hartmut, in tapferer Gegenwehr gegen Wate sich in die Burg zurückzuziehen, deren Pforten bereits von den Feinden besetzt sind. Doch kommt er nahe genug, um zu sehen, wie auf Gerlindens Geheiß einer der Seinen Kudrun und ihren Jungfrauen mit grimmem Schwertstreiche das Leben nehmen will. In gewaltiger Drohung laut rufend, scheucht er den Unhold zurück und rettet so Kudrun das Leben. Auf Ortruns Bitten sucht diese vergebens den Kampf zu scheiden; denn Wate ruht nicht, bis er Hartmut gefangen vor sich sieht.

### Neunundzwanzigstes Abenteuer.

**Wie Hartmut gefangen ward.**

Nachdem Hartmut mit noch achtzig gefangenen Rittern auf ein Schiff in Gewahrsam gebracht ist, bricht Wate in grimmigem Toben sich Bahn in die Burg; überall herrscht Getümmel, Streiten und Rauben, selbst des Kindleins in der Wiege wird nicht geschont. Nur Ortrun und ihre Mägde finden bei Kudrun Schutz.

1. Auch kam herbeigelaufen die böse Gerlind:
Die warf sich zu Füßen vor Frau Hildens Kind:
„Nun schütz uns, Königstochter, vor Wate und seinen Mannen:
Es steht bei dir alleine, sonst komm' ich mit dem Leben nicht von dannen."

---

[1] Vgl. die Teichoskopie im 3. Buche der Ilias von Homer.

2. Da sprach Hildens Tochter: „Nun hör' ich Euch begehren,
Ich soll Euch Gnad' erweisen: wie könnt' ich das gewähren?
Ihr habt mir keine Bitte je gewährt auf Erden:
Ihr wart mir ungnädig: wie sollte nicht mein Herz Euch abhold werden?"

3. Da ward der alte Wate der Flehenden gewahr:
Griesgramend mit den Zähnen, hob er alsbald sich dar,
Mit bohrenden Augen, mit ellenbreitem Barte:
Vor dem von Sturmland zagte alles Volk, das sich um Kudrun scharte.

4. Mit Blut war er beronnen, naß war sein Kleid;
Wie gern ihn Kudrun schaute, sie mißt' es wohl zurzeit,
Daß sie ihn so würig auf sich heran säh' kommen.
Von allen, die da waren, aus Furcht hieß ihn wohl keiner willkommen.

5. Kudrun alleine trat vor, als sie ihn sah,
Die reine Tochter Hildens; in Sorgen sprach sie da:
„Sei willkommen, Wate: wie gern ich dich sähe,
Wenn hier in der Feste nicht so manchem Leid von dir geschähe!"

6. „Dank, edle Jungfrau; seid Ihr Frau Hildens Kind?
Wie heißen diese Frauen, die Euch so nahe sind?"
Da sprach die schöne Kudrun: „Das ist Ortrun die hehre;
Die sollst du, Wate, schonen: die Frauen fürchten deines Zornes Schwere.

7. „Die andern sind die Armen, die mit mir über Meer
Von Hegelingen führte König Ludwigs Heer.
Ihr seid vom Blute schweißig: kommt uns nicht so nahe;
Wie Ihr sonst uns dienet, wir Armen werden's all mit Dank empfahen."

8. Wate ging im Grimme weiter vor im Saal.
Da sprach er: „Frau Kudrun, gebt mir heraus zumal
Gerlinden und die andern, die zu waschen Euch genötet,
Ihre ganze Sippe, die manchen Recken uns daheim getötet."

9. Da sprach die Minnigliche: „Deren ist keine hier."
Wate trat näher im Zorn heran zu ihr.
Er sprach: „Wollt Ihr balde mir die rechten zeigen?
Die Freunde wie die Fremden geb' ich sonst dem grimmen Los zu eigen."

10. Der Degen zürnte mächtig, das sahen sie wohl ein;
Da winkt' ihm mit den Augen ein schönes Mägdelein,
Daß er Kunde mochte der Teufelin gewinnen.
„Nun sagt mir, Frau Gerlind, braucht Ihr mehr der schönen Wäscherinnen?"

11. Er nahm sie bei den Händen und zog sie hindann.
Gerlind die böse fing zu jammern an:
„Hehre Königin", sprach er in seines Zornes Wüten,
„Nun will ich wohl die Herrin, daß sie Euch wieder Kleider wasche, güten."

12. Als er hinweg sie brachte vor des Saales Tor,
Was er zu tun gedachte, erspähten sie davor.
Er griff sie bei den Haaren, da galt kein langes Fragen;
Den Zorn wollt' er nicht sparen: das Haupt ward der Kön'gin abgeschlagen.

13. Die Frauen schrieen alle, Schreck ergriff sie schwer.
Da ging er zurücke: „Sind ihrer hier noch mehr,
Die ihr Verwandte heißen? die sollt Ihr mir zeigen:
Und wär' sie noch so vornehm, ich will ihr das Haupt zur Erde neigen."

14. Da sprach zu ihm weinend König Hettels Kind:
„Nun schont mir zuliebe, die um Frieden sind
Zu mir hergekommen und neben mir gestanden:
Das ist Ortrun die edle und ihr Gesind' aus dem Normannenlande."

Der Bitte Kudruns wird willfahrt, und bald empfängt sie freudig ihren Bräutigam, ihren Bruder und die übrigen Helden ihres Landes. Nachdem dann die Burg gereinigt ist, auf daß die Königstochter ohne Schauder darin wohnen könne, ziehen die Hegelingen aus, um rachedurstig die übrigen Burgen des Landes zu brechen und auszuplündern. Mit reichem Gut: „Gewand, Gestein und Rossen, des roten Goldes Glut", und mit den Gefangenen wird dann fröhlich die Heimfahrt angetreten.

## Dreißigstes Abenteuer.

### Wie sie Hilden Boten sandten.

Glänzender Empfang wird den Zurückkehrenden zuteil von der glücklichen Hilde, die auf Kudruns Bitten auch Ortrun willkommen heißt.

1. Da ruhten die Müden bis an den jüngsten Tag.
Wie wohl man sie bediente und eines jeden pflag!
Inzwischen war doch Hartmut mit Sorgen nur beraten,
Bis die edlen Maide Frau Hilden um eine Sühne baten.

2. Da sah man ihre Tochter mit Ortrun ihr nahn.
Sie sprach: „Liebe Mutter, gedenket daran,
Niemand soll mit Bösem fremdem Hasse lohnen;
Nach Eurer hohen Tugend sollt Ihr Hartmuts, des Königs, schonen."

3. Sie sprach: „Liebe Tochter, das sollst du mir nicht bitten.
Zu großen Schaden hab ich durch seine Schuld erlitten:
Nun soll er seinen Übermut in meinem Kerker büßen."
Wohl mit sechzig Maiden fielen ihr die beiden da zu Füßen.

4. „Herrin", sprach da Ortrun, „laß ihn gedeihn.
Daß er Euch gerne diene, ich steh' dafür Euch ein.
Wollt Ihr mit meinem Bruder nach Eurer Gnade schalten,
Es wird Euch Ehre bringen, laßt Ihr ihn noch seiner Krone walten."

5. Sie weinten all darüber, daß er gefangensaß
In so harten Banden, ihre Augen wurden naß
Um Hartmut, den kühnen König der Normannen:
Schwere Eisenketten sah man mit den Seinen ihn umspannen.

6. Die Kön'gin sprach: „Ich kann Euch nicht länger weinen sehn:
Ich will sie ungebunden zu Hofe lassen gehn;
Doch müssen sie geloben, daß sie uns nicht entrinnen,
Und schwören, daß sie ohne mein Gebot nicht reiten von hinnen."

7. Als man die edlen Geiseln aus den Banden ließ,
Kudrun in der Stille die Helden baden hieß,
Mit schönen Kleidern zieren und hin zu Hofe bringen.
Es waren gute Degen; ihnen mußte desto besser drum gelingen.

8. Als man Hartmuten sah bei den Recken stehn,
Da war der Degen keiner so stattlich anzusehn.
Er blickte doch, wie schwere Sorgen auf ihm lagen,
Als wär' er mit dem Pinsel meisterlich auf eine Wand getragen.

9. Da sahen auch die Frauen ihn alle freundlich an,
Daß er, Vertrau'n erweckend, Vertrauen bald gewann.
Da kam der Haß zur Sühne, den sie im Herzen trugen:
Sie wollten vergessen, daß ihre Recken einst einander schlugen.

(Simrock.)

Ehe dann Herwig zur Heimat reitet, soll seine Vermählung mit Kudrun gefeiert werden. Um aber den Haß zwischen den feindlichen Stämmen ganz zu beseitigen, bestimmt Kudrun ihren Bruder Ortwein, ihre Freundin Ortrun, Hartmuts Schwester, zu ehelichen, und bewegt Hartmut, die ihr so treue Genossin Hildburg zu heiraten; auch wird zur Feier eines vollen Versöhnungsfestes schnell noch Herwigs Schwester herbeigeholt, welche mit schüchternem Zagen, „wie gern ein Mädchen tut", die Werbung des Helden Siegfried von Mohrland annimmt.

### Einunddreißigstes Abenteuer.

#### Wie die vier Könige in Hildens Land Hochzeit hielten.

Glänzend wird die Hochzeit der vier Könige mehrere Tage hindurch gefeiert, bis Hartmut, sich heimsehnend, mit seiner Hildburg unter ehrendem Geleite nach dem Normannenlande absegelt.

### Zweiunddreißigstes Abenteuer.

#### Wie die andern heimfuhren.

Bald schlägt die Abschiedsstunde auch für die übrigen Paare, die unter dem Schwure gegenseitiger fester Treue in ihre Heimat ziehen.

Das Kudrunlied, welches man die deutsche Odyssee genannt hat, steht dem Nibelungenlied, der deutschen Ilias, fast ebenbürtig zur Seite. Auch hier bewundern wir die kühne Streitlust, die deutsche Heldenkraft, wie sie uns namentlich in dem kriegsgewaltigen Wate entgegentritt, auch hier bildet die Treue den Grundzug des Ganzen. Die Treue der Braut gegen ihren Verlobten hält unwandelbar fest in Drang und Not, sie bewährt sich durch heroisches Ertragen eines lange Jahre dauernden schmachvollen Leides. Rief im Nibelungenliede die Untreue die tragische Schuld hervor, die alle ins Verderben zog, so vermittelt in der Kudrun die Treue Frieden und Aussöhnung, in der alle sich beglückt fühlen. So ist der Grundton, der das Ganze durchzieht, ein Gegensatz des Grundtones des Nibelungenliedes. In diesem folgt Leid aus Freude, in der Kudrun geht Freude aus Leid hervor für die Hauptheldin und für alle, die mit ihr in Verbindung stehen.

Die Charaktere der einzelnen Personen sind ihrer Sinnesart entsprechend sorgfältig durchgeführt.

Wie Kriemhild in den Nibelungen die Hauptperson ist, so bildet hier Kudrun, eine deutsche Penelope, den Mittelpunkt. Sie ist mit vorzüglichen weiblichen Eigenschaften derart ausgestattet, daß sie zuweilen über das Maß der gewöhnlichen Weiblichkeit hinausgehoben ist. Schamhaft weist sie den wärmenden Männermantel zurück, wenn auch der eisigkalte Märzwind durch ihr nasses Gewand fährt; mild bietet sie Ortrun und allen ihren Genossinnen gegen Wate Schutz, ja sie weist selbst ihre harte Peinigerin Gerlind nicht völlig ab, als diese hilfesuchend zu ihr eilt; um sie zu retten, verleugnet sie sogar Wate gegenüber ihre Anwesenheit. In ihrem Bräutigam das Ideal stolzer Ritterlichkeit erkennend, ist sie in ihrer Gesinnung unerschütterlich: weder die verlockende Aussicht auf ein glänzendes Los an der Seite eines durch Gesinnung und Tapferkeit hervorragenden Königssohnes, noch die schmachvollste Erniedrigung, welche die hohe Königstochter zu einer dienenden Magd herabwürdigt, vermag sie in ihrer Treue wankend zu machen. Sie trägt alles mit wahrhaft männlichem Starkmute: man erblickt auch in der zur Magd Erniedrigten die hoheitsvolle Prinzessin.

Ihre Mutter Hilde hat von ihrem harten Vater eine gewisse Starrheit geerbt. Wenn seine Tyrannei sie auch zu Heimlichkeit und List führt, so sucht sie doch im übrigen ihr Ziel auf geradem Wege zu erreichen. So verliert sie den Gedanken an Rache nicht aus dem Sinne und weiß ihn willensstark zur rechten Zeit ins Werk zu setzen; so kann sie nur widerwillig, gedrängt durch die Bitten und Tränen Kudruns und Ortruns, sich entschließen, Hartmut die erbetene Verzeihung zu gewähren. Ein Bild

der treuen Freundschaft bietet Hildburg: in liebenswürdiger Teilnahme scheut sie die entehrendsten Dienstleistungen nicht, um nur der Freundin tröstend zur Seite stehen zu können. Rein weiblich und zart angelegt erscheint Ortrun: durch herzliche Freundschaft sucht sie das harte Los zu mildern, das ihre grausame Mutter der armen Verlassenen auferlegt. Diese, „die Teufelin Gerlind", wie der Dichter sie oft nennt ist hart und unbarmherzig, sie fordert von der hohen Königstochter Dienste, wie sie solche der niedrigsten Magd nicht abverlangen würde; aber dennoch straft sie nicht einer Teufelin gleich aus grausamer Lust, sondern nur aus Liebe zu ihrem Sohne, für den sie in Kudrun die vortrefflichste Gattin sieht.

Unter den Männern erscheint Hagen hart, ungeschlacht und eingebildet auf seine rohe Kraft, doch nicht ohne gewisse Gutmütigkeit und Milde, die er namentlich beim Abschiede von seiner Tochter offenbart. Im Gegensatze zu ihm steht Hettel; wenn auch ausgestattet mit allen Eigenschaften der königlichen Macht und Würde, folgt er dennoch einsichtsvoll dem Rate seines Vasallen und ist gegen die Tochter ein nachsichtiger Vater. Sein jugendlicher Sohn Ortwein ist das getreue Abbild des Vaters, hoch entflammt in Liebe zu den Seinigen, für deren Ehre er mit wahrem Mannesmute eintritt. Mit ihm kämpft tapfer um die geraubte Braut Herwig, eine ritterliche Erscheinung voll Mut und beharrlicher Tatkraft, aber auch voll Milde und zarter Rücksicht. In weniger vorteilhaftem Lichte ist Hartmut gezeichnet. Weicheren Sinnes, läßt er sich ganz von seiner Mutter leiten, wenn er auch sieht, wie grausam diese gegen die von ihm geliebte Kudrun verfährt. In der Schlacht ist er jedoch ein tapferer Krieger, der die tüchtigsten Helden überwindet. Gegen Kudrun bleibt er, so oft er auch von ihr zurückgewiesen wird, stets gleich zart und rücksichtsvoll. Kräftigeren Charakter zeigt sein Vater Ludwig, der nicht bloß Tapferkeit, sondern auch Klugheit und List kennt, aber dennoch nicht Kraft genug besitzt, um seiner ehrsüchtigen und alle beherrschenden Gattin Gerlind entgegenzutreten. Die Vasallen Hettels: Wate, Frute und Horand, sind jeder für sich mit besondern Zügen ausgestattet. Wate ist der gewaltigste und tapferste Degen, dessen Furchtbarkeit gleich der Hagens im Nibelungenliede schon äußerlich sich zeigt. Frute wirkt als Kaufmann verkleidet durch seine List, während Horand durch seinen lieblichen Gesang einem Orpheus gleich herrliche Wundertaten vollführt.

So erscheint uns das Kudrunlied bei knapper Kürze als ein von schöner Idee getragenes, farbenreiches, durch feine und kräftige Charakteristik ausgezeichnetes, mit vielen trefflichen Einzelschilderungen ausgestattetes, den Stoff völlig erschöpfendes Werk. Mögen auch einzelne diese „wunderbare Nebensonne der Nibelungen" minder hochschätzen, es dürfte doch den Worten

von Jakob Grimm beizustimmen sein, daß die Kudrun dem Nibelungenliede „an innerem Gehalte naheſtehe und es in der Anlage des Ganzen und regelmäßig fortschreitender Entwicklung übertreffe".

## § 13.

## Epen aus der Dietrichsage.

Außer Nibelungenlied und Kudrun hat die Volkspoesie noch mehrere andere Dichtungen erzeugt, in denen namentlich Dietrich von Bern als Held erscheint. Die Sage macht ihn im Gegensatze zu der geschichtlichen Darstellung, nach der er im Jahre 493 Odoaker die Herrschaft über Italien entriß, zum Besiegten und läßt ihn vor Odoaker zu Etzel ins Hunnenland fliehen, von wo er nach dreißigjähriger Verbannung nach Italien zurückkehrt (vgl. das Hildebrandslied). In späteren Überlieferungen der Sage tritt an Odoakers Stelle der Ostgotenkönig Ermenrich (s. S. 14), der nach der Geschichte bei dem Einfalle der Hunnen (375) sich in sein Schwert stürzte; er erscheint als Kaiser und Oheim Dietrichs. Die bedeutendsten dieser Dichtungen sind:

1. Sigenot; der Held der Dichtung ist ein großer, ungeschlachter Riese, der Dietrich mit seiner Stange zu Boden schlägt und in die Wurmhöhle einschließt, dann auch Hildebrand überwindet. Diesem gelingt es jedoch, den Riesen mit Dietrichs Schwert zu erschlagen und Dietrich zu befreien.

2. Ecken Ausfahrt; diese stellt den gewaltigen Kampf des trotzigen, im Auftrage seiner Königin von Köln kommenden Recken Ecke dar, den Dietrich nur mit Mühe nach langer Gegenwehr erlegen kann.

3. Laurin oder der kleine Rosengarten, eine Dichtung voll märchenhaften Zaubers, die anmutigste Spielmannsdichtung in Reimpaaren. Dietrich dringt mit seinen Recken in den in Tirol gelegenen Rosengarten des Zwergkönigs Laurin ein, bezwingt den durch einen Gürtel mit Riesenkräften ausgestatteten Zwerg, wird aber in arglistiger Weise durch ihn mit seinen Mannen in einen hohlen, prächtig ausgeschmückten Berg eingeschlossen. Eine von Laurin geraubte Jungfrau rettet ihn jedoch aus dem Gefängnis, so daß er reich mit Gold und Edelsteinen beladen nach Bern zurückkehrt.

4. Der Rosengarten zu Worms, eine Spielmannsdichtung, in der Siegfried, der um die Königstochter Kriemhild zu Worms freite, Dietrich gegenübertritt. In zwölf Kämpfen siegen die Berner über die Wormser, zuletzt auch Dietrich über Siegfried, obgleich dessen Haut hörnern war, und gewinnt von Kriemhild einen Kuß und einen Kranz von Rosen aus ihrem Garten, wie sie dem Sieger verheißen hatte. Eine köstliche Figur ist der

streitlustige Mönch Ilsan, Hildebrands Bruder, der nach seiner Heimkehr seinen Klosterbrüdern ein Plagegeist wird.

5. Alpharts Tod, eines der besten Dietrichepen. Als der arge Kaiser Ermenrich mit achtzigtausend Mann gegen Bern zieht, erbietet sich Alphart (spr. Alp-hart), Dietrichs junger Recke, auf Kundschaft dem feindlichen Heere entgegenzuziehen. Siegreich besteht er alle Einzelkämpfe gegen die mächtigsten Gegner, unterliegt aber endlich einem Doppelangriff Wittigs und Heimes.

6. Dietrichs Flucht. Dietrichs Oheim Ermenrich, der hinterlistig sieben Recken Dietrichs gefangengenommen hat, verlangt für ihre Freigabe die Verbannung Dietrichs. Dieser, der seine getreuen Mannen nicht im Stiche lassen will, wandert aus ins Hunnenland, wo er von der Königin Helche und dem Markgrafen Rüdiger freundlich aufgenommen wird und vom König Etzel ein stattliches Heer zur Rückkehr erlangt.

7. Die Rabenschlacht, geschrieben in sechszeiligen Strophen. Dieses Epos schildert die Schlacht bei Raben (Ravenna). Mit Dietrich sind aus dem Hunnenlande zwei Söhne Etzels gezogen; sie verlassen gegen Dietrichs Befehl mit dessen Bruder Dieter die Stadt Bern und schlagen die Straße nach Raben ein; hier stoßen sie auf den ungetreuen Wittig, den sie angreifen, aber nicht überwinden können; sie müssen sogar ihren Wagemut mit dem Tode büßen. Inzwischen hat Dietrich in gewaltiger Schlacht Ermenrichs Heer geschlagen, kann sich aber des Sieges nicht freuen, als er den traurigen Ausgang der beiden Hunnenprinzen und seines Bruders vernimmt. Trotz des Sieges kann Dietrich sich in Italien nicht halten, sondern kehrt zu Etzel zurück, der, durch die Bitten Rüdigers und seiner Gemahlin Helche besänftigt, ihn wieder in Gnaden aufnimmt.

Drei Spielmannsgedichte in der Nibelungenstrophe gehören der sog. langobardischen Sage an, bieten aber nur geringen Sagengehalt. Es sind Ortnit, Hugdietrich und Wolfdietrich.

Ortnit, der junge König in Lamparten (Lombardei) auf der Burg zu Garten (Garda), gewinnt mit Hilfe des Zwerges Alberich die Tochter des Heidenkönigs Machorel zu Montabur (mons Tabor), einer von Saladins Bruder auf dem Berge Tabor erbauten Burg, zur Gemahlin, findet aber nach der Heimkehr seinen Tod durch zwei Lindwürmer, die sein ihm feindlich gesinnter Schwiegervater gesandt hat.

Hugdietrich (Hug = Hugo; da die Franken auch nach ihrem Fürsten Hugo benannt waren, ist Hugdietrich soviel als fränkischer Dietrich) ist in der Sage König von Konstantinopel; er kommt in Mädchenkleidern zur schönen Hiltgund, der Tochter des Königs von Salneck (Saloniki) und gewinnt ihre Liebe. Ihr Sohn ist

Wolfdietrich, der von seinem Großvater unter Wölfen (daher sein Name) aufgefunden wurde. Die Dichtung enthält eine Häufung wundersamster Abenteuer, die ihn auch in Verbindung mit König Ortnit in Lamparten bringen.

## § 14.

### II. Das Kunstepos.

### Stoff, Darstellung und Form des Kunstepos.

Das Kunstepos ist „die Arbeit" ritterlicher Sänger, die, ausgezeichnet durch höfische Bildung, namentlich an den gastlichen Höfen der Fürsten, so des Herzogs Heinrich des Löwen, der Landgrafen von Thüringen und der babenbergischen Herrscher Österreichs, ihre heimische Stätte fanden. Sie nahmen ihre Stoffe entsprechend ihrer Bildung, die ganz von fremden, besonders französischen beziehentlich provenzalischen Einflüssen beherrscht war, aus der Fremde, und zwar meist nach französischen Vorbildern: fremdiu mære und fremde namen hât diu âventiure, wie einer jener Dichter selbst sagt. So sind die Stoffe gewählt aus den antiken Sagen vom Trojanischen Kriege und von Äneas, aus der Sage von Alexander dem Großen, aus der französischen Sage von Karl dem Großen, aus der britischen Sage von König Artus und der Tafelrunde[1] und aus der spanischen Sage vom heiligen Gral[2]. Auch der Orient hat Stoffe beigesteuert. Außerdem

[1] Um den Namen des Königs Artus (getötet 542), der als Vertreter der britischen (keltischen) Nationalität in siegreichem Kampfe gegen die Angelsachsen, gegen Schottland, Irland, Norwegen und Dänemark gedacht wird, bildete sich mit der Zeit, indem „das erlöschende Nationalbewußtsein des von Römern und Germanen aus der Reihe der herrschenden Völker Europas verdrängten Keltenvolkes sich um ihn sammelte", ein Sagenkreis, der sich von Wales über Britannien und von dort über Frankreich ausbreitete. Als Muster und Vorbild aller ritterlichen Tugenden und der feinen Sitte hält Artus mit seiner schönen und tugendhaften Gattin Ginevra glänzenden Hof in Wales. Auf den Rat des ihm befreundeten Zauberers Merlin gründet er den Orden der Ritter der Tafelrunde. Nur zwölf Helden, die durch ritterliche Tüchtigkeit jeglicher Art hervorragen, können in diesen Orden aufgenommen werden und sitzen zum Zeichen ihrer gleichen Würdigkeit vereint mit dem Könige und der Königin um eine runde Tafel. Ihr Streben geht dahin, alle Aufgaben des weltlichen Rittertums zu lösen: die Frauen zu schützen, die Übermütigen zu demütigen, Riesen zu bändigen, Ungeheuer zu erlegen, Bezauberte zu befreien. Zu diesem Zweck ziehen sie vom Hofe des Königs auf Abenteuer (entlehnt aus dem franz. aventure, mittellat. die aventura [ursprünglich adventura]) aus, die eine stets Neues erfindende Phantasie auf das phantastischste, wunderbarste und bunteste gestaltet und endlos aneinanderreiht. Nach Vollendung großer Taten kehren die Ritter zu neuer Freude zur Tafelrunde zurück. Die vorzüglichsten derselben sind Iwein, Tristan, Erek, Parzival.

[2] Die Sage vom heiligen Gral, ursprünglich aus dem Oriente stammend, findet ihre Ausbildung zunächst in Spanien und Südfrankreich, dann in Deutschland. Sie enthält ein doppeltes Moment: das allgemein menschliche von der Annahme eines paradiesischen Zustandes auf Erden und das christliche von dem Glauben an

behandelten diese Dichter des Kunstepos noch Legenden und Erzählungen geistlichen und weltlichen Inhalts.

Somit ist der Gegenstand des Kunstepos nicht das Erlebte und die Erfahrung eines ganzen Volkes, sondern nur das Erlebnis einzelner Personen, ja oft nur das von dem phantasiereichen Dichter romanartig Erfundene. Auch das, was den Sinn des ritterlichen Sängers erfüllte und das Wesen des Rittertums ausmachte, spiegelt sich in den Dichtungen wider, wie die höfische Sitte, das üppige Leben, der Drang nach Abenteuern und Phantastischem, der Minnedienst mit all seinen hohen Ideen, aber auch mit seinen oft traurigen Verirrungen. So tritt das rein Menschliche zurück vor den Forderungen der ritterlichen Sitte, der ganzen höfischen Weise; „die Gestalten der Geschichte und Sage sind innerlich und äußerlich umgewandelt zu Gebilden des Rittertums".

Die Darstellung des Stoffes, entsprechend der Auffassung des dem glänzenden Ritterstande angehörenden Dichters und entsprechend dem Hörerkreise von stattlichen Rittern, holden Frauen und anmutigen Jungfrauen in prächtigen Sälen, ist glänzend und schillernd in immer neuen Reizen. Daher das bunte Malen und breite Schildern, daher die vielen Bilder und Gleichnisse, daher die Einmischung von Betrachtungen über das Erzählte.

---

die vom Abendmahle Christi ausgehende beseligende Kraft. Der Gral (aus dem lat. gradale [Schüssel mit stufenmäßig aufgerichteten Seiten], altfranz. graal oder gréal) ist eine aus einem kostbaren Edelsteine gearbeitete Schüssel, aus der Christus mit seinen Jüngern das letzte Abendmahl genoß und in die Joseph von Arimathäa das aus der Seitenwunde rinnende Blut auffing. Daher knüpft sich an den Gral äußerlich die Darbringung des christlichen Opfers und die Welterlösung; er ist deshalb auch mit Kräften ewigen Lebens ausgestattet. Eine weiße Taube fliegt alljährlich am Karfreitage vom Himmel hernieder, legt in die Schüssel eine Oblate (Hostie) und erneuert so die überirdische Kraft; denn der Anblick des Grals rettet vom Tode und befriedigt alle Wünsche. Niemand aber kann ohne den Ruf des Herrn zum Gral gelangen, niemand seiner Wunder teilhaftig werden, der stumpfsinnig und gleichgültig nicht nach ihm fragt. So ist der Gral gleichsam die Geschichte der Erlösung durch den menschgewordenen Gottessohn, das Symbol der christlichen Religion, die mehr als alle Herrlichkeit der Welt beseligt, die dem Menschen aber nur durch die Gnade Gottes zuteil wird. — Von Titurel, einem sagenhaften Königssohne von Anjou, dem ersten Gralkönige, wird dem Gral, der nach dem Tode Josephs von Arimathäa von Engeln schwebend in der Luft gehalten war, eine herrliche Burg erbaut auf dem Berge Monsalväsch (mont sauvage = der wilde Berg) in Nordspanien. Zugleich gründet er zu dessen Dienste den Ritterorden der Templeisen (nach dem Vorbilde der Templer gedacht), in welchem nur demütige und herzensreine, dabei aber mit allen heldenhaften Tugenden ausgestattete Ritter aufgenommen werden. — Eine Vereinigung der Gralssage mit der Artussage, des geistlichen Rittertums mit dem weltlichen, finden wir im Parzival, Titurel und Lohengrin.

Der Dichter tritt mit seiner Subjektivität, mit seiner ganzen Individualität, auch mit seinem Namen in den Vordergrund; er sucht nicht durch kunstlos einfachen Stoff, sondern durch den Schmuck und die Zierden, mit denen er ihn ausstattet, anzuziehen und zu fesseln. Dieses Streben bringt ihn auch dahin, einen Wortschatz zu bilden, der durch starke Einmischung fremdländischer Ausdrücke nicht selten undeutschen Anflug erhält.

Einfach ist dagegen die metrische Form, in der diese Epen geschrieben sind: die sog. Reimpaare, die, durch Teilung der althochdeutschen Langzeile entstanden, aus Versen mit drei oder vier Hebungen bestehen, je nachdem die Reime klingend (weiblich) oder stumpf (männlich) sind.

## § 15.

## Blüte des Kunstepos von 1180 bis 1230.

Die Blüte der höfischen Dichtung bekundet sich durch Vollkommenheit des Versbaues und durch die Reinheit des Reimes sowie durch edles, klangvolles Mittelhochdeutsch; dazu sind die Dichtungen, entgegen vielfacher Regellosigkeit der Werke der Vorbereitungszeit, von einer leitenden Idee durchzogen und zeigen eine in sich abgeschlossene Einheit. Den Stoff entnehmen die Dichter meistens französischen Werken, jedoch nur den Stoff, während die Behandlungsweise deutsch ist. So rühmt Gottfried von Straßburg über Hartmann von Aue: ahî (ei), wie der diu mære (den einfachen Sagenstoff) beid' ûzen unde innen mit worten und mit sinnen (mit poetischem Ausdrucke und mit geistreicher Auffassung und Behandlung) durchvärwet und durchzieret. Richtig sagt daher Benecke: „Man denke sich diese Dichter nur nicht als Übersetzer nach heutiger Weise. Weder Kenntnis fremder Sprachen noch Fertigkeit im Lesen und Schreiben dürfen wir der Regel nach, bei einem Ritter des 13. Jahrhunderts voraussetzen. Wer eine Aventiure dichten wollte, ließ sich diese erzählen, faßte sie treu in das Gedächtnis und dann begunde er si wider rîmen mit ganzen niuwen rîmen (Wirnt). Die Hauptereignisse wurden gewissenhaft wiedererzählt; Nebenumstände und Nebenpersonen wurden besondern Veranlassungen gemäß eingeflochten; Tracht und Farbe war einheimisch und aus dem Leben genommen; und die Rede floß frei aus der Brust des Dichters, der gewöhnlich dieses Namens weit würdiger war als der Troubère (der französische Dichter), der ihm das Unbedeutendste — den Stoff — geliefert hatte." Die vier wichtigsten Dichter dieser Blütezeit sind Heinrich von Veldeke, Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg.

## § 16.

## Heinrich von Veldeke.

Heinrich von Veldeke, ein niederdeutscher, aus der Nähe von Maastricht stammender Edelmann, schrieb zwar in der Mundart seiner Heimat, aber dennoch hebt mit ihm die Blütezeit der höfischen Dichtung an, da er zuerst den Versbau nach strengeren Gesetzen regelte, dem Reime eine größere Reinheit gab[1], der Sprache eine größere Zierlichkeit und Lebhaftigkeit verlieh und die Minne zum Mittelpunkt des Ganzen machte. Daher nennt man ihn „den Vater der höfischen Poesie“[2]. Das Werk, welches seinen Ruhm begründete und allseitig verbreitete, war die am Hofe zu Kleve und auf der Wartburg gedichtete und um 1184 vollendete „Eneit“ (Äneide). Sie ist nicht nach dem bekannten Werke des römischen Dichters Vergil, sondern nach einem französischen Romane gearbeitet; die Dichtung stellt daher auch nicht den antiken Äneas Vergils dar, sondern einen höfischen, auf Abenteuer ausziehenden Ritter, dessen Geschicke erst dann weitere Darlegung erfahren, wenn die Minne als Hauptmotiv der Handlung erscheint; daher die kurze, dürftige Behandlung der Zerstörung Trojas, der Flucht und der Irrfahrten des Äneas, daher die breite Schilderung der Minne der Königin Dido und der Königstochter Lavinia, mit der Äneas nach der Besiegung des Königs Turnus vermählt ungetrübtes Glück genießt.

## § 17.

## Hartmann von Aue.

Hartmann von Aue, schwäbischer Ritter und Dienstmann eines Herrn von Aue, war vor den übrigen Dichtern seiner Zeit ausgezeichnet durch gelehrte Bildung; denn er war des Lesens und des Schreibens mächtig und verstand außer der lateinischen Sprache auch die französische. Er bezeugt diese seine höhere Bildung in naiver Offenheit in dem Eingange seiner Dichtung „Der arme Heinrich“ (s. S. 153) und ähnlich in seinem „Iwein“. Im übrigen ist seine Lebensgeschichte uns kaum bekannt; wir wissen nur, daß er an einem Kreuzzuge teilgenommen hat und nach 1210 gestorben ist.

Er gilt seinen Zeitgenossen als Meister höfischer Bildung, der sich namentlich auf diu mâze versteht, das weise Maßhalten in allen

[1] Er lehrte die Kunst, rîme ze rihten; er war nach Rudolf von Ems der wîse man, der rehte rîme alrêrst began.

[2] Siehe „Die Schwertleite“ im „Tristan“. Gottfried von Straßburg sagt: er impete daz êrste rîs in tiutescher zungen“

Dingen, und auf den feinen Takt. Seine musterhafte mittelhochdeutsche Sprache zeigt eine anmutige Glätte in wohlgefügtem Satzbau und tadellosem Reim; seine Darstellung ist klar und ruhig, frei von jeder Übertreibung, aber anziehend durch innere Lebendigkeit und edle Natürlichkeit, namentlich auch durch die ihm eigene Seelenmalerei. Daher rühmt ihn auch Gottfried von Straßburg in seinem „Tristan" mit folgenden Worten:

„Herr Hartmann der Auwäre,
Ahi, wie der die Märe
So außen als auch innen
Mit Worten und mit Sinnen
Durchfärbet und durchschmücket!
Wie seine Rede zücket
Auf der Aventüre Sinn!
Wie hell und klar von Anbeginn
Sind seine Wörtlein von Kristall
Und bleiben es auch immer all!
Mit Sitten treten sie heran
Und schmiegen nahe sich uns an
Und werden lieb dem reinen Mut."

Er setzte sich in seinen zwei der Artussage angehörenden Epen „Erek" und „Iwein" die Verherrlichung zweier Ideale des Rittertums, der Tapferkeit und der Liebe, zum Ziele. Außerdem besitzen wir von ihm die Legende „Gregorius vom Steine" und die poetische Erzählung „Der arme Heinrich".

Erek, die Bearbeitung einer französischen Dichtung von Chrétien de Troyes, zeigt noch Unvollkommenheiten in der ermüdenden Breite der Schilderung von Nebenumständen und in der mangelhaften Behandlung der Sprache. Der Held „verliegt" sich nach seiner Hochzeit mit der schönen Enite und wird deshalb von ihr zu ritterlichen Taten getrieben. Nach vielen mit großen Gefahren verbundenen Heldenabenteuern, denen sie zur Strafe dafür, daß sie an seinem Mute gezweifelt, als Zeugin beiwohnen muß, söhnt er sich mit ihr aus und übernimmt die Herrschaft des Vaters.

### Iwein.

Iwein oder „der Ritter mit dem Löwen" ist das vollendetste Gedicht Hartmanns und der Form nach die regelmäßigste unter allen mittelhochdeutschen Dichtungen. Den Stoff entnahm der Dichter dem ungemein fruchtbaren und phantasiereichen französischen Dichter Chrétien de Troyes, umkleidete ihn jedoch mit einem ganz deutschen Gewande, so daß das Fremdartige fast völlig verschwindet. Der Grundgedanke ist derselbe mit dem des Erek: „Es streiten Minne und Heldentum, welche, ursprünglich eng vereint, miteinander in Zwiespalt geraten sind, in langen, harten Kämpfen, bis endlich eine feste Versöhnung erfolgt, jedoch mit dem Unterschiede, daß im Erek die Ritterlichkeit unter dem Übermaße der Minne, im Iwein die Minne unter dem Übermaße der Ritterlichkeit leidet."

Swer an rehte güete
wendet sîn gemüete,
dem volget sælde und êre.
des gît gewisse lêre
künec Artûs der guote,
der mit riters muote
nâch lobe kunde strîten.
er hât bî sînen zîten
gelebet alsô schône,
daz er der êren krône
dô truoc und noch sîn name treit.
des habent die wârheit
sîne lantliute:
sî jehent, er lebe noch hiute.
er hât den lop erworben,
ist im der lîp erstorben,
sô lebt doch iemer sîn name.
er ist lasterlîcher schame
iemer vil gar erwert,
der noch nâch sînem site vert.
ein riter, der gelêret was
unde ez an den buochen las,
swenne er sîne stunde
niht baz bewenden kunde,
daz er ouch tihtennes pflac
(daz man gerne hœren mac,
dâ kêrt' er sînen vlîz an:
er was genant Hartman
und was ein Ouwære),
der tihte ditz mære.

Wer strebt mit allen Sinnen,
Die Tugend zu gewinnen,
Dem folgt Glück und Ehre.
Artus bezeugt die Lehre,
Der gute König hochgerühmt:
Gesinnt, wie's einem Ritter ziemt,
Wußt er mit Ruhm zu streiten.
Er hat bei seinen Zeiten
Gelebt so tadelsohne,
Daß er der Ehren Krone
Trug und noch wird gepriesen.
So hat sich's wahr erwiesen,
Was man in seinem Lande spricht:
Er lebe noch, er sterbe nicht.
Er hat den Ruhm erworben,
Ist auch sein Leib gestorben,
Lebt doch sein Name immerdar.
Ja, Schimpf und Schande sind fürwahr
Dem allezeit erspart,
Der hohen Sinn noch wahret.
Ein Ritter, darin wohl gewandt,
Daß er zu lesen dies verstand
Und, konnt' er nicht verbringen
Die Zeit mit bessern Dingen,
Daß er's in Verse brachte
(Wie's wohl Vergnügen machte.
Hat seinen Fuß er dran gewandt,
Hartmann, von Aue zubenannt,
Wo er in Dienste steht und Pflicht),
Der machte denn nun dies Gedicht.

Bei einem Feste am Hofe des Königs Artus sind viele tapfere Ritter mit edlen Frauen versammelt. Zur Kurzweil werden teils verschiedene Spiele aufgeführt, teils Abenteuer mitgeteilt. So erzählt einer von einem Zauberbrunnen im Walde, dessen Herr ihn besiegt und ihm sein Roß genommen habe. Da entschließt sich Iwein, ein Ritter der Tafelrunde, die Schmach seines Neffen zu rächen. Er überwindet und tötet den Waldkönig und gewinnt durch Vermittlung der Dienerin Lunete die Witwe des getöteten Königs, Laudine, zur Gattin. Als bald darauf Artus mit seinen Rittern zum Zauberbrunnen kommt, empfängt Iwein von einem Freunde den Rat, sich um seines Weibes willen nicht gleich Erek zu „verliegen". Dem Rate folgend, begehrt Iwein von seiner Frau die Erfüllung einer Bitte; sie sagt ihm in der Hoffnung, daß er nichts ihr Unangenehmes verlangen würde, die Erfüllung der Bitte zu und muß ihm so Urlaub auf ein Jahr gewähren. In der Vollführung mancher ritterlichen Taten vergißt Iwein indes des Versprechens der Heimkehr; deshalb teilt Lunete im Namen ihrer Herrin ihm mit, daß er die Huld seiner Gattin verscherzt habe. Über diese Nachricht fällt er

in Wahnsinn und irrt lange Zeit trostlos im Walde umher. Endlich wird er durch eine Zauberfalbe geheilt und reitet auf neue Abenteuer der nächsten Straße nach.

Da trug sich's zu, daß er vernahm
Fern eine maßlos laute Stimme.
Zwar kläglich schrie's, doch auch mit Grimme.
Nun wußte nicht mein Herr Iwein,
Von wem sie wäre von den zwei'n,
Vom Drachen oder anderm Tier:
Bald fand er einen Aufschluß hier.
Denn diese Stimme führte bald
Ihn durch den unwegsamen Wald
Hin, wo er eine Lichtung sah
Und wo ein grimmer Kampf geschah.
Ein Drache und ein Löwe hier,
Die stritten wild mit Kampfbegier.

Der Lindwurm war gewaltig groß.
Das Feuer aus dem Mund ihm schoß.
Die Glut half ihm und der Gestank,
Daß er dadurch den Löwen zwang,
Der überlaut zu schrein begann.
Herr Iwein zweifelnd sich besann,
Wem er von beiden helfen sollte,
Und überlegte sich's, er wollte
Dem edlen Tiere hilfreich sein.
Die Furcht ergriff ihn nur allein,
Wenn er den Lindwurm schlüge tot,
Nichts hülf' es ihm, und neue Not
Möcht' ihm alsbald vom Löwen kommen,
Denn wenig nur pflegt das zu frommen
(Wie man auch allerorten sieht:),
Hat einer sich mit Fleiß bemüht
Auf gutes Glück um einen Mann:
Wohl sehe er sich vor alsdann,
Um nicht betrogen bald zu sein.
Hier traf der Fall sehr leicht wohl ein.
Doch dachte er als braver Mann,
Stieg ab und nach dem Lindwurm dann
Lief er und schlug ihn alsbald tot
Und half dem Löwen aus der Not.

Dann noch, als er den Lindwurm schlug,
Befürchtete er das genug,
Der Löwe möchte ihn bestehn;
Doch sollt' er bald was andres sehn.
Das Tier schmiegt' ihm sich an den Fuß
Und sprachlos bot es seinen Gruß
Mit der Gebärde und der Stimme.
Es ließ von seinem wilden Grimme
Und zeigte Treue ihm und Minne,
Wie es nach seinem Geist und Sinne
Am besten wohl zu tun verstand
Und dazu einen Ausdruck fand.
Ganz übergab sich seiner Pflege
Der Löwe, daß er alle Wege
Ihm nachging und mit Treu ihn ehrte
Und folgte, wo er hin sich kehrte;
Er stand ihm bei in aller Not,
Bis daß sie beide schied der Tod.

Herr Iwein legte sich und schlief:
Der Löwe blieb wachsam und lief
Ums Roß umher und seinen Herrn.
Er war so brav und tat's so gern,
Daß er sein Hüter immerdar
Jetzt wie auch in der Zukunft war.
Ihr Tagewerk war so bestellt:
Auf Abenteuer ritt der Held
Zu vollen vierzehn Tagen,
Indes mit seinem Jagen
Der wilde Löwe diesem Mann
Den nöt'gen Unterhalt gewann.

Da führte ihn des Zufalls Lauf
(Denn achtsam war er nicht darauf)
Hinein in seiner Herrin Land,
Wo er denselben Brunnen fand,
Von dem ihm einst geschehen war,
Wie ich berichtet habe klar,
Groß Heil und großes Mißgeschick.
Als auf die Linde fiel sein Blick,
Und er dort auf derselben Stelle
Den Stein auch sah und die Kapelle,
Kam's ins Gedächtnis ihm zurück,
Wie Land und Ehre ihm und Glück

Verloren ging und sein Gemahl.
Groß ward da seines Herzens Qual,
Vom Jammer wurde ihm so weh,
Daß er beinahe, so wie eh',
Von Sinnen war gekommen;
Und ihm ward da benommen
Die Kraft des Herzens ganz und gar:
Todfarben ihm sein Antlitz war,
Und von dem Rosse sank er nieder,
Da fielen vorwärts Haupt und Glieder.
Dabei fuhr 's Schwert ihm aus der Scheide;
So gut war das und scharf die Schneide,
Daß es das Panzerhemd durchbrach
Und ihn verwundete und stach,
So daß sein Blut den Boden tränkte.
In große Trauer das versenkte
Den Löwen, der ihn hielt für tot.
Zum Sterben trieb ihn an die Not.

Das Schwert setzt' er an einen Strauch,
Um sich zu stechen durch den Bauch,
Als sich Herr Iwein noch zuvor
Lebendig richtete empor.
Er saß nun auf dem Boden hier
Und hinderte das treue Tier,
Daß es sich nicht zu Tode stach.
Herr Iwein klagte sehr und sprach:
„O armer Mann, wie schlimm du fährst!
Daß du doch nicht geboren wärst,
Da du zum Leid nur bist erkoren!
O weh, wie hast du doch verloren
Die Ehre und der Herrin Huld!
Wohl hat ertragen solche Schuld
Niemals ein Mensch, nur du allein:
Sein Ende müßt' es wahrlich sein.
Ich preise seliger den Mann,
Der Ehre nimmermehr gewann,
Als den, der Ehre sich gewinnt
Und nicht mit allen Kräften sinnt,
Daß er sie nimmer läßt verkehren.
Genossen hab' ich so viel Ehren,
Und Freude ward mir viel zuteil,
Daß ich Gott klage nun das Heil,
Was ich mir einstmals erst gewann.
Daß ich nicht fester hielt daran!
Wär' mir geschehen nicht das Heil
Und Liebe ein so gutes Teil,
So wüßte ich nicht, was es wäre:
Mich träfe nicht der Leiden Schwere,
Ich lebte frei und froh wie eh';
Nun tut die Sehnsucht mir so weh.
Daß mir das sollte nun geschehn,
Und mir es war bestimmt, zu sehn
Den Schaden und die Schande
In meiner Herrin Lande!
Das ist ihr Erbteil und ihr Land;
Zuvor stand es in meiner Hand,
Nichts Wünschenswertes fehlte mir;
Nun bin ich fremd geworden hier.
Wohl mag ich Klageruf erheben
Ums holde Weib. Was soll ich leben?
Ich bin fürwahr nichts andres wert,
Als daß ich mit dem eignen Schwert
Mich an mir selber räche
Und meinen Leib durchsteche.
Da ich's mir selbst hab angetan,
So sollte ich auch selbst empfahn
Genugtuung (nun seh ich hier
Ein Vorbild an dem treuen Tier,
Daß es aus Herzeleide sich
Erstechen wollte jetzt um mich
Und mir bewies, was Treue sei).
Ja, büßen will ich's, denn dabei
Hat nur mein Fehl und ihre Huld
Und große Nachsicht und Geduld
Ohn' Ursach mir gebracht den Schmerz
Und Trauer für ein fröhlich Herz."

(Koch.)

Diese Klage des Ritters vernimmt eine Jungfrau, die in einer nahen Kapelle gefangen sitzt. Es ist Lunete, die von drei Rittern als Verräterin auf den Tod angeklagt ist, weil sie einst ihrer Herrin einen Ritter zum Gemahl empfohlen hat,

der sie treulos verlassen. Iwein erkennt seine Schuld und besiegt mit Hilfe des Löwen die drei Ankläger der Jungfrau. Doch erst nach mehreren Kämpfen für bedrängte Unschuldige gelangt er zu seiner Gattin, von Sehnsucht verzehrt, denn „noch waren ihm die Sinne von seiner Herrin Minne tief wund bis zum Herzen; wenn sie ihn von den Schmerzen, dacht' er, nicht bald erlöste und mit sich selber tröste, so müßt' er leiden bald den Tod". Durch reuiges Bekenntnis seiner Schuld gewinnt er Laudine nochmals für sich und nennt frohlockend die Versöhnungsstunde „seiner Freuden Ostertag".

Die Legende von Gregorius vom Steine, dem mittelalterlichen Ödipus, ist getragen von dem Gedanken, daß auch ein großer Sünder durch aufrichtige Buße die Gnade Gottes wiedergewinnen könne: Gregor büßt, geschmiedet an einen einsamen Felsen im Meere, seine und seiner Eltern Schuld durch siebzehnjährige Sühne: dann wird er als der würdigste Mann auf den päpstlichen Stuhl erhoben.

### Der arme Heinrich.

Der arme Heinrich, 1520 Verse enthaltend, die Perle der Dichtungen Hartmanns, ist nach Uhlands Wort „eines der gediegensten und anmutigsten Gedichte des deutschen Mittelalters": „Überall steigt aus dieser lieblichen Idylle, wie aus einem reinen Kindesauge, ein klarer Himmel von Unschuld und Hingebung hervor." Der Dichter behandelt in dem Gedicht eine deutsche Volkssage, derzufolge der Aussatz als eine Krankheit, die den Menschen wegen seiner Sündenschuld befällt, nur durch das Blut einer reinen, freiwillig sich opfernden Jungfrau geheilt werden kann. Jedoch läßt der Dichter das Opfer nicht vollendet werden, sondern die Heilung erfolgt aus dem Entschlusse des armen Heinrich, lieber zeitlebens mit der scheußlichen Krankheit behaftet zu bleiben als das unschuldige liebe Mädchen für sich hingeopfert zu sehen. Dieser Entschluß des Ritters sühnt alles, was er je gefehlt haben mag: Gott nimmt den reinen Willen für die Tat, und daher erfolgt die Heilung infolge dieser Sühnung. Aber auch noch andere schöne Gedanken erkennen wir in dem Gedichte: es „lehrt die süße Gewalt einer vom Dichter keusch verborgenen Neigung; es lehrt, daß Treue durch Gottes Huld zum Ziele gelange, daß rücksichtslos nach Besserung der irdischen Verhältnisse ohne Gott zu streben sündig ist, daß aber ein liebevolles, minniglicheres Wesen selbst die Unterschiede ausgleicht, welche Stand und Reichtum sonst darstellen".

Ein ritter sô gelêret was,
daz er an den buochen las,
swaz er dar an geschriben vant,
der was Hartman genant,

„Ein Ritter war wohl so gelehrt,
Daß er in Büchern unbeschwert
Las, was da geschrieben stand.
Hartmann ward er genannt

dienstman was er ze Ouwe.
er nam im mange schowe
an mislichen buochen;
dar an begunde er suochen,
ob er iht des funde,
dâ mite er swære stunde
möhte senfter machen,
und von sô gewanten sachen,
daz gotes êren töhte
und dâ mite er sich möhte
gelieben den liuten.
nû beginnet er iu diuten
ein rede, die er geschriben vant.
dar umbe hât er sich genant,
daz er sîner arbeit,
die er dar an hât geleit,
niht âne lôn belîbe,
und swer nâch sînem lîbe
si hœre sagen oder lese,
daz er im bitende wese
der sêle heiles hin ze gote.
man seit, er sî sîn selbes bote,
unde erlœse sich da mite,
swer über des andern schulde bite.

Und war zu Aue Dienstmann.
Wenn wo er Bücher gewann,
So gereut' ihn keine Mühe,
Spät oder frühe,
Bis er was aufgefunden,
Womit er läst'ge Stunden
Erträglich wollte machen,
Oder von solchen Sachen,
Die da Gott zu ehren
Und die eigne Gunst zu mehren
Ihm dienten bei den Leuten.
Nun beginnt er euch zu deuten
Eine Mär, die er geschrieben fand.
Er hat sich darum genannt,
Daß er für die Müh' und Zeit,
Die er auf die Arbeit
Gewandt, den Lohn erschaue,
Daß, wer sich dran erbaue,
Dereinst nach seinem Ende
Zu Gott empor die Hände
Hebe für sein Seelenheil.
Man sagt, ihm werde selbst zuteil,
Der für den andern bete,
Was er für den erflehte."

(Simrock.)

Nach dieser Einleitung beginnt die Erzählung:

In Schwaben lebte ein Ritter Heinrich von Aue, geehrt und gerühmt wegen seines Reichtums, seiner Macht und seiner ritterlichen Tugenden. Als er aber weltlicher Luft zu sehr genoß und sein „hoher Mut verkehrt ward in ein schmähliches Leben", da ergriff ihn, wie einst den frommen Hiob, der Aussatz, so daß jeder ihn floh. Mißmutig und bald mit der Welt und mit Gott zerfallen, verwünscht er den Tag, an dem er geboren. Doch noch hegt er die Hoffnung, daß berühmte Ärzte in Montpellier[1] und Salerno[2] ihn heilen würden. Seine Hoffnung sollte jedoch zunichte werden; denn in Salerno vernimmt er die Kunde, daß nur dann Rettung ihm werden könne, wenn eine fromme Jungfrau in ihres Herzens Unschuld freiwillig für ihn ihr Herzblut hingäbe. Verzweifelnd kehrt er heim und verschenkt alle seine Güter zu wohltätigen Zwecken bis auf einen Meierhof, dessen Pächter ihn freundlich aufnimmt. Während nun fast alle den aussätzigen Herrn meiden, soweit es irgend tunlich ist, pflegt die zwölfjährige Tochter des Landmanns in treuester Hingabe den Ritter auf das sorgfältigste, so daß er scherzend sie oft sein Gemahl nennt.

[1] Montpellier in Südfrankreich, nahe am Mittelmeer gelegen, berühmte medizinische Schule, später Universität.

[2] Salerno in Kampanien, weltberühmte medizinische Universität (1150—1817).

So vergehen drei Jahre, als zufällig der Meier genauer nach der Krankheit des Ritters fragt und den Bescheid des Arztes von Salerno erfährt. Kaum hat das Mädchen, das zugegen war, dies vernommen, als sie zu dem Entschlusse kommt, ihr junges Leben für ihren Herrn zu opfern: „Eh ich ihn seh verderben, lieber will ich für ihn sterben." Vergebens sind die Einreden ihrer Eltern; denn mit ebenso großer Entschiedenheit als tiefer Weisheit entgegnet die Tochter:

„Mein Vater, wie ich dumm auch bin,
Hab ich doch den Verstand und Sinn,
Daß ich erkenne wohl die Not
Nach andrer Worte, die der Tod
Uns bringet, der gestrenge.
Jedoch wer auf die Länge
Soll leben unter Schmerz und Leiden,
Der hat wohl auch nicht viele Freuden.
Wenn er sich müht und ringet
Und auf sein Alter bringet
Das Leben mit der größten Not,
So muß er leiden doch den Tod.
Geht dann die Seele noch verloren,
So wär' er besser nie geboren.
Gekommen bin ich zum Entschluß,
Wofür ich Gott stets danken muß.
Daß ich mein junges Leben
Fürs ew'ge Heil will geben.
Mögt ihr mir's nicht verleiden.
Mit mir und mit euch beiden
Will ich so wohl verfahren,
Daß ich allein will wahren
Vor Elend euch und Leide,
Wie ich euch nun bescheide.
Ihr habet Gut und Ehren:
Gern will sie euch gewähren
Mein Herr, der nie euch tat ein Leid
Und euch das Gut ließ allezeit.
Solang das Leben er behält,
Geht es auch euch wohl auf der Welt;
Doch lassen wir ihn sterben,
So müssen wir verderben.
Den will ich nun erhalten
Und klug es so gestalten,
Damit wir allesamt gedeihn. —
Es ist dies Erdenleben
Der Seele zum Verderben nur.
Auch hat von Weltlust keine Spur
Bisher mich je berühret,
Die hin zur Hölle führet;
Gott will ich Dank nun sagen,
Daß er in jungen Tagen
Mir den Verstand gegeben,
Daß dieses schwache Leben
Mir so gering erscheint und klein.
Jungfräulich will ich mich und rein
Ergeben in des Herrn Gewalt.
Ich fürchte, sollt' ich werden alt,
Daß mich die Freude dieser Erde
Zu sehr daniederziehen werde,
Wie sie schon manchen hat gezogen,
Den auch ihr Schimmer hat betrogen:
Dann bliebe mir das Heil versagt.
Dem Herren sei mein Leid geklagt,
Daß ich bis morgen leben muß;
Die Welt ist mir zum Überdruß.
Ihr größtes Glück bringt Schmerzen,
(Ich rede euch vom Herzen);
Ihr süßer Lohn ist bittre Not,
Ihr langes Leben jäher Tod.
Wir haben nichts, was sicher steh',
Als heute Wohl und morgen Weh
Und dann zuallerletzt den Tod.
Kein Mensch entgehet dieser Not.
Geburt nicht schirmet, auch nicht Gut,
Noch Schönheit, Stärke, hoher Mut. —
Ihr liebet mich nach Billigkeit.
Nun wünscht' ich, daß ihr mir kein Leid
Mit eurer Liebe brächtet
Und euch recht wohl bedächtet,
Ob ihr mir nicht willfahren könnt,
Und ob ihr Gut und Ehre gönnt
Der Tochter: dann laßt mich gewähren,
Daß ich mag von der Welt mich kehren
Zu unserm Herren Jesu Christ,
Des Gnade so beständig ist,

Daß sie vergeht zu keiner Zeit,
Und der auch zu mir armen Maid
Gewandt sich mit so güt'gem Sinn,
Als wär' ich eine Königin.
Nie werde ich durch meine Schuld,
Geliebte Eltern, eure Huld
Verlieren, ist es Gottes Wille.
Was er geboten hat, erfülle
Ich gern, gehorsam euch zu sein,
Denn ihr gabt mir das Leben mein:
So leiste ich's euch williglich.
Doch auch die Treue gegen mich
Darf ich fürwahr nicht brechen.
Ich hörte immer sprechen:
Wer einen andern so erfreut,
Daß er sich selbst stürzt in das Leid,
Und wer dem andern Ruhm beschert,
Sich selbst jedoch dadurch entehrt,
Des Treue geht etwas zu weit.
Darin bin ich euch gern bereit,
Daß ich euch Treue leiste,
Mir selbst jedoch die meiste.
Wollt ihr mich halten ab vom Heile,
Laß' ich euch lieber eine Weile
Nach mir in Sehnsucht weinen,
Als nicht so zu erscheinen,
Wie ich's mir selber schuldig bin.
Mein Herz strebt nirgend anders hin,
Als wo nichts meine Freude stört.
Mehr Kinder sind ja euch beschert:
Die lasset eure Freude sein
Und euren Trost, entbehrt ihr mein.
Mich hindert niemand mehr auf Erden;
Fürwahr, durch mich soll Hilfe werden
Dem Herren; ihn lös' ich und mich.
Wohl, liebe Mutter, hört' ich dich
Soeben klagend sprechen,
Dir werde sicher brechen
Das Herz, mußt du mein Grab erblicken,
Nicht laß' dich diese Sorge drücken:
An meinem Grab wirst du nicht weilen.
Denn wo der Tod mich soll ereilen,
Davon bleibst du stets ferne:
Geschehn soll's zu Salerne,
Durch diesen Tod gedeihen wir,
Und ich viel schöner noch als ihr."

Da sie die Tochter sahen
So schnell dem Tod sich nahen
Und hörten, wie sie weise sprach
Und ganz der Menschheit Schranken brach,
Da meinten beiderseitig sie,
Daß eine solche Weisheit nie
Und so gewandte, kluge Rede
Kund eines Kindes Zunge täte, —
Daß sie nicht wenden wollten
Noch ihr verleiden sollten,
Was sie sich hatte vorgenommen:
Der Geist sei ihr von Gott gekommen.

Kaum hat sie die Einwilligung der Eltern empfangen, als sie zu ihrem Herrn eilt, um auch seine Zustimmung zu erhalten. Lange verweigert dieser seine Einwilligung, aber endlich weiß das Mädchen auch ihn zu überreden.

Also zog nach Salerne
Sehr wohlgemut und gerne
Mit ihrem Herrn die gute Magd.
Nichts andres ward von ihr geklagt,
Als daß so weit die Reise gehe
Und sie so spät den Tod erst sehe.
Als er sie endlich brachte
Dahin, wo er gedachte
Und wo er seinen Meister fand,
Da hatte sich zu ihm gewandt
Herr Heinrich bald und ihm gesagt,
Er hätte eine solche Magd,
Wie er sie ihn gewinnen hieß;
Dazu die Maid er sehen ließ.
Unglaublich schien ihm dieses fast;
Er sprach: „Mein liebes Kind, du hast
Dazu dich doch entschlossen gern
Und wurdest nicht von deinem Herrn
Gebeten oder sehr bedräut?"
Zur Antwort gab ihm da die Maid.

Sie habe sich auf eignen Rat
Und gern entschlossen zu der Tat.
Das wunderte den Meister sehr.
Die Maid zur Seite führte er,
Wo er dieselbe viel beschwor,
Ob sie ihr Herre nicht zuvor
Gezwungen hätte und bedroht.
Er sprach: „Kind, dir ist wahrlich not,
Daß du's recht überlegest dir;
Und auch den Grund vernimm von mir:
Bist du dazu von deinem Herrn
Gezwungen und tust es nicht gern,
So ist dein junges Leben hin,
Und uns bleibt davon kein Gewinn.
Du magst mir alles offenbaren.
Vernimm, wie mit dir wird verfahren:
Ich binde Füße dir und Arme;
Wenn dich dein zarter Leib erbarme,
Bedenke diese Schmerzen:
Ich schneide dir zum Herzen
Und hol' es lebend noch aus dir.
Drum, gutes Fräulein, sage mir,
Wie's nun mit deinem Sinne steh'.
Nie traf ein Kind so großes Weh,
Als dir nun soll geschehen.
Nun muß ich's tun und sehen,
Und das bringt mir das größte Leid,
Dies überleg auch, gute Maid:
Gereut es dich nur um ein Haar,
So hab ich meine Müh' fürwahr,
Und du hast 's Leben dann verloren."
So ward von neuem sie beschworen,
Doch sie erkannte sich so stäte,
Daß sie zurückwies jede Rede.
Mit Lachen sprach das Mägdlein da,
Weil sie sich dessen wohl versah,
Ihr hülfe heute noch der Tod
Aus dem Bereich der Erdennot:
„Gott lass' Euch jedes Glück erringen,
Mein Herr, daß Ihr in allen Dingen
So wohl die Wahrheit mir gesagt.
Fürwahr, ich bin etwas verzagt:
Ein Zweifel ist es, der mich quält.
Nicht länger sei es Euch verhehlt,
Wie es mit diesem Zweifel sei,
Den ich gewonnen nun dabei.
Ich fürchte, der verzagte Sinn,
Den Ihr hegt, bringt es noch dahin,
Daß alles unterwegen bleibe.
Denn was Ihr spracht, ziemt einem Weibe.
Den Hasen seid Ihr zugesellt,
Daß Euch so große Angst befällt,
Weil ich den Tod erleiden soll.
Fürwahr, es ist nicht ehrenvoll
Für Eure große Meisterschaft.
Ich bin ein Weib, doch hab ich Kraft;
Getraut Ihr Euch zu schneiden,
Getrau' ich mir's zu leiden.
Daß es mir Schmerzen bringt und Leid,
Womit Ihr eben mich bedräut,
Hab ich schon ohne Euch vernommen.
Gewiß wär' ich nicht hergekommen,
Wenn ich mir wäre nicht bewußt,
Fest sei der Mut in meiner Brust,
Daß ich es trage mit Geduld.
Auch ist mir wohl, mit Eurer Huld,
Die bleiche Farbe ganz benommen
Und fester Mut in mich gekommen,
Daß ich so wenig ängstlich stehe,
Als ob es zu dem Tanze gehe;
Denn eine Not sei noch so groß,
Werd' ich in einem Tag sie los,
Daß sie alsdann ganz enden mag,
Mich dünket, daß der eine Tag
Sei billig hingegeben
Für ew'ges Glück und Leben,
Das da mag nimmermehr vergehn.
Ihr braucht, wie meine Sinne stehn,
Euch länger nicht zu sperren.
Getraut Ihr meinem Herren
Gesunden Leib zu geben
Und mir das ew'ge Leben,
Bei Gott, so zaudert länger nicht;
Zeigt Eure Kunst nach Recht und Pflicht.
Die größte Lust hab ich dazu,
Ich weiß wohl, wem zulieb ich's tu.

In dessen Namen ich's vollbringe,
Der hält den Dienst nicht für geringe
Und läßt es unbelohnet nicht.
Ich weiß wohl, daß er selber spricht,
Wer große Dienste leiste,
Des Lohn sei auch der meiste.
So muß ich halten diesen Tod
Für nichts als eine süße Not
Bei so gewissem Lohne.
Ließ' ich die Himmelskrone,
So hätte ich törichten Sinn,
Da ich doch niedern Standes bin."
Nun schaute er, daß ganz und gar
Untadelhaft die Jungfrau war,
Und führte sie zurück alsdann
Hin zu dem kranken, siechen Mann.
Und zu demselben sagte er:
„Es hindert uns fürwahr nichts mehr;
Das Mägdlein ist vollkommen gut.
So fasset denn nun frohen Mut;
Ich mache Euch gesund alsbald."
Hin führt' er ohne Aufenthalt
In sein entlegnes Zimmer sie,
Daß es ihr Herr nicht sähe hie,
Und vor ihm schloß er zu die Tür
Und warf dann einen Riegel für;
Er wollte, daß er das nicht sehe,
Wie es mit ihr zu Ende gehe.
Nun sah die reine, gute Magd
Dort eine hohe Tafel stehn;
Auf die hieß sie der Meister gehn.
Alsdann er auf den Tisch sie band
Und nahm ein Messer in die Hand,
Ein scharfes, was dort lag bereit
Zu solchen Dingen allezeit;
Doch nicht genügt' es ganz und gar
Dem Arzt, so lang und breit es war,
Da es nicht gut genug ihm schnitt.
Da sie zum bittern Tode schritt,
Erbarmte er sich ihrer Not
Und gönnt' ihr einen sanften Tod.
Nun lag in seiner Nähe dort
Ein Schleifstein, den er nahm sofort.
Das Messer strich er nun daran
Und fing mit großem Fleiße an,
Es scharf zu machen. Dies hörte
Jemand, der ihre Freude störte,
Der arme Heinrich; denn nach ihr
War er gekommen vor die Tür. —
Er änderte den Willen nun
Und meinte übel dran zu tun,
Wozu er erst entschlossen war;
Und schnell verkehrt' er ganz und gar
Den Willen, den er anfangs hegte,
Da ihn das Mitleid so bewegte.
Als er die Maid da liegen sah,
In seinem Herzen meint' er da:
„Wie töricht hast du doch gedacht,
Daß du nicht dessen hattest acht,
Dem niemand widerstehen mag
Und ohne ihn meist einen Tag
Zu leben! Eitel ist dein Tun,
Da du mußt einmal sterben nun,
Daß du bei diesem siechen Leben,
Was dir von deinem Gott gegeben,
Geduld und Ruhe ganz vergißt,
Zumal sehr zu bezweifeln ist,
Ob dir des Kindes Tod mag frommen.
Das Leid, das dir von Gott gekommen,
Geduldig laß es dir geschehn,
Ich will des Kindes Tod nicht sehn."
So tat er drauf Verzicht alsbald
Und pochte an nun mit Gewalt:
Man sollte öffnen ihm sogleich.
Der Meister sprach: „Geduldet Euch!
Denn noch ist nicht das Werk geschehn,
Daß ich herein Euch ließe gehn."
„Nein, Meister, sprecht zuvor mit mir."
„Ich kann nicht, Herr, bleibt an der Tür
Und harret, bis das Werk getan."
„Nein, erst sollt ihr mein Wort empfahn!"
„So sagt es mir durch diesen Spalt."
„Die Sache ist nicht dergestalt."
Da öffnete er ihm die Tür.
Der arme Heinrich ging zu ihr,

Die er am Tisch gebunden sah,
Und zu dem Meister sprach er da:
„Das Mägdlein ist so wonniglich;
Fürwahr, zu keiner Zeit mag ich
Den Tod der Jungfrau sehen.
Was Gott will, mag geschehen;
Laßt wieder frei die gute Magd.
Was ich Euch habe zugesagt,
Das Silber, will ich geben.
Ihr sollt sie lassen leben."
Als dies die gute Maid vernahm,
Daß es zum Tod nicht mit ihr kam,
Nicht dachte sie an Sitte mehr
Und Zucht; es schmerzte sie zu sehr.
Sie raufte tief bekümmert sich
Und tat so schlimm und jämmerlich,
Daß niemand mochte schaun die Maid,
Daß er beweinte nicht ihr Leid.
Sehr bitter schrie sie, zum Erbarmen:
„O wehe mir, o weh mir Armen!
Wozu bin ich erkoren?
So hab ich nun verloren
Die reiche Himmelskrone!
Die wäre mir zum Lohne
Gegeben für die kurze Not.
Nun bin ich erst so gut wie tot.
O wehe, du gewalt'ger Christ,
Was Ehren uns benommen ist,
Herrn Heinrich und mir armen Maid!
Hin sind die Ehren allezeit,
Die erst uns waren zugedacht.
Wär' dieses Werk von uns vollbracht,
So wäre ihm der Leib genesen
Und ich zum Heile auserlesen."
So bat sie viel um ihren Tod.
Doch ward noch größer ihre Not;
Umsonst war ganz und gar ihr Flehn.
Da ließ sich niemand willig sehn.
Da hob sie an zu schelten;
Sie sprach: „Ich muß entgelten
Den Sinn des Herrn, daß er verzagt.
Unwahres hat man mir gesagt,
Wie es mir jetzt wird offenbar.
Die Leute sagten immerdar,
Ihr wärt ein Ritter brav und gut
Und hättet festen Mannesmut;
So helf' mir Gott, es war gelogen.
Die Welt war stets an Euch betrogen;
Ihr waret alle Eure Tage
Und seid noch heute feig und zage.
Das seh' ich deutlich wohl daran,
Was ich doch überstehen kann,
Könnt Ihr erdulden nicht und sehn.
Auf welche Art, Herr, ist's geschehn,
Daß Ihr erschrakt, da man mich band?
Es war doch eine dicke Wand,
Herr Heinrich, die Euch schied von mir.
Habt Ihr nicht so viel Mut, daß Ihr
Könnt eines andern Tod ertragen?
Verheißen will ich Euch und sagen,
Daß niemand Euch zuleid was tut
Und daß es nützlich Euch und gut."
Wie viel sie bat und flehte
Und schalt mit bittrer Rede,
All ihre Mühe war vergebens;
Sie ward nicht ledig ihres Lebens.
Wie weit sie auch im Schelten ging,
Der arme Heinrich es empfing,
Wie es ein braver Ritter soll,
Geduldig ohne allen Groll,
Der feine Zucht und Sitte hegt.
Zur Gnade ward er nicht bewegt
Und kleidete das Mägdlein an
Und gab den Lohn dem Arzte dann,
Soviel er hatte ihm verheißen;
Und dann begann er abzureisen
Schnell nach dem Heimatlande,
Wiewohl er alles kannte,
Daß er daheim von jedermann
Schmähungen nur und Leid gewann
Und ihn Verachtung traf und Spott,
Traut' er doch lediglich auf Gott.
Nun war so sehr die gute Maid
Von Schmerz entstellt und großem Leid,
Daß sie schon nahe war dem Tod.
Da schaute ihre Treu' und Not
Cordis speculator,
Vor welchem keines Herzens Tor

Vollständig ist verschlossen je.
Da er aus Gnade dieses Weh
Gesendet ihnen beiden
Und sie mit bittern Leiden
Versuchte, wie er auch zuvor
Den reichen Hiob sich erkor,
Da zeigte nun der heil'ge Christ,
Wie lieb ihm das Erbarmen ist,
Und so schied er sie beide
Von allem ihrem Leide
Und fügte es zur selben Stunde,
Daß von der Krankheit er gesunde.
So besserte Herr Heinrich sich,
Und schnell von ihm die Krankheit wich,
Daß er auf seinem Wege
Von unseres Herren Pflege
Alsbald sehr schön geworden war.
Genesen war er ganz und gar
Und sah aus wie vor zwanzig Jahren.
Da dieses Glück ihm widerfahren,
Entbot er's in dem Heimatlande
Den Freunden allen, die er kannte,
Wie ihm ward Heil durch Gottes Güte,
Daß sie mit fröhlichem Gemüte
Gott dankten für sein Wohlergehn.
Wohl mußten alle freudig sehn
Die große Gnade, die ihm da
Durch unsres Herren Huld geschah.
Die ihm die besten Freunde waren
Und seine Wiederkunft erfahren,
Die ritten fort und gingen,
Damit sie ihn empfingen,
Entgegen wohl drei Tage,
Und was auch jemand sage,
Sie glaubten nur dem Augenschein.
Da sahn sie Gottes Wunder ein
An seinem schönen Leibe. — —
Sein traut Gemahl da bei ihm war;
Die schaute er sehr freundlich an,
Umfaßte sie und sprach sodann:
„Es ist euch allen schon gesagt.
Daß ich von dieser guten Magd,
Die hier an meiner Seite ist,
Die Rettung habe. Nun, so wißt:
Auch sie ist frei, wie ich es bin;
Und danach strebt mein ganzer Sinn,
Daß ich sie als Gemahl empfange.
Gott gebe, daß ich es erlange!
Als meine Frau möcht' ich sie sehn,
Fürwahr, soll mir das nicht geschehn,
So will ich sterben ohne Weib.
Daß ich die Ehre und den Leib
Noch habe, daran ist sie schuld.
Darum, bei unsres Herren Huld,
Will ich euch bitten alle,
Daß ich euch wohlgefalle."
Sie sprachen alle da sogleich
Einstimmig beide, arm und reich,
Das tue er mit Recht und Fug.
Und Pfaffen waren da genug:
Da ward sie ihm zum Weib gegeben.
Nach einem langen, schönen Leben
Empfingen sie auch beide
Des ew'gen Lebens Freude.
So sei auch uns beschieden
Zuletzt der ew'ge Frieden,
Der Lohn, den sie bekamen.
Dazu helf' Gott uns! Amen.

(Koch.)

## § 18.

## Wolfram von Eschenbach.

Wolfram von Eschenbach, geboren unter dem Kaiser Friedrich Rotbart zu Eschenbach, einem Dorf und Schloß bei Ansbach in Bayern, ist der gedankenreichste und tiefsinnigste Dichter des ganzen Mittelalters. Über seine Lebensverhältnisse sind wir nur wenig unterrichtet. Unbemittelt, weil nur im Besitze des kleinen Gutes Wildenberg, das er vom

Grafen von Wertheim zu Lehen hatte, fand er durch Gesang, der ihn zu den Höfen der Fürsten führte, seinen Unterhalt, wenn er auch mit einem gewissen ritterlichen Stolze erklärt, daß er zum „Schildesamt" geboren sei. Namentlich hielt er sich auf an dem glänzenden Hofe des freigebigen Landgrafen Hermann von Thüringen (1195—1215), auf der Wartburg bei Eisenach, wo er auch mit dem großen Lyriker Walther von der Vogelweide zusammentraf. Zum Waffenhandwerke erzogen, war er des Lesens und Schreibens nicht kundig, so daß er seine Gedichte diktieren mußte: er war „dessen künstelos geblieben, was in den Büchern steht geschrieben". Aber ein Mann offenen Sinnes und treuen Gedächtnisses, besaß er reiche Kenntnisse in der Naturkunde, Astronomie, Geographie und Theologie, war ein gründlicher Kenner der einheimischen und fremden Sagen und verstand auch das Französische. Er ist der einzige höfische Epiker, der seine Stoffe eigenen Ideen dienstbar macht und ihnen mit schöpferischer Gestaltungskraft gegenübersteht.

Die Werke Wolframs sind: „Titurel", „Willehalm" und „Parzival". Das erste, von dem nur zwei kleine Bruchstücke erhalten sind, behandelt die Liebe Schionatulanders zu Sigune, der Urenkelin Titurels, des ersten Gralskönigs; das zweite, leider unvollendet, stellt die Taten des hl. Wilhelm von Orange, eines Vasallen Karls des Großen, gegen die Heiden (d. i. die Mohammedaner) dar, besonders die sagenberühmte Schlacht bei Alischanz (793): es gehört also dem karolingischen Sagenkreise an. Das bedeutendste Werk, Artus- (S. 145) und Gralssage (S. 145), zum erstenmal zu einem Ganzen verbindend, ist **Parzival**, 24810 Verse enthaltend, gedichtet zwischen 1205 und 1215 nach einem französischen Vorbilde des Chrétien von Troyes.

Seine letzte Ruhestätte fand der um 1220 gestorbene Dichter im Frauenmünster zu Eschenbach, wo ihm im Jahre 1861 auf dem Markte von dem kunstliebenden König Max II. von Bayern ein sinniges Brunnendenkmal gesetzt wurde.

### Parzival[1].

Parzival ist der Sohn Gamurets aus dem königlichen Hause von Anjou und der aus dem Geschlechte der Gralskönige stammenden Herzeloyde. Da der Hang nach Waffentaten den Vater in die ferne Welt und in einen frühen Tod getrieben hat, beschließt die Mutter, den einzigen Sohn in tiefer Abgeschiedenheit zu erziehen, um ihn vor den Gefahren des Ritterlebens zu bewahren.

Bezwungen von des Grams Gewalt,
Zog aus dem Land zu einem Wald
Sie in die Wildnis von Soltane[2];
Der Blumen halb dort auf dem Plane
Doch wahrlich nicht: in Leid so ganz
Versenkt, wie schön sie mochten prangen,

[1] Parzival vom franz. perce-val = bringe durchs Tal im Sinne von „mitten durch", d. h vom Zweifel zum Glauben. [2] Der wüste, einsame Wald.

Sie wand sie nimmer sich zum Kranz.
Hier barg die Flüchtige mit Bangen
Ihr Kind, ließ drauf von ihren Leuten
Notdürftig Acker baun und reuten
Und allen auf das strengste sagen,
So einer würd', ob Mann, ob Weib,
Von Ritterschaft zu sprechen wagen,
Er müßt' es büßen mit dem Leib;
Denn wenn ihr Traut erführe je,
Wie es um Rittersleben steh',
Nie würd' er davon abgelenkt,
Und sie in neuen Harm versenkt.
So ward der junge Knab' geborgen
Und, einsam in der Wüst' erzogen,
Durch der Mutterliebe Sorgen
Um königliche Zucht betrogen.
Man ließ ihm nach, mit seiner Hand
Zu schnitzen Bogen sich und Pfeile.
Das war den Vögeln nicht zum Heile;
Er tötet' alle, die er fand,
Doch schoß er einen ihrer nieder,
Der kurz zuvor so süße Lieder
Gesungen noch, sah man den Kleinen
Mit Schmerzgebärden um ihn weinen.
Er wusch am Fluß sich alle Morgen;
Noch wußte nicht sein Sein von Sorgen.
Doch wenn der Vögel holder Sang
Ihm dann zu Ohr und Herzen drang,
Da schwoll die kleine Brust ihm. Hin
Lief weinend er zur Königin;
Doch fragte sie, was ihm geschehn,
So wußt' er Rede nicht zu stehn,
Wie's oft bei Kindern noch geschieht.
Frau Herzeloyde sorgenwach
Ging lang umsonst dem Wesen nach,
Bis sie den Knaben einst ersieht,
Wie ganz verloren er in Träumen
Den Vöglein lauschet auf den Bäumen.
Nun wohl erkennend wie ihr Sang
Des Söhnleins Herz so sehnend zwang,
Schwur Haß den bösen Vögeln sie,
Und daß ihr Singen nie mehr hie
Ihr Kind betrübe, sandte Knechte
Sie aus, die Vöglein, gut' und schlechte,
Zu fangen all und umzubringen.
Doch Vöglein waren wohl beraten;
Gar manche schlüpften aus den Schlingen,
Und süßer nur durch Hain und Saaten
Schien nun ihr Liedchen zu erklingen.
Der Knabe drauf zur Kön'gin sprach:
„Was stellt man doch den Vöglein nach?
Weh, Mutter, wende ihre Not,
Gib ihnen Frieden noch zur Stund'."
Die Mutter küßt' ihn auf den Mund
Und rief: „Wie konnt' ich das Gebot
Des höchsten Gottes auch verkehren,
Der sie zu Freuden nur erschuf!"
Der Knabe horchte ihrem Ruf
Mit Acht und sagte: „Laß mich hören,
Mutter mein, was ist das: Gott?"
„Mein Sohn, ich sag' dir sonder Spott",
Begann sie, „wie der Tag, so licht
Ist er, von Menschenangesicht;
Ihn flehe an in jeder Not;
Denn stete Hilfe immer bot
Barmherzig er der Welt und liebend.
Doch einer heißt der Hölle Wirt;
Schwarz ist er, Untreu' stets nur übend.
Wie der auch lockend dich umkurrt,
Stets wende von ihm die Gedanken,
Von ihm und von des Zweifels Wanken."
So lernt' er Licht und Finstres unterscheiden
Und Gutes üben und das Böse meiden.
Gar herrlich wuchs der Knab' heran,
Mit Mut und Stärke angetan.
Schon warf den Jagdspieß er gewandt,
Und mancher Hirsch ward froh verzehret,
Den er erlegt mit seiner Hand.
Es fand das Wild sich arg beschweret
Durch seine Kunst; denn gleicherweise,
Ob blumensprossend, ob vom Eise
Die Erde starrend war, ihm galt
Es einerlei — er ging zum Wald.
Und also nahm er zu an Kraft,
Daß oft er heimkam so beladen,
Daß kaum ein Maultier ohne Schaden
Die Beute hätte weggeschafft.

So ging er auch an einem Tag
Nach seiner Art dem Weidwerk nach,
An einem Berghang niederschweifend
Und auf dem Blatt dem Wilde pfeifend.
Da tönte Hufschlag zu ihm her.
Er greift geschwind zu seinem Speer
Und lauscht. „Was war's, das ich vernommen?
Will etwa gar der Teufel kommen
Mit Zornes Grimm? Er mag nur gehn!
Ich würd' ihn sicherlich bestehn,
Die Mutter Graufes von ihm sagt;
Doch mein' ich, an Mut ist sie verzagt."
So stand er da in Streitbegehr,
Sieh, da trottierten Ritter her,
Gewappnet alle gar und ganz,
Hell blitzend in der Sonne Glanz.
Der Knabe wähnte sonder Spott,
Ein jeder ihrer sei ein Gott.
Drum warf er nieder auf die Knie
Sich mitten in den Weg und schrie:
„Hilf, Gott, denn du kannst Hilfe reichen!"
Der vorderste hieß zornig weichen
Den unberatenen Waleisen[1],
Der ihn im vollen Laufe still
Zu halten zwang mit seinem Preisen;
Wobei ich nur bemerken will:
Den einen Ruhm, wie an uns Bayern,
Muß ich auch an Waleisen feiern.
Wenn tapfer zwar, täppischer doch
Als bayrisch Volk sind diese noch.
Wer sein Geschick in diesen beiden Landen
Zur Welt mitbringt — ein Wunder ist vorhanden.
Noch lag der Knab' auf seinen Knien,
Als noch ein Ritter, schön geziert,
Mit Eil' heran kam galoppiert.
Es trug ein stattlich Streitroß ihn;
Er schien zum Kampfe ausgeritten,
Denn wenig war vom Schilde ganz.
Graf Ultra-Lak Karnahkarnanz —
„Wer sperrt den Weg?" — mit rauhen Sitten
Schnaubt also er den Knaben an.
Doch diesem wie ein Gott getan
Erschien auch er, da vorher nimmer
Sein Aug' erblickte solchen Schimmer.
Der Wappenrock in schönen Wellen
Fiel bis zur Erde; an den Zügeln,
An Schild und auch an beiden Bügeln
Erklangen kleine goldne Schellen.
So daß, wenn von des Gegners Degen
In wildem Kampf der Schild erdröhnte,
Ihr Klingen hold dazwischentönte.
Doch sanftern Tones fragt' entgegen,
Bezwungen von der Schönheit Glanz
Des Knaben, drauf Karnahkarnanz:
„Nun sagt mir, Jungherr, sonder Weile:
Saht Ihr zwei Ritter hier mit Eile
Vorüberfliehen? Eine Schande
Sind sie dem ganzen Ritterstande,
An Männertugend ganz verzagt.
Gewaltsam führten eine Magd
Sie mit sich, die sie frech geraubt."
Der Knabe nach wie vor doch glaubt,
Bedenkend seiner Mutter Lehre
Von Licht und Finster, es verkehre
Ein Gott mit ihm; drum sprach das Kind
Sein voriges Gebet geschwind:
„Ach, hilf mir, hilfereicher Gott,
Der Hilfe gibt in aller Not."
Der Fürst darauf: „Ich bin nicht Gott,
Doch leiste gern ich sein Gebot.
Wärst du der Wahrheit auf der Spur,
Du sähst in uns vier Ritter nur."
Da fragt der Knabe fürbaß:
„Du nennst da Ritter; was ist das?
Sag an, hast du nicht Gotteskraft,
Wer kann denn geben Ritterschaft?
„Die teilt der König Artus aus;
Ja, kommt Ihr einst zu dessen Haus,
So mögt Ihr Rittersnamen nehmen,
Des Ihr Euch nimmer habt zu schämen.

[1] Einwohner von Valois.

Denn seh ich Euer Wesen an
Und Euren Leib so wohlgetan,
Acht' ich Euch wohl von Ritters Art."
Der Knabe fragte weiter dreist,
Weshalb er laut belachet ward:
„Ei, Ritter, Gott — sei, wer du seist —
Du hast so viele Ringe
Um deinen Leib gebunden,
Um Arm und Bein gewunden;
Wozu sind diese Dinge?"
Und drauf betastend mit der Hand
Die Panzerringe Band für Band
Rief er im staunenden Beschauen:
„Ich sah doch meiner Mutter Frauen
Ringel auch an Schnüren tragen,
Die nicht so ineinanderragen!"
Karnahkarnanz: „Nicht will ich hehlen,
Was dir gar sehr noch scheint zu fehlen."
Er zeigt' ihm drum und zog sein Schwert:
„Nun sieh! Wer von mir Streit begehrt,
Den wehr ich ab mit solchen Schlägen;
Jedoch zum Schutz vor seinem Degen,
Gegen Schuß und Hieb und Stich
Muß ich also bewaffnen mich."
Da rief der gute Knabe laut:
„Weh, trügen die Hirsche solche Haut,
Sie verwundete nicht mein Gabilot[1],
Das manchem doch schon gab den Tod."
Die Herren ließen Gott befohlen
Das Kind und zogen des Weges fort,
Um die Verräter einzuholen.
Der Knabe staunend sah die Reiter
Enteilen, folgte mit den Augen
Ihnen nach, und nun nicht weiter
Schien Jagd und Wild ihm mehr zur Lust zu taugen.
Hin lief sogleich er voller Freude
Zu seiner Mutter Herzeloyde,
Ausführlich ihr, was von den Helden
Er sah und hörte, zu vermelden.
Doch hatt' er kaum das Wort begonnen,
Warf sie der Schreck in Ohnmacht hin;
Und als die Kraft sie rückgewonnen,
Rief aus mit Gram die Königin:
„O wehe deiner Lippen Laute,
Weh mir nun, wehe! Wer vertraute,
Mein Sohn, dir das?" Doch unbefangen
Entgegnet' er: „Lieb' Mutter mein,
Als ich heut früh zum Wald gegangen,
Sah ich vier Männer, und ein Schein
Ging aus von ihnen hell und licht,
So licht wie Gottes Angesicht.
Die sagten mir von Ritterschaft
Und wie des Königs Artus Kraft
Mich kann mit Ritters Ehren
Zum Schildesamt bekehren."
Da hub sich neuer Jammerruf,
Wie einst des Gatten Tod ihn schuf.
Dennoch erbat der Knabe wert
In Einfalt sich sogleich ein Pferd,
Schleunigst zu Artus hinzureiten.
Die Königin sah mit tiefem Gram,
Wie es umsonst, ihn abzuleiten
Von seinem Willen. Doch sie kam
Auf eine List, wie nach dem Scheiden
Ihm sei die Ausfahrt zu verleiden.
Drum klug erwägend, wie geneigt
Zum Spott sich stets die Menge zeigt,
Sprach sie: „Zum allgemeinen Hohn
Soll Narrenkleider nur mein Sohn
An seinem lichten Leibe tragen.
Wird er geneckt, gerauft, geschlagen,
So kehrt er wohl von selbst zurück."
Drum Hemd und Mütz' in einem Stück
Ward ihm aus Sacktuch zugeschnitten,
Und an der Mütze Zipfel band
Nach rechten Narrensitten
Man einen Kuckuck allzuhand.
Von rauhem Kalbsfell ward sodann
Ihm eine Hose angetan;
Und als er so zur Fahrt bereit,
Begann die Frau in ihrem Leid:
„Mein lieber Sohn, nun höre

[1] Wurfspieß.

Aufmerksam meiner Lehre:
Du mußt auf ungebahnten Straßen
Die dunkeln Furten liegen lassen;
Doch siehst du seicht sie, hell und rein,
So reite nur getrost hinein.
Du mußt dich schicklich stets betragen,
Niemandem deinen Gruß versagen,
Und wenn ein grauer, weiser Mann
Dich Zucht will lehren, nimm dir's an;
Verarg ihm nicht, was er dir sprach,
Vertrauend tu und gern danach.
Dann, Sohn, laß dir empfohlen sein:
Wenn gutes Weibes Ring und Grüßen
Du kannst erringen, geh drauf ein;
Das wird dir manches Leid versüßen.
Und endlich sollst du wissen:
Der übermüt'ge Lähelin
Hat deinem Fürsten frech und kühn
Zwei Lande jüngst entrissen,
Wo du nur solltest Krone tragen,
Waleis und Norgals[1]; hat erschlagen
Deinen Fürsten Turkentals,
Der sie in Treuen dir gehütet.
Mit Mord und Brand hat er gewütet
Im Land, viel deines Volks getötet." —
„Das räch' ich", rief von Zorn gerötet
Der Knabe hier, „o, will es Gott,
So trifft ihn schwer mein Gabilot!"
Nun ließ nach König Artus nicht
Die Sehnsucht länger mehr ihn weilen,
Und mit des Morgens erstem Licht
Stieg er zu Roß, hindann zu eilen.
Die Kön'gin küßt' ihn, ging ihm nach,
Folgte mit den Augen ihm weit,
Und als er entschwunden — o weh dem Tag! —
Da brach ihr Herz vor Jammer und Leid.
(San Marte.)

Nach mancherlei Abenteuern gelangt Parzival zum Könige Artus, der in Nantes seinen Hof hält. Hier erregt er durch seine Narrenkleidung allgemeines Aufsehen, erweckt aber auch Bewunderung durch seine allerdings noch ungefüge Tapferkeit. Zu neuen Taten ausziehend, gelangt er zunächst zu der Burg des alten Ritters Gurnemanz. Als er bei diesem einfältig anhebt:

„Meine Mutter hieß mich dessen Rat
Erflehn, der graue Locken hat.
Dafür will ich Euch dankbar sein,
Da so mir riet die Mutter mein",

antwortet ihm in milder Belehrung der Ritter:

### Gurnemanz' Rat.

„Ihr redet wie die Kindelein:
Was geschweigt Ihr Eurer Mutter nicht
Und gebt uns anderlei Bericht?
Haltet Euch an meinen Rat,
Der scheidet Euch vom falschen Pfad.
So heb' ich an: Legt nimmer hin
Die Scham, die aller Zucht Beginn.
Schamloser Mann, wie taugte der?
Als ob er in der Mause[1] wär',
So rieselt von ihm Würdigkeit
Und weist ihn zu der Hölle Leid.
Ihr tragt so edlen Schickes Schein,
Wohl mögt Ihr Volkes Herre sein.
Ist hoch und höht sich Eure Art,
Seht, daß Ihr stets im Herzen wahrt
Erbarmung gegen dürft'gen Mann;
Wider dessen Kummer kämpfet an
Mit Gut und milden Gaben;
Solche Demut sollt Ihr haben.
Der kummervolle, werte Mann,
Der vor Scham nicht betteln kann
(Das ist ein unsüßes Leid),
Dem seid zu helfen gern bereit.
Wenn Ihr dessen Kummer stillt,
Das ist zu lohnen Gott gewillt.
Er ist übler dran, als der da geht

[1] Nord-Wales. [2] Mause = Federwechsel des Vogels.

Zur Türe, wo das Fenster steht.
Ihr sollt verständig überein
Wissen arm und reich zu sein.
Denn wo der Herr zu viel vertut,
Das ist nicht herrlicher Mut,
Und will er Schatz nur mehren,
Das mag ihn auch nicht ehren.
Das rechte Maß sei euer Orden.
Ich bin wohl inne geworden,
Daß Ihr ratbedürftig seid:
Nun meidet Unfug jederzeit.
Ihr sollt so viel nicht fragen;
Doch dürft Ihr nicht versagen
Bedachte Antwort, die gemessen
Ziemet auf die Frage dessen,
Der Euch mit Worten will e spähn.
Ihr möget hören, möget sehn,
Erwittern, kosten, merken:
Das wird den Sinn Euch stärken.
Laßt Erbarmung bei der Kühnheit sein;
Dem Rate sollt Ihr Folge leihn.
Wer im Kampf Euch bietet Sicherheit,
Tat er Euch nicht solches Leid,
Das Herzeleid müßte geben,
Nehmt sie und laßt ihn leben.
Ihr legt oft Harnisch an Euch;
Legt Ihr ihn ab, so reinigt gleich
Euch an Händen und Gesicht
Vom Rost des Eisens, das ist Pflicht.
So schaut Ihr wieder hell und klar:
Des nehmen Frauenaugen wahr.
Seid mannlich und wohlgemut,
Das ist zu wertem Preise gut.
Die Frauen haltet lieb und wert:
So wird ein junger Mann geehrt.
Gebt keinem Wankelmut Euch hin:
Das ist rechter Mannessinn.
Wenn Ihr sie tören wollt mit Lügen,
Wohl mögt Ihr ihrer viel betrügen:
Lohnt treuer Minne falsche List,
Das bringt Euch Lob gar kurze Frist.
Da wird des Schleichers Klage
Das dürre Holz im Hage;
Denn es knistert und kracht,
Daß der Wärter erwacht.
Strauchweg und verbotner Schlich
Führen üblen Streit mit sich.
Dies messet gegen wahre Minne.
Die werte hat auch kluge Sinne
Wider Falschheit und Betrug.
Haßte sie Euch je mit Fug,
So müßtet Ihr geschändet sein
Und immer dulden Scham und Pein.
Dies sollt Ihr nah dem Herzen tragen.
Ich will Euch mehr von Frauen sagen.
Mann und Weib, die sind geeint
Wie die Sonne, die heut scheint,
Und der heut genannte Tag,
Die beide niemand scheiden mag.
Sie blühn hervor aus einem Kern:
Das merket und erwäget gern."
Dem Wirte dankt er für das Wort.
Der Mutter schwieg er hinfort
Mit Reden, doch im Herzen nicht;
Das ist getreuen Mannes Pflicht.

Außer diesen Belehrungen empfängt Parzival auch noch Unterricht in den Kriegskünsten und zieht dann, ausgerüstet mit ritterlichem Kleide und eingeweiht in ritterliche Sitte, seines Weges weiter. So kommt er nach der Residenz Pelrapär, wo die jungfräuliche Königin Kondwiramur von einem verhaßten Bewerber belagert wird. Parzival überwindet im Zweikampfe den Feind und gewinnt die holde Königin zur Gattin. Doch schon bald begehrt er Urlaub von ihr:

„Mag's Euch gefallen, Fraue,
So erlaubt mir, daß ich schaue,
Wie's um meine Mutter steh'.
Ob ihr wohl sei oder weh,
Das ist mir völlig unbekannt.
Ich treffe, reit' ich in ihr Land,
Wohl auch Abenteuer an."

Nach schnellem, ziellosem Ritte gelangt er an einen See, wo ein Fischer ihn zu einer nahen Burg bescheidet. Parzival tritt, festlich empfangen, in diese ein, ohne zu ahnen, daß er in der Burg des heiligen Grals sei.

### Parzival auf der Gralsburg.

Hundert Kronen niederhingen
In dem Saal, zu dem sie gingen,
Mit vielen Kerzen besteckt;
So war auch rings überdeckt
Mit kleinen Kerzen die Wand.
Hundert Ruhbetten fand
Man an den Seiten aufgeschlagen,
Darauf hundert Kissen lagen.
Je vier Gesellen trug ein Sitz,
Die Plätze unterschied ein Schlitz,
Davor ein Teppich bilderhell. —
Von Marmor waren aufgemauert
Drei viereck'ge Feuerrahmen.
Da brannt' ein Holz, das man mit Namen
Nannte lignum aloe. —
Der kranke Wirt selber hat
Vor der mittlern Feuerstatt
Auf einem Spannbett Platz genommen.
Zum Bruche war's gekommen
Zwischen ihm und der Freude:
Sein Leben war ein morsch Gebäude.
In den Saal gegangen,
Ward da gar wohl empfangen
Von dem, der ihn dahingesandt,
Parzival der Weigand[1].
Ihn ließ der Wirt nicht lange flehn,
Er bat ihn, nah heranzugehn
Und zu sitzen: „Hier an meine Seite!
Wies' ich Euch in größre Weite,
Das hieß' Euch allzu fremd getan."
So sprach der jammersreiche Mann. —
Ritter saßen da genug,
Als man Jammer vor sie trug.
Herein zur Tür ein Knappe sprang,
Eine Lanze trug er, die war lang
(Die Sitte war zur Trauer gut);
Die Schneide nieder tropfte Blut
Und lief am Schaft bis auf die Hand,
Wo es am Ärmel verschwand.
Da ward geweint überall
Und geschrien in dem Saal,
Daß dazu mit Kehl' und Augen
Kaum dreißig Völker möchten taugen.
Also trug er den Speer
An den vier Wänden umher
Bis wieder zu des Saales Tür,
Wo der Knappe sprang hinfür.
Da war des Volkes Not gestillt,
Das erst von Jammer stand erfüllt,
Da es die Lanze hatt' erkannt,
Die der Knappe trug in seiner Hand. —
Man sah die Jungfrauen kommen
In gar wonniglichem Staat.
Zwei Messer, schneidig wie ein Grat,
Trugen die Jungfrauen hehr
Auf zwo Zwickeln[2] daher.
Von Silber ist die Kling' und weiß
Und nicht versäumt von Künstlerfleiß,
Geschärft, gewetzt zu solcher Glätte,
Daß es wohl Stahl geschnitten hätte.
Vor dem Silber trugen Frauen wert,
Die auch der Gral zum Dienst begehrt,
Lichter, daß es heller sei,
Vier Kinder, alles Tadels frei.
So gingen diese sechse nun;
Höret, was sie sollten tun.
Sie grüßten. Zwei Jungfräulein
Trugen auf der Tafel Schein
Das Silber, legten es da nieder.
Dann gingen sie mit Züchten wieder
Zu den ersten zwölfen hin.
Wenn ich recht berichtet bin,
Hier sollen achtzehn Frauen stehn.

[1] Weigand = Kämpfer. [2] Handtücher, Servietten.

Nun sieht man neue sechse gehn
In Kleidern, die man schwer bezahlt. —
Nach diesen kam die Königin.
Ein Glanz von ihrem Antlitz schien,
Sie wähnten all, es wolle tagen.
Ein Kleid sah man die Jungfrau tragen
Von Pfellel[1] aus der Arabie.
Auf grünseidnem Achmardi[1]
Trug sie des Paradieses Fülle,
So den Kern wie die Hülle.
Das war ein Ding, das hieß der Gral,
Irdischen Segens vollster Strahl.
Repanse de Schoie hieß,
Von der der Gral sich tragen ließ.
Der Gral war von solcher Art:
Sie hat das Herz sich rein bewahrt,
Der man gönnt des Grals zu pflegen;
Sie durfte keine Falschheit hegen.
Lichter kamen vor dem Gral,
Die waren schön und reich zumal,
Sechs lange Gläser hell und klar,
Drin brannte Balsam wunderbar.
Da sie gemess'nen Schritts herfür
Zur Tafel kamen von der Tür,
Die Königin verneigte sich
Und jede Jungfrau züchtiglich,
Die da Balsamgläser trug.
Die Kön'gin ohne Falsch und Trug
Setzte vor den Wirt den Gral.
Die Märe spricht, daß Parzival
Sie hab' andächtig lang beschaut,
Der der Gral war anvertraut;
Er hatt' auch ihren Mantel an[2].
Die sieben gingen sacht hindann
Zu den achtzehn ersten.
Sie nahmen all die hehrste
Zwischen sich; zwölf standen ihr
Zu beiden Seiten, sagt' man mir.
Da stand die Magd, die Krone tragend,
Schön aus den Gespielen ragend.
All den Rittern zumal,
Die da saßen in dem Saal,
Ließ man von den Kämmerlingen
In goldnen Becken Wasser bringen.
Je vier bediente einer
Und ein Junker, ein kleiner,
Der eine weiße Zwickel trug.
Man sah da Reichtum genug.
Der Tafeln mußten hundert sein,
Die man zur Türe trug herein.
Man setzte jegliche hier
Vor der werten Ritter vier;
Tischlaken, blendend weiß,
Legte man darauf mit Fleiß.
Der Wirt nun selber Wasser nahm;
Er war an frohem Mute lahm.
Da wusch sich Parzival zugleich.
Eine seidne Zwickel bilderreich
Hielt ein Grafensohn ihm hin;
Den sah man hurtig niederknien.
Wo eine Tafel war gestellt,
Vier Knappen sah man da gesellt,
Daß sie zu dienen nicht vergäßen
Denen, die an ihr saßen.
Zweene mußten kniend schneiden;
Die andern durften's nicht vermeiden:
Sie trugen Trank und Speise herbei
Und dienten ihnen nach der Reih'.
Hört mehr von Reichtum sagen.
Vier Karossen mußten tragen
Manchen Becher goldenklar
Jedem Ritter, der zugegen war.
Die wurden rings umhergerollt;
Von vier Rittern war das Gold
Auf die Tafeln hingesetzt.
Ein Schaffner folgte zuletzt;
Dem war es aufgetragen,
Alles wieder in den Wagen
Zu setzen, wenn gedienet wäre.
Nun vernehmet andre Märe.

---

[1] Feine Seidenstoffe.

[2] Parzival war vor seinem Eintritt in den Saal mit dem aus arabischem Stoffe gefertigten Mantel der Königin bekleidet worden.

Hundert Knappen man gebot,
Daß sie in weißen Zwickeln Brot
Kniend nahmen vor dem Gral.
Zurück dann traten sie zumal
Und verteilten vor die Tafeln sich.
Man sagte mir, so sag auch ich
Auf euren eignen Eid:
Vor dem Grale war bereit,
(Sollt ich damit betrügen,
So helfet ihr mir lügen),
Wonach einer bot die Hand,
Daß er alles stehen fand,
Speise warm, Speise kalt,
Speise neu und wieder alt,
Fisch und Fleisch, wild und zahm.
Der Gral war alles Segens Born,
Weltlicher Süße volles Horn;
Er tat es dem beinahe gleich,
Was man erzählt vom Himmelreich. —
Die herrliche Genossenschaft
Ward bewirtet von dem Gral.
Wohl bemerkte Parzival
Den Reichtum und das große Wunder;
Doch nicht zu fragen unterstund er.
Er gedachte: „Treulich riet
Mir Gurnemanz, bevor ich schied,
Viel zu fragen sollt' ich meiden.
Man wird mich hier auch wohl bescheiden,
Wie es dort bei ihm geschah.
So hör ich ohne Frage ja,
Wie es um diese Leute steht."
Wie er so dachte, sieh, da geht
Ein Knappe her und bringt ein Schwert,
Die Scheide tausend Marken wert;
Das Gehilz[1] war ein Rubin;
Auch war die Klinge, wie es schien,
Großer Wunder Täterin.
Seinem Gaste gab der Wirt es hin
Und sprach: „Es half mir in der Not
Manchesmal, bevor mich Gott
So schwer am Leibe hat verletzt.
Ich hoffe, daß es Euch ersetzt,
Was hier gebricht an Eurer Pflege;
Führt es künftig allewege;
Ihr seid, erkennt Ihr seine Art,
Im Streite wohl damit verwahrt."
Weh, daß er da vermied zu fragen!
Das muß ich noch für ihn beklagen.
Denn da das Schwert ihm ward gegeben,
Das mahnt' ihn, Frage zu erheben.
Auch jammert mich sein edler Wirt,
Daß er der Qual nicht ledig wird,
Der ihn enthoben hätte Fragen.

Aus langem Schlafe erwachend, findet Parzival, der in einfältiger Torheit versäumt hat, die ihm Glück verheißende Frage nach den Wundern des Grals und nach der Ursache des Leidens des Königs zu stellen, alles verödet und reitet nachdenklich von dannen, ohne zu ahnen, welch hohes Glück er verscherzt hat. Als aber seine ihm unbekannte Pflegeschwester Sigune ihn über seine Torheit aufgeklärt hat, versinkt er in träumerisches Brüten, nur noch gedenkend seiner Gattin Kondwiramur. So gelangt er zu Artus, der ihn in die Tafelrunde aufnimmt und ihm so zum höchsten Ziele *irdischer* Ritterschaft verhilft. Aber schon während des Festmahles erscheint Kundrie, die Botin des Grals, und ruft mit schrillem Tone:

„Hin ist die Tafelrunde:
Ein Falscher ist im Bunde.
Gab Euch nicht der Wirt das Schwert,
Des Ihr niemals wurdet wert?
Doch statt zu fragen, schwiegt Ihr still;
Ihr seid des Höllenhirten Spiel.
Ehrloser Mann, Herr Parzival!
Trug man nicht vor Euch hin den Gral?
Nun ist Euer Preis zu Fall gekommen,
O weh mir, hätt' ich's nie vernommen,
Daß der Sohn von Herzeloyden
Sich vom Preise mochte scheiden."

[1] Schwertgriff.

Da verzichtet Parzival auf die Tafelrunde und reitet, an Gott verzweifelnd, hinweg.

„In Frieden sieht mich niemand mehr,
Ersah ich nicht den Gral vorher,
Es währe kurz oder lang.
Mich jagt dahin der Seele Drang;
Auch wendet nichts mir den Entschluß,
Solang ich bin und leben muß."

Während der Zeit der Verzweiflung Parzivals tritt Gawan, ein Ritter der Tafelrunde, in verschiedenen Abenteuern auf. Auch dieser verrichtet als Vertreter des weltlichen Rittertums im Streben nach dem heiligen Gral glänzende Taten.

Inzwischen wandert Parzival im Zweifel ruhelos umher und betritt in Haß und Zorn gegen Gott nie mehr eine Kirche, bis er zuletzt, ohne Frieden und ohne Freude dahinlebend, in völligen Unglauben und in trotzige Verzweiflung fällt. Nach fünf Jahren unstäten Irrens stößt er auf einen grauen Ritter im Bußgewande, der ihn verwundert fragt, wie er die heiligen Tage der Karwoche „nicht also ehre nach der Sitte, daß er ungewappnet ritte oder barfuß ginge und des Tages Fest beginge".

Da gab ihm Parzival Bescheid:
„Herr, ich weiß zu keiner Zeit,
An welchem Ziel das Jahr nun steht
Und wie der Wochen Zahl vergeht.
Wie die Tage sind benannt,
Das ist mir alles unbekannt.
Ich diente einem, der heißt Gott,
Eh seine Ungunst solchen Spott
Mir gab und solchen Ungewinn,
Da doch nie von ihm gewankt mein Sinn.
Man sagte mir, er helfe gern;
Doch bleibt mir seine Hilfe fern."
Da sprach der Ritter grau von Haar:
„Meint Ihr Gott, den eine Magd gebar?
Glaubt Ihr, daß er Mensch geworden
Und heut für uns am Kreuz gestorben,
Weshalb wir diesen Tag begehn
So muß solch Kleid Euch übel stehn.
Denn es ist Karfreitag heut,
Des alle Welt sich billig freut
Und doch in Leid befangen ist.
Sprecht, ob Ihr höh're Treue wißt,
Als die Gott an uns beging,
Da man für uns ans Kreuz ihn hing?
Habt Ihr die Tauf' empfangen,
So muß Euch Leid umfangen:
Er hat sein heiliges Leben
Um unsre Schuld dahingegeben;
Sonst wär' der Mensch verloren,
Zu der Hölle Pein erkoren.
Wofern Ihr nicht ein Heide seid,
Herr, so heiligt diese Zeit.
Reitet Eures Weges fort:
Nicht ferne wohnt von diesem Ort
Ein heil'ger Mann, der gibt Euch Rat,
Wie Ihr büßet Eure Missetat.
Wollt Ihr ihm Reue künden,
Er spricht Euch los von Sünden."

Da gedenkt der Ritter zum erstenmal wieder seit langen Jahren reuig der Güte Gottes und überläßt getrost seinem Rosse die Zügel. So kommt er zum frommen Klausner Trevrizent, der ihn durch weise Belehrung zur vollen Erkenntnis Gottes führt.

### Trevrizents Rat.

Parzivâl sprach z'ime dô:
„hêrre, ich bin des iemer frô,
daz ir mich von dem bescheiden hât,
der nihtes ungelônet lât,
der missewende noch der tuo[illegible]nt.
ich hân mit sorgen mîne jugent

alsus brâht an disen tac,
daz ich durch triuwe kumbers pflac."
der wirt sprach aber wider z'im:
„nimt's iuch niht hæl', gern ich vernim,
waz ir kumbers unde sünden hât.
ob ir mich diu prüeven lât,
dar zuo gib' ich iu lihte rât,
des ir selbe niht enhât."
dô sprach aber Parzivâl:
„mîn hœhstiu nôt ist umbe'n grâl,
dâ nâch umb' mîn selbes wîp:
ûf erde nie schœner lîp
gesuoc an keiner muoter brust.
nâch den beiden senet sich mîn gelust."
Der wirt sprach: „hêrre, ir sprechet wol,
ir sît in rehter kumbers dol,
sît ir nâch iuwer selbes wîbe
sorgen pflihte gebet dem lîbe.
wert ir erfundn an rehter ê,
iu mac zer helle werden wê,
diu nôt sol schiere ein ende hân,
und wert von bandn aldâ verlân
mit der gotes helfe al sunder twâl.
ir jehet, ir senet iuch umbe'n grâl:
ir tumber man, daz muoz ich klagen.
jane mac den grâl nieman bejagen,
wan der ze himel ist sô bekant,
daz er zem grâle sî benant.
des muoz ich vome grâle jehen:
ich weiz'z und hân'z für wâr gesehen."
Parzivâl sprach: „wârt ir dâ?"
der wirt sprach gein im „hêrre, jâ".
Parzivâl versweic in gar,
daz ouch er was komen dar:
er frâgte in von der künde,
wiez umbe'n grâl dâ stünde.
Der wirt sprach: „mir ist wol bekant;
ez wonet manc werlîchiu hant
ze Munsalvæsche bîme grâl.
durch âventiur die alle mâl
rîtent manege reise.
die selben templeise,
swa sî kumber ode prîs bejagent,
für ir sünde sie daz tragent.
dâ wônt ein werlîchiu schar.
ich wil iu künden umb' ir nar.
sie lebent von einem steine:
des geslähte ist viel reine.
hât ir des niht erkennet,
der wirt iu hie genennet.
er heizet lapsit exillîs.
von des steines kraft der fênîs
verbrinnet, daz er z'aschen wirt:
diu asche im aber leben birt.
sus rêrt der fênîs mûze sîn
unt gît dar nâch vil liehten schîn,
daz er schœne wirt als ê.
ouch wart nie menschen sô wê,
swelhes tages ez den stein gesiht,
die wochen mac ez sterben niht,
diu aller schierst dar nâch gestêt.
sîn varwe im niemer ouch zergêt:
man muoz im solher varwe jehen,
dâ mite ez hât den stein gesehen,
ez sî maget ode man,
als dô sîn bestiu zît huop an,
sæh' ez den stein zwei hundert jâr,
im enwurde denne grâ sîn hâr.
selhe kraft dem menschen gît der stein,
daz im fleisch unde bein
jugent enpfæht al sunder twâl.
der stein ist ouch genant der grâl.
Dar ûf kumt hiute ein botschaft,
dar an doch lît sîn hœhste kraft.
ez ist hiute der karfrîtac,
daz man für wâr dâ warten maç,
ein tûb' vom himel swinget:
ûf den stein diu bringet
ein kleine wîz oblât.
ûf dem steine sie die lât:
diu tûbe ist durchliuhtec blanc,
ze himel tuot sie widerwanc.

iemer alle karfrîtage
bringt si ûf den stein, als ich iu sage,
dâ von der stein enpfæhet,
swaz guots ûf erden dræhet
von trinken und von spîse,
als den wunsch von pardîse:
ich mein', swaz d'erde mac geberen.
der stein sie fürbaz mêr sol weren,
swaz wildes under'm lufte lebet,
ez fliege od loufe, unt daz swebet.
der rîterlîchen bruoderschaft,
die pfrüende in gît des grâles kraft.
Die aber zem grâle sint benant,
hœrt, wie die werdent bekant.
z'ende an des steines drum
von karacten ein epitafum
sagt sînen namen und sînen art,
swer dar tuon sol die sælden vart.
ez sî von megeden ode von knaben,
die schrift darf niemen danne schaben:
sô man den namen gelesen hât,
vor ir ougen sie zergât.
sie kômen alle dar für kint,
die nu dâ grôze liute sint.
wol die muoter, diu daz kint gebar,
daz sol ze dienste hœren dar!
der arme und der rîche
frœunt sich al geliche,
ob man ir kint eischet dar,
daz si'z suln senden an die schar:
man holt sie in manegen landen.
vor sündebæren schanden
sint sie iemer mêr behuot,
unt wirt ir lôn ze himel guot.
swenne în erstirbet hie daz leben,
sô wirt in dort der wunsch gegeben. —
hêrre, sus stêt ez umbe'n grâl."
dô sprach aber Parzivâl:
Mac rîterschaft des lîbes prîs
unt doch der sêle pardîs
bejagen mit schilt und ouch mit sper,
sô was ie rîterschaft mîn ger.
ich streit ie swâ ich striten vant,
sô daz mîn werlîchiu hant
sich næhert dem prîse,
ist got an strîte wîse,
der sol mich dar benennen,
daz sie mich dâ bekennen:
mîn hant dâ strîtes niht verbirt."
dô sprach aber sin kiuscher wirt:
„ir müest aldâ vor hôchvart
mit senften willen sîn bewart.
iuch verleite lîhte iuwer jugent,
daz ir der kiusche bræchet tugent.
hôchvart ie seic unde viel."

Als nach diesen Worten Parzival sich dem Klausner zu erkennen gibt, bezeichnet dieser sich als seinen Oheim, als Bruder von Parzivals Mutter Herzeloyde und als Bruder des Gralskönigs Anfortas. Durch die vergiftete Lanze eines heidnischen Fürsten sei Anfortas verwundet, da er eine Geliebte gegen die Gesetze des Grals sich gewählt habe, und erdulde jetzt schmerzvolle Leiden, da der Ritter, den des Grals Schrift verkündet, die erlösende Frage nicht gestellt habe.

Nach vierzehn Tagen zieht Parzival, von seinen Sünden freigesprochen, mit vollem Vertrauen auf Gottes Hilfe fröhlich seines Weges weiter. Nachdem er mehrere Gegner, die ihm entgegentreten, besiegt und auch Gawan, der gleichfalls den Gral zu gewinnen strebt, überwunden hat, wodurch symbolisch der Sieg des höheren, durchgeistigten Rittertums über das rein weltliche dargestellt wird, kommt er zu Artus' Hofe zurück, wo ihm durch die Gralsbotin Kundrie willkommene Botschaft wird.

Zu Parzivalen sprach sie so:
„Nun sei demüt'gen Sinnes froh
Des dir beschiednen Teiles,
Der Krone menschlichen Heiles!

Die Inschrift wurde gelesen:
Du bist zum Herrn des Grals erlesen.
Den König Anfortas erlöst
Die Frage deines Mundes und flößt
Ihm Freud' ins Herz, dem Jammerreichen:
Wer mag an Seligkeit dir gleichen!"
Die Mär verdrießt den Degen nicht;
Vor Freud' aus seinen Augen bricht
Wasser aus des Herzens Bronnen.
(Simrock.)

Fröhlich macht er sich auf gen Monsalwäsch, erlöst nach einem gläubigen Gebete vor dem heiligen Gral durch die entscheidende Frage seinen Oheim Anfortas von dem schweren Leiden und vereinigt sich wieder mit seinem geliebten Weibe Kondwiramur und seinen zwei Söhnen, von denen der jüngste, Loherangrin (Lohengrin), dereinst Gralkönig werden soll.

Die französische Dichtung, des Dichters Vorlage, hatte ihm nur den Stoff geliefert; er selbst gab diesem dadurch eine sittliche Bedeutung, daß er ihn durch christliche Ideen vertiefte. „Indem er das weltliche wie das geistliche Rittertum umfaßt, die eben damals in ihre höchste Blüte traten, stellt er das gesamte, nur im Ritterstande atmende Leben seiner Zeit, das äußere wie das innere, mit solcher Treue und Gewissenhaftigkeit dar, als wenn er es darauf angelegt hätte, die Trachten, Sitten und Gebräuche nicht minder als den Glauben, die Gesinnung und die höchsten Ideen einer schnell vorüberrauschenden Glanzperiode der Nachwelt in einem dauernden Spiegelbilde zu fesseln."

Wir finden im Parzival den Kampf zwischen Welt und Geist, zwischen Irdischem und Göttlichem, zwischen Hochmut und Demut, wir finden in ihm den nach den höchsten Gütern ringenden Menschen, der anfangs in kindischer Einfalt (tumpheit) von unbefangenem Glauben geleitet wird, dann aber im Bewußtsein einer Schuld, die er durch Unterlassung einer mitleidsvollen Frage auf sich geladen hat, der Welt sich hingibt und, in hochmütigem Trotze von Gott sich abwendend, dem Zweifel (zwîvel), ja der Verzweiflung anheimfällt, zuletzt jedoch, nach langer Zeit unglücklichen inneren Zwiespaltes zur Bekehrung gemahnt, sich bußfertig zeigt und, durch bittere Prüfungen in seinem Innern geläutert, in demütigem Vertrauen auf die göttliche Gnade zur Versöhnung mit Gott und zum höchsten Glücke (saelde) gelangt.

Mit Recht hat man dieses Epos ein psychologisches genannt, wie Goethe in der zweiten Blüteperiode der Literatur im „Faust" ein psychologisches Drama schuf. Hat das letztere, nach Vilmars Worten, den Vorzug rascherer Handlung, schlagender Tatsachen, ergreifender Momente für sich, so gewährt Wolframs Epos größere Fülle, reichere Stoffe, anschaulichere Entwicklung; dazu schreitet es im ruhigen Bewußtsein seiner inneren Wahrheit, im vollen Bewußtsein der siegenden, ewigen, christlichen Wahrheit seiner Vollendung und der tiefsten Befriedigung des denkenden

Lesers entgegen, als das wahre Abbild einer Zeit, die gesucht und gefunden hatte und im Vollgenusse des Besitzes leiblich und geistig befriedigt war.

Schon Wolframs Zeitgenossen außer Gottfried von Straßburg, welcher in der ihm eigenen Richtung für den strengen, sittlichen Ernst des Gegners kein Verständnis hatte, so daß er ihn den „Jäger wilder Märe" (siehe S. 177) nannte, singen mit Begeisterung das Lob des großen Parzivaldichters in Bewunderung seiner planmäßigen Anordnung, seines sittlichen Ernstes, seines kindlichen Glaubens, der Tiefe und des Reichtums seiner Gedanken, der Klarheit und Feinheit seiner Seelenmalerei[1], trotz seiner häufig verwirrenden Stoffülle, trotz seiner übermäßigen Weitschweifigkeit und trotz seiner vielfach dunkeln, in oft seltsamen Bildern sich bewegenden und schwerfälligen Sprache. Seine weisheitsvolle Kunst war im 13. Jahrhundert sprichwörtlich, und „Parzival" wurde unter den ersten deutschen Werken bereits 1477 dem Druck übergeben[2].

## § 19.

## Gottfried von Straßburg.

Gottfried von Straßburg, wahrscheinlich einem Straßburger Patriziergeschlechte entstammend (daher „von Straßburg Meister Gotfrit"), war vielseitig gebildet, auch bekannt mit dem klassischen Altertum, namentlich mit Ovid, und der französischen Sprache mächtig. Für höfisches Leben begeistert, tritt er in seinem Hauptwerke „Tristan und Isolde" (geschrieben gegen 1210, aber nicht ganz vollendet) auf als Dichter der Liebe, aber nicht der veredelnden Minne, sondern jener leidenschaftlichen Liebesglut, der nur „ein Tod, ein Leben, eine Lust, ein Leid" gegeben ist, die, nur sich selbst suchend, der Zucht und Sitte und selbst der ehelichen Treue Hohn spricht. Zu seinem Zeitgenossen Wolfram steht er in einem bewußten und schroffen Gegensatze: im Stoff, in der Sprache und in der Tendenz. Der einer bretonischen Sage angehörende, einem französischen Gedichte entnommene Stoff enthält im Gegensatze zu der fast verwirrenden Menge von Tatsachen, von Episoden und von Personen des „Parzival" nur eine einfache Geschichte von der Liebe Tristans und Isoldens. Im allgemeinen eine breite Schilderung des äußeren höfischen

---

[1] „— Her Wolfram, ein wîse mán von Eschenbach, sîn herze ist ganzes sinnes dach, leien munt nie baz gesprach" (Wirnt von Gravenberg).

[2] Der große Meister Richard Wagner hat dem Werke musikalische Weihe und Verklärung gegeben. Es war sein letztes Musikdrama (1882), von ihm Parsifal genannt.

Lebens vermeidend, zeichnet Gottfried die Seelenzustände seiner Personen mit psychologischer Feinheit und großer Wahrheit. Dazu ist seine Sprache gegenüber der oft schwerverständlichen und dunkeln Rede Wolframs leicht, klar und anmutig mit glänzendem Redefluſſe bei einem oft geistvollen Spiele der Worte. Die Darstellung ist stets durchsichtig, Vers und Reim sind durchweg rein und fließen leicht dahin. Auch in der Tendenz bildet er einen scharfen Gegensatz zu Wolfram. Entgegen dem hohen sittlichen Ernste Wolframs, der uns seinen Helden in innerem Kämpfen und Ringen nach einem erhabenen Ziele darstellt, läßt Gottfried in dem Preise der weltlichen Liebe die Personen die Schranken der Sitte und des Gesetzes überschreiten; indem er ferner das sittliche Unrecht, das freilich in einem unwissentlich genommenen Zaubertranke seinen Ursprung hat, beschönigt und verführerisch darstellt, predigt er verderblichen, um Gott und den Menschen unbekümmerten Lebensgenuß.

Riwalin, Fürst im Parmenierlande, rüstet eine Fahrt zum König Marke von Kornewal und England; bei seiner Ankunft freundlich bewillkommnet, hat er bald Gelegenheit, ein herrliches Hoffest mitzufeiern.

### Maienfest.

Zu diesem Hoffest waren
Beschieden ganze Scharen
Durch Gebot und Bitte.
Auf seine Ladung, das war Sitte,
Kam die Ritterschaft zuhand
Aus dem Königreich zu Engelland
Jedes Jahr zu einem Mahl
Gefahren hin gen Kornewal.
Da sah man auch in ihrer Schar
Viel schöne Frauen, süß und klar,
Und manch andre Herrlichkeit.
Nun war des Hofgelages Zeit
Verkündet und gesprochen
In die blüh'nden vier Wochen
Von des süßen Maien Anbeginn,
Bis seine Wonne schwindet hin.
Bei Tintajol war's auf dem Plan,
Wo die Gäste sich ersahn
In der wonnigsten Au,
Die jemals eines Auges Schau
Erlugt in ihrer Lieblichkeit.

Die sanfte, süße Sommerzeit
Hatte die süße Schöpferhand
Mit süßem Fleiß auf sie gewandt.
Die kleinen Waldvögelein,
Die der Ohren Freude sollen sein,
Gras, Blumen, Laub und Blütenpracht,
Und was die Augen selig macht
Und ein edles Herz erfreuen soll,
Des war die Sommeraue voll.
Man fand da, was man wollte,
Das der Frühling bringen sollte:
Den Schatten bei der Sonnen,
Die Linde bei dem Bronnen;
Die sanften, linden Winde,
Die Markens Ingesinde
Scherzend entgegenfächelten;
Die lichten Blumen lächelten
Aus dem betauten Grase.
Des Maien Freund, der grüne Wase[1],
Der hatt' aus Blumen angetan
Ein Sommerkleid so wohlgetan,

[1] Rasen.

Daß sie dem Gast aus Mienen
Und Augen widerschienen.
Die süße Baumblut sah den Mann
Mit so süßem Lächeln an,
Daß sich das Herz und all der Mut
Wieder an die lachende Blut
Mit spielenden Augen machte
Und ihr entgegenlachte.
Das sanfte Vogelgetöne,
Das süße, das schöne,
Das Ohren und Mute
So lieblich kommt zugute,
Scholl aus den Büschen überall.
Die selige Nachtigall,
Das liebe, süße Vögelein,
Das immer selig müsse sein,
Das sang aus der Kühle
Mit solchem Hochgefühle,
Daß den edlen Herzen all
Gab Freud' und hohen Mut der Schall.
Nun hatte die Gesellschaft sich
In hohen Freuden lustiglich
Gelagert auf den Anger hin,
Ein jeglicher nach seinem Sinn.
Wie jedes Laun' und Lust bestellt,
Danach beschafft' er sich ein Zelt:
Die Reichen lagen reichlich,
Die Höf'schen unvergleichlich;
Die lagen unter Seide,
Die unterm Schmuck der Heide.
Vielen gab die Linde Schatten;
Andre sich gehüttet hatten
Mit laubgrünen Ästen.
Von Gesinde noch von Gästen
Ward so wonniglich wohl nie
Geherbergt, als sie lagen hie.
Die Hüll' und Fülle war bereit,
Wes man bedarf zur Lustbarkeit
An Gewand und guter Speise;
Ein jeder hatte weise
In der Heimat sich bedacht.
Auch ließ mit königlicher Pracht
Sie König Mark versorgen:
Sie genossen ohne Sorgen
Hier der schönen Frühlingszeit.
So begann die Lustbarkeit,
Und was der schaubegier'ge Mann
Nur zu schauen Lust gewann,
Das war zu schauen alles da:
Man sah da, was man gerne sah.
Die sahn nach schönen Frauen,
Die gingen Tanzen schauen,
Die sahen Buhurdieren,
Die andern Tioſtieren[1]:
Wozu das Herz Verlangen trug,
Das fand sich alles da genug.
Denn alle, die da waren
Von freudereichen Jahren,
Die flissen sich im Wechselstreit
Zu Freuden bei der Lustbarkeit.
Und König Mark der gute,
Der höf'sche, hochgemute,
Hätt' er auch nicht alle Macht
Verwandt auf seines Festes Pracht,
So ließ er doch hier schauen
Ein Wunder aller Frauen,
Seine Schwester Blanscheflur,
Eine Magd, so schön als nur
Ein Weib auf Erden ward gesehn.
Ihrer Schönheit mußte man gestehn,
Sie sehe kein lebend'ger Mann
Mit inniglichen Augen an,
Der nicht danach in seinem Sinne
Fraun und Tugend höher minne.

Gegenseitige Liebe fesselt Riwalin und Blanscheflur, so daß sie den Bund der Ehe stiften. Riwalin findet jedoch schon bald den Tod im Kampfe gegen einen Feind, und sein kurz darauf geborener Sohn Tristan ist ganz verwaist, als auch die Mutter stirbt. So wird er von dem treuen Marschall Rual sorgfältig erzogen.

[1] Buhurdieren = einen Buhurt (eine Art Turnier) reiten; tioſtieren = ritterlichen Zweikampf führen mit Speer und Schwert.

Allseitig ausgebildet, kommt er nach abenteuerlicher Jugend zu seinem Oheim Marke, der den Neffen, sobald er Jüngling geworden, zum Ritter schlägt.

Bei dem Feste der Schwertleite gedenkt Gottfried seiner dichtenden Vorgänger und Zeitgenossen, die er in glänzender Charakteristik hoch erhebt; nur Wolfram von Eschenbach tadelt er in scharfen Worten.

### Aus: „Die Schwertleite" (Erhebung zur Ritterwürde).

Hartman der Ouwære,
ahî, wie der diu mære
beid' ûzen unde innen
mit worten und mit sinnen
durchvärwet und durchzieret!
wie er mit rede figieret
der âventiure meine!
wie lûter und wie reine
sîn kristallîniu wortelîn
beidiu sint und iemer müezen sîn!
sie koment den man mit siten an[1].
si tuont sich nâhe[2] zuo dem man
und liebent rehtem muote.
swer guote rede ze guote
und ouch ze rehte kan verstân,
der muoz dem Ouwære lân
sîn schapel unde sîn lôrzwî.
swer[3] nû des hasen geselle sî
und ûf der wortheide
hôchsprünge und witweide
mit bickelworten welle sîn
und ûf daz lôrschapelekîn
wân âne volge welle hân,
der lâze uns bî dem wâne stân,
wir wellen an der kür ouch wesen:
wir[4], die die bluomen helfen lesen,
mit den daz selbe loberîs
underflohten ist in bluomen wîs,
wir wellen wizzen, wes er ger:
wan swer es ger, der springe her
und stecke sîne bluomen dar.
sô nemen wir an den bluomen war,
op sî sô wol dar an gezemen,
daz wir'z dem Ouwære nemen
und geben ime daz lôrzwî.
sît aber noch niemen komen sî,
der ez billîcher süle hân,
sô helfe iu got, sô lâze wir'z stân.
wir'n suln ez niemen lâzen tragen.
sîniu wort ensîn vil wol getwagen,
sîn rede ensî ebene unde sleht,
op iemen schône unde ûfreht
mit ebenen sinnen dar getrabe,
daz er dar über iht besnabe.
vindære wilder mære[5],
der mære wildenære,
die mit den ketenen liegent
und stumpfe sinne triegent,
die golt von swachen sachen
den kinden kunnen machen
und ûz der bühsen giezen
stoubîne mergriezen:
die bernt uns mit dem stocke schate,
niht mit dem grüenen meienblate,
mit zwîgen noch mit esten.
ir schate der tuot den gesten
vil selten in den ougen wol.
op man der wârheit jehen sol,
dane gât niht guotes muotes van,
dane lît niht herzelustes an:
ir rede ist niht alsô gevar,
daz edele herze iht lache dar.
die selben wildenære
si müezen diutære

---

[1] an komen c. acc., entgegenkommen.
[2] sich nâhe tuon, sich anschmiegen.
[3] Wolfram von Eschenbach.
[4] Gottfried und seine Dichtergenossen.
[5] Wolfram von Eschenbach.

mit ir mæren lâzen gân:
wir enmugen ir dâ nâch niht verstân,
als man si hœret unde siht;
sone hân wir ouch der muoze niht,
daz wir die glôse suochen
in den swarzen buochen.

Noch ist der värwære mêr:
von Steinahe Blikêr[1]
diu sîniu wort sint lussam.
si worhten frouwen an der ram
von golde und ouch von sîden,
man möhte s' undersnîden
mit kriecheschen borten. —

Wen mac ich nû mêr ûz gelesen?
ir ist und ist genuoc gewesen
vil sinnec und vil rederîch.
von Veldeken Heinrîch
der sprach ûz vollen sinnen:
wie wol sanc er von minnen!
wie schône er sînen sin besneit!
ich wæne, er sîne wîsheit
ûz Pegases[2] u:springe nam,
von dem diu wîsheit elliu kam.
i' ne hân sîn selbe niht gesehen;
nu hœre ich aber die besten jehen,
die dô bî sînen jâren
und sît her meister wâren,
die selben gebent im einen prîs,
er impete daz êrste rîs
in tiutischer zungen:
dâ von sît este ersprungen,
von den die bluomen kâmen,
dâ sî die spæhe ûz nâmen
der meisterlîchen fünde;
und ist diu selbe künde
sô wîtén gebreitet,
sô manege wîs geleitet,
daz alle, die nu sprechent,
daz die den wunsch dâ brechent
von bluomen und von rîsen,
an worten unde an wîsen.

Der nahtegalen[3] der ist vil,
von den ich nû niht sprechen wil:
sine hœrent niht ze dirre schar.
dur daz sprich' ich niht anders dar,
wan daz ich iemer sprechen sol:
si kunnen alle ir ambet wol
und singent wol ze prîse
ir süeze sumerwîse;
ir stimme ist lûter unde guot,
si gebent der werlde hôhen muot
und tuont reht' in dem herzen wol.
diu werlt diu wære unruoches vol
und lebete rehte als âne ir danc,
wan[4] der vil liebe vogelsanc:
der ermant vil dicke den man,
der ie ze liebe muot gewan,
beidiu liebes unde guotes
und maneger hande muotes,
der edelen herzen sanfte tuot:
ez wecket friuntlîchen muot.
hie von kumt inneclîch gedanc,
sô der vil liebe vogelsanc
der werlde ir liep beginnet zalen.
nu sprechet umbe die nahtegalen;
die sint ir dinges wol bereit
und kunnen alle ir senede leit
sô wol besingen unde besagen.
welhiu sol ir baniere tragen,
sît diu von Hagenouwe,
ir aller leitevrouwe,
der werlde alsus geswigen ist.
diu aller dœne houbetlist
versigelt in ir zungen truoc?
von der denk' ich vil unde genuoc,
(ich meine ab von ir dœnen,
den süezen, den schœnen,)
wâ sî der sô vil næme,

---

[1] Ein wenig bekannter pfälzischer Dichter.

[2] Durch den Hufschlag des Pegasus entstand nach der Sage die Quelle Hippokrene am Helikon.

[3] nahtegal = lyrischer Dichter.

[4] wenn nicht wäre.

wannen ir daz wunder kæme
sô maneger wandelunge.
ich wæne, Orphêes zunge,
diu alle dœne kunde,
diu dœnete ûz ir munde.
Sît daz man der nu niht enhât,
sô gebet uns etelîchen rât!
ein sælic man der spreche dâr:
wer leitet nû die lieben schar?
wer wîset diz gesinde?
ich wæne, ich sî wol vinde,
diu die baniere füeren sol:
ir meisterinne kan ez wol,
diu von der Vogelweide.
hei, wie diu über heide
mit hôher stimme schellet!
was wunders sî gestellet!
wie spæhe s' organieret!
wie si ir sanc wandelieret!
(ich meine ab in dem dône
dâ her von Zithêrône[1],
dâ diu gotinne Minne
gebiutet ûf und inne.)
diu ist dâ z' hove[2] kamerærîn:
diu sol ir leitærinne sîn!
diu wîset sî ze wunsche wol,
diu weiz wol, wâ si suochen sol
der minnen melodîe.
si unde ir cumpânîe
die mûezen sô gesingen,
daz sî ze fröuden bringen
ir trûren unde ir senedez klagen:
und daz geschehe bî minen tagen!

Zum Ritter geschlagen, wird Tristan bald darauf von seinem Oheim Marke als Brautwerber nach Irland geschickt, um die schöne Königstochter Isolde für ihn zu gewinnen. Nachdem er seinen Auftrag mit glücklichem Erfolg vollführt und mit Isolde die Heimfahrt nach Kornewal angetreten hat, trinken beide, ohne es zu wissen, einen Zaubertrank. Die heftige Leidenschaft, die jetzt in ihnen entbrennt, ruft bald die höchste Seligkeit, bald die gedrückteste Stimmung hervor. Auch als Isolde sich mit Marke vermählt hat, können sie von ihrer Liebe nicht lassen und hintergehen ihn durch ein unwürdiges Gewebe von schmählichen Täuschungen, bis sie in die Verbannung geschickt werden. Als endlich eine Aussöhnung mit Marke stattgefunden hat, zieht Tristan auf Abenteuer aus und lernt eine zweite Isolde kennen, ohne jedoch der ersten vergessen zu können.

Hier bricht Gottfrieds Gedicht ab. Es hat später eine zweifache Fortsetzung gefunden, beide mit demselben Ausgange der Wiedervereinigung, der nochmaligen Trennung und des Todes der beiden Liebenden.

## § 20.

## Nachblüte und Verfall des Kunstepos 1230—1300.

Die übrigen epischen Dichter der ersten Blüteperiode bemühen sich, den vier großen Vorbildern es nachzutun, namentlich dem gepriesenen Gottfried, dessen Formgewandtheit und Klarheit der Darstellung sie zur Nacheiferung anfeuerten. Jedoch sind sie als Nachahmer wenig frei und selbständig und einer dichterischen, glücklich schaffenden Phantasie meistens mehr oder weniger bar.

[1] Verwechslung des Berges Kithäron in Böotien mit der der Liebesgöttin Aphrodite geweihten Insel Kythera. [2] dâ z' hove = ze hove.

Bemerkenswert sind aus der großen Reihe dieser Dichter nur:

Rudolf von Ems, Dienstmann zu Montfort, der Gottfried nur in der Form nachahmt. Da sein Ziel dahin geht, nicht so sehr zu unterhalten als zu erbauen, so sind seine Dichtungen vielfach von christlichen Ideen durchzogen. „Der gute Gerhard", eine poetische Erzählung, predigt in der Geschichte eines Kölner Kaufmanns, welcher englische Ritter und eine norwegische Königstochter aus der Sklaverei der Heiden losgekauft und die Königskrone von England ausgeschlagen hat, Aufopferung, Demut und Selbstverleugnung. „Barlaam und Josaphat", eine Legende, in der der indische Königssohn Josaphat von dem Einsiedler Barlaam zum Christentum bekehrt wird, die Krone niederlegt und sein Leben unter Fasten und Beten in beschaulicher Einsamkeit beschließt, lehrt Entsagung und freiwillige Armut.

Konrad von Würzburg, bürgerlichen Standes, gestorben 1287 zu Basel, der neben mehreren Legenden (am bedeutendsten das Legenden-Epos vom hl. „Alexius") und Erzählungen den „Trojanischen Krieg" nach einer französischen Dichtung in nicht weniger als fünfzigtausend Versen bearbeitete. Gelehrt und formgewandt, gebietet er zugleich über einen großen Reichtum von Bildern und Gleichnissen, wie er namentlich in seiner „Goldenen Schmiede", einem glänzenden Loblied auf die heilige Jungfrau Maria, bekundet, aber seine Muse entbehrt doch des eigentlichen geistigen Gehaltes. Von seinen novellenartigen Erzählungen ist vortrefflich „Otto mit dem Barte" (eine schwäbische Sage).

Wernher der Gärtner, der uns ein klares Bild seiner Zeit in dem zwischen 1236 und 1250 verfaßten „Meier Helmbrecht" zeichnet. Der Held der Erzählung ist ein Bauernsohn, den Überdruß an Arbeit und Hochmut zu den Raubrittern treiben. Nach vielfachen Übeltaten wird er als Wegelagerer ergriffen und gehenkt. Die sittliche Tendenz des Dichters ergibt sich vornehmlich aus den Worten:

„Wo eigensinn'ge Knaben trachten
Der Eltern Worte zu verachten,
Die sein durch diese Mär' gewarnt.
Und wenn wie Helmbrecht sie umgarnt
Der Hochmut, so ist's gut und recht,
Wenn sie auch enden wie Helmbrecht."

Der Stricker (strickære = Zusammenfüger), ein vielseitiger, nach seinen Lebensverhältnissen unbekannter Dichter aus Österreich, der die komische Seite des höfischen Epos in seinem „Pfaffen Amis", einem mittelalterlichen „Eulenspiegel", vertritt.

## § 21.

## B. Lyrik.

### Stoff und Form der Lyrik.

Neben der Epik blühte gleichzeitig die Lyrik. Diese äußert sich vorzugsweise in dem sog. Minnegesange, dessen Hauptthema die Minne ist (vgl. meminisse = gedenken), d. h. die seelenvolle keusche Liebe, das stille, sehnende Denken an die Geliebte. Die den Deutschen schon von

ihren Vorfahren her innewohnende Hochachtung[1] des weiblichen Geschlechtes hatte durch den Einfluß des Christentums, namentlich durch die Verehrung der Gottesmutter Maria, noch eine bedeutende Stärkung erhalten. Dazu erachtete das Rittertum es als eine seiner ersten Pflichten, die Frauen zu ehren und ihrem Dienste sich zu widmen. So konnte in der idealen Richtung des damaligen Rittertums der Frauenkult einen solchen Grad erreichen, wie wir ihn in den Minneliedern kennenlernen. Zwar haben sie vielfach etwas Einförmiges, da der Kreis der Gedanken und Empfindungen in ihnen auf stilles Hoffen und süße Sehnsucht, auf jubelnde Wonne bei freundlicher Zuneigung der nicht einmal mit Namen genannten Geliebten, auf schmerzliche Klage bei ihrer etwaigen Härte oder Untreue sich beschränkt; sie bekunden aber dafür auch die tiefe und keusche Zartheit des deutschen Gemütslebens in lieblicher und fesselnder Anmut.

In dieser Hinsicht ist der Minnegesang auch für die Sittengeschichte von großer Bedeutung gewesen. „Dieses eine Gefühl der Liebe", bemerkt Gervinus, „diese Bereitwilligkeit in einem rauhen Geschlechte von Männern, von dem zarteren Geschlechte Sitte und Zucht zu lernen, milderte damals die Roheit des Lebens; und es ist eine herrliche Sitte unseres deutschen Lebens und unserer Kunst, daß diese Freude des Frauenverkehrs innerlich bei den Edleren auf die Reinigung der Seele bezogen ward; selbst die ungeheure Verbreitung, die allgemeine Teilnahme an der Dichtung von Minneliedern gewinnt von dieser Seite erst ihr bestes Licht."

In diesem Sinne konnte man mit Recht die deutsche Minne im großen ganzen einen „Hort aller Tugend" nennen, im Gegensatze zu den französischen Vorbildern, welche die deutschen Dichter bei den Troubadours gefunden hatten; denn der französische Minnegesang zeigt einen sinnlichen, leidenschaftlich glühenden Charakter und verweilt mit Vorliebe bei der Darstellung der Eifersucht, des Leichtsinnes und der Untreue der Frauen. Ähnliche Eigenschaften weist der deutsche Minnegesang erst in seinem Verfalle auf, in seiner Blütezeit nur selten.

Außer der eigentlichen Minne besingt der lyrische Dichter auch das Leben der Natur. Der Frühlingsreiz mit Vogelsang und Blumenduft bietet ihm reiche Veranlassung zu jubelnden Tönen, während des Winters Stürme, Reif und Eis ihm schmerzliche Klage entlocken.

Zu höherem Schwunge erhebt sich seine Muse, wenn er das Lob der hehren Gottesmutter besingt oder das Wunder der göttlichen Dreieinigkeit preist. Auch die Kreuzlieder, in denen der zum Grabe

[1] Tacitus sagt in seiner Germania c. 8: Inesse (feminis) quin etiam sanctum aliquid et providum putant.

Christi wallfahrtende Sänger die himmlische Minne preist, zuweilen auch das Andenken an die daheim weilende Geliebte mit ihr vereinigt, gehören zu dieser Gattung der religiösen Lieder.

Endlich ist das Verhältnis der Dichter zu den Fürsten, bei denen sie weilen, die Milde und Freigebigkeit, aber auch ihre Kargheit Gegenstand der Dichtung. Nicht selten nimmt dieses Lied eine politische Färbung an, wenn der Dichter Stellung nimmt zu dem damals mit Heftigkeit zwischen Kaiser und Reich einerseits, Papst und Kirche anderseits geführten Kampfe.

Demgemäß unterscheiden wir in der Lyrik der ersten Blüteperiode: 1. Minnelieder, 2. Naturlieder, 3. religiöse, 4. politische Lieder. Uhland bezeichnet daher die lyrische Dichtung jener Zeit in „Des Sängers Fluch" treffend mit den Worten: „Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger, gold'ner Zeit, von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit; Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt; Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt."

Diese Lieder erhalten erst ihren vollen Wert durch den Gesang und die zugehörende Begleitung eines Saiteninstrumentes, gewöhnlich der Geige (mit der fidelen, mit der gigen), da sie nicht zum Lesen, sondern zum Singen bestimmt waren. Der Dichter, kundig des Singens und Sagens, war zugleich Komponist, so daß Melodie und Gedicht als ein Ganzes erschienen und so auch sich fortpflanzten.

Unterschieden werden sowohl in metrischer als in musikalischer Komposition Lieder, Leiche und Sprüche. Die Lieder bestehen aus mehreren gleichmäßig gebauten Strophen. Jede Strophe zerfällt in drei Teile: in die ihrem Bau nach völlig übereinstimmenden zwei Stollen und in den in Versmaß und Reim von den Stollen abweichenden Abgesang; „so ruht die lyrische Strophe gewissermaßen auf zwei Pfeilern, die durch eine gemeinsame Überdachung zu einem Ganzen verbunden werden". Nach dieser Art des Aufbaues hatte sich natürlich auch die musikalische Komposition zu richten. Die Leiche (ahd. leih [vom gotischen laikan, tanzen] = Tanz, Spiel, gespielte Melodie) haben dagegen ohne gleichmäßige Strophenabteilung ein mehrfach wechselndes Versmaß und mannigfaltige, oft vielfach verschlungene Reimstellung[1]. Dementsprechend war auch die musikalische Komposition reicher und freier. Der Leich, vorwiegend geistlichen und politischen Zwecken dienend, war zumeist ernst und feierlich, in den sog. Tanzleichen aber heiter und lustig. Der Spruch, bestehend aus nur einer meist dreiteiligen Strophe religiösen und politischen Inhalts, entbehrte des Gesanges und der Begleitung.

[1] Man vergleiche in etwa Schillers Lied von der Glocke.

Da die Lieder anfangs nur durch mündliche Überlieferung fortgepflanzt wurden, zumal die meisten Sänger nicht einmal schreibkundig waren, so ist unzweifelhaft eine große Anzahl verlorengegangen; aber dennoch besitzen wir Gesänge von 160 Dichtern, die uns in Sammlungen aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts erhalten sind.

Die wichtigste ist die große Heidelberger oder Paris-Heidelberger Liederhandschrift, nach dem Züricher Ratsherrn Rüdiger Maneſſe († 1325) „Maneſſiſche Sammlung" genannt; doch hat Rüdiger zu dem Werke durch seine eigene Sammlung wohl nur den Grund gelegt; vollendet wurde es erst im Laufe des 14. Jahrhunderts. Diese kostbare Handschrift enthält auf 127 schönen Pergamentblättern die Lieder von 140 Dichtern in prächtiger, klarer Schrift mit 137 kostbaren Miniaturen. Den Liedern ist gewöhnlich das Bildnis des betreffenden Dichters mit seinem Wappen und den ihm charakteristischen Zeichen vorangestellt. Eröffnet ist die Sammlung mit dem Bilde des mächtigen Hohenstaufenkaisers Heinrich VI. († 1197), der ausgestattet ist mit Purpurmantel, Zepter und Krone. Die Handschrift, die aus der Schweiz nach Heidelberg gekommen und im Dreißigjährigen Kriege von Max von Bayern dem Papste geschenkt und dann nach Paris gebracht war, ist seit 1888 durch Tausch und Kauf der Heidelberger Bibliothek zurückgewonnen.

## § 22.

## Des Minnesangs Frühling[1].

Schluß eines lateinischen Liebesbriefes eines Mädchens (in der Briefsammlung Wernhers von Tegernsee):

| | |
|---|---|
| Dû bist min, ich bin dîn: | in mînem herzen: |
| des solt dû gewis sîn. | verlorn ist daz slüzzelîn: |
| dû bist beslozzen | dû muost immer drinne sîn. |

### Der von Kürenberg.

Der Ritter von Kürenberg, aus einem österreichischen Geschlechte in der Nähe von Linz, dichtete gegen das Jahr 1140 Lieder mit volkstümlichem Gepräge in einer Variation der Nibelungenstrophe, so daß einzelne ihn für den Verfasser des Nibelungenliedes gehalten haben. An den Traum der Kriemhilde erinnert das Liedchen:

[1] Mit diesem Namen bezeichnet M. Haupt die Lieder und Leiche aus der Frühlingszeit des deutschen Minnegesanges.

### Der entflogene Falke.

Ich zog mir einen Falken
Ein ganzes Jahr und mehr,
Und als er zahm geworden
Nach Wunsch mir und Begehr,
Und ich ihm sein Gefieder
Mit Golde wohl bewand:
Da flieg er in die Lüfte
Und flog hinaus in andres Land.

Drauf sah ich den Falken
Prächtig schweifen:
Er führt' an seinem Fuße
Seidene Streifen,
Und war ihm sein Gefieder
Ganz rot von Gold.
Gott bringe sie zusammen,
Die einander lieb und hold. (Storck.)

### Spervogel.

Spervogel, ein süddeutscher Spielmann, auch Herger genannt, der, wahrscheinlich zum Zeichen seines Pseudonyms, in der Pariser Handschrift dargestellt ist mit einem Speer, an den Vögel angespießt sind[1], dichtete um 1170 vorzugsweise kernige, Lebensweisheit enthaltende, auf Förderung von Zucht und Sitte zielende Sprüche und geistliche, von gläubigem Christentum getragene Lieder. Wegen seiner bedeutsamen Spruchpoesie dürfte man ihn nicht mit Unrecht einen Gnomiker nennen.

### Allmacht Gottes.

Die Kräuter des Waldes
Und Erze des Goldes
Und alle Abgründe
Die sind dir, Herre, kunde;

Die stehn in deiner Hand;
Alles himmlische Heer
Das mag dich nicht voll loben an ein
Ende.

### Alles mit Maß.

Man soll den Mantel hängen, wie der
Wind sich dreht.
Ein tücht'ger Mann nehm' alles hin,
wie's eben steht.
Im Leid verlier' er nicht den Mut

Und sei besonnen, geht's ihm gut.
's ist heute mein, morgen dein:
Besitz und Habe wandern.
Nicht selten fällt der selbst hinein,
Wer die Grube gräbt dem andern.
(Storck.)

### Der rechte Schmuck.

Trägt ein reines Weib kein stattliches Gewand,
Schmückt doch sie ihre Tugend, wenn ich's recht verstand.
Daß schön geblümt einher sie geht,
Gleichwie die lichte Sonn' ersteht
An jedem Tage mit ihrem Schein,
Dem lauterlichen, hehren.
Trag' eine Falsch' auch Kleider viel,
Doch hat sie wenig Ehren. (Storck.)

[1] Nach R. Schneider ist der Name „Spervogel" eher von (gotisch) sparva, d. i. Sperling, abzuleiten als von der Waffe „Speer"

### Weihnachtslied.

Er ist gewaltig und ist stark,
Der zu Weihnacht geboren ward;
Das ist der heilige Christ!
Ihn preiset, was auf Erden ist,
Außer dem Teufel alleine
In seinem großen Übermut;
Dafür die Höll' ihm ward zuteile.

Die Hölle ist von Not und Qual
Für die Verdammten allzumal;
Es scheint dort nicht der Sonne Licht,
Der Mond erhellt ihr Dunkel nicht,
Noch schimmern lichte Sterne;
Der Höllenbürger siegt nur Pein.
Wie wär' im Himmel er so gerne!

Ein hohes Haus im Himmel steht,
Zu dem ein Weg von Golde geht;
Von Marmor ist es aufgeführt,
Von Gott dem Herren ausgeziert
Mit edelem Gesteine;
Doch niemand wird da wohnen je,
Der nicht von allen Sünden reine.

Wer gerne Kirchengehen pflegt
Und keinen Neid im Herzen trägt,
Der mag voll Hoffnung leben;
Der wird dort selig schweben
In heiliger Gemeine.
Wohl ihm, daß er geboren ward!
Das Leben dort im Himmel ist so reine.

Ich habe leider lange
Gedienet jenem Manne,
Der in der Hölle Herrschaft hat,
Der wäget meine Missetat;
Sein Lohn, der ist gar böse;
Hilf mir, o Heiliger Geist,
Daß ich aus seiner Haft mich löse! (Köhler.)

### Dietmar von Aist.

Dietmar von Aist, aus Österreich ob der Enns, dichtete zwischen 1170 und 1200, und zwar anfangs Lieder mit volksliederartigem Charakter, schloß sich aber später der neueren Kunstrichtung an.

### Die Erwartung.

Stund einsam eine Fraue
Und sah nach der Aue,
Ihr Lieb zu erreichen.
Da sah sie Falken streichen:
„So wohl dir, Falke, daß du bist!
Du streichst, allwo dir's lieb ist;
Du wählst in Wald und Hage
'nen Baum, der dir behage.

So war es auch, was ich begann!
Selbst erkor ich einen Mann;
Der war so hold zu schauen.
Das neiden andre Frauen.
Ach, ließen sie mein Lieb mir doch!
Nie trachtet' ich nach andrer Liebsten noch."
(Storck.)

### Heinrich von Veldeke (s. S. 148).

### Lenzlüfte.

Der schöne Sommer will uns nahn;
Drum sind die Vöglein froh im Walde
Und eifern lustig, daß sie balde
Die schöne Zeit aufs best' empfahn.

Nun gebührt sich's, daß der Aar
Winke her dem süßen Winde;
Neues Blättergrün fürwahr
Hab' erblickt ich an der Linde.
(Storck.)

### Vergrämt.

Seit der Sonne lichter Schein
Vor der Kälte sank hernieder,
Und den Vögeln all im Hain
Nun verstummt sind ihre Lieder,
Schwebt das Herz in Gram und Pein:
Denn der Winter brach herein.
An den Blumen zeigt er wieder
Seine Macht; wohin man sieht,
Rings erstarben
Ihre Farben,
So daß mir geschieht
Leid und Lust entflieht. (Storck.)

### Heinrich von Morungen.

Der hochbegabte Heinrich von Morungen ist der erste und größte Vertreter der ritterlichen Lyrik Thüringens, hervorragend durch Tiefe der Gedanken und Empfindung und durch Glätte der Form. Seine Stammburg lag in der Nähe von Sangerhausen; tätig war er am Hofe zu Meißen, wie urkundlich bezeugt ist, von 1213 bis 1221.

### Ein Wunder.

Wüßt' ich, ob es verschwiegen möchte sein,
Ließ' ich euch sehen meine schöne Frauen[1]:
Wer heute mir zerbräch' das Herze mein,
Der möchte sie darin in Schönheit schauen;
Sie ist durch meine Augen, ohne Tür, hineingegangen;
So sollt' ich sein von ihrer süßen Minne minniglich empfangen.
(Köhler.)

### Bestimmung.

Wer der Frauen
Hütet, der verwirkt den Bann.
Denn zum Schauen
Schuf sie Gott so schön dem Mann.
Schuf der Welt zum Spiegel
Aller Freuden sie so klar:
Darf man Gold begraben,
Daß es niemand wird gewahr?
(Simrock.)

### Hartmann von Aue (s. S. 148).

### Weihe.

Dem Kreuz gebührt sich reiner Mut
Und keuscher Sinn;
Dann bringt es Heil und alles Gut
Uns zum Gewinn.
Auch ist es eine starke Haft
Dem jungen Mann,
Der seines Leibes Leidenschaft
Nicht zügeln kann.

[1] Altertümliche Form des Akk. Sing.

Es will, daß man hinfort
Sich zähm' in Werk und Wort;
Was taugt es auch dem Kleid,
Wofern man nicht das Herz ihm weiht?

Das Leben, Ritter, setzt zum Pfand
Mit frohem Mut
Für ihn, der euch mit milder Hand
Gab Leib und Gut.

Wer stets den Schild auf hohen Preis
Vor Menschen trug,
Versagt dem Herrn der Müh' und
Das ist nicht klug. [Schweiß,

Denn wem es aufgespart,
Daß ihm gelingt die Fahrt,
Das Höchste wird sein Teil:
Der Menschen Lob und Gottes Heil.

Viel Tage bin ich nachgerannt
Welttand und Trug
Und weilte gern, wo nichts ich fand
Als List und Lug.

Mich zog die Welt in ihren Bann
Mit falschem Gruß;
Da folgt' ich ihr als junger Mann
Mit keckem Fuß.

Nun hilf mir, Jesu Christ,
Daß ich des Teufels List
Auf immer werd' entrückt
Mit deinem Zeichen, das mich schmückt! (Storck.)

### Treue übers Grab.

Seitdem der Tod hinweggerafft
Mir meinen Herrn,
Lag alles, was die Welt sich schafft,
Dem Herzen fern.

Mir starb der Freude bester Teil
Mit seinem Tod;
Erwürb' ich nun der Seele Heil,
Das täte not.

Ihm werd' es zum Gewinn,
Fahr' über Meer ich hin;
Sein sei der halbe Lohn;
Sähn wir uns einst vor Gottes Thron! (Storck.)

### Reinmar der Alte.

Reinmar der Alte oder der von Hagenau, wahrscheinlich die „Nachtigall von Hagenau", die Gottfried von Straßburg in der „Schwertleite" (siehe S. 178) so sehr rühmt, lebte und dichtete am Hofe Leopolds V. von Österreich, den er auch auf dem Kreuzzuge von 1190 begleitet haben soll.

### Sie wissen's nicht.

Ich sah gar wonniglich die Au
Erstehn mit Blumen weiß und rot,
Das Veilchen blickt so lieb und blau;
Die Nachtigall verwand die Not,
Drob sie im Herbst von hinnen schied:
Der Frühling kam, der Winter flieht,
So mahnt ihr Lied.

Seit ich das grüne Laub gesehn,
Vergaß ich fast auf Gram und Leid;
Von einem Weib ist mir geschehn,
So daß ich nun für alle Zeit
Muß leben froh und wohlgemut;
Denn alles dünkt mich süß und gut,
Was sie mir tut.

Mein Herz verfehrt Betrübnis nie,
Sie hat mich forgenfrei gemacht;
Viertauſend Frauen ohne ſie,
Die hätten's alle nicht vollbracht;
Den Kummer hat ſie mir geſtillt
Und iſt mir hold und wohlgewillt,
Wie man auch ſchilt.

Daß ihr mein Herz in Liebe treu,
Gar manche quält das dort und hier;
Doch kenn' ich drob nicht Angſt und Scheu:
Verlorne Müh' iſt alles ſchier.
Was wollen ſie mit Lug und Liſt?
Sie wiſſen's nicht, wie's mit uns iſt
In kurzer Friſt. (Storck.)

### Klagelied auf den Tod Leopolds (1194).

Man ſagt, es ſei der Sommer hie,
Die Wonne ſei gekommen,
Nun ſollt' ich freuen mich als wie vorher;
So ratet doch und ſprechet: Wie?
Der Tod hat mir genommen,
Was ich verſchmerzen werde nimmermehr.
Was ſollen wonnigliche Tage mir,
Seit Leopold im Grabe ruht, er, aller Freuden Zier,
Den keinen Tag ich jemals traurig ſah!
Verloren hat an ihm die Welt
So viel, daß ihr an einem Manne nie
So großer Schaden noch geſchah.

„Mir armem Weibe war zu wohl,
Wenn ich gedacht' an ihn,
Und wie mein Heil an ſeinem Leben lag.
Nun ich das nicht mehr haben ſoll,
Drob geht mit Jammer hin
Die Zeit, die ich noch leben mag.
Der Spiegel meiner Wonne iſt verlorn;
Den ich zu ſommerlicher Augenweide mir erkorn,
Des muß ich, ach, verluſtig ſein.
Als man mir ſagte, er ſei tot,
Da fiel alsbald mir alles Blut
Vom Herzen auf die Seele mein.

All' Freude mir genommen hat
Des lieben Herren Tod,
So daß ich ſie fortan entbehren ſoll.
Da des nun nicht mag werden Rat,
So ring' ich mit der Not,
Daß mir mein klagend Herz iſt Jammers voll.
Die immer ihn beweinet, das bin ich;
Der ſelige Mann, er tröſtete allein im Leben mich.

Nun ist er hin, was soll ich hie?
Sei gnädig ihm, o Herr und Gott!
Ein Gast, wie er, so tugendhaft,
In deinen Himmel kam noch nie!" (Köhler.)

## § 23.

## Walther von der Vogelweide

Walther von der Vogelweide, der hervorragendste Lyriker des deutschen Mittelalters, ist ein Dichter seltener Größe, der für alle Zeiten eine hervorragende Bedeutung behalten wird. Da das Leben des reichbegabten Sängers in eine Zeit fällt, in der Deutschland in Macht und Glanz helleuchtend strahlte, aber auch nicht selten von politischen und kirchlich-politischen Stürmen heimgesucht wurde, so sind seine Lieder für das deutsche Volk um so bedeutsamer, als aus den wechselnden Weisen neben stimmungsvollen Seelenbildern auch packende Zeitgemälde hervortreten.

Gegen 1170 geboren, vielleicht auf einem Vogelweidhofe im Eisacktale bei Bozen, wahrscheinlich aber in Niederösterreich, aus einem dem niedern, sog. Dienstadel angehörenden armen Geschlechte, empfing er seine dichterische Ausbildung („lernte singen und sagen") in Österreich durch Reinmar den Alten. Während der Regierung des Herzogs Leopold V. (1177—1194) und seines Sohnes Friedrich (1194—1198) sang er am Wiener Hofe in sorgenfreier und einflußreicher Stellung seine frischesten und schönsten Natur- und Minnelieder, die sich durch Unmittelbarkeit der Empfindung, durch reizende, harmlose Naivität und eine bisweilen mutwillige Schalkhaftigkeit auszeichnen.

### Frühlingssehnsucht.

Uns hât der winter geschadet über al:
heide unde walt die sint beide nû val,
dâ manic stimme vil suoze inne hal.
sæhe ich die megede an der strâze den bal
werfen, sô kæme uns der vogele schal.

Möhte ich verslâfen des winters gezît!
wache ich die wîle, sô hân ich sîn nît,
daz sîn gewalt ist sô breit und sô wît;
weiz got, er lât och dem meien den strît:
sô lise ich bluomen, dâ rîfe nû lît.

Schmerzlich bedrängte der Winter uns all:
Felder und Wälder betrübt ihr Verfall,

Drinnen ertönte so lieblicher Hall.
Säh' ich am Wege die Mädchen den Ball
Werfen, so läm' uns der Vögelein Schall.

Könnt' ich im Winter verschlafen die Zeit!
Wach' ich derweilen, so bringt es mir Leid:
Alles beherrscht er so weit und so breit.
Dennoch erliegt er dem Maien im Streit;
Blumen dann les' ich, wo's reift nun und schneit. (Storck.)

### Winterklage[1].

Diu werlt was gelf, rôt unde blâ,
grüen in dem walde und anderswâ:
kleine vogele sungen dâ.
nû schrîet aber diu nebelkrâ.
pfligt[2] s' iht ander varwe? jâ.
s' ist worden bleich und übergrâ:
des rimpfet sich vil manic brâ.

Ich saz ûf eime grüenen lê,
da ensprungen bluomen unde klê
zwischen mir und eime sê.
der ougenweide ist dâ niht mê:
dâ wir schapel brâchen ê,
dâ lît nû rîfe unde snê.
daz tuot den vogellînen wê.

Die tôren sprechent: „snîâ[3] snî!"
die armen liute: „ôwê, owî!"
des bin ich swær' als ein blî.
der wintersorge hân ich drî:
swaz der und der andern sî,
der wurde ich alse schiere frî,
wær' uns der sumer nâhe bî.

Ê danne ich lange lebte alsô,
den krebz wolt' ich ê ezzen rô.
sumer, mache uns aber frô!
dû zierest anger unde lô.
mit den bluomen spilte[4] ich dô,
mîn herze swebte[4] in sunnen hô:
daz jaget der winter in ein strô.

Die Welt war bunt, wohin man sah,
Grün in dem Wald und fern und nah,
Die kleinen Vöglein sangen da;
Nun schreit die Nebelkräh' ihr Krah!
Ob sich die Welt entfärbte? Ja!
Sie sieht wie Leichen bleich beinah;
Viel Brauenrümpfens drum geschah.

Ich saß auf einer grünen Höh':
Da sproßten Blumen auf und Klee
Zwischen mir und einem See.
Die Augenweide schwand, herrje!
Wo wir Kränze brachen eh',
Da liegt nun Eis und tiefer Schnee;
Das tut den kleinen Vöglein weh.

Die Toren lachen hihihi!
Die Armen, ach, wie wimmern sie!
Mir liegt es bleischwer auf dem Knie.
Drei Winterfors gen hab ich, die
Und alles, was mir Kummer lieh,
Vertrieb' ich, und mein Heil gedieh',
Wär' bald der Sommer wieder hie.

Eh ich noch länger lebte so,
Die Krebse äß' ich lieber roh.
Sommer, mach uns wieder froh.
Du ziereſt Busch und Anger, wo
Beim Blumenspiel mein Leid entfloh:
In Freuden glüht' ich lichterloh;
Die trieb der Winter mir ins Stroh.

---

[1] Das Gedicht wird wegen seiner Reime auch Vokalspiel genannt.

[2] pflegen c. gen. hier = besitzen.

[3] snîâ (schneie) imp., mit angehängter Interjektion â (ach!) zur Verstärkung, namentlich bei doppeltem imp. [4] spilte und swebte, Konj.

Ich bin verlegen als Êsaû;
mîn sleht hâr ist mir worden rû.
süezer sumer, wâ bist dû?
jâ sæhe ich gerner veltgebû.
ê deich lange in solher drû
beklemmet wære, als ich bin nû,
ich wurde ê münch ze Toberlû.

Verliegen mußt' ich mich in Ruh',
Mein glattes Haar ward rauh dazu.
Süßer Sommer, wo bist du?
Gern säh' ich weiden Ochs und Kuh.
Eh ich noch länger so den Schuh
Mich drücken ließe, wie ich tu',
Eh würd' ich Mönch in Toberlu[1].
(Simrock.)

## Maienwonne.

Muget ir schouwen, waz dem meien
wunders ist beschert?
seht an pfaffen, seht an leien,
wie daz allez vert.
grôz ist sîn gewalt:
i'ne weiz, obe er zouber künne:
swar er vert in sîner wünne,
dân ist niemen alt.

Wollt ihr schauen, was im Maien
Wunder man gewahrt?
Seht die Pfaffen, seht die Laien,
Wie das stolz gebart!
Ja, er hat Gewalt!
Ob er Zauberlist ersonnen?
Wo er naht mit seinen Wonnen,
Da ist niemand alt.

Uns wil schiere wol gelingen.
wir suln sîn gemeit,
tanzen, lachen unde singen,
âne dörperheit[2].
wê, wer wære unfrô?
sît diu vogelîn alsô schône
schallent mit ir besten dône,
tuon wir ouch alsô!

Uns wird alles wohl gelingen,
Laßt uns diese Zeit
Lustig tanzen, lachen, singen,
Nur mit Höflichkeit.
Ei, wer wär' nicht froh?
Da die Vögelein nun alle
Singen mit dem schönsten Schalle,
Täten wir nicht so?

Wol dir, meie, wie dû scheidest
allez âne haz!
wie wol dû die boume kleidest,
und die heide baz!
diu hât varwe mê.
„du bist kurzer, ich bin langer".
alsô strîtents ûf dem anger
bluomen unde klê.

Wohl dir, Mai! Wie du beglückteſt
Alles weit und breit!
Wie du schön die Bäume schmückteſt,
Gabſt der Heid' ein Kleid!
War sie bunter je?
„Du bist kürzer, ich bin langer" —
Also streiten auf dem Anger
Blumen mit dem Klee. (Simrock.)

## Traumauslegung[3].

Dô der sumer komen was
und die bluomen durch das gras

Da der Frühling war erschienen,
Blumen aus dem Gras, dem grünen,

[1] Toberlu = Dobrilugk, Zisterzienserkloster, von düstern Wäldern eingeschlossen, jetzt Stadt im Regierungsbezirk Frankfurt a. d. O.

[2] Also nach höfischer Sitte.

[3] „Dreimal spannt der Dichter die Erwartung und täuscht sie mit neckischem Spotte. Im Lindenschatten am Quell ruht er behaglich; welch Abenteuer wird

wünneclîche ensprungen,
aldâ die vogele sungen,
dar kom ich gegangen
an einen anger langen,
dâ ein lûter brunne entspranc:
vor dem walde was sîn ganc,
dâ diu nahtegale sanc.

Bî dem brunnen stuont ein boum,
dâ gesach ich einen troum.
ich was von der sunnen
gegangen zuo dem brunnen,
daz diu linde mære
mir küelen schaten bære.
bî dem brunnen ich gesaz,
mîner swære ich gar vergaz:
schiere entslief ich umbe daz[1].

Dô bedûhte mich zehant,
wie mir dienten elliu lant,
wie mîn sêle wære
ze himel âne swære,
und der lîp hie solte
gebâren swie er wolte.
dâ newas mir niht ze wê:
got der walde's, swie'z ergê[2],
schœner troum enwart nie mê.

Gerne sliefe ich iemer dâ,
wan ein unsæligiu krâ,
diu begonde schrîen.
daz alle krâ gedîen
alse ich in des günne!
si nam mir michel wünne
von ir schrîen ich erschrac:
wan daz dâ niht steines lac,
sô wær' ez ir suonetac.

Wan ein wunderaltez wîp
diu getrôste mir den lîp.

Wonniglich entsprangen,
Und die Vöglein sangen,
Kam auf einen langen
Anger ich gegangen,
Wo ein klarer Quell entsprang;
Vor dem Walde war sein Gang
Bei der Nachtigall Gesang.

An der Quelle stand ein Baum,
Und da träumt' ich einen Traum.
Vor der heißen Sonnen
Barg ich mich am Bronnen,
Unter unsrer Linden
Kühlung da zu finden.
Bei dem Brunnen saß ich dort,
Bald war all mein Kummer fort:
Ich entschlief am selben Ort.

Da bedeuchte mich's sogleich,
Wie mir diene jedes Reich,
Wie ich sorgenohne
In dem Himmel wohne,
Wie mir's frei gegeben,
Ganz nach Wunsch zu leben.
Dabei war mir gar nicht weh.
Weiß der Himmel, wie's ergeh'!
Schönern Traum ich nimmer seh.

Immer schlief ich da, nur wehrte
Eine Krâh' mir's, die mich störte
Mit verwünschtem Schrein.
Möchten die doch sein,
Wo sie hingehören!
Meine Lust zu stören!
Ich erschrak vorm Schrein der Krähe;
Lag ein Stein in meiner Nähe,
Brachte er ihr Not und Wehe.

Nur ein steinalt graues Weib
Tröstete mir Seel' und Leib.

---

nahen? Nur ein Traum! Der Traum schenkt ihm alle Herrlichkeit von Himmel und Erde; wird er sie behalten? Ein Krähenruf verscheucht sie! Ein traumkundiges Weib naht; was wird sie verkünden? Eine Narrheit, eine komische Verspottung der Traumgläubigen!" (Polack.)

[1] umbe daz = deshalb. [2] wie es immer gehen mag.

die begonde ich eiden.
nû hât sie mir bescheiden,
waz der troum bediute.
daz merken wîse liute:
zwêne und einer daz sîn drî;
dannoch seite s' mir dâ bî,
daz mîn dûme ein vinger sî.

Diese schwur mir Eide,
Daß sie recht bescheide,
Was der Traum bedeute.
Hört's nun, liebe Leute:
Zwei und einer, das sind drei;
Ferner sagte sie dabei,
Daß mein Daum ein Finger sei.
(Koch.)

### Frühling und Frauen.

Sô die bluomen ûz dem grase dringent,
same sie lachen gegen der spilnden sunnen,
in einem meien an dem morgen fruo,
und diu kleinen vogellîn wol singent
in ir besten wîse, die sie kunnen,
waz wünne mac sich dâ genôzen zuo?
ez ist wol halb ein himelrîche.
suln wir sprechen, waz sich deme gelîche,
sô sage ich, waz mir dicke baz
in mînen ougen hât getân
und tæte ouch noch, gesæhe ich daz.

Wenn aus dem Gras empor die Blumen dringen,
Als lachten sie hinauf zum Glanz der Sonne,
An einem frischen Morgen früh im Mai,
Dazu die kleinen Vöglein lieblich singen
In ihrer besten Weise: welche Wonne
Meint ihr, daß dem wohl zu vergleichen sei?
Es ist wohl halb ein Himmelreich.
Soll ich es sagen, was dem scheine gleich,
So sag ich's, was mir mehr Entzücken
In meinen Augen stets gebracht
Und immer tut, mag ich's erblicken.

Swâ ein edeliu schœne frouwe reine,
wol gekleidet unde wol gebunden[1]
durch kurzewîle zuo vil liuten gât,
hovelîchen hôchgemuot, niht eine[2],
umbe sehende ein wênic under stunden[3],
alsam der sunne gegen den sternen stât:
der meie bringe uns al sîn wunder,
waz ist dâ sô wünneclîches under

[1] mit wohlaufgebundenem Haar. [2] in Verbindung mit andern.
[3] zuweilen ein wenig sich umsehen, wie es die höfische Sitte erlaubt.

als ir vil minneclîcher lîp?
wir lâzen alle bluomen stân
und kapfen an daz werde wîp.

Seht ihr ein Fräulein wandeln, hold und schön,
Gekleidet wohl und wohl das Haupt geschmückt,
Daß ihre Lust sie bei den Leuten mehre,
Seht ihr sie dort dann bei den Maiden gehn,
Wie sie bisweilen züchtig um sich blickt,
Der Sonne gleichend in dem Sternenheere:
Der Maie zeig' uns alle seine Wunder,
Es ist doch nichts so Wonnigliches drunter
Als ihr so minniglicher Leib.
Wir lassen alle Blumen stehn
Und schauen an das werte Weib.

Nû wol dan, welt ir die wârheit schouwen,
gên wir zuo des meien hôchgezîte!
der ist mit aller siner krefte komen.
seht an in und seht an werde frouwen,
wederz dâ daz ander überstrîte,
daz bezzer spil, ob ich daz habe genomen.
ôwê der mich dâ welen hieze,
deich daz eine durch daz ander lieze,
wie rehte schiere ich danne kür!
hêr Meie, ir müeset merze sîn,
ê ich mîn' frouwen dâ verlür.

Wollt ihr nun, wie ich Wahrheit rede, schauen,
Gehn wir zum Mai in seinem Festeskleide!
Der ist mit aller seiner Kraft gekommen.
Schaut ihn an, schaut auch an die schönen Frauen
Und sehet, wer von beiden siegt im Streite;
Das beff're Spiel, ob ich's nicht hab' genommen.
Ach, wenn mich einer wählen hieße,
Daß ich das eine für das andre ließe,
Wie bald hätt' ich mein Teil erkoren!
Herr Mai, Ihr müßtet März erst sein,
Eh ich die Herrin gäb' verloren! (Koch.)

### Halmmessen.

In einen zwîvellîchen wân
was ich gesezzen und gedâhte,
ich wolte von ir dienste gân
wan daz ein trôst mich wider brâhte.

trôst mac ez rehte nit geheizen, owê des!
ez ist vil kûme ein kleinez trœstelîn.
sô kleine, swenne ich'z iu gesage, ir spottet mîn;
doch fröut sich lützel ieman, er enwizze wes.

In Zweifelsucht und trübem Wahn
War ich befangen und gedachte
Zu lassen ihren Dienst fortan,
Als mich ein Trost ihr wieder brachte.
Trost mag es wohl nicht heißen, sei es drum —
Ja, ist's auch nur ein kleines Tröstelein,
So klein, erzähl' ich euch davon, ihr spottet mein;
Doch freut sich selten jemand, der nicht weiß, warum.

Mich hât ein halm gemachet frô:
er giht, ich sül genâde vinden.
ich maz daz selbe kleine strô,
als ich hie vor gesach von kinden.
nû hœret unde merket, ob si'z denne tuo:
„si tuot, si entuot, si tuot, si entuot, si tuot." [1]
swie dicke ich'z tete, sô waz ie daz ende guot.
daz trœstet mich: dê hœret ouch geloube zuo.

Mich macht ein kleines Hälmchen froh:
Es sagt, mir solle Gnade kommen;
Ich maß dasselbe kleine Stroh,
Wie ich's bei Kindern wahrgenommen.
Nun höret all und merket denn, ob sie es tu':
„Sie tut, tut's nicht, sie tut, tut's nicht, sie tut";
Wie oft ich maß, so war noch stets das Ende gut:
Das ist mein Trost nun; da gehört auch Glaube zu.

(Simrock.)

Im Anschlusse an diese heitern Lieder mögen jene ernsteren, aber nicht durch politische Beziehungen gefärbten Gesänge späterer Jahre ihre Stelle finden, soweit sie sich nicht in den Rahmen der folgenden, mehr historischen Anordnung einfügen lassen:

### Wert männlicher Schönheit.

An wîbe lobe stêt wol, daz man sie heize schœne:
manne stêt ez übel, ez ist ze wich und ofte hœne.
küene und milte und daz er dâr zuo stæte sî,
so ist vil gar gelobet: den zwein stêt wol das dritte bî.

[1] Vergleiche unser Zählen der Blumenblätter oder der Knöpfe am Rock.

wil'z iu niht versmâhen, sô wil ich'z iuch lêren,
wie wir loben suln und niht unêren:
ir müezet in die liute sehen, welt ir s' erkennen wol:
nieman ûzen nâch der varwe loben sol.
vil manic môre ist innen tugende vol:
wê wi wiz der[1] herzen sint, der si wil umbe kêren!

Die Schönheit rühme der, der eine Frau beſinget,
Männern ſteht es übel, weil es weich und ſpöttiſch klinget.
Kühn und mild und daß er auch beſtändig ſei,
Das iſt genug: dies dritte ſteht gar ſchön bei jenen zwei,
Wenn ihr's nicht verſchmähet, ſo will ich euch lehren,
Wie man loben ſoll und nicht entehren:
Ihr müßt in die Leute ſehn, ſo ſchaut ihr, wie's beſtellt;
Nicht nach der Wangen Schminke ſei der Schluß gefällt.
Gar weiſ' iſt oft, den man für töricht hält:
Wohl tät' es not, die Weiſen auch erſt um und um zu lehren.
(Simrock.)

## Maß im Trinken.

1.

Ich trunke[2] gerne dâ man bî der mâze schenket
und dâ der unmâze niemen iht gedenket,
sît si den man an libe, an guot und an den êren krenket.
si schât ouch an der sêle, hœre ich jehen die wisen:
des möht' ein ieglich man von sînem wirte wol enbern.
liez' er sich vollecliche bî der mâze wern,
sô möht' ime gelücke, heil und sælde und êre ûf rîsen.
diu mâze wart den liuten dar umb' ûf geleit,
daz man sie ebene mezze und trage, ist mir geseit:
nû hab er danc, der s' ebene mezze und der sie ebene treit.

2.

Er hât niht wol getrunken, der sich übertrinket.
wie zimet daz biderbem man, daz ime diu zunge hinket[3]
von wîne? ich wæne er houbetsünde und schande zuo im winket.
im zæme baz, möht' er gebrûchen sîne füeze,
daz er âne helfe bî den liuten möhte stân.
swie sanfte man in trüege, er möhte lieber gân.
sus trinke ein iegeslîcher man, daz er den durst gebüeze:
daz tuot er âne houbetsünde und âne spot.
swelch man sô getrinket, daz er sich noch got
erkennet, sô hât er gebrochen ime sîn hôch gebôt.

---

[1] der, nämlich der Mohren. [2] Konj. = tränke [3] hinket = fällt.

1.

Ich trinke gerne, wo man mir mit Maßen schenket
Und des Übermaßes niemand nur gedenket,
Weil das den Mann an Leib und Gut und an den Ehren kränket.
Es schadet auch der Seele, hör' ich Weise sagen:
Das möge seinem Gaste gern erlassen jeder Wirt.
Läßt er sich geben, bis sein rechtes Maß ihm wird,
So mag er Glück und Seligkeit und Ehre dran erjagen.
Es ward das Maß den Leuten darum aufgelegt,
Daß man es grade meff' und trage! Das erwägt,
Und hab' er Dank, der's grade mißt und der es grade trägt.

2.

Es hat nicht wohl getrunken, der sich übertrinket.
Wie ziemt das biederm Mann, daß ihm die Zunge hinket
Von Wein? Wer also trinket, Sünd' und Schande zu sich winket.
Ihm ziemte besser, dürft' er sich den eignen Füßen
Anvertraun und bei den Leuten ohne Hilfe stehn.
Wie sanft man ihn auch trägt, er würde lieber gehn.
So trinke jedermann genug, um seinen Durst zu büßen;
Das mag er ohne Schande tun und ohne Spott;
Wer aber trinket, daß er sich und seinen Gott
Nicht mehr erkennen mag, der bricht sein heiliges Gebot. (Simrock.)

**Selbstüberwindung**[1].

Wer sleht den lewen? wer sleht den risen?
wer überwindet jenen und disen?
daz tuot jener, der sich selber twinget
und alliu sîniu lit in huote bringet
ûz der wilde in stæter zühte habe.
geliheniu zuht und schame vor gesten
mugen wol eine wîle erglesten:
der schîn nimt drâte ûf und abe.
Swelch man wirt âne muot ze rîch,
wil er ze sêre striuzen sich
ûf sîne rîcheit, sô wirt er ze hêre.
ze rîch und z'arm diu leschent beide sêre

Wer schlägt den Leun? Wer schlägt den Riesen?
Wer überwindet den und diesen?
Das tut jener, der sich selbst bezwinget
Und seine Glieder all geborgen bringet
Aus dem Sturm in steter Tugend Port.
Erborgte Zucht und Scham vor Gästen
Hält uns wohl einen Tag zum besten;
Doch falscher Schimmer währt nicht fort.
Wer überreich wird ohne Sinn,
Wenn der zu sehr auf den Gewinn
Sich steift, so wird sein Hochmut unerträglich.
Zu reich, zu arm, die zwei ersticken täglich

[1] Vgl. Schillers „Kampf mit dem Drachen".

an sumelîchen liuten rehten muot.
swâ überic rîcheit zühte slucket,
und überig armuot sinne zucket,
dâ dunket mich enwederez guot.

Bei manchen Leuten ehrenhaften Mut:
Wo eitel Reichtum Zucht verschlinget
Und eitel Armut Sinn bezwinget,
Da dünkt mich keins von beiden gut.
(Simrock.)

### Geständnis.

Vil wol gelobter got, wie selten ich dich prîse!
sît daz ich von dir beide wort hân unde wîse.
wê wie getar ich sô gefreveln under dîme rîse?
i'n tuon diu rehten werc, i'n hân der wâren minne
ze mînem ebenkristen, hêrre vater, noch ze dir:

Du hochgelobter Gott, wie selten ich dich preise,
Da ich dir verdanke beides, Wort und Weise,
Wie nur wag' ich's, so zu freveln unter deinem Reise?
Ich handle sündig noch, mir fehlt die wahre Minne
Zu meinem Nebenchristen, ew'ger Vater, und zu dir;

sô holt enwart ich ir dekeinem nie so mir.
frô, vater unde sun, din geist berihte mîne sinne!
wie solte ich den geminnen, der mir übele tuot?
mir muoz der iemer lieber sîn, der mir ist guot.
vergib mir anders mîne schulde, ich wil noch haben den muot.

Nie ward ich einem andern noch so hold als mir:
Gott Sohn und Vater, euer Geist erleuchte meine Sinne!
Wie mach' ich's, den zu minnen, der mir Böses tut?
Ich habe den viel lieber, der auch mir ist gut:
Vergib mir sonst all meine Schuld: noch steht mir so der Mut.
(Simrock.)

### Morgengebet.

Mit sælden müeze ich hiute ûf stên,
got hêrre, in dîner huote gên
und rîten, swar ich in dem lande kêre.
Krist hêrre, lâz an mir werden schîn
die grôzen kraft der güete dîn
und pflic mîn wol durch dîner muoter êre.
Als ir der heilig engel pflæge,
und dîn, dô du in der kripfen læge,
junger mensch und alter got, [rinde,
dêmüetic vor dem esel und vor dem
und doch mit sældenrîcher huote
pflac dîn Gabriêl der guote

Mit Segen laß mich heut erstehn,
Herr Gott, in deinem Schutze gehn
Und reiten, wo hinaus mein Weg sich kehre!
Herr Christ, an mir gib an den Tag,
Was deiner Güte Kraft vermag,
Und steh mir bei zu deiner Mutter Ehre.
Wie ihr der Engel half, der gute,
Und dir, der in der Krippe ruhte,
Jung als Mensch, als Gott so alt,
Demütig vor dem Esel und dem Rinde.
Und doch mit himmlisch treuem Sorgen
Hielt dich Gabriel geborgen

wol mit triuwen sunder spot[1]:
als pflig ouch mîn, daz an mir iht erwinde
daz dîn vil götelich gebot.

Vor Gefahren mannigfalt:
So schütz auch mich, daß man nicht falsch mich finde
Noch gegen deine Liebe kalt. (Simrock.)

Die fröhliche Zeit, die den Dichter in Begeisterung jene heitern Lieder hatte singen lassen, endete mit dem Tode seines Gönners, Friedrichs von Österreich († 1198 auf einer Kreuzfahrt in Palästina). Nicht allein, daß Walther den Wiener Hof wegen minder angenehmer Beziehungen zu Friedrichs Bruder und Nachfolger Leopold VI. verließ und das Vaterland in vielfachen Wanderungen durchziehen mußte, er fühlte sich auch in seinem Gemüte trüb gestimmt ob der zwiespältigen Königswahl, die nach dem unerwartet frühzeitigen Ableben des Kaisers Heinrich VI. († 1197) und bei der Jugend des erst dreijährigen Kaisersohnes Friedrich das deutsche Volk in zwei Parteien zerriß: in die hohenstaufische, die mit unserem Dichter zu des Kaisers Bruder, Philipp von Schwaben, stand, und in die vom Papste Innozenz III. (1198—1216) unterstützte welfische, die es mit Otto von Braunschweig, dem Sohne Heinrichs des Löwen, hielt. In dieser ernsten Stimmung zeichnet ihn die Pariser Handschrift, wie er, auf einem Steine sitzend, ein Bein über das andere geschlagen und die Wange mit der Hand stützend, über die Zeitverhältnisse nachsinnt und seine Leier zu politischen Liedern stimmt.

### Der Wahlstreit (1198).

1.

Ich saz ûf eime steine
und dahte bein mit beine,
dar ûf sazt' ich den ellenbogen;
ich hete in mîne hant gesmogen
daz kinne und ein mîn wange.
dô dâhte ich mir vil ange,
wes man zer werlte solte leben.
deheinen rât kond' ich gegeben,
wie man driu dinc erwurbe,
der keines niht verdurbe.
diu zwei sind êre und varnde guot,
daz dicke ein ander schaden tuot;
daz dritte ist gotes hulde,
der zweier übergulde.
die wolte ich gerne in einen schrîn.
jâ leider des enmac niht sîn,

Ich saß auf einem Steine:
Da deckt' ich Bein mit Beine,
Darauf der Ellenbogen stand;
Es schmiegte sich in meine Hand
Das Kinn und eine Wange.
Da dacht' ich sorglich lange
Dem Weltlauf nach und ird'schem Heil;
Doch wurde mir kein Rat zuteil,
Wie man drei Ding' erwürbe,
Daß keins davon verdürbe.
Die zwei sind Ehr' und zeitlich Gut,
Das oft einander Schaden tut,
Das dritte Gottes Segen,
An dem ist mehr gelegen:
Die hätt' ich gern in einem Schrein.
Ja leider mag es nimmer sein,

[1] sonder Spott, eine Beteuerung wie „wahrhaftig".

daz guot und werltlich êre
und gotes hulde mêre
zesamene in ein herze komen.
stîg' unde wege sint in benomen:
untriuwe ist in der sâze,
gewalt vert ûf der strâze,
frid' unde reht sint sêre wunt:
diu driu enhabent geleites niht, diu zwei[1] enwerden ê gesunt.

Daß Gottes Gnade kehre
Mit Reichtum und mit Ehre
Je wieder in dasselbe Herz.
Sie finden Hemmung allerwärts:
Untreu hält Hof und Leute,
Gewalt fährt aus auf Beute,
So Fried' als Recht sind todeswund:
Die dreie haben kein Geleit, die zwei denn werden erst gesund.

2.

Ich hôrte ein wazzer diezen
und sach die vische fliezen;
ich sach, swaz in der werlte was,
velt unde walt, loup, rôr und gras;
swaz kriuchet unde fliuget
und bein zer erden biuget,
daz sach ich unde sage iu daz:
der keinez lebet âne haz.
daz wilt und daz gewürme
die strîtent starke stürme,
sam tuont die vogel under in;
wan daz sie habent einen sin:
sie diuhten sich ze nihte,
si'n schüefen starc gerihte:
sie kiesent künege unde reht,
sie setzent hêrren unde kneht.
sô wê dir, tiuschiu zunge,
wie stêt dîn ordenunge,
daz nû diu mugge ir künec hât,
und dâz dîn êre alsô zergât!
bekêrâ[2] dich, bekêre!
die zirken sint ze hêre,
die armen künege[3] dringent dich:
Philippe setze en weisen ûf und heiz sie treten hinder sich!

Ich hört' ein Wasser rauschen
Und ging den Fischen lauschen,
Ich sah die Dinge dieser Welt,
Wald, Laub und Rohr und Gras und Feld,
Was kriechet oder flieget,
Was Bein zur Erde bieget,
Das sah ich, und ich sag' euch das:
Da lebt nicht eines ohne Haß.
Das Wild und das Gewürme,
Die streiten starke Stürme,
So auch die Vögel unter sich;
Doch tun sie eins einmütiglich:
Sie schaffen stark Gerichte,
Sonst würden sie zunichte;
Sie wählen Kön'ge, ordnen Recht
Und unterscheiden Herrn und Knecht.
So weh dir, deutschem Lande,
Wie ziemet dir die Schande,
Daß nun die Mücke hat ihr Haupt,
Und du der Ehren bist beraubt!
Bekehre dich! Vermehre
Nicht noch der Fürsten Ehre.
Die armen Kön'ge drängen dich:
Philippen setz' den Waisen auf[4], so weichen sie und beugen sich.

---

[1] Friede und Recht. [2] Siehe S. 190 A. 3.

[3] Die mittellosen Kronbewerber.

[4] Der Hauptedelstein in der deutschen Königskrone, den Herzog Ernst von Schwaben (siehe S. 42) vom Karfunkelberge mitgebracht haben sollte, und die Krone selbst. Der Edelstein heißt der Waise, weil er seinesgleichen nicht hat. (Lapis, qui in corona Romani imperatoris est neque unquam alibi visus est, propter quod etiam orphanus vocatus est [Albertus Magnus, † 1280].)

Freilich wird Philipp, dessen Rechte Walther kräftig vertritt, am 8. September 1198 zu Mainz mit den Reichskleinodien durch die Erzbischöfe von Tarantaise und von Trier gekrönt und hält Weihnachten 1199 zu Magdeburg einen glänzenden Hoftag, doch schon bald, im März 1201, trifft ihn der Bannstrahl des nach Walthers Meinung durch den Besitz der weltlichen Macht übermütig gewordenen Papstes Innozenz III. Der Bann trieb viele der Anhänger Philipps in das Lager des vom Papste begünstigten Otto, der bereits am 12. Juli 1198 zu Aachen durch den Erzbischof von Köln, aber mit falschen Reichsinsignien, gekrönt war und kurz darauf geschworen hatte, „seinem Herrn, dem Papste Innozenz III., und dessen Nachfolgern alle der römischen Kirche zustehenden Besitzungen zu sichern und nötigenfalls wiederherzustellen". Aus tiefstem Herzensgrunde beklagt der Dichter des Reiches Zerrüttung.

### Der Leitstern (1198).

Diu krône ist elter dan der künec Philippes sî:
dâ muget ir alle schouwen wol ein wunder bî,
wie 's ime der smit sô ebene habe gemachet.
sîn keiserlîchez houbet zimt ir alsô wol,
daz si ze rehte nieman guoter scheiden sol.
ir dwederz dâ daz ander niht enswachet.
si liuhtent beide ein ander an,
daz edele gesteine wider den jungen süezen man:
die ougenweide sehent die fürsten gerne.
swer nû des rîches irre gê,
der schouwe, wem der weise ob sîme nacke stê:
der stein ist aller fürsten leitesterne.

Die Kron' ist älter als der König Philipp ist:
Drum scheint's ein Wunder jedem Auge, das ermißt,
Wie ihr der Schmied das rechte Maß verliehen.
Sein kaiserliches Haupt geziemt ihr also gut,
Daß, wer sie scheiden will, als ein Verräter tut:
Keins mag dem andern Schein und Glanz entziehn:
Sie leuchten sich einander an,
Die edlen Steine mit dem jungen süßen Mann:
Der Anblick muß den Fürsten wohlgefallen.
Wen nun nach anderm Herrn verlangt,
Der schaue, wem der Waise überm Scheitel prangt:
Der mag ein Leitstern sein den Fürsten allen. (Simrock.)

### Unter Krone (1199).

Ez gienc eins tages, als unser hêrre wart geborn
von einer maget, die'r ime ze muoter hât erkorn,
ze Megedeburc der künec Philippes schône.

dâ gienc eins keisers bruoder unde eins keisers kint
in einer wât, swie doch der namen drîe sint[1]:
er truoc des rîches zepter und die krône.

Zu Magdeburg ging an dem Tag, da Gott geboren
Ward von der Magd, die er zur Mutter sich erkoren,
Der König Philipp schön und adelsohne:
Da gingen König, Kaisersbruder, Kaiserskind
In einem Kleid, ob auch der Namen dreie sind:
Er trug des Reiches Zepter und die Krone.

er trat vil lîse, im was niht gâch,
im sleich ein hôchgeborniu küniginne nach[2],
rôs' âne dorn, ein tûbe sunder gallen.
diu zuht was niener anderswâ:
die Düringe und die Sahsen dienden alsô dâ,
daz ez den wîsen muoste wol gevallen.

Gemessnen Schritts ging er dahin,
Ihm folgte sacht die hochgeborne Königin,
Ros' ohne Dorn, ein Täublein sonder Gallen.
Solch Fest noch sah man nirgendwo:
Es dienten ihm die Thüringer und Sachsen so,
Daß es den Weisen mußte wohlgefallen. (Simrock.)

## Der Pfaffen Wahl.

Künc Constantin[3] der gap sô vil,
als ich ez iu bescheiden wil,
dem stuol ze Rôme: sper, kriuz' unde krône[4].
Zehant der engel lûte schrê:
„ôwê, ôwê, zem dritten wê!
ê stuont diu kristenheit mit zühten schône.
Der ist nû ein gift gevallen,
ir honec ist worden z'einer gallen:
daz wirt der werlt her nâch vil leit."

Es hat der König Konstantin
Dem Stuhl zu Rom so viel verliehn,
Speer, Kreuz und Krone, daß er Macht erlangte.
Da rief der Engel laut: „O weh,
Und aber weh, zum dritten weh!
Die Christenheit, die jetzt so herrlich prangte,
Der ist ein Gift herabgefallen,
Ihr Honig wandelt sich zu Gallen;
Einst steht die Welt darob verzagt."

---

[1] Anspielung auf die Dreifaltigkeit als Bild der Vollkommenheit.

[2] Die Königin Irene, Tochter des Kaisers Alexius von Konstantinopel. Da sie in Deutschland Maria genannt wurde, legt ihr der Dichter im folgenden Verse den Beinamen der hl. Maria bei.

[3] Die sog. Schenkung Konstantins an Papst Silvester I., die sagenhafte Grundlage des späteren Kirchenstaates.

[4] Speer und Krone bezeichnen die weltliche, Kreuz die geistliche Herrschaft.

alle fürsten lebent nû mit êren,
wan der hœhest'[1] ist geswachet.
daz hât der pfaffen wal gemachet.
daz sî dir, süezer got, gekleit.
die pfaffen wellent leien reht verkêren:
der engel hât uns wâr geseit.

Alle Fürsten leben nun mit Ehren,
Indes der Höchste Schmach erduldet.
Das hat der Pfaffen Wahl verschuldet.
Das sei dir, süßer Gott, geklagt!
Die Pfaffen wollen Laienrecht verkehren:
Der Engel hat uns wahr gesagt.
(Simrock.)

In den nächsten Jahren, die sich für Philipp von 1204 ab günstiger gestalteten, indem er seinen Gegner Otto schlug und am 6. Januar 1205 zu Aachen zum zweitenmal gekrönt wurde, schweigt das politische Lied Walthers. Er hielt sich während dieser Zeit bald an dem Hofe des freigebigen und die Sangeskunst kräftig fördernden Landgrafen Hermann von Thüringen[2] auf, bald durchzog er als fahrender Sänger die Gaue Deutschlands. Diese Reiseeindrücke hat er niedergelegt in dem herrlichen Gedichte:

### Deutschlands Ehre.

Ir sult sprechen willekomen:
der iu mære bringet, daz bin ich.
allez, daz ir habt vernomen,
daz ist gar ein wint: nû frâget mich.
ich wil aber miete:
wirt min lôn iht guot,
ich sag' iu vil lihte, daz iu sanfte tuot.
seht, waz man mir êren biete.

Heißt mich froh willkommen sein,
Der euch Neues bringet, das bin ich;
Eitle Worte sind's allein,
Die ihr noch vernahmt; jetzt fraget mich.
Wenn ihr Lohn gewähret
Und den Sold nicht scheut,
Will ich manches sagen, was die Herzen freut;
Seht, wie ihr mich würdig ehret.

Ich will tiuschen frouwen sagen
solhiu mære, daz si deste baz
al der werlte suln behagen:
âne grôze miete tuôn ich daz.

Ich verkünde deutschen Fraun
Solche Dinge, daß sie alle Welt
Noch begier'ger wird zu schaun:
Dafür nehm' ich weder Gut noch Geld.

---

[1] Der Kaiser, da von Rom bei Strafe des Bannes die Anerkennung Ottos, des Gegenkönigs, befohlen war.

[2] An diese Zeit seines Aufenthaltes lehnt sich das um 1300 geschriebene lyrisch-didaktische Streitgedicht „Der Sängerkrieg auf der Wartburg". In dem ersten Teile der poetisch ganz wertlosen Dichtung streitet im Jahre 1207 der sagenhafte Heinrich von Ofterdingen mit Walther vor dem Landgrafen Hermann und seiner Gemahlin Sophie und den beiden Preisrichtern Wolfram und Reinmar von Zweter. Heinrich, der das Lob Leopolds von Österreich besingt, unterliegt dem den Landgrafen Hermann preisenden Walther, darf aber, unterstützt von der Landgräfin Sophie, den Zauberer Klingsor aus Ungarland als Schiedsrichter berufen. Dieser mißt sich im zweiten Teile des Gedichtes in seltsamen Rätseln mit Wolfram, wird aber von ihm, dem „rechtgläubigen Laien", überwunden.

waz wold' ich ze lône?
sie sint mir ze hêr:
sô bin ich gefüege unâ bite sie
nihtes mêr,
wan daz sie mich grüezen schône.

Ich hân lande vil gesehen
unde nam der besten gerne war:
übel müeze mir geschehen,
künde ich ie mîn herze bringen dar,
daz im wol gevallen
wolde fremeder site.
nû waz hulfe mich, ob ich unrehte
strite?
tiuschiu zuht gât vor in allen.

Von der Elbe unz an den Rîn
und her wider unz an der Unger lant
mugen wol die besten sîn,
die ich in der werlte hân erkant.
kan ich rehte schouwen
guot gelâz und lîp,
sam mir got, sô swüere ich wol,
daz hie diu wîp
bezzer sint dann' ander frouwen.

Tiusche man sint wol gezogen,
rehte als engel sint diu wîp getân.
swer sie schiltet, der'st betrogen:
ich enkan sîn anders niht verstân.
tugent und reine minne,
swer die suochen wil,
der sol komen in unser lant: da
ist wünne vil.
lange müeze ich leben dar inne!

Was wollt' ich von den Süßen?
Sind sie doch zu hehr:
Drum bescheid' ich mich und bitte sie
nichts mehr,
Als mich freundlich stets zu grüßen.

Lande hab' ich viel gesehen,
Nach den besten späht' ich allerwärts:
Übel möge mir geschehn,
Wenn sich je bereden ließ mein Herz,
Daß ihm wohlgefalle
Fremder Lande Brauch!
Wenn ich lügen wollte, lohnte mir
es auch?
Deutsche Zucht geht über alle.

Von der Elbe bis zum Rhein
Und zurück bis an der Ungarn Land,
Da mögen wohl die besten sein,
Die ich irgend auf der Erde fand.
Weiß ich recht zu schauen
Schönheit, Huld und Zier,
Hilf mir Gott, so schwör' ich, daß sie
besser hier
Sind als andrer Länder Frauen.

Züchtig ist der deutsche Mann,
Deutsche Fraun sind engelschön und rein;
Töricht, wer sie schelten kann,
Anders wahrlich mag es nimmer sein;
Zucht und reine Minne,
Wer die sucht und liebt,
Komm' in unser Land, wo es noch
Wonne gibt;
Lebt' ich lange nur darinne! (Simrock.)

Ungünstige politische Verhältnisse ließen den Dichter bald wieder Klage- und Mahnlieder anstimmen. Nach der Ermordung Philipps (1208) war das Reich ohne Widerstreit dem Gegenkönige Otto zugefallen, der im folgenden Jahre auch in Rom zum Kaiser gekrönt wurde. Aber schon 1210 belegte der Papst ihn wegen Zurückhaltung der Mathildischen Güter mit dem Banne. Dieser Vorgang rief aufs neue den ganzen Grimm Walthers hervor, der gleich den Rittern und Fürsten nach Philipps Tode sich an Otto angeschlossen hatte. Aber mag der Dichter auch, vornehmlich

als politischer Parteimann, mit den schärfsten Waffen gegen Papst und Hierarchie kämpfen und sich zu einseitigen, unbilligen Urteilen und Unterstellungen verleiten lassen, in seinem Innern bleibt er guter Christ; als solcher fordert er den Kaiser auch zum Kreuzzuge auf. Seine Mahnung blieb jedoch ebenso ohne Erfolg wie seine Hoffnung, von Otto ein Lehen zu erhalten, ohne Verwirklichung.

### Fluch und Segen.

Hêr bâbest, ich mac wol genesen,
wan ich wil iu gehôrsam wesen.
wir hôrten iuch der kristenheit gebieten,
wes wir dem keiser[1] solten pflegen,
dô ü im gâbent gotes segen,
daz wir in hiezen hêrre und vor im knieten.
ouch sult ir niht vergezzen,
ir sprâchent: „swer dich segene, si gesegent; swer dir fluoche, si vermit fluoche vollemezzen.“ [fluochet durch got, bedenkent iuch dâ bî,
ob ir der pfaffen êre iht geruochet.

Herr Papst, ich fürchte mich noch nicht,
Denn ich gehorch' Euch, wie es Pflicht.
Wir hörten Euch der Christenheit gebieten,
Dem Kaiser untertan zu sein;
Ihr selber segnetet ihn ein,
Daß wir ihn hießen Herr und vor ihm knieten.
Gedenkt auch Eures Spruches!
Ihr sprachet: „Wer dich segnet, sei Gesegnet; wer dir flucht, der erfahre
Des Vollgewicht des Fluches.“
Um Gott bedenkt, ob sich dabei
Der Pfaffen Heil und Ehre wohl bewahre.
(Simrock.)

### Gott als Kläger[2].

Hêr keiser, ich bin frônebote
und bringe iu boteschaft von gote:
ir habt die erde, er hât daz himelrîche.
er hiez iu klagen (ir sît sîn voget),
in sînes sunes lande broget
diu heidenschaft iu beiden lasterliche.
ir muget im gerne rihten:
sîn sun, der ist geheizen Krist,
er hiez iu sagen, wie er'z verschulden welle:
nû lât in zuo iu pflihten.
er rihte iu, dâ er voget ist.
klagt ir joch über den tievel ûz der helle.

Herr Kaiser, ich bin hergesandt
Als Gottes Bot' aus Himmelsland:
Ihr habt die Erd', er hat den Himmel droben.
Er will, daß Ihr ihm Recht verschafft:
Ihr seid sein Vogt, die Heidenschaft
Laßt nicht in seines Sohnes Lande toben.
Seid willig, ihm zu richten:
Sein Sohn, mit Namen Jesu Christ,
Vergilt es einst, das hieß er mich Euch sagen.
Eilt, seinen Streit zu schlichten;
Er richtet Euch, wo Er Vogt ist,
Und kämet Ihr den Teufel zu verklagen.
(Simrock.)

[1] Kaiser Otto IV.

[2] Der Dichter fordert im Namen Gottes vom Kaiser von Gottes Gnaden, vielleicht im Jahre 1211, die Herstellung des Reiches im Heiligen Lande.

### An Kaiser Otto.

„Sît willekomen, hêr wirt!“ dem gruoze muoz ich swîgen:
„sît willekomen, hêr gast!“ sô muoz ich sprechen oder nîgen.
wirt unde heim sint swêne unschameliche namen:
gast unde hereberge muoz man sich vil dicke schamen.
noch müez' ich geleben, daz ich den gast ouch grüeze,
sô daz er mir, dem wirte, danken müeze.

„Seid mir gegrüßt, Herr Wirt“, dem Gruße muß ich schweigen:
„Seid mir gegrüßt, Herr Gast“, da muß ich sprechen und mich neigen.
Heimat und Wirt, die Namen sind ohn' alle Schmach.
Herberge, Gast, den beiden tritt oft Schande nach.
Gern erlebt' ich's noch, daß mir auch Gäste kämen
Und müßten mir zu danken sich bequemen.

„sît hînaht hie! sît morgen dort!“ waz gougelfuore[1] ist daz!
„ich bin heime“ ode „ich wil heim“, daz trœstet baz.
gast unde schâch kumt selten âne hâz:
nû büezet mir des gastes, daz iu got des schâches[2] büeze.

„Seid heute hier, seid morgen dort“, welch tolle Gaukelfahrt!
„Ich bin daheim, ich will nun heim“, ist beff'rer Art.
Gast, Schach, die werden selten gern gewahrt:
Nun nehmet mir den Gast, so mag Euch Gott das Schach benehmen.
(Simrock.)

Walthers sehnlichster Wunsch, im eigenen Heim[3] seine letzten Tage verleben zu können, wurde ihm erst erfüllt, als der junge Friedrich unter dem Schutze von Innozenz III. nach der für Otto unglücklichen Schlacht bei Bouvines (1214) durch den Erzbischof von Köln am 25. Juli 1215 zum Könige gekrönt und Walther zu ihm übergegangen war.

### Milde und Länge.

Ich wolt' hêrn Otten milte nâch der lenge[4] mezzen,
dô hâte ich an der mâze mich ein teil vergezzen:
wær' er sô milte als lanc, er hete tugende vil besezzen.
vil schiere maz ich aber den lîp nâch sîner êre:
dô wart er vil gar ze kurz als ein verschrôten werc.

---

[1] Das Hin- und Herwandern der Fahrenden. [2] S. Bemerkung im Lexikon.

[3] Wie dürftig seine Verhältnisse waren, ergibt sich klar aus der einzigen Urkunde, in der sein Name erscheint, daß der Bischof Wolfger von Passau Walthero cantori de Vogelweide im Jahre 1203 fünf Solidi zur Beschaffung eines Pelzrockes schenkte.

[4] Kaiser Otto war von hohem Wuchs.

miltes muotes minre vil dann' ein getwerc,
und ist doch von den jâren, daz er niht enwahset mêre.
dô ich dem künege brâhte daz mez, wie er ûf schôz!
sîn junger lîp wart beide michel unde grôz.
nû seht, waz er noch wahse! er'st ieze übr in wol risen genôz[1].

Herrn Ottos Milde wollt' ich nach der Länge messen;
Vergriffen hatt' ich mich an diesem Maß indessen:
Wär' er so mild wie lang, viel Tugend hätt' er dann besessen.
Nun maß ich aber seinen Leib nach seiner Ehre,
Da ward er plötzlich viel zu kurz, wie ein zerbrochen Schwert,
An mildem Sinn zum winzig kleinsten Zwerg verkehrt;
Ja wenn er, noch zu wachsen, nicht zu alt an Jahren wäre!
Dem König[2] bracht' ich nun das Maß[3]: der schoß empor!
Sein junger Leib ward stark und groß wie nie zuvor;
Er wächst wohl noch und ragt schon riesig über ihn hervor.
(Simrock.)

## Das Reichslehen.

Ich hân mîn lêhen, al die werlt, ich hân mîn lêhen!
nû enfürhte ich niht den hornunc an die zêhen
und wil alle bœse hêrren deste minre vlêhen.
der edel künec, der milte künec hât mich berâten,
daz ich den sumer luft und in dem winter hitze hân.
mîn' nâhgebûren dunke ich verre baz getân:
si sehent mich niht mêr an in butzen wîs, alsô sie tâten.
ich bin ze lange arm gewesen ân' mînen danc.
ich was sô volle scheltens, daz mîn âtem stanc[4]:
daz hât der künec gemachet reine und dar zuo mînen sanc.

Ich hab ein Lehen, alle Welt, ich hab ein Lehen!
Nun fürcht' ich länger nicht den Hornung an den Zehen,
Will auch alle kargen Herren desto minder flehen.
Der edle Herr, der milde Herr hat mich beraten,
Daß ich im Sommer freie Luft und Winters Glut gewann.
Die Nachbarn sehr mich jetzt um soviel lieber an:
Nicht mehr als Kobold fliehn sie mich, wie sie vor diesem taten.
Zu lange lag ich an der Armut Übel krank,
Ich war so voller Scheltens, daß mein Atem stank:
Den hat der König rein gemacht, dazu auch meinen Sang. (Simrock.)

---

[1] eines g. = einem gleich. [2] Friedrich II.
[3] Übergang des Dichters von Otto zu Friedrich II.
[4] Vgl. „in üblem oder schlechtem Geruche stehen".

Die Übernahme der Erziehung eines vornehmen, aber ungefügigen Knaben, in welchem einige den jungen Sohn Friedrichs II., Heinrich, geb. 1212, andere den späteren Markgrafen von Meißen, Heinrich III., vermuten, gab dem Dichter Veranlassung zu seinen pädagogischen Gedichten.

### Erziehung.

Nieman kan mit gerten
kindes zuht beherten:
den man z'êren bringen mac,
dem ist ein wort als ein slac.
dem ist ein wort als ein slac,
den man z'êren bringen mac:
kindes zuht beherten
nieman kan mit gerten.

Hüetet iuwer zungen:
daz zimt wol den jungen;
stôz den rigel für die tür,
lâ kein bœse wort dar für,
lâ kein bœse wort dar für,
stôz den rigel für die tür:
daz zimt wol den jungen:
hüetet iuwer zungen.

Hüetet iuwer ougen
offenbâre und tougen[1]:
lât sie guote site spehen
und die bœsen übersehen;
und die bœsen übersehen
lât sie, guote site spehen
offenbâre und tougen:
hüetet iuwer ougen.

Hüetet iuwer ôren,
oder ir sît tôren:
lât ir bœsiu wort dar in,
daz gunêret iu den sin.
daz gunêret iu den sin,
lât ir bœsiu wort dar in,
oder ir sît tôren:
hüetet iuwer ôren.

Hüetet wol der drîer
leider alze frîer:

Niemand zwingt mit Ruten
Kindes Art zum Guten.
Wer zu Ehren kommen mag,
Dem gilt Wort soviel als Schlag.
Dem gilt Wort soviel als Schlag,
Wer zu Ehren kommen mag:
Kindes Art zum Guten
Niemand zwingt mit Ruten.

Hütet eurer Zungen:
Das geziemt den Jungen;
Schiebt den Riegel vor die Tür,
Laßt kein böses Wort herfür.
Laßt kein böses Wort herfür,
Schiebt den Riegel vor die Tür.
Das geziemt den Jungen:
Hütet eurer Zungen.

Hütet eurer Augen.
Die zu Mustern taugen,
Solche Sitten laßt sie sehn,
Alle bösen übergehn.
Alle bösen übergehn,
Laßt sie solche Sitten sehn,
Die zu Mustern taugen:
Hütet eurer Augen.

Hütet wohl der Ohren,
Oder ihr seid Toren:
Böse Reden nehmt nicht auf,
Schande käm' euch in den Kauf.
Schande käm' euch in den Kauf,
Böse Reden nehmt nicht auf,
Oder ihr seit Toren:
Hütet wohl der Ohren.

Hütet wohl der dreien,
Leider allzufreien.

[1] tougen = heimlich.

zungen, ougen, ôren sint
dicke schalchaft, z'êren blint.
dicke schalchaft, z'êren blint
zungen, ougen, ôren sint:
leider alze frier
hüetet wol der drîer.

Zungen, Augen, Ohren sind
Zuchtlos oft, für Ehre blind.
Zuchtlos oft, für Ehre blind
Zungen, Augen, Ohren sind:
Leider allzufreien
Hütet wohl der dreien. (Simrock.)

## Arm und reich.

Junc man, in swelher aht dû bist,
ich wil dich lêren einen list:
dû lâ dir niht ze wê sîn nâch dem guote:
Lâ dir'z ouch niht z'unmære sîn.
und volges dû der lêre mîn,
sô wis gewis, ez frumt dir an dem muote.
Die rede wil ich dir baz bescheiden.
lâst dû dir'z ze sêre leiden,
zergât ez, so ist dîn fröude tôt;
wilt aber dû daz guot ze sêre minnen,
dû maht verliesen sêle und êre.
dâ von sô volge mîner lêre:
leg' ûf die wâge ein rehtez lôt
und wig ouch dar mit allen dînen sinnen,
als ez diu mâze uns ie gebôt.

Du junger Mann, wer du auch bist,
Ich lehre dich, was heilsam ist:
Du mußt zu ängstlich nicht nach Gute ringen;
Laß dir's auch nicht verächtlich sein.
Und folgst du nur der Lehre mein,
So sei gewiß, es wird dir Frommen bringen.
Ich will dir beides gleich bewähren:
Verachtest du's und mußt entbehren,
So ist deine Freude tot,
Und willst du allzusehr den Reichtum minnen,
So verlierst du Seel' und Ehre.
Darum folge meiner Lehre,
Leg' auf die Wag' ein rechtes Lot
Und wäg' es ab mit deinen schärfsten Sinnen,
Wie Maß uns jederzeit gebot.
(Simrock.)

## Abdankung.

Selbwahsen kind, dû bist ze krump:
sît nieman dich gerihten mac
(dû bist dem besemen leider alze grôz,
den swerten alze kleine),
nû slâf unde habe gemach.

ich hân mich selben des ze tump,
daz ich dich ie sô hôhe wac.
ich barc dîn ungefüege in friundes schôz,
mîn leit bant ich ze beine,
mînen rucke ich nâch dir brach.

nû sî dîn schuole meisterlôs an mîner stat: i'n kan dir niht.
kan ez ein ander baz, mir'st liep, swaz liebes dir dâ von geschiht.

doch weiz ich wol, swâ sîn gewalt ein ende hât,
dâ stêt sîn kunst noch sunder obedach.

Verwahrloſt Kind, du biſt zu krumm,
Gerade biegt dich niemand mehr;
Du biſt dem Beſen leider ſchon zu groß
Und noch zu klein dem Schwerte:
Schlaf in Ruhe denn vor mir.

Ich ſchelte mich nun ſelber dumm:
Was ehrt' ich dich auch ſtets ſo ſehr?
Ich barg dein Ungeſchick in Freundes Schoß,
Dein Leid war mein Gefährte,
Tief verneigt' ich mich vor dir.

Nun laſſ' ich deine Schule meiſterlos: nicht meiſtern kann ich dich.
Kann es ein andrer, daß du Freude dran erlebſt, ſo freut es mich;
Doch weiß ich wohl, ſobald ſein Reich zu Ende geht, raubt ſeiner
Kunſt Unſitte Dach und Zier. (Simrock.)

Die höheren Lebensjahre ſtimmen den Dichter ernſter: ſein Minnelied iſt faſt ganz verſtummt; er klagt in herben Tönen über den Verfall der Minne, der Zucht und heitern Fröhlichkeit, über die Vergänglichkeit und Nichtigkeit alles Irdiſchen, die ihm bei einem Beſuche ſeiner Jugendheimat beſonders auffiel. Sein Sinn richtet ſich auf himmliſche Dinge; er ſehnt ſich nach dem Heiligen Lande, in der freudigen Hoffnung, daß dort all ſein Leid geſtillt und ſeliger Friede über ihn kommen werde. Ob er jedoch an dem Kreuzzuge Friedrichs II. (1228) teilgenommen hat, iſt zweifelhaft. Noch erhebt ſich ſeine Muſe zu einem Marienleich voll würdiger Kraft und erhabener Feierlichkeit, da rafft ihn der Tod, etwa gegen das Jahr 1230, dahin. Er fand die letzte Ruheſtätte auf dem ſtillen, von einem Kreuzgange umſchloſſenen Hofe des neuen Münſters zu Würzburg[1].

[1] Nach einer handſchriftlichen Sage ſoll Walther in ſeinem Teſtamente verfügt haben, daß auf ſeinem Grabſtein den lieben Vögelein täglich dreimal Weizenkörner und in vier eingehauenen Löchern Waſſer gegeben werden ſollte. Die Grabſchrift im Kreuzgange lautete:

Pascua qui volucrum vivus, Walthere, fuisti,
Qui flos eloquii, qui Palladis os, obiisti!
Ergo quod aureolam probitas tua possit habere,
Qui legit, hic dicat „Deus, istius miserere!"

Der du die Vögel ſo gut, o Walther, zu weiden verſtandeſt,
Blüte des Wohllauts einſt, der Minerva Mund, du entſchwandeſt!
Daß nun der himmliſche Kranz dir Redlichem werde beſchieden,
Spreche doch, wer dies lieſt: „Gott gönn' ihm den ewigen Frieden!"
(Simrock.)

### Verfall der Sangeskunst.

Owê hovelîchez singen,
daz dich ungefüege dœne
solten ie ze hove verdringen!
daz die schiere got gehœne!
owê, daz dîn wirde alsô geliget,
des sint alle dîne friunde unfrô.
daz muoz eht sô sîn, nû sî alsô:
frô [1] Unfuoge, ir habt gesiget.

Der uns fröude wider bræhte,
diu reht und gefüege wære,
hei wie wol man des gedæhte,
swâ man von im seite mære!
ez wær' ein vil hovelîcher muot,
des ich iemer gerne wünschen sol.
frouwen unde hêrren zæme ez wol:
owê, daz ez nieman tuot!

Die daz rehte singen stœrent,
der ist ungelîche mêre
danne die ez gerne hœrent:
des volg' ich der alten lêre:
ich enwil niht werben zuo der mül,
dâ der stein sô riuschend umbe gât
und daz rat sô manege unwîse hât,
merkent, wer dâ harpfen sül!

Die sô frevellîchen schallent,
der muoz ich vor zorne lachen,
daz 's in selben wol gevallent
mit als ungefüegen sachen.
die tuont sam die frösche in eime sê,
den ir schrîen alsô wol behaget,
daz diu nâhtegal dâ von verzaget,
sô si gerne sunge mê.

Der unfuoge swîgen hieze,
waz man noch von fröuden sunge,

Weh dir, höfisch edles Singen,
Daß dich ungefüge Töne
So von Hof zu weichen zwingen!
Ob sich Gott dir nie versöhne?
Weh, wie nun dein Preis danieder-liegt!
Keinen deiner Freunde sieht man froh;
Muß es denn so sein, so sei es so:
Unfug, du hast obgesiegt.

Wer uns Freude wiederbrächte,
Die der rechten Kunst entspränge,
Wie man rühmend sein gedächte,
Wo sein Name nur erklänge!
Ja, das wäre höfisch edler Mut,
Nichts erwünscht sich wohl mein Herz so gern.
Wonne schüf' es Frauen noch und Herrn:
Weh uns, daß es niemand tut!

Die das rechte Singen stören,
Deren sieht man ungleich mehre,
Als die gerne Schönes hören;
Doch mich warnt die alte Lehre:
Zu der Mühle kehr' ich nimmer ein,
Wo der Stein im Schwunge rauschend dröhnt
Und das Rad so rohe Weisen tönt,
Da muß übel harfen sein.

Die so schnöd und vorlaut schallen,
Zürnend muß ich ihrer lachen,
Daß sie selbst sich wohlgefallen
Mit so ungelenken Sachen.
Das ist recht der Frösch' in Teichen Art,
Denen ihr Geschrei so wohl behagt,
Daß die Nachtigall davor verzagt
Und ihr süßes Singen spart.

Wenn man Unfug schweigen hieße,
Hörte man noch schöne Lieder,

[1] frô = frouwe (Frau).

und si abe den bürgen stieze,
daz si dâ die frôn iht twunge!
wurden ir die grôzen höve benomen,
daz wær' allez nach dem willen mîn:
bien[1] gebûren liez ich si wol sîn,
dannen ist s'ouch here komen.

Und ihn von den Höfen stieße,
Würde frei die Freude wieder.
Schlössen ihn die großen Burgen aus,
Wollt' ich gerne schon zufrieden sein;
Bei den Bauern kehr' er immer ein,
Da gehört er doch zu Haus.
(Simrock.)

## O weh (1228)[2].

Owê war sint verswunden alliu mîniu jâr!
ist mir mîn leben getroumet oder ist ez wâr?
daz ich ie wânde daz iht wære, was daz iht?
dar nâch hân ich geslâfen und enweiz es niht.
nû bin ich erwachet, und ist mir unbekant,
daz mir hie vor was kûndic als mîn ander hant.
liut' unde lant, dâ ich von kinde bin erzogen,
die sint mir fremde worden, reht' als ez si gelogen.
die mîne gespilen wâren, die sint træge und alt.
vereitet ist daz velt, verhouwen ist der walt:
wan daz daz wazzer fliuzet als ez wîlent flôz,
für wâr ich wânde, mîn unglücke wurde grôz.
mich grüezet maneger trâge, der mich bekande ê wol.
diu werlt ist allenthalben ungenâden vol.
als ich gedenke an manegen wünneclîchen tac,
die sint mir enpfallen gar als in daz mer ein slac,
iemer mêre owê!

O weh, wohin entschwunden ist mir Jahr um Jahr!
Hab ich geträumt vom Leben oder ist es wahr?
War wirklich denn vorhanden, was den Sinn befing?
So hab ich wohl geschlafen, daß es mir entging?
Nun erwacht' ich wieder, und ist mir unbekannt,
Was mir zuvor bekannt war wie die eigne Hand;
Und Leut' und Land, da ich erzogen ward als Kind,
Die sind mir fremd geworden, als wär' es eitel Wind.

[1] bien = bî den.

[2] „Dieses Lied Walthers ist vielleicht das schönste, was er je gedichtet; wenigstens wird sich an Innigkeit der Empfindung keines mit ihm messen können. Wie im Traume liegt die Zeit der Jugend hinter ihm. Jetzt ist er erwacht und weiß sich in dem, was ihm früher so bekannt war, nicht mehr zurechtzufinden. Die Zeit ist mit harter Hand über die Erde gefahren. Der Frohsinn ist aus der Welt entwichen, seine Zucht und Sitte verloren; die Häupter der Christenheit leben im Kampf. Welcher Weg führt aus diesem Jammer hinaus? Der Tod für den, der für uns gestorben." (Willmanns.)

Die mir Gespielen waren, sind nun träg und alt,
Verwüstet ist das Feld, verhauen ist der Wald.
Nur daß das Wasser fließt, so wie es floß zuvor,
Sonst müßt' ich wähnen, daß ich gar den Verstand verlor.
Mich grüßt so mancher lässig, der Freundschaft einst mir bot;
Die Welt ist allenthalben voll Beschwer und Not.
Ach, wenn ich denk' an manchen wonniglichen Tag,
Die sind mir verronnen all, wie in das Meer ein Schlag:
Immermehr o weh!

Owê wie jæmerlîche junge liute tuont!
den unvil riuwecliche ir gemüete ê stuont,
die kunnen nû wan sorgen: owê wie tuont sie sô?
swar ich zer werlte kêre, dâ ist nieman fro:
tanzen, lachen, singen zergât mit sorgen gar.
nie kristenman gesach sô jæmerliche schar.
nû merkent, wie den frouwen ir gebende stât;
die stolzen ritter tragent dörperliche wât.
uns sint unsenfte brieve her von Rôme komen:
uns ist erloubet trûren und fröude gar benomen.
daz müet mich inneclîchen (wir lebten ie vil wol),
daz ich nû für mîn lachen weinen kiesen sol.
die wilden vogelîn betrüebet unser klage:
waz wunders ist, ob ich dâ von vil gar verzage?
waz spriche ich tumber man durch minen bœsen zorn?
swer dirre wünne folget, der hât jene dort verlorn.
iemer mêre owê!

O weh, welch trüben Anblick nun die Jugend beut,
Die ehedem im Herzen war so hoch erfreut!
Jetzt kennen sie nur Sorgen; ach, warum tun sie so?
Wohin das Aug' ich wende, nirgend ist man froh
Tanzen, Lachen, Singen vergeht vor Kummer gar;
Nie sah ein Christenmensch solch eine trübe Schar.
Nun merkt doch, wie den Frauen Kranz und Schleife flehn
Und bäurisch angetan die stolzen Ritter gehn.
Ungnäd'ge Briefe[1] kamen her von Rom ins Land,
Uns ist gestattet Trauer und Fröhlichkeit verbannt.
Das schmerzt mich tief im Herzen — wir lebten freudenvoll —,
Daß jetzt ich statt des Lachens Weinen wählen soll.
Die freien Vöglein selbst bekümmert unser Schmerz,
Was Wunder nun, wenn mir darob verzagt das Herz?

[1] Wohl in bezug auf des Kaisers Bannung am 12. September 1227.

Was sprech' ich tör'ger Mann aus zornerfüllter Brust?
Wer hier nach Lust gesucht, verscherzte dort die Lust.
Immermehr o weh!

Owê wie uns mit süezen dingen ist vergeben!
ich sihe die gallen mitten in dem honege sweben,
diu werlt ist ûzen schœne, wîz, grüen' unde rôt
und innen swarzer varwe, vinster sam der tôt.
swen si nû habe verleitet, der schouwe sînen trôst:
er wirt mit swacher buoze grœzer sünde erlôst.
dar an gedenket, ritter, ez ist iuwer dinc:
ir traget die liehten helme und manegen herten rinc,
dar zuo die vesten schilte und diu gewihten swert!
wolte got, wær' ich der sigenünfte wert!
sô wolte ich nôtic man verdienen rîchen solt.
joch meine ich niht die huoben noch der hêrren golt:
ich wolte selbe krône êweclîchen tragen;
die möhte ein soldenære mit sîme sper bejagen.
möht' ich die lieben reise gevaren über sê,
sô wolte ich denne singen „wol" und niemer mêre „owê"
niemer mêre „owê"!

O weh, die süße Hülle barg den Todeskeim;
Es schwebt die Galle mitten in dem Honigseim.
Die Welt ist außen lieblich, weiß und grün und rot
Und innen schwarzer Farbe, finster wie der Tod.
Wen sie zur Sünde führte, der suche Trost und Huld,
Er wird um kleine Buße frei von großer Schuld.
Erwägt's und seid, ihr Ritter, eurer Pflicht bereit!
Ihr tragt die lichten Helme und geht im Panzerkleid
Und führt die festen Schilde und ein geweihtes Schwert.
Wollte Gott, ich wäre des hohen Sieges wert!
Dann wollt' ich armer Mann verdienen reichen Sold:
Nicht Hufen Landes mein' ich, noch der Fürsten Gold;
Dann trüg' ich selbst die Krone einst im Engelheer,
Die könnte wohl ein Söldner erwerben mit dem Speer.
Dürft' ich die liebe Reise vollführen über See,
So wollt' ich singen: Wohl, o wohl! und nimmermehr: O weh!
Nimmermehr o weh! (Storck.)

## Kreuzlied.

Vil süeze wære minne,
berihte kranke sinne;
got, durch din anbeginne
bewar die kristenheit!

Du süße wahre Minne,
Geleite schwache Sinne:
Bei deinem Anbeginne
Hilf, Sohn, der Christenheit!

dîn kunft ist frônebære
übr al der werlte swære:
der weisen barmenære,
hilf rechen disiu leit!
erlœser ûz den sünden,
wir gern zen swebenden ünden;
uns mac dîn geist enzünden,
wird riuwic herze erkant.
dîn bluot hât uns begozzen,
den himel ûf geslozzen:
nû lœset unverdrozzen
daz êrebernde lant.
verzinset lîp und eigen.
got sol uns helfe erzeigen
ûf den, der manegen veigen
der sêle hât gepfant.
Diz kurze leben verswindet,
der tôt uns sündic vindet:
swer sich ze gote gesindet,
der mac der helle engân.
bî swære ist gnâde funden:
nû heilent Kristes wunden,
sîn lant wird schiere enbunden,
dêst sicher sunder wân.
künegîn ob allen frouwen,
lâ wernde helfe schouwen,
dîn kint wart dort verhouwen,
sîn menscheit sich ergap:
sîn geist müez' uns gefristen,
daz wir die diet verlisten,
der touf sie seit unkristen:
wan fürhtent sie den stap,
der ouch die juden villet!
ir schrîen lûte erhillet:
manc lop dem kriuze erschillet:
erlœsen wir daz grap!
Diu menscheit muoz verderben,
suln wir den lôn erwerben.
got wolde durch uns sterben,
sîn drô ist ûf gespart.
sîn kriuze vil gehêret
hât maneges heil gemêret.
swer sich von zwîvel kêret,
der hât den geist bewart.

Der uns zum Heil gesendet,
Der Erde Weh gewendet,
Der Waisen Tröstung spendet:
Hilf rächen dieses Leid!
Erlöser aus den Sünden,
Hilf uns dein Reich begründen:
Dein Geist mag uns entzünden,
Wenn er uns reuig fand.
Dein Blut hat uns begossen,
Den Himmel aufgeschlossen:
Nun löset unverdrossen
Des Sohnes Heimatland.
Verpfändet Gut und Leben,
Gott wird uns Hilfe geben,
Daß wir der Furcht entschweben
Vor ew'ger Strafe Brand.
Dies kurze Leben schwindet,
Der Tod uns sündig findet:
Wer sich zu Gott gesindet,
Entgeht der Hölle Leid.
Für Not wird Gnad' erteilet.
Auf! Christi Wunden heilet,
Bereitet euch und eilet:
Sein Land wird bald befreit.
Du aller Frauen Krone
Bist mit uns zweifelsohne:
Dort ward das Kreuz dem Sohne,
Als sich sein Leib ergab.
Sein Geist mög' uns durchdringen,
Daß wir die Völker zwingen,
Die nie die Tauf' empfingen;
Nun schrecke sie der Stab,
Dem auch die Juden fallen.
Man hört ihr Schrein erhallen,
Manch Lob dem Kreuz erschallen:
Erlösen wir das Grab!
Uns muß der Leib verderben,
Daß wir den Lohn erwerben:
Gott wollte für uns sterben,
Sein Zorn ist aufgespart.
Sein Reich, das ewig währet,
Hat uns das Kreuz gewähret;
Wer sich von Zweifel kehret,
Der hat den Geist bewahrt.

sündiger lîp vergezzen,
dir sint diu jâr gemezzen:
der tôt hât uns besezzen,
die veigen âne wer.
nû hellent hin gelîche,
daz wir daz himelrîche
erwerben sicherlîche
bî dulteclîcher zer!
got wil mit heldes handen
dort rechen sînen anden:
sich schar von manegen landen
des heilegeistes her!
Got, dîne helfe uns sende!
mit dîner zesewen hende
bewar uns an dem ende,
sô uns der geist verlât,
vor helleheizen wallen,
daz wir dar in iht vallen!
ez ist wol kunt uns allen,
wie jæmerlîch ez stât,
daz hêre land vil reine,
gar helfelôs und eine.
Ierûsalêm, nû weine,
wie dîn vergezzen ist!
der heiden überhêre
hât dich verschelket sêre.
durch dîner namen êre
lâ dich erbarmen, Krist,
mit welher nôt sie ringen,
die dort den borgen dingen.
daz s' uns alsô betwingen,
daz wende in kurzer frist!

Du sünd'ger Leib vergessen,
Dir ist die Zeit gemessen;
Der Tod hält uns umsessen,
Wir stehen ohne Wehr.
Ihr Christen auf! Von hinnen!
Den Himmel zu gewinnen,
Der Hölle zu entrinnen,
Ist keine Not zu schwer.
Es will mit Heldeshänden
Gott seine Rache senden,
Und jedes Land soll spenden
Ein Heil'gen Geistesheer.
Gott sei mit uns im Bunde
Und send' uns frohe Kunde
In jener schweren Stunde,
Wo uns der Geist entgeht,
Daß in das Glutenwallen
Der Hölle wir nicht fallen.
Es ist wohl kund uns allen,
Wie jämmerlich es steht
Das hehre Land, das reine,
So hilflos und alleine:
Jerusalem, nun weine,
Wie dein vergessen ist!
Die übermüt'gen Heiden
An deiner Schmach sich weiden:
Nun laß dich diese Leiden
Erbarmen, Jesu Christ:
Die Not, womit sie ringen,
Die deinem Grab lobsingen.
Daß sie uns so bezwingen,
Das wend' in kurzer Frist!

(Simrock.)

## Am Ziele.

Nû alrêst leb' ich mir werde,
sît mîn sündic ouge siht
land daz hêre und ouch die erde,
dem man vil der êren giht.
mir'st geschehen, des ich ie bat:
ich bin komen an die stat,
dâ got menneschlîchen trat.

Schœniu lant, rîch unde hêre,
swaz ich der noch hân gesehen,

Leid vergeff' ich und Beschwerde,
Seit mein sünd'ges Auge sieht
Diesen Strand und hier die Erde,
Deren Preis erklingt im Lied.
Mir geschah, wie stets ich bat,
Da der Stätt' ich bin genaht,
Die der Herr als Mensch betrat.

Viele Lande, reich und mächtig,
Hab' ich Wandersmann gesehn:

sô bist du'z ir aller êre.
waz ist wunders hie geschehen!
daz ein maget ein kint gebar
hêre übr aller engel schar,
was daz niht ein wunder gar?

Hie liez er sich reine toufen,
daz der mensche reine sî;
dô liez er sich hie verkoufen,
daz wir eigen wurden frî.
anders wæren wir verlorn,
wan sîn sper, kriuz' unde dorn:
wê dir, heiden, deist dir zorn!

Dô er sich über uns wolde erbarmen, [hie leit er den grimmen tôt,
er vil riche übr uns vil armen,
daz wir kœmen ûz der nôt.
daz in dô des niht verdrôz,
dast ein wunder alze grôz,
aller wunder übergenôz.

Hinnen fuor der sun zer helle
von dem grabe, dâ er inne lac.
des was ie der vater geselle
und der geist, der nieman mac
sunder scheiden: êst al ein,
sleht und ebener danne ein zein,
als er Abrahâme erschein.

Do er den tievel dô geschande,
daz nie keiser baz gestreit,
dô fuor er her wider ze lande.
dô huop sich der juden leit,
daz er hêrre ir huote brach
und man in slt lebendic sach,
den ir hant sluoc unde stach.

Dar nâch was er in dem lande
vierzic tage: dô fuor er dar,
dannen in sîn vater sande.
sînen geist, der uns bewar,
den sant' er hin wider zehant.
heilic ist daz selbe lant,
sîn nam ist vor gote erkant.

Du, vor allen bist du prächtig!
Was sind Wunder hier geschehn:
Daß die Magd ein Kind gebar.
Hehr ob all der Engel Schar,
War das nicht ein Wunder gar?

Hier erging des Reinen Taufe,
Daß die Menschheit würde rein;
Hier ergab er sich zum Kaufe,
Um Verkaufte zu befrein.
Ohne Speer und Kreuz und Dorn
Tränkt' uns nie der Gnadenborn.
Heide, das regt deinen Zorn.

Hier erlitt er aus Erbarmen
Für uns all den grimmen Tod,
Er, der Reiche, für die Armen,
Daß wir kämen aus der Not.
Daß ihm nicht der Preis mißfiel,
Ist des Wunders allzuviel,
Aller Wunder End' und Ziel.

Hier entfuhr zum Höllenschlunde
Aus dem Grab der Sohn dahin,
Dem der Vater war im Bunde
Mit dem Geist von Anbeginn,
Eins und dreie: kein Verstand
Löst der Dreiheit ein'ges Band,
Wie es Abram ward bekannt.

Als er dort den Sieg genommen,
Wie ihn nie ein Kaiser nahm,
Ist der Herr zurückgekommen;
Da begann der Juden Gram:
Weil dir Grabeshut entflieht
Und man den lebendig sieht,
Der am Kreuze doch verschied.

Vierzig Tage ging und lehrte
Hier im Lande noch der Held,
Bis er heim zum Vater kehrte;
Seinen Geist, zum Trost der Welt,
Hat er dann herabgesandt.
Hoch und heilig ist dies Land
Und sein Name Gott bekannt.

In diz lant hât er gesprochen
einen angeslîchen tac,
dâ diu witwe wirt gerochen
und der weise klagen mac
und der arme den gewalt,
der dâ wirt mit ime gestalt[1].
wol im dort, der hie vergalt!

Unser lantrehtære tihten
fristet dâ niemannes klage,
wan er wil ze stunt dâ rihten,
sô ez ist an dem lesten tage:
und swer d'heine schult hie lât
unverebenet, wie der stât
dort, da er pfant noch bürgen hât!

Ir enlât iuch niht verdriezen
daz ich noch gesprochen hân.
sô wil ich die rede besliezen
kurzlîch und iuch wizzen lân:
swaz got mit der werlte ie
wunderliches noch begie,
daz huop sich und endet hie.

Kristen, juden unde heiden
jehent, daz diz ir erbe sî:
got müez' ez ze rehte scheiden
durch die sîne namen drî.
al diu werlt diu strîtet her:
wir sîn an der rehten ger,
reht ist, daz er uns gewer.

Dieses Land wird einst ihn sehen,
Wenn der Schreckenstag begann,
Wo der Witwe Recht geschehen
Soll, und jeder klagen kann,
Arm' und Waisen, die Gewalt,
Die sie litten ohne Halt.
Wohl ihm dort, wer hier entgalt!

Unsrer Landesrichter Dichten
Legt das Recht dort nimmer lahm;
Denn der Herr wird selber richten,
Wenn die letzte Stunde kam.
Wessen Schuld nicht Sühne fand,
Weh, wie hart ist dessen Stand,
Wo nicht Bürge gilt noch Pfand.

Habt ihr euch gefallen lassen,
Was euch dargetan mein Mund,
Will ich kurz zusammenfassen
Nun die Red' und tun euch kund:
Was da Wunders Gott ersann
Und die Welt von ihm gewann,
Endet hier, wie's hier begann.

Sagen Christen, Juden, Heiden,
Dieses Land — ihr Erbe sei's:
Gott, so wolle du's entscheiden,
Deiner Drei und Eins zu Preis.
Rechten will hier alle Welt;
Unser Recht ist aufgehellt,
Recht ist, wird's uns zugestellt.

(Storck.)

## Aus dem Marienleich.

Got, dîner trinitâte,
die ie beslozzen hâte
dîn fürgedanc mit râte,
der jehen wir mit drîunge:
diu drîe ist ein einunge.

Ein got, der hôhe hêre
(sîn ie selbwesendiu êre
verendet niemer mêre):

Gott, dein dreieinig Wesen,
Das du dir selbst erlesen
Und immer ist gewesen,
Das preisen wir dreifaltig,
Doch ewig eingehaltig.

Dich Gott, den hohen, hehren,
Du selbst dir höchste Ehren,
Kann nicht der Tod verfehren;

[1] part. zu stellen (vollbringen) = der da mit ihm verübt wird.

der sende uns sîne lêre.
uns hât verleitet sêre
die sinne ûf manege sünde
der fürste ûz helle abgründe.

Sîn kraft von dîner kraft verzaget,
des sî dir iemer lop gesaget
und ouch der reinen süezen maget,
von der uns ist der sun betaget,
der ir ze kinde wol behaget.

Wol uns, daz si ie getruoc,
der unsern tôt ze tôde sluoc!
mit sînem bluote er abe twuoc
den ungefuoc,
den Êven schulde uns brâhte.

Nû sende uns, vater unde sun,
denselben geist herabe,
daz er mit sîner süezen fiuhte ein
dürrez herze erlabe.
Unkristenlîcher dinge ist al diu
kristenheit sô vol.
swâ kristentuom ze siechhûs lît, dâ
tuot man im niht wol.

Kristentuom und kristenheit,
der disiu zwei zesamene sneit
geliche lanc, geliche breit,
liep unde leit,
der wolte ouch, daz wir trüegen

In Kriste kristenlîchez leben.
sît er uns hât ûf ein gegeben [1],
sô suln wir uns niht scheiden.

swelch kristen kristentuomes giht
an worten unde an werken niht,
der ist wol halp ein heiden.

daz ist unser meiste nôt:
daz eine ist ân' daz ander tôt:
nû stiure uns got an beiden

O send uns deine Lehren:
Verlocken und verkehren
Will uns das Herz zur Sünde
Der Fürst der Höllenschlünde.

Er steht vor deiner Kraft verzagt.
Des sei dir ewig Lob gesagt
Und auch der reinen, süßen Magd,
Durch die das Licht uns hat getagt:
Der Sohn, der ihr zum Kind behagt.

Nun Heil uns, daß sie den gebar,
Der unsers Todes Töter war!
Sein reines Blut wusch von uns gar
Der Sünden Schar,
Die Evens Schuld uns brachte.

Uns sei vom Vater, sei vom Sohn
der Heil'ge Geist geschickt,
Daß er mit seiner süßen Flut ein dürres
Herz erquickt;
Wir sehen der Unchristlichkeit die Christen-
heit so voll:
Wo Christentum im Siechhaus liegt,
steht's nimmer, wie es soll.

Christentum und Christenheit,
Wer diese schnitt zu einem Kleid
In gleichem Maße lang und breit,
Wie Lust und Leid,
Der will auch, daß wir trachten,

Wie wir in Christo christlich leben:
Da er zusammen uns gegeben,
So sollte nichts uns scheiden;

Denn wer sich einen Christen heißt
Und das nicht mit der Tat erweist,
Der gleicht wohl halb den Heiden.

Das ist unsre größte Not:
Das Wort ist ohne Werke tot;
Nun helf' uns Gott zu beiden

[1] af ein geben = zusammengeben, verbinden.

Und gebe uns rât,
sît er uns hât
sîn hantgetât
geheizen offenbâre.
Nû senfte uns, frouwe, sînen zorn,
barmherzic muoter ûz erkorn,
dû frier rôse sunder dorn,
dû sunnevarwiu klâre!

Dich lobet der hôhen engel schar:
doch brâhten sie d n lop nie dar,
daz ez volendet wurde gar.

Swaz sîn ie wurde gesungen
in stimmen oder von zungen
ûz allen ordenungen
ze himel und ûf der erde,
des mane wir dich, vil werde,

Und biten umb' unser sünde dich,
dâz dû uns sîst genædiclich,

Sô daz dîn bete erklinge
vor der barmunge urspringe:
sô hân wir des gedinge,
diu schulde werde ringe,

Dâ mite wir sêre sîn beladen.
hilf uns, daz wir sie abe gebaden

Mit stæte wernder riuwe
umb' unser missetât,
die âne got und âne dich nieman
ze gebenne hât.

Und sei uns mild
Ein Hort und Schild,
Die sein Gebild
Wir heißen im Vereine.
Besänft'ge, Herrin, seinen Zorn,
Du auserwählter Gnadenborn,
Du lichte Rose sonder Dorn,
Du sonnenfarbne Reine.

Dich lobt der hohen Engel Kreis;
Doch nie gelang es allem Fleiß,
Zu enden deines Namens Preis,

So oft er ward gesungen,
Und wie er sich erschwungen
Von Stimmen oder Zungen,
Im Himmel und hienieden;
Nun gib uns, Heil'ge, Frieden:

Wir bitten dich für unsre Schuld
Um deine Gnade, deine Huld:

Kommt Fürbitt' uns geronnen
Aus der Erbarmung Bronnen,
So haben wir mit Wonnen
Erleichterung gewonnen

Der Schuld, womit wir schwer beladen:
Die hilf uns, Herrin, wegzubaden

Im Quell der ew'gen Reue
Um unsrer Sünden Last,
Die außer Gott nur du allein uns zu
vergeben hast.
(Simrock.)

Überschauen wir in einem kurzen Rückblick die vielseitige dichterische Tätigkeit Walthers, so erscheint er uns als ein hochbegabter, seine Kunst mit volkstümlicher Frische und Kraft glücklich verbindender Dichter, der als die erste aller „Nachtigallen" das Lied zum Preise der Minne ertönen läßt, der sodann, die engen Grenzen des Minnegesanges überschreitend, mit gewichtigem Wort für deutsches Wesen und Gottes Ehre eintritt und als politischer und patriotischer Dichter in den Streit zwischen den Hohenstaufen und den Welfen, der zugleich ein Kampf

zwischen Kaisertum und päpstlicher Gewalt war, mächtig eingreift und, begeistert von der Hoheit der römischen Kaiserwürde, in entflammter Vaterlandsliebe den Ansprüchen des großen Papstes Innozenz III. mit kühnem, scharfem, ja selbst bitterem Wort entgegentritt, der aber bei aller Parteinahme doch ein treuer Sohn der Kirche bleibt in ungeheuchelter Frömmigkeit und echt christlicher Gesinnung. „Das Gesamtbild, das wir gewinnen, ist zugleich ein Kulturgemälde mittelalterlichen Lebens (Frauendienst, Herrendienst, Gottesdienst), aber auch ein Abbild eines Menschenlebens, das seinen Wert für jede Zeit behält, weil es durch Reinheit und Edelsinn, durch Wärme und Begeisterung, durch schlichten Glauben und wahre Frömmigkeit vorbildliche und erzieherische Bedeutung gewinnt" (A. Matthias). Ähnlich sagt Pfeiffer: „Frei von Selbstsucht und niedrigem Ehrgeiz, begeistert für das Gute und Schöne, durchdrungen von der großartigen Idee des deutschen Kaisertums und mit all seinem Dichten und Denken den großen Angelegenheiten seines Vaterlandes zugewandt, schritt er voll sittlicher Würde und Hoheit durch jene von gemeinem Eigennutz und unersättlicher Habgier beherrschte Zeit, auf deren dunklem Hintergrunde sich sein Bild um so heller und leuchtender abhebt." Daher rühmt sein Zeitgenosse Gottfried ihn in der Schwertleite (s. S. 179) mit glänzendem Lobeswort, daher erkennt selbst sein Gegner Thomasin von Zirklære (s. S. 222) im „welschen Gast" seine Bedeutung an: „Er hât erzeiget zuht und sin An maniger sîner rede guot", daher sagt in gleicher Bewunderung Hugo von Trimberg (um 1300) in seinem „Renner":

„Hêr Walther von der Vogelweide,
Swer des vergæze, der tæt mir leide." [1]

## § 24.

## Verfall des Minnegesanges.

Die Klagen Walthers über den Verfall der Minne und des Minnegesanges sollten nur zu bald zur vollsten Wahrheit werden; sie verfielen immer mehr mit dem Niedergange der Zucht und guten Sitte des höfischen Lebens gegen Ende der Hohenstaufenzeit, namentlich als Friedrich II. 1250 ins Grab gesunken war. Vergebens versuchte der in Österreich aufgewachsene Rheinländer Reinmar von Zweter, bedeutsam durch seine politische Spruchdichtung, gegen Ende der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts

[1] Es ist das Verdienst Uhlands, durch die Schrift „Walther von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter" (1822) den großen Dichter uns wieder bekanntgemacht und nach Gebühr gewürdigt zu haben.

durch ernste Rügelieder dem sichtlichen Verfalle der Minnepoesie zu steuern. Inhaltslosigkeit und überkünstliche Form gewannen immer mehr die Oberhand. Zu erwähnen sind:

Neidhart von Reuenthal, ein bayrischer Ritter (zwischen 1210 bis 1240), der Begründer der höfischen Dorfpoesie, der seinen Stoff dem Leben und dem dörfischen Benehmen (dörperheit von dorp, Dorf) der Bauern entnahm und durch Verspottung ihrer Plumpheit und Putzsucht sowie ihrer Liebeshändel die Lachlust der Ritter zu erregen suchte.

Ulrich von Lichtenstein († um 1275), aus steiermärkischem Geschlechte, der als „vrou Venus" und später als „künec Artus" gekleidet durch die Lande zog und in seinem „Frauendienst", einer Selbstbiographie, mit seinem Minnedienste derartig auf Abwege geriet, daß dieser nur noch als alberne Narretei erscheint.

Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob, weil er dem Namen „Frau" (Herrin oder die Erfreuende) den Vorzug gab vor der Benennung „Weib" (Gegensatz zu Mann), der in Mainz, wo er im Jahre 1318 starb, die erste Meisterschule gegründet haben soll. So bildet er den Übergang von den Minnesängern zu den Meistersängern der folgenden Periode.

## § 25.

## C. Didaktik.

### Zweck der Didaktik; Dichtungen.

Fanden wir schon bei Walther einzelne Gedichte, die zu Zucht und Ordnung mahnten und eigentliche Lebensweisheit lehrten, so bildete das Streben der Dichter, das praktische Leben in Übereinstimmung mit wahrhaft christlicher Gesinnung zu bringen, gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts sich immer mehr und mehr aus. Die Verfasser dieser Lehrgedichte sind meist bürgerlichen Standes und zeigen als solche gegenüber der heitern Lebensauffassung des früheren höfischen Lebens eine mehr ernste und strenge Richtung. Genannt seien aus der ziemlich großen Reihe solcher Dichtungen nur folgende fünf:

1. Der Winsbeke, der die Weisheitslehren eines Ritters an seinen Sohn enthält, ausgezeichnet durch die Innigkeit seines Inhaltes. Die Winsbekin, ein didaktisches Zwiegespräch über höfische Zucht und Sitte zwischen einer adeligen Mutter und ihrer Tochter, ist eine Nachahmung des ersteren.

2. Der welsche Gast (d. h. Fremdling aus Welschland = Italien). Der Dichter Thomasin von Zirkläre oder Circlaria aus Friaul stellt um 1216 in dieser Dichtung als genauer Beobachter und Kenner

der Welt eine Art von System einer Sittenlehre auf, indem er die stæte, d. h. Beharrlichkeit (etwa das, was wir Charakter nennen), als die Grundlage aller Tugenden bezeichnet, während ihm die unstæte, die Unbeständigkeit, die Quelle aller Laster ist. Als eifriger Anhänger des Papstes war er entschiedener Gegner Walthers von der Vogelweide.

3. Die Bescheidenheit des Freidank. Hypothesen über die Person des Dichters sind mehrfach aufgestellt. Nach ihnen ist der Name bald ein Geschlechtsname, bald ein angenommener (Freidank = Freidenker) und der Dichter kein geringerer als der große Lyriker Walther von der Vogelweide. Keine dieser Hypothesen läßt sich als die richtige erhärten; wir wissen nur, daß der Dichter, der in politisch-kirchlicher Beziehung auf dem Standpunkte seines Zeitgenossen Walther steht, als wandernder Sänger im Jahre 1228 bis 1229 an dem Kreuzzuge Friedrichs II. teilnahm und in Syrien einen Teil des genannten Werkes schrieb. Es ist genannt „Bescheidenheit", weil es in den wichtigen weltlichen und religiösen Dingen Bescheid, d. h. Einsicht und richtige Beurteilung, geben soll. Das einen Schatz verständiger, sinniger Ansichten und inhaltsreicher, goldener Sprichwörter enthaltende Buch genoß bis zum 17. Jahrhundert ein solches Ansehen, daß es die „weltliche Bibel" genannt wurde. In neuerer Zeit ist es durch Lessing und Herder wieder bekanntgeworden und ist auch heute noch ein treffliches Laienbrevier.

4. Der Renner des Hugo von Trimberg (um 1300). Der Verfasser, von 1260 bis 1309 Rektor der Schule am Kollegiatstifte zu Theuerstadt, einer Vorstadt von Bamberg, zeigt sich in seinem gegen 25 000 Verse enthaltenden Werke als Mann von umfassender Kenntnis und Gelehrsamkeit. Er nennt es Renner, weil es rennen soll durch die Lande (Renner ist ditz buoch genant, wan ez sol rennen durch diu lant). Christliche Weisheit, Gottesfurcht und Frömmigkeit sind ihm die einzigen Mittel, um gegen den hereinbrechenden Sittenverfall zu wirken, der durch Hoffart, Geiz und Unmäßigkeit, namentlich in den höheren Ständen, hervorgerufen wird. Gleich Freidanks Bescheidenheit war und blieb das Werk in seiner volkstümlichen Fassung, in der Frische der vielfach eingestreuten Erzählungen und in der Trefflichkeit der aufgestellten Grundsätze, trotz seiner übergroßen Ausdehnung und Planlosigkeit, eines der beliebtesten und verbreitetsten Bücher bis ins 16. Jahrhundert.

5. Der Edelstein[1] von Ulrich Boner, Predigermönch aus dem Dominikanerorden zu Bern (urkundlich 1324—1349). Das Buch enthält

[1] Der Zusammengehörigkeit wegen ist dieses erst in der folgenden Periode erscheinende Buch bereits hier aufgeführt.

100 Fabeln, die Boner zumeist dem Lateinischen entnahm. Die in einfacher und anregender Sprache dargestellten gesunden Lebensregeln wurden vom Volke so geschätzt, daß der Edelstein das erste deutsche Buch war, welches im Druck erschien (1461 zu Bamberg).

## § 26.

## Aus Freidanks Bescheidenheit.

### Eingang.

Ich bin genannt Bescheidenheit,
Die aller Tugend Krone leiht.
Freidank hat mich zurechtgestellt,
Gewiß auch Fehler beigesellt.

### Von Gott.

Gott dienen ohne Wank,
Das ist der Weisheit Anfang.

Wer die Seele will bewahren,
Muß sich selber lassen fahren.

Was Gott gebeut, tust du das gern,
Ist Gott in dir, du in dem Herrn.
Gott erhöhet alle Güte,
Erniedert Stolz und Hochgemüte.

Vor Gott mag nichts verborgen sein,
Er sieht durch aller Herzen Schrein.

Was im Dunkeln einer tut,
Sei es übel oder gut,
Was je ein Menschenherz erdacht,
Wird alles an das Licht gebracht.

Noch selten war der Mensch zu Spott,
Der all sein Ding gestellt auf Gott;
Doch ohne Gottes Furcht und Segen
Mag seines Glückes niemand pflegen.

Wer ein schwarzes Eisen tut
In Feuer oder heiße Glut,
Die schwarze Farbe läßt es sein
Und gewinnt des Feuers Schein:
So, wenn der Sünder in sich geht
Und danach in großer Reue steht,
So durchglühet Gott den reinen Mut,
Recht wie das Feuer Eisen tut:
Mit seines Geistes Minne
Erfüllt er ihm die Sinne
Und gedenkt der Sünde dann nicht mehr,
Kein Schnee ist reiner nun als er.

Gott der Sohn gewann die Huld,
Die verloren war durch Adams Schuld,
Uns wieder durch der Marter Leid:
Nun freu' sich all die Christenheit,
Daß Christ getötet hat den Tod:
So sanft entnahm er uns der Not.

### Von dem Menschen.

Schwer läßt Gott vom Menschen ab,
Für den er Blut und Leben gab.
Gott tut auf niemand Verzicht,
Verliert der Mensch sich selber nicht.

Wer drei Ding' erwägen kann,
Der vermeidet Gottes Bann:
Was er war und was er ist
Und was er wird in kurzer Frist.

### Von Hoffart.

Hoffart vertreibt die Tugend,
Zucht ziert edle Jugend.

Hoffart bringt zu Falle,
Die sich ihr gesellen alle.

### Von der Welt.

Die Süße dieser Welt ist gar
Der Seele Gift; des nehmet wahr.

Die Welt ist leider so gemut,
Für edel gilt ihr unwert Gut.

### Von Sünden.

Wer da sündigt ohne Scheu,
Dem wird das Herz nicht wieder neu;
Wer noch Furcht zu sünd'gen hat,
Mit dessen Seele wird wohl Rat.

Vermessen hört man Toren sich:
„Bekehren will ich nächstens mich,
Und was ich Sünden je begangen,
Will ich dann an den Nagel hangen."
Solchen Rat der Teufel rät;
In der Falle reut es ihn zu spät.

Wer seine Missetat beachtet,
Läßt mich um meine unverachtet.

Nähm' er seiner Sünden wahr,
Schwieg' er wohl der fremden gar.

Wer zu sündiger Tat
Den Freund verführt durch seinen Rat,
So drückt die Sünde selbst auf ihn,
Zu der er seinen Rat geliehn,
Und drückt doch den nicht minder hart,
Von dem die Tat begangen ward.

Reu' ist aller Sünden Tod,
Sie bringt die Sünder aus der Not.
Wie groß des Sünders Missetat,
Die Gnad' ist größer, die Gott hat.

### Von Treue und Untreue.

Mit dem ungetreuen Mann
Niemand sich versühnen kann.

Man sieht nun leider selten
Mit Treue Treu' vergelten.

Mancher scheint von außen glanz,
Der innen falsch ist und nicht ganz.

Wer immer unbeständig ist,
Bei dem ist sonst auch falsche List.

### Vom Spiele.

Vom Spiele kommt zu mancher Zeit
Fluch und Zorn im Wettestreit.

Spiel tut manchen Leuten leid:
Es lehret sie Verschlagenheit.

### Vom Dienst.

Neue Besen kehren wohl,
Eh sie Staubes werden voll.

Neuer Diener Gleiches tut;
Gar willig ist sein erster Mut.

### Vom Alter.

Singen, springen soll die Jugend,
Die Alten walten alter Tugend.

Der Jungen Lob wird's mehren,
Wenn sie das Alter ehren;

Doch große Tugend ist's der Alten,
Der Jugend was zugut zu halten.

Wer seines Mundes hat Gewalt,
Der mag mit Ehren werden alt.

### Von Adel und Tugend.

Eine Tugend liebt die andere Tugend;
Eine Jugend auch die andere Jugend.

So in Alter als in Jugend
Ziemt nichts so sehr als Zucht und Tugend.

Es frommt nicht furchtlose Jugend:
Niemand ist edel ohne Tugend.

Wer ohne Furcht wird erzogen,
An dem ist Tugend betrogen.

Wer Tugend hat, ist wohlgeboren;
Ohne Tugend Adel gar verloren.

Wer da eigen oder frei,
Ob von Geburt nicht edel sei,
Er soll sich edel machen
Mit tugendlichen Sachen.

### Vom Neide.

Neid tut niemand Herzweh an
Als dem neidigen Mann.

Niemand mag auf lange Zeit
Große Ehre haben ohne Neid.

### Vom Schelten.

An sich selber findet jedermann
Genug zu schelten, wer's merken kann.

Das Schelten unterbliebe,
Wenn er Selbsterkenntnis triebe.

### Von Himmelreich und Hölle.

Überstarker Feinde drei
Lassen keinen Tag mich frei:
Die Welt und des Teufels List,
Mein eigen Herz das dritte ist.

Gott mag mich schützen vor den ersten;
Mein Herz behüten ist am schwersten,
Denn es wacht noch in der Frist,
Wenn mir der Leib entschlafen ist.

### Von Weisen und Toren.

Es hat niemand weisen Mut,
Als wer Gottes Willen tut.

An der Red' erkenn' ich Toren,
Den Esel an den Ohren.

### Von Trunkenheit.

Trunkenheit tut selten gut,
Sie betäubt und lähmt uns weisen Mut,
Sie ist ein Raub der Sinne gar,
Des Todes Bild, des nehmet wahr.

Das Vieh, dem Gott nicht Sinn beschied,
Wenn es zu Dorf vom Felde zieht,
Erkennt doch jegliches wohl
Haus und Hof, dahin es soll;

So trinket leider mancher Mann,
Daß er Haus noch Hof erkennen kann:
Die Schmach ward oft an uns gesehn
Und ist dem Vieh noch nie geschehn.

Es trinken tausend sich den Tod,
Eh' einer stirbt vor Durstes Not.
Met und Wein sind beide gut
Für Sorge, Durst und Armut.

### Von Freunden.

Ein Freund ist besser nahebei,
Als in der Ferne wären drei.

Erworbner Freund half aus der Not,
Wo kein Blutsfreund Hilfe bot.

Gewisser Freund, versuchtes Schwert
Sind in Nöten Goldes wert.

Der meint es mit dem Freund nicht gut,
Der alles gutheißt, was er tut.

### Von Erkenntnis.

Der sich selber recht erkennen kann,
Der ist fürwahr ein weiser Mann.

Wer Übel wider Übel tut,
Das ist menschlicher Mut;
Wer Gutes wider Übels tut,
Das ist göttlicher Mut;
Wer Übles wider Gutes tut,
Das ist teuflischer Mut,

Man wird bei guten Leuten gut,
Böse bei dem, der übeltut.

Was zuerst im Fasse war,
Danach riecht es immerdar:
Was man in der Jugend trieb,
Bleibt einem all sein Leben lieb.

Unkeusche Worte werben,
Daß gute Sitten verderben.

Wer sich um gute Sitten müht,
Ehr' und Heil ihm draus erblüht.

Die Gab' ist zweier Gaben wert,
Die gegeben wird, eh man begehrt.

Könnt' ich mein eigner Meister sein.
So hätt' ich gar den Willen mein.
Wollt' ich mir selber widersagen,
So könnt' ich meinen Feind ertragen.

Könnt' ich mich selbst besiegen,
Meine Not wär' überstiegen.

Es gedeiht uns nimmer gut,
Was man ohne Maßen tut.

Das Glück ist rund wie ein Ball:
Wer steigt, der fürchte seinen Fall.

Wenn man zwei Ding' auf einmal tut,
Geraten beide selten gut.

Manche schöne Blume sprießt,
Die aus bittrer Wurzel schießt.

### Vom Hunger.

Der Hunger ist der beste Koch,
Den man je fand und findet noch.

Wenn das satte Kind nicht essen kann,
Steht ihm der Honig selbst nicht an;
Wem aber weh der Hunger tut,
Den dünkt geringe Speise gut.

### Von Unkunde.

Die größte Freude hier auf Erden
Ist die Hoffnung, daß wir selig werden.

Hoffnung tröstet alle Welt,
Daß einst des Kummers Nacht sich hellt.

### Von Tieren.

Wo der Wolf zum Hirten wird,
Da sind die Schafe bald verirrt.

Zwei Hund' an einem Beine nagen
Ohne Knurren, hör' ich selten sagen.

Sah ein Esel, daß der andre fiel,
So kommt er nicht ans gleiche Ziel.
Nun seht, das ist ein dummes Tier
Und viel gescheiter doch als wir.

### Von der Zunge.

Das schlimmste Glied, das Menschen tragen,
Ist die Zunge, hör' ich sagen.
Die Zunge stiftet manchen Streit,
Entzündet heft'gen Haß und Neid.
Was wir Übles je vernommen,
Ist von der Zunge meist gekommen. (Simrock.)

---

# Vierte Periode von 1300 bis 1500.

## § 27.

## Die Zeit des Verfalles der Poesie.

Der Verfall der Poesie, der schon vor dem Beginne dieser Periode anhob (vgl. § 24), beruhte auf mehreren Gründen:

1. Der Wechsel der aus verschiedenen Häusern gewählten Kaiser, das Streben der Kaiser und der Kurfürsten, nicht das Wohl des ganzen Reiches, sondern nur die persönliche Hausmacht zu mehren, der Eigennutz der Fürsten ertöteten den nationalen Sinn, den Gedanken der Einheit und Zusammengehörigkeit.

2. Das Rittertum, das nach der Einführung des Schießpulvers auch seine kriegerische Bedeutung einbüßte, verlor die frühere höhere Richtung vollständig und versank in Verwilderung und Roheit, so daß bei der Machtlosigkeit der Kaiser sich ein Raubrittertum herausbildete, welches schreckliche Zeiten des Faustrechtes hervorrief.

3. Die Geistlichkeit verfiel mehrfach in Unwissenheit, so daß in einigen Klöstern, früheren Heimstätten der Bildung und Wissenschaft, die Mönche nicht mehr zu schreiben verstanden. Mit solcher Unwissenheit ging nicht selten Hand in Hand eine bedauerliche Zuchtlosigkeit, welche den Sinn für Hohes und Edles immer mehr schwinden ließ.

4. Vielfache Unglücksfälle: Hungersnot, Erdbeben, Pest (der sog. schwarze Tod), Schisma und Interdikt und der verheerende Hussitenkrieg (1419—1436) drückten und verdüsterten die Gemüter.

So erstarb die Begeisterung für die alten sagengeschmückten Volkshelden, so ging dahin der Sinn für das Minnelied, dahin die Freude an einer sinnreichen Didaktik, so fehlten die fürstlichen Hüter und Schirmer der Dichtkunst, fehlten die Ritter, die in ihrem idealen Streben höfische Dichtung geübt und auf das höchste geschätzt hatten.

Die auf den neugegründeten Universitäten (Prag 1348, Wien 1365, Heidelberg 1386, Köln 1388, Leipzig 1409 usw.) behandelte Wissenschaft blieb als Wissenschaft der Gelehrten, zumal da sie in lateinischer Sprache vorgetragen wurde, ohne Einfluß auf das Volk und konnte nach ihrer ganzen Richtung eher die Prosa als die Poesie fördern.

Freilich hörte die Dichtkunst nicht völlig auf, aber Dichter, Stoffe und Behandlung wurden andere. Statt der „Herren" treten ein die Handwerker, die „Meister", statt der poetischen Stoffe der Vorperiode unpoetische Gegenstände des Alltagslebens oder Abschnitte aus der Bibel, statt der früheren mit der Vielseitigkeit und dem Glanze des Inhaltes sich deckenden Form einseitige Hervorkehrung einer oft unnatürlichen, hohlen Künstelei bei einer vom Hofe auf die Straße und Gasse verwiesenen, meist plumpen Sprache, zumal da die in der Blüteperiode zurückgedrängten Dialekte nun wieder mehr und mehr sich geltend machten.

In den Städten hatte sich teils infolge eigener Betriebsamkeit, teils infolge des durch die Kreuzzüge entwickelten großartigen Handels ein wohlhabender, mächtiger Bürgerstand gebildet, der im heitern Genusse seiner Kräfte sich der Dichtkunst befleißigte. Da aber sein Sinn vorzugsweise auf das Praktische, das Materielle gerichtet war, so konnte, zumal bei der geringen Bildung der Bürger, auch nur das enge Gebiet der alltäglichen Wirklichkeit oder Stücke aus der Bibel Gegenstand ihrer Dichtung sein, den die meistens mühsame Künstelei der Form nicht zu heben vermochte.

So fehlte zunächst der Stoff für ein Volksepos; das, was auf dem Gebiete des Epos geleistet wurde, war lediglich eine geistlose Überarbeitung der alten Heldengedichte (z. B. das Heldenbuch des Kaspar von der Roen um 1472). Die allegorischen Gedichte „Theuerdank" und „Weißkunig", entworfen von Kaiser Maximilian I., der in eigener Person den Mittelpunkt bildet, sind ohne dichterischen Wert und kaum als Epen zu bezeichnen. Nur finden wir eine Anzahl epischer, meist historischer Volkslieder, in denen frische Natürlichkeit, wirklich poetischer Geist sich erhalten hat, so außer mehreren balladenmäßigen Dich-

tungen namentlich die Lieder, welche auf die bei Sempach (1386), bei Granson und Murten (1476) von den Schweizern erfochtenen glänzenden Siege gedichtet wurden.

Das Tierepos erfreute sich einer neuen Bearbeitung, und zwar einer niederdeutschen. Der ersten deutschen Bearbeitung der Tiersage durch Heinrich den Glichesäre (s. S. 42) war um 1250 durch Willem de Matoc eine flämische Bearbeitung nach französischem Vorbilde unter dem Titel Reinaert gefolgt. Dieses vorzügliche Werk war im 14. Jahrhundert von einem geringeren Dichter fortgesetzt und im 15. durch Hinrik von Alkmar einer Umarbeitung unterzogen worden. Gegen Ende desselben Jahrhunderts übertrug sie ein Unbekannter in das Niederdeutsche unter dem Titel: Reineke de Vos (Reineke der Fuchs), gedruckt zu Lübeck 1498.

### Eingang.

It geschah up einen pinxtendach,
dat men de wolde unde velde sach
grone stân mit lôf unde gras,
und mannich vogel vrolik was
mit sange in hagen unde up bomen;
de krude sproten unde de blomen,
de wol roken hir und dar;
de dach was schone, dat weder klâr.
Nobel, de konnink von allen deren,
hêlt hof unde lêt den ûtkreieren
sin lant dorch over al.
dar quemen vele heren mit grotem schal,
ok quemen to hove vele stolter gesellen,
de men nicht alle konde tellen:
Lutke de krôn unde Markwart de hegger
ja, desse weren dar alle degger —
wente de konnink mit sinen heren
mênde to holden hof mit eren,
mit vrouden und mit grotem love,
unde hadde verbodet dar to hove
alle de dere grôt unde kleine —
sunder Reinken den vos alleine.
he hadde in dem hof so vele misdân
dat he dar nicht en dorste komen noch gân.

Es war an einem Pfingstentag,
Der Mai auf Wald und Wiesen lag,
Es grünte Laub und Gras hervor;
Die Vöglein all im hellen Chor
Auf Hecken und auf Bäumen sangen;
Die Kräuter und die Blumen sprangen
Und gaben wundersüßen Duft;
Der Tag war schön und klar die Luft.
Der König von den Tieren allen,
Nobel, hielt Hof und ließ erschallen
Den Ruf durchs Land allüberall.
Da kamen Herren viel mit Schall,
Stolze Gesellen allzumal,
Die kamen an in großer Zahl:
Lütke der Kranich und Markwart der Häh'r
Und viele, viele andre mehr,
Dieweil der König trug Begehren,
Zu halten Hof in großen Ehren,
Mit Freuden und mit Lob und Preis.
Darum entbot er auch mit Fleiß
Die Tiere alle groß und klein,
Bis auf Reineke den Fuchs allein.
Nach dem, was schon durch ihn geschehn,
Getraut' er sich nicht, nach Hof zu gehn.
Wer Böses tut, der scheut das Licht.

de quât deit, de schuwet gern dat licht;
also dede ok Reinke, de bosewicht;
he schuwede sêre des konninges hof,
darin he hadde sêr kranken lof.
do de hof alsus angink,
en was dâr nên ân allene de grevink,
he hadde to klagen over Reinken de vos,
den men hêlt sêr valsch und los.

Und so auch er, der Bösewicht.
Man wußte wenig Guts ihm nachzusagen;
Drum durft' er auch nach Hofe nicht sich wagen.
Als nun allda der Hof begann,
Hatte zu klagen jedermann,
Daß Reineke ein Bösewicht.
Und nur der Dachs, der klagte nicht.
(Simrock.)

Nach diesem Werke, das durch seine satirischen Nebenbeziehungen auf kirchliche und politische Verhältnisse bedeutsam ist und als ein treuer Spiegel der Verhältnisse des sinkenden Reiches bezeichnet werden kann, dichtete Goethe 1794 seinen „Reineke Fuchs" in Hexametern[1].

Bei der nüchternen Lebensauffassung der Bürger, bei ihrem praktisch materiellen Streben, bei dem geringen Maße ihrer gelehrten Bildung und bei der handwerksmäßigen Auffassung, daß die Dichtkunst erlernbar sei, fehlte es ferner an dem richtigen Stoff und an dem nötigen Schwunge für die Lyrik. Daher konnte sich wohl der sog. Meistergesang, aber keine wahre lyrische Dichtung entwickeln. Die Kunst der Meistersänger beschäftigte sich vorzugsweise mit biblischen Stoffen, mit heiligen Gegenständen, wie es klar in einer Einladung zum Freiburger Meistersingen (1630) heißt:

„Kumbt her, ihr Singer algemein!
Uf unser Schuel sollt ihr geladen sein!
und singet her all mit Fleiß
dem Herrn zu Lob, Ehr' und Preis
und lobet Gott mit süßem Ton,
wie auch der König David schon!
Der sang dem Herren schön Gedicht,
also solt ihr auch sein verpflicht."

Diese Gegenstände der Dichtung wurden nach bestimmten Regeln, nach der sog. Tabulatur, in besonderen Singschulen, auf der Herberge oder auf dem Rathause oder in der Kirche behandelt. So wurde die Kunst des Gesanges schulgerecht erlernt; denn jedes freie poetische Schaffen war ausgeschlossen. Die Mitglieder der Singschule waren teils Schüler, welche die Gesetze der Tabulatur noch erlernen mußten, teils Schulfreunde, welche sie bereits kannten, teils Sänger, welche Meistergesänge anderer vorsingen konnten, teils Dichter, welche nach vorhandenen Tönen Lieder zu dichten verstanden, teils Meister, welche einen Ton, d. h. einen Gesang mit neuem Metrum und neuer Melodie erfunden hatten. Zu jedem Liede (Bar) gab es eine bestimmte Weise, die mit oft sonderbarem

[1] Das Werk wurde 1856 von Wilhelm Kaulbach meisterlich illustriert.

Namen (Rosmarinweis, hohe Firmamentweis) bezeichnet wurde. Die Strophe des Liedes hielt die Dreiteiligkeit der Strophe der höfischen Lyrik in den beiden Stollen und dem Abgesange fest, wuchs aber in den einzelnen Teilen oft ins Unförmliche; auch wurde der Rhythmus nur durch Silbenzählung erreicht.

Aus den Meistern wurde das Gemerk (der Vorstand) gewählt, das aus dem Büchsenmeister (Kassierer), dem Schlüsselmeister (Archivverwalter), dem Kronenmeister (Verteiler der Preise) und dem Merkmeister (Kritiker) bestand. Letzterer mußte auf die Christlichkeit, Bibelrichtigkeit und Deutlichkeit des Inhaltes, namentlich aber auf die Form rücksichtlich der Regelrichtigkeit im Strophen- und Versbau sowie in der Reimstellung achten; er hatte deshalb auch noch drei oder vier Merker als Kampfrichter zur Seite[1].

---

[1] Folgende dem Roman „Norika" von Hagen entnommene Darstellung einer sonntäglichen Zusammenkunft, der auch Kaiser Maximilian I. beiwohnte, schildert das Wesen und die einzelnen Vorgänge einer Singschule klar und wahrheitsgetreu, wenn auch der unten genannte Meistersänger Beham oder Beheim zu jener Zeit bereits tot war.

„Die Kirche war im Innern schön aufgeputzt, und vom Chor, den der Kaiser einnehmen sollte, hing eine kostbare Purpurdecke herab. Gar feierlich nahm sich der Verein der edlen Meistersänger aus, die umher auf den Bänken saßen, teils langbärtige Greise, teils glatte Jünglinge, die aber alle so still und ernst waren, als wenn sie zu den sieben Weisen Griechenlands gehörten. Alle prangten in Seidengewändern, grün, blau und schwarz, mit zierlich gefalteten Spitzenkragen. — Neben der Kanzel befand sich der Singstuhl. Nur kleiner war er, sonst wie eine Kanzel, den die Meistersinger auf ihre Kosten hatten bauen lassen und der heute mit einem bunten Teppich geschmückt war. Vorn im Chor sah man ein niedriges Gerüst aufgeschlagen, worauf ein Tisch und ein Pult stand. Dies war das Gemerke; denn hier hatten diejenigen ihren Platz, die die Fehler anmerken mußten, welche die Sänger in der Form, gegen die Gesetze der Tabulatur, und im Inhalt, gegen die Erzählung der Bibel und der Heiligengeschichten, begingen. Diese Leute hießen Merker, und ihrer gab es drei. — Als der Kaiser erschien, geriet alles in lebhafte Bewegung. Ein greiser Meister betrat den Singstuhl, und von dem Gemerke erscholl das Wort: ‚Fanget an!' Es war Konrad Nachtigall, ein Schlosser, der so sehnsüchtig und klagend sang, daß er seinen Namen wohl mit Recht führte. Vom himmlischen Jerusalem sagte er viel Schönes in gar künstlichen Reimen und Redewendungen. Auf dem Gemerke las einer der Meister in der Bibel nach, der andere zählte an den Fingern die Silben ab, und der dritte schrieb auf, was diese beiden ihm von Zeit zu Zeit zuflüsterten. Aber auch die Meister unten waren aufmerksam und in stiller Tätigkeit. Alle trieben mit den Fingern ein närrisches Spiel, um genau die Versmaße wahrzunehmen. An ihrem Kopfschütteln erkannte man, daß der Sprecher hie und da ein Versehen begangen. Nach dem Meister Nachtigall kam die Reihe an einen Jüngling, Fritz Kothner, einen Glockengießer, der die Schöpfungsgeschichte zum Gegenstand seines Gedichtes gewählt hatte. Aber der Arme war verlegen, es wollte nicht gehen, und ein Merker hieß

Die Meistersängerschulen, innungsmäßig gleich den bürgerlichen Zünften abgeschlossen, blühten namentlich in Mittel- und Süddeutschland, wie in Mainz, Frankfurt, Würzburg, Augsburg, Nürnberg, wo der Meistergesang unter Hans Sachs (s. Bd. II, S. 2) seine höchste Blüte erreichte, in Ulm, Straßburg, Kolmar, aber auch zu Breslau, Görlitz, Danzig; sie bestanden mehrere Jahrhunderte (die letzte Schule erlosch erst 1839 in Ulm), freilich ohne nennenswerten poetischen Einfluß, aber doch nicht ohne Bedeutsamkeit für die Mitglieder, welche, zu biederer, sittlicher Gesinnung angehalten, Zucht und Ehrbarkeit pflegten und den Sinn für Edles und Gutes nach Kräften unterhielten[1].

---

ihn, den Singstuhl zu verlassen. ‚Der Meister hat versungen', raunte mir mein Nachbar zu, und da ich ihn fragte, warum man ihn nicht hätte sein Stück zu Ende bringen lassen, so erklärte er mir, daß derselbe ein Laster begangen. Mit diesem Namen belegten nämlich die Kenner der Tabulatur einen Verstoß gegen die Reime. Dergleichen wunderliche Benennungen für Fehler gab es viele, als: blinde Meinung (Undeutlichkeit), Klebsilbe (willkürliche Zusammenziehung), Milben (des Reimes wegen abgebrochene Wörter) ꝛc. Die Bezeichnungen der verschiedenen Tonweisen waren gar absonderlich, als: die Schwarz-Tintenweise, die abgeschiedene Vielfraßweise, die Cupidinis-Handbogenweise. In der Hagebüttweise ließ sich jetzt vom Singstuhl herab Leonhard Nunnenbeck vernehmen, ein ehrwürdiger Greis im schwarzen Gewande. Alles bewunderte ihn, wie er, gemäß der Apokalypse, den Herrn beschrieb, an dessen Stuhl der Löwe, der Stier, der Adler und der Engel ihm Preis und Ehre und Dank gaben, der da thronet und lebet von Ewigkeit zu Ewigkeit, wie die 24 Ältesten ihre Krone vor den Stuhl niederlegten und Preis und Ehre und Dank ihm gaben, durch dessen Willen alle Dinge ihre Wesen haben und geschaffen sind, und wie sie ihre Kleider hell gemacht haben im Blute des Lammes, wie die Engel, die um den Stuhl, um die Ältesten und um die vier Tiere standen, auf ihr Angesicht niederfielen und Gott anbeteten. Als Nunnenbeck endigte, da waren alle voller Entzücken, und namentlich leuchtete aus Hans Sachsens Gesicht hell die Freude hervor, der sein dankbarer Schüler war. — Da trat als der vierte und letzte Sänger wieder ein Jüngling auf. Er gehörte auch zur Weberzunft und hieß Michel Beham und hatte mancherlei Länder gesehen. Mit rastloser Anstrengung hatte er sich in der Singkunst geübt und verglich sich mit Recht mit einem Bergmann, der mühsam gräbt und sucht, um edles Gold zu fördern. Nie war er früher in einer Fachschule aufgetreten, da er nicht anders als mit Ruhm den Singstuhl besteigen wollte. — Als Michel Beham sein Gedicht ‚Von zwo Jungfrauen' vorgetragen hatte, da verließen die Merker ihren Sitz. Der erste trat zu Nunnenbeck und hängte mit einem langen Glückwunsch ihm den Davidsgewinner (eine silberne Kette mit dem Bilde des Königs David) um, und der zweite Merker zierte Behams Haupt mit einem schönen Kranze aus seidenen Blumen, der ihm gar wohl stand. Diese Gaben waren aber nicht Geschenke, sondern nur Auszeichnungen für die Feier des Tages. Das Fest in der Kirche war beendigt, und alle drängten sich jetzt mit aufrichtiger Teilnahme zu den Begabten, um ihnen freudig die Hände zu drücken."

[1] Vgl. Goethes Gedicht „Erklärung eines alten Holzschnittes, vorstellend Hans Sachsens poetische Sendung" in Tl II. S. 179 und Richard Wagners „Meistersinger".

Dem Meistergesang gegenüber steht in herrlicher Blüte das **Volkslied.** Von jeher vom Volke gesungen, hatte es während des Vorherrschens der Kunstpoesie in der vorigen Periode keine nennenswerte Berücksichtigung gefunden, trat aber nun mit dem Verfalle jener Dichtungsart um so frischer und lebendiger auf, je kräftiger und reger sich das Leben im Volke selbst gestaltete. Nicht mit Unrecht sagt Vilmar: „Ist der Meistergesang die bis zum Erstarren getriebene Form der alten Kunstlyrik, des Minnegesanges, so bricht im Volksliede der ungekünstelte, frische, oft derbe und heftige, aber immer lebendige und nicht selten hochpoetische Laut der Volksfreude und des Volksleides hervor; es strömt die alte Volkspoesie, wenn auch nicht als Epos, sondern als Lyrik, mit wunderbarer Kraft aus tief verborgen liegenden Quellen an das Licht; sie strömt aus mit so gesundem, reinem Lebenswasser, daß an den Ufern ihrer Bäche und Ströme die edelsten Blüten aller Lyrik sprossen konnten, die auf Erden jemals sich entfaltet haben." Es bieten die Volkslieder, deren Inhalt so mannigfaltig ist wie das Leben des Volkes, das wirklich Erlebte, das wahrhaft Empfundene in stets lebendiger Frische und Natürlichkeit bei oft „keckem Wurf" der Darlegung und wirken in dem das Gemüt anziehenden Zauber ihrer vollen Unmittelbarkeit und schlichten Wahrheit gleich der frischen Waldblume, mögen sie sein Liebes-, Abschieds- und Wanderlieder oder Wein- und Gesellschaftslieder oder Jäger- und Soldatenlieder[1]. Berufene, deren Namen uns nicht bekannt sind, ließen im Gesange ausströmen — denn Wort und Weise sind untrennbar —, was das Herz ihnen eingab, Berufene, die „weniger erfunden als in glücklicher Stunde den durch das ganze Volk gehenden Klang von Freud und Leid, von Jubel und Klage gefunden haben". (Vgl. Freiligraths „Prinz Eugen".)

Neben dem weltlichen Volksliede tritt als fromme Erhebung des Herzens zu Gott das geistliche Lied auf, wenn es auch erst in der folgenden Periode, namentlich als Kirchenlied, zu voller Blüte gelangt.

Die **Didaktik** ist in diesem Zeitraume reich vertreten, nimmt aber wegen des polemischen Verhältnisses, in welchem der Bürgerstand gegen die Gebrechen des kirchlichen und politischen Lebens stand, meist eine satirische Färbung an, so das „Narrenschiff" (1494) von Sebastian Brant, Stadtsyndikus in Straßburg; der Dichter geißelt in einer Darstellung von hundertdreizehn Narrensorten die sittliche Entartung seiner Zeit.

[1] Sammlung der historischen Volkslieder, das 13. bis 18. Jahrhundert umfassend, in fünf Bänden von R. v. Liliencron, desgleichen die Zeit von 1620 bis 1871, in sieben Bänden von Freiherrn v. Ditfurth. Sammlung von Volksliedern überhaupt von A. v. Arnim und Brentano: „Des Knaben Wunderhorn" (1806) und von Uhland: „Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder" (1844).

Auch die **dramatische** Poesie lernen wir in ihren Anfängen kennen. In weiterer Ausgestaltung der Liturgie, namentlich im Anschlusse an die symbolischen Handlungen in der Kirche, wurde in den Passions- und Osterspielen das Leiden und die Auferstehung Christi, in den Weihnachtsspielen die Geburt und die Kindheit Jesu dargestellt; auch wurden Gleichnisse Christi dramatisiert, so „das Spiel von den zehn Jungfrauen", 1322 von den Predigermönchen und ihren Schülern zu Eisenach aufgeführt, welches den Landgrafen Friedrich so gewaltig ergriff, daß er vom Schlage gerührt wurde. Zunächst in lateinischer Sprache in der Kirche zur Verherrlichung der hohen Kirchenfeste aufgeführt, wurden diese geistlichen Spiele (Misterien [aus ministerium?] oder Mysterien, auch ludi genannt) später meistens auf den Kirchhof oder den Marktplatz verlegt und boten hier zum Ergötzen des schaulustigen Volkes auch manche komische Zwischenspiele. Bald fügten die Fastnachtsfreuden mit ihren scherzhaften Mummereien lustige Fastnachtsspiele[1] hinzu mit meist derben Späßen. Bekannte Dichter solcher Spiele sind um 1470 der Spruchsprecher und Wappendichter Hans Rosenplüt und der Barbier Hans Folz, beide aus Nürnberg.

Während die Poesie mehr und mehr hinwelkt, treibt die **Prosa** mehrfache Blüten. Der nüchterne Verstand der Bürger mußte naturgemäß ebensosehr die Prosa fördern, als er der Poesie nachteilig wurde. So entstanden Stadt- und Landchroniken, wie die Straßburger Chronik von Fritsche Closener, die Limburger Chronik des Elhen von Wolfhagen, die Elsässische von Jakob Twinger von Königshofen, sowie Auflösungen der Heldensagen in Prosa, welche durch die Buchdruckerkunst (nach 1460) bald Gemeingut wurden. Namentlich waren aber für die Entwicklung der Prosa außer den predigenden Franziskanern, wie Bertold von Regensburg († 1272), die Mystiker tätig, die, fern von der spekulativen, nur das Wissen und die Gelehrsamkeit berücksichtigenden Richtung der lateinisch schreibenden Scholastiker[2], die Ausbildung des inneren Menschen ins Auge faßten, die durch Erwärmung und Läuterung des Herzens zu einer vollkommenen geistigen Liebeseinigung mit Gott gelangen wollten. Hervorragend unter ihnen sind die Dominikaner Meister Eckhart, den man den Vater der deutschen Mystik genannt hat, und seine Schüler

[1] Fastnacht wohl nicht = letzte Nacht vor den Fasten, sondern ursprünglich Fasnacht (Nebenform Fastnacht) von fasen (faseln) = spielen, so daß der Ausdruck ursprünglich etwa ein Schwarmfest bedeutet.

[2] Die bedeutendsten Scholastiker sind die Dominikaner Albertus Magnus († 1280 zu Köln) und Thomas von Aquin († 1274 auf der Reise von Neapel zum Lyoner Konzil).

Johannes Tauler, als Seelsorger und Prediger erfolgreich tätig in Straßburg, Basel und Köln, gestorben 1361 zu Straßburg, und Heinrich Suso (Seuse), der als Vertreter der dichterischen deutschen Mystik zu Ulm, wo er Prediger war, im Jahre 1365 starb. Gegen Ende des Zeitraumes zeichnet sich aus durch seine Predigten der berühmte Johann Geiler von Kaisersberg, Domprediger zu Straßburg († 1510), der sich in der Form volkstümlicher Satire gegen die Verkommenheit des Klerus und der Laienwelt richtete. Auch hielt er über das „Narrenschiff" seines Freundes Brant eine Reihe vorzüglicher Predigten, die gleich vielen andern seiner Vorträge von seinem Zuhörer J. Pauli aufgeschrieben und der Nachwelt überliefert sind.

---

## Vorbemerkung zu Grammatik und Wörterbuch.

Beim Übersetzen aus dem Mittelhochdeutschen ist zu beachten, daß manche äußerlich mehr oder weniger unveränderte Wörter im Laufe der Zeit ihre Bedeutung verändert haben. Dieser Bedeutungswandel ist eine der wichtigsten Erscheinungen im Leben der Sprache. Die Bedeutung eines Wortes kann sich z. B. vom Allgemeinen zum Besondern verengen (Bedeutungsverengung) oder auch vom Besondern zum Allgemeinen (vom Sinnlichen, Sichtbaren zum Geistigen, Seelischen) erweitern (Bedeutungserweiterung). Beispiele für die Bedeutungsverengung: „Hochzeit", im Mhd. hoch(ge)zît, ursprünglich jede hohe, festliche Zeit (vgl. Vierhochzeitsfest), Feier, Freude, jetzt nur Feier der Vermählung. — „Mut" noch mhd. (muot) allgemein: Sinn (vgl. Sanftmut), Stimmung (vgl. Gemüt), jetzt: starke, tapfere Gesinnung. — „Ehe" hat schon im Mhd. doppelte Bedeutungsverengung durchgemacht: ê (êwe) lange Zeit (Ewigkeit) = lange Zeit geltendes Gewohnheitsrecht, Vertrag = Ehe(vertrag). — „Arbeit" war im Mhd. auch Mühsal, Not, eine Bedeutungsverengung, die wir aufgegeben haben. — Beispiele für die Bedeutungserweiterung: frouwe mhd. = Herrin, vgl. „Unsere Liebe Frau" (Maria), jetzt allgemein: Frau. — „Sehr" bedeutet im Mhd. (sêre) noch: schmerzlich (vgl. versehren); dann auch: gewaltig, heftig, sehr (vgl. in unserer Alltagssprache: furchtbar groß). — „Genosse", „Gefährte", „Geselle" bezeichnen zunächst nur den, der mitgenießt, mitfährt, mit in demselben Saal ist. — „Schenken", zunächst nur von Getränken gebraucht (aus- und einschenken), hat auch im Mhd. schon die erweiterte Bedeutung „geben". — „Begreifen" bedeutet mhd. noch „betasten", „umfassen" und wird erst später im übertragenen Sinne gebraucht (vgl. lat. comprehendere).

---

# Abriß der mittelhochdeutschen Grammatik.

## I. Lautlehre.

### A. Vokale.

**Kurz** sind a, e, i, o, u, ö und ü (letztere zwei durch Umlaut [siehe S. 11] entstanden).

**Lang** sind â, ê, î, ô, û und die Umlaute æ (von â), œ (von ô), iu (von û), gesprochen ü.

**Diphthonge** sind ei, ou (sprich au, frou = Frau), öu (spr. wie eu, durch Umlaut entstanden, fröude = Freude), iu (spr. ü), ie (spr. i mit nachklingendem e), uo (spr. u mit nachklingendem o) und üe (spr. ü mit nachklingendem e, kü-en, nicht wie neuhochdeutsch kühn).

Über **Umlaut** und **Brechung** der Vokale siehe S. 11.

Man lasse sich nicht verleiten, kurze Vokale nach dem Neuhochdeutschen lang zu sprechen, z. B. sägen, klägen, wönen, vil, vride, jügent, tügent (= Tugend) usw.

Der Diphthong ei ist oft durch Zusammenziehung aus age, ege, ede entstanden, z. B. geseit aus gesaget, meit aus maget, getreide aus getregede.

e nach kurzer Stammsilbe ist stumm, d. h. nicht hörbar, z. B. legen, sagen (spr. sagn, einsilbig), nach langer tonlos, aber doch hörbar, z. B. frâgen (also zweisilbig). Ein auf ein stummes e folgendes e der nächsten Silbe ist tonlos, z. B. sagete (spr. sagte), ein auf ein tonloses e folgendes e der nächsten Silbe ist stumm, z. B. îsenes (spr. îsens). Stummes e fällt häufig aus, besonders nach l und r, z. B. zaln, varn, auch das tonlose, z. B. veil(e)te.

### B. Konsonanten.

| | Labiales (Lippenlaute) | Dentales (Zahnlaute) | Gutturales (Gaumenlaute) |
|---|---|---|---|
| Mediae | b | d | g |
| Tenues | p | t | k, c |
| Spirantes | f, v, w | z, s, sch | j, h (am Anfang)<br>ch, h (am Ende) |
| Affricatae | ph, pf | z | |
| Liquidae | m | l, n | r |

Die Aussprache dieser Konsonanten weicht im allgemeinen von der neuhochdeutschen nicht ab; k und c sowie f und v sind verschiedene Zeichen für einen und denselben Laut; z ist gleich unserem ß, z steht gleich unserem scharfen z

im Anlaut (wie in „Zeit"), jedoch werden beide Konsonanten zumeist durch dasselbe Zeichen z ausgedrückt: ph = pf.

h wird am Ende eines Wortes sowie vor t und s und nach l und r wie ch gesprochen, z. B. sah, mohte, wuohs, solh, durh.

Im Anlaute sind die Verbindungen sm, sl, sr, sw gleich den neuhochdeutschen schm, schl, schr, schw; v wird meist geschrieben vor a, e. i, o; f dagegen vor u, uo, iu, vor l und r; j verwandelt sich vor i in g, z. B. jehen: ich gihe, aber jach.

Im Inlaute werden d und z vor t oft zu s, z. B. last (laden), ich muoz, du muost; ch, k und g werden zu h, z. B. suohte (suochen), dâhte (denken), mohte (mugen); b wird zu f, z. B. schrift (schrîben), t nach einer Liquida oft zu d, z. B. kante und kande, solde, troumde.

Im Auslaute werden die Doppelkonsonanten einfach, z. B. rosses — ros, gewinnen — gewan.

Tenuis im Auslaut wird Media im Inlaut, z. B. tac (Nom.) — tages (Gen.), lant — landes, stoup — stoubes.

Über die zweite oder hochdeutsche Lautverschiebung siehe S. 9.

## II. Formenlehre.

### A. Deklination.

#### 1. Deklination des Substantivs.

Nach den nur noch in ihren Wirkungen erkennbaren Stammauslauten werden unterschieden: a) die vokalische oder starke Deklination, deren Stämme ursprünglich auf einen Vokal ausgingen; b) die konsonantische oder schwache, deren Stämme ursprünglich konsonantisch auslauteten.

Die starken Maskulina flektieren ohne Unterschied vom Neuhochdeutschen, zum Teil auch die Feminina (vgl. kraft); die Neutra bleiben in Nom. und Akk. Pl. meistens ohne Flexion (daz wort — diu wort, daz kint — diu kint = die Kinder). Die Feminina haben im Gen. und Dat. Sing. neben der flexionslosen Form (kraft) auch umgelautete vollere Form auf e, das aus i entstanden ist (krefte); (vart — verte, burc — bürge, brût — briute).

a) Starke Deklination.

| | Maskulinum | | Femininum | | Neutrum | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | einfach stark | | einfach stark | mit Umlaut | einfach stark | |
| S. N. | tac [1] | gast | zal | kraft | wort | lamp (Lamm) |
| G. | tages | gastes | zal | kraft, krefte | wortes | lambes |
| D. | tage | gaste | zal | kraft, krefte | worte | lambe |
| A. | tac | gast | zal | kraft, krefte | wort | lamp |

[1] Die Deklination lautet im Althochdeutschen: S. N. tak (tac), G. tages, D. taga, A. tak, Pl. N. taga, G. tago, D. tagum, A. taga; S. gast, gastes, gaste, gast, Pl. gesti, gestjô, gestim, gesti.

| | Maskulinum | | Femininum | | Neutrum | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | einfach stark | mit Umlaut | einfach stark | mit Umlaut | einfach stark | mit Umlaut |
| P. N. | tage | geste | zal | krefte | wort | lember |
| G. | tage | geste | zaln | krefte | worte | lember |
| D. | tagen | gesten | zaln | kreften | worten | lembern |
| A. | tage | geste | zal | krefte | wort | lember |

Anm. 1. Eigennamen haben im Akk. auch en: Sifriden, Gunthern.

Anm. 2. vater, muoter, bruoder, swester, tohter erhalten im Sing. gewöhnlich kein Kasuszeichen, im Dativ Plural nur -n.

Anm. 3. man (Mann) kann in allen Kasus, auch im Plural, unverändert bleiben (er hiez künden sînen man [seinen Mannen]), jedoch sind auch die flektierten Formen im Gebrauch: man, mannes, manne, man; manne, manne, mannen, manne.

b) Schwache Deklination.

| | Maskulinum | Femininum | Neutrum |
|---|---|---|---|
| S. N. | bote [1] | zunge [2] | herze [3] |
| G. | boten | zungen | herzen |
| D. | boten | zungen | herzen |
| A. | boten | zungen | herze |
| P. N. | boten | zungen | herzen |
| G. | boten | zungen | herzen |
| D. | boten | zungen | herzen |
| A. | boten | zungen | herzen |

Anm. 1. Neutra sind nur herze, ôre, ouge, wange.

Anm. 2. Weibliche Eigennamen auf e gehen nach der schwachen Deklination, z. B. Hilde, Hilden; die auf -hilt, -gunt, -lint, rûn ausgehenden haben im Gen., Dat. und Akk. oft e, wie -hilde, -gunde, -linde.

### 2. Deklination des Adjektivs.

Auch beim Adjektiv wird starke und schwache Deklination unterschieden. Es erscheint unflektiert (blint), stark (blinder, blindiu, blindez) und schwach flektiert (blinde). Die starke Deklination entspricht der des Artikels der, diu, daz (s. S. 241), die schwache ist gleich der schwachen Substantivdeklination. Die unflektierte Form wird gebraucht, wenn das Adjektiv hinter dem Substantiv steht, die schwache, wenn der Artikel davorsteht, die starke, wenn das Adjektiv attributiv ohne Artikel steht; doch finden sich auch einige Ausnahmen (z. B. ein edel man, ein junc vrouwe).

---

[1] Im Althochdeutschen: S. N. boto, G. botin, D. botin, A. botun, Pl. N. botun, G. botôno, D. botôm(ôn), A. botun.

[2] Im Ahd.: S. N. zunga, G. zungûn, D. zungûn, A. zungûn, Pl. N. zungûn, G zungôno, D. zungôm(ôn), A. zungûn.

[3] Im Ahd.: S. N. herza, G. herzin, D. herzin, A. herza, Pl. N. herzun, G. herzôno, D. herzôm(ôn), A. herzun.

| | | | |
|---|---|---|---|
| S. N. | blind-er | blind-iu | blind-ez |
| G. | -es | -er(e) | -es |
| D. | -em(e) | -er(e) | -em(e) |
| A. | -en | -e | -ez |
| P. N. | -e | -e | -iu |
| G. | -er(e) | -er(e) | -er(e) |
| D. | -en | -en | -en |
| A. | -e | -e | -iu |

Die Steigerung der Adjektiva erfolgt betreffs des Komparativs durch Anhängung von -er, des Superlativs von -est. Die Deklination ist dieselbe wie beim Positiv.

Unregelmäßige Formen sind:

| | | | |
|---|---|---|---|
| guot (Adv. wol) | | bezzer (Adv. baz) | bezzest, best |
| übel (böse) | | wirser (Adv. wirs) | wirs(es)t |
| michel, vil | groß | merre, mêrer, mêr, mê | meist |
| lützel (klein) | | minner, minre, min | min(ne)st |

Das Adverbium wird aus dem Adjektiv gebildet durch Anhängung von e (ahd. o), z. B. lanc — lange, hôch — hôhe, snel — snelle, übel — übele. Zweisilbige umgelautete Adjektiva auf e bilden das Adverbium ohne Umlaut, z. B. schœne — schône, süeze — suoze. Die Adverbien zu Adjektiven auf -lich haben -e und -en: minneclîche und minneclîchen. Adverbiell werden gebraucht: michels (bei weitem), alles (gänzlich), vil, allez (durchaus) u. a.

Die Steigerung der Adverbien erfolgt wie bei den Adjektiven, aber ohne Umlaut, z. B. langer, langest.

### 3. Das Pronomen.

Das persönliche Pronomen:

1. Person Sing. ich, mîn, mir, mich. Pl. wir, unser, uns, uns (ältere Form unsich).

2. Person Sing. dû, dîn, dir, dich, Pl. ir, iuwer, iu, iuch.

3. Person reflexiv hat nur Gen. sîn und Akk. Sing. und Pl. sich; für den Dativ wird gebraucht Sing. im, ir, Pl. in.

| | Maskulinum | Neutrum | Femininum |
|---|---|---|---|
| S. N. | er | ez | siu (sie, sî, si) |
| G. | es | es | ire, ir |
| D. | ime, im | ime, im | ire, ir |
| A. | in | ez | sie (sî, si) |
| P. N. | sie, sî, si | siu, sî, si, sie | sie, sî, si |
| G. | | ire, ir | |
| D. | | in | |
| A. | sie, sî, si | siu, sî, si, sie | sie, sî, si |

Das Possessivum ist gebildet aus dem Gen. mîn, din, sîn, unser, iuwer, ir und wird dekliniert wie das Adjektiv, also mîner, mînîu, mînez.

Das Demonstrativum:

a) der bestimmte Artikel, zugleich Relativ:

| | | |
|---|---|---|
| Sing. | der, diu, daz | Pl. die, die, diu |
| | des, dere (der), des | der |
| | dem(e), dere (der), dem(e) | den (dien) |
| | den, die, daz | die, die, diu |

| | Maskulinum | Neutrum | Femininum |
|---|---|---|---|
| b) S. N. | dirre (diser) | ditze, diz | disiu |
| G. | dises | dises (disses, dis) | dirre |
| D. | disem(e) | diseme, disem | dirre |
| A. | disen | ditze, diz | dise |
| P. N. | dise | disiu | dise |
| G. | dirre | dirre (diser) | dirre |
| D. | disen | disen | disen |
| A. | dise | disiu | dise |

c) Ebenso werden flektiert: jener, jeniu, jenez; selber, selbiu, selbez, unflektiert selp.

Interrogativa.

wer, waz wird dekliniert wie der Artikel: wiu ist Instrumentalis, also ze wiu oder zwiu = wozu? weder (uter); welich, welch, welh, wel (was für ein). Die Verallgemeinerung wird ausgedrückt durch Verschmelzung mit sô zu swer (quicumque), swaz (quidquid).

Relativa eigentlicher Art gibt es nicht; an ihre Stelle treten das Demonstrativum der, diu, daz; swer (wer immer), swaz (was immer); swelch, swelher (jeder, welcher).

Indefinita.

Diese sind: dehein (irgendeiner, auch: keiner; ullus, nullus); ieman, iemen (aliquis); ieweder oder ietweder (uterque), nieman, niemen; manec, manc (mancher); iht (irgend etwas und nichts; im letzteren Falle oft verstärkt zu nihtes — niht).

Die Verneinung wird ausgedrückt durch die Vorsilbe â- (maht [Kraft], âmaht [Ohnmacht]) und un-(billich [billig]) und durch die Negationen -ne (ne wird an ein vorhergehendes Pronomen angehängt oder steht vor dem Verbum: dazne welle got, ich nemac [ich mag nicht]) und en- (en tritt vor das folgende Verbum: daz enwelle got). Oft findet sich Verdoppelung ohne Aufhebung der Negation, z. B. sine kundes niht bescheiden.

### 4. Das Zahlwort.

Cardinalia: ein, flektiert: einer, einiu, einez; Mask. zwêne (zweier, zwein, zwêne), Fem. zwô (zweier, zwein, zwô), Neutr. zwei (zweier, zwein,

zwei)[1]; dri, flekt.: drie (drier, drien, drie), Neutr. driu; vier, flekt.: viere (vierer, vieren, viere), Neutr. vieriu; vünf, flekt.: vünve, sehs, siben, aht, niun (niwen), zehen (zên), einlif (eilf), zwelif (zwelef, zwelf), drîzehen, zweinzec (zweinzic), drîzec, zehenzic = hundert, tûsent.

Ordinalia: êrste, ander (zweite erst seit dem 15. Jahrhundert), dritte (dirde), zehende (zehente, zende), zweinzigeste, zehenzigeste, tûsentste (Deklination wie beim Adjektiv).

Zahladverbia: eines, einest, einst (einmal), andrest, zweies, zwîs, zwire (zweimal), driês, drîs (dreimal).

## B. Konjugation.

Im Mittelhochdeutschen werden das Präsens und Präteritum selbständig gebildet, ebenso der Inf. und die Part. des Präs. und des Prät., alle übrigen Tempora mit Hilfszeitwörtern und entsprechenden Partizipien wie im Neuhochdeutschen. Die Verba sind stark (sie bilden das Prät. durch eine Veränderung des Stammvokals, Ablaut) oder schwach (sie bilden das Prät. durch Anhängung der Silbe te, und das Part. Prät. geht auf t aus).

Ablautreihen der starken Konjugation.

| | Präsens | Prät. Sing. | Prät. Plural | Part. Prät. |
|---|---|---|---|---|
| 1. | hilfe | half | hulfen | geholfen (i, a, u, o und u) |
| 2. | nim | nam | nâmen | genomen (i, a, â, o) |
| 3. | gibe | gap | gâben | gegeben (i, a, â, e) |
| 4. | rite | reit | riten | geriten (i, ei, i, i) |
| 5. | liuge | louc | lugen | gelogen (iu, ou, u, o) |
| 6. | var | vuor | vuoren | gevaren (a, uo, uo, a) |
| 7. | halte | hielt | hielten | gehalten (a, ie, ie, a) |
| | slâfe | slief | sliefen | geslâfen (â, ie, ie, â) |
| | heize | hiez | hiezen | geheizen (ei, ie, ie, ei) |
| | loufe | lief | liefen | geloufen (ou, ie, ie, ou) |

Die Verba unter 1—6 heißen ablautende[2], die unter 7 reduplizierende, da ihr Prät. im Gotischen durch Reduplikation gebildet wurde; durch Verschmelzung der Reduplikationssilbe mit dem Stamm entstand im Prät. des Althochdeutschen der Diphthong ia, des Mittelhochdeutschen ie, ein Stammvokal, der sich im Prät. der ablautenden Verben nicht findet.

Während die Abweichungen in den Flexionsendungen des Nhd. von denen des Mhd. gering sind (z. B. in der dritten Person des Pl. des Präs.

[1] Diese Unterscheidung der drei Geschlechter findet sich noch bei Luther: zween Söhne, zwo Töchter, zwei Weiber; nach seiner Zeit tritt ausschließlich das Neutrum ein.

[2] Im Neuhochdeutschen hat das starke Verbum für das Prät. nur einen Ablaut. Vollständiger Ablaut zeigt sich nur bei: werde, ward, wurden, geworden; der Konj. Prät. einzelner Verba weist noch hin auf den verlorengegangenen Ablaut, wie: stürbe, begönne.

Ind. im Mhd. si gebent = sie geben, und in der zweiten des Sing. des Prät. Ind. mit dem umgelauteten Vokal des Plural: ich gap, wir gâben, du gæbe; ich gewan, wir gewunnen, du gewünne), sind die der Tempusbildung zahlreicher, indem das Nhd. die Mannigfaltigkeit der Stammvokale entfernt hat, und zwar hauptsächlich durch folgende drei Mittel: 1. durch Durchführung eines gleichen Ablautvokales im Prät. (ich bôt — wir buten = ich bot, wir boten; ich reit — wir riten = ich ritt, wir ritten); 2. durch Herstellung nur eines Ablautes im Prät. (Ind. Sing. und Plural) und im Partizipium (ich bouc — wir bugen — gebogen = ich bog, wir bogen, gebogen); 3 durch Beseitigung der Verschiedenheit des Vokales in der ersten Person Sing. Präs. Ind. (ich gibe wird: ich gebe, ich hilfe wird: ich helfe).

### Beispiele zur Konjugation der starken Verba.

Ind. Präs.: gibe, gibest (gibes), gibet, geben, gebe(n)t, gebent[1].
Konj. Präs.: gebe, gebes(t), gebe, geben usw.
Ind. Prät.: gap, gæbe, gap, gâben, gâbet, gâben.
Konj. Prät.: gæbe, gæbes(t), gæbe, gæben, gæbet, gæben.
Imp.: gip, gebe(n)t, Inf. geben, Part. Präs. gebende, Part. Prät. gegeben.

Ind. Präs.: var, verst, vert, varn, vart, varnt usw., indem in der zweiten und dritten Person der Umlaut eintritt infolge der althochdeutschen Endung -is und -it (faris, farit) (siehe S. 11).

### Die Konjugation der schwachen Verba.

Die schwachen Verba bilden das Prät. durch Anhängung der Silbe te; das Part. Prät. geht auf t aus; die Endungen im Präs. des Ind. und Konj. sind dieselben wie bei den starken Verben.

Der Bindevokal e fällt im Prät. nach langer Stammsilbe gewöhnlich aus. Fällt das e für i nach langer Stammsilbe im Prät. und im Part. Prät. fort, so tritt neben den längeren Formen (brennete, gebrennet von brennen [branjan]) eine kürzere Form ein mit dem ursprünglichen Vokal („Rückumlaut"): brante, gebrant (Konsonantenverdoppelung wird vor t vereinfacht), hôrte, gehôrt (von hœren), dahte, gedaht (von decken: ich dahte bein mit beine), dâhte (von denken), dûhte (= deuchte von dunken), brâhte (von bringen), vorhte (von vürhten oder fürhten), worhte (von wirken oder würken).

### Beispiele zur Konjugation der schwachen Verba.

Ind. Präs.: lege, leg(e)st, leg(e)t, legen, leg(e)t, legent.
Konj. Präs.: lege, legest, lege, legen, leget, legen.
Ind. Prät.: leg(e)te, leg(e)test, leg(e)te, leg(e)ten, leg(e)tet, leg(e)ten oder leite, leitest, leite, leiten, leitet, leiten (vgl. S. 237).

[1] Im Ahd.: gibu, gibis, gibit, gebamês, gebat, gebant.

Konj. Prät.: leite, leitest usw. oder wie der Ind.

Imp.: lege, leg(e)t, Inf. legen, Part. Präs. legende, Part. Prät. geleg(e)t, geleit.

Ind. Präs.: frâge, frâgest, frâget, frâgen, frâget, frâgent.

Konj. Präs.: frâge, frâgest, frâge, frâgen, frâget, frâgen.

Ind. Prät.: frâgete, frâgetest, frâgete, frâgeten usw.; Konj. ebenso.

Imp.: frâge, frâget, Part. Präs. frâgende, Part. Prät. gefrâget.

Anm. Im Nhd. werden viele ursprünglich starken Verba ganz oder teilweise nach der schwachen Konjugation flektiert, wie backen, hehlen, rächen, neigen, neiden, reihen u. a.

## Unregelmäßige Konjugation.

1. Das Verbum: sîn (wesen), sein.

Ind. Präs.: bin, bist, ist, sîn, sît, sint. Konj. Präs.: sî, sîst, sî, sîn, sît, sîn.

Ind. Prät.: was, wære, was, wâren, wâret, wâren. Konj. Prät.: wære, wærest, wære, wæren, wæret, wæren.

Imp. Sing.: bis (wis), Plur. sît, weset. Part. Präs.: wesent, Prät. gewesen, gesîn.

2. Die Präteritopräsentia, Verba mit starkem Prät. in Präsensbedeutung mit einem dazu neugebildeten schwachen Prät.: dürfen, kunnen, müezen, mügen, süln, tugen, turren, gunnen, wizzen, wellen.

1) dürfen (dürfen, nötig haben). Ind. Präs. darf, darft, darf, dürfen (durfen), dürfet, dürfen; Konj. dürfe, dürfest usw. Ind. Prät. dorfte, dorftest usw.; Konj. dörfte, dorfte, Part. Prät. gedorft.

2) kunnen (können). Ind. Präs. kan, kanst, kan, kunnen, kunnet, kunnen; Konj. künne, künnest usw. Ind. Prät. kunde und konde; Konj. künde (kunde, konde).

3) müezen (müssen). Ind. Präs. muoz, muost, muoz, müezen usw.; Konj. müeze (muoze). Ind. Prät. muoste und muose; Konj. müeste und müese.

4) mügen (mugen, vermögen). Ind. Präs mac, maht, mac, mügen; Konj. müge. Ind. Prät. mohte (mahte); Konj. möhte (mühte, mehte, mohte).

5) süln (suln, sollen). Ind. Präs. sol, solt, sol, suln usw.; Konj. sül. Ind. Prät. solte (solde); Konj. solte (solde).

6) tugen (tügen, taugen). Ind. Präs. touc, zweite Person Sing. fehlt, touc, tugen usw.; Konj. tüge. Ind. Prät. tohte; Konj. töhte (tohte).

7) turren (wagen). Ind. Präs. tar, tarst, tar, turren usw.; Konj. türre. Ind. Prät. torste; Konj. törste.

8) gunnen (gönnen). Ind. Präs. gan, ganst, gan, gunnen (günnen); Konj günne. Ind. und Konj. Prät. gunde (gonde) Imp. günne. Part. gegunnen.

9) wizzen (wissen). Ind. Präs. weiz, weist, weiz, wizzen usw.; Konj. wizze. Ind und Konj. Prät. wisse, wesse, wiste (weste) usw. Imp. wizze. Part. Prät. gewizzen, gewezzen, gewist, gewest.

10) wellen (wollen). Ind. Präs. wil, wil (wilt), wil, wellen usw.; Konj. welle. Ind. und Konj. Prät. wolte (wolde, welde). Imp. welle.

3. Das Verbum tuon (tun). Ind. Präs. tuon (tuo), tuos (tuost), tuot, tuon, tuot, tuont; Konj. tuo (tüeje) usw. Ind. Prät. tete, tæte (tête), tete (tat), tâten (tæten, têten) usw.; Konj. tæte. Imp. tuo. Part. Präs. tuonde; Prät. getân.

4. Das Verbum haben (haben) zeigt in den meisten Formen eine Zusammenziehung: Ind. Präs. hân, hâst, hât, hân, hât, hânt; Konj. habe, habest, habe, haben. Ind. Prät. hâte (hête, hêt, hete, het, hatte); Konj. hæte, (hête, hete, hette).

5. Ähnlich das Verbum lazen (lassen). Ind. Präs. lân, lâst, lât, lân, lât, lânt. Ind. Prät. lie (liez). Imp. lâ. Part. Prät. lân.

6. Die Verba gân (gên, gehen), stân (stên, stehen), vâhen (fangen) und hâhen (hangen) haben das Präs. regelmäßig, wie gân, gâst, gât oder gên, gêst, gêt; stân, stâst, stât, stân, stât, stânt, dagegen im Prät. gienc und gie, stuont, vienc und vie, hienc und hie.

## Zur mittelhochdeutschen Verslehre.

Die mhd. Verskunst beruht auf der Betonung der einzelnen Silben. Der Vers besteht aus einer gewissen Anzahl von Hebungen, d. h. höher betonten Silben, zwischen denen je eine Senkung, d. h. minder betonte Silbe, stehen, aber auch fehlen kann. Hebung und Senkung sollen einsilbig sein; doch kann ein stummes e hinter einer kurzen betonten Silbe in der Hebung verschleift werden, z. B. manegen.

Der Auftakt, die Senkung vor der ersten Hebung, kann einsilbig (uns ist in alten mæren), zwei- (muget ir nu wunder hœren sagen), selbst dreisilbig sein, wenn auch nur in seltenen Fällen. Es kann der Auftakt jedoch auch ganz fehlen, da nur die Hebung als solche von Bedeutung ist (daz in allen landen).

Die Senkung soll aus nur einer Kürze bestehen; es wird daher, wenn sich mehrere finden, eine Verschleifung oder Verschmelzung erforderlich. So verschmelzen miteinander gleiche Vokale im Aus- und Anlaut (si ir = sîr zu lesen), nach kurzsilbiger Hebung verstummt die erste von zwei Senkungen (tugende krône), auslautendes tonloses oder stummes e fällt aus vor folgendem Vokal (die êre und ouch den lîp), Artikel und Pronomina lehnen sich gern an andere Wörter an (dô giengens wirtes [= des wirtes] mâgen, ame = an deme, ûfen = ûf den), die Negation verschmilzt leicht mit dem vorhergehenden Wort (sin = si ne, ern = er ne).

Die alliterierende althochdeutsche Langzeile s. S. 15, Endreim s. S. 26, Nibelungenstrophe s. S. 44, Kudrunstrophe s. S. 117, Reimpaare s. S. 147, Strophenform der höfischen Lyrik s. S. 182; ebendort Leich und Spruch.

In mehrsilbigen Wörtern ruht die Hebung auf der ersten Silbe, wenn sie einfach sind; sind sie zusammengesetzt, so wird zumeist die erste Silbe des ersten Wortes die höchstbetonte, doch kann auch die erste Silbe des zweiten Wortes betont sein.

Die mit Vorsilben oder mit unlösbaren Präpositionen gebildeten Zusammensetzungen haben wie im Nhd. den Ton zumeist auf der zweiten Silbe, wie berâten, entwichen, erkennen, gebieten, verleiten, zerhouwen, aber widerbringen, ûrloub usw. auf der ersten.

# Wörterbuch.

Abkürzungen: stm. = starkes Maskulinum; stf. = starkes Femininum; stn. = starkes Neutrum; swm. = schwaches Maskulinum; swf. = schwaches Femininum; swn. = schwaches Neutrum; stswm., stswf., stswn. = starkes und schwaches Maskulinum, Femininum, Neutrum; swstm., swstf., swstn. = schwaches und starkes Maskulinum, Femininum, Neutrum; stv. = starkes Verbum; swv. = schwaches Verbum; adi. = Adjektivum; comp. = Komparativ; superl. = Superlativ; adv. = Adverbium; pron. = Pronomen; dem. = Demonstrativ; rel. = Relativ; praep. = Präposition; coni. = Konjunktion; Coni. = Konjunktiv; praet. = Präteritum; part. = Partizipium.

**ab**, abe adv. weg, herab; praep. weg von.

**âbent** stm. Abend.

**aber**, abe, ab adv. wiederum; coni. aber.

**abgründe** stn. Abgrund.

**ahî** Ausruf der Freude.

**âht**, stf. Acht, Bann.

**ahten** swv. achten, merken.

**al** adi. all, ganz, jeder.

**al-** zur Verstärkung vor Adjektiven und Partikeln = ganz; aldâ dort wo, alsam, alsô, alsus ganz so, ebenso wie.

**allez** adv. immerfort; allez her stets bisher.

**alrêst** (statt aller êrste) adv. zuerst, nun erst.

**als**, alse, alsô dem. ebenso; rel. ganz wie, gleichwie; coni. wenn, als ob.

**alsus** ebenso.

**alt** adi. alt.

**alze** allzu.

**ambet** stn. Amt, Bestimmung, Dienst.

**an**, ane praep. und adv. an, in, auf, gegen.

**ande** swm. Kränkung, Zorn.

**âne** praep. ohne, außer.

**ange** adv. enge, sorgfältig.

**angeslîch**, angestlîch adî. angstvoll, gefährlich.

**ar**, are swm. Adler.

**arc** (arg-) adi. arg, böse; ze arge verstân übel aufnehmen.

**arebeit**, arebeite, arbeit stf. Mühsal, Anstrengung, Not.

**arnen** swv. ernten, für etwas büßen.

**art** stmf. Geschlecht, Abstammung, Natur, Art.

**aventiure** stf. Ereignis, Abenteuer, Bericht.

**baden** swv. baden, abe b. durch Baden abwaschen.

**balde** adv. kühn, schnell, heftig.

**balt** adi. kühn, keck, dreist.

**banier** stf. Heerfahne, Banner.

**barmenære** stm. Erbarmer.

**baz** adv. (comp. zu wol) besser, mehr.

**bedaz** coni. während, bis.

**bêde** = beide, bêdiu — und sowohl — als auch.

**bediuten**, bedüten swv. bedeuten, berichten.

**bedunken** swv. (c. acc.) dünken, bedünken, scheinen (praet. bedûhte).

**begân**, begên stv. ausführen, treffen, erreichen; triuwen iht begân irgendwie Treue beweisen.

**beginnen** etwas beginnen (c. gen.) (began, begunnen und begunde, begunden).

**begonde** praet. zu beginnen.

behern swv. berauben.
beherten swv. festmachen, sichern.
behüeten swv. behüten, verhindern; ez b. sich in acht nehmen.
behuot part. beschützt.
bein stn. Bein; ze beine binden gering achten.
bejagen swv. erringen, erwerben.
bekennen swv. kennen, kennenlernen.
bekêrâ imper. mit angehängter Interjektion zu dem Verbum:
bekêren swv. umwenden, abwenden.
bekêren, sich swv. sich bekehren.
beliben, blîben stv. bleiben, unterbleiben.
beneben adv. neben, zur Seite.
berâten stv. versehen, versorgen.
bergen stv. in Sicherheit bringen, bergen.
berihten swv. unterweisen, belehren.
ber(e)n stv. (bir, bar, baren) hervorbringen, gebären; schaten b. Schatten geben.
besceiden, bescheiden stv. auseinandersetzen, auslegen, zuweisen.
beschelten stv. beschimpfen.
beseme swm. Besen, Rute.
besitzen stv. besitzen, umstellen, umlagern.
besnaben swv. stolpern und fallen.
besnîden stv. beschneiden, zurechtschneiden.
bestân, bestên stv. bleiben, zurückbleiben, angehören, standhalten, bekämpfen.
beswæren swv. beläftigen, kränken.
betagen swv. zutage bringen, Tag werden.
bete stf. Bitte, Abgabe.
bevelhen stv. anvertrauen, anempfehlen.
bewarn swv. bewahren, verhüten; bewart (part.) ausgerüstet.
bewegen stv. (refl. c. gen.) sich von etwas abwenden, verzichten auf (praet. bewac).
bewenden swv. anwenden, verwenden.
bewîsen swv. zurechtweisen, belehren.
bî praep. nahebei, bei, an, durch; adv. an der Seite.
bickelwort stn. unklares Wort, Würfelwort.
biderbe adi. brav, tüchtig, bieder.
bieten stv. bieten, anbieten, darreichen (biute, bôt — buten, geboten); sich ze füezen b. zu Füßen fallen.
bilde stn. Bild, Zeichen.
billich adi. billig, geziemend.
binden stv. binden; wol gebunden mit schönem Kopfputz.
bîten stv. (bîte, beit, biten) warten, aushalten.
biten stv. bitten, eines um etwas bitten; heißen, befehlen.
blâ adi. blau.
blanc adi. blinkend weiß.
blî stn. Blei.
bluome swm. Blume.
bœsliche adv. feige, niederträchtig, schlimm.
bouc, pouc stm. Spange, Ring.
boum stm. Baum.
brâ stf. Augenbraue.
brechen stv. brechen, reißen, durchschneiden.
bresten stv. brechen.
bringen bringen (brâhte, gebrâht).
brogen swv. trotzen, sich übermütig erheben.
brunne swm. Quell, Brunnen.
büezen swv. bessern; einem eines b. vor etwas bewahren, von etwas befreien.
bûhurt stm. Kampf des Ritters mit Lanzen.
buoch stn. das Buch, pl. gewöhnlich diu buoch.
buoze stf. Buße.
burc stf. Burg, Stadt.
butze swm. Schreckbild.

dâ (ursprünglich dâr) da, dort, wo; oft in Verbindung mit Präpositionen, auch zur Verstärkung (dâ zen Burgonden).
dahte praet. zu decken swv. decken.
dâhte praet. zu denken swv. denken.
danewert adv. hinweg.
danne, denne, dan adv. dann, nach Komparativen und Negationen: als.
dannen adv. von da fort, weg.
dar adv. dahin, wozu.

daz coni. daß, so daß, dadurch daß.
degen stm. Held.
degenlîch adi., degenlîche adv. heldenhaft.
dehein, dekein, pron. irgendeiner, keiner.
deich = daz ich.
deist = daz ist.
deiz = daz es.
denken swv. denken (praet. dâhte, gedâht).
denne = danne.
der, diu, daz (pl. die, die, diu) Artikel, Demonstrativum und Relativum.
des adv. deshalb, daher, darüber.
dest, deste adv. desto.
deweder pron. einer von beiden.
dicke adv. oft.
dienen swv. dienen, verdienen.
dienest, dienst stm. Dienst, Dienstbeflissenheit, Aufmerksamkeit.
diet stf. Volk, Leute; elliu diet die ganze Welt.
diezen stv. laut tönen, rauschen.
dingen swv. unterhandeln; den borgen d. um Waffenstillstand unterhandeln.
dirre (diser), disiu, diz (ditze) pron. dieser, diese, dieses (gen. dises, dirre, dises; plur. dise, dise, disiu, gen. dirre, dat. disen).
dintaere stm. Ausleger.
diuten swv. zeigen, deuten.
dô adv. damals, zu jener Zeit.
dol stf. Leiden, Ertragen.
doln swv. dulden, erleiden.
dôn stm. Ton, Lied, Gesang.
dörperheit stf. bäurisches Benehmen.
draehen swv. duften.
dræjen swv. drehen, wirbeln (praet. dræte und dråte).
dråte adv. schnell.
drî, drîe (m. u. f.), driu (n.) drei.
dringen stv. drängen, andringen.
drîunge stf. Dreiheit.
drô = drouwe stf. Drohung.
drû stf. Fessel, Falle.
drum stn. Ende.
dulteclîch adi. geduldig; bî (oder in) dulteclîcher zer in geduldiger Hingebung.
dûme swm. Daumen.
dunken, dünken swv. dünken (praet. dûhte).
durch, durh praep. durch, wegen, um — willen.
durchliuhtic adi. hellleuchtend.
durchverwen, durchvärwen, durchzieren swv. vollständig färben, zieren, schmücken.
durfen, dürfen dürfen (darf, darft, darf, durfen [dürfen]; Coni. dürfe; praet. dorfte, Coni. dörfte).
dürsten swv. dürsten (praet. durste).
dweder = deweder pron.
dwingen, twingen stv. zwingen, bedrängen, drücken.

ê stf. Ewigkeit, Gesetz, Vertrag, Ehe.
ê adv. früher, vordem.
eben adi. eben, glatt, gleichmäßig.
ebene adv. gleichmäßig.
ebenkristen, ebenkrist stswm. Mitchrist.
ecke, ekke stf. Schneide, Schärfe.
eht, êt, et adv. nun einmal, doch.
eiden swv. eidlich verpflichten.
eigen adi. eigen, hörig.
eigen stn. Eigentum, Hab und Gut, Sklave.
eigenman stm. Lehnsmann, Dienstmann.
ein, flekt.: einer, einiu, einez 1. Zahlwort, 2. Artikel, 3. indefin. Pronomen.
eine oder ein adv. allein.
einunge stf. Einheit.
eischen stv. heischen, verlangen.
ellen stn. Stärke, Kraft.
ellende adi. fremd, unglücklich, heimatlos.
ellende stn., ahd. elilenti, im andern Lande, Fremde, Verbannung.
ellenthaft adi. tapfer, kraftvoll.
elliu = alliu, fem. sing. u. neutr. pl. zu al voll, ganz.
en (= ne) proklitische Negation, besonders vor dem Verbum, z. B. ich enkan (ich kann nicht).
enbern stv. (c. gen.) entbehren, nicht haben, nicht tragen.
enbieten stv. entbieten, durch einen Boten sagen lassen, befehlen lassen.

enbinden stv. befreien.
engegene adv. u. praep. entgegen.
engelden, engelten stv. (c. gen.) etwas büßen müssen, Strafe leiden für etwas.
enhant adv. in der Hand.
enpfâhen, enpfân stv. empfangen.
enpfallen stv. entfallen, entschwinden.
enspringen stv. entspringen, aufblühen.
entwîchen stv. sich entziehen.
epitafum stn. Inschrift.
erbarmen swv. zum Mitleid bewegen, rühren.
erblîchen stv. bleich werden.
erborn part. zu erbern stv. gebären.
êre stf. Ehre, Würde, Auszeichnung.
êrebernde adi. ruhmvoll.
ergân, ergên stv. geschehen, ausgehen, enden.
erglesten swv. erglänzen.
erhellen stv. erhallen, ertönen (praet. erhal).
erkennen swv. kennen, kennenlernen.
erkrimmen stv. zerhauen (mit den Krallen).
erlâzen stv. (c. acc. u. gen.) einen einer Sache überheben, sie ihm erlassen.
ermanen swv. erinnern, die Erinnerung an etwas auffrischen.
errechen stv. vollständig rächen.
erschellen stv. erschallen.
erschricken stv. aufspringen, erschrecken (praet. erscraht).
êrst (superl. zu ê) erst; êrste adv. zuerst, aller êrste zum erstenmal.
ersterben stv. sterben.
erwegen stv. emporheben, schwingen (praet. erwac).
erwern swv. verwehren, verhindern.
erwinden stv. sich abwenden, aufhören.
erzünden swv. anzünden, entbrennen, rot werden.
erzürnen swv. trans. erzürnen, intrans. in Zorn geraten.
êst = ez ist.
et adv. bloß, nur, nun einmal.
etelich irgendein, manch, pl. einige.
êweclîchen adv. ewig.
f siehe v.
gabe stf. Gabe, Geschenk.
gâch adi. eilig; mir ist gâch, ich habe Eile.
gâhen swv. eilen.
gân, gên stv. gehen, kommen (gân, gâst, gât; praet. gienc [gie]).
gan s. gunnen.
ganc stm. Gang, Lauf.
gar adv. ganz, vollständig.
gast stm. Fremder, Gast.
gebâren swv. sich benehmen.
geben swv. geben; ûf ein g. zusammengeben, vereinigen.
gebende stn. Kopfputz der Frauen.
gebern stv. gebären.
gebieten stv. gebieten, beherrschen; an einem g. einem etwas verleihen.
gebüezen swv. gutmachen, beseitigen.
gebûr, gebûre stswm. Mitbürger, Nachbar.
gedanc stm. Gedanke, das Denken.
gedîhen, gedîen stv. gedeihen, in einen Zustand kommen.
gedinge stn. Gedanke, Hoffnung, Zuversicht.
gedolt s. doln.
gefristen swv. am Leben erhalten.
gefüege adi. artig, höflich.
gegen praep. (c. dat.) gegen, nach — hin; adv. entgegen.
gehaz adi. feindlich.
geheizen stv. verheißen, versprechen.
gehilze stn. Schwertgriff.
gehœnen swv. demütigen.
gehügen swv. (c. gen.) eines gedenken.
gein = gegen.
gekleit s. klagen.
gelâz stn. Benehmen, Verhalten.
geleben swv. leben, erleben.
geleite swm. u. stn. Führer, Schutz.
gelf adi. glänzend, von heller Farbe.
gelîch adi. gleich; gelîche adv. gleichmäßig, auf gleiche Weise.
gelieben swv. lieb, angenehm machen.
geligen stv. liegen, daniederliegen.
gelîhen part. zu lîhen stv. leihen.

gelingen stv. gelingen (praet. gelanc).
gelonen swv. einem eines einen für etwas belohnen.
geloube swm. Glaube.
geloûben swv. glauben.
gelt stm. Bezahlung, Gewinn, Erſatz.
gelten stv. zurückerſtatten, bezahlen.
gelust stm. Begierde, Gelüſten.
gemach stmn. Ruhe.
gemeine adi. gemeinſam, alle zuſammen.
gemeit adi. fröhlich, heiter.
geminnen swv. lieben, gütlich beilegen.
gemüete stn. Gemüt, Stimmung, Gedanken.
gemuot adi. geſtimmt, geſinnt.
gemuoten swv. verlangen.
gên = gân u. = gegen.
genâde stf. Gnade, Güte.
genâden swv. gnädig ſein.
genædec, genædic adi. barmherzig, gnädig.
genesen stv. gerettet werden, ſelig werden.
geniezen stv. (c. gen.) Nutzen haben von.
genôte adv. eifrig, ſehr.
genôz swm. Genoſſe, an Würde gleich, ebenbürtig.
genôzen swv. zugeſellen, vergleichen.
genuoc adi. genug, bedeutend, manch; genuoc, genuoge adv.
ger stf. Begierde, Begehren.
gêr stm. Wurfſpieß.
gerâten stv. wohin kommen, ausfallen, beſtimmen, die Veranlaſſung ſein.
gêret = geêret verherrlicht.
gerihten swv. auf den rechten Weg bringen, gerade machen.
geriuwen stv. gereuen.
gern swv. begehren, wünſchen.
gerne adv. gern, begierig, mit Freuden.
gerte stf. Rute, Gerte.
geruochen swv. (c. gen.) etwas begehren, berückſichtigen.
geschamen swv. ſich ſchämen.
geschehen stv. ſich ereignen, geſchehen.
geschenden swv. zuſchanden machen.
geseit = gesaget.
gesinde stn. Gefolge, Dienſtmannſchaft.
gesinden swv., sich ze einem g. ſich in das Gefolge jemandes begeben.
geslahte, geslehte stn. Geſchlecht, Art.
gesouc praet. von sûgen stv. ſaugen.
gestân, gestên ſtehen, ſtehenbleiben, beiſtehen, dauern.
gesunt adi. lebend, unverletzt.
geswîchen stv. (c. dat.) einem ausbleiben, ihn im Stiche laſſen.
geswîgen stv. verſtummen.
getân part. u. adi. geworden, geſchaffen.
getriuwe adi. treu, liebreich.
getrouwen swv. trauen, zutrauen.
geturren ſich getrauen, wagen (praes. getar; praet. getorste; Coni. getörste).
getwahen part. u. adi. rein, ſauber.
getwerc stn. Zwerg.
gevallen stv. gefallen.
gevar adi. farbig, gefärbt.
geverren swv. entfernen, entfremden.
geverte stn. die Art des Reiſens Fahrt, Weg.
gevolgen swv. folgen.
gewæfen stn. Waffenrüſtung, Waffen.
gewære adi. gewærlichen adv. wahrhaftig, in Wahrheit.
gewærliche, gewerliche adv. gerüſtet, behutſam.
gewæte stn. Kleidung.
gewalt stmf. Gewalt, Macht.
gewegen stv. wägen, widerſtehen.
gewern stv. einen eines einem etwas gewähren.
gewinnen stv. erwerben, gewinnen, herbeiſchaffen, holen.
gewis adi. gewiß, verläſſig; adv. gewisse.
gezemen stv. geziemen, gefallen (praet. gezam).
geziuc stm. Zeuge.
gihe praes. von jehen.
gimme stf. Edelſtein, das Herrlichſte in ſeiner Art.
gir stf. Begierde.
gît = gibet von geben.
glôse swf. Auslegung.
gotinne, götinne stf. Göttin.

gougelfuore stf. närrisches Treiben.
grâ adi. grau.
grâl stm. der Gral, die Abendmahlsschüssel Christi, aus einem Edelstein gefertigt.
gremelîch, gremlîch adi. grimmig, schrecklich.
grîfen stv. greifen; zuo g. Hand anlegen, angreifen.
grimme adi. u. adv. grimmig, zornig.
grimmecliche adv. gewaltig, sehr.
grœzlîch adi. groß; grœzliche(n) adv. außerordentlich.
gruoz stm. Gruß.
güete stf. Güte.
güetlîch adi. freundlich.
guldin adi. golden.
gunêren swv. beschimpfen.
gunnen, günnen gönnen (gan, ganst, gan, gunnen; Coni. günne; praet. gunde [gonde]; part. gegunnet, gegunnen).
guot adi. gut.
guot stn. Gutes, Gut, Vermögen.

habe stf. der Hafen, das Gut.
haben, hân haben, halten für (hân, hâst, hât, hân, hât, hânt; praet. hâte [hête]; Coni. hæte; part. gehât, gehân [gehabet]).
hæle, hæl stf. Verheimlichung, mich nimt des hæle ich muß das geheimhalten.
halp adi. halb.
halsperc stmf. Panzer für Hals und Brust, Kettenpanzer.
halt adv. mehr; in Konzessivsätzen: auch.
hant stf. Hand.
hantgetât stf. Werk der Hand = Geschöpf.
hâr stn. Haar.
harpfen = harfen swv. Harfe spielen.
harte adv. stark, sehr.
haz, gen. hazzes stm. Haß.
heben stv. heben (huop, gehaben).
hei, hey Interjektion.
heiden, heide stm. Nichtchrist, Heide.
heilegeist stm. der Heilige Geist.
heim stn. Heimat, Haus; heime adv. zu Hause.
heimlîche stf. Heimlichkeit.
hel(e)n stv. verhehlen.
helet, helt stm. Held, tapferer Krieger.
helfe stf. Hilfe.
helfen stv. helfen.
helle (von heln) stf. die verbergende und verborgene Unterwelt, Hölle.
hellen stv. hallen, ertönen.
helmgespan stn. Helmspangen.
hemede, hemde stn. Hemd.
her stn. Heer, Menge.
her adv. her, hierher, bisher.
hêr, hêre adi. ehrwürdig, stolz.
hêren swv. verherrlichen; gehêret geheiligt.
hergeselle swm. Kampfgenoß.
hêrre, herre, vor Eigennamen: hêr, her swm. Herr, Gebieter.
herte adi. hart, dicht, fest.
herte stf. Schulterblatt, Härte.
herze swn. Herz.
herzenlîch adi., herzenlîche adv. im Herzen, von Herzen.
hie, hier adv. hier, hienieden.
hin, hine adv. von hier fort, hinweg.
hînaht adv. diese Nacht.
hinder hinter; hinder sich zurück, rückwärts.
hinne adv. an diesem Ort.
hinnen adv. von hinnen, fort.
hînt(e) = hînaht heute Nacht.
hîrât stm. Heirat, Vermählung, Verlobung.
hiute adv. heute.
hô = hôch adi. hoch, vornehm.
hôchgemuot adi. frohsinnig, mit hohem Mut.
hôchgezît, hochzît stf. Fest, Festzeit.
hôchvart stf. Hoffart, Stolz.
hœne adi. niedrig, verächtlich.
hœren swv. hören, gehören.
hôhe, hô adv. hoch, teuer, gewaltig; ûf hôher stân zurücktreten; hôheste superl. des adv.
honec stn. Honig.
hornunc stm. Februar, Winter, Frost.
houbet, houbt stn. Haupt.
houbetlist stm. höchste Kunst.

houp praet. zu heben.
hovelich adi. hofmäßig, höfisch; hovelîchen adv. fein gesittet.
hovereise stf. Reise an den Hof.
hüeten stf., perf. huote, darauf bedacht sein, hüten.
huobe stf. Stück Land, Hufe.
huote stf. Hut, Aufsicht.
hûs stn. Haus.

îdoch = iedoch adv. doch, dennoch.
ie adv. immer, je, einmal.
iemer, immer, imer adv. immer, irgend einmal, jemals; iemer mêre jemals
ieslich, islîch jeder. [wieder.
iht pron. (c. gen.) etwas, irgendein Ding; adv. irgend, etwa.
in praep. u. adv. hinein, herein; pron. pers. ihn, ihnen.
inder adv. irgendwo.
ine = ich ne (ich nicht).
ingesinde stn. Hausgenossenschaft, Dienerschaft, die zum Hofe gehörigen Mannen.
inne, innen adv. innen; i. bringen einen eines merken oder einsehen lassen, überzeugen von.
innecliche adv. im Innersten, innig, von Herzen.
irre adi., i. gân (c. gen.) eines Dinges entbehren, nicht zurechtwissen betreffs.
itewîze stm. Vorwurf.
itewîzen swv. vorwerfen, vorhalten.
iuwer, iwer euer.
iz es.
i'z = ich ez.

jâ ja, fürwahr.
jæmerlich adi. Leid erregend, schmerzlich; jæmerliche adv.
jagen swv. jagen; j. ûf zu etwas treiben.
jâne sicher nicht.
jaspes, jaspis stm. Jaspis, ein Mineral.
jehen stv. (c. gen.) sagen, bekennen, den Preis zuerkennen (praes. gihe; praet. jach).
joch auch.
junc adi. jung; jungest letzt, ze jungest zuletzt.

kamerære stm. Schatzmeister, Kämmerer. [merer.
kamerærîn stf. Hofmeisterin.
kapfen swv. gaffen; an k. bewundernd anschauen.
karacte swm. Schriftzeichen, Buchstabe.
karfrîtac stm. Karfreitag.
kemenâte (caminata) swf. heizbares Gemach, besonders für Frauen.
kêren swv. kehren, wenden, sich wenden.
kiel stm. größeres Schiff.
kiesen stv. wählen, auswählen, sehen.
kinne stn. Kinn.
kint stn. Kind, Jüngling.
kiusche, küsche adi. enthaltsam, sittsam, rein.
kiusche, küsche stf. Keuschheit, Sittsamkeit.
klagen swv. (praet. klagete u. kleite) beklagen, klagen, sich beklagen.
klâr adi. schön, rein, hell.
kleit = klaget.
krâ swf. Krähe.
kraft stf. Kraft, Heeresmacht, Fülle, Reichtum.
kreftic adi. stark, groß; krefticliche adv.
krenken swv. krankmachen, schwächen.
kriechesch adi. griechisch.
kripfe swf. Krippe.
kristallîn adi. von Kristall.
kriuze stn. Kreuz.
krump adi. krumm, verdreht.
küele adi. kühl.
kumber stm. Kummer, drückendes Leid.
kûme adv. kaum, mit Mühe, in Not.
kumen = komen stv. kommen (kume [küme], kümest [kumst], kümt [kumt], kömen [komen]; praet. quam oder kam, quâmen oder kâmen [kömen]; part. praet. komen [kömen]).
kumpânîe, cumpânîe stf. Genossenschaft, Gesellschaft.
künde, kunde stf. Kunde, Nachricht.
künden swv. kundmachen, verkünden.
kündic adi. bekannt.
künec, künic, kunic stm. König.
kunft stf. Ankunft.
künne stn. Geschlecht, Sprößling, Verwandter.

künnen, kunnen können (kan, kanst, kan, kunnen [künnen]; Coni. künne; praet. kunde [konde]; part. kunnet [kund]).
kunt adi. bekannt; kund tuon bekanntmachen, bezeugen.
kür stf. Wahl; an der kür wesen zur Beurteilung berechtigt sein.
küssen swv. küssen (praet. kuste).
kurzewîle, kurzwîl stf. Kurzweil, Unterhaltung, Vergnügen.
kurzewîlen, kurzwîlen swv. sich Kurzweil machen.

lantliute, lantlûte stm. pl. Leute im Lande, Einwohner eines Landes.
lantrehtære stm. pl. die vom Landesherrn zum Urteilsspruch entbotenen Freien.
laster stn. Schmähung, Schande.
lasterlich, lesterlich adi. schimpflich; lasterliche adv.
lâzen, lân lassen, zulassen, unterlassen (lân, lâst, lât, lân, lât, lânt; praet. liez oder lie; imp. lâ; part. lân).
lê (-wes) stm. Hügel.
leben stn. u. inf Leben, leben.
ledec adi. frei, ledig.
legen swv. legen, fortlegen, auflegen; an einen über einen verhängen.
leide adv. leid, betrübend, verhaßt; comp. leider.
leide stf. Leid, Betrübnis.
leiden swv. leid werden, verhaßt sein.
leie swm. Laie, Nichtgeistlicher.
leinen swv. lehnen (praet. leinde).
leisten swv. ausführen.
leit stn. Leid, Betrübnis.
leit adi unlieb, betrübend.
leit = leget; leite = legete; leiten = legeten.
leitærinne stf. Anführerin.
leitesterne swm. Leitstern.
leitevrouwe swf. Anführerin.
lêre stf. Lehre, Vorschrift.
leschen swv. löschen.
lesen stv. lesen, sammeln.
leste superl. zu lâz letzt.
lîden stv leiden, erdulden (leit, liten, geliten).
liebe stf. Freude, Lust, Liebe; durch eines l. einem zuliebe, um eines willen.
lieben swv. Freude machen, behagen, beliebt machen.
liegen stv. lügen; mit den ketenen l. mit den Zauberketten täuschend spielen.
lieht adi. licht, hell, rein.
liep adi. lieb, erfreulich.
liep stn. Freude, Liebe, Geliebter, Geliebte.
ligen stv. liegen (lac, gelegen).
lîhen stv. leihen; an lîhen darleihen.
lîhte adi. leicht, unbedeutend, gering.
lîhte adv. leicht, vielleicht, wahrscheinlich.
lîp stm. Leib, Leben; oft umschreibend ritters lîp = ritter, mîn lîp = ich, ir lîp = sie.
lîse adi. u. adv. leise, geräuschlos.
list stm. Geschicklichkeit, Kunst, Weisheit.
lît = liget von ligen stv. liegen, daniederliegen.
lit stn. Glied.
liuhten swv. leuchten (praet. lûhte), l. an den Glanz erhöhen.
liut stmn. Volk, pl. Leute.
lô stm. Wald, Busch.
lobebære, lobelich adi. lobenswert, löblich, herrlich.
lœsen swv. lösen, ausmachen (praet. löste).
lôn stmn. Lohn, Belohnung.
lônen swv. Lohn geben, vergelten.
lop (lob —) stn. Lob, Preis.
lôrschapellekîn stn. Lorbeerkränzchen.
lôrzwî stn. Lorbeerzweig.
lôt stn. Blei, Gewicht.
loufen stv. laufen (lief, geloufen).
lougen stn. Leugnung, Verneinung; âne l. unleugbar, gewiß.
lougenen, lougen swv. leugnen.
loup stn. Laub.
lügenære stm. Lügner.
lussam adi. erfreulich, schön.
lüsten, lusten swv. gelüsten.
lût adi. laut, hell; adv. lûte.
lûter adi. lauter, hell.

lûterliche adv. hell, klar.
lützel adi. u. adv. klein, wenig.

**mâc** stm., mâge swm. Verwandter, Vetter.
mære stn. Erzählung, Kunde, Nachricht.
mære adi. bekannt, berühmt herrlich.
magedîn stn. Jungfräulein.
maget, magt, meit stf. Jungfrau, Mädchen.
mâl stn. Merkmal, Zeitpunkt; alle mâl allemal, fortwährend.
man stm. Mann, Dienstmann, jemand, man; pl. die Mannen.
mâne swm. Mond.
manec, manic adi. manch, mannigfaltig.
manen swv. an etwas erinnern.
marschalc stm. Marschall, Stallmeister.
mâze stf. Maß, Art und Weise, das rechte Maß.
megede s. maget.
mein stn. Falschheit, Verrat.
meine stf. Bedeutung, Absicht, Meinung.
meist (superl. zu mêr meist); meiste adv. zumeist, größtenteils.
meit = maget stf. Jungfrau.
melden swv. mitteilen, verraten.
mensche, mennisch, mennesch swstmn. Mensch.
menneschlîchen adv. in menschlicher Weise, als Mensch.
mêr, mê, mêre adi. größer mehr; adv. mehr, weiter, länger.
mêren swv. mehren, größer machen.
mergrieze swf. Perle, Sandkorn am Meere.
mez stn. Maß.
michel adi. groß, stark; adv. sehr.
mîden stv. meiden, vermeiden (praet. meit).
miete stf. Lohn.
mîle stf. Meile.
milte adi. freigebig, wohltätig.
minne stf. Erinnerung, Liebe.
minneclîch adi. liebenswert, lieblich, schön.
minneclîche adv. liebenswürdig.
minnen swv. lieben, heiraten.
minre = minner weniger.
mislîch adi. verschieden, mancherlei.
missedienen swv. schlechten Dienst leisten, beleidigen.
missegân stv. übel ergehen.
missevar adi. befleckt, den Glanz verlierend.
missewende stf. Unrecht, Schandtat.
mit, mite praep. u. adv. mit.
mitte adi. in der Mitte befindlich; mittertac Mittag.
môre stm. Mohr.
morgenrôt stm. die Morgenröte.
mortlîch adi., mortlîche adv. mörderisch.
mortræche adi. sich mit Mord rächend; durch m. willen in mörderischer Absicht.
mucke (mugge) swf. Mücke.
müen, müejen swv. beschweren, kränken (praet. muote).
müezen müssen, sollen; in Wunsch- und Absichtssätzen: mögen (muoz, muost, muoz, müezen; Coni. müeze; praet. muoste u. muose; Coni. müese u. müeste).
mugen, mügen können, dürfen, vermögen (mac, maht, mac, mügen; Coni. müge; praet. mohte; Coni. möhte).
münech, munech stm. Mönch.
munt stm. Mund.
muoder stn. Bauch, Mieder, gewölbte Oberfläche.
muot stm. Sinn, Stimmung, Gesinnung; muot hân (c. gen.) etwas hoffen.
muoten swv. (c gen.) begehren, erlangen.
mûze stf. Mause (Federwechsel der Vögel).

**nac** stm., nacke swm. Nacken.
nâch, nâh praep. nach, hinter, um, wegen.
nâhe, nâhen adv. nahe, in der Nähe; comp. nâher.
nâhenen, nâhen swv. nahen, sich nähern.
nâhgebûre swm. Nachbar.
nar stf. Nahrung, Unterhalt.
ne Negationspartikel, an das vorausgehende Wort angehängt, z. B. ichne kan (= ich enkan).
nebelkrâ stf. Nebelkrähe.

neigen swv. fact. zu nîgen sich neigen.
nein (n'ein) adv. nein, neinâ verstärktes nein.
nîden stv. hassen.
nider, nidere adv. nieder, hinunter.
nieht, niwet nichts (c. gen.); adv. nicht.
nieman, niemen niemand, keiner.
niene, nien nicht, nichts.
niener, niender adv. nirgends.
nigen stv. sich verneigen, sich verneigend danken.
niht stn. nichts; adv. nicht.
nîd stm. Neid, Haß, Zorn; nît hân (c. gen.) sich ärgern über.
niwan, niuwan adv. nichts als, nur nicht, ausgenommen.
nôt stf. Not, Qual, Mühe; des gêt mir nôt das ist mir nötig, dazu habe ich Ursache.
nôthaft adi. bedrängt.
nôtic adi. dürftig.
nû, nu adv. jetzt, nun; coni. da nun, weil.

**o**b obe coni. ob, wenn; praep. u. adv. über, oberhalb; obe geligen obsiegen.
obedach stn. Obdach.
och auch.
od, ode, oder oder, und.
offenbære, offenbâr adi. u. adv. öffentlich.
offenlîche adv. öffentlich, allen vernehmbar.
ordenunge stf. Ordnung, Rangklasse, Chor (der Engel).
organieren swv. musizieren, die Orgel spielen.
Ortland Land mit einer Spitze (ort), vielleicht Jütland.

**p**almetac stm. Palmsonntag.
pantel stm. Panther.
pardîs stn. Paradies.
permint stn. Pergament.
pfant stn. Pfand, Unterpfand, Ersatz.
pfel, phel, pfellel stm. kostbarer Seidenstoff.
pfenden swv. pfänden, berauben.
pflege stf. Pflege, Aufsicht, Fürsorge.
pflegen, phlegen stv. (c. gen. u. c. acc.) sorgen, beschützen, besitzen.
pfliht stf. Pflege, Teilnahme.
pflihten swv., ze einem sich an einen halten, sich mit einem verbinden.
pfrüende (praebenda) stf. Nahrung, Unterhalt.
pillîche, billîche adv. geziemenderweise.
pirsgewant, birsgewant stn. Jagdkleid, Jagdgerät.
pluot, bluot stn. Blut.
porte, borte swm. Borte, Band von Seide u. Goldfaden.
prîs stm. Lob, Ruhm, Preis.
prüeven swv. berechnen, nachrechnen, erkennen.

**r**agen swv. ragen, hervorragen.
ram stf. Rahmen (auch zum Sticken).
rant (gen. randes) stm. Rand, Schild.
rat (gen. rades) stn. Rad.
rât stm. Rat, Beratung, Anschlag; rât hân (c. gen.) etwas entbehren können, überhoben sein; ze rate tuon (c. gen.) Abhilfe schaffen für etwas; ze râte werden sich beraten, überlegen.
râten stv. raten, zureden, sinnen auf etwas; râten ûf einen Rat geben gegen einen.
rechen stv. rächen, strafen (praet. rach).
recke swm. tapferer Krieger, Held (Landesvertriebener).
reht stn. Recht, Gericht, Pflicht; adi. recht, richtig.
rehte adv. richtig, wirklich; verstärkend vor Adjektiven und Adverbien = sehr.
rêren swv. abwerfen.
retoben swv. rasend werden; des muotes r. in rasende Aufregung geraten.
rîch, rîche adi. reich, mächtig.
rîche stn. Reich.
rîcheit, rîchheit stf. Reichtum, Macht.
rîfe swm. Reif.
rigel stm. Riegel.
rihten swv. richten, einrichten; einem r. Recht verschaffen.
rimpfen stv. zusammenziehen, rümpfen.
rinc stm. Ring, pl. Ringpanzer.

ringe adi. u. adv. leicht, gering, wenig; mich ahtet ringe, mich kümmert wenig.
rîs stn. Zweig, Reis.
rîsen stv. fallen (praet. reis).
rîten stv. reiten.
ritterschaft, ritterscaft stf. ritterliches Leben, Ritterschaft, ritterliches Spiel.
riuschen swv. rauschen.
riuwe stf. Schmerz, Reue.
riuwecliche adv. bekümmert.
riuwen stv. schmerzen, betrüben.
riuwic adi. reuig.
rô adi. roh, ungekocht.
rocke swm. Roggenmehl.
rû adi. struppig, rauh.
rucke, rücke stm. Rücken.
rücken, rucken swv. bewegen dan rucken wegrücken, wegnehmen.
rüeren swv. berühren, fassen.
ruochen swv. (c. gen.) sich kümmern um etwas, wollen, geruhen.
ruoder stn. Ruder.

sâ, sân adv. alsbald.
saben stm. feine Leinwand.
sælde stf. Heil, Glück, Segen.
sam, same adv. so, ebenso, wie.
sant stm. Sand, Strand.
sâze stf. Hinterhalt.
scâchære, schâchære stm. Schächer, Räuber.
scarpf, scharpf adi. scharf.
schâch stn. der den Verlust des Königs ankündigende Ausruf im Schachspiel.
schade swm. Schaden, Verlust.
schal, scal stm. Lärm.
schalchaft adi. boshaft.
schame stf. Scham, Schamhaftigkeit.
schamen swv., sich, sich schämen.
schande stf. Schande, schämenswerte Tat.
schapel stn. Kranz.
scharn swv., sich, sich in Scharen abteilen, sich ordnen.
schate stswm. Schatten.
schaz, scaz stm. Schatz, Geld und Gut.
scedelîch, schedelîch adi. Schaden bringend.
scheide stf. Scheide (des Schwertes).
scheiden stv. trennen, schlichten, scheiden.
schelden, schelten stv schelten, schmähen.
schellen, scellen stv. tönen, schmettern.
schenke, scenke swm. Mundschenk.
schermen swv. schirmen, sich schützen (für = gegen).
scherpfe = scarpf.
schiere, sciere adv. bald, in kurzer Zeit; vil sch. sogleich.
schiezen, sciezen stv. schießen, werfen.
schiltgesteine stn. Edelsteine am Schilde.
schiltspange stf. Band am Schilde
schîn, scîn adi. offenbar, sichtbar; schîn werden sich zeigen.
schîn, scîn stm. Schein, Glanz.
schînen stv. scheinen, leuchten (praet. schein, scein).
schône adv. geziemend, schön.
schouwe stf. das Anschauen; sich nêmen s. sich umschauen, betrachten.
schouwen, schowen swv. schauen, betrachten.
schrîen stv. schreien, krächzen.
schrîn stmn. Schrein, Kasten (scrinium).
schulde, schult, scult stf. Schuld; von schulden mit vollem Recht; âne sch. ohne Grund.
scrê, schrê, praet. von schrîen.
sedel stm. Sessel, Bank.
sehen stv. sehen, besuchen.
seic praet. von sigen stv. sinken.
seine adv. langsam.
seite = sagete von sagen swv. sagen, erzählen.
selbwahsen part. adi. ohne Zucht herangewachsen, selbständig.
selbwesende part. adi. durch sich selbst seiend.
selc, selch = solch s. solh, solch.
selde stf. Wohnsitz.
sêle stf. Seele.
selten, selden adv. selten, nie.
senden swv. senden.
senen swv., sich, schmerzliche Sehnsucht empfinden.
senfte adi. sanft, angenehm.
senften swv. mildern, besänftigen.

sêr stn. Schmerz.
sêre adv. empfindlich, ſchwer, ſehr.
setzen swv. ſetzen, einſetzen, beſtellen.
sicherlîch adi. wahrhaft, zuverläſſig; sicherlîchen adv. ſicherlich.
sider adv. ſeither, ſpäter, darauf.
siech adi. krank.
siechhûs stn. Krankenhaus.
sigenunft stf. Sieg.
sin stm. Gedanke, Einſicht.
sîn = wesen ſein, geſchehen (bin, bist, ist, sîn [birn], sît [birt], sint; praes. Coni. sî [sîe], sîst, sî [sîe]; praet. was, wære, was, wâren; Coni. wære, imp. bis, wis; inf. wesen, sîn; part. praes. wesent, part. praet. gesîn, gewesen, gewest).
singen stv. ſingen (praet. sanc).
sinnec adi. beſonnen, klug.
sint = sît.
sippe stf. Verwandtſchaft.
sît adv. ſeitdem, ſpäter; praep. ſeit; coni. ſeit, ſeitdem, da, weil.
site, sit stm. (oft im pl.) Sitte, Art und Weiſe.
sitzen stv. ſitzen, wohnen, ſich ſetzen (praet. saz).
slac stm. Schlag, Unglück, Beſchlag.
slahen stv. ſchlagen, erſchlagen (praet. sluoc).
slahte stf. Mord, Gattung, Art.
sleht adi. gerade, ſchlicht, glatt.
slîchen stv. langſam, würdevoll gehen.
slucken swv. ſchlingen, ſchlucken.
smiegen stv. ſchmiegen (part. gesmogen).
smit âtm. Metallarbeiter, Goldſchmied.
snê stm. Schnee.
snîden stv. ſchneiden, verwunden; ze samene s. zuſchneiden.
snîen ſchneien.
sô adv. ſo, ſo ſehr, ebenſo (oft verſtärkend); coni. wenn, ſobald als.
soldenære stm. Soldkrieger, Söldner.
solh, solch pron. ſolch, ſo beſchaffen.
solt stm. Sold, Belohnung.
sorge stswf. Beſorgnis, Furcht, Not.
soumære, soumer stm. Saumroß.
spæhe adi. klug, kunſtreich.
spæhe stf. Weisheit, Kunſt.
spâte adv. ſpät.
spileman, spilman stm. Spielmann, fahrender Sänger.
spiln swv. ein Spiel treiben, funkeln.
spîse stf. Speiſe, Koſt.
spot stm. Spott, Schmach.
springen stv. ſpringen, ſchnell laufen.
stân, stên ſtehen, aufſtehen, anſtehen, ſich geziemen (stân [stên], stâst, stât, stân, stât, stânt; Coni. stâ [stên]; praet. stuont, Coni. stüende; part. gestanden).
stat stf. Stadt, Stätte.
stæte stf. Beſtändigkeit, Treue.
stæte stf. feſt, beſtändig.
stên = stân.
stic stm. Steig, Steg, Weg.
stierruoder stn. Steuerruder.
stiuren swv. unterſtützen, fördern.
stoubîn adi. von Staub, ſtaubig.
strâfen swv. ſchelten, tadeln, züchtigen, ſtrafen.
strît stm. Streit; einem den st. lân, lâzen das Feld räumen.
strîten stv. ſtreiten, kämpfen.
strîtlîchen adv. ſtreitluſtig.
strûchen swv. ſtraucheln, zu Boden fallen.
stunde, stund stf. Zeit, Stunde; under stunden zuweilen.
Stürmære Stormarn.
süeze adi. lieblich, angenehm.
suln, süln, soln ſchuldig ſein, ſollen (sol, solt, sol, suln [süln], sult [sült], suln [süln]; Coni. sül; praet. solde [solte]).
sumelîch irgendeiner, manch, pl. einige.
sûmen swv. ſäumen.
sumer stm. Sommer.
sumerwîse stf. Sommerweiſe.
sun stm. Sohn.
sündebære adi ſündlich.
sunder adi. u. adv. abgeſondert, einzeln, im geheimen; praep. ohne.
sunne swfm. Sonne.
sunnevar adi. ſonnenfarbig.
suone stf. Verſöhnung, Friede.

suonetac stm. Tag der Vergeltung, jüngſter Tag.
sus adv. ſo, auf dieſe Weiſe, ſonſt.
swâ coni. wo immer, überall wo.
swachen swv. ſchwach machen oder achten, erniedrigen.
swanc stm. Schwung, Streich.
swar coni. wohin auch immer.
swære stf. Schwere, Beſchwerde, Not.
swære adi. ſchwer, beſchwerlich.
sweher stm. Schwäher, Schwiegervater.
swelch pron. welcher nur immer (aus sô welch).
swelhez pron. welches von beiden.
swenne coni. wann immer, ſo oft als.
swer, swaz pron. wer immer, was immer.
swern stv. ſchwören (praet. swuor).
swert stn. Schwert.
swertleite stf. Ritterſchlag (leite Einführung).
swie coni. wie auch, wenn auch.
swîgen stv. (c. gen.) ſchweigen von etwas.
swinde adi. kräftig, furchtbar.
swingen stv. ſchwingen, fliegen.

tac (gen. tages) stm. Tag, Zeit.
tal stn. Tal; ze tal hinab.
tan stm. Tannenwald.
teil stmn. Teil; ein t. etwas, ein wenig.
templeis stswm. Ritter der Gralsburg.
Tenemarke swm. Dänemark.
Tenen die Dänen.
tier stn. Tier, beſonders Wild.
tihtære stm. Ausleger, Deuter.
tihten swv. ſchreiben, dichten.
tihten stn. das Dichten, das Sinnen.
tiuren, tiwern swv. wert machen, preiſen.
tiuten = diuten.
tiutisch, diutisch, tiutsch adi. deutſch.
tiuvel, tievel stm. Teufel.
tiuvelinne stf. Teufelin.
tiwer, tiuwer, tiure adi. wertvoll, teuer.
tjoste stf. Zweikampf der Ritter zu Pferde mit Speeren beim Turnier.
tobelîche adv. in raſender Eile, wie wahnſinnig.
torste ſ. turren
tôt (gen. tôdes) stm. Tod.
tôt (gen. tôtes) adi. tot, geſtorben.
touf stm. Taufe, Chriſtentum.
tougen adi. u. adv. heimlich.
tougenlîche adv. heimlich.
tragen stv. trâgen (praes. treist, treit; praet. truoc; part. getragen).
trahen stm., pl. trähene Träne.
treit praes. zu tragen stv. tragen.
triegen stv. betrügen (trouc, getrogen).
trinitât stf. Dreieinigkeit.
triuten swv. lieb haben, liebkoſen.
triutinne stf. Gemahlin, Geliebte.
triuwe, triwe stf. Treue, Zuverläſſigkeit.
Tronege, Tronje ein Ort im Elſaß (wahrſcheinlich Kirchberg).
trouwen swv. glauben, hoffen (praet. trûte).
truhsæze swm. Truchſeß, der die Speiſen auftragende Hofbeamte.
trûrec, trûric adi. traurig; trûrecîche adv. in trauriger Weiſe.
trûren swv. trauern, traurig ſein.
tûb tûbe swf. Taube.
tugent stf. Tüchtigkeit, edle Sitte.
tump adi. töricht, dumm.
tuon tun, machen (tuon [tuo], tuost [tuos], tuot, tuon, tuot, tuont; Coni. tuo; praet. tete [tæte], pl. tâten; part. getân).
turn stm. Turm.
turren, türren wagen, dürfen (tar, tarst, tar, turren; praet. torste, Coni. törste, part. geturren).
tûsent tauſend.
twahen stv. waſchen, abwaſchen (praet. twuoc; part. getwagen).
twâl stfm. Verzug.
twingen, dwingen stv. zwingen, bezwingen.

übele stf. Bosheit, Unglück.
übele adi. übel, ſchlimm; übelîchen adv. boshaft.
über, uber praep. über, jenſeits; über al insgeſamt.
übergenôz stm. höher als ſeinesgleichen.
übergrâ adi. ganz grau.

übergulde stf. Werterhöhung, was mehr wert ist.
überhêre stf. Übermut.
überic adv. übermäßig.
übermüete stf. = übermuot stm. Übermut.
übermüete adi. übermütig, hochfahrend.
ûf, ûfe praep. auf, gegen, zu, in Beziehung auf.
ûfe, ûffe adv. aufwärts, hinauf.
umbe, umb praep. um wegen; adv. herum; wie ez hie umbe stât, wie es hier steht.
unde, und, unt coni. und.
ünde stf. Welle, Woge, Flut.
under praep. unter, zwischen.
undersnîden stv. verbrämen.
understân stv. verhindern, unternehmen.
undertân adi. unterworfen, untergeben.
unêren swv. in Unehre bringen.
unervorhten adv. furchtlos.
ungemach stnm. Leid, Unruhe.
ungemuot adi. unmutig, zornig.
ungenâde stf. Unfreundlichkeit, Haß.
ungetriuwe, ungetriwe adi. u. adv. treulos; ung. tôt, Tod durch Verrat.
ungefüege stf. Unart, Ungezogenheit.
ungefüege adi. ungeschickt, roh, übermäßig groß.
ungefuoc stm. Ungeschicklichkeit, Überlast, Frevel.
ungefuoge adv. gewaltig, roh.
unkiusche stf. Unkeuschheit, sündhafte Begierde.
unlange adv. nicht lange.
unmære adi. nicht der Rede wert, gleichgültig.
unmâzen adv. außerordentlich.
unmuot stm. Unmut.
unruoch stm. Sorglosigkeit, Gleichgültigkeit.
unsælic adi. verwünscht, verflucht.
unschamelîch adi. keine Schande bringend.
unsenfte adi. unerfreulich.
unstædelîche adv. ungünstig; u. komen zum Unglück ausschlagen.
untriuwe, untriwe stf. Treulosigkeit, Untreue.
unverdienet adv. unausgeglichen, ohne Grund.
unvil adv. selten.
unvuoge (unfuoge) stf. Unfug, Roheit.
unwise stf. schlechte Melodie.
unz, unze adv. u. coni. bis.
urliuge stn. Krieg.
urloup stm. Abschied, Urlaub.
ursprunc stm. das Hervorsprießen, die Quelle.
ursprunc stm. Quelle, Ursprung.
ûz praep. u. adv. aus, heraus.
ûzer = ûz.

vâhen, vân stv. fassen, ergreifen (praet. vie); ane vân anfangen.
val stm. Fall, Sturz.
val adi. (gen. valwes) fahl, entfärbt.
vâlandinne stf. Teufelin.
vâlant stm. Teufel.
valke swm. Falke.
vallen stv. fallen (praet. viel).
vân s. vâhen.
varn stv. ziehen, fahren, sich benehmen (praet. vuor); varndez guot bewegliche Habe.
vart stf. Fahrt, Reise.
varwære stm. Maler.
varwe stf. Farbe.
vaste swf. Fastenzeit.
vaste adv. fest, dicht, stark, sehr.
vehten stv. fechten, kämpfen.
veige adi. zum Tode bestimmt.
veltgebû stm. Feldbau.
fênîs stm. der Vogel Phönix.
verbern stv. sich einer Sache enthalten, unterlassen.
verbrinnen stv. verbrennen.
verch stn. Sitz des Lebens, Leib u. Leben.
verch adi. an das Leben gehend, tödlich.
verchwunde swf. Todeswunde.
verchwunt adi. todeswund.
verdienen swv. durch Dienst erwerben, sich Lohnes oder Strafe würdig machen.
verdringen stv. verdrängen.
vereiten swv. durch Brand verwüsten.
verenden swv. ganz beenden, ein Ende nehmen.

vergeben stv. zum Schaden geben, vergiften.
vergelten stv. erstatten, zahlen, büßen.
vergezzen stv. vergessen; sich v. sich irren.
vergift stf. Vergiftung, Gift.
verhæln, verheln stv. verhehlen, verheimlichen.
verhouwen stv. zerhauen, niederhauen.
verjehen stv. aussagen.
verkiesen stv. etwas aufgeben, auf etwas verzichten.
verlâzen, verlân stv. loslassen, verlassen, unterlassen.
verleiten swv. irre oder ins Verderben führen.
verliesen, vliesen stv. verlieren, zugrunde gehen (verlôs, verlorn).
verligen stv. verschlafen, in Trägheit versinken.
verlisten swv. durch die Macht des Geistes überwinden.
verre adi. u. adv. fern, weit.
versagen swv. versagen, abschlagen (praet. verseit).
verschelken swv. zum Knechte machen, unterjochen.
verscholn swv. verdienen (part. auch versolt).
verschrôten stv. zerhauen, durch Hauen verderben.
verschulden, verschulten swv. eine Schuld abtragen, vergelten.
versehen stv., sich v. (c. gen.) etwas hoffen, erwarten, vermuten.
versinnen stv., sich (c. gen.) v. bemerken, sich bewußt sein (praet. versan).
versitzen stv. durch Sitzen versäumen.
versmâhen swv. verschmähen, verächtlich, geringfügig erscheinen.
versprechen stv. ablehnen, abweisen.
verstân stv. erkennen, verstehen.
verwenden swv. anwenden, verheiraten.
verwiteven swv. zur Witwe machen.
verzagen swv. zaghaft sein oder werden.
verzinsen swv. zum Opfer bringen.
vesperzît stf. 3 Uhr nachmittags, im Winter 2 Uhr.
vîant, vîent, vînt stm. Feind; adi. feindlich.
videlære stm. Fiedler, Geigenspieler.
videlboge stm. Fiedelbogen, auch Schwert Volkers.
fientlîch, vientlîch adi. feindselig; fientlîche, vientlîche adv.
figieren (figere) swv. wie mit einem Geschosse treffen.
vil adi. (unflekt. Neutrum c. gen.) viel; adv. sehr, gar.
villen swv. geißeln, züchtigen
vindære stm. Erfinder, Dichter.
vinden stv. finden antreffen.
fiuhte stf. Feuchtigkeit.
vlêgen swv. flehen, dringend bitten.
vliezen stv. fließen, schwimmen.
vlinsherte adi. hart wie ein Kiesel (vlins), kieselhart.
vlîz stm. Fleiß, Sorgfalt.
vlîzecliche adv. eifrig, aufmerksam.
vloren part. zu verliesen.
fluht stf. Flucht; ze flûthen loufen fliehen.
fluot stf. u. stm. Flut, Strömung.
vluz stm. das Fließen, Strömen.
vogel stm. Vogel; vogellîn, vogelîn stn. kleiner Vogel, Vögelein.
vogt, voget stm. Beschützer, Schirmherr.
vol adi. u. adv. voll, vollständig, ganz.
volge stf. Gefolge, Einwilligung.
volle swm. Fülle, Vollständigkeit.
volleclîch adi. vollständig; volleclîche adv.
volmezzen stv. völlig zumessen.
volsprechen stv. zu Ende sprechen.
vor praep. vor, eher als; adv. vor, zuvor.
vorhte stf. Furcht.
fremede, vremede, vremde adi. fremd, ausländisch.
vremeden, fremden swv. (c. acc.) meiden.
frevellîche adv. kühn.
vrî adi. frei, ledig, sorglos.
vride, fride stm. Friede, Sicherheit.
vriden, friden swv. Frieden stiften.
vriedel, friedel stm. Geliebter, Gatte.
vriesen, friesen stv. frieren.
vristen swv. aufschieben, hintanhalten.
vriunt, friunt, frîwent stm. Freund.

friuntlich adi. freundlich; friwentliche adv. in freundschaftlicher Gesinnung.
vrô adi. froh, zufrieden.
vrôn, frône adi. dem Herrn gehörig, heilig.
frônebære adi. herrlich.
frônebote swm. Abgesandter eines Herrn (Gottes).
frouwe, frowe, vrouwe, vrou stf. Frau, Jungfrau.
vrouwen swv. erfreuen; sich v. sich freuen.
fröwede, fröude stf. Freude, Glück.
frümen, frumen swv. fördern, vollbringen, schicken.
vruo, fruo adv. früh.
füegen, vüegen swv. verbinden, bewirken, bescheren.
vunt, funt stm. Fund, Erfindung, Dichtung.
fuoge stf. Geschicklichkeit, Kunst.
fuoz stm. Fuß.
für, vür praep. vor, gegen, für, mehr als.
fürbaz, vürbaz adv. mehr, weiter; fürbaz mêr noch dazu, noch weiter.
vürhten stv. fürchten (praet. vorhte.)
fürst der vorderste, Herrscher.
fûst stf. Faust; fûst twingen die Faust ballen.

wâ, wâr pron. wo.
wâc stm. Wasser, Flut, Woge.
wæge adi. gewogen, geneigt.
wænen swv. meinen, hoffen, wahrnehmen (praet. wânde).
wære adi. wahrhaft.
wærliche adv. in Wahrheit.
wætlich adi. schön, stattlich.
wâfen stn. Waffe, Schwert; als Ausruf: wehe.
wâfenen, wâfen swv. waffnen.
wâge stf. Wage, Wagnis; an die wâge lâzen aufs Spiel setzen.
wagen stm. Wagen (pl. wägene).
walden, walten stv., eines über etwas herrschen, für etwas sorgen.
wan praep. außer; adv. nach Negationen: außer, als; in positiven Sätzen: nur.
wân stm. Wahn, Meinung, Hoffnung.
wânde praet. zu wænen.
wande, wand, want, wan Fragewort warum? coni. weil, denn.
wandelieren swv. wechseln, variieren.
wandelunge stf. Wechsel, Variation.
wannen von wo, woher?
war wohin?
war stf. Aufmerksamkeit; w. nemen (c. gen.) Rücksicht nehmen auf.
wât stf. Kleidung, Rüstung.
wê adv. weh.
wec (gen. weges) stn. Weg.
weder pron. wer von beiden?
wegen stv. sich bewegen, hin und her wägen (praet. wac); höhe w. hoch anschlagen.
weinen swv. weinen, beweinen.
welich, welch, welh Fragewort: was für ein?
wellen wollen (wil, wil [wilt], wil, wellen, wellet, wellent; Coni. welle: praet. wolte, wolde).
wellen, welen, weln swv. wählen.
wenden swv. wenden, abwenden; einen eines an etwas hindern, von etwas abbringen; an einen einem zuwenden.
wer stf. Verteidigung, Wehr.
werben stv. intr. handeln, verfahren, sich bemühen; trans. betreiben, anknüpfen.
werc, werch stn. Werk, Handlung.
werde adv. auf würdige Weise.
werdekeit stf. Würde, hohes Ansehen Herrlichkeit.
werlîch adi. wehrhaft, streitbar.
werlt stf. Menschheit, Welt.
wern swv. währen, dauern.
wern swv. gewähren, belohnen.
werren stv. hinderlich sein, schaden.
wert (werd — ) adi. wert, teuer, lieb.
wert, werder stm. Insel, Au, Werder.
wesche stf. Wäsche.
wesche swf. Wäscherin.
wesen sein, geschehen (s. sîn).
wîc stm. Kampf.
wîchen stv. weichen, zurücktreten.
wider, widere adv. zurück; wider unde dan hin und her.
wider praep. gegen, wider, gegenüber.
widersagen swv. aufkündigen, abschlagen.

widerstrebe stf. Widerstand.
widerwanc stm. Rückkehr.
wîgant stm. Krieger, Held.
wilde stf. Ungezähmtheit.
wildenære stm. Jäger.
wîle stf. Weile, Zeit; die wîle solange als.
wîlent, wîlen adv. vormals, früher.
willec, willeclîch adi. willig, bereitwillig; willecliche adv. gern.
wîne stm. Freund, Gatte; stf. Geliebte, Gattin.
wîp stn. Weib, Gattin.
wîrde stf. Würde, Achtung.
wirs (comp. zu übele) adv. übler, schlimmer.
wirt stm. Hausherr, Landesherr.
wîs, wise adi. weise, erfahren.
wîs, wîse stf. Art und Weise, Gesang, Lied.
wîsen swv. leiten, weisen.
wît adi. u. adv. weit.
wîten adv. weithin.
witewe, witwe (vidua) swf. Witwe.
wîtweide swm. der weit umher weidet.
wîz adi. weiß, rein, gewaschen.
wîzen stv. zum Vorwurf machen.
wizzen wissen (weiz, weist, weiz, wizzen; Coni. wizze; pract. wisse [wesse] oder wiste; part. gewizzen, gewist).
wol adv. wohl, gut, schön.
wonen swv. wohnen, leben; einem bî wonen mit einem verkehren, beistehen.
worhte praet von würken, wirken swv. wirken, sticken.
wortheide stf. Tummelplatz der Worte.
wunde adi. der Verwundete.
wunde swf. Wunde.
wunder stn. Verwunderung, Gegenstand derselben, Wunderbares.
wunderalt adi. sehr alt.
wunderlîch adi. wunderbar.
wünne stf. Wonne; wünneclîch adi. wonniglich, anmutig.
wunsch stm. Inbegriff der höchsten Vollkommenheit, das höchste Glück.
wunt adi. wund, verwundet.

zage swm. Feigling, elender Mensch.
zalen, zaln swv. zählen, erzählen.
ze, zuo praep. (c. dat.) zu, bei, in; vor Adjekt. und Adverb. verstärkend: allzu.
zehant adv. sogleich.
zein stm. Stab, Rohr, Gerte.
zem = ze dem.
zen = ze den.
zende = z'ende unten.
zebresten stv. zerbrechen.
zer s. dulteclîchen.
zergân, zergên stv. vergehen, ein Ende nehmen.
zerhouwen stv. zerhauen.
zerrinnen stv. zu Ende gehen, mangeln.
zusamene adv. zusammen.
zese (flekt. zesewer) recht (Gegensatz zu [link]).
zetal adv. hinab.
zewâre adv. wahrlich.
zieben stv. ziehen, aufziehen, refl. sich erheben (praes. ziuhe; praet. zôch; Coni. züge).
ziere (zier) adi. schön, stattlich.
zinne stf. der oberste, mit Einschnitten versehene Teil der Burgmauer, Zinne.
zirke swm. Zirkel, goldener Reif als Fürstenkrone.
zît stf. Zeit, Zeitpunkt.
zîte adv. zeitig; comp. zîter.
zouber stnm. Zauber.
zucken, zücken swv. wegreißen, zücken.
zuht stf. Anstand, höfische Sitte, Sittsamkeit.
zuo praep. u. adv. zu, hinzu, samt.
zürnen swv. zürnen (praet. zurnde).
zwêne (m.), zwô (f.), zwei (n.) zwei.
zwîc stm. Zweig.
zwiu (ze wiu) wozu, warum?
zwîvel stm. Zweifel.
zwîvelîch adi. zweifelhaft, unsicher.

# Die Deutsche Dichtung

## in ihren kulturellen Zusammenhängen mit charakteristischen Proben

Eine Geschichte der deutschen Literatur


Herausgegeben von

Dr. Franz Faßbinder
Studienrat an der Städt. Viktoriaschule in Essen (Ruhr)

Dr. August Kahle
Professor am Paulinischen Gymnasium in Münster i. W.

und

Dr. Friedrich Kortz
Oberstudiendirektor am Städt. Realgymnasium in Köln-Nippes


Zweiter Teil:

## Vom Humanismus bis zu Goethes Tod

Von

Dr. Friedrich Kortz


Freiburg im Breisgau 1922
Herder & Co. G.m.b.H. Verlagsbuchhandlung
Berlin, Karlsruhe, Köln, München, Wien, London, St. Louis Mo.

Alle Rechte vorbehalten.

Buchdruckerei von Herder & Co. G.m.b.H. in Freiburg i. Br.

# Inhaltsverzeichnis.


Seite

Vorwort zur siebten und achten Auflage . . . . . v

Fünfte Periode, das 16. Jahrhundert.

**Humanismus und Reformation.**

Seite

§ 1. Geistesströmungen . . . 1
§ 2. Die lyrische Poesie . . . 3
Volkslieder . . . . . 5
A. Geschichtliche Lieder . . . . 5
1. Der Lindenschmid . . . . 5
2. Franz von Sickingens Tod . 6
B. Landsknechtlieder . . . . . 6
3. Der Landsknechte Spruch . . 6
4. Der arme Schwartenhals . . 6
C. Standeslieder . . . . . 7
5. Reiterlied . . . . . 7
6. Jägerlied (Drei Fräulein) . 7
D. Naturlieder . . . . . 7
7. Frau Nachtigall . . . . . 7
8. Sommerlied . . . . . 7
E. Liebeslieder . . . . . 8
9. Das Ringlein . . . . . 8
10. Verschneiter Weg . . . . . 8
11. Laß rauschen! . . . . . 9
12. Mühlrad . . . . . 9
F. Abschiedslieder . . . . . 9
13. Innsbruck, ich muß dich lassen 9
14. Abschiedslied . . . . . 9
G. Zech- und Schlemmlieder . . . 9
15. Zechlied . . . . . 9

Seite

16. Trinklied . . . . . 10
Kirchenlieder . . . . . 10
1. Ein feste Burg ist unser Gott 10
2. Aus tiefer Not . . . . . 10
3. Umb den fryden . . . . . 11
4. Uff den heylig Pfingstag vor der Predig . . . . . 11
5. Winterrose . . . . . 11
§ 3. Hans Sachs und das neue Drama . . . . . 11
1. Buhllied . . . . . 13
2. Die ungleichen Kinder Evä . 13
§ 4. Die Satiriker . . . . . 15
Joh. Fischart: Aus dem „Glückhafft Schiff" . . . . . 17
Ulrich von Hutten: Ain new lied 18
Thomas Murner . . . . . 19
1. Aus der Narrenbeschwörung . 19
2. Aus dem Lutherischen Narren: Der bundshauptman . . . 19
§ 5. Prosa . . . . . 20
Martin Luther . . . . . 20
Unterhaltungsliteratur . . . . 22
Geschichtschreibung . . . . . 22

Sechste Periode, von 1624 bis 1748.

**A. Die Zeit der Gelehrtenpoesie und des Barocks.**

§ 6. Geistesströmungen . . . 23
§ 7. Die erste schlesische Dichterschule . . . . . 25
Martin Opitz . . . . . 25
1. Aus den „Poetischen Wäldern, Oden oder Gesängen" . . . 26
2. Aus dem Singspiel „Dafne" 27
Friedrich von Logau: Aus den „Sinngedichten" (1—10) . . . 28
Paul Flemming . . . . . 29
1. Das treue Herz . . . . . 29
2. Abschied . . . . . 29
3. An sich . . . . . 30
Simon Dach . . . . . 30

Seite

Andreas Gryphius . . . . . 30
Aus „Herr Peter Squentz" . . 31
§ 8. Die zweite schlesische Dichterschule . . . . . 35
Chr. Hofmann von Hofmannswaldau . . . . . 35
1. Abriß eines falschen Freundes 35
2. Wo sind die Stunden? . . 36
Dan. Casp. von Lohenstein . . . 36
Das von der Sonne gesungene Lob der Rose . . . . . 36
Schäferdichter . . . . . 36
Jakob Schwieger: Je schöner, je härter . . . . . 37
§ 9. Die geistliche Lyrik . . 37
Paul Gerhardt . . . . . 38
1. Sommer-Gesang . . . . . 38
2. Abendlied . . . . . 38
Friedrich von Spee . . . . . 39
1. Traursang von der Not Christi am Ölberg in dem Garten . 39
2. Geistliches Liebeslied . . . 40
Johann Scheffler . . . . . 40
1. Ergebung an die ewige Liebe 41
2. Aus dem „Cherub. Wandersmann" . . . . . 41
§ 10. Prosa . . . . . 42
Christoffel von Grimmelshausen: Simplizissimus . . . . . 42
Mich. Moscherosch . . . . . 43
Abraham a Sancta Clara . . . 43
Christian Reuter . . . . . 43


## B. Die Aufklärung.


§ 11. Geistesströmungen. . . 44
§ 12. Gottsched und die Schweizer 47
§ 13. Haller, Kleist . . . . 49
Aus „Die Alpen" . . . . . 49
Aus dem Gedichte „Der Frühling" 50
§ 14. Günther . . . . . 51
1. Trinklied . . . . . 52
2. Am Abend . . . . . 52
3. Abendlied . . . . . 53
4. Verzweiflungsschrei . . . . 53
5. Erinnerung . . . . . 53
§ 15. Die Anakreontiker . . 53
Friedr. von Hagedorn . . . . 54
1. An die Freude . . . . . 54
2. Der erste Mai . . . . . 54
3. Der Mai . . . . . 54
Ludwig Gleim . . . . . 55
1. Siegeslied nach der Schlacht bei Prag . . . . . 55
2. Ständchen . . . . . 56
3. Der Wanderer . . . . . 56
§ 16. Der Leipziger Dichterbund . . . . . 56
Chr. Fürchtegott Gellert . . . . 57
1. Der junge Gelehrte . . . 57
2. Preis des Schöpfers . . . 58


Siebte Periode, von 1748 ab.

## Die zweite Blütezeit.


§ 17. Verschiedene Geistesströmungen. Hauptvertreter 59
§ 18. Klopstock . . . . . 60
I. Klopstocks Leben . . . . . 60
II. Klopstocks Dichtungen . . . 61
a) Aus dem „Messias" . . . . 63
Eingang . . . . . 63
Maria und Portia . . . . 64
b) Oden . . . . . 68
1. Dem Unendlichen . . . . 68
2. Die Frühlingsfeier . . . . 68
3. Der Zürcher See . . . . 69
4. Die frühen Gräber . . . . 71
5. Die Sommernacht . . . . 71
6. An Fanny . . . . . 71
7. Das Rosenband . . . . . 72
8. Die beiden Musen . . . . 72
9. Mein Vaterland . . . . . 73
§ 19. Klopstocks Nachfolger . 74
a) Voß . . . . . 75
Der siebzigste Geburtstag . . 75
b) Hölty . . . . . 77
1. Die Liebe . . . . . 77
2. Lebenspflichten . . . . . 78
3. Auftrag . . . . . 78
c) Stolberg . . . . . 78
1. An die Natur . . . . . 79
2. An das Meer . . . . . 79
d) Claudius . . . . . 80
1. Der Frühling . . . . . 80
2. Abendlied . . . . . 80
e) Bürger . . . . . 81
Lenore . . . . . 82

| | Seite |
|---|---|
| § 20. Wieland | 84 |
| I. Wielands Leben | 84 |
| II. Wielands Werke | 85 |
| Aus dem „Oberon" | 87 |
| § 21. Lessing | 93 |
| I. Lessings Leben | 93 |
| II. Lessings Werke | 94 |
| 1. Die kritischen Werke | 95 |
| Literaturbriefe | 95 |
| „Laokoon" oder über die Grenzen der Poesie und Malerei | 96 |
| Hamburgische Dramaturgie | 98 |
| 2. Die dichterischen Werke | 100 |
| Minna von Barnhelm | 100 |
| Emilia Galotti | 103 |
| Nathan der Weise | 105 |
| A. Sinngedichte (1—8) | 109 |
| B. Lieder und Fabeln (1—5) | 109 |
| § 22. William Shakespeare | 110 |
| 1. Hamlet | 112 |
| 2. Julius Cäsar | 112 |
| 3. Macbeth | 113 |
| 4. König Lear | 113 |
| 5. Ein Sommernachtstraum | 113 |
| 6. Der Kaufmann von Venedig | 114 |


## A. Die Geniezeit (Sturm und Drang).


| | Seite |
|---|---|
| § 23. Geistesströmungen | 114 |
| § 24. Herder | 118 |
| I. Herders Leben | 118 |
| II. Herders prosaische Werke | 118 |
| III. Herders Dichtungen | 121 |
| *a*) Eigene Dichtungen | 122 |
| a) Lieder | 122 |
| 1. Lied des Lebens | 122 |
| 2. Die Dämmerung | 122 |
| 3. (Das Kind der Sorge) | |
| b) Blumen aus der griechischen Anthologie (1—3) | 123 |
| c) Blumenlese aus morgenländischen Dichtern (1—5) | 123 |
| d) Legende (Der gerettete Jüngling) | |
| *β*) Übertragungen | 124 |
| Aus „Stimme der Völker in Liedern" | 124 |
| 1. Frühlingslied (ital.) | 124 |
| 2. Lied eines Gefangenen (span.) | 124 |
| 3. Edward (schott.) | 125 |
| 4. (Erlkönigs Tochter; dänisch) | |
| 5. Annchen von Tharau (deutsch) | 126 |
| Aus dem „Cid" | 126 |
| Eingang | 126 |
| Der Cid im Tode | 127 |
| § 25. Der junge Goethe | 127 |
| I. Sein Leben | 127 |
| a) Jugend- und Lehrjahre | 127 |
| b) Erster Aufenthalt in Weimar | 129 |
| II. Seine Dichtungen | 130 |
| a) Die Lyrik der Frühzeit | 130 |
| 1. An die Günstigen | 131 |
| 2. An Annetten | 131 |
| 3. Die Nacht | 132 |
| 4. Das Glück der Liebe | 132 |
| 5. Mit einem gemalten Band | 132 |
| 6. Willkommen und Abschied | 132 |
| 7. Mailied | 133 |
| 8. An Friederike (a—c) | 133 |
| 9. (Der Wanderer.) | |
| 10. (Adler und Taube.) | |
| 11. Wanderers Sturmlied | 134 |
| 12. Mahomets Gesang | 136 |
| 13. Ganymed | 136 |
| 14. Prometheus | 137 |
| 15. (An Schwager Kronos.) | |
| 16. Geistesgruß | 137 |
| 17. Neue Liebe, neues Leben | 137 |
| 18. An Belinden | 138 |
| 19. Auf dem See | 138 |
| 20. Vom Berge | 138 |
| 21. An ein goldnes Herz, das er am Halse trug | 138 |
| 22. Herbstgefühl | 139 |
| 23. Jägers Abendlied | 139 |
| 24. Rastlose Liebe | 139 |
| 25. (Wandrers Nachtlied.) | |
| 26. Warum gabst du uns die tiefen Blicke? | 139 |
| 27. Seefahrt | 140 |
| 28. An den Mond | 141 |
| 29. Gesang der Geister über den Wassern | 141 |
| 30. (Über allen Gipfeln ist Ruh'.) | |
| 31. Meine Göttin | 142 |
| 32. Grenzen der Menschheit | 142 |
| 33. Das Göttliche | 143 |
| 34. Mignon | 143 |
| 35. Harfenspieler (1 u. 2) | 144 |
| 36. Freudvoll und leidvoll | 144 |
| 37. Ilmenau | 144 |

Seite

38. Hans Sachsens poetische Sendung . . . . . 148
39. Zueignung . . . . . 150
Balladen.
b) Epische und dramatische Dichtungen . . . . . 152
Die Leiden des jungen Werther . 152
Götz von Berlichingen . . . . 153
Clavigo . . . . . 155
Egmont . . . . . 155
§ 26. Der junge Schiller . . 157
I. Sein Leben . . . . . 157
II. Seine Dichtungen . . . . 159

Seite

a) Die Jugendlyrik . . . . . 159
1. Die Größe der Welt . . . 159
2. Gruppe aus dem Tartarus . 160
3. Resignation . . . . . 160
4. An die Freude . . . . . 162
5. (Die Götter Griechenlands.)
6. Aus den „Künstlern" . . 163
b) Die dramatischen Jugendwerke 163
1. Die Räuber . . . . . 163
2. Die Verschwörung des Fiesko zu Genua . . . . . 164
3. Kabale und Liebe . . . . 165
4. Don Carlos . . . . . 165


## B. Der Klassizismus.


§ 27. Geistesströmungen . . 167
§ 28. Goethes und Schillers Mannesjahre . . . . 170
I. Goethes Leben von der ital. Reise bis zur Vereinigung mit Schiller . . . . . 170
a) Goethes Aufenthalt in Italien 170
b) Goethe während der französischen Revolution . . . 170
II. Schillers Leben von 1788 bis zur Vereinigung mit Goethe 171
III. Goethes und Schillers gemeinsames Wirken . . . . . 172
IV. Goethe nach Schillers Tode . 174
§ 29. Schillers Werke . . . 175
I. Historische und philos. Werke 175
II. Die lyrischen und epischen Dichtungen Schillers . . . . . 176
a) Episch-lyrische Gedichte . . . 180
1. Das verschleierte Bild zu Sais . . . . . 180
2. Kassandra . . . . . 182
3. Klage der Ceres . . . . 183
b) Kulturhistorische Gedichte und philosophische Lyrik . . . . 184
4. Das Eleusische Fest . . . 184
5. Die vier Weltalter . . . 187
6. Würde der Frauen . . . 188
7. Der Spaziergang . . . 188
8. Die Ideale . . . . . 192
9. Die Worte des Glaubens . 193
10. Die Worte des Wahns . 193
11. Pegasus im Joche . . . 194
12. Sehnsucht . . . . . 195
13. Der Pilgrim . . . . . 196
14. Das Ideal und das Leben 196
15. Sprüche des Confucius (1 u. 2) . . . . . 198
16. Licht und Wärme . . . 198
17. Der Kaufmann . . . . 199
18. Die Johanniter . . . . 199
19. Das Mädchen von Orleans 199
20. Nänie . . . . . 199
(Das Lied von der Glocke)
c) Xenien (1—12) . . . . . 200
d) Votivtafeln (1—14) . . . . 201
e) Kleinigkeiten (1—5) . . . . 202
f) Parabeln und Rätsel (1—6) . 203
g) Gedichte beschreibenden Charakters . . . . . 204
1. Pompeji und Herkulanum . 204
2. Berglied . . . . . 205
h) Sängers Abschied . . . . 205
III. Die dramatischen Meisterwerke 206
1. Wallenstein . . . . . 206
2. Maria Stuart . . . . . 211
3. Die Jungfrau von Orleans 213
4. Braut von Messina . . . 216
5. Wilhelm Tell . . . . . 218
6. Demetrius . . . . . 220
§ 30. Goethes Werke . . . . 221
I. Die lyrische Dichtung . . . 221
a) Gefühls- und Gedankenlyrik . 223
1. Beherzigung . . . . . 223
2. Ein Gleiches . . . . . 223
3. Meeresstille . . . . . 223
4. Glückliche Fahrt . . . . 223
5. Frühzeitiger Frühling . . 223
6. (Dauer im Wechsel.)
7. Schäfers Klagelied . . . 224
8. Trost in Tränen . . . 224
9. (Gefunden.)
10. (Prooemion.)

Seite

11. (Weltseele.)
12. (Eins und alles.)
13. Vermächtnis . . . . . 225

Aus dem „West-östl. Diwan"

14. Talismane . . . . . 225
15. Aus „Selige Sehnsucht" . 225
16. Fünf Dinge . . . . . 225
17. Fünf andere . . . . . 226
18. Sprüche (1—5) . . . . 226
19. Suleika . . . . . 226
20. Hatem . . . . . 226
21. Suleika . . . . . 227
22. Wiederfinden . . . . . 227
23. Suleika . . . . . 227
24. Suleika — Hatem . . . 227
25. Einlaß . . . . . 228

b) Balladenartige und erzählende Gedichte . . . . . 228

1. (Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen.)
2. Mignon . . . . . 228
3. Der Totentanz . . . . 228

c) Sonette und Parabolisches . 230

1. Natur und Kunst . . . 230
2. Gedichte . . . . . 230

Seite

d) Elegien . . . . . 230
1. Die siebte römische Elegie. 230
2. Hermann und Dorothea . 231
e) Epigramme . . . . . 232
Aus den venetianischen Epigrammen (1—3) . . . . 232
f) Xenien (s. Schiller) . . . . 232
g) Sprüche und Aphorismen . . 232
α) In Distichen (1—11) . . 232
β) In Reimen (1—24) . . 233
h) Epilog zu Schillers Glocke . 234

II. Die epischen Werke . . . . 236
Wilhelm Meisters Lehrjahre . 236
Wilhelm Meisters Wanderjahre 238
Reineke Fuchs . . . . . 238
Hermann und Dorothea . . . 238
Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit . . . . . 239

III. Die dramatischen Meisterwerke 240
1. Iphigenie auf Tauris . . 240
2. Torquato Tasso . . . . 242
3. Faust . . . . . 245

§ 31. Dante Alighieri . . . 251

§ 32. Zeitgenossen des Klassizismus . . . . . 252

# Fünfte Periode, das 16. Jahrhundert.

## Humanismus und Reformation.

### § 1. Geistesströmungen.

Die Dichtung ist nur eine Seite der Kunst, und diese wiederum stellt nur eine Seite des Geisteslebens dar. Kunst, Wissenschaft, Politik usw. bilden zusammen die Kultur. Es ist von größter Wichtigkeit, einen Blick dafür zu gewinnen, daß all diese Erscheinungsformen der Kultur sich gegenseitig bedingen und durchdringen, daß die Wandlungen, die sie im Laufe der Entwicklung durchmachen, fast immer das Gesamtgebiet erfassen, daß also irgendein Kunststil zumeist auch ein Zeitstil ist (Gotik, Renaissance, Rokoko, Impressionismus usw.). Weiterhin besteht fast immer das Bedürfnis einer Auseinandersetzung zwischen der Kultur und der Religion (im weitesten Sinne). Diese beiden bilden zusammen das Geistesleben, und das Weltbild, das auf dem Versuche des Ausgleichs zwischen ihnen beruht, kann man die Weltanschauung eines Zeitabschnitts nennen.

Die Kultur des Mittelalters hatte den gewaltigen Vorteil der unbedingten Einheitlichkeit. Deshalb konnte sie sich ungehemmt fast ein Jahrtausend lang entwickeln und erlangte dadurch eine später nicht wieder erreichte Vollendung und Geschlossenheit in sich. Denn es herrschte eine Gesamtweltanschauung, der sich der einzelne willig unterordnete. Kultur und Religion waren eins. Das ganze Erdenleben war auf das Jenseits eingestellt (daher die Abtötung des Körperlichen, die Askese, und die Aufopferung des Einzelmenschen für die Gesamtheit). Staat und Kirche standen in unlöslichem Zusammenhange („Gottesreich auf Erden", Kreuzzüge). In der Wissenschaft nahm die Theologie die beherrschende Stellung ein. Sie hat zwei Erscheinungsformen: die Scholastik, die mit Hilfe der aristotelischen Dialektik den Nachweis der Vernunftmäßigkeit der Glaubenslehre erbringt, und die Mystik, die durch gefühlsmäßige Hingabe, durch innerliches Versenken Gott zu erfassen sucht.

Wir finden diese Einheitlichkeit sinnbildlich ausgedrückt im gotischen Stile, dessen steil aufsteigende Linienführung den Blick von der Erde zum Himmel mächtig emporreißt. Auch die Dichtung ist ganz von dieser Weltanschauung durchdrungen („Der arme Heinrich", der „Gral", Mysterien- und Mirakelspiele).

Eine völlige Umwälzung brachte in Italien das 14. Jahrhundert. Angeregt von Dichtern und Gelehrten wie Dante (1265—1321), Petrarca (1304—1374) und Boccaccio (1313—1375), suchte man den Geist des klassischen Altertums neu zu beleben, dessen Werke freilich auch das Mittelalter gekannt und geschätzt, aber nur stofflich und vom kirchlichen Standpunkte aus aufgefaßt hatte. Diese Renaissance (rinascimento) einer versunkenen Weltanschauung mußte notwendig sich innerlich von der Religion lösen und

sich ganz auf die Kultur einstellen. Denn ihre Grundlagen sind gegenüber der Selbstentäußerung des Mittelalters die ungehemmte Entfaltung der Einzelpersönlichkeit und gegenüber dem Jenseitsgedanken die ausgesprochene Diesseitsbejahung. (Daher das Kennzeichen des Baustils die horizontale Linie, die den Blick auf der Erde festhält.)

Auch in Deutschland begannen diese Strömungen sich vom Prager Kaiserhofe aus zu verbreiten. Das Ringen der beiden Weltanschauungen gestaltet in prachtvoll poetischer Weise des Johannes von Saaz (um 1400 entstandenes) „Streit- und Trostgespräch vom Tode": „Der Ackersmann aus Böhmen", in dem der „Kläger" den neuen Standpunkt, der „Tod" den des Mittelalters einnimmt, während Gott den Ausgleich der Gegensätze bringt. In der Hauptsache aber drang die Weltanschauung der Renaissance in Deutschland nicht durch. Nur die Erneuerung und Vertiefung des Studiums des klassischen Altertums, der Humanismus, setzte sich durch, besonders seitdem durch die Eroberung von Konstantinopel (1453) auch die Kenntnis des Griechischen sich verbreitete. Man hoffte dadurch das Humanitätsideal (das „reine Menschentum") zu erreichen. Die Wirkung des Humanismus zeigte sich sowohl in der Erschließung einer reichen Welt neuer Anschauungen und in der neuen Auffassung vom Werte der Wissenschaft und des Menschen, die bei den jüngeren Humanisten leider zum Christentum in eine feindliche Stellung trat, als auch in der Wiedererweckung des Sinnes für gewählte Darstellung und Formschönheit. Doch verriet sich dieser meist nur im Gebrauche der lateinischen Sprache, die wieder für fast zwei Jahrhunderte bei den Gelehrten allherrschend wurde und eine Kluft zwischen ihnen und dem Volke aufriß. Diese Männer dichteten auch in der fremden Sprache. Der glänzendste Lyriker dieser neulateinischen Schule ist der Jesuit Jakob Balde (1604—1668, s. u.). Erst am Ende des 17. Jahrhunderts wagte Christian Thomasius (1687) das Deutsche in wissenschaftlichen Vorlesungen und Schriften zu verwenden. Weit bedenklicher aber war die Tatsache, daß der Humanismus das Bildungsideal vergangener und uns wesensfremder Völker für Jahrhunderte dem deutschen Volke blindlings aufzwang.

Die bedeutendsten Vertreter des Humanismus waren Nikolaus Cusanus († 1464), Rudolf Agricola († 1485), Johannes Trithemius († 1516), der geniale Erasmus von Rotterdam († 1535), der Vorkämpfer für das Griechische und Hebräische Johannes Reuchlin (1455—1522), der eitle, von Maximilian zum Poeta laureatus gekrönte Konrad Celtes (1459—1508), der Wiederentdecker der Schriften der Hrotsvith von Gandersheim, ferner Crotus Rubianus (1480—1539), der Hauptverfasser der gegen die Kölner Dominikaner gerichteten „Dunkelmännerbriefe", Philipp Melanchthon (1497—1560) und Ulrich von Hutten (1488—1523).

Die Humanisten hatten durch ihre sprachlichen Forschungen Luther die schärfsten Waffen geschmiedet. Aber die Mehrzahl von ihnen verhielt sich der Reformation gegenüber ablehnend. Für das deutsche Geistesleben war diese Glaubensspaltung äußerst verhängnisvoll. Denn sie schuf einen Riß durch die Einheit des Volkes und die Einheit der Kultur, den die Zeit bis heute noch nicht hat heilen können. Luther vertrat anfangs ganz offensichtlich den Renaissancestandpunkt (Befreiung der Persönlichkeit von der Allgemeinheit, Recht des einzelnen, sich seine Glaubensanschauung durch Auslegung der Schrift nach eigenem Gutdünken zu schaffen, Ablehnung der

Askese). Aber bald zwang die Notwendigkeit, den Gegnern eine klar umrissene Formulierung der Glaubenssätze gegenüberzuhalten, zu einer verschärften Ausarbeitung des Lehrgebäudes (Philipp Melanchthon: Augsburger Konfession), die sich der Mittel der so bitter geschmähten Scholastik bediente. Dazu sog der Kampf auf beiden Seiten alle Kulturkräfte in sich auf, so daß die Zeit überhaupt keinen Ausgleich fand, sondern ganz überwiegend im theologischen Streit aufging.

Auf diese Weise wurde auch der Aufschwung des geistigen Lebens, den die Erfindung der Buchdruckerkunst (Gutenberg, Fust und Schöffer) versprochen hatte, zunichte gemacht. Das 16. Jahrhundert zumal ist fast völlig auf den geistigen Kampf eingestellt. Die Dichtung dient ihm als wichtigste Waffe. Es blühen daher besonders Lehrgedicht und Satire. Der Ton ist entweder auf gut bürgerliche Vernünftigkeit oder auf bissigen Spott angelegt. Wahre Poesie findet sich nur in dem durch Luther neu belebten und bereicherten Kirchenliede sowie in den von den Ereignissen unabhängigen Volksliedern. Die Prosa gewann durch Luther bedeutend an Fülle, Kraft und Volkstümlichkeit. Diese Eigenschaften hielt sie jedoch in der zweiten Hälfte der Periode nicht fest, da Derbheit, Schwerfälligkeit und Schwulst bei ärgster Sprachmengerei die Oberhand gewannen.

Auch die Verskunst entartete, da man die Silben im Verse ohne Rücksicht auf ihren Akzent einfach zählte, oder sie verlor sich in künstlichen Spielereien. Mit der Vernachlässigung des Metrums trat auch eine Nichtbeachtung der Regeln des Reimes ein, indem man sich mit einer nur geringen Ähnlichkeit des Klanges begnügte und oft den Wörtern durch Verstümmelung gewaltsamen Zwang antat, um einen Reim zu erhalten. Nur im Volks- und Kirchenliede, die schon wegen des Gesanges ein bestimmtes Metrum forderten, hielt sich der deutsche Versbau. Volks- und Kunstepos gerieten fast völlig in Vergessenheit; dafür entwickelte sich die kurze „poetische Erzählung".

Abgesehen von der volkstümlichen Lyrik knüpft sich das dauernd Wertvolle, was dieses Jahrhundert geschaffen hat, an nur wenige Namen.

## § 2. Die lyrische Poesie.

Der Meistergesang, der sich in der vorigen Periode ausgebildet hatte (s. Teil I), verbreitete sich auch in diesem Zeitraume weiter, entfernte sich aber immer mehr von echter Poesie. Er blieb inhaltlich fast ganz auf religiöse Stoffe beschränkt und wurde steif und ungeschickt in der Sprache. Selbst ein Hans Sachs vermochte nicht, die geistlose, in Künsteleien erstarrte Form zu beseelen und zu irgendwelcher Blüte zu bringen.

Dagegen entwickelte sich das schon in dem vorhergehenden Zeitabschnitt aufgeblühte **Volkslied** zur reifsten und reichsten Frucht. Es erwuchs freilich ebensowenig wie früher aus der Gemeinschaftsarbeit des Volkes, sondern blieb immer das Erzeugnis eines einzelnen; aber dafür bemächtigte sich bald die Gesamtheit eines neuen schönen Liedes, ergänzte Strophen, ließ andere weg, fügte wohl auch zwei verschiedene Texte zusammen, so daß als einigendes Band vor allem die Melodie sich erhielt[1]. Zu den alten historischen Volksliedern („Von

[1] „Verkehrt ist es, zu sagen, Volkslieder seien solche Lieder, die ‚im Volke entstanden seien' oder ‚deren Urheber man nicht mehr kenne'. Das Volk als solches schafft nicht, und das Nichtbekanntsein eines Dichters oder Komponisten hat mit dem Wesen eines Liedes nichts zu

der Sempacher Schlacht") traten neue, mehr balladenartige (von dem Raubritter „Lindenschmid", dem Seeräuber „Klaus Störtebeker"). Viele trutzige oder auch schwermütige Lieder gingen bei den von Maximilian geschaffenen Landsknechten um (so das berühmte „Lied von der Pavier Schlacht 1525"). Besonders aber bildeten sich die Standeslieder aus (die älteste gedruckte Sammlung ist ein „Bergkreihen"). „Den epischen wie den lyrischen Sang übte alles Volk und überall, bei der Arbeit wie zur Erholung, der Jäger im Wald, der Landmann auf dem Feld und der Bergknappe im Schacht, der Reiter und der Landsknecht vor dem Kampf und nach dem Siege und Jünglinge und Mädchen abends im Ring und auf den Gassen." In seiner Natürlichkeit und Ursprünglichkeit, in der Schlichtheit seiner Form, in der Wahrheit seiner Empfindung, in der das deutsche Gemüt völlig ausklingt, zeigt das Volkslied *echte Poesie von hohem Werte*.

Neben dem weltlichen Gesange blühte das **Kirchenlied.** Es war im Dienste der frommen Erhebung der ganzen Gemeinde schon früher gehegt worden und hatte sich besonders im 15. Jahrhundert zu reicher Blüte entwickelt („Es ist ein Reis entsprungen", „Christ ist erstanden", „Nun bitten wir den Heiligen Geist")[1]. Jetzt fand es durch *Luther* neue Pflege. Ihn kann man den Begründer des *evangelischen Kirchenliedes* nennen. Er hat es zu einem bedeutenden Teile der *Liturgie* erhoben und selbst Kirchenlieder gedichtet, die eine gesunde Kraft atmen und meist die „ungesuchte Kunst der Volksart" zeigen. Von seinen 37 Liedern, die zumeist in den Jahren 1523 und 1524 entstanden, sind nur wenige frei von ihm verfaßt. Die übrigen sind teils Übersetzungen lateinischer Hymnen (so nach dem Liede des Notker Labeo „Media vita": „Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen" [schon vor Luther bekannt] und nach Veni, Sancte Spiritus: „Komm, Heiliger Geist"), teils Umdichtungen von Psalmen („Ein feste Burg ist unser Gott", dessen Melodie vorgeblich von Luther, in Wahrheit von seinem Hausfreund *Joh. Walther* stammt, „Aus tiefer Not schrei ich zu dir", „Ach Gott vom Himmel, siehe darein"), teils Umarbeitungen von alten deutschen geistlichen Volksliedern („Christ lag in Todesbanden", „Nu bitten wir den Heiligen Geist"). Als selbständig gilt das Kinderweihnachtslied „Vom Himmel hoch da komm ich her"; es ist aber einem alten Spielmannsliede („Kranzsingen") nachgebildet:

Ich kumm auß frembden landen her
und bring euch vil der newen mär,
der newen mär bring ich so vil,
mer dann ich euch hie sagen wil.

tun. Das Wesen des Volksliedes beruht darin, daß es *Gemeingut* der großen Masse des Volkes ist, — daß es von dem ganzen Volke *gesungen* wird, von hoch und nieder, von Gebildeten und Ungebildeten, von Musikern und Nichtmusikern. Es kann also ein Lied jedes beliebigen Dichters oder Komponisten zum Volkslied werden, wenn es die Vorbedingungen dazu in sich trägt: Einfachheit und Schlichtheit in Form und Inhalt des Textes, dann aber auch Leichtfaßlichkeit und Sangbarkeit der Weise, die schwierige Modulationen vermeidet, sich in einfachen Rhythmen und bequemen Intervallen bewegt." (K. Reisert.)

[1] Aus der Zeit von 1470 bis 1520 sind beinahe hundert kirchliche Liederdrucke und Sammlungen in deutscher Sprache bekanntgeworden. „Im Papsttum", sagt Martin Luther in einer seiner Predigten, „hat man feine Lieder gesungen: ‚Der die Hölle zerbrach und den leidigen Teufel darin überwand', item ‚Christ ist erstanden von der Marter alle'. Das ist von Herzen wol gesungen. Zu Weihnachten hat man gesungen: ‚Ein Kindelein so lobelich ist uns geboren heute' (aus dem 13. Jahrhundert); zu Pfingsten hat man gesungen: ‚Nun bitten wir den Heiligen Geist.' In der Messe hat man gesungen das gute Lied: ‚Gott sei gelobt und gebenedeiet, der uns selber hat gespeiset.'"

Durch Luthers Wirksamkeit auf diesem Gebiete wurde auch die katholische Kirchenliederdichtung aufs neue mächtig angeregt (die bekannteste Sammlung dieser Art ist Mich. Behes Katholisches Gesangbüchlein aus dem Jahre 1537[1], während das Lutherische 1524 erschienen war). Noch stärker aber wuchs die Tätigkeit auf diesem Gebiete bei den Protestanten. Aus der großen Zahl ihrer Kirchenliederdichter verdienen Erwähnung: Paul Speratus († 1554), Nik. Decius († 1541), Erasmus Alberus († 1553), Burkhard Waldis († um 1560), Nikolaus Selneccer († 1592), Bartholomäus Ringwaldt († um 1600).

## Volkslieder.

### A. Geschichtliche Lieder.

#### 1. Der Lindenschmid. (Um 1490.)

Es ist nit lang, daß es geschah,
Daß man den Lindenschmid reiten sah
Auf einem hohen Rosse.
Er reit den Rheinstrom auf und ab,
Hat sein gar wohl genossen, ja genossen.

„Frisch her, ihr lieben Gsellen mein!
Es muß sich nur gewaget sein;
Wagen das tut gewinnen.
Wir wöllen reiten Tag und Nacht,
Bis wir ein Beut gewinnen."

Dem Markgrafen von Baden kamen newe Mär,
Wie man ihm ins Gleit gefallen wär;
Das tät ihn sehr verdrießen.
Wie bald er Junker Kasper schreib,
Er sollt ihm ein Reislein[2] dienen.

Junker Kasper zog dem Bäurlein ein Kappen an[3];
Er schickt ihn allzeit vorne daran
Wol auf die freie Straßen,
Ob er den edlen Lindenschmid fünd,
Denselben sollt er verraten.

Das Bäurlein schiffet über Rhein,
Er kehret zu Frankental ins Wirtshaus ein:
„Wirt, haben wir nichts zu essen?
Es kommen drei Wägen, seind wohl beladen,
Von Frankfurt aus der Messen."

Der Wirt, der sprach dem Bäurlein zu:
„Ja, Wein und Brot hab ich genug;
Im Stall da stehn drei Rosse,
Die seins des edlen Lindenschmid;
Er nährt sich auf freier Straßen."

Das Bäurlein dacht in seinem Mut:
„Die Sach wird noch werden gut;
Den Feind hab ich vernommen."
Wie bald er Junker Kasper schreib,
Daß er sollt eilends kommen!

Der Lindenschmid, der hätt einen Sohn,
Der sollt den Rossen das Futter tun;
Den Habern tät er schwingen:
„Steht uf, herzliebster Vater mein!
Ich hör die Harnisch klingen."

Der Lindenschmid lag hinderm Tisch und schlief.
Sein Sohn, der tät so manchen Rief[4];
Der Schlaf hat ihn bezwungen.
„Steh auf, herzliebster Vater mein!
Dein Verräter ist schon kommen."

Junker Kasper zu der Stuben eintrat;
Der Lindenschmid von Herzen sehr erschrak.
„Lindenschmid, gib dich gefangen!
Zu Baden an dem Galgen hoch,
Daran so solltu hangen."

Der Lindenschmid, der war ein freier Reutersmann;
Wie bald er zu der Klingen sprang:
„Wir wöllen erst ritterlich fechten!"
Es waren der Bluthund also viel,
Sie schlugen ihn zu der Erden.

„Kann und mag es dann nit anders gesein,
So bitt ich umb den liebsten Sohne mein,
Auch umb meinen Reutersjungen.
Und haben sie jemands Leid getan,
Darzu hab ich sie gezwungen."

Junker Kasper, der sprach Nein darzu:
„Das Kalb muß entgelten der Kuh;
Es soll dir nicht gelingen.
Zu Baden in der werden Stadt
Muß ihm sein Haupt abspringen."

Sie wurden alle drei gen Baden gebracht,
Sie saßen nit länger denn eine Nacht.
Wohl zu derselbigen Stunde
Da ward der Lindenschmid gericht,
Sein Sohn und der Reutersjunge, ja Junge.

[1] Es folgten im 16. Jahrhundert noch eine große Anzahl. [2] Reislein: von Reise = Kriegszug (vgl. Reisiger, Reisläufer). [3] Verkappte den Bauern, machte ihn unkenntlich. [4] Ruf.

### 2. Franz von Sickingens Tod. (1523.)

Drei fürsten[1] hond sich ains bedacht,
hond vil der landsknecht zusammen pracht,
für Landstal[3] seind sie zogen
mit büchsen vil und krieges wat[2];
den Franzen[4] sol man loben, ja loben.

Zu Landstal er sich finden ließ,
das pracht den Fürsten kein verdrieß,
sie hubend an zu schießen.
der pfalzgraf ihm hofieren[5] hieß:
darob het Franz verdrießen, ja verdrießen.

An ainem freitag es geschach,
daß man den Lewen[6] treffen sach
die maur zu Landstal erste[7].
der Franz mit trauren darzu sprach:
„erbarm das got der herre, ja herre!"

Die fürsten warend wolgemut,
sie schußend in das schloß so gut,
den Franzen tetens treffen,
vergoßen ward sein edels plut.
ich wil sein nit vergeßen, vergeßen.

Und als der Franz geschoßen ward,
behend das schloß er übergab,
den fürsten tet er schreiben:
für seine landsknecht er sie bat,
er mocht nit lenger pleiben, ja pleiben.

Die fürsten kamend in das schloß
mit knechten zu fuß und auch zu roß,
den Franzen tetens finden;
er redt mit inen on verdroß,
die warhait wil ich singen, ja singen.

Als nu die red ain ende nam,
da starb von stund der werde man,
das muß doch got erbarmen!
kein beßer krieger ins land nie kam,
es hats gar vil erfaren, erfaren.

Er hat die landsknecht all geliebt,
hat ihnen gemachet gut geschirr[8],
darumb er ist zu loben;
sein samen ist noch bei uns hie,
es pleibt nit ungerochen, ungerochen.

Die fürsten zugend weiter dann
gen Trackenfels[9], also genant,
das haben sie verprennet;
got tröst den Franzen lobesan!
sein lant wird gar zertrennet, zertrennet.

Also wil ichs beleiben lan,
es möcht noch kosten manchen man,
ich wil nit weiter singen,
gefelt villeicht nit jedermann,
wir müßend bald von hinnen, von hinnen.

Der uns das liedlein neus gesang,
ein landsknecht ist er ja genant,
er hat es wol gesungen:
die sach ist im gar wol bekannt,
von Landstal ist er kommen, ja kommen.

## B. Landsknechtlieder.

### 3. Der Landsknechte Spruch. (1556.)

Unser liebe frawe
Vom kalten brunnen
Bescher uns armen landsknechten
Ein warme sunnen,

Daß wir nit erfrieren!
Wol in des Wirtes haus
Trag wir ein vollen seckel,
Und ein lären wider auß.

### 4. Der arme Schwartenhals[10]. (1549.)

Ich kam für einer Frau Wirtin Haus,
Man fragt mich, wer ich wäre.
„Ich bin ein armer Schwartenhals,
Ich eß und trink so gerne."

Man führt mich in die Stuben ein,
Da bot man mir zu trinken,
Mein Augen ließ ich umbher gan,
Den Becher ließ ich sinken.

Man setzt mich oben an den Tisch,
Als ich ein Kaufmann wäre,
Und do es an ein Zahlen ging,
Mein Seckel stund mir läre.

Do ich zu nachts wollt schlafen gan,
Man wies mich in die Scheure,
Do wart mir armen Schwartenhals
Mein Lachen viel zu teure.

---

[1] Erzbischof Richard von Trier, Kurfürst Ludwig von der Pfalz und Landgraf Philipp von Hessen. [2] Landstal = Landstuhl in der Pfalz. [3] Rüstung. [4] Franz von Sickingen. [5] = aufwarten im ironischen Sinne von belagern. [6] Ein Geschütz mit dem Bilde des Löwen. [7] zuerst. [8] hat ihnen gut aufgetischt. [9] eine andere Burg Sickingens. [10] Eigentlich Hals mit schwartiger Haut; im 16. Jahrhundert Bezeichnung der mit nacktem, grobem Hals herumziehenden Landsknechte (und Landstreicher).

Und do ich in die Scheure kam,
Do hub ich an zu niſten,
Do ſtachen mich die Hagendorn,
Darzu die rauhen Diſtel.

Do ich zu morgens früh aufſtund,
Der Reif lag auf dem Dache,
Do mußt ich armer Schwartenhals
Meins Unglücks ſelber lachen.

Ich nahm mein Schwert wohl in die Hand
Und gürt es an die Seiten,
Ich armer mußt zu Füßen gan,
Das macht, ich hätt nicht zreiten.

Ich hub mich auf und ging darvon
Und macht mich auf die Straßen,
Mir kam eins reichen Kaufmanns Sohn,
Sein Teſch mußt er mir laßen.

## C. Standeslieder.

### 5. Reiterlied.

Der reif und auch der kalte ſchne
der tut uns armen reutern we,
was ſollen wir nun beginnen?
wenn wir die ſtraßen nicht reiten können,
was haben wir denn zu verzeren?

So treiben wir auß die lemmer und ſchaf,
ſo folgen uns die wackern megdlein nach,
mein grawes roß tut mich zwingen[1]:
ſo reiten wir den grünen wald auf und ab,
da hört man die waldvögelein ſingen.

Wir kamen für eines wirtes haus,
da ſah das megdlein zum fenſter auß,
das megdlein auf hoher zinnen:
„ſo hab ich alle die reuter lieb
um meines bulen[2] willen."

Man helt den reuter für ein helb,
er fürt das wacker megdlein auß der welt
und denkt darbei zu bleiben;
wer uns den winter auß nöten hilft,
den ſommer ſcheint uns die Sonne.

Der uns das liedlein new geſang,
ein freier reuter iſt er's genant,
er hat's gar wol geſungen;
er hat ein megdlein im herzen lieb,
zur liebſten kan er noch wol kommen.

### 6. Jägerlied (Drei Fräulein).

Mit luſt tet ich außreiten
durch einen grünen wald;
: darinn da hort ich ſingen, ja ſingen
drei vöglein wohlgeſtalt. :

So ſind es nit drei vögelein,
es ſind drei frewlein fein;
ſoll mir das ein nit werden,
gilt es das leben mein.

Das erſt das heißet Urſulein,
das ander Barbelein,
das dritt hat keinen namen,
das ſoll des jegers ſein.

## D. Naturlieder.

### 7. Frau Nachtigall.

Der kukkuk hat ſich zu tod gefallen
von einer holen weiden.
wer ſoll uns diſen ſommer lang
die zeit und weil vertreiben?

Ei, das ſoll tun frau nachtigal,
die ſitzt auf grünem zweige,
die ſingt und ſpringt, iſt allzeit fro,
wenn andre waltvöglein ſchweigen.

### 8. Sommerlied.

Herzlich tut mich erfrewen
die frölich ſummerzeit,
all mein geblüt vernewen,
der mei vil wolluſt geit;
die lerch tut ſich erſchwingen
mit irem hellen ſchal,
lieblich die vöglin ſingen,
vorauß die nachtigal.

Der kuckuck mit ſeim ſchreien
macht frölich iedermann,
des abens frölich reien
die meidlin wolgetan;
ſpazieren zu den brunnen
pflegt man in diſer zeit,
all welt ſucht freud und wunne
mit reiſen fern und weit.

[1] führen. [2] Geliebter (und Geliebte).

Es grünet in den welden,
die beume blüen frei,
die röslin auf den felden
von farben mancherlei;
ein blümlein stet im garten,
das heißt Vergiß nicht mein,
das edle kraut Wegwarten
macht guten augenschein.

Ein kraut wechst in der awen
mit namen Wolgemut[1],
liebt[2] sehr den schönen frawen,
darzu holunderblut[3];
die weiß und roten rosen
helt man in großer acht,
kan gelt darum gelosen[4],
schön krenz man darauß macht.

Das kraut Je lenger je lieber[5]
an manchem ende blüt,
bringt oft ein heimlich fieber,
wer sich nicht dafür hüt;
ich hab es wol vernommen,
was dises kraut vermag,
doch kan man dem vorkommen:
wer Maßlieb braucht all tag.

Des morgens in dem tawe
die meidlin grasen gan,
gar lieblich sie anschawen
die schönen blümlin stan,
darauß sie krenzlin machen
und schenkens ihrem schatz,
den sie freundlich anlachen
und geben im ein schmatz.

Darumb lob ich den summer,
darzu den meien gut,
der wendt uns allen kummer
und bringt vil freud und mut;
der zeit wil ich genießen,
dieweil ich pfennig hab,
und wen es tut verdrießen,
der fall die stiegen ab!

## E. Liebeslieder.

### 9. Das Ringlein.

Es stet ein lind in jenem tal,
ist oben breit und unden schmal.

Ist oben breit und unden schmal,
darauf da sitzt fraw Nachtigal.

„Du bist ein kleines waldvögelein,
du fleugst den grünen wald auß und ein.

Fraw Nachtigal, du kleines waldvögelein,
ich wolt, du soltst mein botte sein.

Ich wolt, du soltst mein botte sein
und fahren zu der herzallerliebsten mein."

Fraw Nachtigal schwang ir gefider auß,
sie schwang sich für eins goldschmids haus.

Da sie kam für des goldschmids haus,
da bot man ihr zu trinken herauß.

„Ich trink kein bier und auch kein wein,
dann[6] bei guten gesellen frisch und frölich sein.

Ach goldschmid, lieber goldschmid mein,
mach mir von gold ein ringelein!

Mach mir von gold ein ringelein,
es gehört der herzallerliebsten mein."

Und da das ringlein war bereit,
groß arbeit war daran geleit[7].

Fraw Nachtigal schwang ir gefider auß,
sie schwang sich für eins burgers haus.

Da sie kam für des burgers haus,
da lugt das braun maidlein zum fenster auß.

„Gott grüß euch, jungfraw hüpsch und fein,
da schenk ich euch ein ringelein."

Was schenkt sie dem knaben wider?
ein busch mit kranichsfedern.

Die federn waren wol bereit,
es soll sie tragen ein stolzer leib.

### 10. Verschneiter Weg.

Es ist ein schne gefallen,
und ist es doch nit zeit,
man wirft mich mit den ballen,
der weg ist mir verschneit.

Mein haus hat keinen giebel,
es ist mir worden alt,
zerbrochen sind die riegel,
mein stüblein ist mir kalt.

Ach lieb, laß dichs erbarmen,
daß ich so elend bin,
und schleuß mich in dein arme!
So fert der winter hin.

---

[1] Herzblümlein, Boretsch. [2] ist lieb, gefällt. [3] Holunderblüte. [4] = erlösen.
[5] Geißblatt (Unersättlichkeit). [6] Ich will nichts anderes als. [7] gelegt.

### 11. Laß rauschen! (1544.)

Ich hort ein fichellin rauschen
und klingen wol durch das korn,
ich hort ein feine magd klagen,
sie hätt ihr lieb verlorn.

„La rauschen, lieb, la rauschen,
ich acht nit, wie es ge,
ich hab mir ein bulen erworben
in veiel und grünen kle."

„Hast du ein bulen erworben
in veiel und grünen kle,
so steh ich hie alleine,
tut meinem herzen we."

### 12. Mühlrad.

Dort hoch auf jenem berge,
da get ein mülerad,
das malet nichts denn liebe
die nacht biß an den tag.

Die müle ist zerbrochen,
die liebe hat ein end;
so gsegen dich got, mein feines lieb,
iez far ich ins ellend [1].

## F. Abschiedslieder.

### 13. Innsbruck! ich muß dich lassen [2].

Innsbruck! ich muß dich laßen,
ich far dahin mein straßen,
in fremde land dahin;
mein freud ist mir genommen,
die ich nit weiß bekommen [3],
wo ich im ellend bin.

Groß leid muß ich iez tragen,
das ich allein tu klagen
dem liebsten bulen mein;
ach lieb, nun laß mich armen
im herzen dein erbarmen,
daß ich muß dannen sein!

Mein trost ob allen weiben!
dein tu ich ewig bleiben,
stät, trew, der ehren frumm [4];
nun müß dich got bewaren,
in aller tugend sparen [5],
bis daß ich wider kumm!

### 14. Abschiedslied.

Wiewol ich arm und ellend bin,
so trag ich doch ein stäten sin,
hoffnung tut mich erneren;
was mir von got bescheret ist,
mag mir kein mensch nicht weren.

Viel falscher zungen haßen mich,
ich hoff, es sol sie helfen nicht,
got ist von großer guete;
dem ich mich allezeit befilch [6],
der wird mich wol behueten.

Und wärn der neider noch so vil,
so gschicht doch, was got haben wil,
got ist mein trost auf erden;
so schwer ich doch bei meinem eid:
kein lieber soll mir werden.

Mein herz das ist betruebet ser,
got alle ding zum besten ker!
ich far dahin mit schmerzen,
ich sich [7], daß ichs nicht wenden kan,
got tröst alle betruebte herzen!

## G. Zech- und Schlemmlieder.

### 15. Zechlied.

Man sagt wol: in dem meien,
da sind die brünlein gsund,
ich glaubs nit, bei mein treuen,
es schwenkt eim nur den Mund

und tut im magen schweben,
drumb wil mirs auch nit ein.
ich lob die edlen reben,
die bringen uns gut wein.

---

[1] in die Fremde. [2] Vielleicht von Kaiser Maximilian, Melodie von H. Isaac.
[3] zu finden. [4] = ehrenhaft, die Gesetze der Ehre treu erfüllend. [5] erhalten.
[6] befehle. [7] ich seh.

Nu bis[1] mir got willkommen,
du edler rebensaft!
ich hab gar wol vernommen:
du bringst mir süße kraft,
last mir mein gmüt nit sinken
und sterkst das herze mein,
drumb wöllen wir dich trinken
und alle frölich sein.

### 16. Trinklied.

Den[2] liebsten bulen, den ich han,
der leit[3] beim wirt im keller;
er hat ein hölzens röcklein an
und heißt der Muscateller;
er hat mich nechten[4] trunken gmacht
und frölich heut den ganzen tag,
Got geb im heint[5] ein gute nacht!

Von disem bulen, den ich mein,
wil ich dir bald eins bringen[6];
es ist der allerbeste wein,
macht mich lustig zu singen,
frischt mir das blut, gibt freien mut,
alls durch sein kraft und eigenschaft;
nu grüß dich Got, mein rebensaft.

## Kirchenlieder.

### 1. Ein feste Burg ist unser Gott.

(Von Luther nach Ps. 46: Deus noster refugium et virtus.)

AIn feste burg ist vnser Gott,
ein gute wehr vnd waffen,
Er hilfft vns frei aus aller not,
die vns jtzt hat betroffen.
Der alt böse feind,
mit ernst ers jtzt meint,
gros macht und viel list
sein grausam rüstung ist,
auff erd ist nicht seins gleichen.

Mit vnser macht ist nichts gethan,
wir sind gar bald verloren.
Es streit[7] für vns der rechte man,
den Got hat selbs erkoren.
Fragstu, wer der ist?
er heißt Jhesu Christ,
der HERR Zebaoth,
vnd ist kein ander Got,
das felt mus er behalten.

Und wen die welt voll Teuffel wehr
und wolt vns gar[8] verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so ser,
es sol vns doch gelingen.
Der Fürst dieser welt,
wie saur[9] er sich stellt,
tut er vnns doch nicht[10];
das macht, er ist gericht[11],
ein wörtlin[12] kann jhn fällen.

Das wort sie sollen laßen stan
und kein danck dazu haben,
Er ist bei vnns wol auff dem plan
mit seinem geist vnd gaben.
Nemen sie den leib,
gut, ehr, kindt vnd weib,
laß faren dahin,
sie habens kein gewin,
das reich mus vns doch bleiben.

### 2. Aus tiefer Not.

(Von Luther nach Ps. 130: De profundis clamavi ad te.)

Aus tiefer not schrei ich zu dir,
herr Got, erhör mein rufen.
dein gnedig oren ker zu mir
und meiner bit sie öffen[13]!
Denn so du das wilt sehen an,
wie manche sünd ich hab getan,
wer kan, Herr, für[14] dir bleiben?

Es stet bei deiner macht allein,
die sünden zu vergeben,
daß dich fürcht beide, groß und klein,
auch in dem besten leben.
Darumb auf Got wil hoffen ich,
mein herz auf in soll laßen sich,
ich wil seins worts erharren.

Und ob es wert[15] biß in die nacht
und wider an den morgen,
doch sol mein herz an Gottes macht
verzweifeln nit noch sorgen.
So tu Jsrael rechter art,
der aus dem geist erzeuget wart,
und seines Gots erharre.

Ob bei uns ist der sünden vil,
bei Got ist vil mer gnaden;
sein hand zu helfen hat kein zil,
wie groß auch sei der schaden.
Er ist allein der gute hirt,
der Jsrael erlösen wirt
aus seinen sünden allen.

[1] sei. [2] Attraktion. [3] liegt. [4] gestern nacht. [5] heute nacht. [6] zutrinken. [7] streit't. [8] ganz. [9] feindselig. [10] nicht, altes Substantiv für nichts. [11] gericht = gericht't. [12] Christus. [13] öffne. [14] vor. [15] währt.

### 3. Umb den fryden.

(Aus Mich. Behes katholischem „Gesangbüchlein" vom Jahre 1537.)

Ewiger Gott, wir bitten dich,
gyb fryden in unsern Tagen,
Das wir leben einmüttiglich
und stets nach deym willen fragen.
Denn, Herr, es ist keyn ander Gott,
der vor uns streittet in der nodt,
dann du, unser Gott, alleyne.

Gütyger Gott, wir bitten dich,
gyb fryden in unserm leben;
Verley uns dein hilff gnediglich,
den feynden zu wyderstreben.
Denn niemant ist in dieser welt,
der fryden gybt und syg erhelt,
dann du, unser Gott, alleyne.

Gnediger Gott, wir bitten dich,
laß uns in dem fryden sterben.
Erzeyg dich uns gantz vätterlich,
das wir endtlich nicht verderben.
Durch Jesum Christum, unsern Herrn,
im heylgen geyst wir das begern
von dir, unserm Gott, alleyne.

Eyniger Gott, wir bitten dich,
du wölleſt das nit sehen an,
Das wir also vielfaltiglich
den unfryden verschuldet han.
Mach uns von allen sunden reyn,
so wird das hertz recht frydlich seyn
in dir, unserm Gott, alleyne.

Starcker Herr Gott, wir bitten dich,
gyb fryden unserem hertzen;
Gyb fryd hie und dort ewiglich
wider die hellischen schmertzen.
Gyb uns hertzliche eynickeyt
und die ewige selickeyt,
welche in dir steht alleyne.

### 4. Uff den heylig Pfingstag vor der Predig.

(Aus Mich. Behes katholischem „Gesangbüchlein" vom Jahre 1537.)

Nu bitten wir den heyligen geyst
Umb den rechten glauben allermeyst,
Das er vns behüte an vnserm ende,
Wen wir heymfarn auß diesem ellende.
Kyrioleis.

Erleucht du vns, o ewiges liecht,
Hylff, das alles, so von vns geschicht,
Gott sey gefellig durch Jesum Christum,
Der vns macht heylig durch sein Priesterthum.
Kyrioleis.

O heyligste Lieb vnd güttickeyt,
Durch deine Gnad vnser hertz bereyt,
Das wir vnsern nechsten Christlich lieben
Vnd ewig bleyben in deinem fryden.
Kyrioleis.

O höchster tröster vnd warer Gott,
Hylff vns getreulich in aller nodt,
Mach rein vnser leben, schenck vns dein gaben,
Laß vns nit weichen vom rechten glauben.
Kyrioleis.

### 5. Winterrose. (16. Jahrhundert. Dichter unbekannt.)

Es ist ein Reis entsprungen
Aus einer Wurtzel zart,
Als uns die alten sungen,
Aus Jesse kam die art.
Und hat ein blümlein bracht
Mitten im kalten Winter,
Wol zu der halben Nacht.

Das Reislein, das ich meine,
Darvon Esaias sagt,
Hat uns gebracht alleine
Mary, die reine Magd:
Aus Gottes ewgem raht
Hat sie ein Kind gebohren
Wol zu der halben Nacht.

## § 3. Hans Sachs (1494—1576) und das neue Drama.

Hans Sachs, geb. im Jahre 1494 zu Nürnberg als Sohn eines Schneiders, besuchte die lateinische Schule seiner Vaterstadt und wurde mit 15 Jahren Schuhmacherlehrling; gleichzeitig lernte er bei dem Leineweber Nunnenbeck die „holdselige" Kunst des Meistergesanges. Schon nach zwei Jahren begab er sich auf die Wanderschaft und besuchte die wichtigsten Städte Deutschlands,

lebte auch eine Zeitlang am Hofe Maximilians. Nach fünfjähriger Wanderschaft kehrte er zur selbständigen Ausübung seines Handwerkes in die Heimat zurück. Seine freie Zeit widmete er ganz der Dichtkunst und starb nach einem vielseitigen bürgerlichen und dichterischen Wirken im Jahre 1576 im Alter von 82 Jahren. Ein eifriger Anhänger der Reformation, voll fester Ehrenhaftigkeit, Treuherzigkeit, Gottesfurcht und Vaterlandsliebe, voll gemütlicher Laune und tiefer Empfindung, voll geistiger Regsamkeit und reich an Darstellungskraft, war er als Mensch und als Dichter, dem freilich hohe Begabung und Sinn für Formschönheit fehlten, gleich achtungswert und in seiner Vaterstadt allgemein verehrt[1].

In späterer Zeit als Bänkelsänger und poetischer Schuster verspottet („Hans Sachs war ein Schuh- — Macher und Poet dazu"), ist er durch Wieland und Goethe („Hans Sachsens poetische Sendung") zu verdienter Ehre wieder erhoben und im 19. Jahrhundert durch Richard Wagners „Meistersinger" und Martin Greifs „Hans Sachs" volkstümlich geworden.

Er hat über 6200 größere und kleinere Dichtungen hinterlassen, unter denen seine Schwänke und Fastnachtsspiele das Wertvollste sind. Er selbst hielt dagegen offenbar seine Meistergesänge (mehr als 4400) für das Wichtigste. Den Stoff zu seinen Dichtungen schöpfte er fast ausschließlich aus seiner reichen Belesenheit. „Er dichtete über alles und erdichtete nichts" (J. Grimm). Mit seinen „Sprüchen" und Schwänken will er der Welt einen Spiegel vorhalten. So verspottet er die Faulheit im „Schlauraffenland" (slûraffe = neugieriger Mensch), die Dummheit im „Fahrendt Schuler im Paradeiß", die Unzufriedenheit mit dem Weltlauf in „Sankt Peter mit der Geiß"; die „Teilung der Erde" unter die verschiedenen Stände und die „soziale Frage" stellt er in den „Ungleichen Kindern Evä" humorvoll dar, oder er malt ein satirisches Zeitbild in „Sankt Peter und die Landsknecht". Viele Stoffe hat er mehrfach behandelt (als Meistergesang, Schwank und Fastnachtsspiel).

Wichtig waren seine Bemühungen, die dramatische Dichtung auf eine höhere Stufe zu heben. Er teilte seine Stücke ein in „fröhliche Comedi, traurige Tragedi, auch kurzweilige Spil". Er versuchte sich an Tragödien aus dem Altertum (Klytemnestra), der Bibel und der deutschen Sage („Der hörnen Sewfriedt"). Wertvoller sind seine Fastnachtsspiele, deren Ton zwar noch derb, aber weit von dem Schmutz und der Gemeinheit seiner Vorgänger bleibt. Er hat eine Reihe typischer Figuren: „Das bös Weib", „Der Pfaffe", „Die kuppelnde Alte", „Die Magd". Die Form ist noch lose, wenn auch Versuche zur Gliederung, zur Expositionsbildung sich finden.

Die Tragödien und Fastnachtsspiele sind die beiden dramatischen Gattungen seines Jahrhunderts. Die letzteren führen die angebahnte Entwicklung weiter, die Trauerspiele dagegen stellen eine neue Art dar. Die Mysterienspiele müssen vor dem protestantischen Einflusse zurücktreten. Dafür bemüht man sich, das antike Drama neu zu beleben, und versteht darunter die geringwertigen Tragödien des Seneca sowie die Komödien des Plautus und Terenz. Man sucht durch neue Stoffe Spannung zu erwecken. Die natürliche, nationale Entwicklung aber reißt durch diese

[1] Seine hochbedeutenden Zeitgenossen in Nürnberg waren: der Erzgießer Peter Vischer, der Bildhauer Adam Krafft, der Maler Albrecht Dürer, der Geograph Martin Behaim, der Schriftsteller Melchior Pfinzing, der Erfinder der Taschenuhren Peter Hele, der gelehrte Förderer des Humanismus Willibald Pirkheimer.

künstliche gelehrte Bildung ab. Im ganzen steht die dramatische Dichtung der Zeit auf tiefer Stufe. Neben Hans Sachs ist sein Landsmann Jak. Ayrer († 1605) der fruchtbarste Dramatiker. Außer ihm sind noch Nikolaus Manuel († 1530) und Herzog Heinrich Julius von Braunschweig († 1613) zu nennen. Gegen Ende dieses Zeitabschnittes brachten die sog. „englischen Komödianten" einen neuen Geist durch ihre Nachbildungen Shakespearescher und anderer englischer und niederländischer Stücke. Sie haben die eigentliche Schauspielkunst nach Deutschland verpflanzt, verfielen aber bald in Derbheit, Schwulst und Vorliebe für grausige und pomphafte Darstellungen (Haupt- und Staatsaktionen).

### 1. Buhllied[1].

(Ain schons puelied ainer erlichen frawen mit aim namen in den anfengen.)

Mir liebt in grünem Mayen
Die frölich sumer-zeit,
In der sich thuet erfrayen
Mit ganzer stetikeit
Die aller-liebst auf erden,
Die mir im herzen leit.

Ach May, dw edler Mayen,
Der dw den grünen walt
Gar herlich thuest erfrayen
Mit plüemlein manigfalt,
Darinen thüet spaciren
Mein feins-lieb wol-gestalt.

Got, du wölleſt mir geben
In diesem Mayen grüen
Ain frolich, gsundes leben,
Darzu die zart und schüen,
Die dw mir hast erkoren,
Die mir ir lieb vergüen.

Darumb, dw grüner Mayen,
Wan ich an die gedenck,
Die mein Herz thuet erfrayen,
Der ich vil sewffzen senck[2];
Die-weil ich leb auf erden,
Mein hercz nit von ir wenck[3].

Ach, halt an trew und eren,
Mein aller-hochster schacz,
Und las dich nit ab-keren
Des schnöden klaffers schwacz,
Gib iren falschen zungen
In deim herzen kain placz.

Lieb, ach wolt got, mein herze
Künst sehen in dem grund,
Wie das in liebes-schmerze
Von dir ist worden wund!
Thw das mit eim wort drosten!
So wird mein hercz gesund.

Ewig wolt ich mich frewen,
Wen ich dein aigen wer,
Und dir dienen in trewen.
Der-halb furcht kain geser!
Nichts ich den er[4] und glüecke
Von got und dir peger.

Nach silber und nach golde
Thw ich nit senen mich
Als der, die ich herzholde
Hab, zu der mich versich
Aller lieb, trew und ere,
Weil ich leb auf ertrich.

Ach, thw von mir nit keren
In liebes-anefang!
Hoffnung thuet mich erneren[5]
Forthin mein lebenlang.
Vil dausent gueter nachte
Wünsch ich dir mit gesang!

### 2. Die ungleichen Kinder Evä.

DJe Gelehrten haben zugericht
Vor Jahren ein lieblich Geticht:
Nach dem und[6] Gott der HErr beschuf
All Kreatur durch Wortes Ruf,
Der unserm ersten Vater Adam
Ein Ripp aus seiner Seiten nahm,
Daraus Eva das Weib ihm baut,
Und sie Adam ehlich vertraut,
Gab ihm danach sein Segen wert,
Sprach: „mehrt euch und erfüllt die Erd."
Als aber sie nach dieser Tat
Nach des Satanas falschem Rat

[1] = Liebeslied. [2] sende. [3] wanken lassen. [4] Als Ehre. [5] erhalten.
[6] Nach dem und = nach der Zeit, in der.

Aßen von der verboten Speiß,
Trieb sie Gott aus dem Paradeis,
Und waren in Gottes Ungnaden.
Nach diesem verderblichen Schaden
Baut Adam die unfruchtbar Erd
Im Schweiß seines Angesichts mit Beschwerd,
Eva aber das Weib fürwahr
In Schmerzen viel Kinder gebar.
Die warn einesteils schön und adelig,
Subtiel gliedmasiert, untadelig,
Sinnreich, geschickt, höflich, gebärlich[1];
Doch hat sie viel Kinder gefährlich,
Toll, tölpet[2], grob und ungestalt,
Ungleich den Kindern ob erzalt[3],
Derhalb Eva, die Mutter klug,
Die schönen Kinder fürher zug
Und hätt sie gar hold, lieb und wert;
Der andern Kinder sich beschwert
Und achtet sich ihr nicht so hart[4].
Weil sie warn geschlagen aus der Art.
Nun der ungestalten Kinder Zahl,
Der waren sehr viel uberal;
Die ließ Eva gehn, wie sie gingen.
Aber kürtzlich nach diesen Dingen
Der allmächtige gütig Gott
Eva durch sein Engel entbot,
Er wollt zu ihr kommen hinaus,
Schauen, wie sie auf Erd hielt haus
Mit ihren Kinden und Adam.
Bald Eva die Botschaft vernahm,
Do war sie froh der Gottes Gnaden,
Dacht, sein Zukunft[5] wird sein ohn Schaden,
Kehret und schmucket das ganz Haus
Mit Gras und Blumen uberaus,
Stecket Maien in alle Gaden[6],
Und tät ihr schöne Kinder baden,
Ströhlen, flechten und schmückt sie schon,
Legt ihn neu gewaschne Hembder on,
Tät ihn auch fleißiglich anzeigen,
Wie sie sich höflich sollten neigen
Vor dem HErren und ihn empfangen,
Ihr Händ bieten, fein züchtig prangen.
Aber der andern Kinder Ungestalt
Verstieß sie alle, jung und alt;
Einsteils verbarg sie in die Streu,
Einsteils vergrub sie in das Heu,
Einsteils stieß sie ins Ofenloch;
Dann sie forcht sehr, der HErre hoch
Wird spotten ihr ob dieser Zucht
Der ihren ungestalten Frucht.
Als aber nun der HErre kam,
Die schönen Kinder allesam
Hätt sie gestellet nach einander,
Entpfingen den HErrn allesander,
Neigten sich höflich an dem End[7]
Und boten ihm die ihren Händ;
Nach dem knieten sie nieder schon
Und beteten den HErren on.

Nach dem der milde HErre gütig
Segnet die Kinder gar senftmütig
Nach einander in diesem End,
Und legt auf den ersten sein Händ
Und sagt zu ihm: „du sollt auf erden
Ein gewaltiger König werden
Und sollt halten in deiner Händ
In der Welte das Regiment!"
Zum andern: „du ein Fürste sei!"
Zum dritten: „du ein Grafe frei!"
Zum vierten: „du ein Ritter schon!"
Zum fünften: „sei ein Edelmon!"
„Regieren sollt ihr Leut und Land
Und haben stet die Oberhand!"
Zum sechsten sprach er dergeleich:
„Du aber sei ein Burger reich!"
Zum siebenten: „sei ein Kaufmann!
Groß Glück solt du auf Erden han."
Zum achten: „du werd wohl gelehrt,
Ein Doktor weis und hochgeehrt!"
Gab also ihn all reichen Segen.
Eva diese Ding tät erwägen,
Weil der HErr so mit milder Hand
Die hat gesegnet allesand,
Dacht: ich will bringen auch herein
Die ungestalten Kinder mein,
So wird sich Gott noch mehr erbarmen
Auch der ungestalten und armen.
Loff naus und holt auch aus dem Heu,
Aus der Krippen und aus der Streu
Und aus dem Ofenloch gar bald
Auch ihre Kinder ungestalt,
Und führet sie hinein für Gott,
Ein unlustig, gströbelte[8] Rott. —
Da mußt der HErr ihr aller lachen,
Sprach: „Eva, was meinst du mit den Sachen?"
Eva sprach: „HErr, gib ihn den Segen,
Weil du bist gütig allewegen,
Laß sie ihr Ungestalt nicht entgelten!
Sie kommen zu den Leuten selten,
Derhalb lehren sie hie auf Erd
Nicht sehr viel höflicher Gebärd."
Der HErr sprach: „dasselb sieh ich wohl;
Jedoch ich sie auch segnen soll
Durch meinen Geist an diesem End."
Und legt dem ersten auf sein Händ,
Und sprach: „du sollst werden ein Paur,
Dein Nahrung soll dir werden saur,
Sollt andern bauen Weiz und Kern!"[9]
Zum andern sprach er: „du sollt wern
Ein Fischer und sollt fahen Fisch,
So ghören auf der Herren Tisch!"
„Sei ein Schmied!" tät dem dritten sagen,
„Mach Sensen, beschlag Roß und Wagen!"
Zum vierten sprach: „sei ein Ledrer!"
Zum fünften: „du sei ein Weber

[1] = fein, anständig. [2] tölpisch. [3] obengenannten. [4] sehr. [5] Ankunft. [6] Zimmer. [7] Stelle, Ort. [8] struppig. [9] Spelt.

Und wirk Leinen und wüllen Tuch!"
Zum sechsten: „du mach Stiefel und Schuch!"
Zum siebentn sprach: „ein Schneider sei,
Mach Hosen und Wammes dorbei!"
Zum achten: „sei ein Hafner[1] du,
Mach Häfen[2] und auch Krüg darzu!"
Den neunten redet er auch an:
„Du aber sei ein Karrenmann!"
Dem zehenten gab er seinen Segen:
„Du bleib ein Schiffmann allewegen,
Daß du die Leut führst über Rhein!"
Zum eilften: „du sollt ein Bot sein,
Der Brief tu hin und wieder tragen!"
Und zu dem zwölften tät er sagen:
„Du aber solleſt bleiben schlecht,
Dieweil du lebeſt, ein Hausknecht!"
Als Eva höret diese Wort,
Gemelten Segen an dem Ort,
Do sprach sie: „lieber HErre reich,
Wie teilst du so gar ungeleich
Dein Segen? was zeichst die arme Rott,
Daß dus also trittst in den Kot,
Daß sie auf ganzer Erd allein
Sollen der ander Fußschemel sein?
Weil ich die kinder allesam
Geborn hab meim Mann Adam,
Drumb sollt dein guter Segen reich
Über sie alle gehn geleich."
Der HErr sprach: „Eva nimb Bericht.
Der Sach verstehst du wahrlich nicht.
Du weißt, ich bin der einig Gott,
Derhalb gebührt mir und ist not,
Das ich versech die ganze Welt
Mit deinen Kinden obgemelt,
Mit Leuten zu den Regimenten
Und dergleich zu den untern Ständen,
Auf daß sie mit einander wandern.
Kein teil kund bestehn ohn den andern.
Wann sie all Fürsten und Herrn wärn,
Wer wollt bauen Koren und Kern?
Wer wollt dreschen, mahln und backen[3],
Schmieden, weben und schuhmachen,
Zimmern, bauen, schnitzen und drehen,
Graben, gießen, schneiden und nehen?
Schau, zu dem allen ich erwähl
Und eim jeglichen Stand zustell
Leut, nach dem sie geschicket sein,
Denselben zu vertretn allein,
Auf daß in allem Stand und Ampt
Auf ganzer Erd werd nichts versambt[4],
Daß ein Stand den andern erhalt.
Mit Hilf aus meim Göttlichen Gwalt
Sie doch alle ernähret werden,
Jeder in seinem Stand auf Erden,
Daß also ganz menschlich Geschlecht
Bleib einander eingleibet recht,
Gleich wie in einem leib die Glieder."
Da antwort ihm Frau Eva wieder:
„Ach HErr, vergib, ich war zu jech[5].
Dein Göttlicher Will, der geschech
An mein Kinden nach deiner Ehr.
Ich will dir nicht einreden mehr."

---

Nun aus dieser lieblichen Fabel
Lehr wir gleich wie aus einer Parabel,
Daß man zu allen Händeln heut
Noch allezeit tut finden Leut
In allen Ständen hin und wider
Beide in hohe und in nider.
Kein Stand und Ampt so ring und schlecht[6],
Man find im menschlichen Geschlecht
Leut, die sich willig geben drein.
Dabei spürt man heimlich allein,
Wie Gott so wunderbar regiert
Und also weislich ordiniert
All Ständ, daß im Wesen besteh
Menschlich Geschlecht und ordlich geh,
Wiewohl ober- und undertan,
Unser Zeit gröblich fehlen dran,
Da keiner bleibt in seim Beruf,
Darzu ihn Gott der HErr erschuf,
Will gar nicht dran begnüget sein,
Und dringt sich jeder weiter ein,
Seinem Nächsten zu merkling Schaden.
Darmit wern all Ständ überladen,
Da immer einer den andern dringt,
Betreugt, vervorteilt, schind und zwingt
Wieder all Gottes Ordenung.
Derhalb leit jetzund alt und jung
Vil unbilliges Ungemachs.
Gott wends zum Besten! spricht Hans Sachs.

## § 4. Die Satiriker.

Wohl der begabteste und vielseitigste Dichter seiner Zeit ist **Joh. Fischart**, genannt Mentzer (Mainzer). Geboren um 1550 zu Straßburg oder Mainz, besuchte er die Schule zu Worms und durchwanderte dann Deutschland, die Niederlande, England, Frankreich und Italien. Nach vorübergehendem Aufenthalte

---

[1] Töpfer. [2] Töpfe. [3] backen. [4] versäumt. [5] = jäh, schnell. [6] gering und schlicht.

in Straßburg und Speier, wo er beim Reichskammergericht Anwalt war, wurde er 1583 Amtmann in Forbach. Er starb im kräftigsten Mannesalter wohl gegen Ostern 1591.

Er versuchte sich auf jedem Gebiete der poetischen Literatur mit Ausnahme des Dramas. Er ist der erste Schriftsteller in Deutschland, der um des Gelderwerbs willen schrieb. Daher sind seine Werke selten ausgereift, meist nur flüchtig hingeworfen, auf äußere Wirkungen berechnet. Dennoch ist er ausgezeichnet durch religiöse Auffassung des Lebens und Vaterlandsliebe („Freiheit blum ist die schönste Blüh: Gott lasse diese werte Blum In Teutschland blühen umb und umb, So wachst dann Fried, Freud, Ruh und Ruhm"), durch Volkstümlichkeit, durch umfassendes Wissen, durch die Kenntnis der Sitten und Gebräuche aller Gegenden und aller Stände seines Vaterlandes und durch die kraftvolle Beherrschung der Sprache, die ihm zu witzigen, aber oft gewaltsamen und geradezu tollen Wortbildungen dienen muß (Pfotengram = Podagra, Notnar = Notar, Jesuwider = Jesuiter, frankfäuisch = französisch). Nicht selten ist er jedoch, namentlich in seinen satirischen Dichtungen, derb bis zur Unflätigkeit und überschreitet in der „maßlosen Wut" seines Hasses oft die Grenzen des Erlaubten.

Am bekanntesten von seinen zahlreichen Schriften sind: „Aller Praktik Großmutter", „Philosophisch Ehezuchtbüchlein", „Bienenkorb des heiligen römischen Immenschwarms". Seine Satire richtet sich namentlich gegen den 1540 gegründeten und rasch aufgeblühten Jesuitenorden, von dem er, oft unter Verdrehung der Tatsachen, ein arges Zerrbild entwirft („Vierhörniges Jesuiterhütlein"), wie überhaupt seine von leidenschaftlichem Kalvinismus geleiteten Angriffe gegen die katholische Kirche leicht in Schimpfereien ausarten. Als sein bedeutendstes satirisches Werk gilt die „Affentheuerlich Naupengeheurliche Geschichtsklitterung[1] von Thaten und Rahten der Helden und Herren Grandgusier, Gargantoa und Pantagruel". Es ist eine Übertragung und groteske Erweiterung des ersten Buches des genialen französischen Romans „Gargantua et Pantagruel" von Rabelais (1495—1553). Mit der Erzählung der Erlebnisse und Abenteuer einer Riesenfamilie wendet es sich in den tollsten Einfällen der Phantasie gegen die Gebrechen seiner Zeit wie gegen die Schwelgerei der höheren Stände, die Narrheit der Moden, die schlechte Kindererziehung, die pedantische Gelehrsamkeit usw.

All diese Werke sind für uns heute fast ungenießbar. Dagegen erscheint auch jetzt noch sein vielgenanntes erzählendes Gedicht „Das Glückhafft Schiff von Zürich" beachtenswert durch lebendige Schilderung und wohldurchgebildete Sprache. Fischart erzählt, in Anlehnung an ein älteres Gedicht, wie im Jahre 1576 die Züricher Schützen einen Hirsebrei an einem einzigen Tage auf einem Kahn durch Limmat, Aare und Rhein noch warm nach Straßburg gebracht hätten, zum Beweise dafür, daß verbündete Städte in Zeiten der Not bei ernstem Willen und gutem Mut und bei entsprechender Schnelligkeit sich gegenseitig unterstützen könnten:

„Arbeit und Fleiß, das sind die Flügel,
So führen über Strom und Hügel."

[1] = Schmiererei.

## Aus dem „Glückhafft Schiff". (1577.)

### Die Zürcher kommen in den Rhein.

Da freuten sich die Reisgefährten,
Als sie den Rhein da rauschen hörten,
Und wünschten auf ein neues Glück,
Daß glücklich sie der Rhein fortschick,
Und grüßten ihn da mit Trommeten:
„Nun han wir deiner Hilf vonnöten,
O Rhein, mit deinem hellen Fluß!
Dien du uns nun zur Fürdernuß![1]
Laß uns genießen deiner Gunst,
Dieweil du doch entspringst bei uns
Am Vogelberg, bei den Luchtmannen[2],
Im Rheinzierland[3], von alten Ahnen,
Und wir dein Tal, dadurch du rinnst,
Mit Baufeld ziern, dem schönsten Dienst.
Schalt dies Wagschifflein nach Begehren,
Wir wöllen dir es doch verehren.
Leit es gen Straßburg, deine Zierd,
Darfür du gern laufft mit Begierd,
Weil es dein[4] Strom ziert und ergetzt,
Gleich wie ein Gstein, in Ring versetzt."
Der Rhein mocht dies kaum hören aus,
Da wund[5] er umb das Schiff sich kraus,
Macht umb die Ruder ein weit Rad
Und schlug mit Freuden ans Gestad
Und ließ ein rauschend Stimm da hören,
Draus man mocht diese Wort erklären:
„Frisch dran, ihr liebe Eidgenossen",
Sprach er, „frisch dran, seid unverdrossen;
Also folgt eueren Vorfahren,
Die dies taten vor hundert Jahren;
Also muß man hie Ruhm erjagen,
Wenn man den Alten will nachschlagen.
Von euerer Vorfahren wegen
Seid ihr mir willkumm hie zugegen.
Ihr sucht die alt Gerechtigkeit,
Die euer Alten han bereit;
Dieselbig will ich euch gern gonnen,
Wie es die Alten han gewonnen.
Ich weiß, ich werd noch oftmals sehen
Solchs von eueren Nachkommen gschehen.
Also erhält man Nachbarschaft,
Dann je der Schweizer Eigenschaft
Ist nachbaurliche Freundlichkeit
Und in der Not Standhaftigkeit.
Ich hab viel ehrlich Leut und Schützen,
Die auf mich inn Schiff täten sitzen,
Geleit gen Straßburg auf das Schießen,
Dafür mit Freuden ich tu fließen;
Aber keine hab ich geleit
Noch heut des Tags mit solcher Freud.
Fahr fort, fahr fort, laßt euch nichts schrecken
Und tut die Lenden daran strecken!
Die Arbeit trägt darvon den Sieg
Und macht, daß man hoch daher flieg
Mit Fama, der Ruhmgöttin herrlich;
Dann was gschicht schwerlich, das wird ehrlich.
Mit solchen Leuten sollt man schiffen
Durch die Meerwirbeln und Meertiefen,
Mit solchen forcht man kein Meerwunder
Und kein Wetter, wie sehr es tunder[6],
Mit solchen dörft man sich vermessen,
Das einen fremde Fisch nicht fressen;
Dann diese alles überstreiten
Durch ihr unverdrossen Arbeiten.
Mit diesen Knaben solte einer
Werden des Jasons Schiffahrtgmeiner
In die Insul zum gulden Widder;
Da wüßt' er, daß er käm herwider.
Weren diese am Meer gsessen,
So lang wer unersucht nicht gwesen
Amerika, die neue Welt;
Dann ihr Lobgier hätt dahin gstellt.
Laßt euch nicht hindern an dem Tun,
Daß auf die Haut euch sticht die Sunn;
Sie will euch mahnen nur dadurch,
Daß ihr schneid tapfer durch die Furch;
Dann sie säh gern, daß ihr die Gschicht
Vollbrächten bei ihrm Schein und Licht,
Damit sie auch Ruhm davon trag,
Gleichwie ich mich des ruhmen mag.
Die Blatern[7], die sie euch nun brennt
Und die ihr schaffet in der Händ,
Werden euch dienen noch zu Ruhm
Wie zwischen Dornen eine Blum.
Ihr dörft euch nicht nach Wind umbsehen,
Ihr seht, der Wind will euch nachwehen.
Gleich wie euch nun dieses Wetter liebt,
Also bin ich auch unbetrübt;
Ihr sehet je mein Wasser klar
Gleich wie ein Spiegel offenbar.
So lang man wird den Rhein abfahren,
Wird keiner euer Lob nicht sparen,
Sonder wünschen, daß sein Schiff lief
Wie von Zürich das glückhaffte Schiff.
Wohlan, frisch dran, ihr habt mein Gleit
Umb euer standhaft Freudigkeit.
Die Straß auf Straßburg sei euch offen,
Ihr werd erlangen, was ihr hoffen;
Was ihr euch heut früh nahmen vor,
Das wird den Abend euch noch wohr.
Heut werd ihr die Stadt Straßburg sehen.
So wahr ich selbs herzu werd nähen[8];
Heut werd ihr als willkommen Gäst
Zu Straßburg noch ankommen resch.
Nun, liebs Wagschifflein, lauf behend,
Heut wirst ein Glückschiff noch genennt,
Und durch dich werd ich auch gepriesen,
Weil ich solch Treu dir hab bewiesen."

---

[1] Förderung. [2] Lukmanier. [3] Rätien. [4] deinen. [5] wand. [6] donnere. [7] Blasen. [8] selbst mich werde nähern.

Neben Fischart vertrat die protestantische Sache in scharfer Satire der fränkische Ritter **Ulrich von Hutten**, geboren 1488 auf der Burg Steckelberg bei Fulda, gestorben nach einem wüsten und stürmischen Leben im Elend 1523 auf der Insel Ufnau im Züricher See. Er war seiner ganzen Persönlichkeit nach Renaissancemensch, gleich ungebändigt in Liebe und Haß. Mit den bedeutendsten Humanisten seiner Zeit befreundet, schrieb er die meisten seiner Werke in lateinischer Sprache und bediente sich erst nach 1520 auch der deutschen, in der er aber immer unbeholfen blieb. Bekannt ist seine Teilnahme an den boshaften Epistolae obscurorum virorum, bekannt auch sein Wahlspruch „Ich hab's gewagt" (so übersetzt er das lateinische iacta esto alea). Damit beginnt er auch sein leidenschaftlich gehaltenes „new lied" (1521). Zweifellos reich begabt, streitend bald als Dichter mit der Feder, bald als Kämpfer mit dem Schwerte, fand er infolge seiner Leidenschaftlichkeit und des Mangels eines sittlichen Haltes ein frühes Ende (vgl. C. F. Meyers Dichtung „Huttens letzte Tage").

### Ain new lied. (1521.)

Ich habs gewagt mit sinnen[1]
und trag des noch kain rew:
Mag ich nit dran gewinnen
noch muß[2] man spüren trew!
Dar mit ich main
nit aim allain,
wen man es wolt erkennen
dem land zu gut,
wie wol man tut
ain pfaffen feyndt mich nennen.

Da laß ich yeden liegen[3]
vn reden was er wil!
Het warhait ich geschwigen,
mir weren hulder[4] vil.
Nun hab ichs gesagt,
bin drumb veriagt:
das klag ich allen frummen[5],
wie wol noch ich
nit weyter fleich,
vieleycht werd wyder kummen.

Vmb gnad wil ich nit bitten,
die weyl ich bin on schult;
Ich hat das recht gelitten,
so hindert vngedult[6],
Das man mich nit
nach altem sit
zu ghör hat kummen lassen.
Vileycht wils got
vnd zwingt sie not,
zu handeln dieser massen.

Nun ist offt dieser gleychen
geschehen auch hie vor,
das ainer von den reychen
ain gutes spiel verlor.
Offt großer flam
von fünklin kam.
wer wais, ob ichs werd rechen!
stat schon im lauff,
so setz ich drauff,
muß gan oder brechen!

Dar neben mich zu trösten
mit gutem gwissen hab,
das kainer von den bösten
mir eer mag brechen ab
Noch sagen, das
vff ainig maß[7]
ich anders sey gegangen
dan Eren nach,
habe dyse sach
in gutem angefangen.

Wil nun yr selbs nit raten
dyß frumme nation,
Irs schadens sich ergatten[8],
als ich vermanet han,
So ist mir layd!
Hie mit ich schayd,
wil mengen baß die karten;
byn vnuerzagt:
Ich habs gewagt
vnd wil des ends erwarten!

Ob dan mir nach thut denken
der Curtisanen[9] list:
Ain hertz last sich nit krencken,
das rechter maynung ist!
Ich waiß noch uil,
wöln auch yns spil,
vnd soltens drüber sterben:
auff, landßknecht gut
vnd reutters mut!
last Hutten nit verderben.

[1] mit gutem Bedacht. [2] so soll man doch. [3] lügen. [4] Gönner. [5] Tüchtigen. [6] Unduldsamkeit. [7] irgendwie. [8] sich erholen. [9] Höflinge.

Luthers und auch Huttens bedeutendster Gegner war der Franziskanermönch **Thomas Murner** (geb. 1475 in Oberehnheim bei Straßburg, gest. 1537 daselbst als Pfarrer nach einem inhaltsreichen Leben, das ihn in viele fremde Länder führte; er wurde auch 1506 von Maximilian zum Dichter gekrönt), von seinen Feinden wegen seiner beißenden Satire schwer gehaßt und von seinen Ordensgenossen wegen seiner freimütigen Brandmarkung ihrer Gebrechen gefürchtet. Er wird von vielen literarisch noch höher bewertet als Fischart, da er selbständiger erfindet. Erst wollte er mit versöhnlichen Mitteln auf Luther einwirken („Christliche und brüderliche Ermahnung" 1520), dann aber schrieb er in dem Werke „Von dem großen Lutherischen Narren" (1522) die schärfste und wirksamste Satire gegen die Reformation. Als Nachfolger Seb. Brants geißelte er in der „Schelmenzunft" und der „Narrenbeschwörung", einer Nachahmung des „Narrenschiffs" (s. Teil I), schonungslos die Gebrechen aller Stände und Berufe. Wenn auch als Jünger des „Sankt Grobianus" derb und oft roh, hielt sich Murner doch noch mehr in gewissen Grenzen des Anstandes als die meisten zeitgenössischen Satiriker.

### 1. Aus der Narrenbeschwörung. (Vorrede.)

Ich hab so manche nacht gewacht
Vnd alle ständt der Welt betracht,
Manch hurnüß und manch bremmen stich[1]
Hab heimelich erlitten ich,
Biß ich zu diesen eren kam
Vnd mich beschwörens ane nam,
Die Narren von den lütten zu bringen
Glaub mir, daß ich in diesen dingen
Verröret[2] hab manch suren schweiß
Vnd kratzt mich, do mich niendert[3] beiß.
Ich hab durch suchet vnd durch lesen,
Ob yendert[4] wer ein man gewesen,
Der mich die rechte kunst möcht leren,
Wie ich die Narren solt beschweren,
Vnd hab durch wandelt manches landt,
Ee ich die rechte Kunst erfandt,
Darinn ich yetz bin meister worden,
Ein Narr in aller narren orden.
Der narren orden ist so groß,
Das er fült all weg vnd stroß,
Dörffer, stett, flecken, landt;
Die hat vns all sebastian brandt
Mit im bracht im narren schiff
Vnd meint, es hab ein sundern griff,
Ouch syent bsunder künstrych sachen
Vnd kynn nit yeder narren machen,
Er heiß dann, wie er sy genant,
Der narr sebastianus brandt.

### 2. Aus dem Lutherischen Narren: Der bundshauptman[5].

Der ist zu vnserm hauptman gut,
Der mit freuenlichem[6] mut
Dem babst vnd keiser greifft in bart
Vnd sunst vff erden niemans spart[7].
So vnß der groß nar hat her bracht[8],
Zu fuß vnd roß mit solcher macht,
Das wir der gantzen weiten welt
Streit vermügen in dem felt
Lifferen vnd ein schlachten geben,
So müesen wir auch ietz da neben
Hauptman, fendrich, lietenant,
Profoß[9] vnd weibel[10] hon[11] zur hant.
So ich nun niemans wissen kan,
Dem dise sach ligt herter an,
Inbrünstiger ist in disen sachen,
Den wir zum hauptman solten machen,
Dan den Luther selb vff erden;
So muß er vnser hauptman werden.
Dan er darzu ist wol bereit,
Vnd hat die kut hin selbs geleit[12]
Vnd wil nit me im Kloster betten;
So kan er geschmeidig ynhar tretten[13],
Vnd kan die menschen abhortieren,
Das sie den bunt mit eren fieren[14].
Auch kan er mit sein büchlin machen,
Das manchem würt die schwarten krachen,
Vnd darff den babst selbs greiffen an,
Mit dem keiser thun in ban,
Auch die pfaffen mit seim schwetzen
Darff er von ampt und eren setzen;
So darff er alle bischöff schenden[15]
Vnd die cardinäl anwenden[16]

[1] Hornissen- und Bremsenstiche. [2] vergossen. [3] nirgends; beiß = Imperf. biß. [4] irgendwo. [5] Luthers Anhang spricht. [6] freventlich. [7] schont. [8] dahingebracht. [9] Stockmeister. [10] Amtsbote. [11] haben. [12] hin = abgelegt. [13] einhergehen. [14] einrichten (eigentlich viereckig machen). [15] beschimpfen. [16] antasten.

Vnd sie alle heissen weit mulaffen,
Darzu die münch vnd auch die pfaffen
Schelmen, buben, lecker nennen
Vnd dem babst sein recht verbrennen.
Darumb er sich hat on not
Höher vff gesetzt dan Got.
Was dörfft er für Got vffhin blitzen[2],
Warumb bleib er nit vnten sitzen,
Da ander heiligen sitzen zamen[3]
In hundert tusend tüffel namen?
Darumb zuckt[4] er im ab zwo kron
Vnd hat im nur die kleinst gelon.
Auch hat den babst in gottes namen
Darzu die menschen allesamen,
Die bei dem babst auch wöllen ston,
In vngnaden Gottes gethon.
So nun der keiser bei im stat[5]
Vnd den babst beschirmpt hat,
So darff er in auch greiffen an
Mit seinem zorn vnd seinem ban.
Darumb ist er ein dapffer han,
Vnd ist vnß ein guter hauptman.
Warumb wolt er nit hauptman sein,
So er darff greiffen in bart hinein,
Vnd hat ab thon die sacrament,
Damit der babst vnß hat geblent?[6]
Wan Got im nit entrunnen wer,
In himmel gestiegen also fer[7],
Er het in selber griffen an,
Der grim zinck[8] vnd dapffer man.

## § 5. Prosa.

Im Gegensatze zur Poesie blühte im 16. Jahrhundert die Prosa mächtig auf. Ja wir können eigentlich jetzt erst von wirklich kunstmäßiger Prosa sprechen. Denn es ist ein großer Irrtum anzunehmen, daß die prosaische Formung der Sprache der poetischen vorangeht. Die Entwicklung zeigt im Gegenteil den umgekehrten Weg. In Frankreich zuerst, dann auch in Deutschland begann man im 14. und 15. Jahrhundert die Ritterromane aus der gebundenen Form zu lösen. Die so entstehende Kunstprosa ist anfangs noch unbeholfen. Auch sind die Schriftsteller auf lange Zeit noch nicht imstande, eigene Erfindungen im Prosaroman niederzulegen. Eine Ausnahme bildet „Der Goldfaden" des Elsässers Jörg Wickram (geschrieben 1557, von Kl. Brentano 1809 erneuert), der sich freilich noch ganz im Vorstellungskreise der Abenteurererzählungen des 14. und 15. Jahrhunderts bewegt („Amadis aus Gallien").

Das Haupthindernis einer Weiterentwicklung bildete die Zerrissenheit der Sprache, ihre Spaltung in Ober- und Niederdeutsch. Da sie durch die Einflüsse der verschiedenen Mundarten, durch nachlässige Bildung der Ableitungen, durch schlechte Schreibweise und ungeordneten Satzbau vielfach verwildert war, man vor allem auch sich nicht allerorten verstand, strebten Fürsten und Reichstage durch eine allen verständliche Gemeinsprache der eingetretenen Zerrissenheit abzuhelfen. In diesem Sinne wirkten besonders die kaiserliche Kanzlei zu Prag[9] und zu Wien, sowie die kursächsische, die zwischen Ober- und Mitteldeutsch stand. Auf diese Weise bereitete sich die neuhochdeutsche Schriftsprache vor, deren bedeutendster Förderer, wenn auch nicht Schöpfer

**Martin Luther** (1483—1546) war. Geboren zu Eisleben am 10. November 1483, aufgewachsen in dürftigen Verhältnissen, studierte er auf der Universität zu Erfurt Dialektik und lateinische Klassiker und trat in das dortige Augustinerkloster ein. Seine Studien bewegten sich auf den vom Humanismus vorgezeichneten Bahnen philologischer Textforschung und des Eindringens in die Ursprachen der Schrift, besonders ins Griechische und Hebräische. Anderseits wurde er aufs stärkste von mystischen Strömungen beeinflußt. Professor der Dialektik und Ethik an der neuerrichteten Universität Wittenberg geworden,

---

[1] Schmarotzer, Schmeichler, Fresser, Lumpen. [2] über Gott hinaufhüpfen. [3] zusammen. [4] zerrt, zieht ab. [5] ihm beisteht. [6] geblendet, getäuscht. [7] fern. [8] Zugreifer. [9] Als Muster diene der obenerwähnte „Ackersmann aus Böhmen".

schlug er, von Gewissenszweifeln bedrängt, am 31. Oktober 1517 gegen die Ablaßverkündigung des Dominikaners Tetzel seine bekannten 95 Thesen an, welche die Veranlassung zu der großen Kirchentrennung gaben. Im Jahre 1521 zur Verantwortung vor Kaiser und Reich nach Worms gefordert, verweigerte er den Widerruf seiner Lehren und ward dafür geächtet. Geborgen auf der Wartburg bei Eisenach[1], begann er als „Ritter Jörg" seine Bibelübersetzung, in der sein besonderes Verdienst um die deutsche Literatur beruht. Er vollendete sie zum Teil mit Hilfe anderer Männer wie Melanchthons; im Jahre 1534 erschien die vollständige Bibel zu Wittenberg. Luther starb am 18. Februar 1546 in seiner Vaterstadt.

Es gab schon vor der Reformation fünfzehn vollständige Übersetzungen der Bibel in hoch- und fünf in niederdeutscher Sprache. Sie gingen aber auf die lateinische Vulgata zurück und waren zum Teil unbeholfen und für die Masse schwer verständlich. Luther nun bediente sich der thüringisch-obersächsischen Sprache der sächsischen Kanzlei[2], die mit derjenigen der luxemburgischen kaiserlichen Kanzlei zu Prag im ganzen übereinstimmte, und schuf unter Vermeidung der Provinzialismen durch ihre Schärfe, Fülle und Volkstümlichkeit[3] des Ausdrucks das Muster der Schriftsprache (s. Teil I, S. 11). Dabei muß es freilich befremden, daß er manchmal „vierzehn Tage, drei, vier Wochen ein einziges Wort sucht", dann aber rein willkürlich das Maria gratia plena (= voll der Gnaden) einfach mit „Du liebe Maria" übersetzen will und zu dem Satze, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben, das Wort „allein" von sich aus in den Text einfügt.

Die so allen zugänglich gemachte neuhochdeutsche Schriftsprache, auf die also Kaisertum, Buchdruckerkunst und Reformation einwirkten, wurde allmählich auch die Sprache der Gebildeten und des allgemeinen Umganges, da Luthers Übersetzung eine ungemein schnelle und weite Verbreitung fand; ja sie wurde nach und nach die alleinherrschende.

Wie die Bibelübersetzung, so sind auch Luthers zahlreiche sonstige Lehr- und Streitschriften für die Hebung der Sprache von großer Wichtigkeit gewesen. Besonders bemerkenswert sind: „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung" (1520), „Von der Freiheit eines Christenmenschen" (1520), „An die Bürgermeister und Ratsherren aller Städte deutschen Landes, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen" (1524), „Wider die aufrührerischen und mörderischen Rotten der Bauern" (1525), der „Sendbrief vom Dolmetschen" (1530) sowie seine „Briefe" und „Tischreden".

---

[1] Die Wartburg spielt eine bedeutende Rolle in der deutschen Geistesgeschichte. Seit Heinrich von Veldeke und dem sagenhaften „Sängerkrieg auf der Wartburg", von dem das 1265 entstandene mittelhochdeutsche Gedicht erzählt, bis zu R. Wagners „Tannhäuser", Lienhards „Wartburg" und Meyenbergs „Wartburgfahrten" haben zahlreiche Dichter und Dichtungen dort Anregungen geschöpft.

[2] „Ich rede nach der sächsischen Kanzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland. Alle Reichsstädte, Fürstenhöfe schreiben nach der sächsischen und unseres Fürsten Kanzlei; darum ist's auch die gemeinste deutsche Sprache." (Tischreden Kap. 70.)

[3] Der Übersetzer soll reines Deutsch reden; er soll nicht den Buchstaben des Originals um den Ausdruck fragen, sondern „die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, den gemeinen Mann auf dem Markt darum fragen und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden". (Sendbrief vom Dolmetschen.)

Die Unterhaltungsliteratur der Zeit bewegte sich noch in den Bahnen des 15. Jahrhunderts. Man vergnügte sich besonders an Schwanksammlungen, die aus der ganzen Welt zusammengetragen wurden. Die bekannteste ist das „Rollwagenbüchlein" des schon erwähnten Jörg Wickram. Daneben aber findet sich echte Poesie vermischt mit wertloser Mache in den Volksbüchern[1], die durch kürzende Bearbeitungen alter Sagen und durch prosaische Auflösung der Heldengedichte entstanden. Da finden wir zunächst also die Stoffe deutscher oder französischer Epen auf knappem Raum zusammengedrängt: „Die schöne Magelone" (frz. Quelle), „Fierabras" (= Armstarker, frz. Quelle), „Die vier Haimonskinder" (aus dem karolingischen Sagenkreise, frz. Quelle), Melusine (= Meerfee, ebenfalls frz.), „Kaiser Oktavian" (aus dem Lateinischen geflossene franz. Quelle), „Der gehörnte Siegfried", „Tristan", „Herzog Ernst", „Fortunatus mit dem Seckel und Wunschhütlein" (Märchenstoff aus den Gesta Romanorum, gedruckt 1509 zu Augsburg), „Genoveva" (nach einer Klosterlegende). Auch neuere Sagen finden sich in den Volksbüchern, wie die vom Erzschwarzkünstler Doktor Faust[2] (als Volksbuch zuerst 1587 zu Frankfurt gedruckt) und die vom „Ewigen Juden" (Ahasverus, gedruckt 1602). Endlich finden wir hier auch Schwanksammlungen wie das Buch von „Till Eulenspiegel" (1515, hochdeutsch zuerst 1519) und das „Lalenbuch" von den Schildbürgern, von „Leuten, die klüglich reden und kindisch handeln" (1597)[3].

Die prosaische Geschichtschreibung trat auf in der Chronikenform, welche die Begebenheiten nach der zeitlichen Reihenfolge darstellt, ohne nach ihren inneren Zusammenhängen zu fragen. Bedeutsam nach Sprache und Inhalt sind: die Limburger Chronik, die Straßburger, in ihrer Fortsetzung Elsässische Chronik genannt, die Bayerische Chronik von Thurmayer, genannt Aventinus, und besonders die für Schillers „Wilhelm Tell" bedeutungsvolle Helvetische Chronik des Ägidius Tschudi († 1572).

---

[1] Diese Bezeichnung verdienen sie freilich erst zu Ausgang dieses Zeitabschnittes und im 17. Jahrhundert. Anfangs sind sie zumeist nur für vornehme Kreise bestimmt.

[2] Siehe das Nähere bei Goethes „Faust".

[3] Die Volksbücher sind eine unerschöpfliche Fundgrube für die deutschen Dichter und Maler geworden (M. v. Schwind „Der Melusinenzyklus"). Erinnert sei an Goethes, Lenaus, Mosens, Hamerlings Bearbeitungen des „Ewigen Juden", und besonders an die Romantiker: „Genoveva", bearbeitet von Maler Müller, Tieck, Hebbel, O. Ludwig, „Fortunatus" von Hans Sachs, Tieck, Chamisso, Uhland, „Kaiser Oktavian" von Tieck, „Herzog Ernst" von Uhland und Felix Dahn, „Melusine" von Hans Sachs, Grillparzer, „Eulenspiegel" von Hans Sachs bis Friedrich Lienhard.

# Sechste Periode, von 1624 bis 1748.

## A. Die Zeit der Gelehrtenpoesie und des Barocks.

### § 6. Geistesströmungen.

Das 17. Jahrhundert hat Deutschland den tiefsten Niedergang des politischen wie des kulturellen Lebens gebracht. Noch bestanden die Ursachen, die im Zeitalter der Reformation den geistigen Aufschwung gelähmt hatten, unverändert, ja in verschärftem Maße fort. Die religiösen Streitigkeiten, die mehr und mehr zu einer Entscheidung mit den Waffen drängten, saugten alle Kräfte auf. Und dann kam der unheilvolle Dreißigjährige Krieg, der unser Vaterland an den Rand der Vernichtung brachte. Der blühende Reichtum der Städte, die Macht des Reiches gingen ebenso zugrunde wie fast alle Keime geistiger Entwicklung. In manchen Beziehungen vermochte erst das 19. Jahrhundert die damals erlittenen Schäden wieder gutzumachen.

Wie trostlos zumal der Tiefstand der Literatur war, läßt sich am besten ermessen, wenn man einen Blick auf die andern Länder Europas wirft. Dort hatte sich wie in Italien[1] im Anschlusse an die Renaissance allenthalben eine zur höchsten Höhe führende Entwicklung angebahnt. In Spanien finden wir die glänzenden Dramatiker Lope de Vega († 1635) und Calderon († 1681)[2], sowie den Romandichter Cervantes († 1616), dessen „Don Quixote" bald den Siegeslauf durch die Welt antrat, in Portugal den bedeutendsten Epiker des Landes, Camoëns († 1580, „die Lusiaden"). Für Frankreich stellt das 17. Jahrhundert schlechthin die Blütezeit der Literatur dar; es wirken dort die Tragödiendichter Corneille († 1684) und Racine († 1699), es schreibt Molière († 1673) seine Lustspiele und Lafontaine († 1695) seine Fabeln, es predigt der berühmte Kanzelredner Bossuet († 1704), und zahllose andere Dichter, Schriftsteller und Gelehrte verherrlichen den Ruhm des Roi Soleil, Ludwigs XIV. Für England genügt es, auf Shakespeare (1564—1616) hinzuweisen.

Und in Deutschland kaum ein Name, der heute noch einen Wert und nicht nur einen geschichtlichen Klang darstellt! Die Volksdichtung versank in Roheit und Unkultur, das Erlebnis des großen Krieges selbst war zu niederdrückend, als daß es sich dichterisch hätte verwerten lassen. Nur Grimmelshausen war stark genug dazu. Und die Kunstdichtung sank noch tiefer. Die Nation hatte sich zu demütig vor dem Auslande beugen müssen, um nicht auch in dessen Kultur

[1] Vgl. Ariosto († 1533), den Verfasser des romantischen Epos Orlando furioso, und Torquato Tasso († 1595), den Dichter des berühmten Epos La Gerusalemme liberata.

[2] Calderon ist mit einer Reihe von Dramen: „Der wundertätige Magus" (Faustmotiv), „Das Leben ein Traum", „Der Richter von Zalamea", „Der standhafte Prinz", besonders durch Gries', Eichendorffs und Wurzbachs Übersetzungen in den literarischen Besitz des deutschen Volkes übergegangen. Am glanzvollsten aber zeigt sich seine Kunst in seinen religiösen Dramen, den „Autos sacramentales", vgl. z. B. „Das Geheimnis des Kreuzes".

das Heil zu suchen. Und so begann eine blinde, verständnislose Nachahmerei, die das Antike als etwas Fertiges, Mustergültiges, das man nur nachzubilden brauche, ansah und das fremde à la mode-Wesen speichelleckerisch hinnahm. Der neue Stil, der so unbesehen als Ideal betrachtet wurde, ist das Barock. Er entstand äußerlich aus der Übertreibung des Renaissancestiles und war begründet in der verschärften Entwicklung des fürstlichen Absolutismus, der sich mit Pomp und Prunk umgab, rauschende Pracht, bunte Farben, bauschige, schwerbrokatene Gewänder, prangenden Faltenwurf und auffallende Formen liebte[1]. So zogen auch in die gesamte Kunst Bombast, Schwulst und Überladung ein, die sich nicht nur in der Malerei, Bildhauerei und Baukunst äußerten, sondern auch in der Musik und in der Schriftstellerei ihren Niederschlag fanden. Man nennt diesen schwülstigen Stil, der vor allem in ungezählten Metaphern und angehäuften Vergleichen sich gefällt, in Italien nach dem ersten Dichter dieser Art, dem Neapolitaner Marini, Marinismus, in Spanien Gongorismus, in Frankreich das Preziösentum, in England Euphuismus. In Deutschland gefiel sich die zweite schlesische Dichterschule in dieser „Manier". Auf das Bedürfnis der Höfe nach Unterhaltung und galantem Getändel läßt sich eine andere Modekrankheit der Zeit zurückführen, die, wie alle ähnlichen Erscheinungen, öfters im Laufe der Zeiten wiederkehrt, die „Schäferpoesie". Wir finden sie jedesmal als Kennzeichen einer Überkultur, die gerne Natur spielen möchte, bei den Griechen, bei den Römern, zu Ende des 14. Jahrhunderts. Nun erlebte sie ihre Hauptblüte in Italien (Tasso, Guarini), in Spanien (Montemayor), in Frankreich (Honoré d'Urfé). Auf Deutschland wirkte besonders des Letztgenannten Roman „Asträa", dessen Held „Seladon" heute noch den Namen eines schmachtenden Liebhabers hergibt. Bei uns erscheinen all diese Strömungen noch weit gekünstelter als in den andern Ländern, weil alles nur ganz äußerlich nachgeahmt wurde.

Es ist bei der Neigung unseres Volkes zur Fremdländerei wohl verständlich, daß auch die Sprache, die zum Spielball all dieser Modetorheiten wurde, mit entlehnten Wörtern sich durchsetzte und immer mehr verwilderte. Man erhoffte Heilung von der Gründung gelehrter „Sprachgesellschaften", die nach dem Beispiel italienischer Akademien (besonders der Academia della Crusca = Kleienakademie) gebildet, nach Reinheit und „Erhebung der Muttersprache" trachteten. Die erste war der „Palmenorden" oder „Die fruchtbringende Gesellschaft" (gegr. 1617), deren Mitglieder, Katholiken und Protestanten, dem Adel der Geburt oder des Geistes angehören mußten. Auch der große Kurfürst (als der „Untadelige") und Opitz gehörten ihr an. Es folgte die „Teutschgesinnte Gesellschaft", von dem übereifrigen Fremdwörterfeind Philipp von Zesen in Hamburg gegründet (1643), dann die berühmteste, der „Gekrönte Blumenorden" oder „Die Gesellschaft der Hirten an der Pegnitz" unter Ph. Harsdörffer[2] und J. Klaj (1644) und endlich der „Elbschwanenorden" (1656).

---

[1] Das Barock ist im Grunde der Ausdruck neuen, überströmenden Kraftgefühls (daher die starke Verwandtschaft mit gotischem Empfinden in Baukunst und Plastik, vgl. etwa Andr. Schlüter und den „Jesuitenstil"), anderseits der Stil überschäumenden Lebensgefühls und jauchzender Lebensfreude.

[2] Harsdörffer ist mit seinen Zeitgenossen der Meinung, daß die Poesie erlernbar sei, und verfaßt in diesem Sinne den berühmten „Poetischen Trichter, die Teutsche Dicht- und Reimkunst in sechs Stunden einzugießen", gewöhnlich „Nürnberger Trichter" genannt (1647).

Die Bestrebungen dieser Gesellschaften wirkten in mancher Beziehung tatsächlich sprachbessernd und -reinigend. Einige ihrer Neubildungen, wie „Abstand, Einwand, Gesichtskreis, Schaubühne, Urbild, Vollmacht, Wortgepränge", haben sich bis heute erhalten. Zumeist aber waren ihre Bemühungen eitel und erkünstelt. So suchte man auch festeingebürgerte Lehnwörter zu verdeutschen, machte aus Fenster: Tageleuchter, aus Kabinett: Beizimmer, aus Natur: Zeugemutter, ja man übersetzte sogar die antiken Götternamen, nannte Juppiter: Erzgott, Pallas: Kluginne, Venus: Lustinne. Auch diese künstliche und geschraubte Sprachreinigungsweise (Purismus) war eine Nachahmung des französischen Preziösentums. Nirgendwo hielten sich diese fremden Modekrankheiten so lange wie bei uns. Zwar hat später der Hallesche Schulrektor Chr. Weise († 1708) diese Sprachbesserer bissig verspottet[1], die noch daneben süßliches ausländisches Wesen, galante Verdorbenheit und nichtssagende Schäferpoesie einführten. Aber Weise war kein Molière oder Shakespeare, die mit den „Lächerlichen Zierpuppen" oder der „Vergebenen Liebesmüh" solchen Unsinn erfolgreicher bekämpften.

Es ist verständlich, daß der lange Krieg und die Nachahmung fremder Art auch die Sittenlosigkeit in Deutschland förderten. Sie spiegelte sich verzerrt in einem großen Teile der Dichtung wider. Und so wäre denn das geistige Bild des 17. Jahrhunderts völlig abstoßend, wenn nicht ein paar Lichter aus der trüben Dämmerung hervorleuchteten. Neben einer Kraftgestalt wie Grimmelshausen sehen wir eine ernste Begabung bei A. Gryphius, der wahres Gefühl und einen derb-realistischen Humor in sich vereinigt. Und wir merken auch, daß die deutsche Gemütstiefe nicht völlig unter der Asche des Kriegsbrandes verschüttet lag, besonders bei den religiösen Dichtern, Katholiken wie Protestanten, die sich Innigkeit und Innerlichkeit bewahrt hatten und überwiegend in den Bahnen mystischer Empfindungen bewegten. Aus ihnen begann gegen Ende dieses Zeitabschnittes der Pietismus sich zu entwickeln.

## § 7. Die erste schlesische Dichterschule.

**Martin Opitz** (später unter dem Namen „von Boberfeld" geadelt), geb. 1597 zu Bunzlau in Schlesien, gest. nach einem wechselvollen Leben zu Danzig 1639 an der Pest, galt fast ein Jahrhundert lang als das nachzuahmende Vorbild und führte lange Zeit den Ehrennamen „Vater der neueren deutschen Dichtkunst". Er gehörte als „der Gekrönte" auch dem Palmenorden an. Trotz der großen Bewunderung, die man ihm zu seinen Lebzeiten wegen seiner Gesellschaftslieder, Gelegenheitsgedichte, Lehrdichtungen und Singspiele widmete, war er kein Dichter, sondern ein sprachkundiger und formgewandter Nachahmer, der das aus dem Französischen, Italienischen und Niederländischen Entlehnte verständlich und richtig darzubieten verstand, dadurch aber zugleich der deutschen Dichtung nationale Stoffe vorenthielt. Aber dennoch spielt er eine große Rolle in der deutschen Literatur. Denn durch sein 1624 erschienenes „Buch von der Teutschen Poeterey" wurde er für mehr als ein Jahrhundert der Gesetzgeber für die Dichtkunst.

[1] In der satirischen Erzählung „Die drei ärgsten Erznarren des heiligen römischen Reiches". Weise war auch ein fruchtbarer Dramatiker, der über 100 Dramen, namentlich Schulkomödien, schrieb, in denen er bei seinem Streben nach Einfachheit und Klarheit nicht selten in Nüchternheit und Trivialität verfiel.

Auch in diesem Buche ist er völlig vom Auslande abhängig. Fast für jeden Satz hat er Anleihen gemacht, so bei Aristoteles, Horaz, Vida, Scaliger, dem Franzosen du Bellay, dem Holländer Daniel Heinsius. Am meisten aber wurde er beeinflußt von Pierre Ronsard (1524—1585, Abrégé de l'art poétique), dem Haupt der sog. Pléiade (Dichterschule). Statt der antiken Vorbilder traten so unbemerkt die Franzosen und Holländer ein.

Opitz gab in seinem Werke die Grundlage zu der noch jetzt gültigen Prosodie und Metrik, indem er statt der in den letzten zwei Jahrhunderten geübten mechanischen Silbenzählung die Silbenmessung nach der Betonung einführte und so dem Verse einen Rhythmus gab: „Nachmals ist auch ein jeder vers ein iambicus oder trochaicus[1]; nicht zwar, das wir auff art der griechen vnd lateiner eine gewisse grösse der sylben können inn acht nemen; sondern das wir aus den accenten vnd dem thone erkennen, welche sylbe hoch vnd welche niedrig gesetzt soll werden." Es soll also nicht die Quantität der Silbe, wie bei den Alten, sondern ihre Qualität, ihre Betonung, maßgebend sein. So verbannte Opitz auch den seit fast einem Jahrtausend üblichen deutschen Kurzvers, der freilich schon lange zum formlosen „Knittelvers" geworden war. An seine Stelle ließ er den französischen, zwölfsilbigen Alexandriner[2] treten, der mit seinem eintönigen Leierkastentone bis Lessing das herrschende Versmaß blieb.

Neu führte Opitz in die deutsche Dichtung die auf Petrarca zurückgehende Form des Sonetts ein. Auch die Schäferdichtung verpflanzte er zuerst auf deutschen Boden, indem er in Nachahmung von des Engländers Sidney „Arcadia" die „Schäfferey von der Nimfen Hercinie" (1630) schrieb. Ebenso verschaffte er der italienischen Oper Eingang in Deutschland durch Übertragung der Singspiele „Dafne" (1627), zu dem sein Freund Schütz die Musik verfaßte, und „Judith". Er übertrug ferner Senecas „Trojanerinnen" und die „Antigone" des Sophokles. Sein bestes Werk ist das didaktische Gedicht „Zlatna oder von der Ruhe des Gemütes". Opitz spricht zwar in der Einleitung zu seiner „Poetik" den Satz aus, nur der könne Dichter sein, „welcher von natur selber hierzue geartet" sei, fügt aber hinzu, die Kenntnis der antiken Dichter sei unerläßlich, und rastlose Übung (nach seinem Buche!) und Fleiß könnten das Genie ersetzen. Damit verschaffte er zwar der deutschen Dichtkunst wieder Eingang in die gebildeten Kreise, ließ aber doch den Gedanken groß werden, daß jeder die Poesie erlernen könne. Und wirklich schrieb nun lange Zeit hindurch jeder Gedichte, der nur die Feder führen konnte.

### 1. Aus den „Poetischen Wäldern, Oden oder Gesängen".

Kompt, last vns ausspatziren,
Zu hören durch den Waldt
Die Vögel musiciren,
Daß Berg vnd Thal erschallt.

Wol dem, der frey kan singen,
Wie jhr, jhr Volck der Lufft;
Mag seine Stimme schwingen
Zu der, auff die er hofft.

---

[1] Nur diese beiden Versfüße ließ er gelten, den Daktylus verwarf er, weil er die Regelmäßigkeit des Wechsels von betonter und unbetonter Silbe unmöglich machte.

[2] So genannt, weil er sich in den großen, altfranzösischen Alexanderromanen durchsetzte. Der Alexandriner besteht aus sechs Jamben mit männlichem oder weiblichem Schluß und einer Diäresis in der Mitte: „Kein Vers ist in der Welt wie Alexanders Reih', Ist sie zur Hälfte da, gleich springt sie ganz herbei."

ICh werde nicht erhöret.
Schrey ich gleich ohne Rhu;
Die so mich singen lehret,
Stopfft selbst die Ohren zu.

Mehr wol dem, der frey lebet
Wie du, du leichte Schar,
In Trost und Angst nicht schwebet,
Ist ausser der Gefahr.

Ihr werdet zwar umbgangen,
Doch helt man euch in werth;
Ich bin von der gefangen,
Die meiner nicht begehrt.

Ihr könnt noch Mittel finden,
Entfliehen aus der Pein;
Sie muß noch mehr mich binden,
Sol ich erlöset seyn.

## 2. Aus dem Singspiel „Dafne".

### Der erste Act.

Der erste Hirt.

Unter diesem Schatten hier
Liegt das grimme Wunderthier;
Ihr Hirten weicht, geht weg, ihr Schäfferinnen.
Schaut, daß kein Ast sich nicht bewegt,
Daß kein Geräusche sich erregt,
Es wird sonst euer innen.

Der andere Hirt.

So müssen wir dann auß Gefahr
Die süssen Felder meyden
Und können unser Vieh und weissen Lämmer Schar
Nicht sicher weyden?

Der dritte Hirt.

O Jupiter, der du mit Donner-Flammen
Erschütterst See und Landt,
Nim deinen Pliz und Hagel gantz zusammen,
Beut her die starcke Hand!
Komm uns Armen doch zu Steuer[1]
Wider dieses Ungeheuer!

Der erste Hirt.

Umb diesen Wald und Schatten haben wir
Bißher gesehn das Blutgetränckte Thier.
Echo: Hier.
Wie, daß ich jetzund sicher bin?
Ist's weg, ist's anderswo dann hin?
Echo: Hin.
Ich weiß nit, wie ich doch dies Ebentheuer[2] deute.
Kömpt es ins künfftig auch noch wider für uns Leute?
Echo: Heute.
Ach! ach! wer dann tröstet mich,
Wann das Thier läsßet sehen sich?
Echo: Ich.
Wer bistu, welcher mir verheist so grosse Wonne?
O bester Trost, den je beschienen hat die Sonne!
Echo: Die Sonne.
Bist du der Gott auß Delos, welcher sich
Mir zeigen will? O Sonne, hör' ich dich?
Echo: Ich dich.
Du, du hast Pfeil' und Krafft; drumb steure der Gewalt
Der grimmen Bestien, o Phebus, also bald.
Echo: Bald.

Apollo.

So ist dann nun dem Drachen
Durch meines Bogens Macht
Gestillt der wilde Rachen?
Umbringt ihn nun die Nacht,
Der vor[3] die Pest der Erden,
Die Scheu der Menschen war?
Ihr, Hirten, bringt die Herden;
Ihr seydt nun auß Gefahr.
Ihr, Nymfen, windet Kräntze,
Hegt schöne Lobe-Täntze[4],
Kompt kühnlich in den Wald,
Singt, daß die Heyd' erschallt.
Das Thier wird nicht forthin
Die Lufft vergiften können
Und Kranckheit nach sich ziehn.
Erfrischet Hertz und Sinnen;
Die Wangen müssen nun euch nachmals nicht verbleichen,
Sie sollen Lilien und roten Rosen gleichen,
Denn die Schlang' ist umgebracht,
Die euch Kummer hat gemacht.

Chor der Hirten.

Du grosser Gott, der du den Feuer-Wagen
Rings umb den schönen Himmel führst,
Der du den Tag, so offt es pflegt zu tagen,
Mit einem güldnen Mantel ziehrst,
Daß der helle Schein sich dringet
Durch der finsteren Nächte Ruh,
Daß uns klares Liecht umbringet,
O Apollo, das machst du.

Daß auff den Frost diß grosse Rundt der Erden
Sein rauhes Winter-Kleyd ablegt;
Daß Wiesen, Feld und Wald verjünget werden,
Daß deß Geflügels Heer sich regt,
Daß sie in den Lüfften fliegen
Und uns lieblich singen zu,
Daß die Bäume Bletter kriegen,
O Apollo, das machst du.

[1] Hilfe. [2] Abenteuer. [3] vorher. [4] Ehrentänze.

Du Künste-Gott, du Artzt, du Traumaußleger,
Du Sängerfürst, du Krauspenhaar[1],
Du Immer-jung, du Meister aller Jäger,
Von dir kömpt alles gantz und gar;
Doch dein Pfeil und schneller Bogen,
Deines güldnen Köchers Pracht
Wird dem allen fürgezogen,
Was dich sonst berühmet macht.

Wer kondt' ohn dich, o Phebus, überwinden
Das wilde Gifft- und Flammen-Thier?
Komm, Cynthius, laß frische Kräntze binden
Umb deiner gelben Haare Ziehr;
Laß die Blumen, so wir haben,
Dir, o Vatter, lieber sein
Als der edlen Palmen Gaben
Und der Cedern reichen Schein.

An Martin Opitz schloß sich ein Kreis von Dichtern an, den man „Die erste schlesische Schule" zu nennen pflegt, weil die Mehrzahl aus dem Lande stammte, das bis in die neueste Zeit der Literatur so viele tüchtige Männer geschenkt hat. Nur wenige von den „Opitz-Jüngern" sind erwähnenswert. Da ist zunächst **Friedrich von Logau** (1604—1655), Rat des Herzogs Ludwig von Liegnitz-Brieg. Er ist ein echter Dichter, der nicht wie die meisten seiner Zeitgenossen um den Sold der Höfe oder die Gunst der Menge buhlte. Er gab unter dem Namen Salomon von Golaw eine Sammlung von 3533 „Sinngedichten" (Epigrammen) heraus, die großenteils voll poetischen Gefühls, mit sittlichem Ernst und oft herber Satire sich gegen die Entartung seiner Zeit, die zügellose Soldateska, Sittenlosigkeit, Französelei, à la mode-Wesen wenden. Aber auch aus dem gesamten Umkreis des häuslichen und kirchlichen Lebens schöpfte er den Stoff. Wohltuend ist ihre knappe Kürze gegenüber der Weitschweifigkeit seiner Zeitgenossen. Erst durch Lessing und Ramler (Neuausgabe 1759) ist er gebührend gewürdigt worden.

## Aus den „Sinngedichten".

### 1. Freundschaft mit Gott.

Wenn ein Mensch mit Gott gut steht,
Der steht wol, wenns übel geht,
Denn er kann die höchsten Gaben,
Vater, Bruder, Tröster haben.

### 2. Deutschland.

Deutschland, bey der alten Zeit
War ein Stand der Redligkeit;
Ist jetzt worden ein Gemach,
Drinnen Laster, Schand vnd Schmach;
Was auch sonsten auß- man fegt,
Andre Völcker abgelegt.

### 3. Frankreich.

Frankreich hat es weit gebracht; Frankreich kan es schaffen,
Daß so manches Land vnd Volck wird zu seinen Affen.

### 4. Fremde Tracht.

Alamode-Kleider, Alamode-Sinnen;
Wie sichs wandelt aussen, wandelt sichs auch innen.

### 5. Weinfreundschaft.

Die Freundschaft, die der Wein gemacht,
Wirkt, wie der Wein, nur eine Nacht.

### 6. Geld.

Wozu ist Geld doch gut?
Wer's nicht hat, hat nicht Mut;
Wer's hat, hat Sorgligkeit;
Wer's hat gehabt, hat Leid.

### 7. Hoffnung und Geduld.

Hoffnung ist ein fester Stab
Vnd Geduld ein Reisekleid,
Da man mit durch Welt vnd Grab
Wandert in die Ewigkeit.

### 8. Die beste Arznei.

Freude, Mäßigkeit vnd Ruh'
Schleußt dem Arzt die Thüre zu.

[1] Lockenhaar.

### 9. Die deutsche Sprache.

Kan die Deutsche Sprache schnauben, schnarchen, poltern, donnern, krachen,
Kan sie doch auch spielen, scherzen, liebeln, gütteln [1], kürmeln [2], lachen.

### 10. Göttliche Rache.

Gottes Mühlen mahlen langsam, mahlen aber trefflich klein;
Ob auß Langmut er sich seumet, bringt mit Schärff' er alles ein.

**Paul Fleming**, geb. 1609 zu Hartenstein im Voigtlande, nahm als Student der Medizin an einer Gesandtschaftsreise nach Moskau und Persien teil und starb als Arzt schon 1640 zu Hamburg. Unter seinen zahlreichen Gedichten findet sich viel Minderwertiges, aber auch manche Probe echter Lyrik; alle aber atmen Selbstbewußtsein, edle Gesinnung und charaktervolle Gemütstiefe. Wie Opitz hat er viele Gedichte aus fremden Sprachen übersetzt. Auch die Vorliebe für das in Alexandrinern abgefaßte Sonett teilte er mit ihm. Besonders bekannt ist sein Reiselied „In allen meinen Taten Laß' ich den Höchsten raten" (nach dem 6. Psalm), das ins evangelische Gesangbuch Aufnahme gefunden hat.

### 1. Das treue Herz.

Ein getreues Hertze wissen
Hat des höchsten Schatzes Preiß;
Der ist selig zu begrüssen,
Der ein treues Hertze weiß.
Mir ist wol bey höchstem Schmertze,
Denn ich weiß ein treues Hertze.

Läufft das Glücke gleich zu zeiten
Anders als man wil und meint,
Ein getreues Hertz' hilfft streiten
Wieder alles, was ist feind.
Mir ist wol bey höchstem Schmertze,
Denn ich weiß ein treues Hertze.

Sein Vergnügen steht alleine
In des andern Redligkeit,
Hält des andern Noth für seine,
Weicht nicht, auch bey böser Zeit.
Mir ist wol bey höchstem Schmertze,
Denn ich weiß ein treues Hertze.

Gunst, die kehrt sich nach dem Glücke,
Geld und Reichthum, das zerstäubt,
Schönheit läßt uns bald zurücke;
Ein getreues Hertze bleibt.
Mir ist wol bey höchstem Schmertze,
Denn ich weiß ein treues Hertze.

Eins ist da seyn, und geschieden;
Ein getreues Hertze hält,
Giebt sich allezeit zufrieden,
Steht auf, wenn es niederfällt.
Ich bin froh bey höchstem Schmertze,
Denn ich weiß ein treues Hertze.

Nichts ist süßers als zwey Treue,
Wenn sie eines worden seyn.
Diß ists, daß ich mich erfreue,
Und sie giebt ihr Ja auch drein.
Wir ist wol bey höchstem Schmertze,
Denn ich weiß ein treues Hertze.

### 2. Abschied.

Ist mein Schicksal gleich gesonnen,
mich zu führen weit von dir,
o du Sonne meiner Wonnen,
so verbleibst du doch in mir.
Du in mir vnd ich in dir,
sind beisammen für vnd für.

Überstehe diese Stunden,
Schwester, vnd sey unverwandt.
Ich verbleibe dir verbunden,
vnd du bist mein festes Band.
Meines Herzens Trost bist du
vnd mein eigen Herz dazu.

Ihr, ihr Träume, sollt indessen
unter uns das Beste tun,
Herz, kein Schlaf soll dein vergessen,
ohne mich sollst du nicht ruhn,
daß die süße Nacht ersetzt,
was der trübe Tag verletzt.

[1] freundlich reden. [2] lallen.

**3. An sich.** (Aus den „Sonetten".)

Sey dennoch unverzagt. Gieb dennoch unverlohren.
Weich keinem Glücke nicht. Steh höher als der Neid
Vergnüge dich an dir und acht es für kein Leid,
Hat sich gleich wider dich Glück, Ort und Zeit verschworen.

Was dich betrübt und labt, halt alles für erkohren.
Nim dein Verhängnüß an. Laß alles unbereut.
Thu, was getan muß seyn, und eh man dirs gebeut.
Was du noch hoffen kanst, das wird noch stets gebohren.

Was klagt, was lobt man doch? Sein Unglück und sein Glücke
Ist ihm ein ieder selbst. Schau alle Sachen an.
Diß alles ist in dir, laß deinen eitlen Wahn,

Und eh du förder gehst, so geh in dich zurücke.
Wer sein selbst Meister ist und sich beherschen kan,
Dem ist die weite Welt und alles unterthan.

Auch **Simon Dach** (1605—1659), Professor zu Königsberg, schloß sich mit seinen Freunden an Opitz an; doch bewahrte die dort gegründete „Musikalische Kürbshütte" ihm gegenüber eine größere Selbständigkeit. Musikalisch ist wirklich der Rhythmus seiner Lieder, so in dem im ganzen trockenen, aber auch heute noch gesungenen „Lied der Freundschaft":

„Der Mensch hat nichts so eigen,
So wohl steht ihm nichts an,
Als daß er Treu' erzeigen
Und Freundschaft halten kann. . . ."

Unvergänglich aber an Innigkeit und Wahrheit der Empfindung ist das in samländischer Mundart geschriebene und von Herder verdeutschte Volkslied, das heute noch in aller Munde ist:

„Anke von Tharaw öß, de my geföllt,
Se öß mihn Lewen, mihn Goet on mihn Gölt. . . ."

Noch selbständiger, aber auch weitaus begabter ist **Andreas Gryphius**, eigentlich Greif (geb. in Shakespeares Todesjahr 1616 zu Glogau, gest. daselbst als Syndikus nach einem schicksalsvollen Leben 1664, hundert Jahre nach Shakespeares Geburt). Vielfach gebildet durch zahlreiche Reisen und voll tiefen Gefühls und echter Empfindung, hätte er in günstigen Zeiten zweifellos Großes geleistet. Seine lyrischen Gedichte sind auf einen düstern Ton gestimmt und malen mit Vorliebe Todesszenen aus. Bekannt ist sein Lied Vanitas! Vanitatum Vanitas!:

„Die Herrlichkeit der Erden
Muß Staub und Aschen werden,
Kein Fels, kein Ertz kan stehn."

Seine Haupttätigkeit aber widmete er dem Drama. Er schrieb fünf Trauerspiele in gereimten Alexandrinern, von denen „Leo Armenius" und „Die ermordete Majestät oder Carolus Stuardus" noch die besten sind. Er bewegte sich darin in den Bahnen des bedeutendsten holländischen Dichters Joost van den Vondel (1587—1679), dessen Stücke wie die der Franzosen den falsch verstandenen aristotelischen Regeln folgen. Er führte auch den Chor ein, den er „Reyen" nannte. Für uns sind diese Tragödien ungenießbar wegen ihres bombastisch aufgeblasenen Tones, des hohlen Pathos und der bluttriefenden

Handlung, in der er dem Geschmacke der Zeit mit ihren „Haupt- und Staatsaktionen" entgegenkam und wahrhaft erhaben zu wirken glaubte. Literarisch interessant ist der erste Versuch eines bürgerlichen Trauerspiels „Cardenio und Celinde", in dem er das Motiv unglücklicher Liebe behandelt. Später haben es Arnim („Halle und Jerusalem") und Immermann erneuert.

Weit bedeutender sind seine Lustspiele, die, der düstern Weltanschauung des Dichters zum Trotz, voll köstlichen Humors und packender Satire sind. So schrieb er in Anlehnung an eine holländische Bearbeitung des Zwischenspiels aus Shakespeares „Sommernachtstraum" die Absurda Comica oder „Herr Peter Squentz, Schimpff-Spiel". Er verspottet darin die Sucht der ehrsamen Handwerker einer Kleinstadt, sich im Theaterspielen großzutun[1]. Im „Horribilicribrifax" geißelt er die Großsprecherei der Bramarbasse des Dreißigjährigen Krieges, die Sprachmengerei, die Verrohung der Nachkriegszeit, wie es einst Terenz in seinem Miles gloriosus getan hatte. Das beste seiner Stücke ist das in schlesischer Mundart geschriebene, von echter Empfindung und fröhlicher Laune erfüllte Bauernspiel „Die geliebte Dornrose".

## Aus „Herr Peter Squentz".

(Mehrere Handwerker führen unter Leitung des Schreibers und Schulmeisters zu Rumpelskirchen, Herrn Peter Squentz, „eine jämmerlich schöne Comoedi": „Piramus und Thisbe" auf. Die Zuschauer sind: der König Theodorus, Serenus der Prinz, Cassandra die Königin, Violandra die Prinzessin, Eubulus der Marschalk.)

Thisbe.
(Meister Klotz-George, Spulenmacher.)

Gott lob, die süsse Nacht ist nun kommen!
O, hätt' ich doch nun meinen Piramus vernommen!
Wo find ich ihn? wo ist er hin?
Nach ihm steht all mein Hertz und Sinn.
Ey Piramus mein Auffenthalt[2],
Ey, bleib nicht lange! kom nur bald!
Bey diesem Brunnen wird er erscheinen,
Noch eher als man sol vermeinen.
Ich wil mich hier was niedersetzen
Vnd mich mit stiller Ruh ergetzen.
Hilff Gott, was seh ich hier vor mir?
Ein grimmer Löw, ein böses Thier!

(Der Löwe fänget an zu mauen wie eine Katze.)

Hier bleib ich nicht, es ist Zeit lauffen!
O Himmel, ich fall über den hauffen!
O lieber Löwe, laß mich leben!
Ich wil dir gerne meine Schaube[3] geben.

(Sie wil die Schaube wegwerffen, kan aber nicht, weil sie zu feste angebunden; als sie endlich die Bänder zurissen, schlägt sie den Löwen umb den Kopff und laufft davon schreyend:)

O weh, O weh! Wie bang ist mir!
O hätt ich nur ein Trünncklein Bier,
Mein mattes Hertz damit zu laben,
Mir ist, als wer ich schon begraben.

(Thisbe entlaufft, der Löwe stehet auff, nimt die grüne Decke gleich einem Mantel umb die Achsel und die Schaube in die Hand und tritt neben den Monden.)

M. Kricks. (Schmied, der Mond.)

Löwe, du möchtest nun wol hinein gehen.
Weist du nicht, das Herr Peter Squentz gesaget, es stehe seltzam und Bärenhäuterisch, wenn die Comödianten auff der Bühne stehen, selber zu sehen und Affen feyl haben wollen?

M. Klipperling. (Tischler, der Löwe.)

Nein schau! was ist dir daran gelegen?
Dir zu trotz will ich hier stehen!

M. Kricks.

Gehe vor den Hencker hinein, oder ich will dir Beine machen.

M. Klipperling.

Du lahmer Frantzösischer Schmied! Du wilst mir Beine machen? Ich sehe der Comödi so gerne zu als du oder ein anderer, trotz dir gesaget!

M. Lollinger. (Leineweber und Meistersänger, der Brunn.)

Haltet, haltet stille! Ihr werdet mich umbstossen und mir das Wasser gar verschütten!

M. Kricks.

Was ist daran gelegen?

(Der Mond schlägt dem Löwen die Laterne umb den Kopff, der Löwe erwischet den Monden bei den Haaren, in diesem Getümmel werffen sie den Brunnen umb

[1] Der Stoff stammt aus Shakespeares „Sommernachtstraum"; Gryphius kannte aber nur eine holländische Bearbeitung, die auf Grund einer englischen Vorlage allein die Rüpelszenen behandelte. [2] Zuflucht, Trost. [3] Weiter Mantel (vgl. Joppe).

und zerbrechen ihm den Krug, der Brunn schläget beyden die Schärben umb die Ohren. P. Squentz wil Fride machen, wird aber von allen dreyen darnieder gerissen und bekommt sein theil Schläge auch darvon.)

M. Lollinger.

Ey, es ist schade umb meinen schönen Topff, er kostet mich 8. weisse Groschen und 3. Heller.

P. Squentz.

Friede, Friede, Pax vobis! schämet ihr euch nicht? Haltet inn, haltet inn! Meister Mondenschein, lasset gehen! Meister Brunn, stehet auff! Haltet inn, sage ich, wer nicht auffhöret, sol keinen Heller bekommen. Schämet euch doch vor ehrlichen Leuten! Meister Löwe von hir, von hir! Meister Mondenschein, tretet wieder in die Ordnung. Thisbe, holet einen andern Krug heraus. Meister Mondenschein, lauffet geschwinde und zündet das Liecht wieder an. Das war eine erschreckliche Sau[1]!

Serenus.

Der Mond hat den Löwen ziemlich beleuchtet; ich halte[2], er werde morgen braun und blau außsehen.

Eubulus.

Der Monde ist in dem Zeichen des Löwen gewesen und wird vielleicht auch nicht leer außgegangen sein.

Violandra.

Es ist eine erschreckliche Monden Finsternüß in dem Löwen gewesen. Wir möchten wissen, was sie bedeuten würde.

P. Squentz.

Was sol sie bedeuten? Den Teuffel den elenden! und gutte Schläge.

Theodorus.

Wie ists, Herr Squentz? Wo bleiben die Personen? Wird niemand mehr hervor kommen?

P. Squentz.

Ho Piramus! Piramus, Piramus ho! Machet doch fort, wir müssen den König nicht warten lassen wie einen Narren.

Thisbe.

Piramus ist nicht hier. Er ist hinunter gegangen und hat nur einmal trincken wollen. Darzu rieß es ihn so sehr im Leibe.

P. Squentz.

Das wird wieder eine rechte Sau werden. Ey, hertzer lieber Herr König, habt mirs doch nicht vor übel, ihr sehet ja, daß es meine Schuld nicht sey. Herein, Piramus! Daß euch der Geyer wieder hinaus führe!

Piramus.

(Pickelhäring, des Königs lustiger Rat, kommt, findet den blutigen Mantel, verzweifelt und will sich töten.)

Ey, was werd ich nun erdencken?
Ich werde mich für Angst erhencken!
Ey nein, der Strick ist viel zu teur,
Der Hanff ist nicht gerahten heur.
O, hätt ich meinen Degen bey mir,
Mein Bauch, den wolt ich geben dir.
Die Liebe hat mich so besessen,
Daß ich mein Schwerdt daheim vergessen.
Ich mag doch länger nicht hie bleiben,
Ich werde mich gewiß entleiben.
Ich lauffe mit dem Kopffe wider die Wand
Oder ersteche mich mit der Hand.

(Er laufft und fällt über seinen Degen.)

Nein, lieber[3], sich! was sol das seyn?
Hab ich doch hier das Schwerdte mein.
Allons! nun ists mit mir gethan.
Mein lieber Hals, du must daran.
Ey, es ist warlich schad umb mich,
Frisch auff, mein Hertz, und dich erstich.

(Er zeucht den Degen aus, wendet sich gegen den Zusehern und spricht:)

Erschrecket nicht, lieben Leute, ich ersteche mich nicht recht, es ist nur Spiel. Wer es nicht sehen kan, der gehe hinaus oder mache die Augen zu, biß ich die schreckliche That verrichtet habe.

Nun gesegne dich Gott, trincken und essen,
Ihr Byrnen und ihr Aepffel, ich muß euer vergessen!
Ade, Ade, all alt und jung,
Der Todt thut nach mir einen Sprung.
Gesegn' euch Gott, klein und groß,
Der Todt gibt mir itzt einen Stoß.

(Er ziehlet eine lange weile mit dem Degen, hernach wendet er sich zu den Zuhörern und spricht:)

Ey, lieber, fürchtet doch euch nicht so, es hat nichts zu bedeuten. Seht, ich wil mich nur mit dem Knopffe erstechen.

(Hernach macht er das Wambst auff, setzet den Knopff an die Brust, die Spitze an die Bühne, fällt nieder, stehet hernach wieder auff, laufft umb das gantze Theatrum herumb und fanget an:)

Nun hab ich mich gethan vom Brod.
Seht, lieber, seht, ich bin stein tod.
Ach, wie wird Thisbe mich beklagen!
Ey, lieber, lassts ihr doch nicht sagen.
Ade, mein leben hat ein End,
Hie fall ich auff Bauch, Kopff und Händ.

(Er fället wieder nieder, heulet eine lange weile, verkehret die Augen im Kopff und schweiget endlich; der Monden leschet sein Licht aus.)

[1] Fehler im Spiel. Beim Schützenfest erhielt der schlechteste Schütze als Spottpreis eine Sau. (In der Studentensprache bedeutet „Sau“ umgekehrt „Glück“, weil auf alten Kartenspielen das As eine Sau zeigte.) [2] Ich halte dafür, glaube. [3] bitte (quæso).

Theodorus.

Das ist ein erschrecklicher Tod; wer ihn nur recht beweinen könte.

Thisbe.

Sage, Mond, wo ist dein güldner Schein hinkommen?
Wie hast du so sehr abgenommen?
Vorhin wareſt du lieblich und klar,
Itzt bist du finster gantz und gar.
Wo werd ich den Piramus finden?
Ich seh ihn noch nicht dort bahinden;
Ich habe mich so müde gelauffen,
Mich dürst so; möcht ich nur eins sauffen!
Ich wil ihn suchen in dem Graß
Dort bey dem Brunn; was ist das?

(Sie fället über Piramum, steht auff und besihet ihn.)

Hilff Gott! Es ist mein Piramus!
Ich wil ihm stehlen einen Kuß,
Dieweil er schläfft in dieser Ecken
Vnd sich ins grüne Graß thut strecken.
So kan ich sagen unverholen,
Daß ich ihm einen Schmätzerling abgestohlen.

(Sie küsset ihn. Piramus schnappet nach ihr mit dem Maul.)

Schaut, lieber, wie ist er so kalt,
Vnd hat so eine bleiche Gestalt!
Schaut, wie ihm hangt der Hals und Kopff —
Ach, er ist todt, der arme Tropff!
Ey, Lieber, er hat sich erstochen!
Fürwar, ich hab es wol gerochen,
Ach, ach, ach, ach, was fang ich an?
Ach, Thisbe, was hast du gethan?
Die Haar wil ich außrauffen mir

(Sie greifft unter die Armen — — ridet.)

Vnd dich beweinen für und für.
O Piramus, du edler Ritter,
Du allerschönster Muscowitter,
Ey Piramus, bist du denn todt?
Ey, sage mir doch für der letzten Noth
Nur noch ein einiges Wörtlein.

Piramus.

Ich habe nichts mehr in meinem Zedelein[1].

Violandra.

Das gehet noch wol hin, wenn die Todten reden können.

P. Squentz.

Beym S. Stentzel, Piramus! Ihr seyd ja todt. Schämet euch für dem Teuffel! Ihr müßt nichts sagen, sondern stille liegen wie eine todte Sau.

Piramus.

Ja, ja, ja, ich wil's schon machen!

Thisbe.

Was mach ich denn nu auff der Welt?
Ich achte nun kein Gutt und Geld.
Ich werde mich wol auch erstechen
Oder mir ja den Hals entzwey brechen.
O, hätt ich nur den Pfeil allhie!
Ich stäche mir den in die Knie;
Doch er ist weit daheim im Schmeer[2].
Schaut, hier liegt Piramus Gewehr.
Gutte Nacht, liebes Mütterlein,
Es muß einmal gestorben seyn;
Gute Nacht, lieber alter Vater,
Ihr allerschönster grauer Kater.
Mein Piramus, ich folge dir,
Wir bleiben beysammen für und für!
Ade, mein liebes Mäuselein,
Ich steche mich in mein Hertzhäuselein.

(Sie sticht sich mit dem Degen unter den Rock, wirfft hernach den Degen weg und fällt auf Piramum, spricht:)

Schaut alle, nun bin ich verschieden
Vnd lieg' allhier und schlaff' im Frieden.

Cassandra.

Erbärmlicher Zufall, ich habe gelacht, daß mir die Augen übergehen.

Violandra.

Wer wird denn die Todten begraben?

Piramus.

Wenn die Comœdianten abgegangen sind, wil ich Thisben selber wegtragen.

(Der Mond und Brunnen gehen stille davon. Piramus stehet auff. Thisbe springet ihm auff die Achseln. Piramus trägt sie mit hinweg.)

P. Squentz.

Vorhin war ich ein Prologus,
Itzund bin ich der Epilogus.
Hiermit endt sich die schöne Comœdie,
Oder, wie mans heist, die Tragœdie,
Darauß ihr alle solt nehmen an
Lehr, Trost und Warnung, jederman.
Lernet hieraus, wie gut es sey,
Daß man von Liebe bleibe frey.
Lernet auch, wenn ihr habt eine Wund,
So ziht den Pfeil hinauß zur stund;
Und stecket ihn in eine Pechmeste[3],
So heilt es bald, ihr lieben Gäste.
Das ist fürwar ein schöne Lehr.
Ey, lieber, sagt, was wolt ihr mehr?
Doch tröstet euch, daß es sey schön,
Wenn man die Todten siht auffstehn.
Weiter sol sich auch niemands wundern,
Das Mond, Löw und auch Brunn besondern
In diesem Spiel haben geredt.
Mit wolbedacht man dieses thät.

[1] Zettelchen, Papierstreifchen. [2] Fett. [3] Meste ist die Bezeichnung eines Trockenmaßes, dann, wie an unserer Stelle, eines Gefäßes (vgl. Metze). Pechmeste ist das hölzerne Gefäß der Fuhrleute für die Wagenschmiere.

Der Kirchen-Lehrer Æsopus spricht,
Daß ein Topff zu dem Topff sich gericht[1]
Vnd ihm Gesellschafft angetragen;
Aber der eine wolts nicht wagen.
Auch narriret[2] der Löw den Schafen
Vnd thut sie umb Muthwillen straffen;
Derhalben kan es gar wol seyn,
Daß hier redet Löw und Brunnen fein.
Daß wir es so getichtet haben,
Daß ein Todter den andern begraben,
Dasselbe ist geschehen mit Fleiß.
Mercket hievon, was ich weiß:
Ein Christe trug einen todten Juden,
Den sie ihm auf die Schulter luden;
Vnd als er nun ging seinen Weg,
Kam er zu einem engen Steg.
Beim selben stund ein tiefer Brunn;
Der Christ war heiß vom Jud und Sonn,
Drumb wolt er trincken frisches Wasser;
Aber der Jude, der lose Prasser,
Vberwug und zog so fein
Den Christen mit inn Brunnen nein.
So hat der todte Jude begraben
Den lebendigen Christen-Knaben.
Drumb glaubt, daß man es wol erlebt,
Daß ein Todter den andern begräbt,
Es sey Winter, Sommer oder Lentz,

Wündscht euch zu guter Nacht der Schulmeister und Kirchschreiber zu Rumpels-Kirchen, Herr Peter Squentz.
Telos, Amen, dixi, finis, Ende.

Theodorus.

So hat nun diese Tragœdie ein Ende?

P. Squentz.

Ja, Woledelgeborner Herr König, und mangelt nichts mehr als das Trancgeld.

Theodorus.

Nun, wir wollen sehen, wie der Sachen zu rathen. Lasset uns hören, wie viel Säu ihr gemacht in eurer Tragœdie.

P. Squentz.

Herr König, ich weiß nicht, wie viel ihr gezehlet habet. Ich kam mit der Rechnung biß auff zehen.

Theodorus.

Was kostet eine Sau, so groß als ihr, in eurem Dorffe?

P. Squentz.

Eine Sau? Eine Sau, so groß als ich? Die kostet, laß schauen, wie viel giebet man vor eine Sau? Zwölffe, auch 15. gute Gülden.

Theodorus.

Nun saget mir: zehnmal 15, wie viel macht das Gülden?

P. Squentz.

Bald, bald, verziehet! Ich wil es in die Regul detri setzen, eine Sau umb 15. Gülden, wie hoch kommen zehen Säue?

(Er schreibet mit Kreide auff die Bühne, hernach fanget er an:)

Auff den Füßen kommen sie.

Serenus.

Es fehlet nicht umb ein Haar; lehret ihr denn eure Schüler nicht rechnen?

P. Squentz.

Ja freylich! Wolweiser Juncker, vor wen sehet ihr mich an?

Serenus.

Was haltet ihr denn vor eine Weise?

P. Squentz.

Wenn sie können 1. mal 1. ist eins, und 2. mal 2. ist sieben, so gebe ich ihnen außgelernet und mache sie zu Rechenmeistern, so gut als Seckerwitz[3] und Adam Riese[4].

Serenus.

Diß müssen vortreffliche Leute werden.

P. Squentz.

So schlimm als kein Rentmeister.

Theodorus.

Wol, wol! Marschalck, man befehle dem Schatzmeister, daß man den Comœdianten so vielmal 15. Gülden gebe, als sie Säue gemacht.

P. Squentz.

Grossen danck, grossen danck, lieber Herr König! Hätten wir dieses gewüst, wir wolten mehr Säu gemachet haben Doch ich höre wol, wir bekommen nur Trancgeld für die Säu, und für die Comœdi nichts. Aber es schadet nicht. Wir sind hiermit wol vergnüget. Gute Nacht, Herr König. Gute Nacht, Frau Königin: gute Nacht, Juncker, gute Nacht, Jungfer, gute Nacht, ihr Herren alle mit einander! Nehmet vor dieses mahl mit unsern Säuen vor gut, auff ein andermahl wollen wir derer mehr machen, und so grosse, als der grösseste Bauer, der unter dem gantzen Hauffen gewesen.

Theodorus.

Kurtzweils genug vor diesen Abend; wir sind müder vom Lachen als vom Zusehen. Daß man die Fackeln anzünde und uns in das Zimmer begleite!

---

[1] sich gewandt habe. [2] Fremdwort vom lat. narrare, „erzählen". [3] Johann Seckerwitz, ein zu seiner Zeit hochangesehener Gelehrter und lateinischer Dichter, gest. als Professor in Greifswald 1583. [4] Adam Riese, bekannt durch sein Rechenbuch, Bergbeamter und Rechenmeister in Annaberg im sächsischen Erzgebirge, gest. 1559.

## § 8. Die zweite schlesische Dichterschule.

Gryphius' Trägödien stehen schon durchaus im Zeichen des Barocks. Hatten die Dichter der ersten schlesischen Schule vorzugsweise nach „Reinlichkeit" der Sprache und des Verses gestrebt, so suchten die der zweiten, die besonders das Drama und den Roman pflegten, im Gegensatze zu dieser trockenen Richtigkeit nach einer „Lieblichkeit" des Ausdrucks, die sie namentlich auch durch Häufung von „durchdringenden, löblichen" Beiwörtern zu erreichen wähnten. Ihre Trauerspiele handeln nur von Fürsten und andern hochgestellten Personen; die dürftige Handlung wird überwuchert von dem leeren Wortgepränge und erstirbt in Wollust und gräßlicher Grausamkeit. Als Probe der Sprache diene der Beginn eines Schlachtberichts aus dem „besten" Drama Lohensteins „Ibrahim Bassa" in gereimten Alexandrinern:

„Großmächtigster Monarch, der Donner herber Rache,
Des rechten Himmels Schluß, der für den Sultan wache
Und seine Hoheit hält, der für des Oßmanns Kron
Selbst-selbst zu Felde zeucht, hat den verwegnen Hohn
Des frechen Ibrahims durch seinen Knecht gerochen,
Durch Nathans strengen Arm. . . ."

Aber nicht nur der Schwulst der Sprache kennzeichnet die literarische Barockzeit. Auch der Verfall der Sitten. Denn ihre Vertreter gefielen sich in der Ausmalung des Grobsinnlichen, und die Lüsternheit des Inhalts wurde ebenso zur Mode wie die „Zierlichkeit" des Stils.

Die beiden Hauptvertreter dieser Schule sind **Christian Hofmann von Hofmannswaldau** (geb. zu Breslau 1617, gest. dortselbst 1679 als kaiserlicher Rat) und Daniel Casper von Lohenstein (geb. 1635 zu Nimptsch in Schlesien, gest. 1683 als kaiserlicher Rat zu Breslau). Des Erstgenannten Gedichte sind „Erotische Lieder" und „Heldenbriefe". Unausstehlich ist seine scherzhafte Behandlung ernster Dinge, z. B. in spaßhaften Grabschriften. Unter seinen zahllosen Versen befinden sich hie und da auch recht empfundene in schlichterer Sprache.

### 1. Abriß eines falschen Freundes.

Was ist doch ingemein ein Freund in dieser Welt?
Ein Spiegel, der vergröst und fälschlich schöner machet,
Ein Pfennig, der nicht Strich[1] und nicht Gewichte hält,
Ein Wesen, so aus Zorn und bittrer Galle lachet,
Ein Strauchstern[2], dessen Glantz uns Schand und Schaden bringt,
Ein Glas, an Tituln[3] gut und doch mit Gifft gefüllet,
Ein Dolch, der schreckend ist und uns zum Hertzen dringt,
Ein Heilbrun (wie er heist), aus dem Verderben quillet,
Ein Goldgestrickter Strang, der uns die Gurgel bricht,
Ein Freund, der ohngefahr das Hertze hat verlohren,
Ein Honigwurm[4], der stets mit süßem Stachel sticht,
Ein weisses Hennen-Ey, das Drachen hat gebohren,
Ein falscher Crocodil, der weinend uns zerreißt,
Ein recht Sirenenweib, das singend uns erträncket,
Ein Safft, der lieblich reucht und doch die Haut durchbeist,
Ein Mann, der uns umhalst, wenn seine Hand uns hencket,
Ein Gifftbaum voller Bluth, ein Moloch Musicant[5],

[1] Auf dem Probierstein. [2] Komet. [3] Aufschriften. [4] Biene. [5] Einer, der zu den greulichen Molochfesten der Kanaaniten und Karthager, wobei Menschenopfer stattfanden, Musik macht.

Ein übergoldte Perl, ein Lock-Aas zu den Nöthen,
Ein Apfel von Damasc'[1], ein falscher Diamant,
Ein überzuckert Gifft, ein Irrlicht, uns zu tödten,
Ein Pfeifer in den Garn[2], ein Spötter unser Pein,
Ein göldner Urtels Tisch und eine faule Stütze,
Ein Zeug, der bald verschleißt, ein ungegründter Schein,
Dem Teuffel allzusehr, dem Menschen wenig nütze.

### 2. Wo sind die Stunden?

Wo sind die Stunden
der süßen Zeit,
da ich zuerst empfunden,
wie deine Lieblichkeit
mich dir verbunden?
Sie sind verrauscht, es bleibet doch dabei,
daß alle Lust vergänglich sei.

Ich schwamm in Freude;
der Liebe Hand
spann mir ein Kleid von Seide.
Das Blatt hat sich gewandt,
Ich geh im Leide,
ich mein jetzund, daß Lieb und Sonnenschein
stets voller Angst und Wolken sein.

Noch niedriger steht **Daniel Casper von Lohenstein.** Ihm ist die Poesie Nebensache, die Polyhistorie[3] Hauptsache. Seine lyrischen Gedichte sind ungenießbar. Seine Tragödien, von denen „Sophonisbe" die beste ist, nähern sich dem französischen Kunstdrama. Sein Bestes leistete er im Roman (s. u.).

### Das von der Sonne gesungene Lob der Rose.

Diß ist die Königin der Blumen und Gewächse,
Des Himmels Braut, ein Schatz der Welt, der Sternen Kind,
Nach der die Liebe seufzt, ich Sonne selber lechze,
Weil ihre Krone Gold, die Blätter Sammet sind,
Ihr Stiel und Fuß Schmaragd, ihr Glantz Rubin beschämet,
Dem Safte Zucker weicht, der Farbe Schnecken Blut,
Weil ihr Geruch die Luft mit Balsame besämet,
Wenn der beliebte West ihr tausend Hold anthut.

— — — — — — — — — — — — — — —

Kurtz, sie ist ein Begriff der schönen Welt, ein Spiegel
Der Anmuth und der Lieb ihr wahres Ebenbild.
Der Dorn ist ihr Geschoß, die Blätter sind die Flügel,
Zur Fackel dient ihr Glantz, das Laubwerk ist ihr Schild.

— — — — — — — — — — — — — — —

Was aber wird das Lob der Rosen viel gesungen?
Kein Ruhm gleicht ihrem Werth, sie selbst ist schon ihr Preiß.
Die Red ist ihr Geruch, die Blätter sind die Zungen,
Dadurch sie sich allein recht auszustreichen weiß.

Auf dem gleichen moralischen Standpunkte stehen und ebenfalls geziert im Stil, wenn auch vorgeblich Anhänger Opitzens[4], sind die galanten **Schäferdichter** der Zeit, die manchmal die beiden „großen" Vorbilder an Lüsternheit noch übertreffen. Sie erscheinen immer in Verkleidung; die bürgerlichen Namen verschwinden, und Damon und Aminth, Filidor und Dafnis, Phyllis, Dosillchen, Barbille und Zelinde tändeln und lieben fern vom bürgerlichen

[1] Gemeint ist wohl die Frucht des am Toten Meer wachsenden Sodomsapfelbaumes (Calotropis gigantea). Seine apfelähnlichen Früchte zerplatzen bei dem geringsten Drucke, so daß man nur nichtige Fetzen in der Hand behält. [2] Lockvogel. [3] Vielwisserei. [4] So Arno Holz in „Daffnis":

„Also blas' ich als Damöte
Auf der teutschen Opitzflöte.
Zoilus, du feiger Wanst,
Tichte besser, wenn du kannst."

Dasein irgendwo in einem Arkadien. Diese Mode war weit widerstandsfähiger als das Barock; denn sie stand bereits unter dem Zeichen des spielerischen und sittenlosen Rokoko des 18. Jahrhunderts mit seiner künstlichen Natur und dauerte in Deutschland bis zum zweiten Drittel dieses Jahrhunderts, erhielt nochmals ihre feinste Blüte in Goethes „Laune des Verliebten", um dann vor der wahren Natur zu versinken, nicht ohne bei den Romantikern (Eichendorff!) noch leise, anmutige Nachwehen zu zeitigen.

## Jakob Schwieger.

(Geb. im 2. Viertel des 17. Jahrhunderts in Altona, gest. nach 1665.)

**Je schöner, je härter.** (Aus der „Geharnschten Venus".)

DJe Anmuth, Schönheit, Zierd' und Prangen,
das Purpur-blut der roten Wangen,
der Augen-blizz, der Stirne Glanz,
das Spiel der ziehenden Gebehrden,
der Gang, die Tracht sind himlisch ganz
und können nicht verschönert werden.

So lieblich sahe nie Dione[1],
wenn sie auff dem vergöldtem Trohne
in Paphos[2] Tempel Ehr' empfing.
Betracht' ich dein besüßtes Wesen,
so halt' ich für ein schlechtes Ding,
was ich von Helenen gelesen.

So kanstu die Vollkommenheiten
der Schönheit, Schöne, selbst bestreiten,
du ziehest aller Herzen an.
Wer dich beschauet sonder brennen
und Liebes-gluht, demselben kan
man einen Stein, nicht Mienschen nennen.

Wie heuffig aber dich mit Gaben
vor andern die Gebuhrt erhaben:
so kärglich ist dir mitgeteilt
Mit-Leiden, Trost und ein Gemühte,
daß eine wunde Seele heilt
durch Freundes Zuspruch, Gunst und Güte.

Der scharffe Fels der Diamanten
reicht seines Leibes rauhe Kanten
des Küssers Lippen willig dar.
Die Rose, von dem warmen Westen
getrieben, bükkt sich mit Gefahr
zu ihres Dornes wilden ästen.

Du, harte, läst dich nicht erweichen,
die minste Gegen-gunst zu reichen
behm, der in deinen Flammen queelt.
Wer dich erblikkt, ist ohne Leben,
ist sonder Geist und wird entseelt,
und du willst ihm kein Mittel geben.

So meinstu, du seyst dir gebohren,
seyst dir allein zum Zwekk erkohren,
warum wir auff der Erde seyn.
Kein Bild wird darum wohl gemahlet,
daß man es birget in den Schrein,
so wird die Arbeit nicht bezahlet.

Indehm man dich wie Göttlich preiset,
Pflicht, Ehr' und Demuht dir erweiset:
Sey, Schöne, drum nicht eben stolz,
Die Knie, so für Altären liegen,
pflegt man nicht für ein faules Holz,
für Götter Freundschafft nur zu biegen.

Die Grausamkeit und süsses lachen,
wie können die Verwandnüs machen
in einem schönem Angesicht'?
Entwehn dich, Kind, der Ernst-gebehrden,
so wird der schönen Schönheit Licht
noch tausendfach verschönert werden.

## § 9. Die geistliche Lyrik.

Fernab von dieser ungesunden und spielerischen Äußerlichkeit steht eine Reihe von Dichtern geistlicher Gesänge, die wahres Gefühl und gläubige Innigkeit mit poetischer Begeisterung verbinden. Die Protestanten bereicherten so ihr Kirchenliederbuch mit einer Reihe noch heute gesungener Lieder, deren Verfasser nur zum Teile bekannt sind. Der bedeutsamste und vielseitigste

[1] Aphrodite. [2] Paphos, Heiligtum der Aphrodite auf Kypros.

von allen ist **Paul Gerhardt**, geb. 1607 zu Gräfenhainichen bei Wittenberg, Propst zu Mittenwalde, dann Diakonus zu Berlin, wo er mit dem großen Kurfürsten wegen dessen Toleranzediktes in Streit geriet und seines Amtes entsetzt wurde, und zuletzt Archidiakonus zu Lübben; er starb 1676. Im Anschluß an die alte Hymnologie sang er in kindlichem, heiterem Gottvertrauen Lieder von tiefer Empfindung, die alle Seiten des Lebens mit religiöser Inbrunst umfassen („Geistliche Andachten").

### 1. Sommer-Gesang. (Gekürzt.)

Geh aus, mein Hertz, und suche Freud
In dieser lieben Sommerzeit
An deines Gottes Gaben;
Schau an der schönen Gärten Zier
Und siehe, wie sie mir und dir
Sich ausgeschmücket haben.

Die Bäume stehen voller Laub,
Das Erdreich decket seinen Staub
Mit einem grünen Kleide;
Narcissus und die Tulipan,
Die ziehen sich viel schöner an
Als Salomonis Seyde.

Die Lerche schwingt sich in die Lufft;
Das Täublein fleugt aus seiner Klufft
Und macht sich in die Wälder;
Die hochbegabte Nachtigall
Ergetzt und füllt mit ihrem Schall
Berg, Hügel, Thal und Felder.

Die Glukke führt ihr Völcklein aus;
Der Storch baut und bewohnt sein Haus;
Das Schwälblein speißt ihr Jungen;
Der schnelle Hirsch, das leichte Reh
Ist froh und kömmt aus seiner Höh'
Ins tiefste Graß gesprungen.

Die Bächlein rauschen in dem Sand
Und mahlen sich umb ihren Rand
Mit schatten-reichen Myrten;
Die Wiesen ligen hart dabey
Und klingen gantz von Lust-Geschrey
Der Schaff und ihrer Hirten.

Die unverdroßne Bienenschaar
Fleucht hin und her, sucht hie und dar
Ihr edle Honigspeise;
Des süssen Weinstocks starker Safft
Kriegt täglich neue Stärck und Krafft
In seinem schwachen Reise.

Der Weitzen wächset mit Gewalt;
Darüber jauchtzet Jung und Alt
Und rühmt die grosse Güte
Deß, der so überflüssig labt
Und mit so manchem Gut begabt
Das menschliche Gemühte.

Ich selbsten kan und mag nicht ruhn
Des grossen Gottes grosses Thun
Erweckt mir alle Sinnen;
Ich singe mit, wenn alles singt,
Und lasse, was dem Höchsten klingt,
Aus meinem Hertzen rinnen.

### 2. Abendlied. (Gekürzt.)

Nun ruhen alle Wälder,
Vieh, Menschen, Städt' und Felder,
Es schläfft die gantze Welt:
Ihr aber, meine Sinnen,
Auf, auf, ihr sollt beginnen,
Was eurem Schöpffer wolgefällt.

Der Tag ist nun vergangen,
Die güldnen Sternlein prangen
Am blauen Himmels-Saal:
Also werd ich auch stehen,
Wann wird mich heißen gehen
Mein Gott aus diesem Jammerthal.

Nun geht, ihr matten Glieder,
Geht, geht und legt euch nieder,
Der Betten ihr begehrt:
Es kommen Stund und Zeiten,
Da man euch wird bereiten
Zur Ruh ein Bettlein in der Erd.

Andere bekannte Lieder sind das Akrostichon auf das Psalmwort: „Befiehl dem Herren deine Wege und hoff' auf ihn, Er wird's wohl machen"; ferner: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt"; „Wach auf, mein Herz, und singe"; „Ich singe dir mit Herz und Mund"; Morgensegen („Die güldne Sonne"), und besonders das nach des hl. Bernhard von Clairvaux († 1153) Salve caput cruentatum gedichtete Passionslied „O Haupt voll Blut und Wunden".

Noch stärker und noch gemütstiefer wirkte sich das Empfinden auf katholischer Seite aus[1]. Auch hier entstanden zahlreiche Sammlungen von Liedern großenteils unbekannter Verfasser; viele davon werden heute noch gesungen. Mehr und mehr läßt sich dabei beobachten, wie die starke Innigkeit des religiösen Erlebnisses zu mystischer Versunkenheit in Gott sich steigert. Aber wie das auch beim protestantischen Pietismus später der Fall war, artete das rein Gefühlsmäßige vielfach in geschmacklose Übertragung sinnlicher Liebesempfindungen auf das Übersinnliche aus. Die Dogmatik verschwand dabei. „Alles Denken", so meint Silesius, „ist pure Intuition, die Vollendung ist Gott." Es bildete sich eine eigene mystische Terminologie aus.

In diesem Sinne könnte man **Friedrich v. Spee** geradezu einen geistlichen „Schäferdichter" nennen[2]. Er war geboren 1591 zu Kaiserswerth bei Düsseldorf. Im Jahre 1610 in Köln Jesuit geworden, als Seelsorger tätig in Paderborn, Köln, Wesel, Peine, Bamberg und Würzburg, wo er als Beichtvater viele unschuldige Opfer des Hexenwahns zum Feuertode geleiten mußte, starb er zu Trier 1635 an einem Fieber, das er sich durch aufopfernde Pflege der Kranken und Verwundeten bei der Belagerung der Stadt durch die Spanier zugezogen hatte. In Paderborn verfaßte er sein gegen das Unwesen der Hexenprozesse mutig sich richtendes, sehr wirkungsvolles Werk Cautio criminalis sive de processibus contra sagas liber (Rinteln 1631). Seine Gedichte erschienen nach seinem Tode 1649 in Köln unter dem Titel „Trutz-Nachtigal"[3]. Sie sind voll inniger, andächtiger Naturstimmung, nähern sich oft dem Volkstone[4] und atmen vielfach eine wahrhaft mystische Andacht. Episches findet sich in dem Buche kaum, außer einer Ballade „Poetisch Gesang von dem hl. Francisco Xavier der Gesellschaft Jesu, als er in Jappon schiffen wollte, allda die Heidnischen Völker zu bekehren".

### 1. Traursang von der Not Christi am Ölberg in dem Garten.

Bei stiller Nacht zur ersten Wacht
Ein Stimm sich gund[5] zu klagen;
Ich nahm in Acht, was die dann sagt,
That hin mit Augen schlagen.

Ein junges Blut, von Sitten gut,
Alleinig[6], ohn Gefährten,
In großer Not, fast halber todt,
Im Garten lag auf Erden.

Es war der liebe Gottessohn,
Sein Haupt er hatt in Armen,
Viel weiß- und bleicher als der Mon;
Ein Stein es möcht erbarmen.

„Ach, Vater, liebster Vater mein,
Und muß den Kelch ich trinken?
Und mags dann ja nit anders sein,
Mein Seel nit laß versinken!"

[1] Der bedeutendste Dichter dieser Zeit war eigentlich der schon erwähnte Jesuit Jacobus Balde (geb. 1604 zu Enfisheim im Elsaß, gest. 1668 zu Neuburg an der Donau), doch schreibt er leider meist in lateinischer Sprache. (Wo er sich auf deutsch versucht, ist er recht schwerfällig.) Bei ihm blüht die Marienverehrung, die bei F. v. Spee fehlt („Ehrenpreiß der allerseeligsten Jungfrau"). Er ist der Meister der neulateinischen Ode. Er hat nicht nur kirchliche, sondern auch echt patriotische Lieder von tiefer Empfindung gesungen.

[2] Die Jesusehnsucht kleidet sich in das Gewand weltlicher Liebe zwischen der Braut („Gespons") Seele und dem Bräutigam Christus, wobei dieser mitunter als „Schäfer Daphnis" erscheint. Vgl. Überschriften wie „Liebgesang der Gespons Jesu, darin die Eigenschaften einer vollkommenen begierlichen Liebe abgemalt sind".

[3] „Trutz-Nachtigal wird disz Büchlein genannt, weilen es trutz allen Nachtigalen süsz und lieblich singet, und zwar auffrichtig poetisch; also dasz es sich auch wohl bey sehr guten Lateinischen und anderen Poeten durfft hören lassen."

[4] Z. B. „Es ist ein Schnitter, der heißt Tod", neugedruckt in Brentanos Jugendroman „Godwi". Vieles ist auch in „Des Knaben Wunderhorn" aufgenommen.

[5] begann. [6] allein.

„Ach, liebes Kind, trink aus geschwind,
Dirs laß in Treuen sagen:
Sei wol gesinnt, bald überwind,
Den Handel mußtu wagen."

„Ach, Vater mein, und kanns nicht sein,
Und muß ichs je dann wagen,
Will trinken rein den Kelch allein,
Kann dirs ja nit versagen.

Doch Sinn und Mut erschrecken thut,
Soll ich mein Leben lassen.
O bitter Tod! Mein Angst und Not
Ist über alle Maaßen.

Maria zart, jungfräulich Art,
Sollt du mein Schmerzen wissen,
Mein Leiden hart zu dieser Fahrt,
Dein Herz wär schon gerissen.

Ach, Mutter mein, bin ja kein Stein,
Das Herz mir dörft zerspringen;
Sehr große Pein muß nehmen ein,
Mit Tod und Marter ringen.

Ade, ade, zu guter Nacht,
Maria, Mutter milde!
Ist niemand, der dann mit mir wacht
In dieser Wüsten wilde?

Ein Kreuz mir vor den Augen schwebt,
O weh der Pein und Schmerzen!
Dran soll ich morgen wern[1] erhebt,
Das greifet mir zum Herzen.

Viel Ruthen, Geißel, Scorpion
In meinen Ohren sausen;
Auch kommt mir vor ein dörnen Kron.
O Gott, wen wollt nit grausen?

Zu Gott ich hab gerufen zwar
Aus tiefen Todesbanden,
Dennoch ich bleib verlassen gar,
Ist Hilf noch[2] Trost vorhanden.

Der schöne Mon will untergahn,
Für Leid nit mehr mag scheinen;
Die Sternen lan ihr Glitzen stahn,
Mit mir sie wollen weinen.

Kein Vogelsang noch Freudenklang
Man höret in den Luften,
Die wilde Thier traurn auch mit mir
In Steinen und in Kluften."

## 2. Geistliches Liebeslied.

Die Lieb in meinem Herzen
ein Flämmlein zündet an,
Das glüht gleich einer Kerzen,
so niemand löschen kann.

Wie soll die Pein ich stillen
und wo mich wenden hin?
Hervor die Tränen quillen,
weil ich in Schmerzen bin.

O Süßigkeit in Schmerzen!
o Schmerz in Süßigkeit!
Ach bleibe doch im Herzen,
ach bleib in Ewigkeit!

O Flämmlein süß ohn Maßen,
o bitter ohne Ziel,
Du zwingst mich zu verlassen
all ander Freud und Spiel.

Ade zu tausend Jahren,
o Welt zu guter Nacht!
Ade, laß mich nur fahren,
ich hab dich längst verlacht.

Der größte mystische Dichter seiner Zeit war **Johann Scheffler**, Arzt aus Breslau, Angelus Silesius genannt (1624—1677). Im Jahre 1653 zog ihn die „Catholica mystica" zum Katholizismus hinüber. Er starb als Priester im Kloster St. Matthias zu Breslau. Er hat Lieder voll glühender Inbrunst geschrieben, die namentlich die geistige Wiedergeburt des Menschen, die Verleugnung des Irdischen und die Vereinigung der Seele mit Gott behandeln („Heilige Seelenlust oder geistliche Hirtenlieder der in ihren Jesum verliebten Psyche"). Das berühmteste von ihnen ist das Gelübde „Ich will dich lieben, meine Stärke". Weiter erschien eine Sammlung in sechs Büchern von 1675 mystisch gehaltenen Sprüchen („Geistreiche Sinn- und Schlußreime",

[1] werden. [2] weder — noch.

späterer Titel: „Cherubinischer[1] Wandersmann"). Die Mehrzahl seiner Gedichte, die noch stärker als bei Spee die äußere Form der Schäferpoesie tragen, ist für uns ungenießbar.

### 1. Ergebung an die ewige Liebe. (Aus „Heilige Seelenlust".)

Liebe, die du mich zum Bilde
Deiner Gottheit hast gemacht,
Liebe, die du mich so milde
Nach dem Fall hervorgebracht,
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die du mich erkoren,
Eh' als ich geschaffen war,
Liebe, die du Mensch geboren
Gleich mir wurdest ganz und gar,
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die für mich gelitten
Und gestorben in der Zeit,
Liebe, die mir hat erstritten
Ew'ge Lust und Seligkeit,
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die mich hat gebunden
An ihr Joch mit Leib und Sinn,
Liebe, die mich überwunden
Und mein Herze nahm dahin,
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die mich wird erwecken
Aus dem Grab der Sterblichkeit,
Liebe, die mich wird umstecken
Mit dem Laub der Herrlichkeit,
Liebe, dir ergeb ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

### 2. Aus dem „Cherubinischen Wandersmann".

Gott liebt mich über sich; lieb ich Ihn über mich,
So geb ich Ihm so vil, als er mir gibt auß sich. (I, 18.)

Kein Todt ist seeliger, als in dem HErren sterben
Und umb das Ewig Gutt mit Leib und Seel verderben. (I, 28.)

Schleuß mich, so streng du wilt, in tausend Eysen ein,
Ich werde doch ganz frey und ungefässelt seyn. (I, 118.)

Nicht du bist in dem Ort, der Ort, der ist in dir;
Wirfst du ihn aus, so steht die Ewigkeit schon hier. (I, 185.)

Du selber machst die Zeit, das Uhrwerk sind die Sinnen:
Hemst du die Unruh' nur, so ist die Zeit von hinnen. (I, 189.)

Wer in dem Nächsten nichts als Gott und Christum sieht,
Der sihet mit dem Licht, das auß der Gottheit blüht. (I, 218.)

Die Ros' ist ohn warumb, sie blühet, weil sie blühet,
Sie acht nicht ihrer selbst, fragt nicht, ob man sie sihet. (I, 289.)

Kein gröſſer Heiligthum kann man auf Erden finden
Als einen keuschen Leib mit einer Seel ohn Sünden. (III, 93.)

Halt deinen Leib in Ehre; er ist ein edler Schrein,
In dem das Bildnüß Gotts sol aufbehalten seyn. (III, 109.)

Viel wissen ist zwar fein, doch gibts nicht solche Lust,
Als ihm[2] von Kindheit an nichts böses seyn bewußt. (III, 207.)

Zwey Augen hat die Seel: eins schauet in die Zeit,
Das andre richtet sich hin in die Ewigkeit. (III, 228.)

Das gröſte Wunderding ist doch der Mensch allein,
Er kann, nachdem ers macht, Gott oder Teufel sein. (IV, 70.)

[1] Durch die ganze Mystik zieht sich die Unterscheidung von Seraphim (= „brennende Gottesliebe") und Cherubim (= „Gotteserkenntnis"). Der Mensch steht hier über den Engeln.
[2] sich.

## § 10. Prosa.

Die Prosa war nach Luthers Zeit durch das Eindringen von Fremdwörtern und im 17. Jahrhundert durch die Einwirkung des Barocks immer schwerfälliger geworden. Doch entwickelte sie sich weiter in den zahllosen, zu ungeheurem Umfange anschwellenden Romanen dieses Zeitabschnittes. Es waren zumeist Helden- oder Liebesgeschichten, die vorgeblich historisch sein sollten, in Wirklichkeit aber leere Erfindungen voll pomphafter Aufmachung[1] waren und stets nur vornehme Persönlichkeiten zum Träger der mühsam sich fortschleppenden Handlung machten. Man kann sich heute den großen Erfolg dieser mehrbändigen Ungetüme kaum mehr vorstellen[2]. Einige Titel der berühmtesten Werke mögen für sich sprechen: Casper von Lohensteins „Großmütiger Feldherr Arminius nebst seiner durchlauchtigsten Thusnelda"; Phil. v. Zesens „Die adriatische Rosamund", „Die afrikanische Sophonisbe"; Christ. Heinr. Buchholtz' „Des christlichen Teutschen Großfürsten Herkules und der böhmischen königlichen Fräulein Valiska Wundergeschichte" nebst seiner Fortsetzung „Herkuliskus und Herkuladisla"; Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig „Der Durchlauchtigen Syrerin Aramena Liebesgeschichte"; „Die Römische Oktavia"; Heinrich Anselm v. Zigler und Kliphausens „Asiatische Banise oder das blutige, doch mutige Pegu".

Um dieselbe Zeit hielt der spanische Schelmenroman seinen Einzug in Deutschland. Das Muster der Gattung, die verwegene Abenteuer des picaro (Schelm) erzählte, war der Lazarillo de Tormes des Mendoza. 1615 übersetzte der Münchener Ratsherr Agidius Albertinus den nicht weniger berühmten Roman des Matteo Aleman „Landstörtzer[3] Guzman de Alfarache". Aus dieser Schule ist das weitaus bedeutendste literarische Werk des 17. Jahrhunderts erwachsen, der „Abenteuerliche Simplicissimus" des **Christoffel von Grimmelshausen** (erschienen 1668 in 6 Büchern).

Der Hesse Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen (1625—1676), der erst 1837 als Verfasser des Romans erwiesen worden ist, wurde schon als Junge von streifenden Söldnern aufgegriffen und machte den großen Krieg zuerst wohl als Troßbube, dann als Soldat und als Zeichner und Schreiber beim Stabe eines bayerischen Truppenteils mit. Wohl schon damals trat er zum Katholizismus über. Seine späteren Schicksale sind dunkel, doch scheint er als Schultheiß zu Renchen in Baden gestorben zu sein. Ohne gelehrte Bildung aufgewachsen, besaß er doch einen hellen Geist, offene Augen und ein lebendiges Empfinden, Eigenschaften, die ihn befähigten, in seinem Roman ein getreues, lebensvolles Bild des bunten, abenteuerlichen, sittenlosen und greuelvollen Kriegslebens zu geben. So wirken bei ihm eigenes Erlebnis und literarischer Einfluß zusammen, um ein wirkliches Kunstwerk hervorzubringen. Bei ihm ist der moralisch tiefstehende picaro erst wieder zum Menschen mit sittlichem Empfinden geworden.

Unwillkürlich drängt sich die Erinnerung an den „Parzival" und wieder an den „Wilhelm Meister" auf. Wie in diesen Werken wird das Werden

[1] Eichendorff nannte diese mit gelehrtem Wissen vollgestopften Romane „tollgewordene Realenzyklopädien".

[2] Über die Wirkung dieser Romane s. Goethes „Wilhelm Meister" 6. Buch.

[3] Landstreicher, Abenteurer.

eines Menschen aus der „Tumbheit" durch Schuld und Sühne zur Selbstbezwingung aufgezeigt. Freilich sind die Geschehnisse, durch die Simplicius hindurch muß, ungleich wilder und roher, aber der Aufstieg ist daher um so tröstlicher.

Wie Parzival wächst der Knabe in der Wildnis auf. Umherstreifende Kürassiere hält er für Wölfe und flieht in den Wald, wo ein Einsiedler ihn aufnimmt. Dann tritt er als Page und Narr ins Heer ein, wird zum Soldaten und lebt dessen zügelloses Leben mit, zuletzt als der „noble Jäger von Soest". Doch Fortuna bleibt ihm nicht hold. Sünde, Ausschweifung und ekelhafte Krankheit stürzen ihn von der Höhe; er wird selbst zum Landstörtzer und Räuber. Zuletzt kehrt er um; er verheiratet sich und wird Bauer. Aber der Unstete findet noch nicht die „Einwalt", den inneren Frieden. Da verläßt er das blutgetränkte Europa, zieht übers Meer und sucht in der Natur einer einsamen, menschenleeren Insel Genesung von der Unrast und einen befreienden Tod. So wird er auch zum ersten Robinson[1].

Aus diesem bunten Farbenspiel schafft des Dichters Kunst ein wirkliches Lebensbild voll tiefen Ernstes, aber er erzählt mit einem frischen, oft satirischen Humor, und immer mit dem Fingerzeig auf ein höheres, edleres Dasein. Dadurch wird dieses Zeit- und Sittengemälde der poetische Ausdruck der Sehnsucht nach einer Abkehr von dieser Welt des Schreckens[2].

Von gleichem sittlichen Ernste erfüllt sind des Elsässers **Michael Moscherosch** (1601—1669) „Wunderliche und wahrhafftige Gesichte Philanders von Sittewald", die eine Nachbildung der Sueños (Träume) des Spaniers Quevedo y Villegas (1580—1645) sind. Darin geißelt er in bitterer, aber allzuwenig humorvoller Satire die Gebrechen seiner Zeit, die Vaterlandslosigkeit, die Sittenverwilderung, die Üppigkeit und Heuchelei[3].

Weit schärfer noch als er schwang der Kapuziner Ulrich Megerle, genannt **Abraham a Sancta Clara** (1644—1709), die Geißel des Spottes über die herrschenden Mißstände. Sein derber, volkstümlicher Humor und sein scharfer Blick für alle menschlichen Schwächen machten ihn zum wirkungsvollsten Kanzelredner. Am bekanntesten sind seine Türkenpredigt „Auf, auf, ihr Christen", die Schiller in „Wallensteins Lager" benutzt hat, sowie sein satirischer Roman „Judas der Erzschelm"[4].

Am ergötzlichsten jedoch ging der verbummelte Student **Christian Reuter** (1665 bis nach 1712) mit der gar so kleinen, aber doch so großmäuligen Welt ins Gericht, wo die Prahlhänse mit ihren aus Büchern geschöpften Reiseerlebnissen prunkten. Gegen sie schrieb er „Schelmuffskys wahrhaftige, curiöse und sehr gefährliche Reisebeschreibung zu Wasser und Lande. Und zwar die allervollkommenste und accurateste Edition, in Hochteutscher Frau Muttersprache eigenhändig und sehr artig an den Tag gegeben. Gedruckt zu Schelmerode" (1696). Es ist ganz unglaublich, welche Abenteuer Schelmuffsky, der in Wirklichkeit nur ein paar Tage von Hause fort war, erlebt hat und

[1] In den Robinsonaden haben wir die dritte Art des Zeitromans. Ihr klassisches Urbild ist der Robinson Crusoe des Engländers Daniel Defoe (erschienen 1719, schon 1720 und danach im 18. Jahrhundert über hundertmal deutsch). Es kündigt sich in ihnen die Sehnsucht der Menschen nach der Rückkehr zur Natur wie nach der Ferne an. Unzählige Nachfolger hat Defoe bis in unsere Tage gehabt. Der bedeutendste ist der Deutsche Joh. Gottfr. Schnabel („Insel Felsenburg").

[2] Die übrigen Werke Grimmelshausens („Trutz-Simplex oder die Landstörtzerin Courasche" und „Springinsfeld") sind weniger bedeutend.

[3] Moscheroschs Werk wurde neu belebt in Arnims „Wintergarten" und diente als Vorbild für Eichendorffs „Glücksritter".

[4] Voll drastischer Kraft ist auch der berühmte religiöse Roman des P. Martin von Cochem: „Das Leben Jesu" (1698).

wie er — „der Tebel hohl mer" — nur bei Fürsten und vornehmen Leuten verkehrt hat und dabei stets „ein gut brav Kerl" gewesen ist.

So finden wir rückblickend in diesem Zeitraum die Lyrik nur im Kirchenliede noch wahrhaft lebendig, den Roman schwülstig, lehrhaft oder satirisch, das Epos in Versen verschwunden, das Drama endlich auf dem tiefsten Tiefstande. Überall sehen wir die Einflüsse des Auslandes wirksam, das geistige Leben eng und beschränkt, das Nationalgefühl fast erstorben. In Wahrheit ist das 17. Jahrhundert „finsterer", als es je das Mittelalter gewesen war.

# B. Die Aufklärung.

## § 11. Geistesströmungen.

In diese Finsternis hineinzuleuchten und die „dunklen Wolken" zu durchbrechen, machte sich die „Aufklärung" zum Ziele. Sie erwuchs aus dem Rationalismus und dem Sensualismus.

Die Fortschritte der auf mathematischen Beweisgängen aufgebauten Naturwissenschaft hatten im 17. Jahrhundert bereits die Menschen mit einem stolzen Selbstbewußtsein erfüllt und sie zu dem Trugschlusse verleitet, daß in gleicher Weise mit Hilfe der Vernunft (ratio) nun der Schlüssel zu allen Geheimnissen des Lebens zu finden sei. Der so sich bildende Rationalismus wurde hauptsächlich angeregt von dem Franzosen Descartes[1] (Cartesius, 1596—1650) und dem Engländer Hobbes (1588—1679). Das erwachte Kraftgefühl glaubte also im Denken die Macht des Überwindens gegenüber allen Welträtseln zu besitzen. Wenn so die Vernunft sich zur Alleinherrscherin aufwarf, mußte sie folgerichtig[2] jegliches Irrationale = Unvernünftige verwerfen. Sie lehnte demgemäß alles Übernatürliche ab, weil es nicht meßbar und nicht beweisbar (inadäquat) ist. Damit mußte logischerweise auch Gott und die Offenbarung hinfällig werden. Als Kern der Religion blieb, da aller Offenbarungsinhalt aus ihr verschwand, nur die Vernunftmoral, deren Triebfeder im Grunde nichts als praktische Nützlichkeit ist. Man nannte sie „Tugend" oder „reine Menschlichkeit". Keine Zeit hat je das Wort „Tugend" so gern und viel im Munde geführt wie das 18. Jahrhundert. (Sogar Lessings Nathan und Herder im „Reisejournal" sprechen mit Selbstbewußtsein von ihrer eigenen Tugend.) Die Vernunft lehnte ferner die Autorität ab, da jeder Mensch selbst Anteil an der Vernunft hat (jeder Mensch besitzt einen Teil dieser „Mitgift" und damit einen Stamm an Ideen, Erkenntnismöglichkeiten, Wahrheiten und Forderungen), ebenso wie alles Überlieferte, Geschichtliche. Denn erst die neue, glorreiche Zeit besaß ja das Geheimnis des ungetrübten Denkens, die Menschen der Vergangenheit waren nicht imstande, Zuverlässiges zu berichten[3]. Es fehlte damit der Zeit jeder historische Sinn (wie, genau besehen, auch der Vorzeit; erst Herder und die Romantik erweckten

[1] Meditationes 1642. Der Ausgangspunkt seiner Philosophie ist der berühmte Satz: Dubito, ergo cogito, cogito, ergo sum.

[2] Der Rationalismus ist, anfangs vor allem, nicht bis an die äußersten Grenzen seiner Schlußfolgerungen gegangen, suchte vielmehr besonders in dem Universalgenie Gottfried Wilhelm Leibniz (1646—1716) und dem Systematiker Christian Wolf (1679—1754) auf religiösem Gebiete einen Ausgleich zwischen Vernunft und Offenbarungsglauben herzustellen.

[3] Lessings Nathan sagt: „Und Geschichte muß ja wohl auf Treu und Glauben hingenommen werden."

das wirkliche Gefühl für die geschichtliche Entwicklung). An Stelle des historischen Rechtes trat das „natürliche" (Pufendorf), an Stelle des historisch gewordenen Staates der Vernunftstaat (Montesquieu, Rousseau). Ebenso folgerichtig war die Mißachtung der oft so trügerischen *Sinneseindrücke*, der *Erfahrungswelt*, des gesamten *Innenlebens* mit seinem Reichtum verschiedenartiger, nicht nachzuprüfender *Gefühle* und der zügellos schweifenden *Phantasie*.

Mit dieser Weltanschauung, bei der das eigentlich Religiöse gegenüber einer weltlichen Kultur verschwindet, wird die Welt flach und leer; alles Tiefe, Geheimnisvolle, aller innere Reichtum, alles überragend Persönliche verschwindet. Die Ästhetik des Rationalismus muß geradezu poesiefeindlich sein. Zwar bekämpft sie den Schwulst, räumt mit dem Unfug der Haupt- und Staatsaktionen auf; aber sie raubt der Dichtung auch die Wärme, den freien Flug der Phantasie und setzt dafür Sauberkeit und kühles Vernünfteln ein. Dem *Drama* fehlt der leidenschaftliche Antrieb, der heldische Sinn; an seine Stelle tritt hohle Rhetorik; das *Epos* muß auf geschichtliche und von der Einbildungskraft erfundene Stoffe verzichten und sich mit kühler Beschreibung begnügen; die *Lyrik* vor allem entbehrt des wahren Gefühlsergusses und wird zur formalen, geistreichelnden Spielerei. Nach den Grundsätzen des Rationalismus, der bei Opitz schon im Keime vorhanden ist und besonders von *Gottsched* vertreten wird, muß die Poesie erlernbar sein.

Gegenüber den verhängnisvollen Folgerungen des Rationalismus erwachte, vor allem in dem praktisch-nüchternen England, schon bald die Kritik. *John Locke* (1632—1704) bewies[1] das Unzureichende der Vernunft, ja verwarf sie geradezu als Erkenntnisquelle und stellte sie unter die *Erfahrung*, da ja die *Vernunft* an *Schranken* gebunden sei, die in ihrer *eigenen Begrenztheit* und in der *unveränderlichen Natur der Dinge* gegeben sind. Damit ist genaue Erkenntnis der Natur die Hauptaufgabe, und die ist nur möglich mit Hilfe der *Sinne* durch die Empirie d. i. die Erfahrung[2]. Man pflegt daher diese Anschauungsweise den **Sensualismus**[3] zu nennen. Er ist in den meisten Punkten dem Rationalismus entgegengesetzt; ihm kommt es nicht auf allgemeine Regeln, sondern auf das praktisch Faßbare an. Er legt naturgemäß auch Wert auf die gesammelten Erfahrungsinhalte der Vergangenheit und setzt damit die Geschichte wieder in ihr Recht ein. Er betont die Wichtigkeit des *„gesunden Menschenverstandes"*.

Die Ästhetik des Sensualismus ist natürlich für die Dichtung weit günstiger. Denn sie erweckt wieder das Gefühl für das *Sinnenleben* und die reale *Wirklichkeit* (Richardson, Goldsmith). Sie setzt das *Gefühl* — und damit die Eigenart der Persönlichkeit — in ihr Recht ein, soweit es auf die Erfahrung sich gründet. (In England Addisons Zeitschrift „*Spectator*", die zum Vorbild wurde für Bodmers und Breitingers „Discourse der Mahlern".) Sie betont endlich die Wichtigkeit der auf *sinnlicher Anschauung beruhenden Phantasie* (Homer, Milton). Im wesentlichen folgten Bodmer und Breitinger den Anschauungen dieser Richtung, so daß wir im sog. Streit

---

[1] Im Anschluß an *Baco von Verulam* (1561—1626).

[2] Er leugnet die von Descartes behauptete Existenz angeborener Ideen: „Nihil est in intellectu, quod non primo fuerit in sensu."

[3] Wie aus dem Rationalismus mit seiner Verwerfung des Übernatürlichen folgerichtig der *Materialismus* erwuchs (in Frankreich La Mettrie, Holbach), so aus dem Sensualismus der Zweifel an der Möglichkeit rationaler Erkenntnis, die *Skepsis*.

der Leipziger und Schweizer das Ringen der Ästhetik des Rationalismus und des Sensualismus vor uns sehen.

In einem Punkte gingen die beiden Weltanschauungen Hand in Hand. Auch der Sensualismus verwarf das Übernatürliche als nicht sinnlich wahrnehmbar und setzte an seine Stelle eine Religion des gesunden Menschenverstandes. Immer schärfer wandten sich beide vereint gegen die christliche Religion, wenn sie auch Freiheit des Denkens und Toleranz predigten. In Deutschland verschmolzen und verflachten beide Richtungen zur **„Aufklärung"**. In ihrem Zeichen stand das 18. Jahrhundert. Manch gute Folgen zeitigte anfangs ihre Tätigkeit. Sie kämpfte gegen Aberglauben und Hexenunfug, sie trat ein für eine Gesundung des Rechtswesens und Abschaffung der Folter, sie wandte sich gegen Leibeigenschaft und Frondienst. Auch auf dem Gebiete der Pädagogik zeitigte sie Fortschritte. Aber bald schon warf sie sich zur unerträglichen Alleinherrscherin auf. Sie erblickte das Vernünftige nur im Nützlichen und setzte auch in der Morallehre ihrer „Vernunftreligion" gut = nützlich ein. Alles ist auf den Menschen selbst eingestellt:

Der Mensch, der Schöpfung Ruhm und Preis,
Ist sich ein täglicher Beweis
Von Gottes Güt' und Größe —

so heißt es in einem Liede Gellerts, der das rationalistische Kirchengesangbuch bereicherte, aber gleichzeitig auch schlüpfrige Gedichte schrieb. Ihre literarische Krönung fanden die Bestrebungen der Aufklärung auf religiösem Gebiete in den Schriften Lessings, besonders in seinem dramatischen Gedichte „Nathan der Weise".

Das Unbefriedigtsein mit der verflachenden Äußerlichkeit der Aufklärung und anderseits die nüchterne Kühle des protestantischen Dogmatismus fand ein Gegengewicht in einer Geistesrichtung, deren Wurzeln noch in der katholischen Mystik des Mittelalters ruhten, im **Pietismus**[1]. Begründet wurde er von dem Elsässer Jak. Spener (1635—1705), fortgeführt von dem Lübecker Aug. Herm. Francke (1663—1727, dem Gründer der berühmten Stiftungen des Halleschen Waisenhauses), endlich zur festen Sektenform verdichtet in der „Herrnhuter Brüdergemeinde" des Grafen Nik. Ludw. v. Zinzendorf (1700—1760)[2]. Sie alle wollten ein lebendiges, gefühlsmäßig erlebtes und in werktätiger Nächstenliebe sich äußerndes Christentum. Gegenüber dem verallgemeinernden Rationalismus war diese Richtung, die ein persönliches Erleben des Glaubens erforderte, durchaus individualistisch. Aber das persönliche Erleben artete oft in visionäre Schwarmgeisterei aus, wie überhaupt ihre edlen Bestrebungen, die gewiß sehr viel Gutes stifteten und auch in der Heidenmission sich ausgewirkt haben, doch zu mancherlei Mißbräuchen führten. Noch heute sind Reste des Pietismus bei den „Stillen im Lande" zu finden.

Der Einfluß dieser Strömung auf das gesamte Geistesleben der Nation war gewaltig. Für die Pädagogik wirkte sie durch Gründung von Volks- und Realschulen; die Musik verdankte ihr eine Neubelebung und religiöse

[1] Wenn man sich Hegelscher Ausdrucksweise bedienen will, kann man in Luther die These, in der darauffolgenden Orthodoxie die Antithese, im Pietismus, der Glauben und Wissen zur Tat vereinigt, die Synthese erblicken.

[2] Sie knüpften zum Teil auch an die krausen, geheimnisvollen, mystisch-philosophischen Schriften des Görlitzer Schusters Jak. Böhme (1575—1624) an, dessen Werke noch die Romantiker sehr stark beeinflußt haben und auch heute wieder viel gelesen werden (z. B. „Morgenröte im Aufgang").

Vertiefung in Messen, Kantaten, Oratorien und Chorälen. Namen wie Joh. Seb. Bach (1685—1750) und G. Fr. Händel (1685—1759) gehören hierher. Vor allem aber übte sie die stärkste Wirkung auf die Literatur aus. Sie gab ihr die lyrische Versenkung wieder, sie brachte ihr wieder persönliche Eigenart, Vertiefung des Gemüts, freien, auch vom Geistigen ausgehenden Flug der Phantasie und endlich gegenüber der landläufigen Nützlichkeitslehre den Idealismus. Persönlichkeiten wie Klopstock, Wieland, Hamann, Goethe sind ohne den Pietismus nicht zu verstehen. Ein Bild seiner eigenartigen Lebens- und Umgangsformen gewinnen wir aus den „Bekenntnissen einer schönen Seele" im „Wilhelm Meister" und aus einer Episode in Gottfried Kellers „Grünem Heinrich" [1].

So finden wir also zu Anfang dieses Zeitabschnittes die Literatur noch in ihrem Tiefstande vor. Die Versuche, sie zu heben, die der Rationalismus unter Gottscheds Leitung machte, führten sie auf andere Abwege, die Bestrebungen der Schweizer aus ihrer sensualistischen Auffassung heraus gaben neue Anregungen und Ziele. Aber erst, als unter dem Einflusse des Pietismus große Persönlichkeiten der Dichtung wieder ihren Stempel aufdrückten, bereitete sich die große Blütezeit des ausgehenden Jahrhunderts vor.

## § 12. Gottsched und die Schweizer.

Der Ostpreuße [2] Johann Christoph Gottsched (1700—1766), Professor der Dichtkunst und Philosophie in Leipzig, war jahrelang der unumschränkte Diktator auf dem Gebiete der Literatur, wurde aber gegen Ende seines Lebens ein Ziel des Spottes und der Verhöhnung. In seinem „Versuch einer critischen Dichtkunst vor die Deutschen" (1730, hundert Jahre nach der „Teutschen Poeterey") ging er von dem Satze aus, daß die Poesie zwar Nachahmung der Natur sein, aber durch die Vernunft geleitet und nach bestimmten lehr- und lernbaren Regeln betrieben werden müsse, weil die Phantasie nur zum Schwulst führe. Daher waren ihm Klarheit, Regelmäßigkeit und Natürlichkeit die Haupteigenschaften einer guten Dichtung. Dem rationalistischen Grundsatze folgend mußte aber auch sie einen bestimmten Zweck haben, der in der Belustigung sowohl wie vor allem in der Belehrung [3] lag. Demnach kommt es hauptsächlich auf die „Fabel", den Stoff, an. Um zu dichten, wähle man sich also „einen lehrreichen moralischen Satz ... nach Beschaffenheit der Absichten, die man sich zu erlangen vorgenommen. Hierzu ersinne man sich eine gantz allgemeine Begebenheit, worin eine Handlung vorkömmt, daran dieser erwehlte Lehrsatz sehr augenscheinlich in die Sinne fällt". Gottsched fand alle seine Forderungen am besten erfüllt bei den französischen Klassizisten des 17. Jahrhunderts (Corneille, Racine, Molière), verwies also wiederum auf die Nachahmung des wesensfremden Nachbarvolkes. Von ihm entlehnte er für das Drama auch die berüchtigten drei Einheiten [4] des Ortes, der Zeit und

[1] Vgl. auch den Roman von H. A. Krüger, „Gottfried Kämpfer", der ein Bild der herrnhuterschen Erziehung gibt.

[2] Es ist auffallend, wie viele bedeutende Männer Ostpreußen im 18. Jahrhundert Deutschland geschenkt hat. Genannt seien außer Gottsched noch Hamann, Herder, Kant.

[3] Ausgangspunkt ist der Satz aus der Ars poetica des Horaz: „Aut prodesse volunt aut delectare poetae."

[4] Vgl. Lessing im 17. Literaturbriefe.

der Handlung, die er gegenüber dem französischen Kunstrichter Boileau (1636—1711) gar noch verengerte.

Wirkten alle diese Anschauungen Gottscheds verhängnisvoll, so blieben seine Bemühungen um das Theater doch verdienstreich. Er bekämpfte die Haupt- und Staatsaktionen, den leeren Pomp der italienischen Oper, die geschmacklosen Derbheiten der Hanswurstiaden[1]. Auf der Bühne der Schauspielertruppe der Karoline Neuber in Leipzig ließ er öffentlich eine Hanswurstpuppe verbrennen. Unter der Leitung dieser genialen Frau, der Goethe in „Wilhelm Meisters theatralischer Sendung" ein Denkmal gesetzt hat, mußten auf Gottscheds Anregung die Schauspieler sich von dem Stegreifspiel frei machen, Verse deklamieren und würdig spielen lernen. Für sie gab Gottsched seit 1740 die „Deutsche Schaubühne" mit Übersetzungen französischer Stücke heraus, ließ nach seiner unsagbar trockenen Mustertragödie in Alexandrinern „Der sterbende Cato"[2] von seinen Schülern und Freunden ähnliche Schauspiele verfertigen. Auf ihren Zügen durch Deutschland eroberte mit Hilfe dieser Dramen die Neubersche Truppe das Interesse der Gebildeten wieder für deutsche Bühnenkunst.

Gegen Gottscheds Anschauungen vom Wesen der Poesie traten die beiden Züricher Professoren Jakob Bodmer[3] (1698—1783) und Jakob Breitinger (1701—1776) auf. Sie verfochten (hauptsächlich in Breitingers „Kritischer Dichtkunst" 1740) die Ansicht, daß die Poesie, die sie auf Grund des Horazischen ut pictura poesis (Ars poetica 361) als redende Malerei bezeichneten, nicht ein Erzeugnis des nüchternen Verstandes, der vernünftigen Regel sei, sondern das Produkt lebendiger Phantasie, des Herzens und des Gemütes. Freilich waren auch sie noch so weit Rationalisten, daß sie behaupteten, sie sei dazu da, „moralische Lehren und Erinnerungen auf eine veredelnde und angenehm ergötzende Weise in die Gemüter der Menschen einzuspielen". Dagegen ließen sie auch das Wunderbare wieder zu, jedoch nur soweit es ein „vermummtes Wahrscheinliches"[4] sei. Bodmer und Breitinger verwarfen den Reim. Sie empfahlen an Stelle des Alexandriners den englischen Blankvers, den fünffüßigen Jambus, den nach Joh. Elias Schlegels und dann Wielands („Johanna Grey") Vorgang Lessing im „Nathan" zum deutschen Dramenvers machte. Sie fanden die mustergültigen Vorbilder nicht in den formgerechten Dichtungen der Franzosen, sondern in den phantasievollen Werken der Engländer, namentlich in Miltons (1608 bis 1674) „Verlorenem Paradies", das den durch den ersten Sündenfall verschuldeten Verlust des beglückenden Paradieses mit lebhaftester Einbildungs-

---

[1] Der Hanswurst war die stehende komische Figur, die auch in ernsten Stücken ihre rohen Späße machte. Er entspricht dem italienischen „Arlecchino", dem französischen „Jean Potage", dem englischen „John Pudding", dem holländischen „Pickelhering" (der Name jeweils nach dem entsprechenden Nationalgericht).

[2] Tatsächlich ist dieses Werk die Nachahmung einer französischen und englischen Vorlage des Deschamps und Addison.

[3] Bodmer ist für die Literatur auch dadurch wichtig, daß er zuerst die alten Schätze der mittelhochdeutschen Dichtung gewissermaßen wiederentdeckte und durch die Herausgabe der „Minnesänger", des „Parzival" und des völlig vergessenen „Nibelungenliedes" den Sinn für vaterländische Dichtung belebte und das Nationalgefühl hob. Weniger glücklich war die Umformung der Nibelungensage zu Balladen, z. B. „Siegfrieds mortlicher Tod".

[4] Bodmers „Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poesie und dessen Verbindung mit dem Wahrscheinlichen" (1740). Die Grenzen sind weit genug gezogen. Nach Leibnizens „Monadenlehre" sind unzählige andere Welten denkbar; wenn nun etwas in einer solchen möglich wäre, so wird es für die Poesie als zulässig erklärt.

kraft schildert unter dem Eindrucke des Gedankens, das Erdenleben vermöge Befriedigung nicht zu bieten. Ihr Hauptverdienst aber bleibt die Erkenntnis, daß produktive Phantasie wesentlicher Bestandteil der Dichtung sei.

Der auf beiden Seiten mit Hartnäckigkeit geführte Kampf endete mit dem vollen Siege der Schweizer; sie verdankten ihn aber hauptsächlich dem Erscheinen eines Werkes, das mit ihren Grundsätzen übereinstimmte, Klopstocks „Messias“ [1]. Die Niederlage Gottscheds ließ sein Wirken für das deutsche Theater vergessen [2], ebenso die Tatsache, daß er in seinem „Handlexikon der schönen Wissenschaften und freien Künste“ ein Werk reich an Kenntnissen und Belehrung geschrieben, und die Verdienste, die er durch seine „Vernünftige Redekunst“ und seine „Deutsche Sprachkunst“ um Reinigung und Ausbildung der hochdeutschen Schriftsprache sich erworben hatte. „Er reinigte den Augiasstall deutscher Sprachmengerei mit herkulischer Hand und schwemmte fränkische, welsche und lateinische Phrasen hinweg.“

## § 13. Haller, Kleist.

Dem Streite fern, aber doch vom rationalistischen Geiste beseelt war Albrecht von Haller, geb. 1708 zu Bern, 17 Jahre lang Professor der Anatomie und Geschichte in Göttingen, zuletzt Mitglied des Großen Rates in seiner Vaterstadt, in der er 1777 starb. In seinen lyrischen Gedichten (z. B. in der „Trauerode beim Absterben seiner geliebten Mariane“) berichtet er nüchtern über die Gedanken, die durch Gefühlseindrücke hervorgerufen werden. In seiner berühmtesten Dichtung „Die Alpen“ beschreibt er lehrreich und kühl die Natur, die Sitten, die Verfassung der Alpenländer, ohne je von der erhabenen Schönheit der Hochgebirgslandschaft sich ergriffen zu fühlen. Seine Reflexionen über die Beziehungen zwischen Natur und Kultur regten Schiller an („Der Spaziergang“).

### Aus „Die Alpen“.

Sobald der rauhe Nord der Lüfte Reich verlieret
Und ein belebter Saft in alle Wesen bringt,
Wann sich der Erde Schoß mit neuem Schmucke zieret,
Den ihr ein holder West auf lauen Flügeln bringt:
Sobald flieht auch das Volk aus den verhaßten Gründen,
Woraus noch kaum der Schnee mit trüben Strömen fließt,
Und eilt den Alpen zu, das erste Gras zu finden,
Wo kaum noch durch das Eis der Kräuter Spitze sprießt.
Das Vieh verläßt den Stall und grüßt den Berg mit Freuden,
Den Frühling und Natur zu seinem Nutzen kleiden.

Wann von der Sonne Macht die Wiesen sich entzünden
Und in dem falben Gras des Volkes Hoffnung reift,
So eilt der muntre Hirt nach den betauten Gründen,
Eh' noch Aurorens Gold der Berge Höh' durchstreift.
Aus ihrem holden Reich wird Flora nun verdränget,
Den Schmuck der Erde fällt der Sense krummer Lauf,
Ein lieblicher Geruch, aus Tausenden vermenget,
Steigt aus der bunten Reih' gehäufter Kräuter auf;
Der Ochsen schwerer Tritt führt ihre Winterspeise,
Und ein frohlockend Lied begleitet ihre Reise.

[1] Gottsched setzte dem „Messias“ des kaiserlich gekrönten Poeten Chr. Otto v. Schönaich geschmackloses Epos „Hermann oder das befreite Deutschland“ entgegen.

[2] Vgl. Goethes Bericht über seinen Besuch bei Gottsched 1765 in „Dichtung und Wahrheit“, 7. Buch.

Bald, wann der trübe Herbst die falben Blätter pflücket
Und sich die kühle Luft in graue Nebel hüllt,
So wird der Erde Schoß mit neuer Zier geschmücket,
An Pracht und Blumen arm, mit Nutzen angefüllt;
Des Frühlings Augenlust weicht größerem Vergnügen,
Die Früchte funkeln da, wo vor die Blüte stund;
Der Apfel reiches Gold, durchstriemt mit Purpurzügen,
Beugt den gestützten Ast und nähert sich dem Mund.
Der Birnen süß Geschlecht, die honigreiche Pflaume
Reizt ihres Meisters Hand und wartet an dem Baume.

Zwar hier bekränzt der Herbst die Hügel nicht mit Reben,
Man preßt kein gärend Naß gequetschten Beeren ab.
Die Erde hat zum Durst nur Brunnen hergegeben,
Und kein gekünstelt Saur beschenuigt unser Grab.
Beglückte, klaget nicht! ihr wuchert im Verlieren;
Kein nötiges Getränk, ein Gift verlieret ihr.
Die gütige Natur verbietet ihn den Tieren,
Der Mensch allein trinkt Wein und wird dadurch ein Tier.
Für euch, o Selige, will das Verhängnis sorgen;
Es hat zum Untergang den Weg euch selbst verborgen.

Allein es ist auch hier der Herbst nicht leer an Schätzen,
Die List und Wachsamkeit auf hohen Bergen find't.
Eh' sich der Himmel zeigt und sich die Nebel setzen,
Schallt schon des Jägers Horn und weckt das Felsenkind.
Da setzt ein schüchtern Gems, beflügelt durch den Schrecken,
Durch den entfernten Raum gespaltner Felsen fort;
Dort eilt ein künstlich Blei nach schwer gehörnten Böcken,
Hier flieht ein leichtes Reh, es schwankt und sinket dort.
Der Hunde lauter Kampf, des Erzes tödlich Knallen
Tönt durch das krumme Tal und macht den Wald erschallen.

Hat nun die müde Welt sich in den Frost begraben,
Der Berge Täler Eis, die Spitzen Schnee bedeckt,
Ruht das erschöpfte Feld nun aus für neue Gaben,
Weil ein kristallner Damm der Flüsse Lauf versteckt:
Dann zieht sich auch der Hirt in die beschneiten Hütten,
Wo fetter Fichten Dampf die dürren Balken schwärzt;
Hier zahlt die süße Ruh' die Müh', die er erlitten,
Der sorgenlose Tag wird freudig durchgescherzt,
Und wenn die Nachbarn sich zu seinem Herde setzen,
So weiß ihr klug Gespräch auch Weise zu ergötzen. —

Gefühlvoller, aber doch in unbeholfener Beschreibung stecken bleibend, ist das idyllische Epos „Der Frühling" von Lessings heldenhaftem Freunde Ewald von Kleist, geb. 1715 zu Zeblin bei Köslin, als Major gestorben zu Frankfurt a. d. O. infolge seiner in der Unglücksschlacht von Kunersdorf (1759) erhaltenen Wunden[1].

### Aus dem Gedichte „Der Frühling". (1749.)

(Geschrieben in Hexametern mit einem Auftakt.)

Empfangt mich, heilige Schatten, ihr Wohnungen süßer Entzückung,
Ihr hohen Gewölbe voll Laub und dunkler, schlafender Lüfte,
Die ihr oft einsamen Dichtern der Zukunft Vorhang zerrissen,
Oft ihnen des heitern Olymps azurne Tore geöffnet

[1] Auf Hallers und v. Kleists Naturschilderungen war nicht ohne Einfluß Barthold Heinrich Brockes (1680—1742), ein Hamburger Ratsherr; er versenkte sich in seinen Gedichten („Irdisches Vergnügen in Gott") in die Betrachtung der Natur, deren ewige Wunder er im großen und im kleinen in oft ermüdender Breite darstellt.

Und Helden und Götter gezeigt! Empfangt mich, füllet die Seele
Mit holder Wehmut und Ruh'! —
O welch ein frohes Gewühle
Belebt das streifige Land! Wie lieblich lächelt die Anmut
Aus Wald und Büschen hervor! Ein Kranz von blühenden Dornen
Umschließt und rötet ringsum die sich verlierende Weite,
Vom niedrigen Himmel gedrückt. Von bunten Mohnblumen laufen,
Mit grünem Weizen versetzt, sich schmälernde Beet' in die Ferne,
Durchkreuzt vom blühenden Flachs. Feldrosenhecken und Schlehstrauch,
In Blüten freundlich gehüllt, umkränzen die Spiegel der Teiche
Und sehen sich drinnen. Zur Seite blitzt aus dem grünlichen Meere
Ein Meer voll goldner Strahlen durch Phöbus' glänzenden Anblick;
Es schimmert sein gelbes Gestade von Muscheln und farbigen Steinen,
Und Lieb' und Freude durchtaumeln in kleiner Fische Geschwadern
Und in den Riesen des Meers die unabsehbare Fläche.
Auf fernen Wiesen am See stehn majestätische Rosse;
Sie werfen den Nacken empor und fliehen und wiehern aus Wollust,
Daß Hain und Felsen erschallt. Gefleckte Kühe durchwaten,
Geführt vom ernsten Stier, des Meierhofs buschige Sümpfe,
Der finstre Linden durchsieht; ein Gang von Espen und Ulmen
Führt zu ihm; durch diese blinket ein Bach, in Binsen sich windend,
Von Reihern und Schwänen bewohnt. Gebirge, die Brüste der Reben,
Stehn fröhlich um ihn herum; sie ragen über den Buchwald,
Des Hügels Krone, davon ein Teil im Sonnenschein lächelt
Und glänzt, der andre traurt im Flor vom Schatten der Wolken. —
Die Lerche steigt in die Luft, sieht unter sich Klippen und Täler,
Entzückung tönet aus ihr. Der Klang des wirbelnden Liedes
Ergötzt den ackernden Landmann. Er horcht ein Weilchen, dann lehnt er
Sich auf den gleitenden Pflug, zieht braune Wellen ins Erdreich,
Verfolgt von Krähen und Elstern. Der Säemann schreitet gemessen
Und wirft den Samen ihm nach; die zackige Egge bewälzt sie
Mit einer ebenen Decke. O daß der mühsame Landwirt
Für *sich* den Samen nur streute! daß *ihn* die Weinstöcke tränkten,
Zu *seinem* Munde die Zweige mit saftigen Früchten sich beugten
Und in den Wiesen für *ihn* nur bunte Wogen sich wälzten!
Allein der fräßige Krieg, von zähnebleckendem Hunger
Und wilden Scharen begleitet, verheert oft Arbeit und Hoffnung.
Gleich Hagelgüssen und Sturm zerbricht er die nährenden Halmen,
Reißt Stab und Rebe zu Boden, entzündet Dörfer und Wälder
Für sich zum schrecklichen Lustspiel. Dann fliegt ein mördrisch Getöne
Und Tod und Jammer umher. Die Täler blitzen von Waffen,
Es wälzen sich Wolken von Feu'r aus tiefen Schlünden der Stücke
Und füllen die Gegend mit Donner, mit Glut und Saaten von Leichen.
Das Feld voll blutiger Furchen gleicht einem wogenden Blutmeer;
Ein Heer der furchtbarsten Tiere, durch laufende Flammen geängstigt,
Stürzt sich mit dumpfem Gebrüll in uferfliehende Ströme.
Der Widerhall selber erschrickt und klagt; es zittern vor Grauen
Die wilden Felsen und heulen. Des Himmels leuchtendes Auge
Schließt sich, die Grausamkeit scheuend; mit blauet Finsternis füllen
Sich aufwärtsdrehende Dämpfe gleich dickem Nebel den Luftkreis,
Der oft vom Widerschein blitzt. Wie wenn der Rachen des Ätna
Mit ängstlich wildem Geschrei, daß Meer und Klippen es hören,
Umlegene Dörfer und Städte, vom untern Donner zerrüttet,
Mit Schrecken und Tod überspeit und einer flammenden Sündflut. —
Wohin verführt' mich der Schmerz? Weicht, all ihr traurigen Bilder! — — —

## § 14. Günther.

Fern aller rationalistischen Weisheit stand der einzige Dichter voll echter und tiefer Empfindung, Johann Christian Günther, als Vorbote der

modernen Lyrik. 1695 geboren, glänzend begabt, aber willensschwach und vom Leben und der Leidenschaft grausam zerrüttet, ging er schon als Jüngling im 28. Jahre in Jena durch eigene, noch mehr aber durch fremde Schuld zugrunde (1713). „Günther", so urteilt Goethe allzu hart im 7. Buche von „Dichtung und Wahrheit" über ihn, „besaß alles, was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poesie hervorzubringen; aber er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten." Er begann mit anakreontischen Strophen; dann folgten die „Leonorengedichte" und zuletzt solche, die seine innere Umkehr und seine Hinwendung zu Gott aussprachen. Seine Lieder waren zum erstenmal seit Jahrhunderten wieder der Ausfluß eigenen Erlebens, sind Beichten, Schreie aus der Tiefe von Elend und Not, gestaltet, ohne sich um Regeln und Vernunft zu kümmern. Es ging dem deutschen Volke mit diesem Jüngling viel verloren.

### 1. Trinklied[1]. (Gekürzt.)

Brüder, laßt uns lustig sein,
Weil[2] der Frühling währet
Und der Jugend Sonnenschein
Unser Laub verkläret:
Grab und Bahre warten nicht;
Wer die Rosen jetzo bricht,
Dem ist der Kranz beschereet.

Unsers Lebens schnelle Flucht
Leidet keinen Zügel,
Und des Schicksals Eifersucht
Macht ihr stetig Flügel;
Zeit und Jahre fliehn davon,
Und vielleichte schnitzt man schon
An unsers Grabes Riegel.

Wo sind diese, sagt es mir,
Die vor wenig Jahren
Eben also, gleich wie wir,
Jung und fröhlich waren?
Ihre Leiber deckt der Sand,
Sie sind in ein ander Land
Aus dieser Welt gefahren.

Wer nach unsern Vätern forscht,
Mag den Kirchhof fragen;
Ihr Gebein, so längst vermorscht,
Wird ihm Antwort sagen.
Kann uns doch der Himmel bald,
Eh' die Morgenglocke schallt,
In unsre Gräber tragen.

### 2. Am Abend. (Gekürzt.)

Abermal ein Teil vom Jahre,
Abermal ein Tag vollbracht!
Abermal ein Brett zur Bahre
Und ein Schritt zur Gruft gemacht.
Also nähert sich die Zeit
Nach und nach der Ewigkeit,
Also müssen wir auf Erden
Zu dem Tode reifer werden.

Treuer Vater, deine Güte
Heißet überschwenglich groß.
Drum erquicke mein Gemüte,
Sprich mich ledig, frei und los!
Gib der Buße stets Gehör!
Denn dein Knecht verspricht nunmehr,
Dein Gesetze, deinen Willen
Nach Vermögen zu erfüllen.

Das Verdienst der vielen Wunden,
Die mein Heiland scharf gefühlt,
Hat in seinen Todesstunden
Deine Zornglut abgekühlt.
Schweig, wenn dieses Lösegeld
Meiner Schuld die Wage hält,
Und beschicke mich im Schlafe
Durch kein Aufbot deiner Strafe.

Laß mich an der Brust erwarmen,
Die am Kreuze nackend hing!
Wiege mich in dessen Armen,
Der den Schächer noch umfing!
Stelle mir der Engel Chor
Als die beste Schildwacht vor!
Satan möchte sonst ein Schrecken
In der Finsternis erwecken.

Gute Nacht, ihr eitlen Sorgen!
Ich begehre meiner Ruh';
Jesus schließet bis auf morgen
Auge, Tür und Kammer zu.
Sanftes Lager, sei gegrüßt,
Weil du dessen Vorbild bist,
Das ich dermaleinst im Grabe
Sicher zu gewarten habe.

[1] Vgl. das lat. Studentenlied „Gaudeamus igitur". [2] solange als.

### 3. Abendlied.

Der Feierabend ist gemacht,
Die Arbeit schläft, der Traum erwacht,
Die Sonne führt die Pferde trinken,
Der Erdkreis wandert zu der Ruh',
Die Nacht drückt ihm die Augen zu,
Die schon dem süßen Schlafe winken.

Mein Abendopfer ist ein Lied,
Das dir zu danken sich bemüht.
Die Brust entzündet Andachtskerzen.
Gefällt dir dieser Brandaltar,
So mache die Verheißung wahr:
Gott heilet die zerschlagenen Herzen.

Das müde Haupt sinkt auf den Pfühl,
Doch wo ich ruhig schlafen will,
So muß ich deinen Engel bitten.
Der kann durch seine starke Wacht
Mich vor dem Ungetüm der Nacht
Um meine Lagerstatt behüten.

### 4. Verzweiflungsschrei.

Ach Gott, mein Gott, erbarme dich!
Was Gott? Was mein? und was Erbarmen?
Die Schickung peitscht die ausgestreckten Armen,
Und über mich
Und über mich allein
Kommt weder Tau noch Sonnenschein,
Der doch sonst auf der Erden
Auf Gut' und Böse fällt.
Die ganze Welt
Bemüht sich, meine Last zu werden.

### 5. Erinnerung. (Gekürzt.)

Wo ist die Zeit, die goldene Zeit,
Wo sind die süßen Stunden,
Worin ich von der Eitelkeit
Noch wenig Gram empfunden?
Ich war ein Kind, ich trieb mein Spiel,
Das selbst der Unschuld wohl gefiel,
Und durft an keinem Morgen
Vor Kleid und Nahrung sorgen.

Von Fabeln bei der Rockenzunft
Empfand ich mehr Vergnügen
Als jetzt von Schlüssen der Vernunft,
In welchen Knoten liegen;
Ja, wenn mir auf der Ofenbank
Ein Lied vom deutschen Kriege klang,
So schien die alte Grete
Mein künstlichster Poete.

Die Nachbarskinder ließen mir
Die Ehre, sie zu lenken;
Da spielt- und lacht- und sprungen wir
Auf Rasen, Berg- und Bänken;
Was dieser hört' und jener sah,
Das in der großen Welt geschah,
Das sucht' auch ich mit vielen
Im kleinen nachzuspielen.

Jetzt lern' ich leider allzufrüh
Des Lebens Elend kennen;
Es ist doch nichts als Wind und Müh',
Wornach wir sehnlich rennen.
Es gaukeln Reichtum, Stand und Kunst,
Die Wohllust macht nur blauen Dunst,
Und was wir so begehren,
Muß allzeit Reu' gebären.

Mein eignes Kreuz ist überhaupt
Ein Bündnis aller Schmerzen
Und geht mir, weil es niemand glaubt,
Empfindlich tief zu Herzen.
Ach, Himmel, mindre meine Qual!
Wo nicht, so laß mich doch einmal
Nur eine Gunst erwerben
Und mehre sie zum Sterben.

## § 15. Die Anakreontiker.

Alle andern Lyriker dieser Zeit waren Rationalisten. In geistreichelndem Spiel und Tändeln, galanten Spitzfindigkeiten und erkünstelter Begeisterung sangen sie im Anschlusse besonders an Anakreon, Horaz und Petrarca von

Liebe und Wein, während sie in Wirklichkeit oft Wasser tranken und biedere Philister waren. Man nannte sie nach ihrem Vorbilde Anakreontiker[1]. Gern hingen sie ihren lehrhaften poetischen Erzählungen auch ein moralisches Mäntelchen um. Außer Hagedorn, der noch den Reim benutzte, bedienten sie sich mit Vorliebe antiker Versformen.

**Friedrich von Hagedorn,** geb. zu Hamburg 1708, gest. daselbst 1754 als Sekretär der englischen Handelsgesellschaft, leichtlebig und stets vergnügt, sang heitere Lieder mit wechselndem Strophenbau, dem Schwulst und der Nüchternheit gleich fern, oft voll Leichtigkeit und Anmut. Ferner dichtete er in Anlehnung an Lafontaine mit Vorliebe Fabeln. Auch poetische Erzählungen, wie sein bekanntes „Johann, der muntere Seifensieder", bezeichnete er mit diesem Namen.

Der Hahn und der Fuchs. Das Hühnchen und der Diamant. Die Natter und der Aal.

### 1. An die Freude.

Freude, Göttin edler Herzen,
Höre mich!
Laß die Lieder, die hier schallen,
Dich vergrößern, dir gefallen:
Was hier tönet, tönt durch dich.

Muntre Schwester süßer Liebe,
Himmelskind!
Kraft der Seelen! Halbes Leben!
Ach, was kann das Glück uns geben,
Wenn man dich nicht auch gewinnt?

Stumme Hüter toter Schätze
Sind nur reich.
Dem, der keinen Schatz bewachet,
Sinnreich scherzt und singt und lachet,
Ist kein karger König gleich.

Gib den Kennern, die dich ehren,
Neuen Mut,
Neuen Scherz den regen Zungen,
Neue Fertigkeit den Jungen
Und den Alten neues Blut!

Du erheiterst, holde Freude,
Die Vernunft.
Flieh auf ewig die Gesichter
Aller finstern Splitterrichter
Und die ganze Heuchlerzunft!

### 2. Der erste Mai. (Triolett.)

Der erste Tag im Monat Mai
Ist mir der glücklichste von allen.
Dich sah ich und gestand dir frei,
Den ersten Tag im Monat Mai,
Daß dir mein Herz ergeben sei.
Wenn mein Geständnis dir gefallen,
So ist der erste Tag im Mai
Für mich der glücklichste von allen.

### 3. Der Mai.

Der Nachtigall reizende Lieder
Ertönen und locken schon wieder
Die fröhlichsten Stunden ins Jahr.
Nun singet die steigende Lerche,
Nun klappern die reisenden Störche,
Nun schwatzet der gaukelnde Star.

Wie munter sind Schäfer und Herde!
Wie lieblich beblümt sich die Erde!
Wie lebhaft ist itzo die Welt!
Die Tauben verdoppeln die Küsse,
Der Entrich besuchet die Flüsse,
Der lustige Sperling sein Feld.

[1] Die Anakreontiker ahmten mit Vorliebe die französischen und italienischen Dichter der Rokokozeit nach, die in ihren Versen so zierlich, aber auch so frivol und äußerlich waren wie dieser ganze Kunst- und Zeitstil.

Wie gleichet doch Zephyr der Floren!
Sie haben sich weislich erkoren,
Sie wählen den Wechsel zur Pflicht.
Er flattert um Sprossen und Garben,
Sie liebet unzählige Farben,
Und Eifersucht trennet sie nicht.

Nun heben sich Binsen und Keime,
Nun kleiden die Blätter die Bäume,
Nun schwindet des Winters Gestalt,
Nun rauschen lebendige Quellen
Und tränken mit spielenden Wellen
Die Triften, den Anger, den Wald.

Wie buhlerisch, wie so gelinde
Erwärmen die westlichen Winde
Das Ufer, den Hügel, die Gruft!
Die jugendlich scherzende Liebe
Empfindet die Reizung der Triebe,
Empfindet die schmeichelnde Luft.

Nun stellt sich die Dorfschaft in Reihen,
Nun rufen euch eure Schalmeien,
Ihr stampfenden Tänzer, hervor!
Ihr springet auf grünender Wiese,
Der Bauerknecht hebet die Liese
In hurtiger Wendung empor.

Nicht fröhlicher, weidlicher, kühner
Schwang vormals der braune Sabiner
Mit männlicher Freiheit den Hut.
O reizet die Städte zum Neide,
Ihr Dörfer voll hüpfender Freude!
Was gleichet dem Landvolk an Mut?

Das anerkannte Haupt der Gruppe von Anakreontikern, die in Halle zur Bekämpfung des Gottschedschen Geschmackes der Nüchternheit den sog. „Halleschen Dichterbund" schlossen, war **Ludwig Gleim**, „Vater Gleim" genannt, geb. 1719 zu Ermsleben bei Halberstadt, gest. 1803 als Domsekretär und Kanonikus zu Halberstadt. Er dichtete sein ganzes Leben lang im Schweiße seines Antlitzes, unterstützte auch junge Talente. Er schrieb poetische Erzählungen („Die Milchfrau"), ebenfalls im Anschlusse an Lafontaine, und wurde besonders bekannt durch seine gutgemeinten, aber wenig volkstümlichen „Preußischen Kriegslieder von einem Grenadier" (1758), in denen er sich als „deutscher Tyrtäus" vorkam.

Der Löwe und der Fuchs. Der Adler und die Lerche. Die Grille und die Ameise.

**1. Siegeslied nach der Schlacht bei Prag.** (Den 6. Mai 1757. Gekürzt.)

Viktoria! Mit uns ist Gott!
Der stolze Feind liegt da!
Er liegt, gerecht ist unser Gott,
Er liegt, Viktoria!

Zwar unser Vater ist nicht mehr,
Jedoch er starb ein Held
Und sieht nun unser Siegesheer
Vom hohen Sternenzelt.

Er ging voran, der edle Greis,
Voll Gott und Vaterland!
Sein alter Kopf war kaum so weiß
Als tapfer seine Hand.

Mit jugendlicher Heldenkraft
Ergriff sie eine Fahn',
Hielt sie empor an ihrem Schaft,
Daß wir sie alle sahn.

Und sagte: „Kinder, Berg hinan,
Auf Schanzen und Geschütz!"
Wir folgten alle, Mann vor Mann,
Geschwinder wie der Blitz.

Ach, aber unser Vater fiel!
Die Fahne sank auf ihn.
Ha, welch glorreiches Lebensziel,
Glückseliger Schwerin!

Dein Friederich hat dich beweint,
Indem er uns gebot!
Wir aber stürzten in den Feind,
Zu rächen deinen Tod.

Du, Heinrich', wareſt ein Soldat;
Du fochteſt königlich!
Wir sahen alle, Tat vor Tat,
Du junger Löw', auf dich!

Der Pommer und der Märker stritt
Mit rechtem Christenmut;
Rot ward sein Schwert, auf jedem Schritt
Floß dick Panburenblut.

Aus sieben Schanzen jagten wir
Die Mützen von dem Bär[2].
Da, Friedrich, ging dein Grenadier
Auf Leichen hoch einher.

[1] Bruder des Königs. [2] Die Österreicher.

Nun dankt er Gott für seine Macht
Und singt: Viktoria!
Und alles Blut aus dieser Schlacht
Fließt nach Theresia.

Und weigert sie auf diesen Tag,
Den Frieden vorzuziehn,
So stürme, Friedrich, erst ihr Prag
Und dann führ' uns nach Wien!

### 2. Ständchen.

Gute Nacht!
Mädchen, das der Liebe lacht
und die kältesten der Männer
und die größten Herzenkenner
alle zu Verliebten macht!
Gute Nacht!
Mädchen, das der Liebe lacht!

Gute Nacht!
Schön ist dieser Tag vollbracht!
Reime haben wir gefunden,
Kränze haben wir gewunden
und gescherzt und viel gelacht!
Gute Nacht!
Schön ist dieser Tag vollbracht!

Gute Nacht!
Loses Mädchen, gib doch acht!
Von den tausend schönen Reimen,
die dich lobten, sollst du träumen,
Gute Nacht!
bis die Lieb' in dir erwacht!

### 3. Der Wanderer.

Vaterland, auf deiner Erde
Atm' ich leichter! Wenn ich sie
Wieder einst betreten werde,
Vaterland, dann küss' ich sie!

Herz, beklommnes, hochbetrübtes,
Schwimm in Tränen! Strafe mich,
Vaterland, o du geliebtes,
Ach, warum verließ ich dich!

Schöner grün sind deine Felder,
Deine Berge schöner blau,
Schöner dunkel deine Wälder,
Schöner perlenhell dein Tau!

Deine Kirchenglocken tragen
Weiter ihren Silberklang;
Deine Nachtigallen schlagen
Stärker ihren Nachtgesang!

Süßer labt dein Bach den Matten,
Der an ihm sich niederließ;
Und in deinem kühlen Schatten
Schläft sich's, ach, so süß, so süß!

Neben Gleim sind Joh. Peter Uz (1720—1796), Nikolaus Götz (1721—1781) und besonders Karl Wilhelm Ramler (1725—1798) zu erwähnen, der neben anakreontischen Liedern auch Kantaten schrieb und den Horaz übersetzte. Wegen seiner kritischen Tätigkeit hat man ihn den „poetischen Exerziermeister" seiner Zeit genannt.

## § 16. Der Leipziger Dichterbund.

Fast gleichzeitig blühte der Leipziger Dichterbund, dessen Mitglieder sich von ihrem Lehrer Gottsched losgesagt und 1744 eine besondere Zeitschrift gegründet hatten: „Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes" [1], nach ihrem Druckorte gewöhnlich „Bremer Beiträge" genannt.

[1] Es war die Blütezeit der sog. „Moralischen Wochenschriften", deren in Nachahmung englischer Vorbilder (Addisons Spectator) im Laufe des Jahrhunderts über 500 erschienen. Gottsched allein gab fünf heraus. Ihr Zweck war, im Sinne des Rationalismus lehrreich und dadurch nützlich zu sein. Dort wird in Erzählungen und Sittenschilderungen („Gemälden") das Volk über alle denkbaren Dinge aufgeklärt und moralisch beeinflußt. Dadurch, daß ihr Stoff aus dem wirklichen Leben genommen wird, wirken sie auf weite Kreise und erwecken wieder im Volke das Interesse für die Literatur.

Begeistert für alles Hohe, namentlich für Religion und Freundschaft, veröffentlichten sie in ihrer Zeitschrift nach sorgfältiger Prüfung nur die (nach ihrer Meinung) besten ihrer poetischen Erzeugnisse. Unter den dem Bunde angehörenden Dichtern, wie den beiden Schlegel, Gärtner, dem ersten Schriftleiter der „Beiträge", dem Humoristen Zachariä, dem Satiriker Rabener, verdient besondere Erwähnung

**Christian Fürchtegott Gellert,** geb. zu Hainichen bei Freiberg in Sachsen 1715, seit 1751 außerordentlicher Professor der Poesie und Beredsamkeit zu Leipzig[1], wo er 1769 nach langjährigem Kampfe mit seiner Körperschwäche starb. Mild und warm empfindend, in allem dem Geschmacke der Menge entgegenkommend, wurde er der beliebteste und einflußreichste Dichter seiner Zeit. Von seinen rationalistischen Kirchenliedern finden sich noch heute manche in den evangelischen Gesangbüchern („Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre"). Ausgesprochen lehrhaft ist er auch in seinen dem Stoffe und der fein humoristischen Form nach echt volkstümlichen Fabeln und Erzählungen; sie sind noch jetzt allbekannt. Am Schlusse betont er jedesmal nur ja recht deutlich die „Moral", deren Leitsätze „Tugend" und „Vernunft" sind („Die Geschichte von dem Hute", „Der Tanzbär", „Der Bauer und sein Sohn", „Der Kuckuck" usw.). Im Anschlusse an den französischen Dichter Marivaux und die Comédie larmoyante dichtete er herzlich unbedeutende „weinerliche" Lustspiele. Er schrieb ferner nach dem Vorbilde des Engländers Richardson den ersten empfindsamen Familienroman „Das Leben der schwedischen Gräfin G." Friedrich der Große, der ihn in Leipzig besuchte, nannte ihn den vernünftigsten aller deutschen Gelehrten und hielt ihn für den einzig bedeutenden deutschen Dichter[2].

Der Blinde und der Lahme. Der Zeisig. Der arme Schiffer. — Der Hund. Der Bauer und sein Sohn. Der Reisende. — Der grüne Esel. Das Land der Hinkenden. Die beiden Wächter. Feindschaft.

### 1. Der junge Gelehrte.

Ein junger Mensch, der viel studierte
Und, wie die Eltern ganz wohl sahn,
Was Großes schon im Schilde führte,
Sprach einen Greis um solche Schriften an,
Die stark und sinnreich denken lehrten,
Mit einem Wort, die zum Geschmack gehörten.
Der Alte ward von Herzen froh
Und lobt' ihm den Homer, den Plato, Cicero
Und hundert mehr aus alt und neuer Zeit,
Die mit den heil'gen Lorbeerkränzen
Der Dichtung und Wohlredenheit,
Umleuchtet von der Ewigkeit,
Den Jünglingen entgegenglänzen.
„O!" hub der junge Mensch mit stolzem Lächeln an,
„Ich habe sie fast alle durchgelesen;
Allein . . ." — „Nun gut", sprach der gelehrte Mann,
„Sind sie nach Seinem Sinn gewesen,
So muß Er sie noch zweimal lesen.
Doch sind sie Ihm nicht gut genug gewesen,
So sag' Er's ja den Klugen nicht;
Denn sonst erraten sie, woran es Ihm gebricht,
Und heißen Ihn die Zeitung lesen."

---

[1] Auch Goethe hörte fleißig sein Kolleg.

[2] Von der deutschen Literatur verstand eben der große König nichts („De la Littérature allemande"). Dennoch ist er von der gewaltigsten Bedeutung für deren Entwicklung geworden. Denn einmal brachte er in seinem Lande die besten Früchte der Aufklärung zur Herrschaft und förderte so die geistige Freiheit und Beweglichkeit. Dann aber hob er vor allem wieder das deutsche Nationalgefühl und zeigte der Dichtung eine Persönlichkeit von überragender Bedeutung. „Der erste wahre und höhere Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Taten des Siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie" (Goethe, Dichtung und Wahrheit, 7. Buch).

## 2. Preis des Schöpfers.

Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht,
Die Weisheit deiner Wege,
Die Liebe, die für alle wacht,
Anbetend überlege,
So weiß ich, von Bewundrung voll,
Nicht, wie ich dich erheben soll,
Mein Gott, mein Herr und Vater!

Mein Auge sieht, wohin es blickt,
Die Wunder deiner Werke;
Der Himmel, prächtig ausgeschmückt,
Preist dich, du Gott der Stärke.
Wer hat die Sonn' an ihm erhöht?
Wer kleidet sie mit Majestät?
Wer ruft dem Heer der Sterne?

Wer mißt dem Winde seinen Lauf?
Wer heißt die Himmel regnen?
Wer schließt den Schoß der Erden auf,
Mit Vorrat uns zu segnen?
O Gott der Macht und Herrlichkeit,
Gott, deine Güte reicht so weit,
So weit die Wolken reichen.

Dich predigt Sonnenschein und Sturm,
Dich preist der Sand am Meere.
„Bringt", ruft auch der geringste Wurm,
„Bringt meinem Schöpfer Ehre!"
„Mich", ruft der Baum in seiner Pracht,
„Mich", ruft die Saat, „hat Gott gemacht;
Bringt unserm Schöpfer Ehre!"

Der Mensch, ein Leib, den deine Hand
So wunderbar bereitet,
Der Mensch, ein Geist, den sein Verstand
Dich zu erkennen leitet,
Der Mensch, der Schöpfung Ruhm und Preis,
Ist sich ein täglicher Beweis
Von deiner Güt' und Größe.

Erheb ihn ewig, o mein Geist!
Erhebe seinen Namen!
Gott, unser Vater, sei gepreist,
Und alle Welt sag' Amen!
Und alle Welt fürcht' ihren Herrn
Und hoff' auf ihn und dien' ihm gern!
Wer wollte Gott nicht dienen?

Unter Gellerts Einfluß standen auch die Fabeldichter Joh. Gottlieb Willamov, M. Gottfried Lichtwer („Der Hund mit dem Fleische", „Die Katzen und der Hausherr", „Der Vater und die drei Söhne") und Gottl. Konrad Pfeffel[1] („Der Ochs und der Esel", „Die zween Hunde", „Die Tabakspfeife").

[1] Sein Bild zeichnet Fr. Lienhard in dem Roman „Oberlin".

# Siebte Periode, von 1748 ab.

## Die zweite Blütezeit.

### § 17. Verschiedene Geistesströmungen. Hauptvertreter.

Man hat sich gewöhnt, die letzte Hälfte des 18. Jahrhunderts als die zweite Blütezeit der deutschen Dichtung zu bezeichnen. Tatsächlich zeigt sich in diesem Zeitabschnitte auf allen Gebieten der Wissenschaften und Künste ein reges Leben und ein überraschendes Fortschreiten. So in der klassischen Philologie, in der Altertumswissenschaft, besonders im Studium der alten Kunst (Winckelmann [1717—1768] und Lessing), in der Philosophie (Kant, 1724—1804), in der Plastik, der Baukunst, in der Musik vor allem, in der nach Händel und Bach gleichzeitig Jos. Haydn (1732—1809), Wolfg. Am. Mozart (1756—1791) und Ludw. van Beethoven (1770—1827) bisher unbekannte Höhen erreichten und von fremder Art zu deutschem Wesen hinführten. So zeitigte auch in der Poesie der gleiche erfolgreiche Aufschwung eine **zweite Blüteperiode.**

In Wirklichkeit aber erstreckt sich diese Bezeichnung auf eine Reihe durchaus verschiedener Geistesströmungen. Ihr Anfang fiel noch völlig in die Zeit der Aufklärung, des Pietismus und des Rokoko. Lessing, Klopstock und Wieland sind nur aus dieser Voraussetzung zu verstehen. Dann folgte der „Sturm und Drang" mit völlig neuartig gerichteten Bestrebungen. Aus ihm und in ihm erwuchsen Herder, der junge Goethe und der junge Schiller. Die beiden letzten wandelten sich dann um zu einer entgegengesetzten Welt- und Kunstanschauung, zum Klassizismus. Und gegen Ende dieses Zeitabschnittes begann bereits die Romantik wesentlich abweichende Bahnen einzuschlagen und die Geister nach einer andern Richtung hinzuführen.

Die Entwicklung zum deutschen Klassizismus vollzog sich durch zwei Generationen hindurch. Das Jahr 1748, in dem die ersten drei Gesänge von Klopstocks „Messias" erschienen, bezeichnet den Beginn dieser Epoche. Neben den Antipoden Klopstock (geb. 1724) und Wieland (geb. 1733) war es besonders Lessing (geb. 1729), der diese Wendung herbeiführte. Von dieser älteren Generation, den eigentlichen Begründern der klassischen Zeit, ist eine jüngere zu unterscheiden, deren Hauptvertreter Goethe (geb. 1749) und Schiller (geb. 1759) sind. Ihr Freundschaftsbund führte die Entwicklung auf ihren Höhepunkt; denn „durch ihn wurden die beiden ewigen Gegensätze Idealismus und Realismus, Subjektivität und Objektivität in Eintracht gepaart". „Während die ältere Generation überall noch gegen den abhängigen Geschmack der nachahmenden Periode anzukämpfen und im Gegensatz zu ihm das Neue durchzusetzen hatte, was namentlich in Lessings Werken deutlich hervortritt, übernahm die jüngere schon einen nicht geringen Besitz von diesen Lehrmeistern, aber sie erweiterte und vermehrte ihn nach allen Seiten und

rundete die Form zu künstlerischer Vollendung ab. In der ersten Generation war der Einfluß der antiken Vorbilder im allgemeinen noch stärker als die nationale und volkstümliche Strömung; nur in „Minna von Barnhelm" ist bereits eine Verschmelzung der Renaissanceform mit dem zeitgeschichtlichen und nationalen Gehalt gelungen und damit in einer einzelnen Spitze der Höhepunkt der Epoche erreicht. Die zweite Generation hat die Vereinigung von antikem und modernem Geiste, von Renaissance und deutschem Volkstum in einer Reihe von Schöpfungen ersten Ranges durchgeführt; in Werken wie ‚Iphigenie', ‚Hermann und Dorothea' und ‚Wallenstein' gipfelt die Entwicklung der klassischen Poesie. Zwischen beiden Generationen stand Herder (geb. 1744), dem Lebensalter wie der Wirksamkeit nach ein Vermittler zwischen beiden, aber der jüngeren Generation näher verwandt. Neben der mittelbaren Wirkung, die von Friedrichs des Großen Persönlichkeit und Taten ausging, war es Herders unmittelbarer Einfluß, dem das Erstarken des modernen und volkstümlichen Elementes entsprang und der das Heraufkommen des neuen Geschlechts bezeichnet. In Goethes Universalität erreichte Herders Vielseitigkeit ihre höchste Entfaltung, gerade so wie Klopstocks hochstrebende, aber noch vage schwärmende Gesinnung in Schillers zielbewußtem Idealismus ihre Läuterung und Vollendung fand" (R. Lehmann).

Von Weimar nach Berlin hinüber weisen die Brüder Alexander und Wilhelm von Humboldt (1769—1859 bzw. 1767—1835), die den Geist des Klassizismus in die Natur- und Sprachforschung verpflanzten.

## § 18. Klopstock. (1724—1803.)

### I. Klopstocks Leben.

Friedrich Gottlieb Klopstock, geb. am 2. Juli 1724 in Quedlinburg, wurde durch eine vortreffliche häusliche Erziehung und durch sein Studium auf der Fürstenschule zu Schulpforta mit tiefreligiösem Geiste auf ausgesprochen pietistischer Grundlage erfüllt. Schon früh war ihm seine Lebensaufgabe, in Breitingers Sinne epischer Dichter zu werden und auf Miltons Spuren zu wandeln, klar bewußt. Nachdem er in Jena Theologie studiert hatte, wandte er sich nach Leipzig, wo er sich dem Leipziger Dichterbunde anschloß. Dort arbeitete er die ersten drei Gesänge des „Messias" in Hexametern aus und veröffentlichte sie 1748 in den „Bremer Beiträgen". Der Erfolg war ungeheuer. Ganz Deutschland feierte den ersten großen Dichter, der ihm seit Jahrhunderten erschienen. Von Leipzig ging er als Hauslehrer nach Langensalza, wo er eine unerwiderte Neigung zu der ihm verwandten Marie Sophie Schmidt faßte, die er als „Fanny" in seinen Oden besang. Zwei Jahre später folgte er einer Einladung Bodmers nach Zürich. Dieser hatte einen „seraphischen" Jüngling erwartet, fand sich aber in dem lebenslustigen Sportsmann, der ein leidenschaftlicher Reiter, Schwimmer und Schlittschuhläufer war, sehr enttäuscht, da dieser lieber mit Altersgenossen und jungen Mädchen schwärmte, als mit dem bejahrten Bodmer tiefsinnige Gespräche führte. Aus der Schweiz wurde er 1751 auf Veranlassung des Ministers Bernstorff durch König Friedrich V. nach Kopenhagen berufen, damit er, durch ein Jahresgehalt von 400 Talern sorgenfrei gestellt, den „Messias" vollende. Doch als das Werk 1773 fertig vorlag, verstand ihn die gärende und auf

neuen Bahnen wandelnde Jugend des Sturmes und Dranges nicht mehr. — Auf der Reise nach Dänemark hatte er in Hamburg Margareta (Meta) Moller kennengelernt, die „Cidli" seiner Oden, mit der er von 1754 bis 1758 in glücklichster Ehe verbunden war. Nach der Entlassung Bernstorffs zog er sich 1771 mit dem Titel eines dänischen Legationsrates nach Hamburg zurück und starb nach einer zweiten Verheiratung daselbst am 14. März 1803, bis zu seinem Ende als Heros der deutschen Literatur bewundert und geehrt, aber nicht mehr verstanden („Wer wird nicht einen Klopstock loben, doch wird ihn jeder lesen? Nein!"). Seine Leiche wurde unter fürstlichen Ehren in Ottensen neben der Ruhestätte seiner Meta beerdigt.

## II. Klopstocks Dichtungen.

Als Dichter bildet Klopstock in jeglicher Beziehung einen schroffen Gegensatz zum Rationalismus. Nirgendwo räumt er der „Vernunft" den geringsten Einfluß ein. Alles löst sich bei ihm auf in Gefühl, in Stimmung. „Nicht eigentlich das *Anschauliche* bewegt ihn, sondern die auf dieses Anschauliche *reflektierenden* und davon her zurück belebten *Gefühle*; nicht den *Gegenstand* besingt er, sondern das *Empfinden*, das an diesen anknüpft" (K. Lamprecht). Und so wird er zum ersten großen unserer subjektivistischen Dichter. Infolgedessen sieht er von Beschreibungen, klaren Schilderungen, deutlichen Charakterzeichnungen und Erzählungen ab. Alles, Personen und Dinge, erscheint bei ihm wie von dem dämmernden Nebel der Stimmung umhüllt und in seinen Linien verwischt. So ergibt sich die Tatsache, daß der Dichter, der seinen Ruhm einem *Epos* verdankt, in seinem tiefsten Wesen völlig unepisch ist.

Wenn daher auch die 20 Gesänge seines in Hexametern geschriebenen „Messias" in ihrer edlen und schwungreichen Sprache, in der tiefen Ergriffenheit des Dichters, in der Stärke seiner religiösen Inbrunst unerreicht bleiben, so fehlen ihnen doch die entscheidenden Merkmale erzählender Dichtung. Die Handlung der Bibel wird wesentlich beschränkt; dafür werden die Seelenzustände des Messias wie der Menschen und Geister, die sein Werk bevölkern, dargestellt. Die auftretenden Personen sind durchweg nur *abstrakte Ideale*, die oft ins Gestaltlose sich verlieren. Schiller sagt daher nicht mit Unrecht: „Seine Sphäre ist immer das Ideenreich, und ins Unendliche weiß er alles, was er bearbeitet, hinüberzuführen. Man möchte sagen, er zieht allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen, so wie andere Dichter alles Geistige mit einem Körper bekleiden."

Der *epische Inhalt* dieses Werkes ist von nur *geringem* Umfange: Christus ist bereit, die Erlösung der Menschheit durch seinen Tod zu vollführen (I.); die Höllenfürsten dienen, ohne es zu wissen, dem göttlichen Plane, indem sie gegen den alleinigen Widerspruch Abbadonas den Tod des Messias beschließen (II.); Judas wird vom Satan gewonnen, seinen Herrn und Meister zu verraten (III.); der Hohe Rat beschließt die Verurteilung Christi, der mit seinen Jüngern das Abendmahl feiert (IV.); Beginn des Leidens auf dem Ölberge (V.); Christus wird gefangen vor das Synedrium geführt und von Pilatus verhört (VI.); inzwischen kommt Maria nach Jerusalem, ihr Zusammentreffen mit Portia (der vom Dichter erfundenen Gemahlin des Pilatus); Christus wird zu Herodes geführt und schließlich von Pilatus dem Tode preisgegeben (VII.); die Kreuzigung Christi (VIII. u. IX.); sein Tod (X.). In den folgenden zehn Gesängen machen Reden zwischen *überirdischen* Wesen, namentlich zwischen Christus, Adam (Gesicht des Jüngsten Gerichts nach Milton) und den Engeln, abstrakte lyrische Ergüsse und übertriebene Phantasiegebilde, denen jede Wirklichkeit abgeht, die Hauptsache aus. Den Abschluß bilden die Himmelfahrt (XIX.) und der Triumphzug Christi zum Himmel (XX.).

Nach dem Gesagten liegt Klopstocks Bedeutung vorwiegend auf dem Gebiete der Lyrik. Seine Oden werden trotz mancher uns fremdartig anmutenden Absonderlichkeiten des Pathos, des Überschwangs und der Empfindsamkeit[1] den „Messias" lange überleben. Aber auch hier beobachten wir, wie die Dichtungen seiner Frühzeit an Frische, Schwung und Unmittelbarkeit die immer hölzerner werdenden des Alters übertreffen.

So besingt er alle lyrischen Gefühle in Weichheit und Schwärmerei. Den Grundton bildet überall eine tiefreligiöse Begeisterung. In stammelnder Andacht spricht er zu seinem Schöpfer, den er z. B. in der „Frühlingsfeier" in seiner erhabenen Größe im Psalmentone anbetet und im Gewitter vorüberziehen sieht. Mit offenem Herzen nimmt er allen Zauber der Natur in sich auf; nicht begnügt er sich mit leerer Beschreibung, sondern ihm wird die Landschaft belebt. Mit wenigen Strichen zeichnet er so ein Bild in seinen weichen Umrissen. Am wunderbarsten gelingen ihm Nachtstimmungen („Die frühen Gräber"). Aber stets knüpft er seine Gefühle an das Naturerlebnis an. Im „Zürcher See" läßt er so seine Empfindungen vorübergleiten. Lenz und Liebe, Wein und Rosen begeistern ihn wie die Anakreontiker; aber am höchsten steht ihm die Freundschaft. Kraftvoller, männlicher werden die Töne, wenn er das Vaterland besingt, wahrhaftig eine Tat in jener vaterlandslosen Zeit. Die Großartigkeit und Majestät seiner Gedanken, die kühne Erhabenheit seiner Bilder, der weihevolle, edle Inhalt, im Gegensatze zu der Tändelei und der Inhaltslosigkeit der meisten Dichtungen der vorhergehenden Perioden, der christliche und echt deutsche Charakter, der würdevolle, meist schwunghafte Ausdruck und nicht weniger die volle Wahrheit der zum Ausdruck gebrachten Empfindungen werden uns über seine Mängel um so leichter hinwegsehen lassen, wenn wir des anregenden und begeisternden Einflusses gedenken, den diese Dichtungen auf die Mit- und Nachwelt ausübten.

Nach dem Rate der Schweizer sind die Oden reimlos, teils in freien Versmaßen, teils in antiken Strophenarten geschrieben. Nur in seinen unbedeutenden Kirchenliedern verwendete er den Reim. In diesen dem deutschen Wesen widersprechenden Formen lag gewiß eine Einseitigkeit. „Aber", sagt D. F. Strauß, der Biograph von Klopstocks Jugendzeit, „es gibt Zeitpunkte, wo Einseitigkeiten das Wahre sind. Um in deutscher Dichtung einen neuen Boden zu legen, waren Klopstocks horazische und dithyrambische Maße notwendig. Aus dem tändelnden, epigrammatisch zugespitzten Wesen, dem französischen Menuettschritt, wie wir ihn in den Liedern selbst der besten Dichter vor Klopstock herrschend finden, war nicht herauszukommen, wenn nicht eine Zeitlang die ganze Form in Verruf getan, das Ohr an ganz andere Takte und Rhythmen gewöhnt wurde."

Noch bedeutender aber für die weitere Entwicklung war die Dichtersprache, die Klopstock sich erst schaffen mußte. Schon hatte freilich der Pietismus einen be-

[1] Unter „Empfindsamkeit" versteht man die Zeitstimmung der fünfziger bis siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts. Sie war erwachsen aus dem Übermaß der Empfindung im Pietismus einerseits und dem gesucht zärtlichen Wesen der Schäferpoesie anderseits. Sie äußerte sich in einer übertriebenen und oft süßlichen Hingabe an alle schwärmerischen Gefühle. In Freude und Leid sehen sich Männlein und Weiblein gleich bis zu strömenden Tränen gerührt. Nie ist der Verbrauch an Schnupftüchern größer gewesen! Der Name stammt von der sentimentality des Engländers Richardson und ist von Lessing verdeutscht worden. Literarisch spiegelt sie sich am stärksten in Goethes „Werther", wird damit aber auch künstlerisch überwunden.

redteren Ausdruck zur Wiedergabe des Gefühls gefunden. Aber erst diesem Dichter gelang es, Innerlichkeit, Anschaulichkeit, Rhythmus und Melodie in den Dienst tiefer Empfindung sprachlich zu bannen. „Seine Sprache wurde gleichsam selbsttönend; wie die unbestimmt verhallenden Schwingungen der Musik trifft sie das Ohr, wenn wir von der Empfindungen unaussprechlich süßer Lust, wenn wir vom wolkigen Hauche geatmeter Weihrauchdüfte hören. . . . Und wie in dieser Sprache alles lebt, alles sich bewegt und jede klare Linie sich zitternd auflöst, so meidet der Dichter die intransitiven Zeitwörter der Ruhe oder stößt sie hinüber auf den für ihn allein atmenden Boden bewegten Seins" (K. Lamprecht).

Auch in dramatischer Dichtung hat Klopstock sich versucht. Da behandelte er biblische Stoffe oder solche aus germanischer Vorzeit. Die Dichtungen der letzteren Art nannte er Bardiete, weil sie von den Chorgesängen der Barden unterbrochen wurden, die er mit seinen Zeitgenossen in falscher Auslegung einer Stelle aus Tacitus[1] für altgermanische Sänger hielt. Die einzige Bedeutung dieser schwülstigen und für uns ungenießbaren Stücke liegt in ihrem starken Nationalgefühl. Noch eine Reihe zeitgenössischer Dichter, wie der Jesuit[2] Michael Denis („Lieder Sineds des Barden"), Heinr. Wilh. von Gerstenberg („Gedicht eines Skalden"), Karl Friedr. Kretzschmann („Barde Rhingulf" u. a.), machten in diesem „ungedeihlichen Bardenunfug" (Grimm). Die ganze Bewegung geht zurück auf die Veröffentlichung der vorgeblich altschottischen Lieder Ossians, die James Macpherson 1760 bis 1763 in englischer Übersetzung herausgab. In Wirklichkeit handelte es sich um eine erst viel später nachgewiesene geniale Fälschung, die aber in ihrer nebelhaft verschwommenen und empfindsamen Art dem Zeitgeschmack entgegenkam und von ungeheurem Einflusse auf die Literatur aller Völker wurde (in Deutschland neben Klopstock: Herder und Goethe im „Werther").

### a) Aus dem „Messias".

**Eingang.** (I, 1—17.)

Sing, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung,
Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet
Und durch die er Adams Geschlecht zu der Liebe der Gottheit,
Leidend, getötet und verherrlichet, wieder erhöht hat.
Also geschah des Ewigen Wille. Vergebens erhub sich
Satan gegen den göttlichen Sohn; umsonst stand Juda
Gegen ihn auf: er tat's und vollbrachte die große Versöhnung.
Aber, o Tat, die allein der Allbarmherzige kennet,
Darf aus dunkler Ferne sich auch dir nahen die Dichtkunst?
Weihe sie, Geist Schöpfer, vor dem ich hier still anbete,
Führe sie mir, als deine Nachahmerin, voller Entzückung,
Voll unsterblicher Kraft, in verklärter Schönheit, entgegen!
Rüste mit deinem Feuer sie, du, der die Tiefen der Gottheit
Schaut und den Menschen, aus Staube gemacht, zum Tempel sich heiligt!
Rein sei das Herz! So darf ich, obwohl mit der bebenden Stimme
Eines Sterblichen, doch den Gottversöhner besingen
Und die furchtbare Bahn mit verzieh'nem Straucheln durchlaufen.

---

[1] Sunt illis haec quoque carmina, quorum relatu, quem barditum vocant, accendunt animos . . . (Germania c. 3). Es handelt sich vielleicht um die Bartstimme des Gottes Donar.

[2] Bis zur Auflösung des Ordens.

## Maria und Portia. (VII, 264—497.)

Jesu Todestag bricht an. Eloa besingt ihn. Der Messias wird vor Pilatus geführt, von Kaiphas und Philo angeklagt. Pilatus verhört ihn. Ischariots Tod. Pilatus erklärt, er werde Jesus zu Herodes senden.

Unterdes kam die Mutter des liebsten unter den Söhnen
Nach durchwachter einsamer Nacht mit dem Schauer der Dämm'rung
Nach Jerusalem, fand ihn im Tempel nicht, wo sie ihn suchte,
Fand den göttlichen Sohn nicht. Versenkt in ängstliches Staunen,
Höret sie von den Palästen der Römer herüber ein dumpfes,
Tiefaufsteigend Getöse. Sie ging dem Getös' entgegen,
Ohne daran zu denken, woher es entstünde. Nun geht sie
Unter dem Volke, das rings durch Jerusalem gegen den Richtstuhl
Drang. Beklommen, allein noch ruhig wegen des Aufruhrs
Ursach', naht sie dem Richtstuhl sich. Hier sieht sie Lebbäus[1].
Doch kaum sah Lebbäus die Mutter, da floh er. Ach, flieht er?
Warum wendet er sich? So dachte Maria. Die Vorsicht
Zückt' auf sie mit diesem Gedanken das Schwert, das bestimmt war,
Ihr durch die Seele zu gehn. Maria erhub sich und sahe
Jesus. Ihr Engel, als er die Todesblässe, mit der sie
Bleich ward, als er die starrenden Augen der Mutter erblickte,
Wandt' er sein Antlitz. Doch sie, da ihrem Auge das Dunkel,
Ihrem Ohr die Betäubung entsank, ging vorwärts und bebte
Näher zum Richtstuhl hin und sah noch einmal den Sohn stehn,
Sah die mächtigen Kläger um ihn und den richtenden Römer,
Hörte die Stimme des Volks, die rings mit Wut von dem Tode
Widerhallte. Was sollte sie tun? Zu welcher Erbarmung
Sollte sie flehn? Sie schaute sich um, da war kein Erbarmer;
Schaute gen Himmel empor, auch er verstummte der Mutter.
Jetzo betet ihr blutendes Herz: „O, der ihn durch Engel
Mir verkündigen ließ, mir ihn in Bethlehems Tal gab,
Daß ich mit Mutterfreuden mich freute, mit denen der Mütter
Keine sich jemals freute, mit Freuden, die selber die Engel
In dem Liede von seiner Geburt nicht alle besangen,
Du, der Samuels Mutter erhörte, da sie am Altare
Stand und weint' und betet', erhör', Erbarmer, den Jammer
Meiner Seele, vernimm die Angst, die mehr mich erschüttert
Als der Gebärerin Angst! Das mütterlichste der Herzen
Gabest du mir und den besten der Söhne, den besten vor allen
Erdgebornen. Laß ihn nicht sterben, ist anders mein Flehen
Deinem göttlichen Willen gemäß, o du, der die Himmel
Schuf und der Träne gebot, zu dir um Erbarmung zu flehen!"
Hier verstummt' ihr Herz. Der Strom der kommenden Scharen
Trieb sie seitwärts und nahm ihr des Sohnes Anblick. Sie entriß sich
Jetzt dem Gedränge, sie stand, sie ging, sie suchte, fand nicht,
Nicht die Jünger. Zuletzt verhüllte sie sich und weinte,
Sprachlos. Als sie darauf ihr Aug' aufhebt, da erblickt sie
Sich an dem Seitenpalaste des Römers. Vielleicht, daß hier Menschen
Wohnen, denkt sie, vielleicht, daß selbst in der Schwelger Palästen
Eine Mutter gebar, der es Mutterliebe zu fühlen
Nicht zu klein ist. O, wenn es wäre, was viele der Mütter
Von dir, Portia, sagen, daß du ein menschliches Herz hast!
O ihr Engel, die ihr bei der Krippe seiner Geburt sangt,
Wenn das wäre! Sie denkt's. Schon eilt sie die Marmorgeländer
Unverhüllter hinauf und geht in den schweigenden Sälen.
Aber nicht lang', so kommt aus einem fernen Gewölbe
In des Palastes Seite, die sich zu dem Richtstuhl hinzog,
Eine Römerin her und sieht Maria. Die junge,

[1] Jünger Jesu.

Bleiche Römerin blieb, so wie gelöst ihr das Haar floß
Und das leichte Gewand die bebenden Glieder herunter,
Voll Bewunderung stehen. Denn die Mutter des Unerschaffenen
Zeigte, wiewohl der Schmerz sie verhüllte, in ihren Gebärden
Eine Hoheit, von Engeln, weil die auch dann sie verstanden,
Noch bewundert; verhüllt vom Schmerze, stieg sie am tiefsten
Zu den Menschen hinab, von ihnen bewundert zu werden:
Denn die kannten nicht, was an der Heitren die Himmlischen sahen.
Endlich redet die Römerin: „Sag', o sage, wer bist du?
Wer du auch seist, noch nie hab' ich diese Hoheit gesehen,
Diesen göttlichen Schmerz!" Da unterbrach sie Maria:
„Wenn du wirklich das Mitleid, das du in deinem Gesicht hast,
Auch in dem Herzen empfindest, so komm, o Römerin, führe
Mich zu Portia!" Mehr noch erstaunt, antwortete mit leiser,
Sanfter Stimme die Römerin: „Ich bin Portia." — „Du bist
Portia selbst? Ein geheimes, ein linderndes, stilles Verlangen
Wünschte mir Portia so, da ich dich sahe. Du bist es
Also selber, o Römerin? Zwar du kennest die Schmerzen
Einer Mutter nicht ganz, die zu einem Volke gehöret,
Welches ihr haßt; doch Israelitinnen selber erzählen,
Daß dein Herz voll Menschlichkeit sei. Der Mann, den Pilatus
Richtet, er hat kein Übel getan, den Tyrannen verklagen!
Ich bin seine Mutter!" Maria hatt' es gesprochen.
Portia blieb vor ihr stehn und sah mit sanftem Erstaunen,
Mit Entzückung sie an. Denn über den Kummer des Mitleids
Siegte der höh're Gedanke. Sie konnte jetzt nur bewundern.
Endlich rief sie: „Er ist dein Sohn? Glückselige, du bist
Dieses Göttlichen Mutter? du bist Maria?" Dann wendet
Sie sich von ihr und richtet gen Himmel ihr staunendes Auge.
„Sie ist seine Mutter, ihr Götter! Euch, mein' ich, ihr höhern,
Besseren Götter, die mir in dem Traume voll Ernst sich entdeckten.
Juppiter heißt ihr nicht, ihr heißet nicht Phöbus Apollo,
Aber wie euer Name auch heißt, ihr seid es, ihr sandtet
Mir die Mutter des größten der Menschen, wenn er ein Mensch ist!
Und mich bittet sie? Mich? Nein, bitte mich nicht! O führe
Mich vielmehr zu ihm hin, zu deinem erhabenen Sohne,
Daß er der Dunkelheit mich, den Zweifeln entreiße, von fern nur
Auf mich blicke und mir die Lehre der Gottheit entfalte!"
Portia hatte zuletzt sich gewandt. Mit Augen voll Liebe
Suchte Maria der Römerin Aug' und redete wieder:

„Wie ist deine Seele bewegt! Ja, Portia liebt mich!
Portia, o ich war es auch, war der glücklichen Mütter
Glücklichste. So hat keine der Mütter geliebt, wie ich liebe.
Aber bei deinem Herzen voll Mitleids, o Römerin, rufe
Deine Götter nicht an! Hilf selbst, sie können nicht helfen!
Und auch du vermagst nicht zu helfen, wenn Gottes Ratschluß,
Daß er sterbe, beschloß! Allein es würde Pilatus,
Wenn des Unschuldigen Blut nicht seine Seele befleckte,
Freudiger stehen vor dem Gericht des Gottes der Götter."

Portia schaut' auf sie hin und fing an leise zu reden:
„O, was sag' ich zuerst? was zuletzt? wie voll ist mein Herz mir!
Erst sei dieses dein Trost, ist es anders Trost dir: Ich will dir
Helfen, du Teure! Dann wisse, die Götter, welche du meintest,
Fleht' ich nicht an. Ein heiliger Traum, von dem ich jetzt aufsteh',
Lehrte mich bessere Götter; zu denen hab' ich gebetet.
Sieh, ein Traum, wie noch keiner um meine Seele geschwebt hat,
Ach, ein himmlischer, schreckender Traum! Ich würde dir helfen,
Wärst du auch nicht, Maria, gekommen. Der Traum, den ich sahe,
Hatte mir schon für dich mit mächtiger Stimme gesprochen.
Aber er endete fürchterlich, und ich verstand ihn zuletzt nicht.

Da erwacht' ich und fand mich in kalten Schweißen. Ich eilte
Gleich, den erhabnen Verklagten zu sehn. Da hatten die Götter
Mir des Verlangten Mutter gesandt!" Hier schwieg sie und winkte
Einer Sklavin, die ferne von ihr in der Tiefe des Gangs stand.
Denn sie gab den Befehl, da aus ihren Hallen sie eilte,
Eine Sklavin sollte sie nur in der Ferne begleiten.
Diese nahete jetzt und empfing die neuen Befehle:

„Geh zu Pilatus und sag ihm: Er ist ein großer, gerechter,
Göttlicher Mann, den du richtest! verdamme du nicht den Gerechten!
Um des Göttlichen willen, Pilatus, hat ein Gesicht mich
Heut' im Schlafe geschreckt! – So stille denn, liebende Mutter,
Deine Schmerzen und komm, daß ich unter die Blumen dich führe
Dort in die Morgensonne, damit wir die Menge nicht hören
Und ich dir sage, was mich die ernste Stunde gelehrt hat."

Portia sprach's, und sie stiegen hinab. Die edlere Heidin
Sieht mit ernstem Angesicht nieder. Noch schweigt sie, voll Wunderns
Über den Traum und vertieft in neue Gedanken. Ihr Engel
Hatt' in ihre Seele den Traum gegossen und immer
Aus den Lieblingsgedanken, die sie am feurigsten dachte,
Neue Gedanken entwickelt, in ihrem Herzen die feinsten,
Zartesten Saiten gewisser zu treffen und ganz sie zu rühren.
Jetzt entreißt sie sich ihren Betrachtungen, sagt zu Maria:

„Sokrates — zwar du kennest ihn nicht, doch ich schau're vor Freuden,
Wenn ich ihn nenne; das edelste Leben, das jemals gelebt ward,
Krönt' er mit einem Tode, der selbst dies Leben erhöhte —
Sokrates, immer hab' ich den Weisen bewundert, sein Bildnis
Unaufhörlich betrachtet, ihn sah ich im Traum. Da nannt' er
Seinen unsterblichen Namen: ‚Ich, Sokrates, den du bewunderst,
Komm' aus den Gegenden über den Gräbern herüber. Verlerne
Mich zu bewundern! Die Gottheit ist nicht, wofür wir sie hielten,
Ich in der strengeren Weisheit Schatten, ihr an Altären.
Ganz die Gottheit dir zu enthüllen, ist mir nicht geboten.
Sieh, ich führe dich nur den ersten Schritt in den Vorhof
Ihres Tempels. Vielleicht, daß in diesen Tagen der Wunder,
Da die erhabenste Tat der Erde geschieht, daß ein beff'rer,
Höherer Geist kömmt und dich in das Heiligtum tiefer hineinführt.
So viel darf ich dir sagen, und dies verdiente dein Herz dir:
Sokrates leidet nicht mehr von den Bösen; Elysium ist nicht,
Noch die Richter am mächtigen Strom. Das waren nur Bilder
Schwacher, irrender Züge Dort richtet ein anderer Richter,
Leuchten andere Sonnen als die in Elysiums Tale!
Sieh, es zählet die Zahl, und die Wagschal' wägt, und das Maß mißt
Alle Taten! Wie krümmen alsdann der Tugenden höchste
Sich in das Kleine, wie fliegt ihr Wesen verstäubt in die Luft aus!
Einige werden belohnt; die meisten werden vergeben!
Mein aufrichtiges Herz erlangte Vergebung. O drüben,
Portia, drüben über den Urnen, wie sehr ist es anders,
Als wir dachten! Dein schreckendes Rom ist ein höherer Aufwurf
Voll Ameisen und e i n e der redlichen Tränen des Mitleids
Einer Welt gleich. Verdiene du, sie zu weinen! Was diese
Heilige Welt der Geister sehr ernst jetzt feiert und was mir
Selbst nicht enthüllet ward und ich von fern nur bewundre,
Ist: Der größte der Menschen, wofern er ein Mensch ist, er leidet,
Leidet mehr, wie ein Sterblicher litt, wird am tiefsten gehorsam
Gegen die Gottheit, vollendet dadurch der Tugenden größte.
Und dies alles geschieht um der Menschen willen! und jetzo!
Sieh, ihn sah dein Auge! Pilatus richtet den Täter
Dieser Taten! und fließt sein Blut, so hatte noch niemals
Lauter der Unschuld Blut gerufen!' Hier schwieg die Erscheinung.
Aber sie rief, indem sie verschwand, aus den Fernen herüber:

‚Schau!‘ — Ich schaute. Da waren um mich aufbebende Gräber,
Hingen dicht an die Gräber von allen Himmeln herunter
Schwere Wolken; die rissen sich auf bis zur obersten Höhe.
Und ein Mann, dem Blut entströmete, ging in die Wolken,
Wo sie sich öffneten. Scharen unzählbarer Menschen zerstreuten
Sich auf den Gräbern und schauten mit offenen, verlangenden Armen
Jenem Blutenden nach, der in die Wolken hineinging.
Viele von ihnen bluteten auch. Die weiten Gefilde
Tranken ihr Blut und bebten. Ich sah die Leidenden leiden;
Aber sie litten mit Hoheit und waren bessere Menschen
Als die Menschen um uns. Ein Sturm kam jetzo herüber;
Schreckend schwebt' er einher und hüllte die Felder in Nacht ein.
Da erwacht' ich.“ Sie schwieg. So stutzt ein letzter Gedanke,
Wenn er, der Vorsicht Tiefen zu nah, auf einmal zurückbebt.
So blieb Portia stehn, Maria wandte gen Himmel
Ihr vieldenkendes Auge. „Was soll ich, Portia, sagen?
Zwar ich versteh' es selber nicht ganz, was der Traum dich gelehrt hat;
Aber ich schaue dich an und verehre dich! Höhere Geister
Werden kommen und dich in das Heiligtum führen! Doch darf ich
Dies dir sagen, so gern ich, wenn jene reden, verstumme:
Er, der diese wandelnden Himmel so leicht wie den Sprößling,
Der dort keimet, erschuf, der hier dem Menschen ein Leben
Voller Müh', voll fliehender Freud' und fliehenden Schmerzes
Gab, daß sie nicht vergäßen den Wert der höheren Seele
Und es fühlten, daß über dem Grab Unsterblichkeit wohne,
Er, er ist nur einer! Er heißt Jehovah, der Schöpfer
Und der Richter der Welt: des ersten unter den Menschen,
Adams Gott, dann vieler von Adams Söhnen, dann Abrams,
Unseres Vaters! Allein die Art, auf die wir ihm dienen,
Ist den Frommen bei uns, wie sehr auch die Stolzen sich aufblähn,
Dennoch dunkel. Doch hat sie der Ewige selber geboten!
Und er kennet sie, wird sie enthüllen, enthüllet sie jetzt schon,
Jesus, der große Prophet, der Wundertäter, der Redner
Gottes — mit namenlosen Freuden, mit Schauer, mit Staunen und Ehrfurcht
Nenn' ich den Sohn — er kam, es zu tun! Ich sollt' ihn gebären!
Jesus sollt' er heißen, er sollte die Menschen erlösen,
Kündigte mir ein Unsterblicher an. Wir nennen sie Engel;
Aber sie sind Erschaffne wie wir. Doch die Götter der Griechen
Und des furchtbaren Roms, wofern sie wären, sie wären
Gegen die Engel Sterbliche nur. Als ich in der Hütte
Jesus, den Knaben der Wunder, gebar, da sangen ihm Heere
Dieser Unsterblichen!“ — Portia war bei ihr niedergesunken,
Hielt die geöffneten Hände gen Himmel empor und erstaunte,
Wollt' anbeten, wollte, mit leiser Stimme, Jehovah
Nennen; allein sie fühlt es, sie darf den größten der Namen
Noch nicht nennen. Sie hub sich empor und schaute mit Wehmut
Auf die Mutter und sprach: „Er soll nicht sterben!“ M.: „Das wird er!
Ach! schon lang' hat mir der Kummer mein Leben belastet.
Denn er sagt' es, Portia, selbst! Was mir und den Frommen,
Die ihm folgen, vor allem Geheimnisvollen am schwersten
Und unerforschlichsten ist: Er hat zu sterben beschlossen!
Ach, nun reißt sie von neuem mir auf, die Wund' in der Seele!
Deine Gespräche von Gott bedeckten sie leise; nun reißt sie
Wieder auf und blutet, die tiefe Wunde! Dich segne
Gott, ja Abrahams Gott, er segne dich! Aber, o wende
Dies dein weinendes Auge von mir! Es tröstet umsonst mich.
Denn er beschloß zu sterben und stirbt!“ Die Stimme verließ sie.
Lange standen sie beide mit weggewendetem Antlitz.
Endlich, wie ein Sterbender sich noch einmal zum Freunde
Kehrt, sprach Portia noch: „O du, du teu'rste der Mütter!
Mutter, ich geh' und weine mit dir bei dem Grabe des Toten!“ —

## b) Oden.

### 1. Dem Unendlichen.

Wie erhebt sich das Herz, wenn es dich,
Unendlicher, denkt! Wie sinkt es,
Wenn's auf sich herunterschaut!
Elend schaut's wehklagend dann und Nacht und Tod!

Allein du rufst mich aus meiner Nacht, der im Elend, der im Tod hilft!
Dann denk' ich es ganz, daß du ewig mich schufst,
Herrlicher, den kein Preis, unten am Grab, oben am Thron,
Herr, Herr, Gott! den, dankend entflammt, kein Jubel genug besingt!

Weht, Bäume des Lebens, ins Harfengetön!
Rausche mit ihnen ins Harfengetön, kristallner Strom!
Ihr lispelt und rauscht, und, Harfen, ihr tönt
Nie es ganz! Gott ist es, den ihr preist!

Donnert, Welten, in feierlichem Gang in der Posaunen Chor!
Du, Orion, Wage, du auch!
Tönt, all' ihr Sonnen auf der Straße voll Glanz
In der Posaunen Chor!

Ihr Welten, donnert,
Und du, du Posaunen Chor, hallest
Nie es ganz: Gott — nie es ganz: Gott,
Gott, Gott ist es, den ihr preist!

### 2. Die Frühlingsfeier. (1759.)

Nicht in den Ozean der Welten alle
Will ich mich stürzen, schweben nicht,
Wo die ersten Erschaffnen, die Jubelchöre der Söhne des Lichts,
Anbeten, tief anbeten und in Entzückung vergehn!
Nur um den Tropfen am Eimer,
Um die Erde nur will ich schweben und anbeten!
Halleluja! Halleluja! der Tropfen am Eimer
Rann aus der Hand des Allmächtigen auch!
Da der Hand des Allmächtigen
Die größeren Erden entquollen,
Die Ströme des Lichts rauschten und Siebengestirne wurden,
Da entranneſt du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!
Da ein Strom des Lichts rauscht' und unsre Sonne wurde,
Ein Wogensturz sich stürzte wie vom Felsen
Der Wolk' herab und den Orion gürtete,
Da entranneſt du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!
Wer sind die tausendmal tausend, wer die Myriaden alle,
Welche den Tropfen bewohnen und bewohnten? Und wer bin ich?
Halleluja dem Schaffenden! Mehr wie die Erden, die quollen!
Mehr wie die Siebengestirne, die aus Strahlen zusammenströmten!
Aber du, Frühlingswürmchen,
Das grünlichgolden neben mir spielt,
Du lebst und bist vielleicht,
Ach! nicht unsterblich!
Ich bin herausgegangen anzubeten,
Und ich weine? Vergib, vergib
Auch diese Träne dem Endlichen,
O du, der sein wird!
Du wirst die Zweifel alle mir enthüllen,
O du, der mich durch das dunkle Tal
Des Todes führen wird! Ich lerne dann,
Ob eine Seele das goldene Würmchen hatte.
Bist du nur gebildeter Staub,
Sohn des Mais, so werde denn
Wieder verfliegender Staub,
Oder was sonst der Ewige will!

Ergeuß von neuem du, mein Auge,
Freudentränen!
Du, meine Harfe,
Preise den Herrn!
Umwunden wieder, mit Palmen
Ist meine Harf' umwunden; ich singe
dem Herrn.
Hier steh' ich. Rund um mich
Ist alles Allmacht! und Wunder alles!
Mit tiefer Ehrfurcht schau' ich die Schöpfung
an;
Denn du,
Namenloser, du
Schufest sie! — —

Lüfte, die um mich wehn und sanfte
Kühlung
Auf mein glühendes Angesicht hauchen,
Euch, wunderbare Lüfte,
Sandte der Herr, der Unendliche!
Aber jetzt werden sie still, kaum atmen sie.
Die Morgensonne wird schwül;
Wolken strömen herauf:
Sichtbar ist, der kommt, der Ewige.

Nun schweben sie, rauschen sie, wirbeln
die Winde!
Wie beugt sich der Wald! wie hebt sich
der Strom!
Sichtbar, wie du es Sterblichen sein kannst,
Ja, das bist du, sichtbar, Unendlicher!
Der Wald neigt sich, der Strom fliehet:
und ich
Falle nicht auf mein Angesicht?
Herr! Herr! Gott! barmherzig und gnädig!
Du Naher, erbarme dich meiner!
Zürnest du, Herr,
Weil Nacht dein Gewand ist?
Diese Nacht ist Segen der Erde:
Vater, du zürnest nicht!
Sie kommt, Erfrischung auszuschütten
Über den stärkenden Halm,
Über die herzerfreuende Traube:
Vater, du zürnest nicht!

Alles ist still vor dir, du Naher!
Ringsumher ist alles still!
Auch das Würmchen, mit Gold bedeckt,
merkt auf!
Ist es vielleicht nicht seelenlos? ist es
unsterblich?
Ach, vermöcht' ich dich, Herr, wie ich dürfte,
zu preisen!
Immer herrlicher offenbarest du dich!
Immer dunkler wird die Nacht um dich
Und voller von Segen!

Seht ihr den Zeugen des Nahen, den
zückenden Strahl?
Hört ihr Jehovahs Donner?
Hört ihr ihn? hört ihr ihn,
Den erschütternden Donner des Herrn?
Herr! Herr! Gott,
Barmherzig und gnädig!
Angebetet, gepriesen
Sei dein herrlicher Name!
Und die Gewitterwinde? Sie tragen den
Donner!
Wie sie rauschen! wie sie mit lauter Woge
den Wald durchströmen!
Und nun schweigen sie. Langsam wandelt
Die schwarze Wolke.
Seht ihr den neuen Zeugen des Nahen,
den fliegenden Strahl?
Hört ihr hoch in der Wolke den Donner
des Herrn?
Er ruft: Jehovah! Jehovah!
Und der geschmetterte Wald dampft,
Aber nicht unsere Hütte!
Unser Vater gebot
Seinem Verderber,
Vor unsrer Hütte vorüberzugehn.

Ach, schon rauscht, schon rauscht
Himmel und Erde vom gnädigen Regen.
Nun ist (wie dürstete sie!) die Erd' erquickt
Und der Himmel der Segensfüll' entlastet!
Siehe, nun kommt Jehovah nicht mehr
im Wetter!
In stillem, sanftem Säuseln
Kommt Jehovah,
Und unter ihm neigt sich der Bogen des
Friedens.

### 3. Der Zürcher See. (1750.)

Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht
Auf die Fluren verstreut, schöner ein froh Gesicht,
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt.

Von des schimmernden Sees Traubengestaden her,
Oder, flohest du schon wieder zum Himmel auf,
Komm in rötendem Strahle
Auf dem Flügel der Abendluft,

Komm und lehre mein Lied jugendlich heiter sein,
Süße Freude, wie du! gleich dem beseelteren
Schnellen Jauchzen des Jünglings,
Sanft, der fühlenden Fanny gleich.

Schon lag hinter uns weit Uto[1], an dessen Fuß
Zürch in ruhigem Tal freie Bewohner nährt;
Schon war manches Gebirge,
Voll von Reben, vorbeigeflohn.

Jetzt entwölkte sich fern silberner Alpen Höh',
Und der Jünglinge Herz schlug schon empfindender,
Schon verriet es beredter
Sich der schönen Begleiterin.

Hallers „Doris“[2], die sang, selber des Liedes wert,
Hirzels Daphne[3], den Kleist innig wie Gleimen liebt;
Und wir Jünglinge sangen
Und empfanden wie Hagedorn.

Jetzo nahm uns die Au[4] in die beschattenden
Kühlen Arme des Walds, welcher die Insel krönt;
Da, da kamest du, Freude,
Volles Maßes auf uns herab!

Göttin Freude, du selbst! Dich, wir empfanden dich!
Ja, du warest es selbst, Schwester der Menschlichkeit,
Deiner Unschuld Gespielin,
Die sich über uns ganz ergoß!

Süß ist, fröhlicher Lenz, deiner Begeistrung Hauch,
Wenn die Flur dich gebiert, wenn sich dein Odem sanft
In der Jünglinge Herzen
Und die Herzen der Mädchen gießt.

Ach, du machst das Gefühl siegend, es steigt durch dich
Jede blühende Brust schöner und bebender,
Lauter redet der Liebe
Nun entzauberter Mund durch dich!

Lieblich winket der Wein, wenn er Empfindungen,
Bess're, sanftere Lust, wenn er Gedanken winkt,
Im sokratischen Becher
Von der tauenden Ros' umkränzt;

Wenn er dringt bis ins Herz und zu Entschließungen,
Die der Säufer verkennt, jeden Gedanken weckt,
Wenn er lehret verachten,
Was nicht würdig des Weisen ist.

Reizvoll klinget des Ruhms lockender Silberton
In das schlagende Herz, und die Unsterblichkeit
Ist ein großer Gedanke,
Ist des Schweißes der Edlen wert!

Durch der Lieder Gewalt bei der Urenkelin
Sohn und Tochter noch sein, mit der Entzückung Ton
Oft beim Namen genennet,
Oft gerufen vom Grabe her,

Dann ihr sanfteres Herz bilden und, Liebe, dich,
Fromme Tugend, dich auch gießen ins sanfte Herz,
Ist, beim Himmel! nicht wenig,
Ist des Schweißes der Edlen wert!

Aber süßer ist noch, schöner und reizender,
In dem Arme des Freunds wissen ein Freund zu sein,
So das Leben genießen,
Nicht unwürdig der Ewigkeit!

---

[1] Uto, der Ütliberg, an dessen Fuße Zürich zu liegen scheint, wenn man auf dem See fährt.
[2] Eines der beliebtesten Gedichte Hallers.
[3] Die Gattin des Dr. Hirzel; mit ihr in Begleitung von Freundinnen und Freunden machte Klopstock am 30. Juli 1750 eine Fahrt auf dem Zürcher See. Sie wurde vom frühen Morgen bis zum späten Abend ausgedehnt, hin und wieder unterbrochen durch Wanderungen an den Ufern des Sees.
[4] Eine Halbinsel des Sees.

Treuer Zärtlichkeit voll, in den Umschattungen,
In den Lüften des Walds und mit gesenktem Blick
Auf die silberne Welle
Tat ich schweigend den frommen Wunsch:

Wäret ihr auch bei uns, die ihr mich ferne liebt,
In des Vaterlands Schoß einsam von mir verstreut,
Die in seligen Stunden
Meine suchende Seele fand:

O, so bauten wir hier Hütten der Freundschaft uns!
Ewig wohnten wir hier, ewig! der Schattenwald
Wandelt' uns sich in Tempe,
Jenes Tal in Elysium!

### 4. Die frühen Gräber. (1764.)

Willkommen, o silberner Mond,
Schöner, stiller Gefährt' der Nacht!
Du entfliehst? Eile nicht, bleib, Gedankenfreund!
Sehet, er bleibt; das Gewölk wallte nur hin.

Des Maies Erwachen ist nur
Schöner noch wie die Sommernacht,
Wenn ihm der Tau, hell wie Licht, aus der Locke träuft
Und zu dem Hügel herauf rötlich er kömmt.

Ihr Edleren, ach, es bewächst
Eure Male schon ernstes Moos!
O, wie war glücklich ich, als ich noch mit euch
Sahe sich röten den Tag, schimmern die Nacht!

### 5. Die Sommernacht. (1766.)

Wenn der Schimmer von dem Monde nun herab
In die Wälder sich ergießt und Gerüche
Mit den Düften von der Linde
In den Kühlungen wehn,

So umschatten mich Gedanken an das Grab
Der Geliebten, und ich seh' in dem Walde
Nur es dämmern, und es weht mir
Von der Blüte nicht her.

Ich genoß einst, o ihr Toten, es mit euch.
Wie umwehten uns der Duft und die Kühlung,
Wie verschönt warst von dem Monde
Du, o schöne Natur!

### 6. An Fanny. (1748.)

Wenn einst ich tot bin, wenn mein Gebein zu Staub
Ist eingesunken; wenn du, mein Auge, nun
Lang über meines Lebens Schicksal,
Brechend im Tode, nun ausgeweint hast

Und still anbetend da, wo die Zukunft ist,
Nicht mehr hinaufblickst; wenn mein ersungner Ruhm,
Die Frucht von meiner Jünglingsträne
Und von der Liebe zu dir, Messias,

Nun auch verweht ist oder von wenigen
In jene Welt hinüber gerettet ward;
Wenn du alsdann auch, meine Fanny,
Lange schon tot bist, und deines Auges

Stillheitres Lächeln und dein beseelter Blick
Auch ist verloschen; wenn du, vom Volke nicht
Bemerket, deines ganzen Lebens
Edlere Taten nunmehr getan hast,

Des Nachruhms werter als ein unsterblich Lied;
Ach, wenn du dann auch einen Beglückteren
Als mich geliebt hast — laß den Stolz mir,
Einen Beglückteren, doch nicht Edlern —:

Dann wird ein Tag sein, den werd' ich auferstehn!
Dann wird ein Tag sein, den wirst du auferstehn!
Dann trennt kein Schicksal mehr die Seelen,
Die du einander, Natur, bestimmtest.

Dann wägt, die Wagschal' in der gehobnen Hand,
Gott Glück und Tugend gegeneinander gleich;
Was in der Dinge Lauf jetzt mißklingt,
Tönet in ewigen Harmonien!

Wenn dann du dastehst, jugendlich auferweckt,
Dann eil' ich zu dir, säume nicht, bis mich erst
Ein Seraph bei der Rechten fasse
Und mich, Unsterbliche, zu dir führe.

Dann soll dein Bruder, innig von mir umarmt,
Zu dir auch eilen; dann will ich tränenvoll,
Voll froher Tränen jenes Lebens,
Neben dir stehn, dich mit Namen nennen

Und dich umarmen! Dann, o Unsterblichkeit,
Gehörst du ganz uns! Kommt, die das Lied nicht singt,
Kommt, unaussprechlich süße Freuden!
So unaussprechlich, als jetzt mein Schmerz ist.

Rinn unterdes, o Leben! Sie kommt gewiß,
Die Stunde, die uns nach der Zypresse ruft!
Ihr andern, seid der schwermutsvollen
Liebe geweiht und umwölkt und dunkel!

### 7. Das Rosenband. (1753.)

Im Frühlingsschatten fand ich sie;
Da band ich sie mit Rosenbändern.
Sie fühlt' es nicht und schlummerte.

Ich sah sie an; mein Leben hing
Mit diesem Blick an ihrem Leben!
Ich fühlt' es wohl und wußt' es nicht.

Doch lispelt' ich ihr sprachlos zu
Und rauschte mit den Rosenbändern:
Da wachte sie vom Schlummer auf.

Sie sah mich an; ihr Leben hing
Mit diesem Blick an meinem Leben,
Und um uns ward's Elysium.

### 8. Die beiden Musen. (1752.)

Ich sah — o, sagt mir, sah ich, was jetzt geschieht?
Erblickt' ich Zukunft? — mit der britannischen
Sah ich in Streitlauf Deutschlands Muse
Heiß zu den krönenden Zielen fliegen.

Zwei Ziele grenzten, wo sich der Blick verlor,
Dort an die Laufbahn. Eichen beschatteten
Des Hains das eine; nah dem andren
Weheten Palmen im Abendschimmer.

Gewohnt des Streitlaufs trat die von Albion
Stolz in die Schranken, so wie sie kam, da sie
Einst mit der Mäonid' und jener
Am Capitol in den heißen Sand trat.

Sie sah die junge, bebende Streiterin;
Doch diese bebte männlich, und glühende,
Siegswerte Röten überströmten
Flammend die Wang', und ihr gold'nes Haar flog.

Schon hielt sie mühsam in der empörten Brust
Den engen Atem, hing schon hervorgebeugt
Dem Ziele zu; schon hub der Herold
Ihr die Drommet', und ihr trunk'ner Blick schwamm.

Stolz auf die Kühne, stolzer auf sich, bemaß
Die hohe Britin, aber mit edlem Blick,
Dich, Thuiskone: „Ja, bei Barden
Wuchs ich mit dir in dem Eichenhain auf;

Allein die Sage kam mir, du seist nicht mehr!
Verzeih, o Muse, wenn du unsterblich bist,
Verzeih, daß ich's erst jetzo lerne;
Doch an dem Ziele nur will ich's lernen!

Dort steht es! Aber siehst du das weitere
Und seine Kron' auch? Diesen gehalt'nen Mut,
Dies stolze Schweigen, diesen Blick, der
Feurig zur Erde sich senkt, die kenn' ich!

Doch wäg's noch einmal, eh' zu gefahrvoll dir
Der Herold tönet! War es nicht ich, die schon
Mit der an Thermopyl die Bahn maß
Und mit der hohen der sieben Hügel?"

Sie sprach's. Der ernste, richtende Augenblick
Kam mit dem Herold näher. „Ich liebe dich!"
Sprach schnell mit Flammenblick Teutona,
„Britin, ich liebe dich mit Bewund'rung!

Doch dich nicht heißer, als die Unsterblichkeit
Und jene Palmen! Rühre, dein Genius,
Gebeut er's, sie vor mir; doch faß' ich,
Wenn du sie fassest, dann gleich die Kron' auch.

Und, o wie beb' ich! O ihr Unsterblichen!
Vielleicht erreich' ich früher das hohe Ziel!
Dann mag, o, dann an meine leichte,
Fliegende Locke dein Atem hauchen!"

Der Herold klang. Sie flogen mit Adlereil'.
Die weite Laufbahn stäubte wie Wolken auf.
Ich sah: vorbei der Eiche wehte
Dunkler der Staub, und mein Blick verlor sie!

### 9. Mein Vaterland. (1768.)

So schweigt der Jüngling lang',
Dem wenige Lenze verwelkten,
Und der dem silberhaarigen, tatenumgebenen Greise,
Wie sehr er ihn liebe, das Flammenwort hinströmen will.

Ungestüm fährt er auf um Mitternacht,
Glühend ist seine Seele.
Die Flügel der Morgenröte wehen, er eilt
Zu dem Greis und saget es nicht.

So schwieg auch ich. Mit ihrem eisernen Arm
Winkte mir stets die strenge Bescheidenheit.
Die Flügel wehten, die Laute schimmerte
Und begann von selber zu tönen; allein mir bebte die Hand.

Ich halt' es länger nicht aus! Ich muß die Laute nehmen,
Fliegen den kühnen Flug,
Reden, kann es nicht mehr verschweigen,
Was in der Seele mir glüht.

O, schone mein — dir ist dein Haupt umkränzt
Mit tausendjährigem Ruhm; du hebst den Tritt der Unsterblichen
Und gehest hoch vor vielen Landen her;
O, schone mein! Ich liebe dich, mein Vaterland!

Ach, sie sinkt mir, ich hab' es gewagt!
Es bebt mir die Hand die Saiten herunter;
Schone, schone! Wie wehet dein heiliger Kranz!
Wie gehst du den Gang der Unsterblichen daher!

Ich seh' ein sanftes Lächeln,
Das schnell das Herz mir entlastet;
Ich sing' es mit dankendem Freuderuf dem Widerhall,
Daß dieses Lächeln mir ward.

Früh hab' ich dir mich geweiht. Schon da mein Herz
Den ersten Schlag der Ehrbegierde schlug,
Erkor ich, unter den Lanzen und Harnischen
Heinrich, deinen Befreier, zu singen.

Allein ich sah die höhere Bahn,
Und, entflammt von mehr denn nur Ehrbegier,
Zog ich weit sie vor. Sie führet hinauf
Zu dem Vaterlande des Menschengeschlechts.

Noch geh' ich sie, und wenn ich auf ihr
Des Sterblichen Bürden erliege,
So wend' ich mich seitwärts und nehme des Barden Telyn[1]
Und sing', o Vaterland, dich dir!

[1] = Leier.

Du pflanzeteſt dem, der denket, und ihm, der handelt!
Weit ſchattet und kühl dein Hain,
Steht und ſpottet des Sturmes der Zeit,
Spottet der Büſch' um ſich her.

Wen ſcharfer Blick und die tanzende glückliche Stunde führt,
Der bricht in deinem Schatten, kein Märchen, ſie,
Die Zauberrute, die nach dem helleren Golde,
Dem neuen Gedanken, zuckt.

Oft nahm deiner jungen Bäume das Reich an der Rhone,
Oft das Land an der Themſ' in die dünneren Wälder.
Warum ſollten ſie nicht? Es ſchießen ja bald
Andere Stämme dir auf!

Und dann, ſo gehörten ſie ja dir an. Du ſandteſt
Deiner Krieger hin. Da klangen die Waffen; da ertönte
Schnell ihr Ausſpruch: Die Gallier heißen Franken,
Engelländer die Briten!

Lauter noch ließeſt du die Waffen klingen. Die hohe Rom
Ward zum kriegeriſchen Stolz ſchon von der Wölfin geſäugt:
Lange war ſie Welttyrannin. Du ſtürzeteſt,
Mein Vaterland, die hohe Rom in ihr Blut!

Nie war gegen das Ausland
Ein anderes Land gerecht wie du.
Sei nicht allzu gerecht! Sie denken nicht edel genug,
Zu ſehen, wie ſchön dein Fehler iſt!

Einfältiger Sitte biſt du und weiſe,
Biſt ernſtes, tieferes Geiſtes. Kraft iſt dein Wort,
Entſcheidung dein Schwert. Doch wandelſt du gern es in die Sichel und trieſſt,
Wohl dir! von dem Blute nicht der andern Welten!

Mir winket ihr eiſerner Arm! Ich ſchweige,
Bis etwa ſie wieder ſchlummert,
Und ſinne dem edlen, ſchreckenden Gedanken nach,
Deiner wert zu ſein, mein Vaterland!

Weitere bekannte Oden: Der Lehrling der Griechen (1747), Wingolf (1747), Heinrich der Vogler (1749), Dem Erlöſer (1751), Der Rheinwein (1753), Der Eislauf (1764), Wir und Sie (1766), Unſere Sprache (1767), Vaterlandslied (1770).

## § 19. Klopſtocks Nachfolger.

Klopſtocks ſtarkes Naturempfinden, ſein vaterländiſcher Sinn, ſeine Liebe zur „Tugend“ und zur Religion begeiſterten eine Reihe jüngerer Dichter, auf ſeinen Pfaden zu wandeln. Sie pflegten vor allem die Lyrik, ſchwärmten empfindſam für alles Hohe, gerieten aber inſofern unter den Einfluß von „Sturm und Drang“, daß ſie ſich der Schlichtheit des Volksliedes näherten und den Weg zum Reime wiederfanden. Aus tiefſtem Herzen haßten ſie die franzöſiſchen Aufklärer, namentlich Voltaire, und deren deutſche Nachahmer, vor allem Wieland. Ein ſchwärmeriſcher Freundſchaftskult band ſie zuſammen, und ſo ſchloſſen ſie im Jahre 1772 in Göttingen unter Führung Boies einen Dichterbund, den ſie den „Hainbund“ nannten (nach Klopſtocks Ode „Der Hügel und der Hain“, wo antike und deutſch-vaterländiſche Dichtung einander gegenübergeſtellt wurden). Sie gaben ſeit 1770 nach franzöſiſchem Muſter einen jährlich erſcheinenden „Muſenalmanach“ heraus, der die Mitglieder auch ſpäter noch zuſammenhielt, als der Bund mit ſeinem Jugendrauſche längſt zerſprengt war.

Die bedeutendſten Dichter dieſer Gruppe ſind Voß, Hölty, die Gebrüder Stolberg, Claudius und Bürger.

## a) Voß. (1751—1826.)

Johann Heinrich Voß (Papa Voß!), geb. 1751 in Mecklenburg, studierte Theologie und klassische Philologie in Göttingen. Dort wurde er die Seele des Hainbundes und redigierte von Wandsbeck aus auch den Musenalmanach (den vorher Heinr. Chr. Boie und Fr. W. Gotter herausgaben). Später lebte er in Eutin und vom Jahre 1805 ab in Heidelberg, wo er 1826 starb, längst durch seinen wütenden Kampf gegen die Romantik lächerlich geworden, nachdem seine bis zum Exzeß unduldsamen, pöbelhaften Angriffe gegen den langjährigen Freund Leopold zu Stolberg wegen dessen Übertrittes zum Katholizismus ihn schon vorher verächtlich gemacht hatten.

Seine dichterische Bedeutung ist sehr gering. Desto höher schätzte er sich selbst ein, besonders als sein reichlich langweiliges Idyll „Luise" ihm einigen Erfolg gebracht hatte. („Ein ländliches Gedicht in drei Gesängen" ohne genügende Handlung und mit flacher Charakterzeichnung: 1. „Das Fest im Walde", gefeiert von Luise, der Tochter des Pfarrers zu Grünau; 2. „Der Besuch" des Bräutigams Walther, Pfarrers zu Seldorf; 3. „Die Vermählung"). Genießbarer durch anmutige Kleinmalerei ist die kleinere Idylle „Der siebzigste Geburtstag".

Höher zu schätzen ist Voß als Übersetzer des Homer, dessen Odyssee ihm am besten gelungen ist. Er erstrebte dabei genaue Wiedergabe des Originals nach Inhalt und Form. Scherer urteilt darüber: „Endlich erschien der wirkliche Homer in deutschem Gewande, schlicht, einfältig, treuherzig, im Tone weder zu niedrig noch zu hoch, im Stile verständnisvoll nachgebildet, das Formelhafte nicht verwischt, die Beiwörter glücklich bewahrt, ein Werk hingebenden Fleißes und ernster Vertiefung, überall auf einer klaren Anschauung altgriechischer Zustände ruhend." Uns freilich erscheint heute auch hier sehr vieles hölzern und veraltet. Aber dennoch hat sich Voß durch diese Übersetzungen ein unleugbares Verdienst um die Literatur erworben; denn abgesehen davon, daß er den größten Epiker des Altertums weiteren Kreisen des Volkes zugänglich machte, gab er der deutschen Prosodie und Metrik eine größere Festigkeit und bereicherte die Sprache durch eine Reihe volkstümlicher und trefflicher Wortbildungen.

Seine sonstigen Übersetzungen aus der antiken Literatur ebenso wie diejenige Shakespeares sind unbrauchbar.

### Der siebzigste Geburtstag.

(An Bodmer 1780, erweitert 1785 und 1802.)

Bei der Postille[1] beschlich den alten, christlichen Walther
Sanft der Mittagsschlummer in seinem geerbeten Lehnstuhl,
Mit braunnarbichtem Jucht voll schwellender Haare bepolstert.
Festlich prangte der Greis in gestreifter kalmankener[2] Jacke;
Denn er feierte heute den siebzigsten frohen Geburtstag;
Und ihm hatte sein Sohn, der gelehrte Pastor in Marlitz,
Jüngst vier Flaschen gesandt voll alten, balsamischen Rheinweins
Und gelobt, wenn der Schnee in den hohlen Wegen es irgend
Zuließ', ihn zu besuchen mit seiner jungen Gemahlin.
Eine der Flaschen hatte der alte Mann bei der Mahlzeit

[1] Erbauungsbuch über die Evangelien (post illa verba sacrae scripturae).
[2] Kalmank, ein gemusterter Wollenstoff.

Ihres Siegels beraubt und mit Mütterchen auf die Gesundheit
Ihres Sohnes geklingt und seiner jungen Gemahlin,
Die er so gern noch sähe vor seinem seligen Ende!
Auf der Postille lag sein silberfarbenes Haupthaar,
Seine Brill' und die Mütze von violettenem Sammet,
Mit Fuchspelze verbrämt und geschmückt mit goldener Troddel.
Mütterchen hatte das Bett und die Fenster mit reinen Gardinen
Ausgeziert, die Stube gefegt und mit Sande gestreuet,
Über den Tisch die rotgeblümte Decke gebreitet
Und die bestäubten Blätter des Feigenbaumes gereinigt.
Auf dem Gesimse blinkten die zinnernen Teller und Schüsseln,
Und an den Pflöcken hingen ein paar stettinische Krüge,
Eine zierliche Ell', ein Mangelholz und ein Desem[1].
Auch den eichenen Schrank mit Engelköpfen und Schnörkeln,
Schraubenförmigen Füßen und Schlüsselschilden von Messing
(Ihre selige Mutter, die Küsterin, kauft' ihn zum Brautschatz)
Hatte sie abgestäubt und mit glänzendem Wachse gebohnert.
Oben stand auf Stufen ein Hund und ein züngelnder Löwe,
Beide von Gips, Trinkgläser mit eingeschliffenen Bildern,
Zween Teetöpfe von Zinn und irdene Tassen und Äpfel.
Jetzo erhob sie sich vom binsenbeflochtenen Spinnstuhl
Langsam, trippelte leis auf knirrendem Sande zur Wanduhr
Hin und knüpfte die Schnur des Schlaggewichts an den Nagel,
Daß den Greis nicht weckte das klingende Glas[2] und der Kuckuck;
Sah dann hinaus, wie der Schnee in häufigen Flocken am Fenster
Rieselte und wie der Sturm in den hohen Eschen des Hofes
Rauscht' und verwehte die Spuren der hüpfenden Krähn an der Scheune.
„Aber mein Sohn kommt doch, so wahr ich Elisabeth heiße!"
Flüsterte sie: „denn seht, wie die Katz' auf dem Tritte des Tisches
Schnurrt und ihr Pfötchen leckt und Bart und Nacken sich putzet!
Dies bedeutet ja Fremde nach aller Vernünftigen Urteil!"
Sprach's und setzte die Tassen mit zitternden Händen in Ordnung,
Füllte die Zuckerdos' und scheuchte die sumsenden Fliegen,
Die ihr Mann mit der Klappe verschont zur Wintergesellschaft;
Nahm zwo irdene Pfeifen, mit grünen Posen[3] gezieret,
Von dem Gesims und legte Tobak auf die zinnernen Teller.
Jetzo ging sie und rief mit leiser, heiserer Stimme
Aus der Gesindestube Marie vom rummelnden Spulrad:
„Scharre mir Kohlen, Marie, aus dem tiefen Ofen und lege
Kien und Torf hinein und dürres büchenes Stammholz;
Denn der alte Vater, du weißt es, klaget beständig
Über Frost und sucht die Sonne sogar in der Ernte."
Also sprach sie; da scharrte Marie aus dem Ofen die Kohlen,
Legte Feurung hinein und weckte die Glut mit dem Blasbalg,
Hustend, und schimpfte den Rauch und wischte die tränenden Augen.
Aber Mütterchen brannt' am Feuerherd in der Pfanne
Emsig die Kaffeebohnen und rührte sie oft mit dem Löffel.
Knatternd bräunten sie sich und schwitzten balsamisches Öl aus.
Und sie langte die Mühle herab vom Gesimse des Schornsteins,
Schüttete Bohnen darauf und nahm sie zwischen die Knie,
Hielt mit der Linken sie fest und drehte den Knopf mit der Rechten,
Sammelte auch haushältrisch die hüpfenden Bohnen vom Schoße
Und goß auf das Papier den grobgemahlenen Kaffee.
Aber nun hielt sie mitten im Lauf die rasselnde Mühl' an:
„Eile, Marie, und sperre den wachsamen Hund in den Holzstall,
Steig auf den Taubenschlag und sieh, ob der Schlitten nicht ankommt!"
Also sprach sie; da eilte die fleißige Magd aus der Küche,
Lockte mit schimmligem Brote den treuen Monarch in den Holzstall,

[1] Hauswage. [2] vom franz. glas, Glockenschlag. [3] Federspulen zum Schmuck der Pfeife.

Krampte die Türe zu und ließ ihn kratzen und winseln;
Stieg auf den Taubenschlag und pustete, rieb sich die Hände,
Steckte sie unter die Schürz' und schlug sich über die Schultern.
Jetzo sah sie im Nebel des fliegenden Schnees, wie der Schlitten
Dicht vor dem Dorfe vom Berg herklingelte, stieg von der Leiter
Eilend herab und brachte der alten Mutter die Botschaft.
Aber mit bebenden Knien enteilte die Mutter; ihr Herz schlug
Ängstlich, ihr Odem war kurz, und im Laufen entflog ihr Pantoffel.
Näher und näher kam das Klatschen der Peitsch' und das Klingeln.
Und nun schwebte der Schlitten herein durch die Pforte des Hofes,
Hielt an der Tür, und es schnoben beschneit und dampfend die Pferde.
Mütterchen eilte hinzu und rief: „Willkommen! Willkommen!"
Küßt' und umarmte den lieben Sohn, der zuerst aus dem Schlitten
Sprang, und half der Tochter aus ihrem zottigen Fußsack,
Löst' ihr die samtne Kapuz' und küßte sie; Tränen der Freude
Liefen von ihrem Gesicht auf die schönen Wangen der Tochter.
„Aber wo bleibt mein Vater? Er ist doch gesund am Geburtstag?"
Fragte der Sohn. Da tuschte die Mutter mit winkenden Händen:
„Still! Er schläft. Nun laßt die beschneiten Mäntel euch abziehn;
Und dann weck' ihn mit Küssen, du liebe, trauteste Tochter!
Armes Kind, das Gesicht ist dir recht rot von dem Ostwind!
Aber die Stube ist warm, und gleich soll der Kaffee bereit sein."
Also sprach sie und hängt' an gedrechselte Pflöcke die Mäntel,
Öffnet' leise die Klink' und ließ die Kinder hineingehn.
Aber die junge Frau mit schönem, lächelndem Antlitz
Hüpfte hinzu und küßte des Greises Wange. Erschrocken
Sah er empor und hing in seiner Kinder Umarmung.

## b) Hölty. (1748—1776.)

Viel volkstümlicher als Voß und ein wirklicher, wenn auch allzu weicher und empfindsamer Dichter ist Ludwig Heinrich Christoph Hölty (geb. 1748 zu Marienfee bei Hannover), der schon 1776 in Hannover durch die Schwindsucht dahingerafft wurde. Einige seiner Lieder, die zum Teil heitere Naturfreude atmen, meist aber von düsterer Schwermut durchzogen sind, gehören zum dauernden Besitze unseres Volkes[1].

Frühlingslied. Aufmunterung zur Freude. Der alte Landmann an seinen Sohn („Üb' immer Treu und Redlichkeit"). Das Landleben („Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh"). Mailied („Der Schnee zerrinnt, der Mai beginnt").

### 1. Die Liebe. (1773.)

Eine Schale des Harms, eine der Freuden wog
Gott dem Menschengeschlecht; aber der lastende
Kummer senket die Schale;
Immer hebet die andere sich.

Irren, traurigen Tritts wanken wir unsren Weg
Durch das Leben hinab, bis sich die Liebe naht,
Eine Fülle der Freuden
In die steigende Schale geußt.

Wie dem Pilger der Quell silbern entgegenrinnt,
Wie der Regen des Mais über die Blüten träuft,
Naht die Liebe; des Jünglings
Seele zittert und huldigt ihr!

[1] Weich und überempfindsam sind auch der Schweizer Joh. Gaudenz von Salis-Seewis (1762—1834) und der Magdeburger Friedr. von Matthisson (1761—1831), der besonders fein duftumflossene, impressionistische Landschaftsbilder zeichnete. Bekannt sind: „Elegie in den Ruinen eines alten Bergschlosses", „Abendlandschaft", „Adelaide" u. a.

Nähm' er Kronen und Gold, mißte der Liebe? Gold
Ist ihm fliegende Spreu; Kronen ein Flittertand;
Alle Hoheit der Erde,
Sonder herzliche Liebe, Staub!

Los der Engel! Kein Sturm düstert die Seelenruh'
Des Beglückten! Der Tag hüllt sich in lichtes Blau;
Kuß und Flüstern und Lächeln
Flügelt Stunden an Stunden fort!

Herrscher neideten ihn, kosteten sie des Glücks,
Das dem Liebenden ward, würfen den Königsstab
Aus den Händen und suchten
Sich ein friedliches Hüttendach.

Unter Rosengesträuch spielet ein Quell und mischt
Dem begegnenden Bach Silber. So strömen flugs
Seel' und Seele zusammen,
Wann allmächtige Liebe naht.

### 2. Lebenspflichten.

Rosen auf den Weg gestreut
Und des Harms vergessen!
Eine kurze Spanne Zeit
Ward uns zugemessen.
Heute hüpft im Frühlingstanz
Noch der frohe Knabe;
Morgen weht der Totenkranz
Schon auf seinem Grabe.

Wonne führt die junge Braut
Heute zum Altare;
Eh' die Abendwolke taut,
Ruht sie auf der Bahre.
Gebet Harm und Grillenfang,
Gebet ihn den Winden;
Ruht bei hellem Becherklang
Unter grünen Linden!

Lasset keine Nachtigall
Unbehorcht verstummen,
Keine Bien' im Frühlingstal
Unbelauschet summen!
Schmeckt, solang' es Gott erlaubt,
Kuß und süße Trauben,
Bis der Tod, der alles raubt,
Kommt, sie euch zu rauben.

Unserm schlummernden Gebein,
Von dem Tod umdüstert,
Duftet nicht der Rosenhain,
Der am Grabe flüstert,
Tönet nicht der Wonneklang
Angestoßner Becher,
Nicht der frohe Rundgesang
Weinbelaubter Zecher.

### 3. Auftrag. (1775.)

Ihr Freunde, hänget, wann ich gestorben bin,
Die kleine Harfe hinter dem Altar auf,
Wo an der Wand die Totenkränze
Manches verstorbenen Mädchens schimmern.

Der Küster zeigt dann freundlich dem Reisenden
Die kleine Harfe, rauscht mit dem roten Band,
Das, an der Harfe festgeschlungen,
Unter den goldenen Saiten flattert.

„Oft", sagt er staunend, „tönen im Abendrot
Von selbst die Saiten, leise wie Bienenton;
Die Kinder, hergelockt vom Kirchhof,
Hörten's und sahn, wie die Kränze bebten."

## c) Stolberg. (1750—1819.)

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, geb. 1750 zu Bramstedt in Holstein, studierte mit seinem älteren Bruder Christian (1748—1821), der gleich ihm für Poesie schwärmte, aber weniger reich beanlagt war, in Göttingen. Nach einer mit Goethe unternommenen Schweizerreise wurde er lübeckischer Gesandter in Kopenhagen, lebte aber meistens in freundschaftlichem Verkehr mit dem ihn schwärmerisch verehrenden Voß in Eutin, wo er von 1792 bis 1800 auch Kammerpräsident wurde. Als er infolge der Schrecknisse der fran-

zösischen Revolution seinen früheren freigeistigen Ideen (in seinem Jünglingsalter war er als Stürmer und Dränger der grimmigste Tyrannenhasser und Gottverächter) völlig entsagt hatte, trat er 1800 in Münster, wo er im Hause der hochbegabten Fürstin von Gallitzin verkehrte, mit fast seiner ganzen Familie zum Katholizismus über. Er starb 1819 auf dem Gute Sondermühlen bei Osnabrück.

Durchdrungen von religiösem Sinne, entflammt für Freiheit und Vaterland, ausgestattet mit reicher Phantasie, ausgezeichnet durch Wohllaut der Sprache, war er ein begeisterter Verehrer Klopstocks, dem er in fast allen Richtungen (anfangs auch im Bardenunwesen) nachfolgte. Die patriotische Richtung schlug er ein in einer Anzahl von Oden, Hymnen, Liedern und Romanzen, in denen er auf das deutsche Mittelalter zurückgriff. Die antike Richtung bekundete er in seinen freilich verfehlten Dramen, in wenig wertvollen Übersetzungen des Äschylus, Sophokles und der „Ilias" und in der Anwendung antiker Versmaße. Die christliche Richtung verfolgte er namentlich in seinen prosaischen Schriften: „Leben Alfreds des Großen" und „Geschichte der Religion Jesu Christi" (in 15 Bänden), die von dem Hauche innerer Überzeugung und warmer Liebe durchzogen sind.

Der schwäbische Ritter an seinen Sohn. Lied eines deutschen Knaben. Die Grenze. Deutschlands Beruf. Das Rüsthaus zu Bern.

### 1. An die Natur. (1775.)

Süße, heilige Natur,
Laß mich gehn auf deiner Spur!
Leite mich an deiner Hand
Wie ein Kind am Gängelband!

Wenn ich dann ermüdet bin,
Sink' ich dir am Busen hin,
Atme süße Himmelsluft
Hangend an der Mutterbrust!

Ach, wie wohl ist mir bei dir,
Will dich lieben für und für;
Laß mich gehn auf deiner Spur,
Süße, heilige Natur!

### 2. An das Meer. (1777.)

Du heiliges und weites Meer,
Wie ist dein Anblick mir so hehr!
Sei mir im frühen Strahl gegrüßt,
Der zitternd deine Lippen küßt!

Wohl mir, daß ich, mit dir vertraut,
Viel tausendmal dich angeschaut!
Es kehrte jedesmal mein Blick
Mit innigem Gefühl zurück.

Ich lausche dir mit trunknem Ohr,
Es steigt mein Geist mit dir empor
Und senket sich mit dir hinab
In der Natur geheimes Grab.

Wann sich zu dir die Sonne neigt,
Errötend in dein Lager steigt,
Dann tönet deiner Wogen Klang
Der müden Erde Wiegensang.

Es lauschet dir der Abendstern
Und winket freundlich dir von fern;
Dir lächelt Luna, wann ihr Licht
Sich millionenfältig bricht.

Oft eil' ich aus der Haine Ruh'
Mit Wonne deinen Wogen zu
Und senke mich hinab in dich
Und kühle, labe, stärke mich.

Der Geist des Herrn den Dichter zeugt,
Die Erde mütterlich ihn säugt,
Auf deiner Wogen blauem Schoß
Wiegt seine Phantasei sich groß.

Der blinde Sänger stand am Meer,
Die Wogen rauschten um ihn her,
Und Riesentaten goldner Zeit
Umrauschten ihn im Feierkleid.

Es kam zu ihm auf Schwanenschwung
Melodisch die Begeisterung,
Und Ilias und Odyssee
Entstiegen mit Gesang der See.

Hätt' er gesehn, wär' um ihn her
Verschwunden Himmel, Erd' und Meer;
Sie sangen vor des Blinden Blick
Den Himmel, Erd' und Meer zurück.

## d) Claudius. (1740—1815.)

Matthias Claudius, geb. 1740 zu Reinfeld in Holstein, gehörte dem Göttinger Hainbunde nicht als wirklicher Genosse an, da er seine Studien in Jena machte; er stand ihm jedoch geistig nahe und unterhielt mit Klopstock, Voß und Stolberg regen Verkehr. Nach einem kurzen Aufenthalt in Kopenhagen übernahm er die Redaktion des „poetischen Winkels", d. h. des gelehrten und literarischen Teiles einer populären Wochenschrift, des sog. „Wandsbecker Boten", mit welchem Namen Claudius wiederholt sich selbst bezeichnet. Sein Leben im kleinen Wandsbeck bei Hamburg war schlicht und einfach, nicht selten infolge seiner zahlreichen Familie von Nahrungssorgen getrübt; aber gleichwohl bewahrte er den kindlich-heitern Sinn seiner Natur, seine innere Zufriedenheit bis zu seinem Tode 1815, nachdem er seinen „Asmus omnia sua secum portans oder sämtliche Werke des Wandsbecker Boten" auf acht Bände gebracht hatte.

In seinen Dichtungen sucht er den zwanglosen Volkston zur Anwendung zu bringen, den er in seiner gemütvollen, treuherzigen und kindlich-frommen Weise meistens sicher zu treffen weiß. So herrscht namentlich in seinen Liedern, die vielfach als Muster echter Lyrik gelten können, eine naive Einfalt, natürliche Frische, kindliche Frömmigkeit, patriotisches Gefühl, deutsche Gemütlichkeit, der auch ein gesunder Humor nicht fehlt. Allbekannt und noch gern gesungen ist sein Rheinweinlied „Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher", sein Weihelied „Stimmt an mit hellem hohen Klang", sein „Riese Goliath" und „Urians Reise um die Welt".

Des Esels Trost. An einem Maimorgen. Die Sterne. Ein Lied, hinterm Ofen zu singen. Bei dem Grabe meines Vaters.

### 1. Der Frühling.

(Am ersten Maymorgen.)

Heute will ich fröhlich, fröhlich sein,
Keine Weis' und keine Sitte hören,
Will mich wälzen und für Freude schrein,
Und der König soll mir das nicht wehren.

Denn er kömmt mit seiner Freuden Schar
Heute aus der Morgenröte Hallen,
Einen Blumenkranz um Brust und Haar
Und auf seiner Schulter Nachtigallen;

Und sein Antlitz ist ihm rot und weiß,
Und er träuft von Tau und Duft und Segen —
Ha! mein Thyrsus[1] sei ein Knospenreis,
Und so tauml' ich meinem Freund entgegen.

### 2. Abendlied.

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar

Wie ist die Welt so stille
Und in der Dämmrung Hülle
So traulich und so hold!
Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt.

Seht ihr den Mond dort stehen?
Er ist nur halb zu sehen
Und ist doch rund und schön.
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht sehn.

Wir stolze Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder
Und wissen gar nicht viel.
Wir spinnen Luftgespinste
Und suchen viele Künste
Und kommen weiter von dem Ziel.

[1] Abzeichen der Bacchanten im Zuge des Weingotts Dionysos.

Gott, laß uns dein Heil schauen,
Auf nichts Vergängliches trauen,
Nicht Eitelkeit uns freun!
Laß uns einfältig werden
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich sein!

Wollst endlich sonder Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
Durch einen sanften Tod!
Und wenn du uns genommen,
Laß uns in Himmel kommen,
Du, unser Herr und unser Gott!

So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder!
Kalt ist der Abendhauch.
Verschon uns, Gott, mit Strafen
Und laß uns ruhig schlafen
Und unsern kranken Nachbar auch!

### e) Bürger. (1747—1794.)

Gottfried August Bürger war ein Freund der Hainbündler, entfernte sich aber auf den Wegen des Sturmes und Dranges noch weiter als Claudius von dem Vorbilde Klopstocks. Geb. 1747 in der Nähe von Halberstadt als Sohn eines Predigers, studierte er zuerst Theologie, darauf die Rechte in Halle und Göttingen. Nach wilden Studentenjahren lebte er eine Zeitlang in peinlichen Verhältnissen als Beamter, dann als Universitätslehrer in Göttingen. Durch eigene und fremde Schuld in seinem öffentlichen und Familienleben (er war dreimal verheiratet) tief unglücklich, starb er bereits 1794, gebrochen an Leib und Seele, „von Lüsten und Reue zerrissen die Brust", und nach einer erbarmungslosen Rezension Schillers auch an seinem Dichterberufe verzweifelnd. „Meiner Palmen Keime starben eines bessern Lenzes wert", hat er treffend von sich selbst gesagt.

Seine lyrischen Gedichte sind wenig bedeutend, seine Sonette dagegen, selbst nach Schillers strengem Urteil, „Muster ihrer Art, die auf den Lippen des Deklamators sich in Gesang verwandeln". Unvergänglich aber bleibt sein Ruhm als Neuschöpfer der deutschen Ballade. Schon das Volkslied, auf das ihn Herders „Fragmente" und die „Blätter von deutscher Art und Kunst" hinwiesen, hatte balladenartige Dichtungen („Zwei Königskinder"). Vollkommenere Muster der Gattung aber fand er in des englischen Bischofs Percy Sammlung Reliques of ancient English Poetry (1765). Von ihnen angeregt schuf Bürger in Anlehnung an ein auch im Kehrreim eines Liedes wiederkehrendes Volksmärchen seine unvergängliche „Lenore", die ganz Deutschland im Fluge durcheilte. Der Dichter rundete den Stoff zu einer mächtig sich steigernden, dramatisch aufgebauten Handlung ab, nahm den Siebenjährigen Krieg zum Hintergrunde, nützte alle sprachlichen Mittel, Stärke und Zartheit, vor allem aber die Lautmalerei (mitunter etwas zu sehr) aus und schuf so das Muster einer Ballade. Mit all ihren gespenstischen Schauern, mit der atemlosen Hast des Geisterritts, der übergewaltig packenden Kraft der Leidenschaft mußte diese Dichtung mitten in der Zeit des Rationalismus geradezu aufwühlend wirken. Weniger bedeutend, wenn freilich auch voll dramatischen Lebens und starker Anschaulichkeit sind seine andern Balladen und Romanzen, wie „Die Schatzgräber", „Der wilde Jäger", „Die Kuh", „Der Kaiser und der Abt"; gar zu aufdringlich in seinem phrasenhaft schwülstigen Tone ist das weitbekannte „Lied vom braven Mann". In andern Dichtungen aber verfällt er in einen platten, manchmal ans Gemeine streifenden Bänkelsängerton. Sie alle werden vergessen werden, die „Lenore" aber wird zum unvergänglichen Erbgut unserer Literatur gehören.

## Lenore. (1773.)

Lenore fuhr ums Morgenrot
Empor aus schweren Träumen:
„Bist untreu, Wilhelm, oder tot?
Wie lange willst du säumen?“ —
Er war mit König Friedrichs Macht
Gezogen in die Prager Schlacht
Und hatte nicht geschrieben,
Ob er gesund geblieben.

Der König und die Kaiserin,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn
Und machten endlich Friede;
Und jedes Heer mit Sing und Sang,
Mit Paukenschlag und Kling und Klang,
Geschmückt mit grünen Reisern,
Zog heim zu seinen Häusern.

Und überall, allüberall,
Auf Wegen und auf Stegen,
Zog alt und jung dem Jubelschall
Der Kommenden entgegen.
„Gottlob!“ rief Kind und Gattin laut,
„Willkommen!“ manche frohe Braut;
Ach, aber für Lenoren
War Gruß und Kuß verloren.

Sie frug den Zug wohl auf und ab
Und frug nach allen Namen;
Doch keiner war, der Kundschaft gab
Von allen, so da kamen.
Als nun das Heer vorüber war,
Zerraufte sie ihr Rabenhaar
Und warf sich hin zur Erde
Mit wütiger Gebärde.

Die Mutter lief wohl hin zu ihr:
„Ach, daß sich Gott erbarme!
Du trautes Kind, was ist mit dir?“
Und schloß sie in die Arme.
„O Mutter! Mutter! Hin ist hin!
Nun fahre Welt und alles hin!
Bei Gott ist kein Erbarmen!
O weh, o weh mir Armen —!“

„Hilf Gott, hilf! Sieh uns gnädig an!
Kind, bet' ein Vaterunser!
Was Gott tut, das ist wohlgetan;
Gott, Gott erbarmt sich unser!“
„O Mutter, Mutter! eitler Wahn!
Gott hat an mir nicht wohlgetan.
Was half, was half mein Beten?
Nun ist's nicht mehr vonnöten.“

„Hilf Gott, hilf! Wer den Vater kennt,
Der weiß, er hilft den Kindern.
Das hochgelobte Sakrament
Wird deinen Jammer lindern.“
„O Mutter, Mutter, was mich brennt,
Das lindert mir kein Sakrament;
Kein Sakrament mag Leben
Dem Toten wiedergeben.“

„Hör' Kind! Wie, wenn der falsche Mann
Im fernen Ungarlande
Sich seines Glaubens abgetan
Zum neuen Ehebande?
Laß fahren, Kind, sein Herz dahin!
Er hat es nimmermehr Gewinn.
Wann Seel' und Leib sich trennen,
Wird ihn sein Meineid brennen!“

„O Mutter, Mutter! hin ist hin!
Verloren ist verloren!
Der Tod, der Tod ist mein Gewinn!
O wär' ich nie geboren!
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Bei Gott ist kein Erbarmen.
O weh, o weh mir Armen!“

„Hilf Gott, hilf! Geh nicht ins Gericht
Mit deinem armen Kinde!
Sie weiß nicht, was die Zunge spricht;
Behalt ihr nicht die Sünde!
Ach, Kind, vergiß dein irdisch Leid
Und denk an Gott und Seligkeit!
So wird doch deiner Seelen
Der Bräutigam nicht fehlen!“

„O Mutter, was ist Seligkeit?
O Mutter, was ist Hölle?
Bei ihm, bei ihm ist Seligkeit,
Und ohne Wilhelm Hölle!
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Ohn' ihn mag ich auf Erden,
Mag dort nicht selig werden!“ — —

So wütete Verzweifelung
Ihr in Gehirn und Adern.
Sie fuhr mit Gottes Fürsehung
Vermessen fort zu hadern,
Zerschlug den Busen und zerrang
Die Hand bis Sonnenuntergang,
Bis auf am Himmelsbogen
Die goldnen Sterne zogen.

Und außen, horch! ging's trapp trapp trapp,
Als wie von Rosses Hufen,
Und klirrend stieg ein Reiter ab
An des Geländers Stufen.
Und horch, und horch! den Pfortenring
Ganz lose, leise, klinglingling!
Dann kamen durch die Pforte
Vernehmlich diese Worte:

„Holla, holla! Tu auf, mein Kind!
Schläfst, Liebchen, oder wachst du?
Wie bist noch gegen mich gesinnt?
Und weinest oder lachst du?"
„Ach, Wilhelm, du? — so spät bei Nacht? —
Geweinet hab' ich und gewacht,
Ach, großes Leid erlitten!
Wo kommst du hergeritten?"

„Wir satteln nur um Mitternacht,
Weit ritt ich her von Böhmen;
Ich habe spät mich aufgemacht
Und will dich mit mir nehmen."
„Ach, Wilhelm, erst herein geschwind!
Den Hagedorn durchsaust der Wind.
Herein, in meinen Armen,
Herzliebster, zu erwarmen!"

„Laß sausen durch den Hagedorn,
Laß sausen, Kind, laß sausen!
Der Rappe scharrt, es klirrt der Sporn.
Ich darf allhier nicht hausen.
Komm, schürze, spring und schwinge dich
Auf meinen Rappen hinter mich!
Muß heut' noch hundert Meilen
Mit dir ins Brautbett eilen."

„Ach, wolltest hundert Meilen noch
Mich heut' ins Brautbett tragen?
Und horch! Es brummt die Glocke noch,
Die elf schon angeschlagen."
„Sieh hin, sieh her! Der Mond scheint hell;
Wir und die Toten reiten schnell;
Ich bringe dich, zur Wette,
Noch heut' ins Hochzeitbette."

„Sag' an, wo ist dein Kämmerlein?
Wo, wie dein Hochzeitbettchen?"
„Weit, weit von hier! — Still, kühl und klein;
Sechs Bretter und zwei Brettchen!"
„Hat's Raum für mich?" „Für dich und mich!
Komm, schürze, spring und schwinge dich!
Die Hochzeitgäste hoffen;
Die Kammer steht uns offen." —

Schön Liebchen schürzte, sprang und schwang
Sich auf das Roß behende;
Wohl um den trauten Reiter schlang
Sie ihre Lilienhände,
Und hurre hurre, hopp hopp hopp
Ging's fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben
Und Kies und Funken stoben.

Zur rechten und zur linken Hand
Vorbei vor ihren Blicken,
Wie flogen Anger, Heid' und Land!
Wie donnerten die Brücken! —
„Graut Liebchen auch? — Der Mond scheint hell!
Hurra! Die Toten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Toten?"
„Ach nein! — Doch laß die Toten!"

Was klang dort für Gesang und Klang?
Was flatterten die Raben? —
Horch, Glockenklang! Horch, Totensang:
„Laßt uns den Leib begraben!"
Und näher zog ein Leichenzug,
Der Sarg und Totenbahre trug.
Das Lied war zu vergleichen
Dem Unkenruf in Teichen.

„Nach Mitternacht begrabt den Leib
Mit Klang und Sang und Klage!
Jetzt führ' ich heim mein junges Weib.
Mit, mit zum Brautgelage!
Komm, Küster, hier! Komm mit dem Chor
Und gurgle mir das Brautlied vor!
Komm, Pfaff', und sprich den Segen,
Eh' wir zu Bett uns legen!" —

Still Klang und Sang — die Bahre schwand —
Gehorsam seinem Rufen
Kam's hurre hurre nachgerannt
Hart hinter's Rappen Hufen.
Und immer weiter hopp hopp hopp!
Ging's fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben
Und Kies und Funken stoben.

Wie flogen rechts, wie flogen links
Gebirge, Bäum' und Hecken!
Wie flogen links und rechts und links
Die Dörfer, Städt' und Flecken! —
„Graut Liebchen auch? — Der Mond scheint hell!
Hurra! Die Toten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Toten?"
„Ach, laß sie ruhn, die Toten!"

Sieh da, sieh da! Am Hochgericht
Tanzt um des Rades Spindel,
Halb sichtbarlich bei Mondenlicht,
Ein luftiges Gesindel. —
„Sasa! Gesindel, hier! Komm hier!
Gesindel, komm und folge mir!
Tanz uns den Hochzeitreigen,
Wann wir zu Bette steigen!“ —

Und das Gesindel, husch husch husch!
Kam hinten nach gepraſſelt,
Wie Wirbelwind am Haselbusch
Durch dürre Blätter raſſelt.
Und weiter, weiter, hopp hopp hopp!
Ging's fort in ſauſendem Galopp,
Daß Roß und Reiter ſchnoben
Und Kies und Funken ſtoben.

Wie flog, was rund der Mond beſchien,
Wie flog es in die Ferne!
Wie flogen oben überhin
Der Himmel und die Sterne! —
„Graut Liebchen auch? — Der Mond
ſcheint hell!
Hurra! Die Toten reiten ſchnell.
Graut Liebchen auch vor Toten?“
„O weh! Laß ruhn die Toten!“ — —

„Rapp', Rapp'! mich dünkt, der Hahn
ſchon ruft —
Bald wird der Sand verrinnen —
Rapp', Rapp'! ich wittre Morgenluft:
Rapp', tummle dich von hinnen! —
Vollbracht, vollbracht iſt unſer Lauf!
Das Hochzeitbette tut ſich auf!
Die Toten reiten ſchnelle!
Wir ſind, wir ſind zur Stelle!“

Raſch auf ein eiſern Gittertor
Ging's mit verhängtem Zügel;
Mit ſchwanker Gert' ein Schlag davor
Zerſprengte Schloß und Riegel.
Die Flügel flogen klirrend auf,
Und über Gräber ging der Lauf.
Es blinkten Leichenſteine
Rundum im Mondenſcheine.

Ha, ſieh! Ha, ſieh! Im Augenblick,
Huhu, ein gräßlich Wunder!
Des Reiters Koller, Stück für Stück,
Fiel ab wie mürber Zunder.
Zum Schädel ohne Zopf und Schopf,
Zum nackten Schädel ward ſein Kopf,
Sein Körper zum Gerippe
Mit Stundenglas und Hippe.

Hoch bäumte ſich, wild ſchnob der
Rapp'
Und ſprühte Feuerfunken;
Und hui! war's unter ihr hinab
Verſchwunden und verſunken.
Geheul! Geheul aus hoher Luft,
Gewinſel kam aus tiefer Gruft.
Lenorens Herz mit Beben
Rang zwiſchen Tod und Leben.

Nun tanzten wohl bei Mondesglanz
Rundum herum im Kreiſe
Die Geiſter einen Kettentanz
Und heulten dieſe Weiſe:
„Geduld, Geduld, wenn's Herz auch
bricht!
Mit Gott im Himmel hadre nicht!
Des Leibes biſt du ledig;
Gott ſei der Seele gnädig!“

## § 20. Wieland. (1733—1813.)

### I. Wielands Leben.

Bei Aufzählung der ſog. Klaſſiker liebt man es, die Zeitgenoſſen Klopſtock und Wieland in einem Atem zu nennen. Dennoch kann man kaum einen ſchrofferen Gegenſatz zwiſchen zwei Dichtern ſich vorſtellen, von denen der eine ausgeſprochen chriſtlich und deutſch, der andere ebenſo freigeiſtig und franzöſiſierend iſt. Chriſtoph Martin Wieland wurde am 5. September 1733 als Sohn eines evangeliſchen Pfarrers in einem Dörfchen bei Biberach in Oberſchwaben geboren. Im elterlichen Hauſe in pietiſtiſcher Frömmigkeit erzogen und auf dem Gymnaſium Kloſter Berge bei Magdeburg in gleichem Sinne weitergebildet, bezog er im Alter von 17 Jahren die Univerſität Tübingen. Dort behandelte er in Nachahmung Klopſtocks religiöſe und patriotiſche Stoffe. Dadurch wurde Bodmer auf ihn aufmerkſam und lud ihn 1752 nach Zürich ein. Diesmal kam wirklich ein „ſeraphiſcher Jüng-

ling". Ja der Verkehr mit dem früh greisenhaft gewordenen Manne steigerte noch Wielands unnatürliche religiöse Gefühlsschwärmerei. Aber tief in ihm schlummerte ein ererbter Hang zur Sinnlichkeit. Bald schon, besonders nach seiner Anstellung als Kanzleidirektor in Biberach (1760) schlug er in eine völlig andere Richtung um. Seine Bekanntschaft mit der englischen Aufklärungsliteratur und mit den französischen Enzyklopädisten (Diderot, d'Alembert, Voltaire, Rousseau) sowie der Verkehr in dem Hause des kurmainzischen Ministers Grafen Stadion machten aus dem ungesund frommen Schwärmer ein Weltkind, das auf der Grundlage des Sensualismus stand, nach Rokokoart in dem verfeinerten Sinnengenusse das Ideal des Lebens sah und auch in seinen Schriften diesem in glänzender Darstellung seine Feder lieh.

Seit 1769 als Professor der Philosophie, Ästhetik und Literatur an der Universität Erfurt tätig, wurde Wieland auf Grund des didaktischen Romans „Der goldene Spiegel oder die Könige von Scheschian", in dem er seine Ansichten über Staatsformen und Politik (im Sinne eines aufgeklärten Despotismus) im Gewande einer morgenländischen Erzählung behandelte, im Jahre 1772 von der Herzogin-Witwe Amalie von Sachsen-Weimar als Erzieher ihrer Söhne, namentlich des Erbprinzen Karl August, nach Weimar berufen, wo er in freundlichem Verkehr mit Goethe, Herder und Schiller sich wieder einer ernsteren Dichtung zuwandte und seine nach Inhalt und Form hervorragendsten Werke schrieb. Er starb am 20. Januar 1813 auf seinem Gute bei Weimar; Goethe hielt „zum Andenken des edlen Dichters, Bruders und Freundes" die Gedächtnisrede.

## II. Wielands Werke.

Die ersten bedeutenderen Werke Wielands stellen den Wechsel seiner Lebensanschauung poetisch dar, verherrlichen also den „Sieg der Natur (= der Sinnlichkeit) über die Schwärmerei". So wird in dem Roman „Don Silvio von Rosalva", einer Nachbildung von Cervantes' „Don Quixote"[1], der Held von seinem Glauben an das Wunderbare geheilt und von weltkundigen Männern zum Lebensgenusse geführt[2]. Auch in der „Geschichte des Agathon" gibt er in griechischem Gewande, diesmal aber in ernsterem Tone seine eigenen Schicksale, die von weltabgewandtem Idealismus durch allerhand Abenteuer und Enttäuschungen hindurch zu einer recht bequemen und seichten Lebensauffassung führen. In literarischer Beziehung ist dieser Roman deshalb von besonderer Bedeutung, weil er wieder die Darstellung eines seelischen Entwicklungsganges gibt, dessen Aufzeigung dem Dichter wichtiger ist als die stofflichen Grundlagen. Wir haben also auch hier einen Bildungsroman vor uns, der zum „Wilhelm Meister" und seinen zahllosen Nachfolgern im 19. Jahrhundert überleitet.

Ist hier der griechische Rahmen nur äußerlich um Rokokomenschen und -sitten gespannt, so gilt das gleiche von dem satirischen Roman „Die Abderiten", der das engherzige Spießbürgertum deutscher Kleinstädte geißelt. Abdera ist das griechische Schilda, der Geburtsort des Philosophen Demokritos (4. u. 3. Jahrh. vor Chr.), dessen Maske hier Wieland selbst trägt.

[1] Neben Cervantes (s. S. 23) wirkte hauptsächlich der englische Romandichter Fielding (1707—1754) auf ihn ein.

[2] Die Lebensphilosophie Wielands ist hier und in den meisten späteren Werken die des „Drum-herum-Gehens", die Ibsen im „Peer Gynt" dichterisch dargestellt hat.

Noch heute lesen wir mit Vergnügen diese köstliche Satire, vor allem die Geschichte von des Esels Schatten[1].

Besonders wertvoll sind ferner Wielands Übersetzungen. So übertrug er als erster 22 Stücke Shakespeares, nicht ohne sie soweit wie möglich den zeitgenössischen Theaterregeln und dem Geiste seiner Zeit anzupassen. Auch übersetzte er die Briefe Ciceros, die Episteln und Satiren des Horaz sowie die Werke des griechischen Schriftstellers Lukian[2]. Er gibt freilich das Original nicht wortgetreu wieder, bietet aber den Sinn und den Geist der Vorlage in formgewandter, anmutig leichter Sprache.

Die bedeutendsten Leistungen jedoch hat Wieland in der poetischen Verserzählung hervorgebracht. Hier hat er in anmutig tändelndem, zierlichem und geschmeidigem Reimspiel die Leichtigkeit des Versbaus der deutschen Sprache wiedererobert. Seine Stoffe freilich, die frei erfunden oder mittelalterlichen und antiken Erzählungen entlehnt sind, sind manchmal unbedeutend oder auch geradezu schlüpfrig. Das Musterstück der Gattung ist das anmutige „Musarion oder die Philosophie der Grazien", wo er wieder in antikem Gewande eine Entwicklungsgeschichte im Sinne des „Agathon" bringt.

Sein bedeutendstes und größtes Werk aber bleibt der „Oberon, ein romantisches Epos" (1780) in gereimten, achtzeiligen Stanzen. Als Quellen dienten ihm der altfranzösische Roman Huon de Bordeaux und Shakespeares Sommernachtstraum (Oberon und Titania). Ihnen entnahm er drei Haupthandlungen, die er meisterhaft zu einer Einheit verband, indem die Personen zur Ausführung ihrer Pläne aufeinander angewiesen werden:

1. Die romantischen Abenteuer Hüons, eines vom Hofe Karls des Großen verbannten Ritters, der für die Tötung eines Sohnes Karls Sühne leisten soll durch das Bestehen von scheinbar undurchführbaren Abenteuern; vom Elfenkönig Oberon durch ein Zauberhorn und einen Zauberbecher unterstützt, gewinnt er Rezia, die Tochter des Kalifen von Bagdad, und erfüllt seine Aufgaben; 2. die treue, in Schuld und Sühne geläuterte, in Drangsalen aller Art glänzend bewährte Liebe Hüons und Rezias, und 3. die Aussöhnung Oberons mit seiner Gemahlin Titania, von der er sich infolge eines Streites getrennt hatte unter dem Schwure, erst dann sich wieder mit ihr auszusöhnen, wenn er ein in allen Schicksalsschlägen in treuer Liebe ausharrendes Paar gefunden habe. Hüon selbst wird zum Schlusse vom Kaiser Karl gnädig wieder aufgenommen.

Mit der Aufklärung und dem Rokoko sind die meisten Werke Wielands versunken. Aber dennoch hat er sich um die Weiterentwicklung der Literatur bedeutende Verdienste errungen. 1. Er machte die durch Klopstock oft dunkel und schwerfällig gewordene Sprache wieder anmutsvoll geschmeidig, durchsichtig und biegsam. Er bereicherte sie mit poetischen Bildern voll wunderbarer Anschaulichkeit, wie etwa in den Versen:

In dumpfer Stille liegt mit ausgespannten Flügeln
Leis atmend die Erwartung rings umher.

2. Er setzte den von den Schweizern und Klopstock verschmähten Reim wieder in sein Recht ein und gewann ihm neue Möglichkeiten ab. 3. Er führte der Poesie neue Stoffe zu, eröffnete ihr namentlich das Gebiet der roman-

[1] Das Vorbild für den satirischen Roman ist der Engländer Sterne (1713—1768), besonders in seinem „Tristram Shandy".

[2] Lukian, um 130—190 n. Chr. in verschiedenen Städten lebend, auch in Rom und Athen, hervorragend als satirischer Schriftsteller, ausgezeichnet durch vielseitige Bildung, Witz und glänzende Darstellung, machte sowohl die Philosophen als die positiven Religionen zur Zielscheibe seiner bissigen Angriffe.

tischen Sagen- und Märchenwelt. 4. Er gewann durch seine oft mit feinem Witz und überlegenem Humor gewürzten Werke die vornehme Welt, die bislang fast ausschließlich der französischen Literatur zugewandt gewesen war, für die deutsche Dichtung.

### Aus dem „Oberon".

I, 1. Noch einmal sattelt mir den Hippogryphen[1], ihr Musen,
Zum Ritt ins alte romantische Land!
Wie lieblich um meinen entfesselten Busen
Der holde Wahnsinn spielt! Wer schlang das magische Band
Um meine Stirne? Wer treibt von meinen Augen den Nebel,
Der auf der Vorwelt Wundern liegt?
Ich seh' in buntem Gewühl, bald siegend, bald besiegt,
Des Ritters gutes Schwert, der Heiden blinkende Säbel.

2. Vergebens knirscht des alten Sultans Zorn,
Vergebens dräut ein Wald von starren Lanzen:
Es tönt in lieblichem Ton das elfenbeinerne Horn,
Und wie ein Wirbel ergreift sie alle die Wut zu tanzen.
Sie drehn im Kreise sich um, bis Sinn und Atem entgeht.
Triumph, Herr Ritter, Triumph! Gewonnen ist die Schöne.
Was säumt ihr? Fort! Der Wimpel weht.
Nach Rom, daß euern Bund der Heil'ge Vater kröne! —

(Karl gibt Hüon seinen Auftrag.)

66. „Zeuch hin nach Babylon und in der festlichen Stunde,
Wenn der Kalif im Staat an seiner Tafelrunde
Mit seinen Emirn sich beim hohen Mahl vergnügt,
Tritt hin und schlage dem, der ihm zur Linken liegt,
Den Kopf ab, daß sein Blut die Tafel überspritze.
Ist dies getan, so nahe züchtig dich
Der Erbin seines Throns, zunächst an seinem Sitze,
Und küss' als deine Braut sie dreimal öffentlich.

67. Und wenn dann der Kalif, der einer solchen Szene
In seiner eignen Gegenwart
Sich nicht versah, vor deiner Kühnheit starrt,
So wirf dich an der goldnen Lehne
Von seinem Stuhle hin nach Morgenländerart
Und zum Geschenk für mich, das unsre Freundschaft kröne,
Erbitte dir von ihm vier seiner Backenzähne
Und eine Handvoll Haar aus seinem grauen Bart." —

(Auf der Fahrt nach Bagdad.)

12. Drauf geht es mit verhängtem Zügel
Auf Bagdad los. Stets denkt er: „Kommt es bald?"
Allein da lag noch mancher steile Hügel
Und manche Wüstenei und mancher dicke Wald
Dazwischen. Schlimm genug, daß in den Heidenlanden
Die schöne Sprache von Oc[2] was Unerhörtes war.
„Ist dies der nächste Weg nach Bagdad?" fragt er zwar
An jedem Tore, doch von keiner Seele verstanden.

13. Einst traf der Weg, der eben vor ihm lag,
Auf einen Wald. Er ritt bei Sturm und Regen
Bald links, bald rechts, den ganzen langen Tag
Und mußt' oft erst mit seinem breiten Degen

[1] Hippogryph („Roßgreif"); Fabeltier, von Wieland dem Dichterroß, dem Pegasus, gleichgesetzt.
[2] Die in Südfrankreich gesprochen wurde.

Durchs wilde Gebüsch sich einen Ausgang haun.
Er ritt bergan, um freier umzuschaun;
Weh ihm! Der Wald scheint sich von allen Seiten,
Je mehr er schaut, je weiter auszubreiten. —

18. Auf einmal gähnt im tiefsten Felsengrund
Ihn eine Höhle an, vor deren finsterm Schlund
Ein prasselnd Feuer flammt. In wunderbaren Gestalten
Ragt aus der dunkeln Nacht das angestrahlte Gestein,
Mit wildem Gebüsche versetzt, das aus den schwarzen Spalten
Herabnickt und im Widerschein
Als grünes Feuer brennt. Mit lustvermengtem Grauen
Bleibt unser Ritter stehn, den Zauber anzuschauen.

19. Indem schallt aus dem Bauch der Gruft ein donnernd Halt!
Und plötzlich stand vor ihm ein Mann von rauher Gestalt,
Mit einem Mantel bedeckt von wilden Katzenfellen,
Der, grob zusammengeflickt, die rauhen Schenkel schlug;
Ein graulich schwarzer Bart hing ihm in krausen Wellen
Bis auf den Magen herab, und auf der Schulter trug
Er einen Zedernast als Keule, schwer genug,
Den größten Stier auf einen Schlag zu fällen.

20. Der Ritter, ohne vor dem Mann
Und seiner Zeder und seinem Bart zu erschrecken,
Beginnt in der Sprache von Oc, der einz'gen, die er kann,
Ihm seinen Notstand zu entdecken.
„Was hör' ich?" ruft entzückt der alte Waldmann aus.
„O süße Musik vom Ufer der Garonne!
Schon sechzehnmal durchläuft den Sternenkreis die Sonne,
Und alle die Zeit entbehr' ich diesen Ohrenschmaus.

21. Willkommen, edler Herr, auf Libanon, willkommen!
Wiewohl sich leicht erachten läßt,
Daß Ihr den Weg in dieses Drachennest
Um meinetwillen nicht genommen.
Kommt, ruhet aus und nehmt ein leichtes Mahl für gut,
Wobei die Freundlichkeit des Wirts das Beste tut.
Mein Wein, er springt aus diesem Felsenkeller,
Verdünnt das Blut und macht die Augen heller."

22. Der Held, dem dieser Gruß gar große Freude gab,
Folgt ungesäumt dem Landsmann in die Grotte,
Legt traulich Helm und Panzer ab
Und steht entwaffnet da gleich einem jungen Gotte.
Dem Waldmann wird, als rühr' ihn Alquifs[1] Stab,
Da jener jetzt den blanken Helm entschnallet
Und ihm den schlanken Rücken hinab
Sein langes, gelbes Haar in großen Ringen wallet.

23. „Wie ähnlich," ruft er, „o wie ähnlich, Stück für Stück!
Stirn, Auge, Mund und Haar!" — „Wem ähnlich?" fragt der Ritter.
„Verzeihung, junger Mann! Es war ein Augenblick,
Ein Traum aus beff'rer Zeit, so süß und auch so bitter!
Es kann nicht sein! — Und doch, wie Euch dies schöne Haar
Den Rücken herunterfiel, war mir's, ich seh' ihn selber
Von Kopf zu Fuß. Bei Gott, sein Abdruck ganz und gar!
Nur er von breitrer Brust, und Eure Locken gelber.

24. Ihr seid, der Sprache nach, aus meinem Lande; vielleicht
Ist's nicht umsonst, daß Ihr dem guten Herrn so gleicht,
Um den ich hier in diesem wilden Haine
So fern von meinem Volk schon sechzehn Jahre weine.

[1] Ein Zauberer in dem französischen Roman „Amadis".

Ach, ihn zu überleben war
Mein Schicksal! Diese Hand hat ihm die Augen geschlossen,
Dies Auge sein frühes Grab mit treuen Zähren begossen!
Und jetzt, ihn wieder in Euch zu sehen, wie wunderbar!"

25. „Der Zufall spielt zuweilen solche Spiele",
Versetzt der Jüngling. — „Sei es dann",
Fährt jener fort; „genug, mein wackrer junger Mann,
Die Liebe, womit ich mich zu Euch gezogen fühle,
Ist, traun, kein Wahn, und gönnet ihr den Lohn,
Daß Scherasmin bei Eurem Namen Euch nenne!"
„Mein Nam' ist Hüon, Erb' und Sohn
Des braven Siegewin, einst Herzogs von Guyenne."

26. „O", ruft der Alte, der ihm zu Füßen fällt,
„So log mein Herz mir nicht! O, tausendmal willkommen
In diesem einsamen, unwirtbarn Teil der Welt!
Willkommen, Sohn des ritterlichen, frommen,
Preiswerten Herrn, mit dem in meiner bessern Zeit
Ich manches Abenteur in Schimpf[1] und Ernst bestanden!
Ihr hüpftet noch im ersten Flügelkleid,
Als wir zum heil'gen Grab zu fahren uns verbanden.

27. Wer hätte dazumal gedacht,
Wir würden uns in diesen Felsenschlünden
Auf Libanon nach achtzehn Jahren finden!
Verzweifle keiner je, dem in der trübsten Nacht
Der Hoffnung letzte Sterne schwinden!
Doch, Herr, verzeiht, daß mich die Freude plaudern macht;
Laßt mich vielmehr vor allen Dingen fragen,
Was für ein Sturmwind Euch in dieses Land verschlagen." —

(Am Hofe des Kalifen in Bagdad.)

V, 31. Schon ist er durch den ersten Hof gezogen,
Im zweiten steigt er ab und geht zum dritten ein.
Er scheint ein Hochzeitgast vom ersten Rang zu sein,
Und überall, von diesem Schein betrogen,
Macht ihm die Wache Platz. Er schreitet frei und stolz
Daher und nähert sich dem Tor von Ebenholz.
Zwölf Mohren, Riesen gleich, stehn mit gezücktem Eisen,
Die Unberechtigten vom Eingang abzuweisen.

32. Allein des Ritters Staat und königlicher Blick
Drückt, wie er sich der hohen Pforte zeiget,
Die Säbelspitzen schnell zurück,
Die fernher sich entgegen ihm geneiget.
Die Flügel rauschen auf. Hoch schlägt sein Heldenherz,
Indem sie hinter ihm sich wieder wehend schließen.
Drauf führt ein Säulengang, an welchen Gärten stießen,
Ihn noch zu einer Tür von übergüldtem Erz. —

34. Schon tönen Zimbeln, Trommeln, Pfeifen,
Gesang und Saitenspiel vom Hochzeitsaale her;
Schon nickt des Sultans Haupt von Weindunst doppelt schwer,
Und freier schon beginnt die Freude auszuschweifen;
Der Braut allein teilt sich die Lust nicht mit,
Die in des Bräut'gams Augen glühet:
Als, eben da sie starr auf ihren Teller siehet,
Herr Hüon in den Saal mit edler Freiheit tritt.

[1] Scherz.

35. Er naht der Tafel sich, und alle Augenbrauen
Ziehn sich erstaunt empor, den Fremden anzuschauen.
Die schöne Rezia, die ihre Träume denkt,
Hält auf den Teller noch den ernsten Blick gesenkt;
Auch der Kalif, den Becher just zu leeren
Beschäftigt, läßt sich nicht in seinem Opfer stören:
Nur Babekan[1], den seines nahen Falls
Kein guter Geist verwarnt, dreht seinen langen Hals.

36. Sogleich erkennt der Held den losen Mann von gestern,
Der sich vermaß, der Christen Gott zu lästern:
Er ist's, der links am goldnen Stuhle sitzt
Und seinen Nacken selbst der Straf' entgegen bieget.
Rasch wie des Himmels Flamme blitzt
Der reiche Säbel auf, der Kopf des Heiden flieget,
Und hoch aufbrausend überspritzt
Sein Blut den Tisch und den, der ihm zur Seite lieget.

37. Wie der Gorgone[2] furchtbars Haupt
In Perseus' Faust den wild empörten Scharen
Das Leben stracks durch seinen Anblick raubt;
Noch dampft die Königsburg, noch schwillt der Aufruhr, schnaubt
Die Mordlust ungezähmt im Busen der Barbaren;
Doch Perseus schüttelt kaum den Kopf mit Schlangenhaaren,
So starrt der Dolch in jeder blut'gen Hand,
Und jeder Mörder steht zum Felsen hingebannt:

38. So stockt auch hier beim Anblick solcher kecken
Verräterischen Tat des frohen Blutes Lauf
In jedem Gast. Sie fahren allzuhauf,
Als sähn sie ein Gespenst, von ihren Sitzen auf
Und greifen nach dem Schwert. Allein, gelähmt vom Schrecken,
Erschlafft' im Ziehn der Arm, und jedes Schwert blieb stecken;
Ohnmächt'gen Grimm im starren Blick,
Sank sprachlos der Kalif in seinen Stuhl zurück.

39. Der Aufruhr, der den ganzen Saal empöret,
Schreckt Rezien aus ihrer Träumerei:
Sie schaut bestürzt sich um, was dessen Ursach' sei;
Und, wie sie sich nach Hüons Seite kehret,
Wie wird ihm, da er sie erblickt!
„Sie ist's! sie ist's!" ruft er und läßt entzückt
Den blut'gen Stahl und seinen Turban fallen
Und wird von ihr erkannt, wie seine Locken wallen. —

43. Auf einmal blitzen hundert Klingen
In Hüons Aug', und kaum erhascht er noch,
Eh' sie im Sturm auf ihn von allen Seiten dringen,
Sein hingeworfnes Schwert. Er schwingt es dräuend. Doch
Die schöne Rezia, von Lieb' und Angst entgeistert,
Schlingt einen Arm um ihn, macht ihre Brust zum Schild
Der seinigen; der andere Arm bemeistert
Sich seines Schwerts. „Zurück, Verwegne!" schreit sie wild. —

45. Umsonst; des Sultans Wut und Dräun
Nimmt überhand, die Heiden dringen ein.
Der Ritter läßt sein Schwert vergebens blitzen;
Noch hält ihm Rezia den Arm. Ihr ängstlich Schrein
Durchbohrt sein Herz. Was bleibt ihm, sie zu schützen,
Noch übrig als sein Horn von Elfenbein?
Er setzt es an den Mund und zwingt mit sanftem Hauche
Den schönsten Ton aus seinem krummen Bauche.

[1] Drusenfürst, der seine Vermählung mit Rezia feiern will. [2] Der Meduse.

46. Auf einmal fällt der hoch gezückte Stahl
Aus jeder Faust; in raschem Taumel schlingen
Der Emirn Hände sich zu tänzerischen Ringen;
Ein lautes Hussa schallt bakchantisch durch den Saal,
Und jung und alt, was Füße hat, muß springen;
Des Hornes Kraft läßt ihnen keine Wahl.
Nur Rezia, bestürzt, dies Wunderwerk zu sehen,
Bestürzt und froh zugleich, bleibt neben Hüon stehen. —

49. Als eine, die kaum ihren Augen glaubt,
Steht Rezia, des Atems fast beraubt.
„Welch Wunder!“ ruft sie aus; „und just in dem Momente,
Wo nichts als dies uns beide retten könnte!“
„Ein guter Genius ist mit uns, Königin“,
Versetzt der Held. Indem kommt durch die Haufen
Der Tanzenden sein treuer Scherasmin
Mit Fatmen[1] gegen sie gelaufen.

50. „Kommt“, keucht er, „lieber Herr! Wir haben keine Zeit
Dem Tanzen zuzusehn; die Pferde stehn bereit,
Die ganze Burg ist toll, die Türen alle offen
Und unbewacht; was säumen wir?
Auch hab' ich unterwegs Frau Fatmen angetroffen,
Zur Flucht bepackt als wie ein lastbar Tier.“
„Sei ruhig“, spricht der Held, „noch ist's nicht Zeit zu gehen;
Erst muß das Schwerste noch geschehen.“

51. Die schöne Rezia erblaßt bei diesem Wort;
Ihr ängstlich Auge scheint zu fragen und zu bitten:
„Warum verziehn? Warum am steilen Bord
Des Untergangs verziehn? O, laßt mit Flügelschritten
Uns eilen, eh' der Taumelgeist zerrinnt,
Der unsrer Feinde Sinne bind't!“
Doch Hüon, unbewegt, begnüget sich, mit Blicken
Voll Liebe ihre Hand fest an sein Herz zu drücken.

52. Allmählich ließ nunmehr die Kraft des Hornes nach,
Die Köpfe schwindelten, die Beine wurden schwach,
Kein Faden war an allen Tänzern trocken,
Und, in der atemlosen Brust
Geschwellt, begann das dicke Blut zu stocken;
Zur Marter ward die unfreiwill'ge Lust.
Durchnäßt, als stieg' er gleich aus einer Badewanne,
Schwankt der Kalif auf seine Ottomane[2]. —

54. Herr Hüon macht die Stille sich zunutze,
Die auf dem ganzen Saale ruht,
Läßt seine Königin nah bei der Tür im Schutze
Des treuen Scherasmin, dem er auf seiner Hut
Zu sein gebeut, gibt ihm auf alle Fälle
Das Horn von Elfenbein und naht sodann der Stelle,
Wo der Kalif, vom Ball noch schwach und matt,
Auf einen Polsterthron sich hingeworfen hat.

55. In dumpfer Stille liegt mit ausgespannten Flügeln
Leis atmend die Erwartung ringsumher.
Die Tänzer all, von Schlaf und Taumel schwer,
Bestreben sich die Augen aufzuriegeln,
Den Fremden anzusehn, der sich nach solcher Tat
Mit unbewehrter Hand und bittenden Gebärden
Dem stutzenden Kalifen langsam naht.
„Was“, denkt man, „wird aus diesem allen werden?“

[1] Rezias Amme. [2] Niedriges Sofa.

56. Er läßt sich auf ein Knie vor dem Monarchen hin,
Und mit dem sanften Ton und kalten Blick des Helden
Beginnt er: „Kaiser Karl, von dem ich Dienstmann bin,
Läßt seinen Gruß dem Herrn der Morgenländer melden
Und bittet dich — verzeih! mir fällt's zu sagen hart!
Doch meinem Herrn den Mund so wie den Arm zu lehnen
Ist meine Pflicht — um vier von deinen Backenzähnen
Und eine Handvoll Haar aus deinem Silberbart."

57. Er spricht's und schweigt und steht gelassen,
Des Sultans Antwort abzupassen.
Allein wo nehm' ich Atem her, den Grimm
Des alten Herrn mit Worten euch zu schildern,
Wie seine Züge sich verwildern,
Wie seine Nase schnaubt, mit welchem Ungestüm
Er auf vom Throne springt, wie seine Augen glotzen
Und wie vor Ungeduld ihm alle Adern strotzen?

58. Er starrt umher, will fluchen, und die Wut
Bricht schäumend jedes Wort an seinen blauen Lippen.
„Auf, Sklaven! Reißt das Herz ihm aus den Rippen!
Zerhackt ihn Glied für Glied! Zapft sein verruchtes Blut
Mit Pfriemen ab! Weg mit ihm in die Flammen!
Die Asche streut in alle Winde aus!
Und seinen Kaiser Karl, den möge Gott verdammen!
Was? Solchen Antrag? Mir? In meinem eignen Haus?

59. Wer ist der Karl, der gegen mich sich brüstet?
Und warum kommt er nicht, wenn's ihn
So sehr nach meinem Bart und meinen Zähnen lüstet,
Und wagt's, sie selber auszuziehn?"
„Der Mensch muß unter seiner Mütze
Nicht richtig sein", versetzte ein alter Chan;
„So etwas allenfalls begehrt man an der Spitze
Von dreimalhunderttausend Mann!"

60. „Kalif von Bagdad", spricht der Ritter
Mit edlem Stolz, „laß alles schweigen hier
Und höre mich! Es liegt schon lange schwer auf mir
Karls Auftrag und mein Wort. Des Schicksals Zwang ist bitter;
Doch seiner Oberherrlichkeit
Sich zu entziehen, wo ist die Macht auf Erden?
Was er zu tun, zu leiden uns gebeut,
Das muß getan, das muß gelitten werden." —

(Sherasmin bläst bei einem neuen Angriff stärker ins Horn; ein Sturm erhebt sich.)

68. Der Sultan, übertäubt von so viel Wunderdingen,
Scheint mit dem Tod den letzten Kampf zu ringen;
Sein Arm ist nervenlos, sein Atem schwer,
Sein Puls schlägt matt und endlich gar nicht mehr.
Auf einmal schweigt der Sturm; ein lieblich säuselnd Wehen
Erfüllt den Saal mit frischem Lilienduft,
Und wie ein Engelsbild ob einer Totengruft
Läßt Oberon sich jetzt auf einem Wölkchen sehen.

69. Ein lauter Schrei des Schreckens und der Lust
Entfährt der Perserin; ein unfreiwillig Grauen
Bekämpft in ihr das schüchterne Vertrauen.
Die Arme über ihre Brust
Gefaltet, steht sie glühend neben
Dem Jüngling da, dem sie ihr Herz gegeben,
Und wagt, der süßen Schuld jungfräulich sich bewußt,
Zu ihrem Retter kaum die Augen aufzuheben. —

75. Und Oberon bewegt den Lilienstab
Sanft gegen sie, als wollt' er seinen Segen
Auf ihrer Herzen Bündnis legen,
Und eine Träne fällt aus seinem Aug' herab
Auf beider Stirn. „So eil' auf Liebesschwingen",
Spricht er, „du holdes Paar! Mein Wagen steht bereit,
Bevor das nächste Licht der Schatten Heer zerstreut,
Euch sicher an den Strand von Askalon zu bringen." —

## § 21. Lessing. (1729—1781.)

### I. Lessings Leben.

Größeren Einfluß als Klopstock und Wieland übte auf seine Zeit und auf die Nachwelt Gotthold Ephraim Lessing aus. Geboren am 22. Januar 1729 zu Kamenz in der Oberlausitz als Sohn eines Predigers, erhielt er eine gründliche gymnasiale Ausbildung auf der Fürstenschule zu Meißen. Erst 17 Jahre alt, bezog er die Universität Leipzig, um nach dem Wunsche seiner Eltern Theologie zu studieren. Von diesem Studium wandte er sich jedoch schon nach kurzer Zeit zur Medizin, darauf zur Philologie und Philosophie, ließ sich dann aber, in der Erkenntnis, daß er so „wohl gelehrt, aber nicht zu einem Menschen" werden könne, bald ganz durch das Leben von „Klein Paris" fesseln. Besonders pflegte er den damals nicht mit Unrecht für bedenklich gehaltenen Verkehr mit Schauspielern (der Neuberschen Truppe). Nicht ohne Grund um die sittliche und religiöse Haltung ihres Sohnes besorgt, riefen ihn die Eltern für einige Zeit in die Heimat zurück. Dann ging er als freier Literat nach Berlin, das als Residenz des aufgeklärten Königs mehr und mehr die Hauptstadt der deutschen Literatur wurde, soweit sie freigeistig gerichtet war.

Schon damals besaß Lessing einen wohlklingenden Namen in der literarischen Welt. Er hatte der Mode der Zeit genügt, anakreontische Lieder gesungen, im Sinne der Schweizer geistreich pointierte Fabeln geschrieben, scharf zugespitzte Epigramme geschleudert. Auch Komödien im französisch-Gottschedischen Geschmacke („Sächsische Komödie") hatte er verfaßt, wie den „Jungen Gelehrten"[1], den „Freigeist" und „Die Juden". Die beiden letzten Stücke waren ausgesprochene Tendenzwerke, die Lessing bereits als den leidenschaftlichen Vorkämpfer der Aufklärung zeigen. In Berlin übernahm er nun die feuilletonistische Mitarbeit an der Rüdigerschen (später Vossischen) Zeitung („Das Neueste aus dem Reiche des Witzes"), wobei er mit einer Rezension des „Messias" begann. Nach kurzer Zeit wandte er sich zur Wiederaufnahme ernster Studien nach Wittenberg. Als er dort Ende des Jahres 1752 zum Magister der freien Künste erhoben worden war, kehrte er nach Berlin zurück, wo er mit den Führern der Aufklärung, mit Voltaire, dem jüdischen Kaufmann und Popularphilosophen Moses Mendelssohn, dem Buchhändler Friedrich Nicolai[2], dem Vertreter der seichtesten Aufklärung, in Verbindung trat. Mit den beiden Letztgenannten gab er von 1759 ab die „Briefe, die neueste

[1] Im „Jungen Gelehrten" gibt er nicht unwirksam eine satirische Darstellung der eigenen einseitigen Anschauung seiner Jugend.

[2] Nikolai vertrat in seiner „Allgemeinen Deutschen Bibliothek" auch später noch den plattesten Rationalismus, als die Zeit schon lange sich andern Anschauungen zugewandt hatte. In dieser Eigenschaft wird er noch von Eichendorff in satirischen Komödien und Märchen aufs köstlichste verspottet.

Literatur betreffend" heraus, eine Zeitschrift, die nur so lange Bedeutung hatte, als Lessing Mitarbeiter war. Dann wanderte er in freiem Literatenleben unstet umher, bis er in dem Gefühle, „daß es Zeit sei, wieder einmal mehr unter Menschen als unter Büchern zu leben", bei dem General von Tauentzien, dem Gouverneur von Breslau, im Jahre 1760 die Stelle eines Sekretärs übernahm. Fünf Jahre blieb er in dieser Stellung und arbeitete trotz seiner Amtsgeschäfte und trotz vielfacher gesellschaftlicher Zerstreuungen und Ausschweifungen an der Ausführung des Lustspieles „Minna von Barnhelm" und dem „Laokoon". Menschlich gereift, kehrte er nach Berlin zurück. Aber in seiner schönsten Hoffnung, Direktor an der königlichen Bibliothek in Berlin zu werden, getäuscht, da ihm, dem gelehrten Deutschen, ein unfähiger Franzose von Friedrich dem Großen vorgezogen wurde, folgte er 1767 einem Rufe nach Hamburg, um an dem neugegründeten Nationaltheater als Dramaturg die aufgeführten Stücke und ihre schauspielerische Darstellung zu kritisieren. Indes konnten seine vortrefflichen Leistungen in der „Hamburgischen Dramaturgie" dem unsichern Unternehmen des Nationaltheaters keinen Bestand verleihen, und so sah er sich im folgenden Jahre schon wieder ohne Stellung. Seiner dürftigen Lage wurde er endlich entrissen durch den Erbprinzen von Braunschweig, der ihm Ende 1769 die Stelle eines Bibliothekars in Wolfenbüttel übertrug. Diese Stellung bot ihm nach einigen Jahren auch die Möglichkeit, seine Braut Eva König, die Witwe eines Hamburger Freundes, als Gattin heimzuführen. Sein Glück sollte aber von nicht langer Dauer sein; denn schon kurz nach Jahresfrist stand er unter unsäglichem Schmerze an ihrem Grabe. Er selbst folgte ihr drei Jahre später in Braunschweig, wohin er übergesiedelt war, am 15. Februar 1781, von einem Schlagflusse getroffen; er mußte seiner Armut wegen auf Staatskosten bestattet werden.

## II. Lessings Werke.

Von Macaulay, dem großen Geschichtschreiber Englands, wird Lessing nicht mit Unrecht „der erste Kritiker von Europa" genannt. Tatsächlich ist das Lebenswerk Lessings vor allem die Kritik. Er übt sie aus mit einer Klarheit des Denkens, mit einer Schärfe der Beweisführung und einer Gewandtheit des Ausdrucks, wie sie sich sonst nur bei den Franzosen findet. Überhaupt ist von vornherein festzuhalten, daß dieser feurige Patriot, dieser unermüdliche Vorkämpfer gegen die Nachahmung der Franzosen seinem Wesen, seiner Weltanschauung, seiner Auffassung und seinem Stile nach durchaus vom französischen Geiste beeinflußt erscheint. Voltaire, den er zeitlebens bekämpfte, Bayle und die Enzyklopädisten sind die Vorbilder seiner kritischen und aufklärerischen Schriften, Diderot hat Anregungen zum „Laokoon" gegeben und zu einigen seiner Dramen, wie „Miß Sara Sampson" und „Minna von Barnhelm", Pate gestanden; auch seine Polemik gegen das Christentum hat er bei diesen Vätern der deutschen Aufklärung gelernt. Der überlegene, scharf zugreifende, rücksichtslos zergliedernde und mathematisch beweisführende Ton seiner Schriften aber war für Deutschland etwas so unerhört Neues, war ferner so sehr dazu angetan, das Morsche und Ungesunde in der Literatur zu beseitigen, daß die weitere Entwicklung ohne ihn nicht zu denken ist. Besonders wertvoll war dabei, daß er nicht bei der Verneinung stehenblieb, sondern auch zeigte, wie es gemacht werden mußte. So stehen auch seine dichte-

rischen Werke durchaus unter dem Einflusse seiner kritischen Tätigkeit. Im letzten Stücke der „Hamburgischen Dramaturgie" sagt er selbst von sich: „Ich bin weder Schauspieler noch Dichter. Man erweiset mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letzteren zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. . . . Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt; ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauspressen." Wenn man es dennoch nur bei genauem Zusehen seinen besten Dichtungen anmerkt, wie mühsam er sie erarbeitet hat, so ist auch das wieder ein Zeichen für die geistige Bedeutung dieses hervorragenden Kopfes. Freilich, der große Schwung, die elementare Ursprünglichkeit muß den Werken des scharfsinnigen Rationalisten notwendig fehlen. So kommt es auch, daß die Lyrik bei ihm, auch in seinen kritischen Schriften, völlig vernachlässigt erscheint, daß er der epischen Dichtung ebenfalls weniger Interesse widmet und sich besonders mit dem Drama beschäftigt, dessen Aufbau die ganze Schärfe des Verstandes erfordert.

### 1. Die kritischen Werke.

Die hervorragendsten kritischen Werke Lessings sind: „Briefe, die neueste Literatur betreffend", meistens kurzweg „Literaturbriefe" genannt (1759—1765), „Laokoon" (1766) und „Hamburgische Dramaturgie" (1767—1769).

Schon in den Kritiken seiner ersten Berliner Zeit hatte Lessing für Deutschland neue Wege eingeschlagen. Fern aller Parteivoreingenommenheit suchte er das Echte zu entdecken, das Wertlose rücksichtslos auszumerzen. Noch schärfer und entschiedener ging er in den **Literaturbriefen** vor. Nach französischem Vorbilde wählte er die Form von Briefen, die eine persönliche, lebhafte, ungezwungene Schreibweise ermöglichen. Sie sind an einen verwundeten Offizier gerichtet (bald dachte Lessing wohl an seinen Freund E. von Kleist), um „die Lücke, welche der Krieg in seine Kenntnis der neuesten Literatur gemacht", auszufüllen. Nach dem Grundsatze: „Einen elenden Skribenten tadelt man gar nicht; mit einem mittelmäßigen verfährt man gelinde, gegen einen großen ist man unerbittlich", übte er an den Dichtungen von Klopstock (Briefe 18, 19, 51, 111), Wieland (7—14 und 63), Gleim (15), Kleist (40) usw. eine freimütige und strenge Kritik. Er weist auch auf ältere Dichter hin wie auf Fischart (18) und Logau (36 und 43 [1]).

In dem bekannten 17. Briefe [2] rechnet er endgültig mit Gottsched ab, und zwar so rücksichtslos, daß wir bis heute noch nicht ganz von seinem Urteil uns haben freimachen können. Er spricht ihm jegliches Verdienst um das deutsche Theater ab, wendet sich scharf gegen dessen Übersetzungen aus dem Französischen und den mit „Kleister und Schere" zusammengestellten „Kato". Statt dessen weist er auf das Muster der Engländer hin, besonders auf Shakespeare, den er als tragischen Dichter über Corneille stellt. Aber nur deshalb verdient Shakespeare dieses Lob, weil er „in dem Wesentlichen" dem Antiken sich nähere. Er ist eben von vornherein noch von dem Wahn seiner Zeit befangen, daß nur in der Antike die wahren Vorbilder aller Kunst zu finden seien. Gerade hier zeigt es sich, wie sehr doch Lessing ein

[1] Siehe oben S. 28. [2] Dieser Brief enthält auch die berühmte Faustszene Lessings.

Kind seiner Zeit ist. Als Rationalist ist er genau so gut wie Gottsched unbedingter Verfechter der Anschauung, daß man für die Kunst verstandesmäßig zu erarbeitende Regeln aufstellen könne, die Norm und Richtschnur alles Schaffens seien. So warnt er vor allem Unedlen und Undeutschen und stellt als Kriterien einer „guten" Dichtung hin, daß ihre Schönheit auf der Harmonie der einzelnen Teile, ihre Lebensfülle auf der nationalen Gegenwart beruhe. Mit der letzten Forderung und dem Hinweis auf Shakespeare öffnet er die Bahn zu einer Entwicklung, die freilich von seinen eigenen Anschauungen meilenweit abführte.

Das Bedürfnis nach einem Regelbuche führte Lessing auch in einer Schrift von weitaus größerer Tragweite die Feder, in dem 1766 erschienenen **„Laokoon oder über die Grenzen der Poesie und Malerei"** (erster Teil). Der Titel „Laokoon" stammt von jenem antiken Kunstwerk, das, von den rhodischen Bildhauern Agesander, Athenodorus und Polydorus[1] im letzten Jahrhundert vor Christus (nach Lessings Ansicht unter den ersten Kaisern) ausgeführt und im Jahre 1506 unweit Rom aufgefunden[2], den trojanischen Priester Laokoon mit seinen beiden Söhnen von einem Schlangenpaar umschlungen darstellt. Denselben Gegenstand behandelt Vergil in seiner „Aneide" (II, 199 ff.). Bei einer Vergleichung jenes Kunstwerkes mit der Schilderung des Dichters hatte der berühmte Archäolog Winckelmann[3] rühmend hervorgehoben, daß der schlangenumwundene und gebissene Priester in der plastischen Gruppe „kein schreckliches Geschrei erhebe, wie Vergil von seinem Laokoon singt", und durch „ein ängstliches und beklemmtes Seufzen", wodurch der Künstler die Hoheit der Seele habe ausdrücken wollen, sich als Helden zeige.

Veranlaßt durch diesen „mißbilligenden Seitenblick", den Winckelmann auf Vergil geworfen, beleuchtet Lessing die Unterschiede zwischen den bildenden Künsten, d. i. Malerei und Plastik, und der redenden Kunst, d. i. der Poesie (mit der obenerwähnten Einschränkung auf Epos und Drama).

Von den 29 Kapiteln des Werkes sind die wesentlichsten:

1. Winckelmanns Ansicht, daß edle Einfalt und stille Größe das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meisterstücke in der Malerei und Bildhauerkunst seien und daß diese Auffassung den Künstler abgehalten habe, Laokoon im Gegensatze zu der Darstellung des Dichters schreiend darzustellen, wird widerlegt aus Homer und aus Dramen des Sophokles.

2. Bei den Alten ist Schönheit das höchste Gesetz der bildenden Künste gewesen, und aus diesem Grunde hat der Meister das Schreien in Seufzen mildern müssen, also „nicht weil das Schreien eine unedle Seele verrät, sondern weil es das Gesicht auf eine ekelhafte Weise verstellt".

---

[1] Laocoon, qui est in Titi imperatoris domo, opus omnibus et picturae et statuariae artis praeponendum. Eum et liberos draconumque mirabiles nexus de consilii sententia fecere summi artifices Agesander et Polydorus et Athenodorus Rhodii (Plinius, Hist. nat. I, 36, sect. 4, n. 11).

[2] Es befindet sich jetzt im Vatikanischen Museum zu Rom.

[3] Johann Joachim Winckelmann (1717—1768), geboren zu Stendal als Sohn eines Schuhmachers, wurde nach umfassenden Studien, die er trotz großer Dürftigkeit unermüdlich mit gewaltigem Fleiß betrieb, Bibliothekar des Reichsgrafen von Bünau zu Nöthenitz bei Dresden. Hier und in der Musenstadt Dresden an regem Kunstleben sich beteiligend, trat er 1754 zum Katholizismus über, um sich in Rom seinem Lieblingsstudium, der antiken Kunst, widmen zu können. In Rom wurde er vom Bibliothekar der Vatikanischen Bibliothek zum Oberaufseher aller römischen Altertümer befördert und schrieb seine bahnbrechende und durch glänzende Darstellung ausgezeichnete „Geschichte der Kunst des Altertums" (1758—1763). Auf einer Reise nach der Heimat wurde er in Triest von einem habsüchtigen Italiener ermordet. Mit hingebendster Begeisterung umfaßte Winckelmann die Antike, in deren Gebilden er die Gesetze des Schönen, edle Einfalt und stille Größe, zu finden glaubte. In ihnen sah er das Ideal der Klassizität, deren Gesetze alsbald auf Baukunst, Bildnerei und Malerei einen durchschlagenden Einfluß ausübten.

3. Die Kunst kann für ihre Darstellung nur einen einzigen Augenblick wählen, und dieser muß der fruchtbarste sein. Es ist aber dasjenige allein fruchtbar, was der Einbildungskraft freies Spiel läßt. Jener einzige Augenblick erhält durch die Kunst eine unveränderliche Dauer, daher „muß er nichts ausdrücken, was sich nicht anders als transitorisch (vorübergehend) denken läßt". (Beispiele: Die Kindesmörderin Medea und der rasende Ajax.)

4. Der Dichter konzentriert sein Gemälde nicht in einen einzigen Augenblick; er nimmt jede seiner Handlungen, wenn er will, bei ihrem Ursprunge auf und führt sie durch alle möglichen Abänderungen bis zu ihrer Endschaft. Da Laokoon als der vorsichtigste Patriot, als der beste Vater bekannt ist, kann sein Schreien nicht auf seinen Charakter, sondern nur auf sein unerträgliches Leiden bezogen werden. Auch kann der Dichter ein Auge und Ohr beleidigendes Schreien durch Nebenumstände rechtfertigen (Sophokles' Philoktet).

8. Der Dichter besitzt reichere Mittel der Darstellung als der Künstler; er kann auch „mit negativen Zügen" schildern.

12. Übermenschliche Größe und Kraft, Unsichtbarkeit kann der Künstler im Gegensatze zum Dichter nicht darstellen (Ilias XXI, 385—410 u. a.).

13. Die Schilderung der Pest (Ilias I, 44—53) und die Zeichnung der ratpflegenden, trinkenden Götter (Ilias IV, 1—4) beweisen die Verschiedenheit einzelner Stoffe für Dichter und Maler.

14. Es gibt „malbare und unmalbare Fakta", und „ein poetisches Gemälde ist nicht notwendig das, was in ein materielles Gemälde zu verwandeln ist".

15. Aus dem Gemälde des Pandaros (Ilias IV, 105—126) und der Versammlung der zechenden Götter (Ilias IV, 1—4) folgt, daß die Malerei sich begnügen muß mit bloßen Körpern, die durch ihre Stellungen eine Handlung vermuten lassen, oder mit einer sichtbaren, stehenden Handlung, deren verschiedene Teile sich nebeneinander im Raume entwickeln.

16. Die Malerei gebraucht Figuren und Farben im Raume, die Poesie artikulierte Töne in der Zeit; Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften sind die eigentlichen Gegenstände der Malerei, Handlungen Gegenstand der Poesie. Die Malerei kann auch Handlungen nachahmen, aber nur andeutungsweise durch Körper, während die Poesie auch Körper schildern kann, aber nur andeutungsweise durch Handlungen (Nachweis aus Homer, Ilias V, 722, 731; II, 42—46, 101—108; IV, 105—111).

17. An einem Beispiel aus der bloß beschreibenden Poesie, aus Hallers „Alpen" (s. S. 49) zeigt er, daß das Koexistierende des Körpers mit dem Konsekutiven der Rede in Kollision komme, und erkennt ihr daher eine nur unzureichende Wirkung zu.

18. Doch kann der Dichter das Koexistierende in Konsekutives verwandeln, wie Homer es bei der Schilderung des Achillesschildes tut (Ilias XVIII, 468—618), den er nicht als einen fertig vollendeten, sondern als einen werdenden malt, so daß aus der langweiligen Malerei eines Körpers das lebendige Gemälde einer Handlung gemacht wird[1].

21. u. 22. Der Maler stellt die körperliche Schönheit im Bilde dar. Der echte Dichter beschreibt nicht die Einzelheiten einer schönen Gestalt. Zeuxis malte Helena, Homer zeigt uns die Wirkung ihrer Schönheit auf die entzückten Greise, ohne auf Einzelheiten einzugehen, die doch jeder anders sehen würde. Also verwandelt er die körperliche Erscheinung in Reiz. Reiz ist Schönheit in Bewegung, und diese Bewegung, diese Handlung braucht der Dichter.

Noch heute bewundern wir im „Laokoon" die scheinbar spielende Leichtigkeit der Darstellung, die gleichsam auf einem Spaziergang durch das Reich der Gedanken wandelt und hier und da nach Belieben verweilt. (Lessing gab damit das erste Beispiel für die spätere Entwicklung des Feuilletons.) Aber nicht weniger sicher ist darum die wissenschaftliche Methode, mit der er uns zu seinem Ziele führt. Nur sind wir heute über dieses Ziel völlig anderer Meinung. Schon Hamann und Herder entrüsteten sich über die „Meuchelmörder", die „den schönen Künsten die Willkür entziehen wollen". Wir lehnen heute noch schärfer die rationalistische Anschauung ab, daß die Kunst sich verstandesmäßig formulierten Gesetzen fügen müsse und daß gar diese Gesetze in ihrer reinen Ausbildung nur bei den Alten zu finden seien. Lessings Kenntnisse von der antiken Kunst waren viel zu begrenzt und lückenhaft, um sichere

[1] Das beste Beispiel für die Anwendung dieses Grundsatzes gibt später Goethe im 4. Gesang von „Hermann und Dorothea" bei der Darstellung des Besitztums des Löwenwirtes.

Maßstäbe zu liefern, und er übersah, dem unhistorischen Geiste seiner Zeit entsprechend, völlig, daß diese Kunst unter ganz andern Lebensbedingungen gewachsen war als die unsrige. Wir stehen heute auch nicht mehr zu Lessings und des Klassizismus Anschauung, daß die Kunst die Aufgabe habe, uns Bilder von Menschen zu schaffen, die durch Leibesschönheit sich auszeichnen (und was ist Schönheit?!), sondern erkennen auch die Kunst als zum mindesten gleichberechtigt an, die den Menschen in starker Ergriffenheit, handelnd, leidend, in charakteristischen Formen darstellt. Schon Goethe kam in einem Aufsatze über denselben „Laokoon" zu einer schroff entgegengesetzten Auffassung vom Werte des transitorischen Moments und bewunderte gerade bei diesem Werke, daß es eben seine Wirkung dadurch erhalte, daß es „ein fixierter Blitz" sei. Schon die Wahl dieser Gruppe übrigens verrät Lessings mangelnde Kenntnis; denn die spätere Forschung hat sie als ein schwächliches Erzeugnis der griechischen Dekadenz erwiesen. Aber auch logische Fehler unterlaufen dem Schriftsteller, wenn er z. B. immer wieder Plastik und Malerei willkürlich vertauscht oder der Poesie zuschreibt, was nur von der Musik gilt.

Und dennoch war der „Laokoon" von bedeutendem Werte für seine Zeit. Hier war über die von den Schweizern aufgestellte Auffassung, daß die Poesie redende Malerei und die Malerei stumme Poesie sei, der Stab gebrochen und dem Unwesen der breiten Situationsmalerei in der beschreibenden Poesie ein Ende gemacht. Diese Bestimmungen über das Lebensgesetz der Dichtung, über Handlung, Bewegung und Fortschritt, die freilich nur das Wesen des Epos und auch das des Dramas, nicht aber das der Lyrik kennzeichnen, wirkten für die Poesie bahnbrechend. Derselbe Goethe, der später sich so völlig andern Anschauungen zuwandte, erzählt in „Dichtung und Wahrheit", wie begeisternd die neu errungene Klarheit auf die wegsuchenden Jünglinge gewirkt habe[1]. —

Die von Lessing geplante Fortsetzung des „Laokoon" erschien nicht. Aber was er hier für das Epos geleistet hatte, versuchte er für das Gebiet des Dramas in der **„Hamburgischen Dramaturgie"**. Sie sollte ein kritisches Register von allen aufzuführenden Stücken enthalten und „jeden Schritt begleiten, den die Kunst des Dichters und des Schauspielers tun" würde. Das „kritische Register" enthielt aber nicht bloß die Besprechung von 52 innerhalb der Zeit vom 22. April bis zum 28. Juli 1767 aufgeführten Stücken, sondern wurde eine Behandlung fast aller Seiten der dramatischen Kunst.

So spricht er über Wahl und Erfindung des Stoffes (St. 32 u. 38), die Anlage der Charaktere und die Wirkung der durch sie hervorgerufenen Handlungen. Dabei betont er, daß die Handlung aus den Charakteren erwachsen muß, ebenso wie die Charaktere sich erst im Laufe des Stückes entwickeln müssen. Weiter stellt er Untersuchungen an über das Verhältnis des Dichters zur Geschichte und kommt zu dem Ergebnisse, daß der Dichter nicht von der gegebenen Wesensart einer historischen Persönlichkeit abgehen kann, aber „in allem, was die Charaktere nicht betrifft, so weit er will" (St. 23, ferner 19 u. 33).

Am wichtigsten ist seine Auseinandersetzung mit dem Begriff des Tragischen. Nicht Bewunderung sollen die Helden erregen (wie bei Corneille), auch nicht Mitleid und Schrecken, wie man bisher den Aristoteles fälschlich übersetzt hatte, sondern Mitleid und Furcht. („Alles finden wir mitleidenswürdig, was wir fürchten würden, wenn es uns selbst bevorstünde.... Die Furcht ist das auf uns selbst bezogene Mitleid.... Das Mitleid verlangt einen, der unverdient leidet, und die Furcht einen unsersgleichen".) Damit kommt Lessing

[1] Als Antwort auf die Angriffe, die Professor Klotz gegen den „Laokoon" gerichtet hatte, schrieb Lessing seine „Antiquarischen Briefe" (1768/1769). Im Zusammenhange hiermit steht auch seine bedeutsame kritische Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet" (1769).

auf eine Definition des Dramas, die er auf der von vorneherein als maßgebend angenommenen „Poetik des Aristoteles“[1] aufbaut: „Die Tragödie ist die Nachahmung einer Handlung, die nicht vermittelst der Erzählung, sondern vermittelst des Mitleids und der Furcht die Reinigung[2] dieser und dergleichen Leidenschaften bewirkt.“ Unter der letzten Bemerkung versteht er den moralischen Zweck der Dichtung, sie soll die Leidenschaften in „tugendhafte Fertigkeiten“ läutern und so den Menschen sittlich heben.

All diese Erklärungen und Ansichten werden heute verworfen oder zum mindesten stark umstritten. Dauernd aber bleibt das Verdienst, das sich Lessing durch erfolgreiche Bekämpfung der Französelei erwarb, ein Verdienst, das auf geistigem Gebiete einen Sieg darstellt, der dem des Siebenjährigen Krieges gleich zu achten ist. Er wies nach, daß das französische Drama, das die deutsche Bühne vorzugsweise beherrschte — waren doch von den in Hamburg im deutschen Nationaltheater aufgeführten Stücken zwei Drittel Übersetzungen französischer Stücke, die übrigen schwache Nachahmungen der Franzosen —, die sog. Einheiten des Aristoteles unrichtig behandle, da nur die Einheit der Handlung (St. 46), der sich die der Zeit und die des Ortes unterzuordnen hätten, von entschiedener Wichtigkeit sei. Im Gegensatze zu den die Regeln des griechischen Dramas verkennenden Franzosen (Pierre und Thomas Corneille, Racine, Voltaire), von denen er nur Diderot gelten ließ, verwies er auf Shakespeare (in dem schon obenerwähnten Sinne), der neben Äschylus und Sophokles Vorbild für die dramatische Poesie sei. So zeigt er aus der Gegenüberstellung von Voltaires „Zaïre“ und „Semiramis“ mit Shakespeares „Othello“ und „Hamlet“, wie der Franzose einen Eifersüchtigen, der Engländer die Eifersucht darstelle und wie lächerlich bei Voltaire die Geistererscheinung wirke, während sie uns bei Shakespeare im tiefsten erschüttere.

Die Wirkung der „Dramaturgie“, die 1769 als Buch erschien, war viel weittragender als die des „Laokoon“. Die französischen Klassizisten waren endgültig abgetan, Shakespeare galt von nun ab als unbestrittenes Vorbild. Auch das stark bewegte volkstümliche Stück durfte wieder aus seiner Aschenputtelstellung heraustreten. Vor allem aber erklang nun stärker als je der Ruf nach einem wahrhaft nationalen Drama.

Nur noch historischen Wert haben Lessings fünf Abhandlungen „Von dem Wesen der Fabel“ (1759) und seine „Zerstreuten Anmerkungen über das Epigramm und einige der vornehmsten Epigrammatisten“ (1771).

Infolge seiner kritischen Werke wurde Lessing zugleich der Begründer einer gediegenen deutschen Prosa durch scharfen, stets treffenden und deckenden Ausdruck, durch klare, anschauliche und bilderreiche Darstellungsweise, durch dramatische Lebendigkeit, kurz durch einen das Wesen der Sache völlig erschöpfenden Stil. Mit Recht sagt Vilmar: „Wir hören in Lessings Stil ein geistreiches, belebtes Gespräch, in welchem gleichsam ein treffender Gedanke auf den andern wartet, einer den andern hervorlockt, einer von dem andern abgelöst, durch den andern berichtigt, gefördert, entwickelt und vollendet wird. Einrede und Widerlegung, Zugeständnis und Beschränkung, Frage und Antwort, Zweifel und Erläuterung folgen einander in ununterbrochener Abwechslung, bis alle Seiten des Gegenstandes nacheinander herausgekehrt und besprochen sind. Da ist kein müßiger Gedanke, kein ausschmückender Satz, kein überflüssiges Wort, nichts, was nur halb angedeutet, halb ausgesprochen, dem Besinnen und Erraten überlassen wäre; der Gegenstand muß sich unserem Denken, unserer Anschauung ganz und gar hergeben; er wird vollständig durchdrungen, aufgelöst und in

[1] Bedenklich hätte ihn dabei schon der Umstand stimmen müssen, daß dieses Werk nur bruchstückweise erhalten ist und auch keine rationalistischen Regeln aufstellen wollte, sondern nachwies, was sich in der griechischen Dichtung als üblich entwickelt hatte. Vgl. dazu auch Herder in seinem Aufsatz über Shakespeare in den „Blättern von deutscher Art und Kunst“.

[2] Das Wort „Katharsis“ versteht Lessing falsch. Es bedeutet nicht „Reinigung“, sondern medizinisch genommen, „Entspannung“ der Nerven usw.

unser innerstes geistiges Leben hineingezogen, unserem Geist im ganzen wie in allen seinen Teilen assimiliert."

Lessings polemische Schriften siehe im folgenden Abschnitt.

### 2. Die dichterischen Werke.

Alle Dramen Lessings sind gewissermaßen Schulbeispiele zu seinen theoretischen Ausführungen. Gleich das erste bedeutendere Trauerspiel „Miß Sara Sampson" (1755) weist bereits in der Wahl der Personen auf englische Vorbilder. Wir haben hier zum erstenmal seit Gryphius' „Cardenio und Celinde" ein bürgerliches Trauerspiel in Prosa. Der Stoff ist überwiegend entlehnt, wie ja Lessing nur in beschränktem Maße die Gabe eigener Erfindung besaß. Es ist vieles verzeichnet in diesem Werke; einzelne Charaktere sind in ihrem Verhalten fast unverständlich. Sicher umrissen sind nur die Gestalten der leidenschaftlichen Kokette Marwood und Mellefonts, des Mannes, der zwischen zwei Frauen steht. Schon verrät sich im Aufbau die Sicherheit des künftigen Meisters, wenn auch die ängstliche Einstellung auf die drei Einheiten, die abgegriffenen Rollen der Vertrauten ihn noch im Banne der französischen Regeln zeigen. Der Erfolg des Stückes, das mit seiner tränenfließenden Empfindsamkeit dem Geschmacke der Zeit entgegenkam, war sehr groß.

1758 entstand der Einakter „Philotas", in seinem knappen Aufbau und in der Stoffwahl antiken Mustern nachgebildet. Aber der Geist ist durchaus deutsch. Es ist der Geist des großen Krieges, der es beseelt. Es zeigt, wie der gefangene mazedonische Königssohn Philotas aus Patriotismus sich tötet, um seinen Vater nicht zu nötigen, zugunsten seiner Auslieferung die durch eine siegreiche Schlacht für das Vaterland gewonnenen Vorteile aufzugeben.

Diese beiden Stücke sind ebenso wie die Versuche aus Lessings Frühzeit von der Bühne fast gänzlich verschwunden. Aber seine drei großen Dramen „Minna von Barnhelm", „Emilia Galotti" und „Nathan der Weise" behaupten auch heute noch einen Ehrenplatz auf dem Spielplan.

**„Minna von Barnhelm** oder das Soldatenglück", ein Lustspiel in fünf Aufzügen, wurde nach dem Titel im Jahre 1763 „verfertigt", erschien aber erst 1767 und wurde 1768 zum erstenmal in Berlin unter gewaltigem Beifall aufgeführt. Goethe schreibt darüber: „Eines Werkes aber, der wahrsten Ausgeburt des Siebenjährigen Krieges von vollkommen norddeutschem Nationalgehalt, muß ich hier vor allen ehrenvoll erwähnen; es ist die erste aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduktion von spezifisch temporärem (d. h. aus der Zeit erwachsenem) Gehalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung tat: ‚Minna von Barnhelm'."

Die Grundlage des Stückes ist der soldatische Ehrbegriff, der alle Männer beherrscht und sie der Reihe nach in Konflikte und in Gefahr bringt, ihr Liebstes zu verlieren. Leider triefen sie auch alle von überspanntem Edelsinn und Großmut. Und nun beginnt jenes köstliche Spiel zwischen Liebe und Ehre, zwischen weiblicher List und männlichem Starrsinn, zwischen geschickt eingefädeltem Plane, Zufallsverkettung und Edelmut, jenes Spiel, das uns bis ans Ende in Spannung hält, uns abwechselnd erheitert und rührt, hoffen und erbeben läßt. Denn hier haben wir das echte Lustspiel, das hart an das Trauerspiel grenzt, wie ja auch im Leben selbst Fröhliches und Erschütterndes

oft unlösbar ineinander verschlungen ist. Der Ausgang derartiger Verwicklungen ist zumeist düster — freuen wir uns also, daß wir es mitansehen dürfen, wie hier zuletzt alles in angenehmer Heiterkeit ausklingt.

Inhalt:

A. (I, 1.—12.)[1] Dem verarmten Major von Tellheim hat der Gastwirt das Zimmer zugunsten einer fremden Dame ausräumen lassen; sein treuer Diener Just und die Witwe des Rittmeisters Marloff liefern eine treffliche Charakteristik des edlen Mannes, der trotz seiner Mittellosigkeit nicht einmal eine ihm von seinem früheren Wachtmeister Werner zur Verfügung gestellte Summe benutzen will und nur durch die pudeltreue Anhänglichkeit seines zu verabschiedenden Dieners sich bestimmen läßt, ihn bei sich zu behalten. Ein Bedienter des fremden Fräuleins, das nach seinem Bräutigam sucht, bittet den Major im Namen seiner Herrin wegen der Ausräumung des Zimmers um Entschuldigung. Das bestimmt jedoch den Major, um so schneller auszuziehen und dem Wirt durch die Versetzung eines kostbaren Ringes, seines Verlobungsringes, seine Schulden zu zahlen. Der Wachtmeister Werner bringt für den Major weiteres Geld.

B. (II, 1—IV, 6.) Minna, über deren Verhältnis zu Tellheim ihr Gespräch mit ihrer Kammerjungfer Franziska Aufschluß gibt, erhält durch den Wirt Tellheims den versetzten Ring und erfährt so, daß der von ihr verdrängte Offizier ihr Bräutigam ist.

1. Sie wünscht hochbeglückt seine schleunige Herkunft. Da Just sich weigert, seinen Herrn herbeizurufen, erklärt der Wirt sich dazu bereit.

2. Zu Anfang freudiges Wiedersehen Tellheims und Minnas, doch alsbald stutzt er und tritt zurück, da nach seinem Ehrbegriff „der verabschiedete, der an seiner Ehre gekränkte Tellheim, der Krüppel, der Bettler" ihrer Hand nicht mehr würdig ist.

3. Just überbringt einen Brief seines Herrn, der seine Rechtfertigung enthält. Erstes Zusammentreffen Werners mit Franziska. Werner, der seinem Major Geld durch List aufdrängen will, seine List aber erkannt sieht, erteilt ihm eine ernstliche Mahnung, so daß dieser sich bereit erklärt, im Falle der Not von ihm zu borgen. Franziska gibt den Brief als ungelesen zurück und vermittelt auf Geheiß ihrer Herrin eine Zusammenkunft Tellheims mit Minna. Größere Annäherung Werners an Franziska.

4. Das Fräulein plant „einen Streich, Tellheim wegen seines Stolzes mit ähnlichem Stolze ein wenig zu martern". Sie ist des Erfolges sicher; denn „der Mann, der mich jetzt mit allen Reichtümern verweigert, wird mich der ganzen Welt streitig machen, sobald er hört, daß ich unglücklich und verlassen bin".

Hinweis auf die Wiederherstellung der Ehre Tellheims durch den französischen Glücksritter Riccaut; die Meldung Werners von der Verzögerung in dem Erscheinen Tellheims bietet gleichfalls eine Andeutung auf eine baldige Wiederherstellung seiner äußeren Verhältnisse.

5. Minnas Versuche, den Major umzustimmen, scheitern an der Starrheit seines Ehrbegriffs.

C. (IV, 6.) Minna greift nunmehr zur List; sie streift den Ring des Majors, den sie statt des eigenen aufgesteckt hat, vom Finger und gibt ihn dem Major zurück, indem sie zugleich von einem ihr widerfahrenen Unglück eine Andeutung macht. Als Tellheim durch Franziska vernimmt, daß das Fräulein wegen ihrer Liebe zu ihm von ihrem Oheim, dem Grafen von Bruchsall, enterbt sei, ist er wie umgewandelt (Peripetie).

D. (V, 1—11.)

1. Tellheim scheut sich nicht, jetzt von Werner Geld zu fordern, um zunächst den Ring durch Just einlösen zu lassen; während sein eigenes Unglück ihn niedergeschlagen hatte, hebt ihn das ihre empor. Aber seine Bemühungen, Minna zur Zurücknahme des Ringes zu bestimmen, sind vergeblich; denn sie will sein Unglück nicht durch das ihre vergrößern.

2. Auch die vollkommene Wiederherstellung der Ehre Tellheims durch ein königliches Handschreiben und die volle Erstattung der von ihm vorgeschossenen Gelder vermögen nicht, Minna umzustimmen, sie schlägt Tellheim durch seine eigenen früheren Worte.

3. Als Tellheim von Just hört, daß das Fräulein seinen Ring an sich gebracht, wendet er sich von der vermeintlichen Falschen ab, in dem Glauben, daß sie das getan, um mit ihm zu brechen. In seiner Entrüstung wird er auch ungerecht gegen Werner und will von einem Mißverständnis nichts wissen (Höhe der Verwicklung).

E. Die Ankunft des Grafen von Bruchsall bringt die Aufklärung der List Minnas und des Irrtums Tellheims betreffs des Ringes. Der endlichen Vereinigung des Liebespaares folgt die Versöhnung Werners durch Tellheim und seine Vereinigung mit Franziska.

[1] Tatsächlich reicht die Exposition, ein Meisterstück ihrer Art, bis in den vierten Akt hinein.

Dieses Stück erwuchs einem großen Volkserlebnis, das im Preußenkönig eine Persönlichkeit sah, die den Deutschen erst wieder mit Nationalstolz erfüllte. Und wenn in der Dichtung eigentlich nur der Abglanz der gewaltigen Ereignisse im bürgerlichen Leben sich zeigt und die bedeutende Gestalt des alten Fritz auch nur als Schattenbild durch das Lustspiel zieht, man fühlt doch in jedem Worte den längstvergessenen Stolz auf das Deutschtum, das Bewußtsein, eine durch Landesgrenzen nicht eingeengte Nation zu sein. Sinnbild dieses stolzen Gemeinsamkeitsgefühls ist schließlich die Verbindung des preußischen Majors mit dem sächsischen Edelfräulein, das ursprünglich, wie ihre Landsleute, „den Offizieren von dieser Farbe (den feindlichen Preußen!) nicht grün" war.

Waren der Hintergrund und der Sinn des ganzen Stückes deutsch, so waren es auch die einzelnen Personen. Manches an ihnen ist wohl für uns fremd geworden, jenes zierliche Rokokowesen, das Spielen mit Höflichkeitsformen, gewisse Bewegungen und Wendungen voll anmutiger Künstlichkeit. Aber der Kern ist dauerhaft und ewig neu. Wie frisch und natürlich diese Minna, wie vornehm und zurückhaltend, aber doch voll hingebendster Liebe, klug und entschlossen und doch weich und zart! Sie kennzeichnet sich selbst: „Franziska, wenn alle Mädchen so sind, wie ich mich jetzt fühle, so sind wir — sonderbare Dinger, — Zärtlich und stolz, tugendhaft und eitel, wollüstig und fromm — Du wirst mich nicht verstehen. Ich verstehe mich selbst wohl nicht." Wie ganz anders und doch auch so recht zum Liebhaben das niedliche „Frauenzimmerchen" Franziska, ihre Dienerin und Vertraute! Wirklich ein Mädel, das das Herz auf dem rechten Fleck hat, und zwar ein echtes, kerngesundes, fröhliches und dennoch mitfühlendes Herz. Schalkhaft weiß sie den Überschwang zu dämpfen, keck und offenherzig lenkt und leitet sie ihr und ihrer Herrin Geschick, verläßt aber doch nie um Haaresbreite das weibliche Empfinden.

Dem nicht minder deutschen, durchaus geraden, edelmütigen, aber in seinem Ehrbegriff etwas starrköpfigen Major hat der Dichter den biederen, freilich gar zu leichtgläubig dem Lockrufe ungebundenen Soldatenlebens folgenden Wachtmeister mit seiner begeisterten Anhänglichkeit an den früheren Vorgesetzten, sowie den derben, doch grundehrlichen Just gegenübergestellt. Am schärfsten aber wird Tellheims Persönlichkeit beleuchtet durch sein Gegenstück, den halb auf französisch, halb in gebrochenem Deutsch schwadronierenden Abenteurer, Glücksritter und Hochstapler Riccaut, über den der Dichter seinen Spott ebenso ergießt wie ganz Deutschland über seine bei Roßbach geschlagenen Landsleute. Erwähnen wir noch den kriechenden, allzeit geschmeidigen, über alle Maßen neugierigen Wirt, der ein Urbild von seinesgleichen in der „guten alten Zeit" ist, so haben wir die ganze Reihe prächtig nach dem Leben gezeichneter Gestalten, die dem Stück seine Lebensfähigkeit sichern.

Denn trotz aller Vorzüge erkennt man doch in dem Lustspiel (dem besten, das wir in Deutschland besitzen) den Geist der Aufklärung. Der ganze Aufbau ist verstandesmäßig angelegt, alles ist in Ursache und Wirkung logisch verknüpft. Sämtliche Personen sind auch in Augenblicken stärkster Spannung Herren ihrer Gefühle, beobachten sich selbst, sind niemals vom Feuer der Leidenschaft hingerissen. Aber wenn irgendwo, so ist in diesem bürgerlichen Lustspiel dieser Mangel zu verstehen und zu ertragen. Dazu werden alle abgegriffenen Lustspielmotive verwandt. Der Zufall spielt eine zu entscheidende Rolle: das

Zusammentreffen im Hotel, der Brief des Königs; auch die Kniffe Minnas in ihrer Unwahrscheinlichkeit, die Verwechslung der Ringe, die Erzählung von ihrer Enterbung. Die Personen sind vielfach neubelebte Typen aus alter Zeit: die vornehme Liebhaberin und ihre Vertraute, die Kammerzofe (früher hieß sie freilich Lisette), der Liebhaber und sein Vertrauter (jetzt in Just und Werner glücklich geschieden), der neugierige Wirt, der reiche Onkel, der wie ein Deus ex machina wirkt, der aufschneiderische Offizier. Die Sprache des Stückes ist sehr häufig papierene Buchsprache, besonders bei Just. —

Weit unangenehmer aber drängt sich bei seinem nächsten Drama das Bewußtsein auf, daß es nicht einem dichterischen Impuls, sondern dem klügelnden und bewußt ordnenden Verstande seine Entstehung verdankt. **Emilia Galotti,** ein Trauerspiel in fünf Aufzügen (fünf müssen es von Lessings theoretischen Schriften an immer sein!), wurde nach längerer Bearbeitung im Jahre 1772 herausgegeben. Diesmal schöpft Lessing seinen Stoff aus Livius' „Römischer Geschichte" und erwählt die Erzählung vom Tode der Virginia unter Appius Claudius. Aber er rückt die Fabel mit Entfernung der politischen Motive aus der römischen Geschichte in die Neuzeit, so daß das Stück mit zeitgeschichtlichem Hintergrund ebensogut auf deutschem wie auf italienischem Boden hätte spielen können. Die Zeitgenossen faßten das Stück auf „als den entscheidendsten Schritt gegen die Großen". Die Idee, daß die Erhaltung der Unschuld der Seele höher zu schätzen sei als das irdische Leben, ist in nachstehender Gliederung der Handlung zur Darstellung gebracht:

A. (I, 1—5.) Der Prinz von Guastalla, den Regierungsgeschäften abhold, aber ein Freund der Kunst, zeigt in einer Unterredung mit dem Maler Conti, der in seinem Auftrag das Bild der bisher von ihm geliebten Gräfin Orsina gemalt hat, Gleichgültigkeit und Kälte gegen diese, da eine neue Liebe zu Emilia Galotti ihn fesselt. Als er ihr gleichfalls von Conti gemaltes Bild erblickt und die begeisterte Schilderung ihrer Anmut und Schönheit aus dem Munde des Künstlers hört, will er nicht bloß das Bild besitzen, sondern „das schönere Meisterstück der Natur".

B. (I, 6—III, 4.) Die Nachricht des Kammerherrn Marinelli, daß Emilia sich noch an demselben Tage mit dem Grafen Appiani vermählen werde, regt den Prinzen aufs höchste auf, so daß er Marinelli Vollmacht gibt, alles zu versuchen, „was diesen Streich abwenden kann".

1. „Das Glück des Tages" führt den Obersten Odoardo nochmals von seinem Landgute in die Stadt zurück, wo er nicht ohne Sorge von seiner Gattin Claudia hört, daß seine Tochter allein zur Kirche gegangen sei. Ein Gespräch des Banditen Angelo mit Odoardos Diener Pirro bietet Einsicht in einen verruchten Plan Marinellis. Erneute Sorge Odoardos, daß Emilia noch nicht zurückgekehrt ist; seine Aufregung bei der Mitteilung Claudias, daß der Prinz sich mit seiner Tochter auf einem Feste gnädig unterhalten habe. Bestätigung der Sorge Odoardos durch die Nachricht der geängstigten Tochter, daß der Prinz es gewagt habe, ihr in der Kirche von seiner Liebe zu reden. Verhängnisvoller Entschluß der von der Mutter geleiteten Tochter, ihrem Bräutigam den Vorgang in der Kirche zu verschweigen (Emilia lädt dadurch eine gewisse Schuld auf sich).

2. Appiani, durch die Träume seiner Braut zu Schwermut und zu böser Ahnung gebracht, weist den Auftrag des Prinzen, sofort als sein Gesandter nach Massa zu reisen, zurück und läßt sich durch die hämische Weise Marinellis zu einer Beleidigung hinreißen („Sie sind ein ganzer Affe.... Zu einem Spaziergange mit Ihnen hab' ich Zeit übrig"), die einen gewaltsamen Ausgang mit Bestimmtheit voraussehen läßt.

3. Auf dem Lustschlosse Dosalo erstattet Marinelli seinem Herrn Bericht. Als er von ihm Genehmigung seiner weiteren Maßnahmen erhalten hat, fällt ein Schuß, der hinter der Szene den Grafen Appiani tötet. Alsbald meldet Angelo dem Kammerherrn die Ermordung Appianis. Unverzüglich sehen dann der Prinz und Marinelli die entsetzte, vor vermeintlichen Räubern fliehende, tatsächlich aber von Marinellis Diener entführte Emilia auf das Schloß zueilen, wo sie zunächst von Marinelli empfangen wird und zu ihrem Schrecken erfährt, daß sie auf dem Lustschlosse des Prinzen und in dessen Nähe sei.

C. (III, 5.) Als der Prinz erscheint, fällt die Prinzessin ihm zu Füßen, hört aber seine Liebeserklärung an und folgt ihm, wenn auch mit Sträuben, so daß der Prinz am Ziele seiner Wünsche zu sein scheint. Doch Marinellis Befürchtung, daß von der Mutter Störung bewirkt werden könne, leitet die Peripetie ein.

D. (III, 6—V, 6.) 1. Claudia durchschaut bei ihrem Eindringen alsbald das ganze Lügengewebe und bezeichnet Marinelli mit dem richtigen Namen. Emilia stürzt ihrer Mutter ohnmächtig in die Arme, wie Marinelli vom Prinzen erfährt. Den Tod des Grafen sucht Marinelli dem Zufall zur Last zu legen; er weiß den Prinzen darüber zu belehren, daß nicht seine Anstalten, sondern des Prinzen unüberlegter und eigenmächtig unternommener Schritt in der Dominikanerkirche den Argwohn der Mutter oder der Tochter hervorriefen.

2. Orsina, die sich den Eingang in Dosalo erzwungen (IV, 4), durchschaut den ganzen Plan, als Marinelli ihr mitteilt, daß Emilia mit ihrer Mutter beim Prinzen sei. Voll glühender Eifersucht und von Haß gegen den Prinzen entbrannt, bezeichnet sie diesen laut als Appianis Mörder. Als sie fortgehen will, begegnet sie an der Tür dem Obersten Odoardo, der auf die Kunde von einem Unglück herbeigeeilt ist. Er erfährt von ihr den ganzen Sachverhalt und empfängt einen Dolch, mit dem er Rache üben kann. Seine Gattin, welche die Mitteilungen der Gräfin bestätigt, entsendet er mit ihr nach der Stadt, weil er allein zu handeln entschlossen ist.

3. Odoardo muß auf Audienz warten und kommt, ruhiger geworden, zu dem Entschlusse, nur seine Tochter zu retten, den Prinzen aber seinen Gewissensbissen zu überlassen. Als aber Marinelli ihm mitteilt, daß die Tochter nicht mit ihm gehen dürfe, sondern erst nach Guastalla gebracht werden müsse, da glaubt er diese nur durch Tötung des Prinzen retten zu können. Doch beruhigt er sich nochmals; denn „erst müßt' es doch geschehen sein, worüber ich tobe".

Das freundliche Entgegenkommen des Prinzen besänftigt ihn anfangs; als dieser aber dem Rate Marinellis nachgibt, daß Emilia von ihrer Familie getrennt und zu strenger Untersuchung nach Guastalla gebracht werden solle, da greift er zum Dolche; er läßt ihn dennoch stecken, als der Prinz schmeichelnd zu ihm sagt: „Fassen Sie sich, lieber Galotti!" Doch da der Prinz erklärt, daß Emilia im Hause des Kanzlers Grimaldi in besondere Verwahrung gegeben werden solle, zweifelt er nicht mehr an dem verruchten Plane: Jetzt kennt er nur ein Mittel, die Tochter vor Schande zu bewahren; er verlangt, sie zu sehen. Doch ein Grausen vor der gräßlichen Tat befällt ihn: „Wer sie unschuldig in diesen Abgrund gestürzt hat, der ziehe sie wieder heraus." Schon will er gehen, als Emilia ihm entgegentritt.

E. (V, 7 und 8.) Als sie durch ihren Vater Kenntnis erhalten hat von den einzelnen Vorgängen, da ist sie, um nicht im Hause Grimaldis der Verführung preisgegeben zu sein, fest entschlossen, den Tod der Schande vorzuziehen; sie erhält von dem Vater auf ihr dringliches Bitten den Dolch der Orsina, um sich selbst zu töten; doch der Vater entreißt ihr den Dolch und ersticht sie, nachdem sie unter Hinweis auf die ihr drohende Zukunft ihn an die Tat des Römers Virginius erinnert hat. So ist „eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert". Den Prinzen aber trifft das Wort des Vaters: „Ich gehe und erwarte Sie als Richter — Und dann dort — erwarte ich Sie vor dem Richter unser aller!" Marinelli wird für immer vom Hofe verbannt.

Dieser Schluß ist noch heute viel umstritten und wird vor allem von denen verworfen, die eine Bestrafung des Prinzen dafür vermissen, daß ihm zwei edle Menschen zum Opfer fallen. Denn die augenblickliche Erschütterung Hettores kann nicht anders als vorübergehend sein, wie auch Marinelli zweifellos wieder in die Gunst dieses Fürsten zurückkehren wird. Ebenso ist der Charakter Emilias noch immer verschiedener Beurteilung unterworfen. Empfindet sie ein Gefühl für den schönen Prinzen, oder sind ihre Worte nur gewählt, ihrem Vater den Dolch in die Hand zu drücken?

An sich muß man in dieser Ungewißheit keinen Mangel des Stückes erkennen; denn oft sind auch im Leben die Menschen selbst sich nicht klar über ihre wahren Gefühle. Aber alle Charaktere dieses Stückes haben zuviel von der klügelnden Berechnung ihres Schöpfers. Wir glauben es ihm trotz allem nicht, daß ein Vater seine Tochter töten wird, nur um sie vor der Möglichkeit des Falles zu bewahren. Dennoch sind die Charaktere gut durchgeführt. Der Prinz ist ein leichtfertiger Wüstling, der seine Macht zur Befriedigung

seiner Lüste mißbraucht. Aber da die Personen nach der Forderung der Dramaturgie keine vollendeten Bösewichter oder Engel sein sollen, erhält er auch einige liebenswürdige Züge, wie Emilia auch menschliche Schwäche zeigt. Dagegen ist Marinelli das Urbild des gewissenlosen, schurkischen Höflings, der alle Verschlagenheit anwendet, vor keinem Verbrechen zurückscheut, um die Laune seines Herrn zu befriedigen. Die Gräfin Orsina, bis zum Wahnsinn in der Rachsucht gekränkter Liebe überreizt, hat manche Züge von der Ophelia aus Shakespeares „Hamlet"; Emilia ist ein Bild der Schönheit und Anmut, ausgezeichnet durch Frömmigkeit und Milde, jedoch auch energisch genug, den Tod der Entehrung und Schande vorzuziehen, Claudia eine eitle und nachsichtige Mutter, ihr Mann Odoardo gleich dem Grafen Appiani „das Muster aller männlichen Tugend". Jener ist trotz des Titels der eigentliche Held des Stückes, der in der Wahrung der sittlichen Reinheit das höchste Gut erblickt und seine Tochter ersticht, um ihre Unschuld und Ehre zu retten. Neben diesen Personen stehen die charakteristischen Figuren des Banditen, des bedächtigen Ratsherrn Camillo Rota und des für die Kunst begeisterten Malers Conti. „So entspringt der Verlauf der Handlung, wie die Kunstregeln der ‚Hamburgischen Dramaturgie' es verlangten, aus den Charakteren."

Man hat die wohlgefügte Komposition dieses Stückes besonders bewundert. Aber sie ist gar zu künstlich nach dem Schema aufgebaut. Man fühlt, wie der Dichter ängstlich bestrebt ist, die Einheit der Handlung restlos durchzuführen. Wie in all seinen Stücken bewahrt er auch die Einheit der Zeit, und darum müssen seine Personen rechtzeitig aufstehen, damit die Ereignisse an einem Tage sich abspielen können. Auch sonst ist alles zu künstlich berechnet, der Zufall spielt eine gar zu große Rolle, Schwierigkeiten werden durch Marinellis Rücksichtslosigkeiten beseitigt, die Personen kommen und gehen, wie es gerade für die Handlung paßt. Bewundernswert dagegen ist der Dialog, der in seiner Kürze und Treffsicherheit gerade gegenüber der gespreizten Weitschweifigkeit der französischen Stücke wohltuend berührt. Nur eine Eigentümlichkeit des Lessingschen Stiles stört auf die Dauer, die übertriebene Häufung von Ausrufen und rhetorischen Fragen.

Wenn man auch nicht recht warm werden kann bei dieser Tragödie, so bleibt sie doch für die Folgezeit eine viel nachgeahmte Musterleistung; sie konnte vor allem dartun, daß es möglich sei, nach den Forderungen der „Dramaturgie" ein vorschriftsmäßig aufgebautes Drama von sicherer Bühnenwirkung zu verfassen. —

In seinem letzten Schauspiel freilich verzichtet Lessing auf diesen straffen Aufbau, weil er andere als rein künstlerische Absichten damit verfolgte. Im Jahre 1779 erschien **„Nathan der Weise"**, ein „dramatisches Gedicht" in fünf Aufzügen. Auch insofern lag damit etwas Neues vor, als Lessing hier wieder zum Verse zurückkehrte. Er führte den englischen „Blankvers", den fünffüßigen Jambus (s. S. 48), auf der Bühne ein und verhalf ihm für lange Zeit zur Vorherrschaft in der dramatischen Dichtung. Inhaltlich stellt das Schauspiel ein Tendenzstück der Aufklärung dar.

Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß in bezug auf ihre Stellung zur Religion Rationalismus und Sensualismus Hand in Hand gingen und daß sich ganz naturgemäß der feindselige Standpunkt gegenüber einer geoffenbarten Religion in Haß gegen das Christentum verwandelte. Voltaires Ecrasez

l'Infâme blieb für die Führer der Aufklärung das Leitmotiv. Wir sahen auch, daß nur wenige es wagten, in ihrer Weltanschauung bis zu den äußersten Folgerungen vorzugehen. Und wenn das einmal geschah, so hüteten sich die Verfechter solcher Ansichten, damit an die Öffentlichkeit zu treten. So hatte Lessings Freund, der Professor Reimarus aus Hamburg, seine zersetzende Kritik der biblischen Überlieferung und der Grundlagen des Christentums nur dem Manuskripte anvertraut. Nach dessen Tode aber benutzte Lessing die Zensurfreiheit, die er als Wolfenbütteler Bibliothekar besaß, um Teile der Schrift nach und nach unter dem Titel „Fragmente eines Ungenannten" (1774—1777) herauszugeben. Er betonte dabei, daß seine Ansicht sich nicht völlig mit der des Verfassers decke und daß Angriffe gegen die Bibel nicht auch Angriffe gegen den Glauben wären, der Sache der Empfindung sei. Man hielt ihn dennoch für den Verfasser. Als solcher wurde er besonders heftig von dem früher mit ihm befreundeten Hauptpastor Goeze in Hamburg angegriffen. Lessing antwortete in den scharfen Streitschriften des „Anti-Goeze" und andern, in denen er seine ganze geistige Überlegenheit entfaltete, jedoch durch dialektische Kniffe die Sachlichkeit seines Standpunktes gefährdete. Aber zuletzt wurde ihm die Zensurfreiheit entzogen. Da beschloß er, zu „seiner alten Kanzel" zurückzukehren und schrieb den „Nathan"[1]. Er dachte damit „den Theologen einen ärgeren Possen zu spielen als noch mit zehn Fragmenten". Seine eigene Stellung drückt er erst hier eindeutig aus: „Nathans Gesinnung gegen alle positive Religion ist von jeher die meinige gewesen."

In seiner Dichtung griff er auf einen älteren Versuch zurück und entwickelte ihn in Anlehnung an eine Reihe von Novellen aus Boccaccios „Decamerone". Dort fand er auch die uralte, schon in den berühmten mittelalterlichen Gesta Romanorum überlieferte Erzählung von den drei Ringen, die er in den Mittelpunkt seines Dramas stellt. Aber eine künstlerisch durchgeführte Dichtung konnte bei diesem Tendenzwerke, das aus der Polemik erwuchs, nicht zustande kommen. Offen und versteckt ist fast jede Einzelheit dazu da, den rationalistischen Standpunkt nach allen Richtungen hin auszudrücken. So wendet sich Lessing gegen die Offenbarung, macht den Wunderglauben lächerlich, spottet über das Vertrauen auf die Überlieferung, lehnt jede positive Religion ab und bekämpft vor allem das Christentum in seinen Grundlagen und seiner Ethik. Aber auch seinen positiven Standpunkt, ja den vor allem, läßt er, besonders in der Ringparabel, zur Geltung kommen. Statt der einzelnen Religionsbekenntnisse verlangt er eine Vernunftreligion, deren Hauptmerkmal sittlich gut zu handeln sein soll. „Reine Menschlichkeit", das große Schlagwort der Zeit, soll das höchste Ziel sein. Auch von Toleranz ist die Rede; sie ist aber, wie unten gezeigt wird, nicht in dem Stücke selbst verwirklicht. Zur Veranschaulichung dieser Ansicht dient folgende dramatische Handlung, die mit mannigfachen historischen Widersprüchen in die Zeit des dritten Kreuzzuges (1189—1192) verlegt ist und in Jerusalem ihren Schauplatz hat. Sie besteht eigentlich nur in der Aufrollung der Vorgeschichte[2]:

---

[1] Sein Glaubensbekenntnis legt er ferner nieder in „Ernst und Falk, ein Gespräch für Freimaurer" (1778), und in der „Erziehung des Menschengeschlechts" (1780), in der er sich ein Zukunftsreich einer geläuterten Religion der tätigen Liebe, der Humanität, ausmalt.

[2] Man bezeichnet eine solche dramatische Technik, deren Muster Sophokles' „König Ödipus" ist, als „analytische Technik".

Ein Tempelherr, dem der Sultan Saladin zu Jerusalem das Leben geschenkt hat, weil er durch die Ähnlichkeit der Gesichtszüge an seinen verlorenen Bruder Assad erinnert wird, rettet des Juden Nathan vermeintliche Tochter Recha aus dem brennenden Hause ihres Vaters, verschmäht aber im Widerwillen gegen das Judentum den Dank des Mädchens wie des Vaters. Doch als Nathan ihm persönlich nähertritt und er Recha einige Augenblicke gesprochen hat, strebt er leidenschaftlich nach ihrer Hand. Wie er bei Nathan nicht sofort Gehör findet und durch Daja, Rechas Amme, erfährt, daß die Geliebte eine Christin und nicht des Juden Tochter sei, sucht er sein Ziel durch den Patriarchen von Jerusalem zu erreichen. Da dieser aber in heuchlerischer Verfolgungssucht den Juden verbrannt wissen will, weil er das Mädchen nicht im jüdischen, sondern in keinem Glauben auferzogen und von Gott nur das gelehrt hat, was der Vernunft genügt, verlangt der Tempelherr von Nathan selbst die Geliebte für sich als Weib, mag sie Christin, mag sie Jüdin sein. Doch Nathan hat mit Hilfe eines Klosterbruders, des früheren Reitknechtes des Ritters Wolf von Filneck, bereits die Gewißheit erlangt, daß der Tempelherr der Sohn dieses Ritters ist, dessen Tochter er einstmals bei sich aufgenommen hat. Bald ergibt sich auch, daß ihrer beider Vater, jener Wolf von Filneck, kein anderer ist als Assad, der verschollene, geliebte Bruder Saladins. Zum Schluß große Erkennungsszene; der Tempelherr ist beglückt, statt einer Braut eine Schwester gefunden zu haben.

Der Schwerpunkt des Stückes liegt in dem Gespräche Saladins mit Nathan (III, 7), in der Parabel von den drei Ringen. Ein Vater hat von seinen Ahnen einen Ring erhalten, der die Wunderkraft besitzt, vor Gott und Menschen angenehm zu machen; er mag keinem seiner drei ihm gleich lieben Söhne das Kleinod vorenthalten; er läßt daher noch zwei dem alten völlig gleiche Ringe machen, so daß er selbst nicht einmal imstande ist, aus den dreien den richtigen zu erkennen. Vor seinem Tode übergibt er jedem der drei Söhne einen Ring und läßt jeden in dem Glauben, daß sein Ring der richtige sei. Als nun nach des Vaters Tode jeder der Söhne des Hauses Fürst sein will, erkennt der Richter auf ihre Beschwerde, daß wohl keiner der Ringe der echte sei, da keinem mehr die Wunderkraft innewohne, vor Gott und Menschen angenehm zu machen. Er entläßt die Kläger mit der Weisung, ein jeder solle die Kraft seines Ringes durch edles Menschentum betätigen:

„Es eifre jeder seiner unbestochnen,
Von Vorurteilen freien Liebe nach!
Es strebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
Zu legen, komme dieser Kraft mit Sanftmut,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohltun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott
Zu Hilf'!"

Der „rechte Glaube" ist also ebenso unerweislich wie der rechte Ring, und der beste Glaube ist der, welcher seine Bekenner zu den gerechtesten und mildesten Menschen macht. Die Dogmen sind daher nur nebensächlich, sind für den Glauben, der sich in Tugend, in tätiger Nächstenliebe, in der Humanität offenbaren soll, wertlos[1].

„Damit hat Lessing die Wirksamkeit der Religion auf diese Erde beschränkt. Ihre Bedeutung für das Jenseits, der Glaube an Erlösung und Unsterblichkeit,

[1] Lessing selbst spricht sich über seinen „Nathan" in einem Briefe an seinen Bruder Karl also aus: „Es kann wohl sein, daß mein ‚Nathan' im ganzen wenig Wirkung tun würde, wenn er auf das Theater käme, was wohl nie geschehen wird. Genug, wenn er sich mit Interesse nur lieset und unter tausend Lesern nur einer daraus an der Evidenz und Allgemeinheit seiner Religion zweifeln lernt."

kurz, der ganze übernatürliche Inhalt der Religion erscheint nebensächlich oder bleibt zweifelhaft." (G. Kettner.)[1]

Auf diesem Boden erwächst also die Toleranz, die alle Unterschiede der Konfessionen als äußerlich betrachtet. Aber künstlerisch wertvoll hätte diese Anschauung nur vertreten werden können, wenn menschlich gleichwertige Vertreter der einzelnen Religionen einander gegenübergestellt worden wären. Nathan ist jedoch ebensowenig ein echter Jude wie Saladin ein wirklicher Muselmann und wie der Tempelherr ein wahrer Christ. Es sind demnach diese Personen keine typischen Vertreter ihrer Religion, sondern in vollem Anachronismus Geister der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, Vertreter des sog. Deismus, jener Überzeugung, daß der Glaube an einen persönlichen Gott, wie ihn Juden, Christen und Mohammedaner gemeinsam haben, für das religiöse Leben, für Betätigung von Toleranz und Humanität genüge.

Auch stellt der Dichter die Personen rücksichtlich ihres Charakters nicht auf gleiche Stufe. Während Nathan als der Vertreter des Judentums (der er übrigens nicht sein will) in der Ausübung liebetätiger Tugend von Lessing im Andenken an seinen Freund Moses Mendelssohn mit aller Vorliebe gezeichnet ist, während der Mohammedaner Saladin als edler, ideal angelegter, wenn auch kraftloser Charakter erscheint und neben ihm gleich edelmütig seine Schwester Sittah auftritt[2], sind die Christen tief herabgesetzt: der Tempelherr ist zwar vornehm edelsinnig, aber doch schwach und gegen die Religion völlig gleichgültig, er erscheint um so vollkommener, je mehr er sich vom Christentum abwendet; neben ihm stehen die gutmütige, aber beschränkte Daja, der zwar treuherzige, aber unselbständige Klosterbruder, dem fromme Einfalt und Beschränktheit von der Stirn zu lesen sind, und die widerwärtige Zerrfigur des dünkelhaften, unduldsamen und lieblosen Patriarchen.

Die so ganz den religiösen Problemen zugewandte Aufmerksamkeit des Dichters hat ihn den Bau seines Dramas, die Motivierung und Verknüpfung sehr vernachlässigen lassen. Die Widersprüche, besonders die historischen, häufen sich, und die überraschende Lösung, die durch ein schon seit den alten griechischen und römischen Lustspieldichtern abgegriffenes Mittel erfolgt, verblüfft uns und läßt uns kalt. Aber wir müssen Lessings „Nathan" nicht so sehr vom ästhetischen als vom religiösen Standpunkt aus würdigen. Dann liegt sein Kunstwert eben, soweit die allzu schroff hervortretende Tendenz uns von einem solchen sprechen lassen kann, in der alles bestimmenden religiösen Idee, die nicht nur in ihrer positiven Gestalt, sondern auch in ihren Gegensätzen und Verzerrungen zur reichsten Entfaltung kommt; er liegt in der kunstvollen Entwicklung des religiösen Grundgedankens und der kunstvollen Art und Weise, wie zu diesem Grundgedanken die Charaktere der einzelnen Personen in ein bestimmtes Verhältnis gebracht und ausgestaltet sind. Am bedeutendsten ist und bleibt die meisterhafte Entwicklung der Ringparabel. Sie findet aber erst in der Unterredung Nathans mit dem Klosterbruder (IV, 7) ihre notwendige Ergänzung; erst in dieser „Beichte" wird über die religiösen Fragen, die das Drama aufwirft, das letzte Wort gesprochen.

[1] Vgl. Nathan der Weise. Ein dramatisches Gedicht v. G. E. Lessing. Für Schule und Haus herausgegeben von Dr. Fr. Kortz, Münster i. W. 1908, Aschendorff.

[2] Alle Personen, die mit Saladin in Berührung kommen, sind gleich hochherzig und „tugendhaft": der für den Gang des Stückes nebensächliche, aber prächtig gezeichnete Derwisch Al Hafi und sogar die Mameluken, einer nach dem andern!

# A. Sinngedichte.

### 1. An den Leser.

Wer wird nicht einen Klopstock loben!
Doch wird ihn jeder lesen? — Nein.
Wir wollen weniger erhoben
Und fleißiger gelesen sein.

### 2. An das Bild der Gerechtigkeit

in dem Hause eines Wucherers.

Gerechtigkeit! wie kömmst du hier zu stehen?
Hat dich dein Hausherr schon gesehen?
„Wie meinst du, Fremder, diese Frage?
Er sieht und übersieht mich alle Tage."

### 3. Grabschrift des Nitulus.

Hier modert Nitulus, jungfräulichen Gesichts,
Der durch den Tod gewann: er wurde Staub aus nichts.

### 4. Der Schuster Franz.

Es hat der Schuster Franz zum Dichter sich entzückt;
Was er als Schuster tat, das tut er noch: er flickt.

### 5. Die große Welt.

Die Wage gleicht der großen Welt:
Das Leichte steigt, das Schwere fällt.

### 6. In ein Stammbuch.

Wer Freunde sucht, ist sie zu finden wert;
Wer keinen hat, hat keinen noch begehrt.

### 7. In eines Schauspielers Stammbuch.

Kunst und Natur
Sei auf der Bühne *eines* nur;
Wenn Kunst sich in Natur verwandelt,
Dann hat Natur mit Kunst gehandelt.

### 8. Abschied an den Leser.

Wenn du von allem dem, was diese Blätter füllt,
Mein Leser, nichts des Dankes wert gefunden:
So sei mir wenigstens für das verbunden,
Was ich zurückbehielt.

# B. Lieder und Fabeln.

### 1. Ich.

Die Ehre hat mich nie gesucht;
Die hätte mich auch nie gefunden.
Wählt man, in zugezählten Stunden,
Ein prächtig Feierkleid zur Flucht?

Auch Schätze hab' ich nie begehrt.
Was hilft es, sie auf kurzen Wegen
Für Diebe mehr als sich zu hegen,
Wo man das wenigste verzehrt?

Wielange währt's, so bin ich hin
Und einer Nachwelt untern Füßen;
Was braucht sie, wen sie tritt, zu wissen?
Weiß *ich* nur, wer ich bin?

### 2. Lob der Faulheit.

Faulheit, jetzo will ich dir
Auch ein kleines Loblied bringen. —
O . . wie . . sau . . er . . wird es mir, . .
Dich . . nach Würden . . zu besingen!
Doch ich will mein Bestes tun;
Nach der Arbeit ist gut ruhn.

Höchstes Gut, wer dich nur hat,
Dessen ungestörtes Leben — —
Ach! . . ich . . gähn' . . ich . . werde matt . .
Nun . . so . . magst du . . mir's vergeben,
Daß ich dich nicht singen kann;
Du verhinderst mich ja dran.

### 3. Lied aus dem Spanischen.

Gestern liebt' ich,
Heute leid' ich,
Morgen sterb' ich;
Dennoch denk' ich
Heut' und morgen
Gern an gestern.

### 4. Der Adler und die Eule.

Der Adler Juppiters und Pallas' Eule stritten.
„Abscheulich Nachtgespenst!" — „Bescheidner, darf ich bitten.
Der Himmel heget mich und dich;
Was bist du also mehr als ich?"

Der Adler sprach: „Wahr ist's, im Himmel sind wir beide;
Doch mit dem Unterscheide:
Ich kam durch eignen Flug,
Wohin dich deine Göttin trug."

### 5. Der Tanzbär.

Ein Tanzbär war der Kett' entrissen,
Kam wieder in den Wald zurück
Und tanzte seiner Schar ein Meisterstück
Auf den gewohnten Hinterfüßen.
„Seht", schrie er, „das ist Kunst; das lernt man in der Welt.
Tut mir es nach, wenn's euch gefällt,
Und wenn ihr könnt!" — „Geh", brummt ein alter Bär,
„Dergleichen Kunst, sie sei so schwer,
Sie sei so rar sie sei,
Zeigt deinen niedern Geist und deine Sklaverei."

* * *

Ein großer Hofmann sein,
Ein Mann, dem Schmeichelei und List
Statt Witz und Tugend ist,
Der durch Kabalen steigt, des Fürsten Gunst erstiehlt,
Mit Wort und Schwur als Komplimenten spielt:
Ein solcher Mann, ein großer Hofmann sein,
Schließt das Lob oder Tadel ein?

Prosaische Fabeln[1]: Der Löwe und der Hase. Der Rabe und der Fuchs. Zeus und das Pferd. Der Hamster und die Ameisen. Der Besitzer des Bogens. Der Knabe und die Schlange. Der Wolf und der Schäfer. Der Wolf auf dem Totenbette. Die Geschichte des alten Wolfes. Rangstreit der Tiere.

## § 22. William Shakespeare.

Durch Lessings „Hamburgische Dramaturgie" und bald auch durch Herders und Goethes Schriften begann Shakespeare in unserer Literatur eine so entscheidende Rolle zu spielen, daß wir uns die weitere Entwicklung ohne ihn nicht zu denken vermögen. Mehrere Übersetzungen, namentlich die von Schlegel und Tieck (s. u.), haben ihn vollends in Deutschland eingebürgert, ihn förmlich zu einem deutschen Meister gemacht.

Es gibt kaum einen neueren Dichter, über dessen Leben wir so wenig unterrichtet sind wie über das Leben Shakespeares. Ein Schriftsteller des 18. Jahrhunderts sagt von ihm: „Alles, was wir mit einiger Sicherheit wissen, ist, daß Shakespeare zu Stratford geboren wurde (1564), heiratete und Kinder hatte, nach London ging, dort zuerst Schauspieler war, dann Gedichte und Theaterstücke schrieb, nach Stratford zurückkehrte, sein Testament machte, starb und begraben wurde (1616)." Weiteres hat auch, abgesehen von verschwindenden Einzelheiten, die umfangreiche neuere Forschung nicht ermitteln können. Ja man hat sogar, ohne freilich irgendwie stichhaltige Gründe vorzubringen, allen Ernstes daran gezweifelt, daß der Londoner Schauspieler wirklich der Verfasser all der vielen Meisterwerke sei, die unter seinem Namen überliefert sind, und sie dem Philosophen Francis Bacon (1561—1626), dem Begründer des Empirismus (s. o. S. 45), zugeschrieben.

Wenn wir an die Schöpfungen dieses Riesengeistes, der alle Menschenschicksale gestaltet zu haben sich rühmen kann, herantreten, so denken wir an die Worte, die Goethe (im „Wilhelm Meister") über seinen ersten Eindruck niederschrieb:

„Die köstlichen Stücke ... scheinen das Werk eines himmlischen Genius zu sein, der sich den Menschen nähert, um sie mit sich selbst auf die gelindeste Weise bekannt zu machen. Es sind keine Gedichte! Man glaubt vor den auf-

[1] In der Prosafabel sah Lessing im Gegensatz zur gereimten das Ideal der Fabulistik. Er hat an der Fabel nur ihre moralische Zuspitzung geschätzt, wie seine Erklärung der ganzen Gattung zeigt: „Wenn wir einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besondern Fall zurückführen, diesem besondern Fall die Wirklichkeit erteilen und eine Geschichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennt, so heißt diese Erdichtung eine Fabel" (s. S. 47 Godscheds Rezept für das Drama).

geschlagenen ungeheuren Büchern des Schicksals zu stehen, in denen der Sturmwind des bewegtesten Lebens saust und sie mit Gewalt rasch hin und wider blättert. . . . Alle Vorgefühle, die ich jemals über Menschheit und ihre Schicksale gehabt, die mich von Jugend auf, mir selbst unbemerkt, begleiteten, finde ich in Shakespeares Stücken erfüllt und entwickelt. Es scheint, als wenn er uns alle Rätsel offenbarte, ohne daß man doch sagen kann: hier oder da ist das Wort der Auflösung. . . ." [1]

Überschaut man die Reihe seiner Dramen, so verwirrt auf den ersten Blick die bunte Fülle vielgestaltigen Lebens, die uns da entgegentritt. Allenthalben hat der reichbelesene Dichter die Stoffe zu seinen Stücken gesucht, in der antiken und der vaterländischen Geschichte, in Chroniken, Märchen- und italienischen Novellensammlungen', mitunter auch in seiner eigenen reichen Phantasie, die doch überall als Bindemittel zufälliges, äußeres Geschehen zu einem abgerundeten Bilde werden läßt, überglänzt von allen bunten Regenbogenfarben der Phantasie. Den Stoff gestaltet er um zu einer *lebendigen dramatischen Handlung* und schafft originelle, stets neue und naturwahre *Charaktere*. Wir finden in seinen Werken Charaktere aus allen Ständen, Geschlechtern und Lebensaltern der verschiedensten Völker; *alle* sind unter sich *verschieden*, mit einer unnachahmlichen Lebendigkeit und Treue entworfen und zeigen sowohl in ihren hellsten Licht- als namentlich in ihren düstersten Schattenseiten eine staunenswerte Klarheit und Natürlichkeit der Zeichnung. Die *Handlung* ergibt sich *stets* aus dem *Charakter* der handelnden Personen. Mit scharfem Forscherblick durchdringt der Dichter wie kein anderer die Tiefen des menschlichen Herzens. Den Reichtum und die Kühnheit seines Geistes bekundet er durch eine oft wunderbare Fülle von Bildern und Vergleichen; dabei ist seine Sprache gedrängt, kräftig und wohllautend, manchmal etwas schwülstig oder gesucht geistreichelnd (Quibbles), zuweilen jedoch auch, für unsere Auffassung, derb und herb. Einzelne Mängel im Aufbau einiger Dramen und in der Stoffverteilung können den hohen Wert der Dichtungen kaum beeinträchtigen.

Er selbst hat seine Werke eingeteilt in „Tragödien", „Historien" und „Komödien" [2]. Aber das gerade ist das Merkmal dieses echten Künstlers, daß er nirgendwo eine reinliche Scheidung der Begriffe vornimmt. Wie das Leben wahllos Erhabenes und Komisches, Grausiges und Heiteres, Ernst und Scherz nebeneinanderstellt und bunt durcheinanderwürfelt, so huschen auch spielende Lichter des Humors durch alle Schrecken seiner Trauerspiele und lassen uns so das Tragische mit weit erschütternderer Gewalt fühlen. Ebensowenig gibt es bei ihm ein reines Lustspiel. Denn hart an die glückliche Lösung irgendeiner Krisis grenzt die Möglichkeit eines düstern Ausgangs, und allenthalben mischt sich in das Schellengeläut närrischer Laune die rauhe Wirklichkeit mit der Gefahr unseliger Verwicklungen.

In den „Historien" bearbeitet der Dichter vaterländische Geschichte (namentlich den Krieg der weißen und roten Rose) unter dem Gesichtspunkte, daß alle Untaten ihre historische Sühne finden müssen. Seine eigene Gesinnung verrät sich darin als aristokratisch-monarchisch. Die bedeutendsten sind: *Richard* III., *Richard* II. und *Heinrich* IV. (mit der glänzendsten Lustspielfigur Shake-

[1] Ähnlich Herder „Shakespeare" („Blätter von deutscher Art und Kunst").
[2] Außerdem hat er hervorragende Sonette, sowie Lieder und poetische Schilderungen („Venus und Adonis" und „Lucretia") hinterlassen.

speares, dem dicken Sir John Falstaff). Weitaus wertvoller noch sind seine großen Charaktertragödien. Die berühmteste, aber noch immer heftig umstrittene ist „Hamlet"; daneben stehen „Romeo und Julia", die Tragödie leidenschaftlicher Liebe[1], „Othello", die Tragödie der Eifersucht[2], „König Lear", sowie die der römischen Geschichte entlehnten Stücke „Koriolan", „Julius Cäsar", „Antonius und Kleopatra". Von seinen Schau- und Lustspielen sind die beliebtesten: „Der Kaufmann von Venedig", „Ein Sommernachtstraum", „Was ihr wollt", „Wie es euch gefällt"; schwieriger für das Verständnis, aber hochbedeutend ist sein letztes Werk, der „Sturm".

Wir lassen die Inhaltsangabe einiger Werke folgen:

1. „Hamlet"[3] (1602) ist die gedankenreichste Dichtung Shakespeares, in die er am meisten von seiner Persönlichkeit hineingelegt hat; es ist nicht sein schönstes und bestes Werk, aber sein schwierigstes und tiefstes. Die Fabel des Stückes wird schon von Saxo Grammaticus (um 1200) in seiner Historia Danica erzählt. Shakespeare aber benutzte als Grundlage ein englisches, den Hamletstoff behandelndes Theaterstück (Ur-Hamlet). — Hamlet, Prinz von Dänemark, ist bei seiner angebornen Empfindlichkeit tief verletzt, als unmittelbar nach seines geliebten Vaters Tode sich die Mutter mit ihrem bisherigen Schwager vermählt. Von Argwohn und Groll gegen den neuen König wie gegen seine Mutter erfüllt, ist er melancholisch gestimmt und untröstlich; aber der Geist des Vaters teilt dem Sohne noch Schlimmeres mit: nicht natürlichen Todes starb König Hamlet, sondern als Opfer eines Giftmordes, den der Oheim nach blutschänderischem Ehebruch mit der Gattin des Bruders an ihm verübt hat. Diese ruchlose Tat soll der Sohn rächen. Um Gewißheit darüber zu erlangen, daß der Geist ihn nicht irre geleitet hat, stellt er sich wahnsinnig; aber obschon der Verdacht vollauf bestätigt wird, kann sein zögernder Geist sich nicht zur Tatkraft der Rache aufraffen — er zaudert und wartet. Im Gespräch mit der Mutter wird er von wildem Taumel erfaßt, er wähnt den Oheim hinter einem Versteck, sticht zu und tötet den Kämmerer Polonius, den Vater seiner geliebten Ophelia, die ob dieser Tat wahnsinnig wird und ertrinkt. Im Zweikampf mit Ophelias Bruder Laertes wird er tödlich verwundet, aber auch der König und Laertes werden von der vergifteten Waffe zu Tode getroffen, nachdem die Königin vorher schon aus einem Giftbecher den Tod getrunken hat. So wird die poetische Gerechtigkeit gewahrt, und mit den Guten fallen auch die Schlechten. — Von Goethes „Faust" abgesehen, hat kein Stück der Weltliteratur so viele, teils sich widersprechende Auslegungen und Erklärungen hervorgerufen wie der Charakter und das Schicksal des unglücklichen Dänenprinzen in dieser „Tragödie des Gedankens".

2. „Julius Cäsar", gedichtet wahrscheinlich 1601, ist dem Stoffe nach Plutarchs[4] Lebensbeschreibungen des Cäsar, Brutus, Cassius und Antonius entnommen, die dem Dichter in einer englischen Übersetzung von North vorlagen. Das Stück umfaßt die Ereignisse vom Triumph Cäsars nach der Schlacht bei Munda im Jahre 45 bis zur Schlacht bei Philippi im Herbste 42 v. Chr. Diese Ereignisse sind rücksichtlich der Zeit vom Triumphe bis zur Ermordung Cäsars am 15. März 44 in den ersten drei bewunderungswürdig aufgebauten Akten zu einer ununterbrochenen Reihe von Handlungen zusammengefaßt, die einen Zeitraum von noch nicht ganz 48 Stunden umfassen. Eigenstes Werk des Dichters sind die an das Volk gerichteten berühmten Reden des Brutus und Antonius in der zweiten Hälfte des dritten Aktes. Der vierte Akt enthält die Zusammenkunft des Brutus und Cassius zu Sardes, der fünfte die Darstellung der Doppelschlacht bei Philippi, die der Geschichte entgegen auf einen Tag zusammengedrängt ist. Wir bewundern in dem Stücke besonders die großartige Seelenkenntnis des Dichters; auch die Einheitlichkeit der Handlung ist bemerkenswert; denn die Ermordung Cäsars, dessen Größe uns in kurzen Zügen geschildert wird, ist der Mittelpunkt: sein Geist lebt nach seinem Tode rächend fort, so daß Brutus und Cassius schwankende und haltlose Ge-

[1] Das uralte Motiv von der Liebe zweier Kinder aus feindlichen Häusern. Vgl. auch Schillers „Hero und Leander", Grillparzers „Des Meeres und der Liebe Wellen", Gottfried Kellers „Romeo und Julia auf dem Dorfe".

[2] Überraschend viel Ähnlichkeit mit diesem Stücke, ohne daß jedoch eine gemeinsame Quelle anzunehmen wäre, zeigt Calderons „Der Arzt seiner Ehre".

[3] Der „Hamlet" spielt eine große Rolle in Goethes „Wilhelm Meister", in dem eine Aufführung dieser Tragödie geradezu den Höhepunkt bildet.

[4] Griechischer Schriftsteller aus Chäronea, gest. zwischen 120—134 n. Chr.

stalten werden; treffend sagt in dieser Beziehung Schlegel: „Cäsars Fall zeigt sich mächtiger, seinen Fall zu rächen, als er selbst es war, ihm vorzubeugen."

3. „Macbeth", gedichtet zwischen den Jahren 1605 und 1606, ist im Stoffe der Chronik von Holinshed entnommen, die auch sonst dem Dichter als Quelle diente; jedoch bildet die Geschichte nur den Hintergrund, auf dem die aus dramatischen Beweggründen sich entwickelnde Handlung aufgebaut wird. Macbeth ist eine groß und edel angelegte Natur; aber durch ungebändigten Ehrgeiz und gewaltigste Herrschsucht, die infolge der Prophezeiungen der drei Hexen noch eine verhängnisvolle Steigerung erfahren, wird er auf den Pfad der Schuld geleitet. Von seiner herrschbegierigen und rücksichtslosen Gattin, die seinen Ehrgeiz bis zum äußersten zu entflammen weiß, weiter gedrängt, ermordet er seinen Lehnsherrn und König Duncan, den Gast seines Hauses, schreitet zur Ermordung seines Genossen Banquo (Höhe), häuft bald eine Greueltat auf die andere und bestätigt so den Ausspruch Schillers: „Das eben ist der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend immer Böses muß gebären." Sein böser Dämon, sein ruchloses Weib, verfällt endlich, von Gewissensbissen gepeinigt, dem Wahnsinn und stirbt; er selbst unterliegt nach heldenmütigem Verzweiflungskampfe seinem Gegner. So verfallen die Schuldigen verdienter Strafe, und unser Gerechtigkeitsgefühl erhält seine Befriedigung, wenn wir auch dem bis zu seinem Ende tapfern Manne unsere Teilnahme nicht ganz entziehen.

„Macbeth" gehört zu den vollendetsten Dramen Shakespeares, wie es denn auch durch die Einheitlichkeit der Anlage, durch den unaufhaltsamen Gang der Handlung, der die Jahre 1040—1054 als eine kurze Zeitspanne erscheinen läßt, durch die sichere und scharfe Zeichnung der Charaktere, durch die Klarheit der Motivierung, durch die lebendigste Vergegenwärtigung von Personen, Zeit und Ort vor andern Stücken hervorragt[1].

4. „König Lear"[2] (1606) ist wohl die gewaltigste dramatische Schöpfung des großen Dichters. Die Geschichte von Lear und seinen drei Töchtern, die gleichfalls in sagenhafter Heldenzeit spielt, aber nicht wie „Macbeth" in der germanischen, sondern in der keltischen, fand Shakespeare bei Holinshed vor; darnach ist Lear ein britischer König im 9. Jahrhundert v. Chr. In tragischer Verblendung verstößt er seine einstige Lieblingstochter Cordelia, weil sie in kindlicher Ehrerbietung die Wahrheit sagt und dem Vater nicht schmeicheln kann. Die beiden älteren Töchter hingegen wissen zu heucheln und sich in überschwenglichen Versicherungen ihrer Liebe und Dankbarkeit dem Vater gegenüber zu überbieten, der ihnen dafür je die Hälfte seines Reiches zuweist. Aber nur allzubald soll sich die unnatürliche Selbstsucht und Undankbarkeit dieser beiden Töchter offenbaren, als keine den alten Vater bei sich beherbergen will, der sich schmählich verlassen und betrogen sieht. Dem Wahnsinn nahe stürmt er davon, hinaus auf die Heide, nur von seinem Narren begleitet. Von wütendem Gewittersturm umtobt, von noch furchtbarerer Herzensqual gemartert, kommt sein Wahnsinn jetzt wirklich zum Ausbruch. Indessen naht Cordelia, die die Gemahlin des Königs von Frankreich geworden ist, mit einem Heere, um dem alten Vater beizustehen. Im Kampf aber werden Vater und Tochter gefangengenommen. Cordelia wird im Kerker erdrosselt. Das ist zuviel für den armen, wahnsinnigen König; er stirbt vor Schmerz, daß er die edelste seiner Töchter verkannt hat. Cordelias Schwestern sind im Tode bereits vorangegangen, so daß nunmehr das ganze Königshaus von seinem Schicksal ereilt ist. — Eine besondere Rolle im „Lear" spielt der Narr, Shakespeares eigenste Schöpfung. Obschon er der Narr von Beruf ist, vertritt er doch einen erschütternden Ernst, namentlich in jener kühnen, wunderbaren Szene, wo er in der Sturmnacht dem alten, obdachlos umherirrenden und geistesverwirrten Lear zur Seite steht und seine Wehmut über eine dahingeschwundene glücklichere Vergangenheit in halb tollen, halb vernünftigen und halb verbitterten, halb rührenden Scherzen ausklingen läßt. — Das ganze Stück ist von urgewaltiger Leidenschaft durchhaucht und von allen Tragödien Shakespeares die tragischste und tiefste, ausgezeichnet zugleich durch des Dichters dramatische Kunst und Gestaltungskraft, durch eine Fülle bedeutender Charaktere und Begebenheiten, durch die meisterhafte Ausführung und die Sprachgewalt, die jeder Lage, jeder Stimmung zu genügen weiß.

5. „Ein Sommernachtstraum"[3] (1594) ist ein reizvolles, märchenhaft phantastisches Lustspiel, eine Gelegenheitsdichtung, die Shakespeare offenbar aus Anlaß einer Hochzeitsfeier schrieb. Chaucer und Ovid lieferten den Stoff. Die Vermählungsfeier des Theseus mit seiner Amazonenbraut bildet den Rahmen des Stückes, in dessen Verlauf unter Einwirkung des mit seiner Gattin Titania entzweiten Elfenkönigs Oberon die Verwirrung zweier Liebespaare herbei-

[1] Die Erscheinung des Geistes Banquos auf Macbeths Bankett bietet Lessing Anlaß zum Vergleich mit der Geistererscheinung in Voltaires „Semiramis" (s. o. S. 99). Vgl. dazu auch die Erscheinung des ermordeten Komturs in Mozarts „Don Juan".

[2] Das gleiche Motiv in bürgerlichem Kreise hat der große französische Dichter Honoré de Balzac (1799—1850) in einem seiner besten Romane, dem „Père Goriot", bearbeitet.

[3] Vgl. dazu Andreas Gryphius' „Peter Squentz" (s. o. S. 31) und Wielands „Oberon" (s. o. S. 86).

geführt wird. Das wirre Durcheinander von Verwicklungen und Zaubereien löst schließlich Oberons Stab, wodurch alles in die richtige Ordnung gebracht wird. Theseus feiert seine Hochzeit mit Hippolyta, die athenischen Handwerksleute führen ihre groteske Tragikomödie „Pyramus und Thisbe" auf, Demetrius erhält die Helena und Lysander die Hermia zur Gattin; endlich sind auch Oberon und Titania wieder versöhnt. Das Ganze ist eine Verherrlichung der überraschenden Gewalt der Liebe, die den Fürsten wie den gemeinen Mann, ja sogar die Geister bezwingt. — Deutsche Bühnen bringen den „Sommernachtstraum" nie ohne die stimmungsvolle Musik von Felix Mendelssohn-Bartholdy.

6. Der „Kaufmann von Venedig" entstand wohl 1595 oder 1596. Der Stoff ist mittelalterlichen Schwank- und Novellensammlungen, auch älteren Dramen entlehnt. Zwei Motive (zu denen noch als Nebenmotiv die Entführung der Judentochter Jessica durch den lustigen Lorenzo tritt) hat der Dichter unlösbar ineinandergeschlungen: Einmal die Erzählung von dem Juden Shylock, der dem reichen venezianischen Kaufmann Antonio Geld ohne Sicherheit leiht, dafür aber sich ein Pfund Menschenfleisch verschreiben läßt und zuletzt doch seine Rache sich entgleiten lassen muß, ja noch schwere Buße zu tragen hat. Diese Anekdote ist bei Shakespeare seelisch vertieft und begründet worden. Zwar ist der Wucherer in seiner Erbarmungslosigkeit mit den grellsten Farben gemalt, aber der Dichter hat ihn doch auch die Begründung für seinen Haß aussprechen lassen: Der Hund, der immer getreten wird, schnappt einmal zu! So wird die Strafe, die ihn im Verluste seiner Tochter und seines Vermögens trifft, als hart, aber erst dadurch als nicht unverdient empfunden, daß der verkappte Richter in der wundervollsten Weise dem Hasse die Schönheit und Notwendigkeit gnädigen Verzeihens gegenüberstellt. Dieses Motiv ist an sich tragisch genug, uns einen schrecklichen Ausgang erwarten zu lassen. So liegt tatsächlich über der berühmten Gerichtsszene, wo Shylock „auf seinem Scheine besteht", ein erschütternder Ernst, und selbst die glückliche Lösung, die durch die geistreiche, wenn auch etwas sophistische Gesetzesauslegung der in einen Rechtsgelehrten verkleideten Porzia gefunden wird, vermag den Schrecken drohenden Unheils nicht vergessen zu machen. Um aber den fröhlichen Charakter des Stückes zu betonen, hat Shakespeare ein echtes Lustspielmotiv damit verflochten, nämlich das von der Brautwahl durch drei Kästchen, ein goldenes, ein silbernes, ein bleiernes. Wer das rechte trifft, soll die reiche Erbin heimführen. Prinzen aus aller Herren Länder kommen und werben, aber das Glück ist doch dem venetianischen Edelmann Bassanio hold, dem die schöne Porzia heimlich zugetan ist. Wie nun das Schicksal dieses Paares mit dem des unglücklichen Kaufmanns verknüpft ist, das macht die künstlerische Vollendung dieses Stückes aus. Aber erst dem heiteren Scherzspiel des letzten Aktes mit seiner wundervollen, weichen Nachtstimmung gelingt es völlig, uns mit der rechten fröhlichen Stimmung zu entlassen.

# A. Die Geniezeit (Sturm und Drang).

## § 23. Geistesströmungen.

Als Lessings „Nathan" als bedeutendster und einzig dichterisch wertvoller Niederschlag des rationalistischen Geistes erschien, war die Herrschaft dieser Weltanschauung im wesentlichen schon gebrochen. Man wurde sich immer mehr der Verflachung des Weltbildes bewußt, das sich daraus ergab; man fühlte immer stärker die Unmöglichkeit nivellierender Gesetzmäßigkeit für die Ausübung der Kunst. Man empfand jenes tiefe Unbefriedigtsein mit dem Scheinwissen der Vernunft, wie es im ersten Faustmonolog zum Ausdruck kommt. Man suchte nach neuen Wegen zur Vertiefung, man ahnte Leben hinter der glatten Oberfläche, man wollte „frische, grüne Weide" statt der „dürren Heide". Die ganze Fülle des Lebens und des Geistes zu erschließen, wurde die Sehnsucht der Zeit.

So lauschte alle Welt mit Begeisterung auf, als aus Frankreich ein neues Evangelium zu erklingen schien. Dort hatte seit den fünfziger Jahren der Genfer **Jean Jacques Rousseau** (geb. 1712, gest. 1778 in geistiger Umnachtung zu Ermenonville) seine zersetzende Kritik der kulturellen Auswüchse der Rokokozeit in Staat und Gesellschaft, Recht und Sitte begonnen. Ein

Zufall hatte ihn bei der Beantwortung einer Preisschrift der Akademie von Dijon zu dem Nachweis geführt, daß die Fortschritte der Kultur das Menschengeschlecht unglücklich gemacht hätten. Aber bald wurden ihm die dort niedergelegten Ansichten immer geläufiger, ja der Haß gegen das Bestehende wurde ihm ebensosehr zur Manier wie bei Voltaire der Haß gegen die Kirche. So predigte er in seinen großen Werken Loslösung von den vorhandenen Lebensformen. Im noch völlig rationalistischen Contrat social („Gesellschaftsvertrag") verficht er gegenüber dem Absolutismus den republikanischen Standpunkt, daß die Obrigkeit ein Werkzeug des Volkswillens sei und sich nach ihm zu richten habe. Damit wurde er der eigentliche Vater der französischen Revolution und der gesamten politischen Entwicklung des 19. und 20. Jahrhunderts. In Julie ou la Nouvelle Héloïse verkündet er in einer Sprache von glühender Kraft und Bildmäßigkeit das Recht der Liebe, der Leidenschaft, und läuft Sturm gegen die in seiner Zeit unüberbrückbaren Schranken der Gesellschaftsordnung. Dieser Roman ist von ungeheurem Einfluß auf die Literatur geworden, vor allem durch die Entdeckung der wilden und großartig-majestätischen (wir würden heute sagen „romantischen") Schönheit der Natur. Zerklüftete Felsen und dunkle Tannenwälder, einsame Matten und besonders die gesamte Welt der Eis- und Schneeriesen der Alpen erschließen hier zum erstenmal ihren ganzen Zauber, vor dem man bis dahin zumeist verständnislos gestanden hatte. Dazu ist hier die zeitgenössische Empfindsamkeit zur wütenden Leidenschaftlichkeit gesteigert, der die Menschen ohne Befragen der Vernunft wahllos gehorchen. Endlich legt er im „Emile" seine Anschauungen über die Erziehung nieder, wobei er von der vorgefaßten und, ach, so irrigen Meinung des Rationalismus ausgeht, daß der Mensch von Natur aus gut sei. Man brauche das Kind also einfach von allen Einflüssen der Kultur fernzuhalten und sich unverfälscht entwickeln zu lassen, um ein Prachtexemplar großzuziehen. Rousseau selbst hat die grundlegenden Fehler dieses Buches wohl erkannt. Das hindert aber nicht, daß es auf die Pädagogik der ganzen Folgezeit von entscheidendem und zum Teil auch segensreichem Einflusse wurde.

Vor allem aber hörte seine Zeit aus all diesen Werken den immer wiederkehrenden Ruf: „Zurück zur Natur!" Darin glaubte man das Allheilmittel gegen alles Verfälschte der einseitigen Verstandeskultur gefunden zu haben. Man übersah dabei Rousseaus der historischen Wirklichkeit hohnsprechende Einseitigkeit und die Tatsache, daß hier wohl eine Fülle von Gedanken, aber kein folgerichtiges Denken zu finden war. Rousseau wirkte also überwiegend destruktiv. Er war wie der Blitz, der nicht fragt, was er zerschmettert. Aber wie der Blitz reinigte er auch die schwüle Gewitteratmosphäre seiner Zeit.

Der Fieberrausch, der in Rousseaus Adern glühte, schlug auch nach Deutschland über, und während man in Frankreich aus der Rückkehr zur Natur nur ein neues Gesellschaftsspiel machte, suchte man ihr hier ganz nahezukommen. Man trug die Haare wild flatternd, schlang sich ein Tuch lose um den Hals, schmähte die gute Sitte und setzte ihr wilde Zügellosigkeit entgegen. Man watete (im Geiste) im Blute ermordeter Tyrannen (vgl. die hübsche Szene aus „Dichtung und Wahrheit", wo Frau Rat Goethe den Brüdern Stolberg und ihrem Sohne eine Flasche Rotwein zur Stillung ihres Blutdurstes bringt), man überbot sich gegenüber der Zierlichkeit der Rokokosprache in wildesten

Kraftausdrücken, vermaß sich, die Sterne vom Himmel zu reißen, und griff, um die angehäuften Flüche zu bekräftigen, nach allen Schrecken der Hölle und nach Gottes Donner (vgl. dafür Szenen aus den „Räubern" und aus dem „Faust": „Trüber Tag, Feld"). Aber auch in den poetischen Anforderungen paßte man sich Rousseaus Geist an. Weg mit den künstlichen Formen und Regeln: „Gefühl ist alles, Name ist Schall und Rauch", und als Losung für den neuen Kreis Gleichgesinnter erklang das Wort, das in den Urfaust aufgenommen wurde und in der französischen Revolution abgeändert widertönte: „Freundschaft, Liebe, Brüderschaft."

All diese Dinge sind aus der Auflehnung gegen das zu helle Licht der Aufklärung zu begreifen. Neuland will man entdecken, den Zauber des Mondscheins, den geheimnisvollen Reiz nebelumschleierter Formen. So führt der Weg auch hier notwendig zu Ossian und seinen übermenschlichen Gestalten, die wie in ein Meer von weicher Stimmung und wehmütigen Gefühlen eingetaucht sind. Dadurch zeigt sich neben der unruhig tobenden Kraftmeierei eine verstärkte Aufnahme der Empfindsamkeitsmode. Die literarischen Höhepunkte der beiden Richtungen werden der „Götz" und die „Räuber" einerseits, der „Werther" anderseits.

Die Führer der Bewegung sind in Deutschland Hamann, Herder und Goethe. Sie setzen alle drei der Anschauung von der Notwendigkeit erlernbarer Regeln die unbewußte Schaffensgabe entgegen, die natürliche Anlage, die einzelne Menschen über den Durchschnitt hervorhebe, betonen also den lange verkannten Wert der Einzelpersönlichkeit, des Originalgenies. So sagt Lavater: „Nenn's Fruchtbarkeit des Geistes, Unerschöpflichkeit, Quellgeist, Urkraft, Elastizität der Seele — oder nenn' es schlechtweg nur Erfindungsgabe, Instinkt; allemal bleibt das gewiß: das Ungelernte, Unentlehnte, Unlernbare, Unentlehnbare, Unnachahmliche, Göttliche, Inspirationsmäßige ist Genie. Genie blitzt, Genie schafft, Genie veranstaltet nicht, wie es selbst nicht veranstaltet werden kann, sondern ist. . . . Sein Weg ist immer Weg des Blitzes oder des Sturmwinds oder des Adlers — man staunt seinem wehenden Schweben nach, hört sein Brausen, sieht seine Herrlichkeit — aber wohin und woher, weiß man nicht, und seine Fußstapfen findet man nicht."

Alles das klingt uns heute selbstverständlich, war es damals aber nicht. **Johann Georg Hamann** hat zuerst auf diese Dinge aufmerksam gemacht. 1730 in Königsberg geboren, führte er ein unstetes und wechselvolles Leben, bis er 1788 in Münster bei der geistreichen Fürstin Amalie von Gallitzin starb. Er war selbst wie ein flackerndes Feuer, das aufglüht und verlöscht, das blendende Helligkeit versendet, sekundenlang weithin leuchtet und wieder zusammensinkt. In überreicher Fülle hat er Gedanken und Anregungen ausgestreut, aber in einem so rätselvollen, sprunghaften, dunkeln Stile, so zusammenhanglos und hingeworfen, daß man oft mehr ahnen als verstehen kann. Das meiste hat er wohl im Gespräche gegeben. Er war seinen Zeitgenossen so geheimnisvoll, daß man ihn, wie er sich selbst, den „Magus in Norden" nannte. Aber einzelne seiner Gedanken eröffneten weite Blicke und haben die ganze kommende Entwicklung befruchtet. Wie weit er vom Rationalismus sich entfernt hatte, mag folgende berühmte Stelle zeigen: „Die Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts. Sinne und Leidenschaften sind die ursprünglichen Keime alles Lebendigen im

geistigen Sein; Sinne und Leidenschaften verstehen nichts als Bilder; in Bildern besteht der ganze Schatz menschlicher Erkenntnis und Glückseligkeit; Phantasie und Gefühl reichen weiter als die nüchterne Arbeit des Verstandes und der Begriffe bildenden Wissenschaft; das Zentrum jedoch der Lebensempfindung ist der Glaube; Gott offenbart sich in Natur und Geschichte; in seinen Urkunden, in der Schöpfungsgeschichte ist Aufschluß alles Menschenlebens zu finden; der erste Ausdruck der Schöpfung und der erste Eindruck ihres Geschichtsschreibers, die erste Erscheinung und der erste Genuß der Natur vereinigen sich in dem Worte: Es werde Licht!"

Die rätselvolle Ideenwelt Hamanns und sein Ruf nach Originalität, Herders weiter unten zu behandelnde Gedanken und Rousseaus Einfluß brachten die geistige Revolution zustande, die man nach einem Drama Klingers **„Sturm und Drang"** zu benennen pflegt. Die meisten ihrer Vertreter aber verstanden ihren tieferen Sinn nur kaum und hielten sich an Äußerlichkeiten. Die Originalität wurde gesucht in der Regellosigkeit, die Kraft in der Willkür, alle Schranken der bisherigen Ordnung zu durchbrechen. In der Rückkehr zur Natur durch Beseitigung der durch Religion und Herkommen geschmiedeten Fesseln, durch Kampf gegen Staat und Fürst wollte man das Ideal der neuen Welt erkennen. Die Stellung zu den Ewigkeitswerten ist bei den meisten unklar. Doch ist eine starke Sehnsucht nach Vertiefung der religiösen Anschauung nicht zu verkennen. Sterne blitzen auf, aber immer wieder ziehen die Wolken darüber hin. Die Zeit macht den Eindruck eines Schiffes im Sturm, dem der Pilot fehlt.

Als Vertreter dieser Periode ist zunächst bemerkenswert der eben genannte Klinger (geb. 1752 zu Frankfurt a. M., gest. 1831 als russischer Generalleutnant und Kurator der Universität Dorpat), zu seiner Zeit berühmt durch sein Trauerspiel „Die Zwillinge" und durch sein Lustspiel „Die Spieler"[1]. Ersteres, dessen Idee, Bruderzwist und Brudermord, auch Schiller in den „Räubern" und der „Braut von Messina" behandelt, errang über das gleichartige, mehr in Lessingschem Geiste gehaltene Trauerspiel „Julius von Tarent" von Leisewitz (geb. zu Hannover 1752, gest. zu Braunschweig 1806) den Sieg, weil es stärker die Leidenschaft der Genieperiode atmete; letzteres bot Schiller mehrere Motive für seine „Räuber". Neben diesen sind zu nennen der leidenschaftliche, im Wahnsinn endende Deutschrusse Lenz (geb. 1751 in Livland, gest. in dürftigsten Verhältnissen zu Moskau 1792), von dessen Stücken das Lustspiel „Der Hofmeister" noch das beste ist, der Rheinländer Friedrich Müller, genannt „Maler Müller" (1749—1825), der einen genialisch verworrenen „Faust" und ein sehr beachtenswertes Drama „Golo und Genoveva" schuf, und Daniel Schubart (1739—1791), der seinen Tyrannenhaß („Die Fürstengruft") mit zehnjähriger Haft auf dem Hohenasperg büßen mußte (besonders bekannt durch seine lyrische Rhapsodie „Der ewige Jude"). Sie alle haben eigentlich nur noch historische Bedeutung; ihr Bestes ist Goethe nachgebildet, weshalb der Großherzog Karl August sie bissig „die Affen Goethes" nannte.

So wäre diese Zeit ergebnislos verlaufen, wenn sie nicht in Herder den Verkünder einer neuen künstlerischen Weltanschauung, in dem jungen Goethe und dem jungen Schiller Dichter hervorgebracht hätte, die ihre kraftvollsten Werke im Sinne dieses neuen Geistes verfaßten.

[1] Er verfaßte auch einen symbolisierenden Roman „Fausts Leben, Taten und Höllenfahrt".

## § 24. Herder. (1744—1803.)

### I. Herders Leben.

Der bedeutsamste Anreger und Kritiker des „Sturmes und Dranges", aber auch der kommenden Zeit war Johann Gottfried Herder. Geboren am 25. August 1744 zu Mohrungen in Ostpreußen als der Sohn eines Mädchenschullehrers und Kantors, verlebte er in dürftiger Armut seine Jugendjahre, benutzte sie aber bei vorzüglichen Anlagen und eisernem Fleiße unablässig zu seiner geistigen Ausbildung. Im Jahre 1762 bezog er, unterstützt von einem russischen Regimentschirurgen, die Universität Königsberg. Jedoch zum Studium der Medizin, für das ihn sein Gönner bestimmt hatte, nicht geeignet, wandte er sich im Vertrauen auf seine eigene Kraft zum Studium der Theologie, Philosophie und Philologie. Unter harten Entbehrungen mußte er den Lebensunterhalt sich durch Privatunterricht erwerben, bis ihm einflußreiche Freunde ein Stipendium vermittelten. Zu diesen Gönnern gehörten namentlich die Philosophen Kant (s. weiter unten) und Hamann. Letzterer übte auf ihn einen besonders großen Einfluß aus, indem er ihn mit Shakespeare und Ossian bekannt machte und ihm den Sinn für die Bedeutung des Genies, die geschichtliche Betrachtungsweise und volkstümliche Dichtung erweckte. Daher nennt Eichendorff nicht mit Unrecht Herder den „Gedankenerben Hamanns"; denn „was Hamann ahnend oft ganz formlos hinwarf, hat Herder mit erwärmender Empfänglichkeit aufgenommen, nach dem Bedürfnis der Zeit formuliert und in die große Welt eingeführt" [1]. Vom Herbst 1764 an wirkte er fünf Jahre zu Riga als Lehrer an der Domschule und Prediger. Als seine Stellung ihm nicht mehr zusagte und die Verleugnung seiner kritischen Schriften ihn in peinliche Lage versetzte, fuhr er zu Schiff nach Frankreich („Reisejournal"), wo ihm sein Deutschtum erst recht aufging. Dann wurde er Erzieher des Sohnes des Fürstbischofs von Lübeck. In Hamburg trat er zu Lessing und M. Claudius in nähere Beziehungen. Hierauf reiste er nach Straßburg, wo er seine Stelle aufgab und wegen eines Augenleidens längere Zeit verweilte. Dort traf er mit Goethe zusammen, auf dessen Entwicklung er nicht geringen Einfluß ausübte. Sodann war er mehrere Jahre in Bückeburg Hofprediger und Konsistorialrat und wurde auf Goethes Betreiben 1776 von Herzog Karl August als Generalsuperintendent und Oberhofprediger nach Weimar berufen. Hier trat er nur zu Wieland in engere Beziehung, während sein Verhältnis zu Goethe bei der Verschiedenheit ihrer Charaktere sich allmählich löste und ein Anschluß an Schiller bei der reizbaren, argwöhnischen und herben Stimmung Herders nicht zustande kam. Er starb als Präsident des Oberkonsistoriums nach mehrfachen körperlichen Leiden am 18. Dezember 1803.

### II. Herders prosaische Werke.

Herders literarische Tätigkeit erstreckte sich auf die verschiedensten Gebiete, namentlich Theologie, Philosophie, Geschichte, Kunst und Poesie. Als Schüler und Ausleger des „Propheten" Hamann hat er vor allem der Dichtung einen Strom neuen Lebens zugeführt, hat er ihr Verinnerlichung und Vertiefung

[1] Hamann selbst erklärt, daß Herder seine Samenkörner in Blüten verwandelt habe, fügt aber hinzu: „Früchte, und zwar reife, wären mir lieber gewesen."

gebracht. Eine Fülle von Problemen schüttete er aus, von denen das ganze 19. Jahrhundert, vor allem die Romantik, zehrte. Er, der die Weltpoesie wie wenige andere erfaßt und nachgebildet hat, erfüllte die Literatur mit echt deutschem Geiste, verlangte wie Lessing völkische Eigenart, die doch von der Urpoesie durchdrungen sein müsse. Das gänzlich Neue und Unrationalistische war seine Auffassung des Weltenlaufs als eines ständigen göttlichen Werdens; daher sein Verlangen nach geschichtlicher Betrachtungsweise, die dann später auf alle Gebiete übertragen wurde, und nach dem Selbstrecht der Einzelpersönlichkeit.

In seiner religiösen Weltanschauung ging er über den Rationalismus (Königsberg, Einfluß des jungen Kant) durch den Sensualismus (Riga) hindurch und näherte sich schließlich immer mehr dem christlichen Geiste, ohne jedoch sich ganz den Lehren seiner protestantischen Religion unterzuordnen. Auch sein Stil war etwas ganz Neuartiges. Wie Hamann liebte er das Sprunghafte, Angedeutete. Er ist ein rechter Impressionist, der voll Glut und Leidenschaft, voll drängender Ideen nicht schnell genug seine Gedanken hinwerfen kann, oft in breiten Perioden sich ergeht, aber meist in Ausrufungen fast stammelnd „die Fülle der Gesichte" zu meistern versucht.

Am bezeichnendsten für diese Art ist sein „Reisejournal" (1769), in dem er nicht die Ereignisse seiner Seereise nach Frankreich erzählt, sondern den innerlichen Gärungsprozeß, der sich in ihm vollzieht, mit seiner jagenden Hast aufsteigender und versinkender Ideen sich spiegeln läßt, die in seinem späteren Leben erst ausreifen. Da wechseln Betrachtungen über die Poesie, die neue Ästhetik, die Literatur der Franzosen mit Plänen zu einer volksbildenden Zeitschrift und zu einer Zukunftsschule, politischen Träumen einer Verfassung für Livland und der Erneuerung der russischen Kultur. Der Geist, der aus diesem Werkchen spricht, ist der des Goetheschen „Faust", ja manche Wendungen klingen fast wörtlich an.

Als Kritiker geht Herder mehr in die Tiefe, besitzt er einen höherfliegenden, umfassenderen Geist als Lessing, erfaßt er sicherer das Wesen der Poesie, ohne ihr überall mit dem Seziermesser zu nahen. Aber es fehlt ihm anderseits Lessings durchsichtige Klarheit und logische Schärfe. In seinen ersten Schriften schließt er sich unmittelbar an den Vielgepriesenen an. So geben sich „Die Fragmente zur deutschen Literatur" (1767) als Fortsetzung der „Literaturbriefe" Lessings. Aber er sucht keinerlei Regeln, er sucht die Verschiedenartigkeit von Rhythmus (dessen Wesen er zuerst recht erfaßt hat), Versmaß und Sprache in ihrer geschichtlichen Entstehung zu erfassen, er dringt in das Wesen der poetischen Bilder, der Eigenart des einzelnen Dichters und der einzelnen Dichtungen tiefer ein als irgendeiner vor ihm und sucht vor allem die ungeheuren Schätze zu heben, die in der von der Rokokozeit gründlich verachteten Volkspoesie schlummern. In den „Fragmenten" verlangt er volkstümliche Färbung des Ausdrucks (Idiotismen), weist auf Shakespeare hin, dessen Kraft und Leidenschaft er gegenüber Lessing vor allem betont. Weiter fordert er Nachbildung, nicht Nachahmung der klassischen Autoren des Altertums, denen man nur „die Kunst zu erfinden, zu erdichten und einzukleiden" entnehmen solle.

In den „Kritischen Wäldern" (1769) nimmt er im ersten Teile polemisch auf Lessings „Laokoon" Bezug; dabei tritt er besonders für das Recht der Lyrik ein und verlangt auch eine historische Würdigung der Kunstwerke. Dann

behandelt er den Unterschied der Kunst- und der Naturpoesie, feiert Homer als den „vollkommensten Sänger der Natur" und erörtert das Wesen des Epos. Von noch größerer literarischer Bedeutung wurden die im Verein mit Goethe und Justus Möser herausgegebenen „Blätter von deutscher Art und Kunst" (1773), in denen er „Über Ossian und die Lieder der alten Völker" und über „Shakespeare" spricht. In der ersten Abhandlung zeichnet er, ausgehend von der Übersetzung „Ossians" durch den österreichischen Jesuiten Mich. Denis, die Eigenart des Volksliedes, dessen Charakter sinnliche Klarheit und unmittelbare Wirkung sei. Er weist auf die ungeheuer starke Bildmäßigkeit in diesen unverfälschten Zeugnissen völkischen Empfindens hin und vor allem auf die sprunghafte, kühn hingeworfene Darstellungsweise, die er aus der springenden Phantasie des Naturmenschen (noch nicht aus der Entstehung dieser Lieder) erklärt. Ganz besonders macht er aufmerksam auf die noch ungehobenen Schätze an deutschen Volksliedern — wer sammelt sie? In der zweiten Abhandlung ergänzt er Lessings Darlegungen in der „Hamburgischen Dramaturgie" und weist nach, daß die Seele der Poesie „nicht in der künstlerischen Gestaltung, sondern in dem unmittelbaren poetischen Erfassen des Lebens und seiner Erscheinungen liege". Hier haben wir den Niederschlag langer Beschäftigung mit dem englischen Dichter, aber auch des Gedankenaustausches mit dem jungen Goethe, den er „mehr als einmal vor Shakespeares heiligem Bilde umarmt". Sodann betont er, daß diese Dramen nicht mit den Regeln des Aristoteles zu messen seien, da das griechische Theater auf andern historischen Voraussetzungen beruhe und weit einfachere Verhältnisse zu formen habe als die vielgestaltige moderne Welt. Weiter deutet er Shakespeares Charaktere, die alle von einer Hauptempfindung aus zu erklären sind. Seiner lyrischen Begabung gemäß beachtet Herder weniger als Lessing die dramaturgische Seite dieser Werke und stellt dadurch in seiner glutvollen Begeisterung eine besonders glückliche Ergänzung zu ihm dar. Den Charakter der poetischen Sprache (sinnliche Empfindung und Anschauung) in der Bibel weist er nach in dem Werke „Vom Geiste der hebräischen Poesie" (1782). Zugleich zeigt er, wie alle Gattungen der Poesie (Epos, Hymnen, Elegien, Kriegslieder, Lehrgedicht usw.) und alle ihre Kunstformen (Rhythmus, Parallelismus der Glieder, Personifikation, Gleichnis usw.) in der hebräischen Poesie, der „ältesten, einfachsten, herzlichsten Poesie der Erde", enthalten seien.

Von seinen historisch-philosophischen Schriften ist die bedeutendste: „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" (1784 bis 1791). In universalhistorischer Behandlung der Geschichte sucht er nachzuweisen, daß die immer fortschreitende Entwicklung der menschlichen Fähigkeiten den Inhalt der Geschichte bilde. Die Erziehung zur Humanität, d. h. zu einem Zustande, in dem das Natürliche, Sittliche und Göttliche in der Menschennatur harmonisch verschmolzen sei, ist ihm daher der höchste Zweck der Menschheit. Er versucht also in der Darstellung seines Humanitätsideals eine Versöhnung des antiken Geistes mit dem Christentum. Dieselben Gedanken behandeln die „Briefe zur Beförderung der Humanität" (1793—1797), in denen auf die Veredelung der Denk- und Empfindungsweise des Menschen hingewiesen wird, wie sie durch gleichmäßige Entwicklung seiner edlen Anlagen sich gewinnen lasse.

## III. Herders Dichtungen.

A. Die eigenen Dichtungen Herders (Lieder, Epigramme, Blumen aus der griechischen Anthologie, Blumenlese aus morgenländischen Dichtern, Allegorien, Paramythien[1], Legenden und Lehrgedichte) sind mehr Erzeugnisse verstandesmäßiger Reflexion als wirklich poetischen Schöpfungsgeistes, da ihm bei aller Empfindung für schöne Poesie und bei aller Fähigkeit, sie nach Inhalt und Form zu reproduzieren, eigene poetische Schaffenskraft abging. Bei der vorherrschend sittlich-didaktischen Richtung seines Geistes, die auf die Durchbildung der Form wenig Rücksicht nahm, fühlte er sich besonders zur Dichtung von Paramythien und Legenden hingezogen; die letzteren, „zarte Schöpfungen frommer Phantasie", hat er durch Hervorhebung der sittlichen Bedeutung des üblichen schwankartigen Charakters zu entkleiden und so zu vertiefen gesucht.

B. Übertragungen. Praktische Beispiele zu seinen verschiedenen Aufsätzen über die volkstümliche Dichtung gab er in seiner Sammlung der „Volkslieder" oder nach einer späteren Bezeichnung der „Stimme der Völker in Liedern" (1778—1779), die übertragene Volkslieder des ganzen Erdkreises enthält. Die sechs Bücher führen uns vor: 1. Lieder aus dem hohen Norden (grönländische, lappländische, esthnische, lettische, wendische usw.); 2. aus dem Süden (griechische, sizilianische, italienische, spanische und französische); 3. aus dem Nordwesten (aus „Ossian", schottische und englische); 4. aus dem Norden (skaldische und dänische); 5. deutsche; 6. Lieder der Wilden (aus Madagaskar und Peru). In der Übertragung und Umgestaltung dieser Lieder konnte Herder auf das beste sein feines und tiefes Gefühl für alles Poetische in Anwendung bringen, vermöge seiner Universalität sich in fremde Gedanken und Anschauungen auch der verschiedensten Völker versenken und aus der Tiefe seines eigenen poetischen Gefühles, ohne sich streng an das Wort des Originals zu binden, freie Reproduktionen schaffen. Viele dieser Übersetzungen sind vollendete Meisterwerke. Zugleich hat er durch diese Übertragungen den Nachweis für seine Behauptung geliefert, es sei ein Vorzug des deutschen Charakters, „daß er die Blüte des menschlichen Geistes, die Dichtung, von dem Gipfel des Stammes jeder Nation brechen dürfe".

Die gleiche Fähigkeit zeigt Herder auch in seinem letzten Werke, dem „Cid", der erst nach seinem Tode (1805) herausgegeben wurde. Es ist dieses Werk ein Romanzen-Zyklus, der die sagenhafte Geschichte des Cid, d. i. des spanischen Helden Don Rodrigo Diaz, Grafen von Bivar (1040—1099), enthält. Das Gedicht (70 Romanzen) ist nach einer französischen Prosa-Bearbeitung der spanischen, aus dem 13. bis 15. Jahrhundert stammenden Cid-Romanzen angelegt; nur 14 der Romanzen gehen auf altspanische Originale zurück. Herders Bearbeitung ist aber ein völlig deutsches Werk, an dem nur die Form und die Färbung spanisch geblieben sind.

Rodrigo Diaz, von den maurischen Soldaten el Cid (der Herr), von seinen Landsleuten Campeador (Feldherr) genannt, erscheint in der Geschichte als ein rauher, habgieriger, grausamer und trotziger Kriegsheld. Aber schon bald umhüllte die Sage alle seine Taten und ließ

[1] „Paramythion heißt eine Erholung, und noch die heutigen Griechinnen nennen die Erzählungen und Dichtungen, womit sie sich die Zeit kürzen, Paramythien. Ich konnte den meinen noch aus einem dritten Grunde den Namen geben, weil sie auf die alte griechische Fabel, die Mythos heißt, gebaut sind und in den Gang dieser nur einen neuen Sinn legen." (Bruchstück aus einem Gespräch, Paramythien, 1785.) — Eigentlich aber heißt Paramythion Zuspruch.

ihn allmählich zu einer volkstümlichen Heldengestalt werden, in der sie alle nationalen, christlichen und ritterlichen Tugenden zusammenhäufte. Als solchen hat ihn Guilhen de Castro in seinem Drama dargestellt, dem Corneille die stofflichen Motive zu seiner psychologischen Tragödie, dem ersten Meisterwerk des französischen Theaters (1638), entnahm. Herders Gedicht, in reimlosen trochäischen Dimetern geschrieben, umfaßt vier Teile: 1. Cid unter Fernando dem Großen; 2. Cid unter Sancho dem Starken; 3. Cid unter Alfons VI., dem Tapfern; 4. Cid zu Valencia und im Tode.

So ist Herder einer jener hervorragenden Männer, die, in der Fülle und Vollkraft ihres Geistes die verschiedensten Gebiete umfassend, auch für die nachfolgenden Generationen anregend und befruchtend wirken. Wenn er auch mehr von subjektiver Phantasie und Empfindung als von objektiver kritischer Schärfe geleitet schreibt, wenn seine Darstellungsweise gegenüber der durchsichtigen Klarheit und scharfen Bestimmtheit der Prosa Lessings auch etwas Springendes und Ungleichmäßiges, dabei aber Schwunghaftes und Phantasievolles hat, so daß er mehr erwärmt und begeistert als überzeugt und belehrt: so sind seine Anregungen dennoch von großer Wirkung gewesen. Er zuerst hat die Begeisterung für volkstümliche Dichtung erweckt; er hat die Poesie als eine Volksmitgift, als Erbteil aller Völker gekennzeichnet; er hat auf die Unterschiede von Kunst- und Volksdichtung hingewiesen; er hat uns die Schönheit Homers, die verschiedene Größe eines Sophokles und eines Shakespeare zum Bewußtsein gebracht; er hat uns in seiner Universalität, mit der er die Poesie aller Völker und aller Zeiten umfaßte, in den Mittelpunkt einer Weltliteratur gesetzt, in dem wir die Früchte der Dichtung aller Länder und aller Zeiten als Mitlebende genießen. Ohne ihn ist die Entwicklung der Folgezeit nicht zu denken.

## α) Eigene Dichtungen.

### a) Lieder.

#### 1. Lied des Lebens.

Flüchtiger als Wind und Welle
Flieht die Zeit; was hält sie auf?
Sie genießen auf der Stelle,
Sie ergreifen schnell im Lauf:
Das, ihr Brüder, hält ihr Schweben,
Hält die Flucht der Tage ein;
Schneller Gang ist unser Leben,
Laßt uns Rosen auf ihn streun!

Rosen! denn die Tage sinken
In des Winters Nebelmeer;
Rosen; denn sie blühn und blinken
Links und rechts noch um uns her.
Rosen stehn auf jedem Zweige
Jeder schönen Jugendtat.
Wohl ihm, der bis auf die Neige
Rein gelebt sein Leben hat!

Tage, werdet uns zum Kranze,
Der des Greises Schläf' umzieht
Und um sie in frischem Glanze
Wie ein Traum der Jugend blüht!
Auch die dunklen Blumen kühlen
Uns mit Ruhe, doppelt süß;
Und die lauen Lüfte spielen
Freundlich uns ins Paradies.

#### 2. Die Dämmerung. (Paramythie.)

Der Äther und die Liebe war
Das ält'ste hohe Götterpaar;
Sie zeugten die Unsterblichen,
Den Himmel und die Seligen.

Und tiefer in der Wolken Reich
Ward ihr Geschlecht der Wolke gleich;
Sie, ewig schön und ewig jung,
Erzeugten uns die Dämmerung.

Aus Licht und Schatten webten sie
Der Menschen täuschend Dasein hie;
Nur Dämmerung ist unser Blick,
Nur Dämmerung ist unser Glück.

Der Jugend holdes Morgenrot
Verbirget, was der Tag uns droht;
Der Blume schwülen Mittag kühlt
Ein Zephyr, der am Abend spielt.

Und Ohr und Auge täuscht sich gern:
Das Herz, es pochet in die Fern'
Und wünscht und hat und glaubt es kaum,
Denn auch sein schönstes Glück ist Traum.

Die Hoffnung, ewig schön und jung,
Ist uns ein Kind der Dämmerung;
Auch ihre Schwester Sehnsucht liebt
Den Schleier, der die Lieb' umgibt.

Ich dank' euch, die ihr um mich schwebt,
Daß ihr die Hülle mir gewebt;
Doch Lieb' und Äther, leiht, o leiht
Mir einst ein heller Pilgerkleid!

### 3. Das Kind der Sorge.

## b) Blumen aus der griechischen Anthologie.

### 1. Hellas.

Wie die Blumen die Erd' und wie die Sterne den Himmel
Zieren, so zieret Athen Hellas und Hellas die Welt.

### 2. Auf die Bildsäule der Niobe.

Lebend war ich, da wandelten mich die Götter in Stein um;
Aber Praxiteles schuf wieder zum Leben den Stein.

### 3. Der unsterbliche Homer.

Immer noch tönen sie mir, der Andromache Klagen. In Flammen
Stehet Troja vor uns, stürzend in Trümmer und Graus.
Ajax kämpfet noch jetzt vor Ilions heiligen Mauern,
Hektorn sehen wir noch sinken in schmählichen Staub.
Einer, der Mäonide, gab allem unsterbliches Leben,
Und sein Vaterland ist jede bewohnete Welt.

## c) Blumenlese aus morgenländischen Dichtern.

### 1. Freundschaft.

Wie der Schatten früh am Morgen
Ist die Freundschaft mit den Bösen:
Stund' auf Stunde nimmt sie ab.
Aber Freundschaft mit den Guten
Wächset wie der Abendschatten,
Bis des Lebens Sonne sinkt.

### 2. Strenge gegen sich selbst.

Strenge gegen dich selbst, beschneide die üppigen Reben;
Desto fröhlicher wächst ihnen die Traube dereinst.

### 3. Das Schweigen.

Lerne schweigen, o Freund! Dem Silber gleichet die Rede,
Aber zu rechter Zeit schweigen ist lauteres Gold.

### 4. Der Tapfere.

Der ist der Tapfere nicht, der den zornigen Löwen hervorlockt;
Der ist's, der auch im Zorn gütig die Worte beherrscht.

### 5. Das Licht.

So wie die Flamme des Lichts auch umgewendet hinaufstrahlt,
So, vom Schicksal gebeugt, strebet der Gute empor.

## d) Legende.

### Der gerettete Jüngling.

## β) Übertragungen.

### Aus „Stimme der Völker in Liedern".

### 1. Frühlingslied. (Italienisch.)

Der Schnee zerschmilzt, der Frühling kommt
Mit seiner Blumen Schar,
Und Busch und Baum ist jung und grün
Und blühend, wie er war.
Von Bergen rauscht der Strom nicht mehr
Mit wilder Fluten Fall;
In seinen Ufern murmelt er,
Ein schleichender Kristall.

Ob Ewigkeit hienieden sei,
Zeigt Jahr- und Tageslauf;
Die Sonne, die jetzt niedergeht,
Geht morgen wieder auf.
Was steiget, fällt; in kurzer Frist
Kommt wieder auf, was fällt;
Der Mensch, der einmal drunten ist,
Sieht nimmermehr die Welt.

Und was sein Gut hienieden sei,
Ist, der's ihm sichern kann?
Schnitt Lachesis[1] nicht heute ab,
Was Klotho[1] gestern spann?
O Elend, o Gebrechlichkeit,
Auf Tand und Nebel baun!
Des Todes zu gewissem Streich
Im Ungewissen traun!

Nur Traum, nur Traumglückseligkeit
Ist nieden unser Teil!
Müh' ist das Leben, ach! und fleucht
Wie ein verschoßner Pfeil.
Des Himmels Wohnungen, o ihr
Mein ew'ges Vaterland,
Ein matter Fremdling auf der Welt,
Streck' ich nach euch die Hand.

Wer leiht mir Flügel? Ach! wer gibt,
Zu schwingen mich von hier,
Dem kranken Geiste neuen Mut
Und neue Kräfte mir?
Wohlan, kein Erdgedanke mehr
Keim' auf in dir, o Herz!
Zeit ist's, aufs Feste nun zu schaun,
Zu denken himmelwärts.

### 2. Lied eines Gefangenen. (Spanisch.)

„Wohl ist nun der schöne Maimond,
Da die Lüftchen wehn im Tal,
Da die Lerche lieblich singet,
Lieblich singt die Nachtigall.

Da sich Treugeliebte wieder
Neu dem Dienst der Liebe weihn;
Und ich Armer sitz' im Kerker,
Sitze traurig und allein.

Weiß nicht, wenn es draußen taget,
Weiß nicht, wenn die Nacht bricht an:
Einst noch kam ein Vöglein droben
Und sang mir den Morgen an.

Aber, ach! ein böser Schütze
Schoß es — lohn' ihm Gott dafür!
Ach, die Haare meines Hauptes
Reichen fast zur Ferse mir.

[1] Parzen.

Und die Haare meines Kinnes
Könnten wohl mein Tischtuch sein,
Und die Nägel meiner Finger
Mir ein scharfes Messer sein.

Ist es so des Königs Wille —
Nun, er ist mein hoher Herr!
Aber tut's der Kerkermeister,
Ist er ein Abscheulicher.

O! daß jemand mir mein Vöglein
Wiedergäbe! Wär's ein Star,
Der hier mit mir schwatzen könnte,
Oder eine Nachtigall.

Wär's ein Vöglein, das die Damen
Zu bedienen willig wär',
Zu Lenoren, meiner Lieben,
Trüg' es Botschaft hin und her.

Brächte mir von ihr gefüllte
Speisen, nicht mit Salm gefüllt,
Eine Feil' und eine Pfrieme
Wäre drinnen wohl verhüllt.

Eine Feile für die Fessel,
Eine Pfrieme für das Schloß." —
Also sang er in dem Kerker,
Und der König hört am Kerker
Und gab den Gefangnen los.

### 3. Edward. (Schottisch.)

Dein Schwert, wie ist's vom Blut so rot? Edward, Edward!
Dein Schwert, wie ist's vom Blut so rot? Und gehst so traurig her! — O!
„O, ich hab' geschlagen meinen Geier tot, Mutter, Mutter!
O, ich hab' geschlagen meinen Geier tot, und keinen hab' ich wie er! — O!"

Deines Geiers Blut ist nicht so rot, Edward, Edward!
Deines Geiers Blut ist nicht so rot. Mein Sohn, bekenn' mir frei! — O!
„O, ich hab' geschlagen mein Rotroß tot, Mutter, Mutter!
O, ich hab' geschlagen mein Rotroß tot! Und 's war so stolz und treu! — O!"

Dein Roß war alt, und hast's nicht not, Edward, Edward!
Dein Roß war alt und hast's nicht not: dich drückt ein andrer Schmerz. — O!
„O, ich hab' geschlagen meinen Vater tot, Mutter, Mutter!
O, ich hab' geschlagen meinen Vater tot! und weh, weh ist mein Herz. — O!"

Und was für Buße willt du nun tun? Edward, Edward!
Und was für Buße willt du nun tun? Mein Sohn, bekenn' mir mehr! — O!
„Auf Erden soll mein Fuß nicht ruhn, Mutter, Mutter!
Auf Erden soll mein Fuß nicht ruhn: will gehn fern übers Meer. — O!"

Und was soll werden dein Hof und Hall'? Edward, Edward!
Und was soll werden dein Hof und Hall', so herrlich sonst und schön? — O!
„Ich lass' es stehn, bis es sink' und fall', Mutter, Mutter!
Ich lass' es stehn, bis es sink' und fall', mag nie es wiedersehn. — O!"

Und was soll werden dein Weib und Kind? Edward, Edward!
Und was soll werden dein Weib und Kind, wann du gehst über Meer? — O!
„Die Welt ist groß: laß sie betteln drin, Mutter, Mutter!
Die Welt ist groß: laß sie betteln drin! Ich seh' sie nimmermehr! — O!"

Und was willt du lassen deiner Mutter teu'r? Edward, Edward!
Und was willt du lassen deiner Mutter teu'r? Mein Sohn, das sage mir! — O!
„Fluch will ich Euch lassen und höllisch Feu'r, Mutter, Mutter!
Fluch will ich Euch lassen und höllisch Feu'r! Denn Ihr, Ihr rietet's mir! — O!"

### 4. Erlkönigs Tochter. (Dänisch.)

### 5. Annchen von Tharau[1]. (Deutsch, gekürzt.)

Annchen von Tharau ist, die mir gefällt,
Sie ist mein Leben, mein Gut und mein Geld.
Annchen von Tharau hat wieder ihr Herz
Auf mich gerichtet in Lieb' und in Schmerz;
Annchen von Tharau, mein Reichtum, mein Gut,
Du meine Seele, mein Fleisch und mein Blut!

Käm' alles Wetter gleich auf uns zu schlahn,
Wir sind gesinnt, beieinander zu stahn;
Krankheit, Verfolgung, Betrübnis und Pein
Soll unserer Liebe Verknotigung sein.
Annchen von Tharau, mein Licht, meine Sonn',
Mein Leben schließ' ich um deines herum!

Recht als ein Palmenbaum über sich steigt,
Je mehr ihn Hagel und Regen anficht:
So wird die Lieb' in uns mächtig und groß
Durch Kreuz, durch Leiden, durch allerlei Not.
Annchen von Tharau, mein Reichtum, mein Gut,
Du meine Seele, mein Fleisch und mein Blut!

Würdest du gleich einmal von mir getrennt,
Lebtest da, wo man die Sonne kaum kennt:
Ich will dir folgen durch Wälder, durch Meer,
Durch Eis, durch Eisen, durch feindliches Heer!
Annchen von Tharau, mein Licht, meine Sonn',
Mein Leben schließ' ich um deines herum!

## Aus dem „Cid".

### Eingang.

Trauernd tief saß Don Diego,
Wohl war keiner je so traurig;
Gramvoll dacht' er Tag' und Nächte
Nur an seines Hauses Schmach,
An die Schmach des edlen, alten,
Tapfern Hauses der von Lainez,
Das die Inigos an Ruhme,
Die Abarcos übertraf.
Tief gekränket, schwach vor Alter,
Fühlt' er nahe sich dem Grabe,
Da indes sein Feind Don Gormaz
Ohne Gegner triumphiert.
Sonder Schlaf und sonder Speise
Schläget er die Augen nieder,
Tritt nicht über seine Schwelle,
Spricht mit seinen Freunden nicht,
Höret nicht der Freunde Zuspruch,
Wenn sie kommen, ihn zu trösten;
Denn der Atem des Entehrten,
Glaubt er, schände seinen Freund.
Endlich schüttelt er die Bürde
Los des grausam stummen Grames,
Lässet kommen seine Söhne,
Aber spricht zu ihnen nicht,
Bindet ihrer aller Hände
Ernst und fest mit starken Banden;
Alle, Tränen in den Augen,
Flehen um Barmherzigkeit.
Fast schon ist er ohne Hoffnung,
Als der jüngste seiner Söhne,
Don Rodrigo, seinem Mute
Freud' und Hoffnung wiedergab.
Mit entflammten Tigeraugen
Tritt er von dem Vater rückwärts:
„Vater", spricht er, „Ihr vergesset,
Wer Ihr seid und wer ich bin.
Hätt' ich nicht aus Euern Händen
Meine Waffenwehr empfangen,
Ahndet' ich mit einem Dolche
Die mir jetzt gebotne Schmach." —
Strömend flossen Freudentränen
Auf die väterlichen Wangen.
„Du", sprach er, den Sohn umarmend,
„Du, Rodrigo, bist mein Sohn.
Ruhe gibt dein Zorn mir wieder;
Meine Schmerzen heilt dein Unmut!
Gegen mich nicht, deinen Vater,
Gegen unsers Hauses Feind
Hebe sich dein Arm!" — „Wo ist er?"
Rief Rodrigo; „wer entehret
Unser Haus?" Er ließ dem Vater
Kaum, es zu erzählen, Zeit.

[1] Siehe Simon Dach S. 30.

### Der Cid im Tode.

Matt von Kriegen, matt von Kämpfen
Lag der Cid auf seinem Lager,
Denkend an die nahe Zukunft,
An Gefahren der Ximene,
Als er neben sich am Bette
Leuchten sahe, welchen Glanz!
Einen Mann an seiner Seite
Sah er; heiter war sein Antlitz,
Glänzend, und sein Haar gekräuselt,
Weiß wie Schnee; er saß ehrwürdig
Da in süßem Himmelsduft.

„Schlummerst du, mein Freund Rodrigo?"
Sprach er; „auf! ermuntre dich!" —
„Und wer bist du", sprach der Feldherr,
„Der im Wachen mit mir spricht?" —
„Pedro[1] bin ich, der Apostel,
Dessen Haus dir so beliebt ist;
Hergesandt auf deine Sorgen,
Komm' ich zu verkünden dir,
Daß dich Gott nach dreißig Tagen
Rufet in die andre Welt,
Wo dich alle deine Freunde,
Wo die Heil'gen dich erwarten.
Um die Freunde, die du lässest,
Um Ximenen sei nicht bange!
Aufgetragen meinem Vetter,
Dem San Jago[2], ist ihr Sieg.
Mache fertig dich zur Reise
Und bestelle froh dein Haus!" —

Fahnen, gute alte Fahnen,
Die den Cid so oft begleitet
In und siegreich aus der Schlacht,
Rauschet ihr nicht in den Lüften
Traurig, daß euch Stimm' und Sprache,
Daß euch eine Träne fehlt?
Denn es brechen seine Blicke,
Er sieht euch zum letztenmal.

Lebet wohl, ihr schönen Berge,
Teruel und Albaracin[3],
Ew'ge Zeugen seines Ruhmes,
Seines Glückes, seines Muts!
Lebet wohl, ihr schönen Höhen,
Und du, Aussicht auf das Meer hin!
Ach, der Tod, er raubt uns alles,
Wie ein Habicht raubt er uns.
Seht, es brechen seine Augen!
Er blickt hin zum letztenmal.

Was hat er gesagt, der gute
Cid? Er liegt auf seinem Lager.
Wo ist seine Eisenstimme?
Kaum noch kann man ihn verstehen,
Daß er seinen Freund Babieça[4],
Ihn noch einmal sehen will.

Babieça kommt, der treue
Mitgefährt' des wackern Helden
In so mancher, mancher Schlacht.
Als er die ihm wohlbekannten
Guten alten Fahnen siehet,
Die sonst in den Lüften wehten,
Hingebeugt aufs Sterbelager,
Unter ihnen seinen Freund:
Fühlt er seinen Lauf des Ruhmes
Auch geendet, steht mit großen
Augen stumm da wie ein Lamm.
Sein Herr kann zu ihm nichts sprechen,
Er auch nichts zu seinem Herrn.
Traurig sieht ihn an Babieça,
Cid ihn an zum letztenmal. —
Und nun rauschen die Paniere
Stärker; durch das offne Fenster
Weht ein Wind her von den Höhen.
Plötzlich schweigen Wind und Fahnen
Edel: denn der Cid entschläft.

Auf nun, auf! Drommeten, Trommeln,
Pfeifen, Klarinetten, tönet,
Übertönet Klag' und Seufzen!
Denn der Cid befahl es da.
Ihr geleitet auf die Seele
Eines Helden, der entschlief.

## § 25. Der junge Goethe. (1749—1786.)

### I. Sein Leben.

#### a) Jugend- und Lehrjahre. (1749—1775.)

Die Biographie Goethes ist bedeutungsvoller als die irgendeines andern Dichters. Denn niemals haben sich bei einem Künstler Werden und Sein, Form und Entwicklung, Lebensgestaltung und Kunstwerk so innig durchdrungen wie bei ihm. Schon früh hat er bewußt an seinem Leben geformt; es ist also ebenso eine Erscheinungsform seiner Bildnerkraft wie es die einzelnen Werke sind, die gewissermaßen Belege für jeweilige Entwicklungsabschnitte bilden.

[1] Petrus. [2] Jago = Jakobus, Apostel, Schutzpatron Spaniens. [3] Städte am Guadalquivir. [4] Sein treues Schlachtroß.

Er hat ja selbst sein Schaffen eine „große Konfession" genannt und so die enge Verknüpfung zwischen dem Erleben und dem Gestalten angedeutet.

**Johann Wolfgang Goethe** (1749—1832) wurde geboren zu Frankfurt a. M. am 28. August 1749 als Sohn des wohlhabenden „Kaiserlichen Rats" Johann Kaspar Goethe. Seine Mutter, die Tochter des Stadtschultheißen Textor, war ebenso lebhaft und phantasievoll, wie ihr Mann ernst und pedantisch war. Der Dichter selbst weist auf das Erbteil von Eltern und Vorfahren hin in den bekannten Versen:

„Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabulieren.
Urahnherr war der Schönsten hold,
Das spukt so hin und wieder;
Urahnfrau liebte Schmuck und Gold,
Das zuckt wohl durch die Glieder. . . ."

Die alte Kaiserstadt Frankfurt mit ihren historischen Erinnerungen, künstlerischen Denkmälern und ihrem bewegten Treiben weckte früh des Knaben rege Phantasie und erweiterte seinen Gesichtskreis. Auch der Aufenthalt des französischen Königsleutnants (Militärrichters) Grafen von Thoranc, der zur Zeit des Siebenjährigen Krieges in Goethes väterlichem Hause wohnte und in großem Kunstinteresse die Maler von Frankfurt und Darmstadt um sich sammelte und beschäftigte, war von wesentlichem Einflusse auf den aufmerksamen Knaben, der früh die Kunst verstehen, seinen Geschmack bilden und (natürlich im Sinne der Rokokokultur) verfeinern, sein Urteil schärfen lernte. Dazu vermittelte ihm der häufige Besuch des in Frankfurt weilenden französischen Theaters eine Fülle neuer Anschauungen und die Lust zu dramatischer Dichtung. Auch die Bibel beeinflußte nicht wenig seine Entwicklung; sagt er doch selbst: „Fast ihr allein war ich meine sittliche Bildung schuldig; und die Begebenheiten, die Lehren, die Symbole, die Gleichnisse, alles hatte sich tief bei mir eingedrückt und war auf die eine oder andere Weise wirksam gewesen." Doch war er auch damals nicht eigentlich religiös.

Von seinem Vater und von Privatlehrern vielseitig, aber etwas regellos vorgebildet, bezog er schon 1765 die Universität Leipzig, um nach dem Willen des Vaters die Rechte zu studieren. Da dieses trockene Studium ihn jedoch nicht zu fesseln vermochte, wandte er sich der Literatur, der Kunst und der Kunstgeschichte zu, wobei ihn der Direktor der Akademie, Öser, zu Winckelmannschen Anschauungen führte. Hauptsächlich aber widmete er sich in „Klein-Paris" dem galanten Leben seiner Zeit, wobei ihm Behrisch als Mentor diente. Galanter Mode entsprechend war auch seine Liebe zu der Wirtstochter Käthchen Schönkopf, der er die erste Sammlung seiner ganz im frivoltändelnden Tone der Zeit gehaltenen Gedichte widmete („Buch Annette"). Auch das Rokoko-Schäferspiel „Die Laune des Verliebten" stellt in anmutigen Versen diese Gefühle dar. 1768 kehrte er schwer erkrankt nach Hause zurück, wo ihn der Vater mißmutig empfing. Während seiner nur langsam fortschreitenden Genesung geriet er mit Leib und Seele in die pietistischen Kreise des Fräuleins von Klettenberg (siehe „Wilh. Meister", „Bekenntnisse einer schönen Seele"). Im Frühjahr 1770 ging er zur Universität Straßburg, wo ihm im

Anblick des Münsters das Verständnis für mittelalterliche Kunst und deutsche Art aufging. Durch den Einfluß Herders wurde er mit Begeisterung für Volksdichtung, für Homer und Shakespeare erfüllt. In Sesenheim, unweit Straßburg, lernte er die Tochter des dortigen Pfarrers, Friederike Brion, kennen und lieben. Aus diesem ersten tiefen Gefühl erwuchsen die unvergänglichsten seiner Lieder. Als er mit dem Titel eines Lizenziaten der Rechte (er wurde aber allseitig „Doktor" genannt) nach Frankfurt zurückkehrte, zerriß er das „schwache Rosenband", ohne jedoch seine Neigung je vergessen zu können. Als Stürmer und Dränger kam er von Straßburg, lebte nun als „Wanderer" bald in der Vaterstadt, bald im Freundeskreise zu Darmstadt, wo er in dem Kriegsrat Merck (1741—1791) einen mit Verständnis und Scharfsinn kritisierenden Freund fand. Es begann nun die Zeit seiner reichsten dichterischen Schaffenskraft. Zunächst entstand der „Götz". Im Jahre 1772 ging er nach Wetzlar, um als Auskultator beim Reichskammergericht tätig zu sein. Seine Liebe zu Charlotte Buff, der Braut seines Freundes, des späteren Legationsrates Kestner, und die ihn und seine Zeit beherrschende Stimmung des sog. Weltschmerzes gaben die Veranlassung zu den „Leiden des jungen Werther" (1774). Ihr Erfolg war noch weit gewaltiger als der des „Götz". Vorher schon und zum Teil nachher entstanden eine Reihe wertvoller, gedankenschwerer, genialisch hingeworfener Gedichte, Satiren und Fragmente. Die letzteren vor allem, die immer um ein „Genie" sich drehen, sind bedeutungsvoll: „Mahomet", „Prometheus", der „Ewige Jude" und besonders der „Urfaust". Auf Grund einer Art von Wette wurde „Clavigo" in acht Tagen niedergeschrieben. Während des Wetzlarer Erlebnisses war seine Lyrik verstummt. Doch in Frankfurt wurde er von neuer Leidenschaft zu der Bankierstochter Lili Schönemann ergriffen, mit der er sogar kurze Zeit verlobt war. Da sprudelte der Quell wieder reich und versiegte auch nur langsam, als er nach der Rückkehr von einer mit den Brüdern Stolberg unternommenen Schweizerreise mit der Geliebten brach. Mitten aus diesem Wirbel der Ereignisse und Gefühle wurde er 1775 durch den Herzog Karl August von Weimar herausgerissen, der ihn an seinen Hof lud. Er folgte nach einigem Zaudern dem Rufe und entschied damit sein Schicksal. Im ausgelassenen Weimarer Leben tobten einige Zeit die Gewässer seines Innern noch ungebärdig; aber bald glätteten sie sich zu stiller Flut. Der Mann reifte heran.

### b) Erster Aufenthalt in Weimar. (1775—1786.)

In Weimar wurde aus dem Gaste bald der vertrauteste Freund und Ratgeber des Herzogs Karl August. Vom Legationsrat stieg er auf zum Kammerpräsidenten, zum ersten Beamten des Herzogtums, nachdem er (1782) vom Kaiser Joseph II. geadelt worden war. In engem Freundschaftsverkehr mit dem kunstbegeisterten und weitblickenden Fürsten, mit der heitern und großzügigen Herzogin-Mutter Amalie, mit der edlen Herzogin Luise, mit Wieland, mit Herder, dessen Berufung er bewirkt hatte, verlebte er zunächst heitere und glückliche Jahre. Entscheidender für sein Leben wurde seine Liebe zu der feingebildeten Hofdame Charlotte von Stein. Die sieben Jahre ältere Frau stellte sich zur Aufgabe, „den nordischen Bären zu glätten". Sie vertrat aus Naturanlage Winckelmanns Ansichten und wußte dem Dichter bald den Geschmack an der kraftvoll genialischen Art seiner Jugendwerke zu verleiden. So lernte er

immer mehr das in sich Ruhende, Abgeklärte als Ideal der Dichtkunst zu betrachten[1]. Die Umarbeitungen der zuerst in Prosa geschriebenen „Iphigenie" sind Entwicklungsstufen auf diesem Wege. Aber so erlahmte auch mehr und mehr seine Kraft. Ja hier liegt der tiefere Grund für das Versiegen der Quelle, nicht, wie man es lieber deutet, nur in seiner vielseitigen amtlichen Tätigkeit für das Kriegswesen, für Berg- und Wegebau, oder in dem genußreichen, aber zerstreuenden Hofleben. In den ersten Jahren entstanden noch eine Reihe wertvoller lyrischer Dichtungen, einige Balladen, die Entwürfe zu „Iphigenie" und „Tasso" sowie die „Theatralische Sendung". Aber schon zeigten flache dramatische Arbeiten für das Liebhabertheater des Hofes einen Geschmack, der im leichten Singspiel sich wieder der Leipziger Zeit näherte, wo ihn ja Öser bereits auf die Bahn zum Klassizismus geführt hatte.

Das Gefühl der Arbeitsüberlastung und der Ermattung seiner Dichterkraft ließ die vom Vater großgezogene Sehnsucht nach Italien immer heftiger, ja zu „einer Art Krankheit werden, von der ihn nur der Anblick und die Gegenwart heilen konnte" (vgl. Mignons Lied: „Kennst du das Land"). Von Karlsbad aus floh er im Herbst 1786 über Tirol und den Brenner nach Italien.

## II. Seine Dichtungen.

### a) Die Lyrik der Frühzeit.

Man hat Goethes lyrische Gedichte nicht mit Unrecht „einen fast ununterbrochenen Kommentar zu seinem poetischen Leben" genannt. Das gilt vor allem für die Frühzeit, wo der Quell überreichlich in ihm sprudelte, während er später oft für Jahre fast versiegte. Schon als Knabe reimt er unentwegt und eignet sich die landläufige Form zu großer Sicherheit an. Aber erst in Leipzig bekommen seine Lieder ein eigenes Gepräge. Noch ist es freilich Spiel mit mehr oder minder erkünstelten Rokokogefühlen und -formen. Aber hie und da ringt sich in der ersten gedruckten Sammlung des „Leipziger Liederbuches" schon die persönliche Art der Naturempfindung durch:

„Luna bricht die Nacht der Eichen,
Zephyrs melden ihren Lauf,
Und die Birken streun mit Neigen
Ihr den süßten Weihrauch auf."

Hier wird schon die Natur als ein Belebtes im Bilde aufgefaßt und in ihrer von allen Sinnen gleichzeitig aufgenommenen Wirkung dargestellt. Doch erst durch den Verkehr mit Herder und die tiefen Einblicke in das Wesen echter Volkspoesie reift der Lyriker zu seiner vollen Eigenart. Die Straßburger Lieder haben hie und da noch Rokokowendungen („Kleine Blumen, kleine Blätter . . ."). Doch die Mehrzahl ist völlig neu. Hatte man früher *über* Gefühle (die man meist nicht besaß) geschrieben, hatte Klopstock seine *Gedanken* über seine Empfindungen niedergelegt, hier spricht das *Empfinden* selbst unmittelbar ohne irgendein Zwischenglied und schafft sich eine eigene Form. Wie Herder die Welt als Offenbarung des göttlichen Lebens auffaßte, so erscheint auch bei Goethe das Weltbild als ein unfaßbar Lebendiges, in Bewegung, Fließen, Schwingen, mit allen Untertönen. (Daher die Neuent-

[1] Es sei auch an die vom Vater ererbte Sorgsamkeit und Liebe für saubere Ordnung und klare Übersichtlichkeit erinnert.

deckung des Partizips des Präsens: „Auf der Welle blinken tausend funkelnde Sterne; Weiche Nebel trinken rings die türmende Ferne, Morgenwind umflügelt die beschattete Bucht, Und im See bespiegelt sich die reifende Frucht.“) Die Lieder werden reicher und doch schlichter. An Stelle des abzählbaren Metrums tritt der innerlich, musikalisch bedingte Rhythmus (vgl. „Willkommen und Abschied“, „Auf dem See“).

Nicht nur die Liebesempfindungen sprechen sich aus in weichen, einschmeichelnden, jauchzenden oder klagenden Tönen, auch für seine Anschauungen als Stürmer und Dränger, für seinen Titanentrotz findet er den wuchtigsten Ausdruck („Prometheus“), oder die Unstetheit seines Wesens verrät sich in expressionistisch hingeworfenen, halb stammelnden Worten („Wanderers Sturmlied“), die der Klassizist Goethe, da er sie nicht mehr verstehen konnte, einen „leidenschaftlichen Halbunsinn“ nannte. Die spruchartige und epigrammatische Formung seiner Lebensweisheit und Weltanschauung findet sich erst in seiner zweiten Periode. Vor allem aber von den Gedichten der Frühzeit gilt sein Geleitwort:

„Was ich irrte, was ich strebte,
Was ich litt und was ich lebte,
Sind hier Blumen nur im Strauß.“

Der Maßstab und die Grundlage all seiner Dichtungen waren damals schon und noch mehr später nur die Natur, das Reale, „die Zustände“, wie er selbst es nennt, d. h. die greifbare Wirklichkeit in pantheistischer Auffassung. Darüber hinaus in Jenseits, Vergangenheit und Zukunft geht sein Blick nicht. Mit Recht urteilt Eichendorff: „Goethes Poesie war und blieb eine Naturpoesie im höheren Sinne. Da ist nichts Gemachtes; in gesundem, frischem Trieb greift sie fröhlich und ahnungsreich in die schöne weite Welt hinaus, sich von allem Nektar der Erde nährend und stärkend. Sie gibt alles, was die Natur Köstliches geben kann: plastische Vollendung und sinnliche Genüge, aber sie gibt auch nicht mehr. Ihre Harmonie ist ihre Schönheit, die Schönheit ihre Religion.“

### 1. An die Günstigen. (1800.)

Dichter lieben nicht zu schweigen,
Wollen sich der Menge zeigen;
Lob und Tadel muß ja sein!
Niemand beichtet gern in Prosa,
Doch vertraun wir oft sub Rosa
In der Musen stillem Hain.

Was ich irrte, was ich strebte,
Was ich litt und was ich lebte,
Sind hier Blumen nur im Strauß;
Und das Alter wie die Jugend,
Und der Fehler wie die Tugend
Nimmt sich gut in Liedern aus.

(1749—1775.)

### 2. An Annetten.

Es nannten ihre Bücher
Die Alten sonst nach Göttern,
Nach Musen und nach Freunden,
Doch keiner nach der Liebsten;
Warum sollt' ich, Annette,
Die du mir Gottheit, Muse
Und Freund mir bist und alles,
Dies Buch nicht auch nach deinem
Geliebten Namen nennen?

### 3. Die Nacht.

Gern verlass' ich diese Hütte,
Meiner Liebsten Aufenthalt,
Wandle mit verhülltem Tritte
Durch den ausgestorbnen Wald.

Luna bricht die Nacht der Eichen,
Zephyrs melden ihren Lauf,
Und die Birken streun mit Neigen
Ihr den süßten Weihrauch auf.

Schauer, der das Herze fühlen,
Der die Seele schmelzen macht,
Flüstert durchs Gebüsch im Kühlen.
Welche schöne, süße Nacht!

### 4. Das Glück der Liebe. (Glück der Entfernung.)

Trink, o Jüngling! heil'ges Glücke
Taglang aus der Liebsten Blicke,
Abends gaukl' ihr Bild dich ein.
Kein Verliebter hab' es besser;
Doch das Glück bleibt immer größer,
Fern von der Geliebten sein.

Ew'ge Kräfte, Zeit und Ferne,
Heimlich wie die Kraft der Sterne,
Wiegen dieses Blut zur Ruh.
Mein Gefühl wird stets erweichter,
Doch mein Herz wird täglich leichter,
Und mein Glück nimmt immer zu.

Nirgends kann ich sie vergessen,
Und doch kann ich ruhig essen,
Heiter ist mein Geist und frei;
Und unmerkliche Betörung
Macht die Liebe zur Verehrung,
Die Begier zur Schwärmerei.

Aufgezogen durch die Sonne,
Schwimmt im Hauch äther'scher Wonne
So das leichtste Wölkchen nie,
Wie mein Herz in Ruh' und Freude.
Frei von Furcht, zu groß zum Neide,
Lieb' ich, ewig lieb' ich sie.

### 5. Mit einem gemalten Band.

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand
Gute junge Frühlingsgötter
Tändelnd auf ein luftig Band.

Zephyr, nimm's auf deine Flügel,
Schling's um meiner Liebsten Kleid!
Und so tritt sie vor den Spiegel
All in ihrer Munterkeit,

Sieht mit Rosen sich umgeben,
Selbst wie eine Rose jung.
Einen Blick, geliebtes Leben!
Und ich bin belohnt genung.

Fühle, was dies Herz empfindet,
Reiche frei mir deine Hand,
Und das Band, das uns verbindet,
Sei kein schwaches Rosenband!

### 6. Willkommen und Abschied[1].

Mir schlug das Herz: geschwind zu Pferde!
Und fort, wild, wie ein Held zur Schlacht!
Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht.
Schon stund im Nebelkleid die Eiche
Wie ein getürmter Riese da,
Wo Finsternis aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Schien kläglich aus dem Duft hervor.
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsausten schauerlich mein Ohr.
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer,
Doch tausendfacher war mein Mut.
Mein Geist war ein verzehrend Feuer,
Mein ganzes Herz zerfloß in Glut.

[1] Später hat der Dichter die Kraft dieses Gedichtes in erstaunlich platter Weise gemildert, so die 1. Strophe 2. Zeile: „Es war getan, fast eh' gedacht"; 2. Strophe 6. Zeile: „Doch frisch und fröhlich war mein Mut", und, charakteristisch für sein verändertes Fühlen, 4 Strophe 5. u. 6. Zeile: „Ich ging, du standst und sahst zur Erden und sahst mir nach mit nassem Blick".

Ich sah dich, und die milde Freude
Floß aus dem süßen Blick auf mich;
Ganz war mein Herz an deiner Seite
Und jeder Atemzug für dich.
Ein rosenfarbnes Frühlingswetter
Lag auf dem lieblichen Gesicht,
Und Zärtlichkeit für mich — ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht!

Der Abschied, wie bedrängt, wie trübe!
Aus deinen Blicken sprach dein Herz.
In deinen Küssen, welche Liebe!
O welche Wonne, welcher Schmerz!
Du gingst. Ich stund und sah zur Erden
Und sah dir nach mit nassem Blick —
Und doch, welch Glück, geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

### 7. Mailied.

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüten
Aus jedem Zweig
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch

Und Freud' und Wonne
Aus jeder Brust.
O Erd', o Sonne!
O Glück, o Lust!

O Lieb', o Liebe!
So golden schön
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn!

Du segnest herrlich
Das frische Feld,
Im Blütendampfe
Die volle Welt.

O Mädchen, Mädchen,
Wie lieb' ich dich!
Wie blickt dein Auge!
Wie liebst du mich!

So liebt die Lerche
Gesang und Luft,
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft,

Wie ich dich liebe
Mit warmem Blut,
Die du mir Jugend
Und Freud' und Mut

Zu neuen Liedern
Und Tänzen gibst.
Sei ewig glücklich,
Wie du mich liebst!

### 8. An Friederike.

a) Morgenständchen.

Erwache, Friederike,
Vertreib' die Nacht,
Die einer deiner Blicke
Zum Tage macht!
Der Vögel sanft Geflüster
Ruft liebevoll,
Daß mein geliebt Geschwister
Erwachen soll.

Ist dir dein Wort nicht heilig
Und meine Ruh'?
Erwache! Unverzeihlich!
Noch schlummerst du?
Horch, Philomelens Kummer
Schweigt heute still,
Weil dich der böse Schlummer
Nicht meiden will.

Es zittert Morgenschimmer
Mit blödem Licht
Errötend durch dein Zimmer
Und weckt dich nicht.
Am Busen deiner Schwester,
Der für dich schlagt,
Entschläfst du immer fester,
Je mehr es tagt.

Ich seh' dich schlummern, Schöne!
Vom Auge rinnt
Mir eine süße Träne
Und macht mich blind.
Wer kann es fühllos sehen,
Wer wird nicht heiß —
Und wär' er von den Zehen
Zum Kopf von Eis!

Vielleicht erscheint dir träumend,
O Glück, mein Bild,
Das halb im Schlaf und reimend
Die Musen schilt.
Erröten und erblassen
Sieh sein Gesicht!
Der Schlaf hat ihn verlassen;
Doch wacht er nicht.

Die Nachtigall im Schlafe
Hast du versäumt;
Drum höre nun zur Strafe,
Was ich gereimt!
Schwer lag auf meinem Busen
Des Reimes Joch,
Die schönste meiner Musen,
Du — schliefst ja noch.

### b) Balde seh' ich Rikchen wieder.

Balde seh' ich Rikchen wieder,
Balde, bald umarm' ich sie,
Munter tanzen meine Lieder
Nach der süßten Melodie.

Ach, wie schön hat's mir geklungen,
Wenn sie meine Lieder sang!
Lange hab' ich nicht gesungen,
Lange, liebe Liebe, lang.

Denn mich ängsten tiefe Schmerzen,
Wenn mein Mädchen mir entflieht,
Und der wahre Gram im Herzen
Geht nicht über in mein Lied;

Doch jetzt sing' ich, und ich habe
Volle Freude, süß und rein;
Ja, ich gäbe diese Gabe
Nicht für aller Klöster Wein.

### c) Ein grauer, trüber Morgen.

Ein grauer, trüber Morgen
Bedeckt mein liebes Feld;
Im Nebel tief verborgen
Liegt um mich her die Welt.
O liebliche Friedrike,
Dürft' ich nach dir zurück!
In einem deiner Blicke
Liegt Sonnenschein und Glück.

Der Baum, in dessen Rinde
Mein Nam' bei deinem steht,
Wird bleich vom rauhen Winde,
Der jede Lust verweht.
Der Wiesen grüner Schimmer
Wird trüb wie mein Gesicht;
Sie sehn die Sonne nimmer,
Und ich Friedriken nicht.

Bald geh' ich in die Reben
Und herbste Trauben ein;
Umher ist alles Leben,
Es strudelt neuer Wein.
Doch in der öden Laube,
Ach, denk' ich, wär' sie hier!
Ich brächt' ihr diese Traube,
Und sie — was gäb' sie mir?

## 9. Der Wandrer.

## 10. Adler und Taube.

## 11. Wanderers Sturmlied.

Wen du nicht verlässest, Genius,
Nicht der Regen, nicht der Sturm
Haucht ihm Schauer übers Herz.
Wen du nicht verlässest, Genius,
Wird dem Regengewölk,
Wird dem Schloßensturm
Entgegensingen,
Wie die Lerche,
Du da droben.

Den du nicht verlässest, Genius,
Wirst ihn heben übern Schlammpfad
Mit den Feuerflügeln;
Wandeln wird er
Wie mit Blumenfüßen
Über Deukalions Flutschlamm,
Python[1] tötend, leicht, groß,
Pythius Apollo.

[1] Weil Apollo die Schlange Python in Delphi erlegt hatte, hat er den Beinamen Pythius.

Den du nicht verlässest, Genius,
Wirst die wollnen Flügel unterspreiten,
Wann er auf dem Felsen schläft,
Wirst mit Hüterfittichen ihn decken
In des Haines Mitternacht.

Wen du nicht verlässest, Genius,
Wirst im Schneegestöber
Wärmumhüllen;
Nach der Wärme ziehn sich Musen,
Nach der Wärme Charitinnen[1].

Umschwebt mich, ihr Musen,
Ihr Charitinnen!
Das ist Wasser, das ist Erde,
Und der Sohn des Wassers und der Erde,
Über den ich wandle
Göttergleich.

Ihr seid rein, wie das Herz der Wasser,
Ihr seid rein, wie das Mark der Erde,
Ihr umschwebt mich, und ich schwebe
Über Wasser, über Erde,
Göttergleich.

*

Soll der zurückkehren,
Der kleine, schwarze, feurige Bauer?
Soll der zurückkehren, erwartend
Nur deine Gaben, Vater Bromius[2],
Und helleuchtend, umwärmend Feuer?
Der kehren mutig?

Und ich, den ihr begleitet,
Musen und Charitinnen alle,
Den alles erwartet, was ihr,
Musen und Charitinnen,
Umkränzende Seligkeit
Rings ums Leben verherrlicht habt,
Soll mutlos kehren?

Vater Bromius!
Du bist Genius,
Jahrhunderts Genius,
Bist, was innre Glut
Pindarn[3] war,
Was der Welt
Phöbus Apoll ist.

Weh! Weh! Innre Wärme,
Seelenwärme,
Mittelpunkt!
Glüh' entgegen
Phöb'-Apollen;
Kalt wird sonst
Sein Fürstenblick
Über dich vorübergleiten,
Neidgetroffen
Auf der Zeder Kraft verweilen,
Die zu grünen
Sein nicht harrt.

Warum nennt mein Lied dich zuletzt?
Dich, von dem es begann?
Dich, in dem es endet,
Dich, aus dem es quillt,
Jupiter Pluvius[4]?
Dich, dich strömt mein Lied,
Und kastalischer Quell[5]
Rinnt, ein Nebenbach;
Rinnet Müßigen,
Sterblich Glücklichen
Abseits von dir,
Der du mich fassend deckst,
Jupiter Pluvius!

Nicht am Ulmenbaum
Hast du ihn besucht;
Mit dem Taubenpaar
In dem zärtlichen Arm,
Mit der freundlichen Ros' umkränzt,
Tändelnden ihn, blumenglücklichen
Anakreon,
Sturmatmende Gottheit!

Nicht im Pappelwald
An des Sybaris[6] Strand,
An des Gebirgs
Sonnebeglänzter Stirn nicht
Faßtest du ihn,
Den Bienen-singenden,
Honig-lallenden,
Freundlich winkenden
Theokrit[7].

Wenn die Räder rasselten,
Rad an Rad rasch ums Ziel weg,
Hoch flog
Siegdurchglühter
Jünglinge Peitschenknall,
Und sich Staub wälzt',
Wie vom Gebirg herab
Kieselwetter ins Tal,
Glühte deine Seel' Gefahren, Pindar,
Mut. — Glühte? —
Armes Herz!
Dort auf dem Hügel,
Himmlische Macht!
Nur so viel Glut:
Dort meine Hütte,
Dorthin zu waten!

---

[1] = Grazien. [2] der Lärmende, Beiname des Bacchus. [3] Der bedeutendste griechische Lyriker in Theben (518—442 v. Chr.), bekannt durch seine Epinikien auf die Sieger in den griechischen Nationalspielen. [4] = der regnen läßt. [5] = heilige Quelle der Musen in Delphi. [6] Am Golf von Tarent, durch Reichtum und Schwelgerei der Bewohner bekannt. [7] Der bedeutendste bukolische Dichter der Griechen, geb. um 305 v. Chr., lebte in Syrakus und Alexandrien.

## 12. Mahomets Gesang.

Seht den Felsenquell,
Freudehell,
Wie ein Sternenblick!
Über Wolken
Nährten seine Jugend
Gute Geister
Zwischen Klippen im Gebüsch.

Jünglingfrisch
Tanzt er aus der Wolke
Auf die Marmorfelsen nieder,
Jauchzet wieder
Nach dem Himmel.

Durch die Gipfelgänge
Jagt er bunten Kieseln nach,
Und mit frühem Führertritt
Reißt er seine Bruderquellen
Mit sich fort.

Drunten werden in dem Tal
Unter seinem Fußtritt Blumen,
Und die Wiese
Lebt von seinem Hauch.

Doch ihn hält kein Schattental,
Keine Blumen,
Die ihm seine Knie' umschlingen,
Ihm mit Liebesaugen schmeicheln;
Nach der Ebne dringt sein Lauf,
Schlangenwandelnd.

Bäche schmiegen
Sich gesellig an. Nun tritt er
In die Ebne silberprangend,
Und die Ebne prangt mit ihm,
Und die Flüsse von der Ebne
Und die Bäche von den Bergen
Jauchzen ihm und rufen: „Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit,
Mit zu deinem alten Vater,
Zu dem ew'gen Ozean,
Der mit ausgespannten Armen
Unser wartet,
Die sich, ach! vergebens öffnen,
Seine Sehnenden zu fassen;
Denn uns frißt in öder Wüste
Gier'ger Sand; die Sonne droben
Saugt an unserm Blut; ein Hügel
Hemmet uns zum Teiche! Bruder,
Nimm die Brüder von der Ebne,
Nimm die Brüder von den Bergen
Mit, zu deinem Vater mit!"

„Kommt, ihr alle!" —
Und nun schwillt er
Herrlicher; ein ganz Geschlechte
Trägt den Fürsten hoch empor!
Und im rollenden Triumphe
Gibt er Ländern Namen, Städte
Werden unter seinem Fuß.

Unaufhaltsam rauscht er weiter,
Läßt der Türme Flammengipfel,
Marmorhäuser, eine Schöpfung
Seiner Fülle, hinter sich.

Zedernhäuser trägt der Atlas
Auf den Riesenschultern; sausend
Wehen über seinem Haupte
Tausend Flaggen durch die Lüfte,
Zeugen seiner Herrlichkeit.

Und so trägt er seine Brüder,
Seine Schätze, seine Kinder
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrausend an das Herz.

## 13. Ganymed.

Wie im Morgenglanze
Du rings mich anglühst,
Frühling, Geliebter!
Mit tausendfacher Liebeswonne
Sich an mein Herz drängt
Deiner ewigen Wärme
Heilig Gefühl,
Unendliche Schöne!
Daß ich dich fassen möcht'
In diesen Arm!

Ach, an deinem Busen
Lieg' ich, schmachte,
Und deine Blumen, dein Gras
Drängen sich an mein Herz.
Du kühlst den brennenden
Durst meines Busens,
Lieblicher Morgenwind,
Ruft drein die Nachtigall
Liebend nach mir aus dem Nebeltal.
Ich komm', ich komme!
Wohin? ach, wohin?

Hinauf! Hinauf strebt's.
Es schweben die Wolken
Abwärts, die Wolken
Neigen sich der sehnenden Liebe.
Mir! Mir!
In euerm Schoße
Aufwärts!
Umfangend umfangen!
Aufwärts an deinen Busen,
Allliebender Vater!

### 14. Prometheus.

Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunst
Und übe, dem Knaben gleich,
Der Disteln köpft,
An Eichen dich und Bergeshöhn —
Mußt mir meine Erde
Doch lassen stehn,
Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
Und meinen Herd,
Um dessen Glut
Du mich beneidest.

Ich kenne nichts Ärmers
Unter der Sonn' als euch, Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opfersteuern
Und Gebetshauch
Eure Majestät
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Toren.

Da ich ein Kind war,
Nicht wußte, wo aus noch ein,
Kehrt' ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär'
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz, wie meins,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Wer half mir
Wider der Titanen Übermut?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sklaverei?
Hast du nicht alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz?
Und glühtest jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?

Ich dich ehren? Wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Tränen gestillet
Je des Geängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herrn und deine?

Wähntest du etwa,
Ich sollte das Leben hassen,
In Wüsten fliehen,
Weil nicht alle
Blütenträume reiften?

Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei:
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich —
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

### 15. An Schwager Kronos.

### 16. Geistesgruß.

Hoch auf dem alten Turme steht
Des Helden edler Geist,
Der wie das Schiff vorübergeht,
Es wohl zu fahren heißt.

„Sieh, diese Sehne war so stark,
Dies Herz so fest und wild,
Die Knochen voll von Rittermark,
Der Becher angefüllt.

Mein halbes Leben stürmt' ich fort,
Verdehnt' die Hälft' in Ruh', —
Und du, du Menschenschifflein dort,
Fahr immer, immer zu!"

### 17. Neue Liebe, neues Leben.

Herz, mein Herz, was soll das geben?
Was bedränget dich so sehr?
Welch ein fremdes, neues Leben!
Ich erkenne dich nicht mehr.
Weg ist alles, was du liebtest,
Weg, warum du dich betrübtest,
Weg dein Fleiß und deine Ruh' —
Ach, wie kamst du nur dazu?

Fesselt dich die Jugendblüte,
Diese liebliche Gestalt,
Dieser Blick, voll Treu' und Güte,
Mit unendlicher Gewalt?
Will ich rasch mich ihr entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen,
Führet mich im Augenblick,
Ach, mein Weg zu ihr zurück.

Und an diesem Zauberfädchen,
Das sich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe, lose Mädchen
Mich so wider Willen fest:
Muß in ihrem Zauberkreise
Leben nun auf ihre Weise.
Die Verwandlung, ach, wie groß!
Liebe, Liebe, laß mich los!

### 18. An Belinden.

Warum ziehst du mich unwiderstehlich,
Ach, in jene Pracht?
War ich guter Junge nicht so selig
In der öden Nacht?

Heimlich in mein Zimmerchen verschlossen,
Lag im Mondenschein,
Ganz von seinem Schauerlicht umflossen,
Und ich dämmert' ein;

Träumte da von vollen goldnen Stunden
Ungemischter Lust,
Hatte schon dein liebes Bild empfunden
Tief in meiner Brust.

Bin ich's noch, den du bei so viel Lichtern
An dem Spieltisch hältst?
Oft so unerträglichen Gesichtern
Gegenüberstellst?

Reizender ist mir des Frühlings Blüte
Nun nicht auf der Flur:
Wo du, Engel, bist, ist Lieb' und Güte,
Wo du bist, Natur.

### 19. Auf dem See.

Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt:
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!
Die Welle wieget unsern Kahn
Im Rudertakt hinauf,
Und Berge, wolkig himmelan,
Begegnen unserm Lauf.

Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?

Weg, du Traum, so gold du bist:
Hier auch Lieb' und Leben ist.

Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne;
Weiche Nebel trinken
Rings die türmende Ferne;
Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht,
Und im See bespiegelt
Sich die reifende Frucht.

### 20. Vom Berge.

Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieser Blick!
Und doch, wenn ich, Lili, dich nicht liebte,
Fänd' ich hier und fänd' ich dort mein Glück?

### 21. An ein goldnes Herz, das er am Halse trug.

Angedenken du verklungner Freude,
Das ich immer noch am Halse trage,
Hältst du länger als das Seelenband uns beide?
Verlängerst du der Liebe kurze Tage?

Flieh' ich, Lili, vor dir! Muß noch an deinem Bande
Durch fremde Lande,
Durch ferne Täler und Wälder wallen!
Ach, Lili's Herz konnte so bald nicht
Von meinem Herzen fallen.

Wie ein Vogel, der den Faden bricht
Und zum Walde kehrt,
Er schleppt des Gefängnisses Schmach,
Noch ein Stückchen des Fadens, nach:
Er ist der alte freigeborne Vogel nicht,
Er hat schon jemand angehört.

### 22. Herbstgefühl.

Fetter grüne, du Laub,
Am Rebengeländer
Hier mein Fenster herauf!
Gedrängter quellet,
Zwillingsbeeren, und reifet
Schneller und glänzend voller!
Euch brütet der Mutter Sonne
Scheideblick, euch umsäuselt
Des holden Himmels
Fruchtende Fülle;
Euch kühlet des Mondes
Freundlicher Zauberhauch,
Und euch betauen, ach!
Aus diesen Augen
Der ewig belebenden Liebe
Vollschwellende Tränen.

(1775—1786.)

### 23. Jägers Abendlied.

Im Felde schleich' ich still und wild,
Gespannt mein Feuerrohr,
Da schwebt so licht dein liebes Bild,
Dein süßes Bild mir vor.

Du wandelst jetzt wohl still und mild
Durch Feld und liebes Tal,
Und, ach, mein schnell verrauschend Bild,
Stellt sich dir's nicht einmal?

Des Menschen, der die Welt durchstreift
Voll Unmut und Verdruß,
Nach Osten und nach Westen schweift,
Weil er dich lassen muß.

Mir ist es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu sehn;
Ein stiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht, wie mir geschehn.

### 24. Rastlose Liebe.

Dem Schnee, dem Regen,
Dem Wind entgegen,
Im Dampf der Klüfte,
Durch Nebeldüfte,
Immer zu, immer zu,
Ohne Rast und Ruh'!

Lieber durch Leiden
Möcht' ich mich schlagen,
Als so viel Freuden
Des Lebens ertragen.

Alle das Neigen
Von Herzen zu Herzen,
Ach, wie so eigen
Schaffet das Schmerzen!

Wie, soll ich fliehen?
Wälderwärts ziehen?
Alles vergebens!
Krone des Lebens,
Glück ohne Ruh',
Liebe, bist du!

### 25. Wandrers Nachtlied. (Der du von dem Himmel bist.)

### 26. Warum gabst du uns die tiefen Blicke?

Warum gabst du uns die tiefen Blicke,
Unsre Zukunft ahnungsvoll zu schaun,
Unsrer Liebe, unserm Erdenglücke
Wähnend selig nimmer hinzutraun?

Warum gabst uns, Schicksal, die Gefühle,
Uns einander in das Herz zu sehn,
Um durch all die seltenen Gewühle
Unser wahr Verhältnis auszuspähn?

Ach, so viele tausend Menschen kennen,
Dumpf sich treibend, kaum ihr eigen Herz,
Schweben zwecklos hin und her und rennen
Hoffnungslos in unversehnem Schmerz;
Jauchzen wieder, wenn der schnellen Freuden
Unerwart'te Morgenröte tagt.
Nur uns armen liebevollen beiden
Ist das wechselseit'ge Glück versagt,
Uns zu lieben, ohn' uns zu verstehen,
In dem andern sehn, was er nie war,
Immer frisch auf Traumglück auszugehen
Und zu schwanken auch in Traumgefahr.

Glücklich, den ein leerer Traum beschäftigt,
Glücklich, dem die Ahnung eitel wär'!
Jede Gegenwart und jeder Blick bekräftigt
Traum und Ahnung leider uns noch mehr.
Sag, was will das Schicksal uns bereiten?
Sag, wie band es uns so rein genau?
Ach, du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau.

Kanntest jeden Zug in meinem Wesen,
Spähtest, wie die reinste Nerve klingt,
Konntest mich mit einem Blicke lesen,
Den so schwer ein sterblich Aug' durchdringt.
Tropftest Mäßigung dem heißen Blute,
Richtetest den wilden, irren Lauf,
Und in deinen Engelsarmen ruhte
Die zerstörte Brust sich wieder auf;
Hieltest zauberleicht ihn angebunden
Und vergaukeltest ihm manchen Tag.
Welche Seligkeit glich jenen Wonnestunden,
Da er dankbar dir zu Füßen lag,
Fühlt' sein Herz an deinem Herzen schwellen,
Fühlte sich in deinem Auge gut,
Alle seine Sinnen sich erhellen
Und beruhigen sein brausend Blut!

Und von allem dem schwebt ein Erinnern
Nur noch um das ungewisse Herz,
Fühlt die alte Wahrheit ewig gleich im Innern,
Und der neue Zustand wird ihm Schmerz.
Und wir scheinen uns nur halb beseelet,
Dämmernd ist um uns der hellste Tag.
Glücklich, daß das Schicksal, das uns quälet,
Uns doch nicht verändern mag!

## 27. Seefahrt.

Lange Tag' und Nächte stand mein Schiff befrachtet;
Günst'ger Winde harrend saß, mit treuen Freunden
Mir Geduld und guten Mut erzechend,
Ich im Hafen.

Und sie waren doppelt ungeduldig:
„Gerne gönnen wir die schnellste Reise,
Gern die hohe Fahrt dir; Güterfülle
Wartet drüben in den Welten deiner,
Wird Rückkehrendem in unsern Armen
Lieb' und Preis dir."

Und am frühen Morgen ward's Getümmel,
Und dem Schlaf entjauchzt uns der Matrose;
Alles wimmelt, alles lebet, webet,
Mit dem ersten Segenshauch zu schiffen.

Und die Segel blühen in dem Hauche,
Und die Sonne lockt mit Feuerliebe;
Ziehn die Segel, ziehn die hohen Wolken,
Jauchzen an dem Ufer alle Freunde
Hoffnungslieder nach, im Freudetaumel
Reisefreuden wähnend, wie des Einschiffmorgens,
Wie der ersten hohen Sternennächte.

Aber gottgesandte Wechselwinde treiben
Seitwärts ihn der vorgesteckten Fahrt ab,
Und er scheint sich ihnen hinzugeben,
Strebet leise sie zu überlisten,
Treu dem Zweck auch auf dem schiefen Wege.

Aber aus der dumpfen, grauen Ferne
Kündet leise wandelnd sich der Sturm an,
Drückt die Vögel nieder aufs Gewässer,
Drückt der Menschen schwellend Herz darnieder.
Und er kommt. Vor seinem starren Wüten
Streckt der Schiffer klug die Segel nieder;
Mit dem angsterfüllten Balle spielen
Wind und Wellen.

Und an jenem Ufer drüben stehen
Freund' und Lieben, beben auf dem Festen:
„Ach, warum ist er nicht hier geblieben?
Ach, der Sturm! Verschlagen weg vom Glücke!
Soll der Gute so zugrunde gehen?
Ach, er sollte, ach, er könnte! Götter!"

Doch er stehet männlich an dem Steuer:
Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen.
Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe
Und vertrauet, scheiternd oder landend,
Seinen Göttern.

### 28. An den Mond [1].

Füllest wieder Busch und Tal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz;

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick
Wie des Freundes Auge mild
Über mein Geschick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud' und Schmerz
In der Einsamkeit.

Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh!
So verrauschte Scherz und Kuß
Und die Treue so.

Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!

Rausche, Fluß, das Tal entlang
Ohne Rast und Ruh',
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodien zu!

Wenn du in der Winternacht
Wütend überschwillst
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst.

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,

Was, von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

### 29. Gesang der Geister über den Wassern.

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.

Strömt von der hohen,
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Dann stäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels,
Und leicht empfangen,
Wallt er verschleiernd,
Leisrauschend
Zur Tiefe nieder.

Ragen Klippen
Dem Sturz entgegen,
Schäumt er unmutig
Stufenweise
Zum Abgrund.

Im flachen Bette
Schleicht er das Wiesental hin,
Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Gestirne.

Wind ist der Welle
Lieblicher Buhler;
Wind mischt vom Grund aus
Schäumende Wogen.

Seele des Menschen,
Wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind!

### 30. Über allen Gipfeln ist Ruh'.

[1] In der ursprünglichen Gestalt: Strophe 1, 1: „Füllest wieder 's liebe Tal"; Strophe 2, 3: „Wie der Liebsten Auge, mild"; Strophe 3: „Das du so beweglich kennst, Dieses Herz im Brand Haltet ihr wie ein Gespenst An den Fluß gebannt"; Strophe 4, 5 u. 6 fehlen; Strophe 7: „Wenn in öder Winternacht Er vom Tode schwillt, Und bei Frühlingslebens Pracht An den Knospen quillt"; Strophe 8, 3: „Einen Mann am Busen hält"; Strophe 9, 1 u. 2: „Was den Menschen unbewußt Oder wohl veracht Durch das Labyrinth usw.".

## 31. Meine Göttin.

Welcher Unsterblichen
Soll der höchste Preis sein?
Mit niemand streit' ich,
Aber ich geb' ihn
Der ewig beweglichen,
Immer neuen,
Seltsamen Tochter Jovis,
Seinem Schoßkinde,
Der Phantasie.

Denn ihr hat er
Alle Launen,
Die er sonst nur allein
Sich vorbehält,
Zugestanden
Und hat seine Freude
An der Törin.

Sie mag rosenbekränzt
Mit dem Lilienstengel
Blumentäler betreten,
Sommervögeln gebieten
Und leichtnährenden Tau
Mit Bienenlippen
Von Blüten saugen;

Oder sie mag
Mit fliegendem Haar
Und düsterm Blicke
Im Winde sausen
Um Felsenwände
Und tausendfarbig,
Wie Morgen und Abend,
Immer wechselnd
Wie Mondesblicke
Den Sterblichen scheinen.

Laßt uns alle
Den Vater preisen,
Den alten, hohen,
Der solch eine schöne,
Unverwelkliche Gattin
Dem sterblichen Menschen
Gesellen mögen!

Denn uns allein
Hat er sie verbunden
Mit Himmelsband
Und ihr geboten,
In Freud' und Elend
Als treue Gattin
Nicht zu entweichen.

Alle die andern
Armen Geschlechter
Der kinderreichen,
Lebendigen Erde
Wandeln und weiden
In dunkelm Genuß
Und trüben Schmerzen
Des augenblicklichen
Beschränkten Lebens,
Gebeugt vom Joche
Der Notdurft.

Uns aber hat er
Seine gewandteste,
Verzärtelte Tochter,
Freut euch! gegönnt.
Begegnet ihr lieblich
Wie einer Geliebten!
Laßt ihr die Würde
Der Frauen im Haus!

Und daß die alte
Schwiegermutter Weisheit
Das zarte Seelchen
Ja nicht beleid'ge!

Doch kenn' ich ihre Schwester,
Die ältere, gesetztere,
Meine stille Freundin:
O, daß die erst
Mit dem Lichte des Lebens
Sich von mir wende,
Die edle Treiberin,
Trösterin, Hoffnung!

## 32. Grenzen der Menschheit.

Wenn der uralte,
Heilige Vater
Mit gelassener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze
Über die Erde sät,
Küss' ich den letzten
Saum seines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Brust.

Denn mit Göttern
Soll sich nicht messen
Irgendein Mensch.
Hebt er sich aufwärts
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne,
Nirgends haften dann
Die unsichern Sohlen,
Und mit ihm spielen
Wolken und Winde.

Steht er mit festen,
Markigen Knochen
Auf der wohlgegründeten,
Dauernden Erde,
Reicht er nicht auf,
Nur mit der Eiche
Oder der Rebe
Sich zu vergleichen.

Was unterscheidet
Götter von Menschen?
Daß viele Wellen
Vor jenen wandeln,
Ein ewiger Strom:
Uns hebt die Welle,
Verschlingt die Welle,
Und wir versinken.

Ein kleiner Ring
Begrenzt unser Leben,
Und viele Geschlechter
Reihen sich dauernd
An ihres Daseins
Unendliche Kette.

## 33. Das Göttliche.

Edel sei der Mensch,
Hilfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.

Heil den unbekannten
Höhern Wesen,
Die wir ahnen!
Ihnen gleiche der Mensch!
Sein Beispiel lehr' uns
Jene glauben.

Denn unfühlend
Ist die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Über Bös' und Gute,
Und dem Verbrecher
Glänzen wie dem Besten
Der Mond und die Sterne.

Wind und Ströme,
Donner und Hagel
Rauschen ihren Weg
Und ergreifen
Vorübereilend
Einen um den andern.

Auch so das Glück
Tappt unter die Menge,
Faßt bald des Knaben
Lockige Unschuld,
Bald auch den kahlen,
Schuldigen Scheitel.

Nach ewigen, ehrnen,
Großen Gesetzen
Müssen wir alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden.

Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche:
Er unterscheidet,
Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Er allein darf
Dem Guten lohnen,
Den Bösen strafen,
Heilen und retten,
Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden.

Und wir verehren
Die Unsterblichen,
Als wären sie Menschen,
Täten im großen,
Was der Beste im kleinen
Tut oder möchte.

Der edle Mensch
Sei hilfreich und gut!
Unermüdet schaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sei uns ein Vorbild
Jener geahneten Wesen!

## 34. Mignon.

Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß, was ich leide!
Allein und abgetrennt
Von aller Freude
Seh' ich ans Firmament
Nach jener Seite.

Ach! der mich liebt und kennt,
Ist in der Weite.
Es schwindelt mir, es brennt
Mein Eingeweide.
Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß, was ich leide!

### 35. Harfenspieler.

Wer sich der Einsamkeit ergibt,
Ach, der ist bald allein;
Ein jeder lebt, ein jeder liebt
Und läßt ihn seiner Pein.
Ja! laßt mich meiner Qual!
Und kann ich nur einmal
Recht einsam sein,
Dann bin ich nicht allein.

Es schleicht ein Liebender lauschend sacht,
Ob seine Freundin allein?
So überschleicht bei Tag und Nacht
Mich Einsamen die Pein,
Mich Einsamen die Qual.
Ach, werd' ich erst einmal
Einsam im Grabe sein,
Da läßt sie mich allein!

### Derselbe.

Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein;
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

### 36. Freudvoll und leidvoll.

Freudvoll
Und leidvoll,
Gedankenvoll sein,
Langen
Und bangen

In schwebender Pein;
Himmelhoch jauchzend,
Zum Tode betrübt;
Glücklich allein
Ist die Seele, die liebt.

### 37. Ilmenau.

Anmutig Tal! du immergrüner Hain!
Mein Herz begrüßt euch wieder auf das beste;
Entfaltet mir die schwerbehangnen Äste,
Nehmt freundlich mich in eure Schatten ein,
Erquickt von euren Höhn, am Tag der Lieb' und Lust,
Mit frischer Luft und Balsam meine Brust!

Wie kehrt' ich oft mit wechselndem Geschicke,
Erhabner Berg[1], an deinen Fuß zurücke!
O laß mich heut' an deinen sachten Höhn
Ein jugendlich, ein neues Eden sehn!
Ich hab' es wohl auch mit um euch verdienet:
Ich sorge still, indes ihr ruhig grünet.

Laßt mich vergessen, daß auch hier die Welt
So manch Geschöpf in Erdefesseln hält,
Der Landmann leichtem Sand den Samen anvertraut
Und seinen Kohl dem frechen Wilde baut,
Der Knappe karges Brot in Klüften sucht,
Der Köhler zittert, wenn der Jäger flucht.
Verjüngt euch mir, wie ihr es oft getan,
Als fing' ich heut' ein neues Leben an.

Ihr seid mir hold, ihr gönnt mir diese Träume,
Sie schmeicheln mir und locken alte Reime.
Mir wieder selbst, von allen Menschen fern,
Wie bad' ich mich in euren Düften gern!
Melodisch rauscht die hohe Tanne wieder,
Melodisch eilt der Wasserfall hernieder;
Die Wolke sinkt, der Nebel drückt ins Tal,
Und es ist Nacht und Dämmrung auf einmal.

[1] Der Gickelhahn.

Im finstern Wald, beim Liebesblick der Sterne,
Wo ist mein Pfad, den sorglos ich verlor?
Welch seltne Stimmen hör' ich in der Ferne?
Sie schallen wechselnd an dem Fels empor.
Ich eile sacht zu sehn, was es bedeutet,
Wie von des Hirsches Ruf der Jäger still geleitet.

Wo bin ich? Ist's ein Zaubermärchenland?
Welch nächtliches Gelag am Fuß der Felsenwand?
Bei kleinen Hütten, dicht mit Reis bedecket,
Seh' ich sie froh ans Feuer hingestrecket.
Es dringt der Glanz hoch durch den Fichtensaal;
Am niedern Herde kocht ein rohes Mahl;
Sie scherzen laut, indessen bald geleeret
Die Flasche frisch im Kreise wiederkehret.

Sagt, wem vergleich' ich diese muntre Schar?
Von wannen kommt sie? Um wohin zu ziehen?
Wie ist an ihr doch alles wunderbar!
Soll ich sie grüßen? Soll ich vor ihr fliehen?
Ist es der Jäger wildes Geisterheer?
Sind's Gnomen, die hier Zauberkünste treiben?
Ich seh' im Busch der kleinen Feuer mehr;
Es schaudert mich, ich wage kaum zu bleiben.
Ist's der Ägyptier[2] verdächtiger Aufenthalt?
Ist es ein flüchtiger Fürst wie im Ardenner Wald?[3]
Soll ich Verirrter hier in den verschlungnen Gründen
Die Geister Shakespeares gar verkörpert finden?
Ja, der Gedanke führt mich eben recht;
Sie sind es selbst, wo nicht ein gleich Geschlecht!
Unbändig schwelgt ein Geist in ihrer Mitten,
Und durch die Roheit fühl' ich edle Sitten.

Wie nennt ihr ihn? Wer ist's, der dort gebückt
Nachlässig stark die breiten Schultern drückt?[4]
Er sitzt zunächst gelassen an der Flamme,
Die markige Gestalt aus altem Heldenstamme.
Er saugt begierig am geliebten Rohr,
Es steigt der Dampf an seiner Stirn empor.
Gutmütig trocken weiß er Freud' und Lachen
Im ganzen Zirkel laut zu machen,
Wenn er mit ernstlichem Gesicht
Barbarisch bunt in fremder Mundart spricht.

Wer ist der andre, der sich nieder
An einen Sturz des alten Baumes lehnt
Und seine langen, feingestalten Glieder
Ekstatisch faul nach allen Seiten dehnt
Und, ohne daß die Zecher auf ihn hören,
Mit Geistesflug sich in die Höhe schwingt
Und von dem Tanz der himmelhohen Sphären
Ein monotones Lied mit großer Inbrunst singt?

Doch scheinet allen etwas zu gebrechen.
Ich höre sie auf einmal leise sprechen,
Des Jünglings[5] Ruhe nicht zu unterbrechen,

---

[1] Es sind die munteren Gesellen Goethes und des Herzogs aus den Jahren 1775 und 1776.
[2] Zigeuner (vgl. engl. gipsy). [3] Vgl. Shakespeare, Wie es euch gefällt, Akt 2, Szene 1.
[4] Von Knebel ist gemeint, in Strophe 9 von Seckendorff, ersterer Erzieher, letzterer Kammerherr am Hofe des Herzogs. [5] Der Jüngling ist der Herzog; der am Eingang der Hütte Wachende ist der junge Goethe selbst.

Der dort am Ende, wo das Tal sich schließt,
In einer Hütte, leicht gezimmert,
Vor der ein letzter Blick des kleinen Feuers schimmert,
Vom Wasserfall umrauscht, des milden Schlafs genießt.
Mich treibt das Herz, nach jener Kluft zu wandern;
Ich schleiche still und scheide von den andern. —

Sei mir gegrüßt, der hier in später Nacht
Gedankenvoll an dieser Schwelle wacht!
Was sitzest du entfernt von jenen Freuden?
Du scheinst mir auf was Wichtiges bedacht.
Was ist's, daß du in Sinnen dich verliersest
Und nicht einmal dein kleines Feuer schürest?

„O frage nicht! denn ich bin nicht bereit,
Des Fremden Neugier leicht zu stillen;
Sogar verbitt' ich deinen guten Willen;
Hier ist zu schweigen und zu leiden Zeit.
Ich bin dir nicht imstande, selbst zu sagen,
Woher ich sei, wer mich hierher gesandt;
Von fremden Zonen bin ich her verschlagen
Und durch die Freundschaft festgebannt.

Wer kennt sich selbst? Wer weiß, was er vermag?
Hat nie der Mutige Verwegnes unternommen?
Und was du tust, sagt erst der andre Tag,
War es zum Schaden oder Frommen.
Ließ nicht Prometheus selbst die reine Himmelsglut
Auf frischen Ton vergötternd niederfließen?
Und konnt' er mehr als irdisch Blut
Durch die belebten Adern gießen?
Ich brachte reines Feuer vom Altar;
Was ich entzündet, ist nicht reine Flamme.
Der Sturm vermehrt die Glut und die Gefahr,
Ich schwanke nicht, indem ich mich verdamme.

Und wenn ich unklug Mut und Freiheit sang
Und Redlichkeit und Freiheit sonder Zwang,
Stolz auf sich selbst und herzliches Behagen,
Erwarb ich mir der Menschen schöne Gunst;
Doch ach, ein Gott versagte mir die Kunst,
Die arme Kunst, mich künstlich zu betragen.
Nun sitz' ich hier zugleich erhoben und gedrückt,
Unschuldig und gestraft, und schuldig und beglückt.

Doch rede sacht! Denn unter diesem Dach
Ruht all mein Wohl und all mein Ungemach:
Ein edles Herz, vom Wege der Natur
Durch enges Schicksal abgeleitet,
Das ahnungsvoll nun auf der rechten Spur
Bald mit sich selbst und bald mit Zauberschatten streitet
Und, was ihm das Geschick durch die Geburt geschenkt,
Mit Müh' und Schweiß erst zu erringen denkt.
Kein liebevolles Wort kann seinen Geist enthüllen
Und kein Gesang die hohen Wogen stillen.

Wer kann der Raupe, die am Zweige kriecht,
Von ihrem künft'gen Futter sprechen?
Und wer der Puppe, die am Boden liegt,
Die zarte Schale helfen durchzubrechen?
Es kommt die Zeit, sie drängt sich selber los
Und eilt auf Fittichen der Rose in den Schoß.

Gewiß, ihm geben auch die Jahre
Die rechte Richtung seiner Kraft.
Noch ist, bei tiefer Neigung für das Wahre,
Ihm Irrtum eine Leidenschaft.
Der Vorwitz lockt ihn in die Weite,
Kein Fels ist ihm zu schroff, kein Steg zu schmal;
Der Unfall lauert an der Seite
Und stürzt ihn in den Arm der Qual.
Dann treibt die schmerzlich überspannte Regung
Gewaltsam ihn bald da, bald dort hinaus,
Und von unmutiger Bewegung
Ruht er unmutig wieder aus.
Und düster wild an heitern Tagen,
Unbändig, ohne froh zu sein,
Schläft er, an Seel' und Leib verwundet und zerschlagen,
Auf einem harten Lager ein,
Indessen ich hier still und atmend kaum
Die Augen zu den freien Sternen kehre
Und, halb erwacht und halb im schweren Traum,
Mich kaum des schweren Traums erwehre."

Verschwinde, Traum!
Wie dank' ich, Musen, euch!
Daß ihr mich heut' auf einen Pfad gestellet,
Wo auf ein einzig Wort die ganze Gegend gleich
Zum schönsten Tage sich erhellet!
Die Wolke flieht, der Nebel fällt,
Die Schatten sind hinweg. Ihr Götter, Preis und Wonne!
Es leuchtet mir die wahre Sonne,
Es lebt mir eine schönre Welt;
Das ängstliche Gesicht ist in die Luft zerronnen,
Ein neues Leben ist's, es ist schon lang begonnen.

Ich sehe hier, wie man nach langer Reise
Im Vaterland sich wieder kennt,
Ein ruhig Volk im stillen Fleiße
Benutzen, was Natur an Gaben ihm gegönnt.
Der Faden eilet von dem Rocken
Des Webers raschem Stuhle zu,
Und Seil' und Kübel wird in längrer Ruh'
Nicht am verbrochnen Schachte stocken;
Es wird der Trug entdeckt, die Ordnung kehrt zurück,
Es folgt Gedeihn und festes ird'sches Glück.

So mög', o Fürst, der Winkel deines Landes
Ein Vorbild deiner Tage sein!
Du kennest lang die Pflichten deines Standes
Und schränkest nach und nach die freie Seele ein.
Der kann sich manchen Wunsch gewähren,
Der kalt sich selbst und seinem Willen lebt;
Allein wer andre wohl zu leiten strebt,
Muß fähig sein, viel zu entbehren.

So wandle du — der Lohn ist nicht gering —
Nicht schwankend hin, wie jener Sämann ging,
Daß bald ein Korn, des Zufalls leichtes Spiel,
Hier auf den Weg, dort zwischen Dornen fiel!
Nein, streue klug wie reich, mit männlich steter Hand,
Den Segen aus auf ein geackert Land!
Dann laß es ruhn: die Ernte wird erscheinen
Und dich beglücken und die Deinen.

**38. Hans Sachsens poetische Sendung.** (Erklärung eines alten Holzschnittes.)

In seiner Werkstatt Sonntags früh
Steht unser teurer Meister hie;
Sein schmutzig Schurzfell abgelegt,
Ein sauber Feierwams er trägt,
Läßt Pechdraht, Hammer und Kneipe rasten,
Die Ahl' steckt an dem Arbeitskasten.
Er ruht nun auch am siebenten Tag
Von manchem Zug und manchem Schlag.

Wie er die Frühlingssonne spürt,
Die Ruh' ihm neue Arbeit gebiert;
Er fühlt, daß er eine kleine Welt
In seinem Gehirne brütend hält,
Daß die fängt an zu wirken und leben,
Daß er sie gerne möcht' von sich geben.

Er hätt' ein Auge treu und klug
Und wär' auch liebevoll genug,
Zu schauen manches klar und rein
Und wieder alles zu machen fein;
Hätt' auch eine Zunge, die sich ergoß
Und leicht und fein in Worte floß:
Des täten die Musen sich erfreun,
Wollten ihn zum Meistersänger weihn.

Da tritt herein ein junges Weib,
Mit voller Brust und rundem Leib;
Kräftig sie auf den Füßen steht,
Grad, edel vor sich hin sie geht,
Ohne mit Schlepp und Steiß zu schwänzen
Oder mit 'n Augen 'rum zu scharlenzen [1].
Sie trägt einen Maßstab in ihrer Hand,
Ihr Gürtel ist ein güldin Band,
Hätt' auf dem Haupt ein Kornährkranz,
Ihr Auge war lichten Tages Glanz;
Man nennt sie Tätig Ehrbarkeit,
Sonst auch Großmut, Rechtfertigkeit.

Die tritt mit gutem Gruß herein,
Er drob nicht mag verwundert sein;
Denn wie sie ist, so gut und schön,
Meint er, er hätt' sie lang gesehn.
Die spricht: „Ich hab' dich auserlesen
Vor vielen in dem Weltwirrwesen,
Daß du sollst haben klare Sinnen,
Nichts Ungeschicklichs magst beginnen.
Wenn andre durcheinander rennen,
Sollst du's mit treuem Blick erkennen;
Wenn andre bärmlich sich beklagen,
Sollst schwankweis deine Sach' fürtragen;
Sollst halten über Ehr' und Recht,
In allem Ding sein schlicht und schlecht,
Frummkeit und Tugend bieder preisen,
Das Bös mit seinem Namen heißen,
Nichts verzierlicht und nichts verkritzelt,
Nichts verlindert und nichts verwitzelt;
Sondern die Welt soll vor dir stehn,
Wie Albrecht Dürer sie hat gesehn,
Ihr festes Leben und Mannlichkeit,
Ihr inner Maß und Ständigkeit.
Der Natur-Genius an der Hand
Soll dich führen durch alle Land,
Soll dir zeigen all das Leben,
Der Menschen wunderliches Weben,
Ihr Wirren, Suchen, Stoßen und Treiben,
Schieben, Reißen, Drängen und Reiben,
Wie kunterbunt die Wirtschaft tollert,
Der Ameishauf' durcheinander kollert;
Mag dir aber bei allem geschehn,
Als tätst's in ein'm Zauberkasten sehn.
Schreib das dem Menschenvolk auf Erden,
Ob's ihnen möcht' zur Witzung werden."
Da macht sie ihm ein Fenster auf,
Zeigt ihm draußen viel bunten Hauf,
Unter dem Himmel allerlei Wesen,
Wie ihr's mögt' in sein'n Schriften lesen.

Wie nun der liebe Meister sich
An der Natur freut inniglich,
Da seht ihr an der andern Seiten
Ein altes Weiblein zu ihm gleiten;
Man nennet sie Historia,
Mythologia, Fabula;
Sie ist rumpfet, strumpfet, bucklet und krumb,
Aber eben ehrwürdig darumb;
Sie schleppt mit keichendwankenden Schritten
Ein große Tafel in Holz geschnitten;
Darauf seht ihr mit weiten Ärmeln und Falten
Gott Vater Kinderlehre halten,
Adam, Eva, Paradeis und Schlang' [2],
Sodom und Gomorrhas Untergang [3],
Könnt auch die Zwölf durchlauchtigen Frauen
Da in ein'm Ehrenspiegel schauen [4];
Dann allerlei Blutdurst, Frevel und Mord,

[1] herumfahren; „scharlenzen" kommt nur an dieser Stelle vor, es ist aus „schalatzen" (σχολάζειν?) = „schlendern, spazieren" entwickelt. [2] Komödie „Die ungleichen Kinder Evä". [3] eine poetische Erzählung des Hans Sachs. [4] „Ehrenspiegel der zwölf durchlauchtigsten Frauen" (Eva, Sara, Rebekka, Rahel, Lea, Jael, Ruth, Michel, Abigail, Judith, Esther, Susanna).

Der Zwölf Tyrannen Schandenport[1],
Auch allerlei Lehr' und gute Weis.
Könnt sehn St. Peter mit der Geiß[2]
Über der Welt Regiment unzufrieden,
Von unserm Herrn zurechtbeschieden.
Auch war bemalt der weite Raum
Ihres Kleids und Schlepps und auch der Saum
Mit Weltlich Tugend- und Lastergeschicht'.

Unser Meister dies all ersicht
Und freut sich dessen wundersam,
Denn es dient wohl in seinen Kram.
Von wannen er sich eignet sehr
Gut Exempel und gute Lehr',
Erzählt das alles fix und treu,
Als wär' er selbst gesyn dabei.
Sein Geist was ganz dahin gebannt,
Er hätt' kein Aug davon verwandt,
Hätt' er nicht hinter seinem Rucken
Hören mit Klappern und Schellen spuken.

Da tät er einen Narren spüren
Mit Bocks- und Affensprüngen hofieren
Und ihm mit Schwank und Narretheiden
Ein lustig Zwischenspiel bereiten.
Schleppt hinter sich an einer Leinen
Alle Narren, großen und kleinen,
Dick und hager, gestreckt und krumb,
Allzu witzig und allzu dumb.
Mit einem großen Farrenschwanz
Regiert er sie wie e'n Affentanz,
Bespöttet eines jeden Fürm[3],
Treibt sie ins Bad, schneid't ihnen die Würm[4]
Und führt gar bitter viel Beschwerden,
Daß ihrer doch nicht wöll'n minder werden.

Wie er sich sieht so um und um,
Kehrt ihm das fast den Kopf herum:
Wie er möcht' Worte zu allem finden?
Wie er möcht' so viel Schwall verbinden?
Wie er möcht' immer mutig bleiben,
Das all zu singen und zu schreiben?
Da steigt auf einer Wolke Saum
Herein zu 's Oberfensters Raum
Die Muse, heilig anzuschaun,
Wie ein Bild unsrer lieben Frau'n.
Die umgibt ihn mit ihrer Klarheit
Immer kräftiger würkender Wahrheit.
Sie spricht: „Ich komm', um dich zu weihn,
Nimm meinen Segen und Gedeihn!
Das heilig Feuer, das in dir ruht,
Schlag' aus in hohe, lichte Glut!
Doch daß das Leben, das dich treibt,
Immer bei holden Kräften bleibt,
Hab' ich deinem innern Wesen
Nahrung und Balsam auserlesen,
Daß deine Seel' sei wonnereich,
Einer Knospe im Taue gleich."

Da zeigt sie ihm hinter seinem Haus
Heimlich zur Hintertür hinaus
In dem eng umzaunten Garten
Ein holdes Mägdlein sitzend warten
Am Bächlein, beim Holunderstrauch;
Mit abgesenktem Haupt und Aug'
Sitzt's unter einem Apfelbaum
Und spürt die Welt rings um sich kaum,
Hat Rosen in ihr'n Schoß gepflückt
Und bindet ein Kränzlein sehr geschickt,
Mit hellen Knospen und Blättern drein.
Für wen mag wohl das Kränzel sein?
So sitzt sie in sich selbst geneigt,
In Hoffnungsfüll' ihr Busen steigt;
Ihr Wesen ist so ahndevoll,
Weiß nicht, was sie sich wünschen soll,
Und unter vieler Grillen Lauf
Steigt wohl einmal ein Seufzer auf.

Warum ist deine Stirn so trüb?
Das, was dich dränget, süße Lieb',
Ist volle Wonn' und Seligkeit,
Die einem in dir ist bereit,
Der manches Schicksal wirrevoll
An deinem Aug sich lindern soll,
Der durch manch wunniglichen Kuß
Wiedergeboren werden muß.
Wie er den schlanken Leib umfaßt,
Von aller Müh' er findet Rast;
Wie er ins runde Armlein sinkt,
Neue Lebenstäg' und Kräfte trinkt.
Und dir kehrt süßes Jugendglück,
Deine Schalkheit kehret dir zurück.
Mit Necken und manchen Schelmerein
Wirst ihn bald nagen, bald erfreun.
So wird die Liebe nimmer alt,
Und wird der Dichter nimmer kalt!

Wie er so heimlich glücklich lebt,
Da droben in den Wolken schwebt
Ein Eichenkranz, ewig jung belaubt,
Den setzt die Nachwelt ihm aufs Haupt.
In Froschpfuhl all das Volk verbannt,
Das seinen Meister je verkannt!

[1] „Schandenport der zwölf Tyrannen" u. a. Pharao und Antiochus. [2] Legende.
[3] Der Furm, plur. die Fürm: die Form, die Art. [4] Geht auf die beiden Schwänke „Das Narrenbad" und „Das Narrenschneiden".

## 39. Zueignung.

Der Morgen kam; es scheuchten seine Tritte
Den leisen Schlaf, der mich gelind umfing,
Daß ich, erwacht, aus meiner stillen Hütte
Den Berg hinauf mit frischer Seele ging.
Ich freute mich bei einem jeden Schritte
Der neuen Blume, die voll Tropfen hing;
Der junge Tag erhob sich mit Entzücken,
Und alles war erquickt, mich zu erquicken.

Und wie ich stieg, zog von dem Fluß der Wiesen
Ein Nebel sich in Streifen sacht hervor;
Er wich und wechselte, mich zu umfließen,
Und wuchs geflügelt mir ums Haupt empor:
Des schönen Blicks sollt' ich nicht mehr genießen,
Die Gegend deckte mir ein trüber Flor;
Bald sah ich mich von Wolken wie umgossen
Und mit mir selbst in Dämmrung eingeschlossen.

Auf einmal schien die Sonne durchzudringen,
Im Nebel ließ sich eine Klarheit sehn.
Hier sank er leise, sich hinabzuschwingen,
Hier teilt' er steigend sich um Wald und Höhn.
Wie hofft' ich ihr den ersten Gruß zu bringen!
Sie hofft' ich nach der Trübe doppelt schön.
Der luft'ge Kampf war lange nicht vollendet,
Ein Glanz umgab mich, und ich stand geblendet.

Bald machte mich, die Augen aufzuschlagen,
Ein innrer Trieb des Herzens wieder kühn;
Ich konnt' es nur mit schnellen Blicken wagen,
Denn alles schien zu brennen und zu glühn.
Da schwebte, mit den Wolken hergetragen,
Ein göttlich Weib vor meinen Augen hin;
Kein schöner Bild sah ich in meinem Leben.
Sie sah mich an und blieb verweilend schweben.

„Kennst du mich nicht?" sprach sie mit einem Munde,
Dem aller Lieb' und Treue Ton entfloß;
„Erkennst du mich, die ich in manche Wunde
Des Lebens dir den reinsten Balsam goß?
Du kennst mich wohl, an die zu ew'gem Bunde
Dein strebend Herz sich fest und fester schloß.
Sah ich dich nicht mit heißen Herzenstränen
Als Knabe schon nach mir dich eifrig sehnen?"

„Ja!" rief ich aus, indem ich selig nieder
Zur Erde sank, „lang hab' ich dich gefühlt;
Du gabst mir Ruh', wenn durch die jungen Glieder
Die Leidenschaft sich rastlos durchgewühlt;
Du hast mir wie mit himmlischem Gefieder
Am heißen Tag die Stirne sanft gekühlt;
Du schenktest mir der Erde beste Gaben,
Und jedes Glück will ich durch dich nur haben!

Dich nenn' ich nicht. Zwar hör' ich dich von vielen
Gar oft genannt, und jeder heißt dich *sein*;
Ein jedes Auge glaubt auf dich zu zielen;
Fast jedem Auge wird dein Strahl zur Pein.
Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen,
Da ich dich kenne, bin ich fast allein;
Ich muß mein Glück nur mit mir selbst genießen,
Dein holdes Licht verdecken und verschließen."

Sie lächelte, sie sprach: „Du siehst, wie klug,
Wie nötig war's, euch wenig zu enthüllen!
Kaum bist du sicher vor dem gröbsten Trug,
Kaum bist du Herr vom ersten Kinderwillen,
So glaubst du dich schon Übermensch genug,
Versäumst, die Pflicht des Mannes zu erfüllen!
Wieviel bist du von andern unterschieden?
Erkenne dich, leb' mit der Welt in Frieden!"

„Verzeih mir!" rief ich aus; „ich meint' es gut;
Soll ich umsonst die Augen offen haben?
Ein froher Wille lebt in meinem Blut;
Ich kenne ganz den Wert von deinen Gaben!
Für andre wächst in mir das edle Gut;
Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben.
Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?"

Und wie ich sprach, sah mich das hohe Wesen
Mit einem Blick mitleid'ger Nachsicht an;
Ich konnte mich in ihrem Auge lesen,
Was ich verfehlt und was ich recht getan.
Sie lächelte, da war ich schon genesen,
Zu neuen Freuden stieg mein Geist heran;
Ich konnte nun mit innigem Vertrauen
Mich zu ihr nahn und ihre Nähe schauen.

Da reckte sie die Hand aus in die Streifen
Der leichten Wolken und des Dufts umher;
Wie sie ihn faßte, ließ er sich ergreifen,
Er ließ sich ziehn, es war kein Nebel mehr.
Mein Auge konnt' im Tale wieder schweifen;
Gen Himmel blickt' ich, er war hell und hehr.
Nur sah ich sie den reinsten Schleier halten,
Er floß um sie und schwoll in tausend Falten.

„Ich kenne dich, ich kenne deine Schwächen,
Ich weiß, was Gutes in dir lebt und glimmt!" —
So sagte sie, ich hör' sie ewig sprechen, —
„Empfange hier, was ich dir lang bestimmt!
Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
Der dies Geschenk mit stiller Seele nimmt:
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der *Dichtung* Schleier aus der Hand der *Wahrheit*.

Und wenn es dir und deinen Freunden schwüle
Am Mittag wird, so wirf ihn in die Luft!
Sogleich umsäuselt Abendwindeskühle,
Umhaucht euch Blumenwürzgeruch und Duft.

Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft;
Besänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich, und die Nacht wird helle."

So kommt denn, Freunde, wenn auf euren Wegen
Des Lebens Bürde schwer und schwerer drückt,
Wenn eure Bahn ein frischerneuter Segen
Mit Blumen ziert, mit goldnen Früchten schmückt,
Wir gehn vereint dem nächsten Tag entgegen!
So leben wir, so wandeln wir beglückt.
Und dann auch soll, wenn Enkel um uns trauern,
Zu ihrer Lust noch unsre Liebe dauern.

---

## Balladen:

### „Das Veilchen", „Der König in Thule", „Heidenröslein", „Der Fischer", „Der Erlkönig", „Der Sänger".

#### b) Epische und dramatische Dichtungen.

Die bedeutendste Darstellung der empfindsamen Seite der Sturm- und Drangperiode war der Roman **„Die Leiden des jungen Werther"**. Er erschien 1774, nachdem Goethe bereits die weltschmerzliche Stimmung der Wetzlarer Zeit überwunden hatte. Der Dichter verwob darin, unter ausgiebiger Benutzung seiner Briefe und Tagebuchnotizen, seine Liebe zu Lotte mit dem Geschick des ihm bekannten braunschweig-lüneburgischen Gesandtschaftssekretärs Jerusalem, der in unglücklicher Liebe zu der Gattin eines Freundes seinem Leben in Wetzlar 1772 ein Ende gemacht hatte. Die Dichtung ist im Anschluß an Richardsons Romane und besonders an Rousseaus Nouvelle Héloïse in Briefform abgefaßt. Die Auflehnung des Originalgenies gegen die Enge der Zeitanschauungen geschieht nicht wie im „Götz" durch die Tat, sondern mehr „passiv" durch die Aufopferung der Persönlichkeit des Helden. Damit ist das Muster des psychologischen Romans geschaffen; denn Schauplatz und Maßstab alles Geschehens ist die Seele Werthers. Nur soweit und in der Art, wie die Dinge der Außenwelt diese berühren, werden sie dargestellt. Aufs innigste ist alles mit dem Naturleben verknüpft, der holde Frühling des erwachenden Gefühls, der heiße, gewitterschwüle Sommer der Leidenschaft, der nebelbange Herbst der Ossianischen Schwermut und der kalte Wintersturm des Untergangs.

Goethe war einmal Werther; aber als er das Buch schrieb, wollte er sich von der in größter Naturwahrheit und bestrickender Sprache dargestellten krankhaften Empfindsamkeit seiner Zeit loslösen. Auch die andern wollte er davon befreien:

„Du beweinst, du liebst ihn, liebe Seele,
Rettest sein Gedächtnis von der Schmach;
Sieh, dir winkt sein Geist aus seiner Höhle:
Sei ein Mann, und folge mir nicht nach!"

Aber er erreichte das Gegenteil; denn das mit schwärmerischer Begeisterung aufgenommene, in fast sämtliche Sprachen übertragene Buch erzeugte das sog. „Wertherfieber", eine Steigerung jener krankhaften Sentimentalität

und jener aus überreizter Empfindsamkeit entspringenden friedlosen, todessehnsüchtigen Gemütsstimmung. —

Die kraftvolle Auflehnung des Starken durch die Tat gegen die verrotteten gesellschaftlichen und politischen Zustände zeigte Goethe in dem dramatischen Hauptwerke seiner Jugendzeit **„Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand"**. Es war die Umarbeitung einer flüchtig hingeworfenen, nur lose im Shakespeareschen Geiste dramatisierten „Geschichte Gottfriedens . . .", an der Herder eine scharfe Kritik geübt hatte. Der Dichter wollte die „Geschichte eines Selbsthelfers in wilder, anarchischer Zeit geben". Den Stoff entnahm er einer 1731 durch Franck von Steigerwald herausgegebenen trockenen und verworrenen Selbstbiographie Götzens, behandelte ihn aber nach Shakespeares Vorbild mit großer Freiheit, Unhistorisches[1] mit Historischem mischend[2], ohne Berücksichtigung der viel umstrittenen Einheiten des Ortes und der Zeit, zuweilen selbst ohne Beachtung der Einheit der Handlung.

A. (I.) 1. a) Die Stellung der Bauern und Götzens zum Bischof von Bamberg und zu den Fürsten ist ersichtlich aus dem Streite der Bauern mit den Bamberger Reitern. Anschlag Götzens auf Weislingen, den Freund des Bischofs; seine leutselige, offene Weise zeigt sich in der Unterhaltung mit seinem Buben Georg und dem Mönch Martin.

b) Szene auf Jagsthausen in Götzens Burg; seine mutige Gattin Elisabeth, seine milde Schwester Maria (Erinnerung an Friederike Brion zu Sesenheim) und sein ihm geistig wenig ähnliches Söhnchen Karl[3] erwarten ihn mit Sehnsucht. Bald kehrt er heim mit dem gefangenen Weislingen, er selbst heiter, dieser anfangs gedrückt und wortkarg; ihre verschiedene Auffassung über die Stellung der Reichsritter und die Ziele der Fürsten.

2. Das Gegenspiel am Hofe des Bischofs von Bamberg.

Der Bischof prunkliebend, wissenschaftlich wenig gebildet, aber politisch nicht unerfahren, der Abt von Fulda unwissend, beschränkt und sinnlich, Olearius, gelehrter Vertreter des neu eingeführten römischen Rechts, Liebetraut, witzig, eine feine Art von Hofnarr. Feindliche Stimmung des Bischofs gegen Götz, Meldung der Gefangennahme Weislingens.

3. Verlobung Marias mit Weislingen, von Götz mit Freude begrüßt. Er ist bereit, Weislingen zu entlassen gegen das Versprechen, seinen Feinden keinen Vorschub leisten zu wollen. Die Erzählung des Knappen Franz von der Schönheit und Anmut der Adelheid von Walldorf am Bamberger Hofe läßt einen Umschwung in der Gesinnung seines Herrn ahnen.

B. (II—IV, 3.) 1. Während Liebetraut das dem Bischof und Adelheid gegebene Versprechen, Weislingen an den Hof zurückzuführen, ins Werk setzt, plant Götz mit Selbitz einen Anschlag auf Nürnberger Kaufleute, da Nürnberger seinen Buben den Bambergern verraten haben.

2. Adelheid zeigt lebhaftere Teilnahme für den durch Liebetraut nach Bamberg gebrachten Weislingen. Götz, durch die Kunde von Weislingens Ritt nach Bamberg mißtrauisch geworden, entsendet Georg dorthin. Weislingen gerät durch die scheinbare Ungnade des Bischofs und die bestrickenden Künste Adelheids ins Schwanken. Götz erfährt durch Georg Weislingens treuloses Verhalten. Dieser läßt sich durch Adelheid völlig fesseln und stellt sich ganz in ihren Dienst. Eine Bauernhochzeit gibt zum Schlusse des zweiten Aktes Zeugnis von den traurigen Rechtszuständen des Reiches.

3. a) Weislingen benutzt geschickt die Klage von zwei anwesenden Nürnberger Kaufleuten, um den Kaiser zu einer Exekution gegen Götz zu bestimmen. Sickingen wirbt um die verlassene Maria und verspricht Götz heimliche Beihilfe. Die Schwärmerei des Knappen Franz für Adelheid leitet die Nebenhandlung ein, die zur Katastrophe führt. Der tapfere Lerse (Andenken an Goethes Tischgenossen Franz Lerse in Straßburg) stößt zu Götz. Kampf mit den Reichstruppen, in dem Götz siegt, Selbitz verwundet wird. Götz zieht sich in seine Burg zurück.

b) Der kaiserliche Hauptmann sammelt seine zersprengten Truppen zu einem Angriff auf die Burg, während Götz die Trauung Sickingens mit Maria betreibt und sie nach Vollziehung

---

[1] Nach der Geschichte starb Götz nach geschworener Urfehde im Jahre 1562 (82 Jahre alt) auf Schloß Hornberg. Sein letzter Kriegszug war im Jahre 1544 mit Karl V. gegen Frankreich gerichtet.

[2] „Ich schilderte, wie in wüsten Zeiten der wohldenkende, brave Mann allenfalls an die Stelle des Gesetzes und der ausübenden Gewalt zu treten sich entschließt."

[3] Der geschichtliche Götz hatte sieben Kinder.

derselben entläßt. Bald gehen Speise und Trank und auch die Munition auf die Neige. Lerse erwirkt freien Abzug mit Waffen. Götz wird aber beim Verlassen des Schlosses verräterisch überfallen und gefangengenommen.

4. a) Götzens festes und edles Auftreten vor dem Rate zu Heilbronn.

b) Sickingen rettet ihn vor Einkerkerung; aus freier Entschließung schwört Götz, seine Burg nicht mehr zu verlassen.

C. (IV, 4—V, 7.) 1. Adelheid und Weislingen, inzwischen verheiratet, sind empört, daß der Kaiser das Abkommen Götzens mit den Heilbronnern genehmigt hat, und hoffen auf baldigen Anlaß zu neuem Einschreiten gegen Götz. Weislingens Eifersucht und die Weigerung seiner Gattin, sich vom Hofe zu entfernen. Adelheids Entschluß, ihren Gatten aus dem Wege zu räumen, wenn sie die Gunst des zukünftigen Kaisers Karl gewinnen kann (Monolog). Zu diesem Zwecke fesselt sie ihren Buhlen Franz noch enger an sich. Götz fühlt sich in der müßigen Ruhe (Aufzeichnung seiner Lebensgeschichte) unbehaglich, ebenso Lerse und Georg, die von dem Bauernaufstande berichten.

2. Götz wird gezwungen, Anführer der Bauern auf vier Wochen zu werden, nachdem sie ihm versprochen haben, von ihren Übeltaten abzustehen. Die Rädelsführer, über dieses Abkommen unwillig, äschern Miltenberg ein. Weislingen trifft mit seinen Truppen bei Miltenberg ein und läßt seiner Gattin durch Franz befehlen, sofort vom Hofe auf sein Schloß zu reisen. Götz hat vergeblich versucht, dem Brande Miltenbergs Einhalt zu tun; er wird im Kampfe verwundet und muß fliehen; trotz der Hilfe von Zigeunern wird er kämpfend gefangengenommen.

D. (V, 8—14.) a) Adelheid, entrüstet über die Forderung ihres Gatten, bestimmt Franz durch buhlerische Künste zur Vergiftung ihres Mannes. Von furchtbaren Schmerzen und von Gewissensnöten gepeinigt, vernichtet Weislingen auf Fürbitte Marias das Todesurteil Götzens und stirbt unter ihren Trostworten, nachdem er von Franz erfahren, daß sein eigenes Weib ihn hat vergiften lassen. Franz findet verzweifelnd in den Fluten des Mainflusses seinen Tod. Adelheid verfällt dem Urteile des heimlichen Gerichts, das sie wegen Ehebruchs und Gattenmordes zum Tod durch Strang und Dolch verurteilt.

b) Todesmatt liegt Götz im Turme, sein Geschick beklagend, doch ergeben in Gottes Willen. Seine letzten Stunden bringt er in einem Gärtchen am Turm in frischer Frühlingsluft zu. Die Botschaft seiner Begnadigung durch Maria ist für ihn wertlos geworden. Die Mitteilung über den Reitertod des wackern Georg bringt ihm Trost; umgeben von den Seinen stirbt er mit dem (die Sturm- und Drangperiode beherrschenden) Rufe: „Freiheit! Freiheit!“

Rhapsodisch hingeworfen, hat das Stück seinen Wert nicht im Aufbau, in Gliederung und in dramatischer Steigerung, sondern in der klaren und treuen Veranschaulichung von Einzelbildern aus der sturmbewegten Zeit der Reformation. Diese Einzelbilder sind freilich nur lose miteinander verbunden, so daß man das Stück eher ein episch-dramatisches Zeit- und Charaktergemälde oder nach Lessings Wort eine „dialogisierte Chronik“ als ein regelrechtes Schauspiel nennen könnte. Aber die lebenswahren und farbenreichen Bilder der deutschen Vergangenheit, die meisterhafte Zeichnung der Charaktere der in scharfer Klarheit vorgeführten Gestalten, in die der Dichter zum Teil Züge von ihm lieben Personen gelegt hat, die Volkstümlichkeit und Kraft der Sprache verschafften dem Stück bei seinem Erscheinen einen solchen Beifall, daß des Dichters Ruf mit einem Schlage begründet war. —

Diese beiden größten Werke der Frühzeit sind bei weitem nicht die einzigen. Wir haben oben auf die reiche Fülle in den Fragmenten hingewiesen; alle sollten sie „Übermenschen“ an Kraft oder Gefühl darstellen: Mahomets Steigen und Fallen, Prometheus' Trutz und der Liebe Erwachen in „Pandora“, die rastlose Ungebundenheit im „Ewigen Juden“. Am gewaltigsten aber, wenn auch nur unfertig, war der Entwurf zum Faust, der „Urfaust“, in dem die Gretchentragödie allein vollendet und zu höchster dichterischer Schönheit gesteigert erscheint. Noch eine „Urdichtung“ von starker Eigenart, die späterhin verflachend überarbeitet wurde, entstand gegen Ende dieser Zeit, „Wilhelm Meisters theatralische Sendung“. Vor wenigen Jahren

brachte ein Zufall sie wieder ans Licht. Auch „Egmont" wurde begonnen, aber erst in Italien vollendet. Abgeschlossen dagegen lag „Clavigo" vor, die Dramatisierung einer Episode aus des französischen Abenteurers, Staatsmannes und Literaten Beaumarchais „Mémoires", das bühnenwirksamste Stück Goethes. Auch hier liegt eine „Beichte" Goethes vor. Wie in der Gestalt Weislingens im „Götz" und wie im „Faust" klagt er sich auch in Clavigo der Treulosigkeit an, gewissermaßen um Buße zu tun für das Verlassen Friederikes. —

Noch in Frankfurt zum großen Teile entworfen, aber erst in Italien (1788) fertiggestellt, steht der „Egmont" auf der Übergangsstufe zu der späteren Entwicklung Goethes. Die ersten Akte mit ihren kraftvoll realistischen Volksszenen sind in ihrer Wirkung weit sicherer als der melodramatische, vom italienischen Operngeschmack diktierte Schluß[1]. Das Ganze ist in Prosa geschrieben; aber gegen Ende fühlt man überall den Rhythmus des Blankverses hindurchklingen. Das Stück stellt den Kampf dar zwischen Freiheit und Gewaltherrschaft in dem Gegensatze zwischen der Arg- und Sorglosigkeit des völlig verblendeten Grafen Egmont und der politischen, ihn mit dämonischer Macht umgebenden Arglist des Herzogs Alba, des unbeugsamen Dieners Philipps II. von Spanien.

Haupthandlung: Egmonts Fall; Nebenhandlung: Klärchens Liebe und Untergang.

A. (I.) a) Das Armbrustschießen in Brüssel gibt den Charakter der Niederländer kund. Begeisterung der Bürger für den durch Buyck charakterisierten Grafen Egmont, Abneigung gegen den König Philipp II. von Spanien, geringes Vertrauen zu der Statthalterin Margarete von Parma, des Königs Schwester. Zulassung der neuen Einrichtungen (14 Bistümer und Inquisition). Sorge der Regentin (Monolog) wegen der in den Provinzen ausgebrochenen Unruhen. Bericht ihres Geheimsekretärs Machiavell über den Bildersturm. Ihre Sorge um Egmont, der das Ernsthafte scherzhaft nimmt, die Auflehnung des Volkes und Adels verstärkt und dadurch sich selbst in Gefahr stürzen kann. Berufung des Rates.

b) Klärchen im Gespräche mit ihrer Mutter und mit Brackenburg; sie findet ihr Glück und ihre Seligkeit in der Liebe zu Egmont. Brackenburgs Verzweiflung über Klärchens Gleichgültigkeit, seine Selbstmordgedanken.

B. (II—IV, 1.) 1. a) Aufwiegelung der Bürger durch den Schreiber Vansen; Herstellung der Ruhe durch Egmont. Die Andeutungen Jetters betreffs der Exekution lassen auch um den Liebling des Volkes die Sorge aufkommen.

b) Bericht des Sekretärs an Egmont über die eingegangenen Briefe; Egmonts Milde; die brieflichen Mahnungen des ihm väterlich gesinnten Grafen Oliva rühren ihn nicht („Soll ich den gegenwärtigen Augenblick nicht genießen?"). Auch die gesteigerten Warnungen Oraniens, selbst die Mitteilung, daß der mordsinnige Alba mit einem Heere im Anzuge sei, lassen keine Sorge in ihm aufkommen; „um die sinnenden Runzeln wegzubaden, gibt es ja wohl noch ein freundlich Mittel", nämlich Klärchen.

2. a) Die Regentin ist entschlossen, Alba in der besten Art Platz zu machen, ehe er sie verdrängt.

b) Egmont in spanischer Tracht bei Klärchen; seine Zuversicht auf die ihm durch den Orden des Goldenen Vließes gegebenen Freiheiten; auch die Erinnerung an die Regentin stört ihn nicht in seinem Liebesglück.

3. Furcht des Volkes vor der Strenge Albas und seinen strammen Soldaten. Nach der Abreise der Regentin und Oraniens bleibt Egmont als einzige Hoffnung; aber auch er ist nach Vansens Darstellung trotz seines Goldenen Vließes schwer gefährdet.

C. (IV, 2.) a) Albas Vorbereitungen zu Egmonts Verhaftung; seine an Gomez und Silva gegebenen Befehle; seine Weisungen an seinen Sohn Ferdinand.

b) Die Unterredung Albas mit Egmont; allmähliche Verschärfung der Gegensätze. Egmonts mutiges Eintreten für die Rechte des Volkes, sein Tadel der Maßnahmen Albas. Auf das

[1] Bekanntlich schrieb Beethoven eine Ouvertüre und eine Begleitmusik zum 5. Akt für den „Egmont".

Wort Albas: „Gehorsam fordre ich von dem Volke“ antwortet Egmont: „Fordre unsre Häupter, so ist es auf einmal getan!“ (Höhepunkt.) Alba verhaftet ihn im Namen des Königs.

D. (V, 1—4.) 1. a) Klärchen, von Brackenburg vergebens zurückgehalten, bemüht sich nutzlos, das Volk zur gewaltsamen Befreiung Egmonts zu entflammen.

b) Egmont kann vor Sorgen und schweren Ahnungen im Gefängnis keinen Schlaf finden; noch immer hofft er auf Rettung durch die Gerechtigkeit des Königs, durch die Regentin, seine Freunde und das Volk.

2. a) Auf Brackenburgs Mitteilung von der Verurteilung und der bevorstehenden Hinrichtung Egmonts geht Klärchen kühn entschlossen in den Tod durch einen Gifttrunk. Brackenburgs Verzweiflung.

b) Egmont vernimmt das Todesurteil und findet in dem zurückgebliebenen Ferdinand einen edlen Freund; dieser kann ihm Hoffnung auf Rettung nicht geben, benimmt ihm aber die Sorge um Klärchen.

E. Im Traume sieht Egmont die Freiheit in der Gestalt Klärchens, die ihm durch einen Lorbeerkranz den Sieg der Freiheit verkündet. Mutvoll geht er den spanischen Trabanten zur Hinrichtung voraus; er schreitet aus dem Kerker einem ehrenvollen Tod entgegen; denn er stirbt für die Freiheit, für die er lebte und focht.

Das Stück rückt uns, wenn auch einzelne Szenen nur locker miteinander verknüpft sind, eine große Zeit lebendig vor Augen, enthält farbenkräftige Bilder des niederländischen Volkes, ist voll des Reizes reichster Lebenswahrheit und zieht an durch das auf der Bühne besonders wirkungsvolle Liebesidyll Egmonts und Klärchens.

Das Urteil über das Drama war verschieden; errang es durch jene aus Goethes Jugendjahren stammenden trefflichen, nach Shakespeares Muster gebildeten Volksszenen, besonders aber durch die Liebesszenen vielseitige Anerkennung, so erfuhr es doch auch mannigfache Anfechtung, namentlich von Schiller, der die Schlußerscheinung Klärchens, weil sie die „hohe sinnliche Wahrheit“ in den übrigen Teilen des Stückes „mutwillig zerstöre“, scharf tadelte und die Schlußallegorie einen „Salto mortale in die Opernwelt“ nannte. Auch mißbilligte er die Abweichung Goethes von der geschichtlichen Wahrheit; der Dichter hatte seinen Helden in bewußtem Gegensatz zur Geschichte dargestellt, indem er als Grund angab: „Zu meinem Gebrauche mußte ich ihn in einen Charakter umwandeln, der solche Eigenschaften besaß, die einen Jüngling besser zieren als einen Mann in Jahren, einen Unbeweibten besser als einen Hausvater, einen Unabhängigen mehr als einen, der, noch so frei gesinnt, durch mancherlei Verhältnisse begrenzt ist. Als ich ihn so in meinen Gedanken verjüngt und von allen Bedingungen losgebunden hatte, gab ich ihm die ungemessene Lebenslust, das grenzenlose Zutrauen zu sich selbst, die Gabe, alle Menschen an sich zu ziehen (attrattiva) und so die Gunst des Volkes, die stille Neigung einer Fürstin, die ausgesprochene eines Naturmädchens, die Teilnahme eines Staatsklugen zu gewinnen, ja selbst den Sohn seines größten Widersachers für sich einzunehmen. Die persönliche Tapferkeit, die den Helden auszeichnet, ist die Basis, auf der sein ganzes Wesen ruht, der Grund und Boden, aus dem es hervorsproßt. Er kennt keine Gefahr und verblendet sich über die größte, die sich ihm nähert.“ Schiller war dagegen der Ansicht, daß der Egmont der Geschichte als wirklich handelnder Volksführer und als ein für seine sehr zahlreiche Familie (Gattin und elf Kinder) ängstlich besorgter Vater besser zum Helden des Dramas gepaßt hätte als der unverheiratete und durchaus passive Schwächling Egmont, der „wie ein Nachtwandler auf jäher Dachspitze wandelnd“ durch Leichtsinn und allzu große Arglosigkeit und Vertrauensseligkeit sich ins Unglück stürzt.

# § 26. Der junge Schiller. (1759—1788.)

## I. Sein Leben.

Schillers Leben ist im Grunde ein Ringen mit immer neuen Widerständen gewesen; es trägt geradezu einen tragischen Kampfes- und Leidenszug an sich. Ein reiches Maß von Mühsalen und Leiden war dem Dichter beschieden, aber als ausgesprochene Kampf- und Willensnatur wußte er alle inneren und äußeren Nöte zu überwinden, und als Sieger ging er in einen frühen Tod. Die Zusammenhänge zwischen menschlichem Erleben und dichterischem Schaffen sind bei Schiller nicht immer so leicht zu erkennen wie bei Goethe. Dennoch hat jenes Persönliche und Menschliche auch für Schillers dichterische Erscheinung seine Bedeutung. Schillers Lebensbild hat etwas typisch Menschliches an sich; in seinen Grundzügen ist es allgemeiner und leichter ansprechend als die individuell doch verwickeltere Gesamterscheinung Goethes. Aus Schillers Leben und Werken tritt uns das Idealbild eines Mannes entgegen, dessen Gesamtpersönlichkeit gewinnende und seelenstärkende Kräfte in sich birgt.

**Johann Christoph Friedrich Schiller** (1759—1805) wurde am 10. November 1759 in Marbach am Neckar als Sohn des früheren Wundarztes und damaligen Leutnants Johann Kaspar Schiller geboren. Die Mutter, Elisabeth Dorothea Kodweiß, die Tochter eines Marbacher Gastwirts, war eine sinnige und fromme Frau, deren äußere Erscheinung auf den Sohn überging. Der Knabe hatte von seinem Vater feuriges Temperament, Triebkraft und Stärke des Wollens, von seiner Mutter mit der Gestalt die Wärme des Herzens geerbt. Als Werbeoffizier wurde der Vater an die württembergische Grenze versetzt, weshalb die Familie 1764 nach Lorch an der Rems übersiedelte. Hier erhielt der Sohn bei dem Pfarrer Moser den ersten Unterricht im Lateinischen und Griechischen. Als Hauptmann Schiller 1766 nach Ludwigsburg versetzt wurde (später wurde er Oberaufseher der herzoglichen Gärten auf der Solitüde bei Stuttgart), kam der nun siebenjährige Knabe auf die dortige Lateinschule. Seine Neigung zur Theologie mußte er aufgeben, als Herzog Karl Eugen von Württemberg des begabten und fleißigen Knaben Aufnahme in die auf dem Lustschlosse Solitüde neu gegründete Militär-Akademie, die spätere Karlsschule, verfügte. Anfang 1773 trat der junge Schiller ein, um sich auf die juristische Laufbahn vorzubereiten. Nach Verlegung der Anstalt nach Stuttgart ging er zum Studium der Medizin über. Mehr als die Fachwissenschaft fesselte ihn die neuere Literatur, und eifrig las er für sich alles, was er sich heimlich verschaffen konnte; mächtig begeisterten ihn Klopstocks Oden, Shakespeares Dramen in Wielands Übersetzung und die neuesten Erzeugnisse der Stürmer und Dränger (Goethes „Götz" und „Werther", „Julius von Tarent" von Leisewitz u. a.), endlich die Werke Rousseaus. Der Ruf nach Rückkehr zur Natur begeisterte den feurigen, freiheitsdurstigen Jüngling um so mehr, als er sich durch die strenge Zucht und die militärische Disziplin auf der Akademie schwer beengt fühlte. Damals beschäftigten ihn schon dichterische Versuche und dramatische Pläne; doch lag er auch mit Eifer seinem Studium ob, so daß er Ende 1780 aus der Akademie entlassen und als Regimentsmedikus in Stuttgart angestellt wurde. Trotz eines kärglichen Soldes führte er hier im Verkehr mit lebenslustigen Freunden ein flottes

Burschenleben und genoß in vollen Zügen die lang entbehrte äußere Freiheit; er wohnte zu dieser Zeit bei der Hauptmannswitwe Frau Luise Vischer, die er in seinen Laura-Oden besingt. Indessen war unter dem Einfluß eigenen und fremden Sturmes und Dranges das erste Drama, „Die Räuber", herangereift, das 1781 im Druck erschien und zu Anfang des folgenden Jahres in Mannheim mit größtem Erfolge aufgeführt wurde.

Dem Herzog waren die literarischen Arbeiten seines Regimentsmedikus höchst unerwünscht, ja er verfügte, Schiller solle „keine Komödien mehr schreiben bei Strafe der Kassation". Diesem unerträglichen Druck entzog sich Schiller im September 1782 durch die Flucht nach Mannheim in Begleitung seines treuen Freundes, des Musikers Andreas Streicher. Wider Erwarten wurde das zweite Drama, der „Fiesko", von dem dortigen Theaterintendanten Freiherrn von Dalberg abgelehnt und jede Unterstützung verweigert. Aus Furcht vor Auslieferung ging die Flucht weiter nach Sachsenhausen bei Frankfurt a. M. und von da wieder in die Nähe Mannheims nach Oggersheim; eine inzwischen fertiggestellte Umarbeitung des „Fiesko" wurde jedoch wiederum zurückgewiesen. Nunmehr fand der heimatlos gewordene Dichter Aufnahme auf einem kleinen Gute der Frau v. Wolzogen in Bauerbach bei Meiningen (Dezember 1782 bis Juli 1783). Hier wurde der „Fiesko" erneut umgearbeitet und das dritte Jugendwerk, „Kabale und Liebe", vollendet. Beide Dramen wurden von Dalberg endlich angenommen und Schiller selbst als Theaterdichter für die Mannheimer Bühne angestellt. Die drei Bühnenstücke fanden inzwischen glänzende Aufnahme. Der Dichter erntete viel Anerkennung; Goethes Freund und Gönner, Herzog Karl August von Weimar, dem Schiller in Darmstadt den ersten Akt seines inzwischen begonnenen „Don Carlos" vorlas, verlieh ihm den Titel eines weimarischen Rates. Dennoch war Schiller der Not und Verzweiflung nahe. Drückende Nahrungssorgen, schwere Krankheit lähmten sein Schaffen; unerquickliche gesellschaftliche Verhältnisse, nicht zuletzt auch eine unselige Leidenschaft für Charlotte von Kalb, die schwärmerische Gattin eines Offiziers, erweckten in ihm die Sehnsucht nach wahrer und fördernder Freundschaft. Diese ward ihm von zwei Brautpaaren aus Leipzig, die sich für seine Jugenddramen begeistert hatten, geboten, von Gottfried Körner (Jurist, später juristischer Konsistorialrat) und dessen Freund Huber mit ihren Bräuten Minna und Dora Stock. Auf ihre Einladung hin ging der Dichter im April 1785 nach Leipzig, wo er liebevolle Aufnahme fand. Während des Sommers arbeitete er in dem Dorfe Gohlis bei Leipzig an seinem „Don Carlos", dann wurde er nach Körners Verheiratung dessen Gast in Dresden und in seinem Landhause in Loschwitz bei Dresden. Aller äußeren Sorgen ledig, fand Schiller jetzt volle Befriedigung sowohl für sein Gemüt als für seinen Erkenntnistrieb im Verkehr mit dem nur wenig älteren trefflichen Freunde, der ihm auch ein verständnisvoller Kritiker und wissenschaftlicher Berater war. Das begeisterte „Lied an die Freude" spiegelt das Glück des Freundschaftsbundes wider. 1787 erreichte der „Don Carlos" seinen Abschluß. Nach Vollendung dieses Werkes siedelte Schiller nach Weimar über, wo ihn seine Freundin Charlotte von Kalb in die leitenden Kreise einführte. Der Herzog war zwar abwesend, Goethe weilte in Italien; engere Beziehungen knüpfte er zunächst nur mit Wieland an, für dessen „Teutschen Merkur" er Beiträge versprach. Auf einer Reise nach Meiningen und Bauerbach mit Wilhelm v. Wolzogen lernte er durch diesen die Familie

von Lengefeld in Rudolstadt kennen; zu der jüngeren Tochter Charlotte faßte er eine tiefe, dauernde Neigung. (Der älteren Tochter Karoline verdanken wir die erste Schillerbiographie: „Schillers Leben", 1830.)

## II. Seine Dichtungen.

### a) Die Jugendlyrik.

Schillers erste Gedichtsammlung, die „Anthologie auf das Jahr 1782", atmet denselben Geist wie die „Räuber" und steht im Zeichen der Sturm- und Drangperiode. Auch aus ihr spricht erregte Leidenschaft, nur gelingt deren lyrische Gestaltung dem Dichter nicht; das Übermaß an Pathos bei nicht immer einwandfreien Reimen wirkt ermüdend. Die stürmische, überbrausende Kraft überschreitet in ihrem Ausdruck oft die Grenzen des Maßes und der Schönheit; der Größe der Anschauungen entspricht nicht ihre Klarheit. Hohle Phrasen, geschraubte Metaphern, verwegene Wortbildungen, dialektische Eigenheiten sind nicht selten; anderseits berühren die Festigkeit der Überzeugung, die Begeisterung, das lebhafte Gefühl für Freiheit, Freundschaft, Natur, Liebe angenehm und erhebend.

Mit dem Eintritt in den Körnerschen Kreis kommen Ruhe und Klarheit in seinen Geist, und in der Dichtung gewahren wir einen Umschwung in der poetischen Sprache, Darstellung und Auffassungsweise. Wenn auch der Ausdruck noch nicht überall zu klassischer Anschaulichkeit gediehen ist, so weiß doch die meisterhafte Verwertung antiker Sage und Mythe, die immer zunehmende Anwendung deutlicher und einfacher Bilder, der edle und gehobene Ton das Verständnis einer Dichtung zu vermitteln, die aus den tiefsten Gründen des Menschengeistes schöpft. Der feurige Hymnus „An die Freude" ist zwar mit seinem dithyrambischen Schwung nicht frei von Maßlosigkeiten, weckt aber doch immer wieder hohe Begeisterung, besonders in Verbindung mit dem großen Tonwerk Beethovens (Schluß der 9. Symphonie). Zu den Dichtungen, die aus Schillers Beschäftigung mit dem Altertum, der Geschichte und Philosophie erwuchsen, gehören „Die Götter Griechenlands", die des Dichters Sehnsucht nach dem poesievollen Zeitalter der hellenischen Götterwelt ausdrücken. „Die Künstler" berühren sich inhaltlich mit den Gedanken der „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen". Die Kunst wird hier als die Vorstufe der wissenschaftlichen und sittlichen Kultur gefeiert und davon ihre Würde und die Pflichten der Künstler abgeleitet.

#### 1. Die Größe der Welt.

Die der schaffende Geist einst aus dem Chaos schlug,
Durch die schwebende Welt flieg' ich des Windes Flug,
Bis am Strande
Ihrer Wogen ich lande,
Anker werf', wo kein Hauch mehr weht
Und der Markstein der Schöpfung steht.

Sterne sah ich bereits jugendlich auferstehn,
Tausendjährigen Gangs durchs Firmament zu gehn,
Sah sie spielen
Nach den lockenden Zielen;
Irrend suchte mein Blick umher,
Sah die Räume schon — sternenleer.

Anzufeuern den Flug weiter zum Reich des Nichts,
Steur' ich mutiger fort, nehme den Flug des Lichts,
Neblicht trüber
Himmel an mir vorüber,
Weltsysteme, Fluten im Bach,
Strudeln dem Sonnenwandrer nach.

Sieh, den einsamen Pfad wandelt ein Pilger mir
Rasch entgegen. — „Halt an! Waller, was suchst du hier?" —
„Zum Gestade
Seiner Welt meine Pfade!
Segle hin, wo kein Hauch mehr weht
Und der Markstein der Schöpfung steht!"

„Steh! du segelst umsonst — vor dir Unendlichkeit!" —
„Steh! du segelst umsonst — Pilger, auch hinter mir!
Senke nieder,
Adlergedank', dein Gefieder!
Kühne Seglerin, Phantasie,
Wirf ein mutloses Anker hie!"

## 2. Gruppe aus dem Tartarus.

Horch — wie Murmeln des empörten Meeres,
Wie durch hohler Felsen Becken weint ein Bach,
Stöhnt dort dumpfigtief ein schweres, leeres,
Qualerpreßtes Ach!
Schmerz verzerret
Ihr Gesicht, Verzweiflung sperret
Ihren Rachen fluchend auf.
Hohl sind ihre Augen — ihre Blicke
Spähen bang nach des Cocytus[1] Brücke,
Folgen tränend seinem Trauerlauf,
Fragen sich einander ängstlich leise,
Ob noch nicht Vollendung sei? —
Ewigkeit schwingt über ihnen Kreise,
Bricht die Sense des Saturns entzwei.

## 3. Resignation.

Auch ich war in Arkadien[2] geboren,
Auch mir hat die Natur
An meiner Wiege Freude zugeschworen;
Auch ich war in Arkadien geboren,
Doch Tränen gab der kurze Lenz mir nur.

Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder;
Mir hat er abgeblüht.
Der stille Gott — o weinet, meine Brüder —
Der stille Gott taucht meine Fackel nieder,
Und die Erscheinung flieht.

Da steh' ich schon auf deiner finstern Brücke,
Furchtbare Ewigkeit.
Empfange meinen Vollmachtbrief zum Glücke!
Ich bring' ihn unerbrochen dir zurücke,
Ich weiß nichts von Glückseligkeit.

[1] Klagestrom, ein Arm des Styx in der Unterwelt.
[2] Im Hirtenlande heitersten Lebensgenusses.

Vor deinem Thron erheb' ich meine Klage,
Verhüllte Richterin.
Auf jenem Stern ging eine frohe Sage,
Du thronest hier mit des Gerichtes Wage
Und nennest dich Vergelterin.

Hier, spricht man, warten Schrecken auf den Bösen
Und Freuden auf den Redlichen.
Des Herzens Krümmen werdest du entblößen,
Der Vorsicht Rätsel werdest du mir lösen
Und Rechnung halten mit dem Leidenden.

Hier öffne sich die Heimat dem Verbannten,
Hier endige des Dulders Dornenbahn.
Ein Götterkind, das sie mir Wahrheit nannten,
Die meisten flohen, wenige nur kannten,
Hielt meines Lebens raschen Zügel an:

„Ich zahle dir in einem andern Leben,
Gib deine Jugend mir!
Nichts kann ich dir als diese Weisung geben." —
Ich nahm die Weisung auf das andre Leben,
Und meiner Jugend Freuden gab ich ihr.

„Gib mir das Weib, so teuer deinem Herzen,
Gib deine Laura mir!
Jenseits der Gräber wuchern deine Schmerzen." —
Ich riß sie blutend aus dem wunden Herzen
Und weinte laut und gab sie ihr.

„Die Schuldverschreibung lautet an die Toten",
Hohnlächelte die Welt;
„Die Lügnerin, gedungen von Despoten,
Hat für die Wahrheit Schatten dir geboten,
Du bist nicht mehr, wenn dieser Schein verfällt."

Frech witzelte das Schlangenheer der Spötter:
„Vor einem Wahn, den nur Verjährung weiht,
Erzitterst du? Was sollen deine Götter,
Des kranken Weltplans schlau erdachte Retter,
Die Menschenwitz des Menschen Notdurft leiht?

Was heißt die Zukunft, die uns Gräber decken?
Die Ewigkeit, mit der du eitel prangst?
Ehrwürdig nur, weil Hüllen sie verstecken,
Der Riesenschatten unsrer eignen Schrecken
Im hohlen Spiegel der Gewissensangst.

Ein Lügenbild lebendiger Gestalten,
Die Mumie der Zeit,
Vom Balsamgeist der Hoffnung in den kalten
Behausungen des Grabes hingehalten,
Das nennt dein Fieberwahn Unsterblichkeit?

Für Hoffnungen — Verwesung straft sie Lügen —
Gabst du gewisse Güter hin?
Sechstausend Jahre hat der Tod geschwiegen,
Kam je ein Leichnam aus der Gruft gestiegen,
Der Meldung tat von der Vergelterin?" —

Ich sah die Zeit nach deinen Ufern fliegen,
Die blühende Natur
Blieb hinter ihr, ein welker Leichnam, liegen,
Kein Toter kam aus seiner Gruft gestiegen,
Und fest vertraut' ich auf den Götterschwur.

All meine Freuden hab' ich dir geschlachtet,
Jetzt werf' ich mich vor deinen Richterthron.
Der Menge Spott hab' ich beherzt verachtet,
Nur deine Güter hab' ich groß geachtet,
Vergelterin, ich fordre meinen Lohn.

„Mit gleicher Liebe lieb' ich meine Kinder!"
Rief unsichtbar ein Genius.
„Zwei Blumen", rief er, „hört es, Menschenkinder,
Zwei Blumen blühen für den weisen Finder,
Sie heißen Hoffnung und Genuß.

Wer dieser Blumen eine brach, begehre
Die andre Schwester nicht!
Genieße, wer nicht glauben kann. Die Lehre
Ist ewig, wie die Welt. Wer glauben kann, entbehre!
Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

Du hast gehofft, dein Lohn ist abgetragen,
Dein Glaube war dein zugewognes Glück.
Du konntest deine Weisen fragen:
Was man von der Minute ausgeschlagen,
Gibt keine Ewigkeit zurück."

## 4. An die Freude. (Gekürzt.)

Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium,
Wir betreten feuertrunken,
Himmlische, dein Heiligtum.
Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode streng geteilt;
Alle Menschen werden Brüder,
Wo dein sanfter Flügel weilt.
Chor: Seid umschlungen, Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein,
Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein!
Ja, wer auch nur eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wer's nie gekonnt, der stehle
Weinend sich aus diesem Bund!
Chor: Was den großen Ring bewohnet,
Huldige der Sympathie!
Zu den Sternen leitet sie,
Wo der Unbekannte thronet.

Freude trinken alle Wesen
An den Brüsten der Natur;
Alle Guten, alle Bösen
Folgen ihrer Rosenspur. . . .
Blumen lockt sie aus den Keimen,
Sonnen aus dem Firmament,
Sphären rollt sie in den Räumen,
Die des Sehers Rohr nicht kennt.
Chor: Froh, wie seine Sonnen fliegen
Durch des Himmels prächt'gen Plan,
Wandelt, Brüder, eure Bahn,
Freudig, wie ein Held zum Siegen!

Aus der Wahrheit Feuerspiegel
Lächelt sie den Forscher an;
Zu der Tugend steilem Hügel
Leitet sie des Dulders Bahn.
Auf des Glaubens Sonnenberge
Sieht man ihre Fahnen wehn,
Durch den Riß gesprengter Särge
Sie im Chor der Engel stehn. . . .
Chor: Den der Sterne Wirbel loben,
Den des Seraphs Hymne preist,
Dieses Glas dem guten Geist
Überm Sternenzelt dort oben!

Festen Mut in schweren Leiden,
Hilfe, wo die Unschuld weint,
Ewigkeit geschwornen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerstolz vor Königsthronen —
Brüder, gält es Gut und Blut:
Dem Verdienste seine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!
Chor: Schließt den heil'gen Zirkel dichter,
Schwört bei diesem goldnen Wein,
Dem Gelübde treu zu sein,
Schwört es bei dem Sternenrichter!

### 5. Die Götter Griechenlands.

### 6. Aus den „Künstlern". (Vers 443–481.)

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben;
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch. Mit euch wird sie sich heben.
Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weisen Weltenplane;
Still lenke sie zum Ozeane
Der großen Harmonie!

Von ihrer Zeit verstoßen, flüchte
Die ernste Wahrheit zum Gedichte
Und finde Schutz in der Camönen[1] Chor!
In ihres Glanzes höchster Fülle,
Furchtbarer in des Reizes Hülle,
Erstehe sie in dem Gesange
Und räche sich mit Siegesklange
An des Verfolgers feigem Ohr!

Der freisten Mutter freie Söhne,
Schwingt euch mit festem Angesicht
Zum Strahlensitz der höchsten Schöne!
Um andre Kronen buhlet nicht!
Die Schwester, die euch hier verschwunden,
Holt ihr im Schoß der Mutter ein;
Was schöne Seelen schön empfunden,
Muß trefflich und vollkommen sein.
Erhebet euch mit kühnem Flügel
Hoch über euren Zeitenlauf!
Fern dämmre schon in eurem Spiegel
Das kommende Jahrhundert auf!
Auf tausendfach verschlungnen Wegen
Der reichen Mannigfaltigkeit
Kommt dann umarmend euch entgegen
Am Thron der hohen Einigkeit!
Wie sich in sieben milden Strahlen
Der weiße Schimmer lieblich bricht,
Wie sieben Regenbogenstrahlen
Zerrinnen in das weiße Licht:
So spielt in tausendfacher Klarheit
Bezaubernd um den trunknen Blick,
So fließt in einen Bund der Wahrheit,
In einen Strom des Lichts zurück!

#### b) Die dramatischen Jugendwerke.

Wie Goethe als lyrischer, so ist Schiller am größten als dramatischer Dichter. In der überlegenen Handhabung wirkungsvoller Kunstmittel, in der ergreifenden Darstellung großer Leidenschaften steht er unübertroffen da; er leistete das Höchste im Drama, und von allen Dichtern kommt er in der Kühnheit des Entwurfes und in volkstümlicher Wirkungskraft Shakespeare am nächsten. Er ist der eigentliche Schöpfer und Vollender unsrer historischen Tragödie, die zwischen Shakespeares Ungebundenheit und der strengen Regelmäßigkeit der Griechen etwa die Mitte hält.

Schillers Jugenddramen sind echte Erzeugnisse der Sturm- und Drangzeit. Viel Übertriebenes und Unwahres macht sich infolge mangelnder Welt- und Menschenkenntnis des jungen Dichters in ihnen breit; dennoch haben sie einen großen dramatischen Zug. Leidenschaftliches Feuer der Empfindung, glühende Sehnsucht nach Befreiung von dem quälenden Druck der Zeit und seiner persönlichen Lage brennt in ihnen und reißt den Hörer über manche abstoßende Stelle hinweg.

1. **„Die Räuber"** (erst die 2. Auflage erschien mit Schillers Namen und der berühmten Vignette, einem aufsteigenden Löwen mit der Unterschrift: In Tyrannos). Zwei Handlungen sind ineinander verflochten: das Räuberdrama mit dem Helden Karl Moor und das Familiendrama mit der Hauptperson Franz, Karls Bruder.

Franz Moor, ein nichtswürdiger, tückischer Mensch, bringt seinen zwar leichtsinnigen, aber im Grunde des Herzens doch edeln Bruder Karl um die Liebe seines Vaters durch trugvolle Verleumdung und sucht die Herrschaft über die Grafschaft seines Vaters an sich zu bringen. Als Karl auf seinen an den Vater gerichteten reuevollen Brief dessen Fluch durch einen Brief Franzens erfährt, wird er, erfüllt von Erbitterung über die Härte seines Vaters und von Rache gegen die gesellschaftliche Ordnung, die ihn ausgestoßen hat, zum Führer einer Räuber-

[1] Musen.

bande und wähnt, ein Rächeramt des gerechten Gottes ausüben zu können. Franzens Bemühungen, Amalie von ihrem geliebten Karl zu trennen, mißlingen, doch die erlogene Nachricht von dem Tode Karls nach heldenhaftem Kampfe bringt dem Vater scheinbaren Tod. Auch als Räuber bewahrt Karl durch Schutz der Unterdrückten und Ahndung des Unrechts noch edeln Sinn. Amalie weist die Werbung Franzens, der die Zügel der Regierung ergriffen hat, mit Entrüstung zurück und erfährt jubelnd, daß Karl und der im Turme von Franz gefangengehaltene alte Moor noch leben. Von Reue über sein schuldbeflecktes Leben gequält, läßt Karl sich zu dem Eidschwur drängen, daß er seine Genossen nicht verlassen werde (Höhe), doch zieht er mit ihnen nach Franken, von Sehnsucht nach der Heimat ergriffen. Als er im Schlosse seiner Ahnen die an dem Vater verübte Schandtat seines Bruders vernimmt und sich von der unveränderten Liebe Amaliens überzeugt, trägt er sich mit Selbstmordgedanken, unterdrückt sie aber, um die Qual eines reuevollen Lebens weiter zu dulden, und verläßt das Schloß. Aber die Auffindung seines Vaters und die Erkenntnis der ganzen Schurkerei seines Bruders treibt ihn zur Rache. Franz kommt ihr jedoch durch Selbsterdrosselung zuvor, und der Vater stirbt, als er in seinem Karl einen Räuber und Mörder erkennt. Noch läßt die Liebe Amaliens in Karl die Hoffnung auf Umkehr von seiner blutigen Bahn aufkeimen, doch die Mahnung an seinen Eidschwur erstickt sie wieder. Er tötet Amalie und übergibt sich selbst, der da gewähnt hatte, „die Welt durch Greuel verschönern und die Gesetze durch Gesetzlosigkeit aufrechterhalten zu können", freiwillig dem Gerichte zur Bestrafung.

Bei aller Überschwenglichkeit, Unnatur und Maßlosigkeit bekundet dennoch das Stück schon deutlich die große dramatische Begabung des Dichters. Einzelne Szenen sind von erschütternder Gewalt. Die Offenheit und Kraft, mit der die in der Zeit liegenden Gedanken über die Unzulänglichkeit bestehender Zustände hier ihren Ausdruck fanden, verschafften dem Stück auf der Bühne einen beispiellosen Erfolg. In einer freimütigen Selbstrezension bekennt später der Dichter, daß sein Pinsel notwendigerweise die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen und ein zum Glück in der Welt nicht vorhandenes Ungeheuer hervorbringen mußte, da er zwei Jahre vorher sich anmaßte, Menschen zu schildern, ehe ihm nur einer begegnete. — Das Drama rief eine ganze Reihe von Räuberromanen und Räuberdramen (u. a. den „Rinaldo Rinaldini" von Goethes Schwager Vulpius) hervor, und seine revolutionäre Tendenz bewog später die Häupter der französischen Revolution, den Dichter als Mr. Gille zum Bürger der französischen Republik zu ernennen.

2. **„Die Verschwörung des Fiesko zu Genua"**, ein republikanisches Trauerspiel, nach Schillers Worten „ein großes Gemälde des wirkenden und gestürzten Ehrgeizes". Diese früheste historische Tragödie Schillers zeigt nicht die Originalität und die feurige Kraft der „Räuber"; aber Zeit und Ort sind enger umgrenzt, die Handlung ist in sich geschlossener.

Die Republik Genua ist durch den ruhmreichen Andreas Doria auf den Gipfel ihrer Macht gehoben. Als dessen Neffe Gianettino, ein frecher Wüstling, Sitte und Ordnung verletzt, die Gesetze der Republik verspottet und unter Kaiser Karls V. Schutz die Herzogswürde zu erlangen trachtet, bildet sich gegen ihn eine Verschwörung. An ihre Spitze tritt bald Fiesko, der die Dorias über seinen wahren Charakter durch leichtfertige Tändeleien getäuscht hat und durch den Mohren, der ihn im Auftrage Gianettinos hätte töten sollen, über die Erbitterung des Volkes gegen die Dorias in Kenntnis gesetzt ist. Alle Vorbereitungen zum Ausbruch der Verschwörung sind getroffen, und Fiesko überlegt, ob er Genuas Freiheit erkämpfen oder die Herzogswürde für sich gewinnen soll. Anfangs für die Freiheit gestimmt, entschließt er sich doch zuletzt dafür, die Krone für sich zu gewinnen. (Höhe.) Er bestimmt die Ausführung des Anschlages auf die folgende Nacht, tritt aber gegen die Mitverschworenen schon herrisch auf. Seine Gattin Leonore, die sein ehrgeiziges Streben errät, beschwört ihn, von seinem Vorhaben abzulassen, ebenso der strenge, edle Republikaner Verrina, der schon länger Mißtrauen gegen ihn gefaßt hat. Doch die Mahnungen sind vergeblich. Der Anschlag kommt zur glücklichen Durchführung, Fiesko wird Herzog, zugleich aber auch der Mörder seiner edlen Gemahlin, die er in ihrer Verkleidung für Gianettino gehalten und niedergestoßen hat. Verrina mahnt nochmals erfolglos, auf den Purpur zu verzichten, und im entscheidenden Augenblick stößt er Fiesko von einem Stege ins Meer, um darnach dem edlen Andreas Doria zu huldigen.

Ein Fortschritt im Aufbau der Handlung und in den Charakteren — ergötzlich-humoristisch ist der meisterhaft charakterisierte Mohr, während die Frauengestalten allerdings mißlungen sind — ist unverkennbar. Freilich ist es dem jungen Dichter nicht geglückt, seine allgemeinen politischen Gedanken mit den gegebenen historischen Verhältnissen in Einklang zu setzen, Geschichte und Dichtung zu einem Kunstwerk zu vereinen. Die Katastrophe entbehrt der vollständigen tragischen Wirkung, der Abschluß mit dem Meuchelmord an Fiesko und mit Verrinas Rückkehr zum alten System befriedigt nicht. So ist es erklärlich, daß dieses Stück eine weit geringere Wirkung hatte als die „Räuber".

3. **„Kabale und Liebe"** (der ursprüngliche Titel war „Luise Millerin"). Der Stoff ist frei erfunden, hat aber das Stuttgarter Hofleben zum Hintergrund. Das Drama ist ein Zeitstück, das die damalige Verderbtheit der höheren Stände und der in Lastern verkommenen kleinen Fürstenhöfe zeichnet gegenüber einem tugendhaften, friedlich dahinlebenden Bürgerstande, der von der herrischen Willkür der Höheren mißachtet und mit Füßen getreten wird. Ziel und einzelne Züge erinnern an Lessings „Emilia Galotti".

Major Ferdinand, Sohn des am Hofe eines deutschen Fürsten mächtigen Präsidenten von Walter, liebt Luise, die Tochter des Stadtmusikanten Miller. Der Präsident, von seinem Haussekretär Wurm davon benachrichtigt, beschließt, seinen Sohn zu einer Verbindung mit Lady Milford, der verlassenen Geliebten des Fürsten, zu zwingen. Der Plan scheitert jedoch an dem Widerstande des Sohnes. Da schreiten Wurm, dessen Werbung von Luise zurückgewiesen war, und der Präsident zur Kabale. Miller und seine Frau werden verhaftet, und Luise wird gezwungen, zur Rettung ihrer Eltern an den Hofmarschall von Kalb einen Liebesbrief zu schreiben, der ihrem Bräutigam in die Hand gespielt wird (Höhe). Dieser, überzeugt von Luisens Untreue und Betrug, beschließt ihren und seinen Tod. Er nimmt Gift und veranlaßt auch Luise zum Trinken der vergifteten Limonade. Als sie ihr Ende herannahen fühlt, deckt sie ihm den schmachvollen Sachverhalt auf. Wurm und der Präsident verfallen dem Gerichte zur Bestrafung.

Die Sprache dieses Stückes tönt vielfach noch in hohem, rednerischem Pathos, ist aber doch schon natürlicher und nicht so übertrieben wie bisher. Die Handlung ist spannend angelegt, geschlossen durchgeführt und wirkt darum erschütternd. Die Personen sind fesselnd gezeichnete Charaktere, denen es an Lebenswahrheit nicht fehlt. „Kabale und Liebe" ist das erste deutsche Drama, in dem sich die heiße Gefühlswelt des Sturmes und Dranges mit der kühl berechnenden Kunst Lessingscher Technik vereinigt. Eine geschickte Exposition führt im 1. Akt in die Welten der Liebe und der Kabale ein. Die Handlung steigert sich dann in raschem Tempo zu dem gewaltigen Ausbruch am Ende des 2. Aktes. Darauf folgt wirkungsvoll ablösend die schleichende Schwüle des 3. Aktes. Im 4. ein Ausruhen vor der Katastrophe, im 5. dann diese selbst mit zwingender Notwendigkeit. — Der Bühnenerfolg dieses bürgerlichen Schauspiels war ungeheuer, noch größer als der der „Räuber"; noch heute zählt es zu unsern wirksamsten Bühnenstücken, wenngleich die gesellschaftlichen Voraussetzungen längst geschwunden sind.

4. **„Don Carlos, Infant von Spanien."** Nach Form und Inhalt steht dieses Werk in der Mitte zwischen den ungestümen Jugenddramen und den Kunstwerken der Meisterjahre. Viel tiefer als im „Fiesko" ist Schiller hier in das Wesen der historischen Dichtung eingedrungen, nicht nur dadurch, daß er sich durch die Schranken des Verses über die subjektive Leidenschaft seiner früheren Jugendwerke erhebt, sondern auch indem er die dichterische Wahrheit über die geschichtliche siegen läßt. — Vier Jahre hindurch hat diese Dichtung

Schiller beschäftigt; in diese vier Jahre fällt zugleich eine durchgreifende Wendung in seinem äußeren und inneren Leben. Beschäftigung mit Geschichte und Philosophie klärte seine Anschauungen über Welt und Leben, milderte vor allen Dingen die gewaltsamen Empfindungen, die naturgemäß der Gegensatz zwischen den wirklichen Zuständen und seinen hohen Idealen in ihm auslösen mußte. Haß, Trotz, Verachtung gegen die Tyrannen löst sich in schwärmerische Begeisterung für das edelste Gut des Fortschritts, die Gedankenfreiheit, auf. Ursprünglich lag diese Wendung nicht in Schillers Plan zu „Don Carlos". Der Stoff war zunächst als eine Familientragödie im Hause Philipps II. gedacht. Während der Arbeit jedoch erkaltete das Interesse für Don Carlos, und im gleichen Maße gewann die Gestalt des Marquis Posa immer mehr des Dichters Neigung, wie Schiller selbst in seinen „Briefen über Don Carlos" dargelegt hat. Posa trat mehr und mehr in den Vordergrund als Träger der staatlichen und menschheitlichen Ideale des Dichters, als Vertreter eines freien Weltbürgertums, als begeisterter Kämpfer für allgemeine Duldung und Gedankenfreiheit. So wurde durch Erweiterung der Ideen aus dem Familiengemälde das große geschichtliche Drama.

Don Carlos liebt die Gemahlin seines Vaters, die ihm früher zur Braut bestimmt war, und verzehrt sich in Unmut über das von seinem Vater ihm geraubte Glück. Der aus den Niederlanden heimgekehrte Marquis Posa erneuert mit ihm die Jugendfreundschaft, sucht ihn von dem lastenden Druck zu erlösen und die geknechteten Niederlande durch seine Hilfe zu befreien. Er bestimmt ihn, vom König die Oberbefehlshaberstelle der nach Flandern bestimmten Truppen sich zu erbitten. Der König weist jedoch sein Gesuch mit Entschiedenheit zurück. Während nun Carlos seiner Leidenschaft von neuem anheimfällt und die Liebe der Prinzessin Eboli verschmäht, entschließt sich diese im Verein mit Domingo und Alba, das Geheimnis der Liebe des Don dem Könige zu verraten und zu diesem Zwecke sich des Briefwechsels der Königin mit Carlos aus der erbrochenen Schatulle zu bemächtigen (Nebenhandlung Eboli). Posa, über die Lage der Dinge belehrt, fordert Carlos zur Flucht nach Flandern und zur Auflehnung gegen den König auf. Der Plan der mit der Prinzessin Eboli verbündeten Verschworenen gelingt nicht nach Wunsch; denn der König, wenn auch gequält durch Zweifel an der Treue seiner Gemahlin, entläßt sie ungnädig und sehnt sich nach einem wirklichen, uneigennützigen Freunde. Er glaubt diesen in dem freimütigen Posa zu finden und schenkt ihm sein volles Vertrauen. Als Posa beauftragt wird, die Königin und Carlos zu beobachten, willigt er ein in der Hoffnung, nicht allein den König für seine politischen Ideale gewinnen, sondern auch den Freund für seine Aufgabe retten zu können. Er weiß die Königin zu bestimmen, den Infanten zur Flucht nach Flandern zu bewegen, erweckt aber durch seine Verschlossenheit dessen Mißtrauen. Um ihm die Flucht ermöglichen zu können, erwirkt er sich vom Könige einen Haftbefehl und vollstreckt diesen, als Carlos die Königin vor ihm warnen will. Die Prinzessin Eboli gibt der Königin von diesem Vorgange Kenntnis und gesteht dabei ihre eigene Schuld; zur Strafe wird sie verstoßen (Katastrophe der Nebenhandlung). Um nun den Freund zu retten, opfert Posa sich selbst, indem er einen ihn der Verräterei überführenden Brief in die Hände des Königs gelangen läßt. Er findet sein Ende durch eine meuchlerisch abgesandte Kugel, als er gerade Carlos im Gefängnisse über den Zweck seiner Gefangennahme aufklärt (Katastrophe Posas). Der Tod Posas kann aber weder dem Freunde noch den Niederlanden nützen; denn der König, von der beabsichtigten Flucht seines Sohnes in Kenntnis gesetzt, überrascht ihn, wie er, durch den Tod des Freundes von seiner Leidenschaft geheilt und zum Manne gereift, von der Königin Abschied nimmt, und übergibt ihn dem Großinquisitor zur Bestrafung (Katastrophe des Don Carlos).

Vom künstlerischen Standpunkt aus zeigt das Werk Fortschritte und Rückschritte in Schillers Entwicklung. Obwohl der Dichter oft und lange an der Arbeit gewesen ist und von der ersten bis zur endgültigen Fassung seine Dichtung um zweitausend Verse gekürzt hat, ist doch die Einheitlichkeit, die zwingende Knappheit seiner vorhergehenden Dramen nicht erreicht. Indes wird niemand die großen poetischen Eigenschaften des Werkes verkennen.

Kunstvoll sind die Charaktere einander gegenübergestellt: auf der einen Seite Philipp mit seiner zusammengeballten Majestät, auf der andern die ahnungslose Jünglingsnatur des Don Carlos und die liebreizende und hoheitsvolle Gestalt der Königin, bei der das erotische Element unter einem tiefpoetischen Schleier verborgen liegt; im Gegensatz dazu die mätressenhaft gespreizte Eboli und sodann der Rousseauische Demokrat, der flache Ideologe Marquis Posa, der durch seine blühende Rhetorik einigermaßen erträglich wird. Die stark rhetorische Färbung der Sprache mit ihrer sententiösen Kraft, ihrem Reichtum an schlagfertigen Einfällen und geistreichen Wendungen erscheint viel gemäßigter als früher durch die metrische Form des bisher nur von Lessing mit nennenswerter Kunst angewandten fünffüßigen Jambus. Dieses Streben nach Formvollendung beweist die Läuterung des Schillerschen Geistes, die Überwindung der Sturm- und Drangperiode. Haben die drei ersten Dramen einen mehr negierenden, polemischen Charakter, so trägt das vierte einen positiven; statt die bestehenden Verhältnisse mit roher Gewalt niederzureißen, will der Dichter im „Don Carlos" etwas Neues an deren Stelle setzen, mit freimütigem Worte, getragen von dem Bewußtsein der Wahrheit seiner Ideen.

Allerdings muß hervorgehoben werden, daß das Stück völlig unspanisch — es wäre ebenso wie Bizets Oper „Carmen" mit dem ganz unspanischen Toreromarsch auf dem Theater Spaniens unmöglich — und ungeschichtlich ist. Marquis Posa ist zur Zeit Philipps II. eine Unmöglichkeit; seine Redereien über Gedankenfreiheit sind aus dem Gedankenkreis eines Beaumarchais und aus der Hitze der französischen Revolution hervorgegangen. Völlig ungeschichtlich ist es, wenn man glaubt, daß jene Gedanken schon damals die Welt bewegt und daß die Spanier diese Gedanken unterdrückt hätten; die Welt brauchte Zeit bis zum 18. Jahrhundert, um zur sog. Aufklärung zu gelangen. Auch vom kulturgeschichtlichen Standpunkt aus betrachtet, bietet das Stück ein Zerrbild der großen Zeit Philipps II. Da aber der größte Teil des deutschen Publikums aus dem „Don Carlos" seine Vorstellungen schöpft über das Spanien des 16. Jahrhunderts und wirklich der Ansicht ist, daß das Land zu jener Zeit das Bild einer öden Dürre, einer Geistesvertrocknung und einer völligen Ideenarmut dargeboten habe, so ist mit Nachdruck darauf hinzuweisen, daß Spanien damals nicht nur den Höhepunkt seiner materiellen Macht erreichte, sondern auch an der Spitze der europäischen Kultur stand, daß nicht die Ruhe des Kirchhofes herrschte, sondern eine erstaunliche Rührigkeit der Geister die Halbinsel durchbebte (vgl. S. 23), daß die damalige Höhe der wissenschaftlichen und künstlerischen Leistungen die Zeit Philipps II. und III. zur glänzendsten seiner Geschichte gemacht hat. Goethes „Egmont", dessen Abweichung von der geschichtlichen Wahrheit Schiller so scharf tadelte, steht nicht nur was den dramatischen Aufbau, sondern auch was den geschichtlichen Blick betrifft, weit über „Don Carlos".

## B. Der Klassizismus.

### § 27. Geistesströmungen.

Der „Sturm und Drang" hatte in seinen Äußerlichkeiten und Auswüchsen, die den kraftvollen inneren Kern dem Blicke gar zu sehr verhüllten, in seinem leidenschaftlichen Schwung und seiner hochfliegenden Begeisterung etwas aus-

gesprochen Jugendliches gehabt. Es war junger Most, der sich noch „absurd gebärdete". Als die Träger der Bewegung heranreiften, wandten sie sich der Reihe nach einer abgeklärteren Auffassung zu und landeten entweder im bürgerlichen Philisterium oder im Klassizismus. Die Umwandlung zum Klassizismus vollzog sich im Laufe der achtziger Jahre bei Goethe natürlich früher als bei Schiller. Bei beiden kennzeichnete er sich zunächst durch ein Nachlassen der überschäumenden Produktionskraft.

Die Auffassung vom Wesen der Kunst, in die der Klassizismus einmündete, war seit langem vorbereitet. Es handelte sich ja, genau besehen, nur um das Ergebnis einer Jahrhunderte alten Entwicklung, die mit der Abwendung von nationaler Art im Humanismus begann und im wesentlichen immer herrschend geblieben war, so die kulturelle Einheit Deutschlands ebenso zerreißend, wie die Reformation die kirchliche Einheit gespalten hatte. Im 18. Jahrhundert hatte dann Lessing sich scharf für die Antike eingesetzt und in ihr allein objektive Maßstäbe für das künstlerisch Vollendete und Schöne zu finden geglaubt. Er hatte, wie die Jahrhunderte vor ihm, übersehen, daß die antike Kunst, unter andern Bedingungen erwachsen, auf einer andern Volksart aufgebaut, nicht ewige Normen für jegliche Kunstschöpfung bieten könne. Im wesentlichen gleicher Art war die Tätigkeit Winckelmanns gewesen. Er hatte zuerst die Kunst der Alten gründlich studiert, ohne jedoch in seiner vorgefaßten Meinung von ihrer Überlegenheit und bei dem beschränkten Umfange seiner Erkenntnismöglichkeiten ihr kritisch gegenübertreten zu wollen und zu können. Wie eine neue Entdeckung wirkte sein greifbar formuliertes Schlagwort von der „edlen Einfalt und stillen Größe". Es schien seiner Zeit bestechend, da hier ein Gegengewicht gegen die Unnatur und Überladenheit des Rokoko zu finden war, die Ruhe gegenüber dem Verwirrten, das Ebenmaß gegenüber der Formlosigkeit. Auch die bildende Kunst änderte sich unter dem Einflusse der neuen Gedanken, und während die Natursehnsucht der Geniezeit nur so weit ihren Einfluß gezeigt hatte, daß an Stelle der künstlich verschnittenen und verschnörkelten Parkanlagen die englische Gartenkunst einzudringen begann, wandelten sich jetzt auch der Baustil und die Inneneinrichtung der Räume zum geradlinigen Zopfstil und weiterhin zu dem ganz antikisierenden Empire. Sogar die Kleidermode folgte dieser Bewegung, und bis weit ins 19. Jahrhundert hinein trugen die Frauen die dem nordischen Klima widerstrebende „griechische Tracht".

Aber nicht nur dem Rokoko gegenüber empfand man die Ausgeglichenheit der Antike als beruhigend, auch dem wild einherfahrenden Sturm und Drang glaubte man hier stille Feinheit entgegensetzen zu müssen. Die nordische dämmernde Nebelwelt versank, der südliche blaue Himmel spannte sich über der Kunst. Dabei vergaß man, daß eben in Deutschland graue Wolken öfter als das leuchtend klare Firmament zu sehen sind. Sogar Herder wies neben dem Ewigkeitsdichter Homer auf Horaz, Plato und Seneca als auf unerreichte Vorbilder hin, ohne freilich deren Nachahmung als unerläßlich hinzustellen.

Vom weltanschaulichen Standpunkte aus ist der Klassizismus ein Kind der freigeistigen Aufklärung und nähert sich folgerichtig vielfach dem antiken Heidentum (das kann natürlich nicht hindern, daß ungewollt immer noch christliche Einflüsse sich geltend machen). Er sieht in der „Humanität" das höchste Bildungsziel und bezeichnet den, der sie sich ganz zu eigen gemacht hat, als „schöne Seele". Man versteht unter Humanität (im Anschlusse an Lessings und Herders Strebungen) den reifen Ausgleich der geistigen und

sittlichen Bildung, die „Kalokagathia" der Griechen. Es ist die völlige Einstellung auf die Diesseitswelt, ohne einen höheren Blick. Es fehlt das Bewußtsein einer übernatürlichen Welt. Das Religiöse wird mehr und mehr bewußt ausgeschaltet. Das Verdienst, die Sittlichkeit auch irdisch begründet und fest verankert zu haben, gebührt dem Königsberger Philosophen **Immanuel Kant** (1724—1804). Er begann als Rationalist, wandte sich dann dem Sensualismus zu, bis er zur Ausprägung seines eigenen Systems, des **Kritizismus**, kam, der für die Entwicklung der Philosophie einen Markstein bedeutet. In der „Kritik der reinen Vernunft" bestreitet er die Möglichkeit einer rein vernunftgemäßen Erkenntnis. Wir können die Dinge „nie anders erkennen als bloß, wie sie uns erscheinen". Die so gewonnenen Anschauungen ordnen wir nach Denkformen (Kategorien). „Wir erkennen nur die Erscheinungswelt, nicht dagegen das Ding an sich; unsere Erkenntnis reicht nur so weit, wie unsere Erfahrung, nicht darüber hinaus", d. h. wir sind auf irdische Erkenntnisse angewiesen, „übersinnliche Gegenstände sind für uns keine Gegenstände unserer theoretischen Erkenntnis". Gott ist ihm nur der logische Begriff der absoluten Vollständigkeit und Vollkommenheit eines Ganzen. Er ist ihm nur ein „Postulat der praktischen Vernunft" [1]. — Damit ist der Rationalismus philosophisch überwunden. Aber auch der überschwenglichen Gefühlswillkür der Geniezeit rückt Kant zu Leibe in der „Kritik der praktischen Vernunft". Da untersucht er die Gesetze des sittlichen Handelns und kommt zu dem gleichen Ergebnis wie Lessing im „Nathan": Handle sittlich gut, tue deine Pflicht! Das gleiche Gesetz bindet alle Menschen. Es lautet: „Handle so, daß die Maxime (Richtschnur) deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten kann." Er nennt es den „kategorischen (allgemein bindenden) Imperativ".

Künstlerisch bedeutete der Klassizismus eine bedeutende Verengung des Weltbildes. Nicht mehr alle Seiten des Lebens sollten einbezogen werden, sondern nur die, welche dem Schönheitsideal der Antike entsprachen. Also die Harmonie aller Teile, die Ruhe und Ausgeglichenheit, die Feinheit der Linienführung werden bestimmende Merkmale. Die Stoffe werden beschränkt auf die einfach natürliche Wirklichkeit, es fehlen die geheimnisvollen Unterströmungen, es fehlt die bodenständige Verbindung mit der nationalen Überlieferung, es fehlt das Band, das zwischen Diesseits und Jenseits geknüpft ist. Alles ist klar und übersichtlich. Auch nicht mehr der einzelne Mensch in seiner besondern Eigenart wird dargestellt, sondern der Artbegriff, der Typ. Nicht ein Fürst, nicht ein Dichter, sondern der Fürst, der Dichter. In Goethes „Natürlicher Tochter" geht diese Typisierung so weit, daß fast alle Personen ohne Namen, nur mit ihrem Stande angegeben werden. Dem antiken Ideal entsprechend wird der Form besondere Bedeutung zugemessen. Sie wird immer glatter, spiegelnder, vollendeter. Jedes wild Genialische wird auf in sich ruhende Schönheitslinien zurückgedrängt. So gewinnt die Form die wohltuende Glätte und Harmonie eines Marmorbildes; aber die Gefahr liegt nahe, daß die Dichtung dabei auch blutleer, kalt und hart wird wie Marmor.

Wenn wir trotzdem von der „klassischen Zeit" unserer Dichtung als von der Zeit höchster Vollendung sprechen, so liegt das zum Teil an vorgefaßten

[1] Praktische Postulate sind ihm auch die Freiheit des Willens und Unsterblichkeit; vgl. Schiller „Worte des Glaubens".

Begriffen, vor allem aber daran, daß unsere beiden bedeutendsten Dichter in der Zeit ihrer höchsten Reife sich dieser Dichtungsweise zuwandten. Doch kann man die Frage nicht unterdrücken, zu welch gewaltigen Leistungen sie vielleicht gekommen wären, wenn sie ihre Entwicklung, die, auf völkischer Eigenart beruhend, sie dem vollen wirklichen Leben viel näher geführt haben würde, nicht abgerissen hätten, um sich einer verengten Einstellung des Lebens auf die klassizistischen Ideale zuzuwenden.

## § 28. Goethes und Schillers Mannesjahre.

### I. Goethes Leben von der italienischen Reise bis zur Vereinigung mit Schiller. (1786—1794.)

#### a) Goethes Aufenthalt in Italien. (1786—1788.)

Goethe verweilte vom Oktober 1786 bis zum April 1788 in Italien, und zwar zuerst in Rom, dann kurze Zeit in Neapel und Sizilien und zuletzt nochmals in Rom.

Diese Reise vollendete den begonnenen Umschwung in des Dichters Leben. Seiner neuen Richtung gemäß wollte er nur antike Kunstwerke und ihre Nachahmungen sehen. Er, der in Herders Blättern „Von deutscher Art und Kunst", im Studium des Straßburger Münsters den gewaltigen Atem der mittelalterlichen Welt gespürt hatte, fand hier keinen Blick für Prachtbauten der Gotik, der Renaissance und des Barock. In einem Briefe an Herder legte er die Formel nieder, die er für das Wesen der Antike gefunden zu haben glaubte: „Sie stellte die Existenz dar, wir gewöhnlich den Effekt, sie schilderte das Fürchterliche, wir fürchterlich, sie das Angenehme, wir angenehm usw." Nach seiner Forderung soll das Objektive an Stelle des Subjektiven treten, die unmittelbare, sinnlich wahrnehmbare Gegenwart ist allein wert, unter Ausschaltung alles Zufälligen, also stilisiert, nachgebildet zu werden. Als höchstes Ziel schwebt ihm die in sich ruhende Harmonie von Inhalt und Form vor („in der schönen Form die schöne Seele"). In dieser Anschauung vermochte er den „Faust" nur unwesentlich zu fördern; aber „Egmont" wurde vollendet, „Iphigenie" in klangvolle Verse umgegossen, „Tasso" zum großen Teile fertiggestellt.

Seine Abhängigkeit von der Antike blieb aber nicht nur auf die Kunst, vor allem die Dichtkunst beschränkt. Schnell streifte er auch das deutsche Wesen in Rom ab, ebenso wie die Überreste des Christentums, die er noch in sich trug. Er faßte nun nach heidnischer Art alle Dinge mit den Sinnen auf, um sie zu genießen. In Italien fühlte er sich in seiner neuen Anschauung durchaus glücklich, er lernte immer mehr sich „vor der Welt ohne Haß verschließen". So kam es, daß er, in die Heimat zurückgekehrt, seinen Freunden wie seinem Volke entfremdet war. Wesentlich trug noch dazu die Verbindung mit Christiane Vulpius bei, durch die der schon in Italien gelockerte Seelenbund mit Frau von Stein zerrissen und seine gesellschaftliche Stellung vorübergehend erschüttert wurde. Erst 1806 wurde die geistig tief unter ihm Stehende seine rechtmäßige Gattin.

#### b) Goethe während der französischen Revolution. (1788—1794.)

In Weimar wandte Goethe der bisherigen Beschäftigung mit praktischen Amtsgeschäften den Rücken und führte nur noch die Aufsicht über „die An-

stalten für Wissenschaften und Künste". Im Jahre 1792 begleitete er den Herzog im Gefolge des preußischen Heeres nach der Champagne (Darstellung des Feldzuges unter dem Titel „Campagne in Frankreich") und wohnte 1793 der „Belagerung von Mainz" bei.

Aber er verstand seine Zeit nicht mehr und merkte nicht, welche Kräfte in der französischen Revolution am Werke waren. Er bewies das in seinen Revolutionsdichtungen „Der Großkophta" und „Der Bürgergeneral". Sie zeigen uns auch seine dichterische Kraft auf ihrem Tiefstande, aus dem ihn erst der Verkehr mit Schiller wieder herausführte.

## II. Schillers Leben von 1788 bis zur Vereinigung mit Goethe (1794).

Mit Beginn des Sommers 1788 nahm Schiller Aufenthalt in Volkstädt bei Rudolstadt, wo in ländlicher Stille unter emsigen Studien neue Pläne reiften. Die Abende verbrachte er meist in dem Lengefeldschen Hause. Hier fand auch Schillers erste Begegnung mit Goethe statt, der ihn jedoch eher abstieß als anzog. Auch in Weimar, wohin Schiller im November 1788 zurückkehrte, blieben die beiden großen Dichter noch jahrelang einander fremd. Jedoch verschaffte ihm Goethes Fürsprache eine kärglich besoldete Geschichtsprofessur in Jena, da die mittlerweile erschienene „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande", das Ergebnis der durch den Don Carlos angeregten Geschichtsstudien, die Aufmerksamkeit auf Schiller gelenkt hatte. Am 26. Mai 1789 eröffnete er seine akademische Lehrtätigkeit mit der Antrittsvorlesung: „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?" Aus seinen historischen Studien erwuchs neben kleineren Abhandlungen die „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges". Allein schon bald nach seiner Vermählung (1790), die für ihn eine Quelle reichen Glückes wurde, verfiel er in eine ernste Krankheit und sah einer sorgenvollen Zukunft entgegen. Durch den Edelsinn des Grafen von Schimmelmann und des Herzogs Christian von Holstein-Augustenburg in Kopenhagen, die ihm ein Ehrengehalt von 1000 Talern auf drei Jahre anboten, wurde seine äußere Lage indes wesentlich verbessert. Vom Frühling 1793 an stellte er seine wiederholt unterbrochenen Vorlesungen ein und lebte ganz seiner geistigen Tätigkeit. Mit der Gattin besuchte er die schwäbische Heimat, wobei er in Stuttgart mit Cotta, dem späteren Verleger seiner Werke, die ersten Beziehungen anknüpfte. Um diese Zeit beschäftigte er sich eingehend mit der Poetik des Aristoteles, vor allem aber mit der Philosophie Kants, in dessen Sittenlehre er die Quelle für alle seine sittlichen Ideale fand. Auf Kantische Philosophie gründen sich seine nunmehr zum Abschluß kommenden Anschauungen von Wesen und Aufgabe der Kunst, von Ideal und Wirklichkeit. Diese seine Ästhetik entwickelte er in den berühmten Abhandlungen „Über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen" (1791), „Über die tragische Kunst" (1792), „Über Anmut und Würde" (1793), „Über die ästhetische Erziehung des Menschen" (1794—95) und „Über naive und sentimentalische Dichtung" (1795). Bald darauf fanden seine ästhetischen Erkenntnisse auch dichterische Gestaltung in den philosophischen Gedichten der nächsten Epoche. Als ein neuer Mensch kehrte Schiller 1794 von seiner Erholungsreise nach Jena zurück; jetzt erschien

er ebenbürtig neben Goethe, und es bedurfte nur eines äußeren Anlasses, um beider Leben und Schaffen bis zum frühen Tode des einen zu einem geistig gemeinsamen aufs innigste zu verschmelzen.

## III. Goethes und Schillers gemeinsames Wirken. (1794—1805.)

In dem Freundschaftsbund, den Goethe und Schiller schlossen, sieht man gerne den höchsten Gipfel der deutschen Dichtkunst. Die erste Anregung ging 1794 von Schiller aus, der in Verbindung mit dem Buchhändler Cotta die Leitung einer neuen ästhetischen Zeitschrift, „Die Horen", übernommen hatte und nun die bedeutendsten Geister der Nation zur Mitarbeit zu gewinnen suchte. Goethe sagte zu, und als die beiden dann kurz darauf in Jena bei einer naturwissenschaftlichen Versammlung zusammentrafen, entspann sich alsbald ein angeregtes Gespräch; zum erstenmal seit Jahren fand Goethe wieder volles Verständnis für seine Ideen, und hocherfreut antwortete er auf einen Brief Schillers vom 23. August des Jahres, in dem dieser ein treffendes Bild vom geistigen Wesen des andern gezeichnet hatte. Nicht nur den Mitarbeiter, den ganzen Mann gewann Schiller, und so wurde der Grund gelegt zu der für die deutsche Literatur so folgen- und segensreichen Freundschaft der beiden Dichterfürsten, in der Schiller im wesentlichen der Gebende, Goethe der Empfangende war. Goethe dankte dem Zusammenwirken einen neuen dichterischen Frühling und Schiller die Vollendung seines Lebensglückes. Rückhaltlos gab sich Goethe, nachdem er Schillers ganzen Wert erkannt hatte, dem um zehn Jahre Jüngeren, gesellschaftlich weit unter ihm Stehenden hin. Schiller weckte die einschlummernde Dichterkraft und -lust Goethes, so daß dieser gestand: „Sie haben mich wieder zum Dichter gemacht." In einem regen und umfangreichen Briefwechsel zwischen beiden wird das Keimen und Wachsen jedes ihrer Werke anfeuernd oder kritisch besprochen und beobachtet. Die schöne Folge dieser Briefe und der gegenseitigen Besuche in Weimar und Jena — 1799 siedelte Schiller ganz nach Weimar über — war es, daß in den nächsten zehn Jahren keines ihrer Werke entstand, an dem nicht auch der andere durch Anregung, Lob und Tadel und oft unmittelbares Eingreifen beteiligt gewesen wäre. War doch die Verschiedenheit ihrer Naturen und ihrer Anlagen ganz darnach angetan, sich gegenseitig zu fördern und zu ergänzen. Schiller bezeichnete Goethes Art, die von den Dingen, dem Realen, ausgeht, um sie dichterisch zu gestalten, als Realismus, während er seine eigene Schaffensweise, die von dem Gedanklichen, der Idee aus den Weg zur Natur sucht, Idealismus nannte.

Das erste Feld ihrer gemeinsamen Tätigkeit waren „Die Horen", die aber bei Publikum und Kritik nicht die erwartete Aufnahme fanden. Darin sahen Schiller und Goethe den Ausdruck eines allgemeinen geistigen Tiefstandes ihrer Zeit; so antworteten sie darauf in Schillers „Musenalmanach auf das Jahr 1797" mit fast 500 Distichen, die den satirischen Titel „Xenien" (= Gastgeschenke) führten und in denen die beiden Verfasser mit Hohn und Spott, Witz und Geist gegen alles zu Felde zogen, was in Wissenschaft und Literatur der Zeit mittelmäßig und hohl, unfähig und dünkelhaft, philiströs und geschmacklos war. (In den angefügten, Schiller allein gehörigen Tabulae votivae [= Weihgeschenke] kommen Schillers Ansichten über Kunst und Sitte zum Ausdruck.) Ungeheure Aufregung und wütende Gegenangriffe riefen die „Xenien" hervor; doch die Verfasser derselben antworteten nicht darauf. „Nach dem tollen Wagestück mit den Xenien müssen wir uns bloß großer und wür-

diger Kunstwerke befleißigen", so meinte Goethe, und im „Musenalmanach für das Jahr 1798" erschienen als Erfüllung dieser Absichten von Goethe die balladenartigen Dichtungen „Die Braut von Korinth", „Der Gott und die Bajadere", „Der Schatzgräber", „Der Zauberlehrling", von Schiller „Der Taucher", „Der Handschuh", „Der Ring des Polykrates", „Die Kraniche des Ibykus", „Der Gang nach dem Eisenhammer". Goethe hatte bereits früher seine Meisterschaft in der Ballade bewiesen („Erlkönig", „Fischer", „Sänger", „König in Thule"); einer späteren Zeit gehören an das „Hochzeitslied", „Die wandelnde Glocke", „Der getreue Eckart", „Der Totentanz". Aus Schillers späteren Jahren stammen „Die Bürgschaft", „Der Kampf mit dem Drachen", „Der Graf von Habsburg" und die antike und philosophische Ideen noch einmal erweckenden Gedichte „Die Klage der Ceres", „Das Siegesfest", „Das eleusische Fest", „Kassandra".

Das erste Werk Goethes, an dem Schiller tätigen Anteil nahm, war der Roman „Wilhelm Meisters Lehrjahre", der, zwar schon längst begonnen, doch erst unter Schillers Einfluß seine endgültige Gestalt erhielt (1795/96). 1797 erschien nach lebhaften Verhandlungen mit Schiller über das Wesen des Epos das epische Gedicht „Hermann und Dorothea". An den dramatischen Arbeiten Schillers nahm Goethe den hingebendsten Anteil; indessen fühlte er sich nicht zum Bühnendichter wie Schiller geschaffen. Wohl übersetzte er Voltaires „Mahomet" und „Tankred" für das Weimarer Theater; er faßte auch, durch Schillers Dramen angeregt, den Plan zu einer großen Trilogie, in der er den Verlauf der französischen Umwälzung und seine Ideen darüber darstellen wollte. Aber nur der erste Teil, „Die natürliche Tochter", wurde 1803 vollendet. Dem Faustfragment hatte Schiller von Anfang an naturgemäß größtes Interesse entgegengebracht, und von 1797 bis 1801 erfuhr der „Faust" manche Förderung; die Vollendung des ersten Teiles hat Schiller jedoch nicht mehr erlebt; er ist erst 1808 erschienen.

Das Gebiet, das Schiller bei der unter Goethes Einfluß wiedererwachten Lust am Dichten zunächst anbaute, war die Lyrik. Er hatte während seiner Entwicklung immer mehr dazu geneigt, nicht nur seine Gefühle, sondern auch seine Gedanken in lyrischen Gedichten niederzulegen und so einen neuen Zweig der Lyrik herausgebildet: die Gedankenlyrik. In ihr wurde er Meister, indem er Gedankentiefe und Formschönheit aufs glücklichste zu vereinen wußte. „Das Ideal und das Leben" und „Der Spaziergang" zeigen die Vollendung. Das wetteifernde Schaffen beider Dichter in dem von Schiller selbst so genannten Balladenjahr 1797 wurde bereits erwähnt. Mit keiner Dichtung hat sich jedoch Schiller so tief in das Herz der Nation eingeschrieben wie mit dem „Lied von der Glocke" (1799). Das eigentliche lyrische Lied war dem Dichter ein weniger vertrautes Feld; daß seine Natur um so mehr zum Epigramm drängte, zeigten die „Xenien", bei denen Schiller an Schärfe und Treffgeschick Goethe übertraf. Sein ureigenstes Gebiet indessen war doch das Drama, und so kehrte er jetzt zu dieser Dichtungsgattung zurück, die seiner auf das Ideale gerichteten Anlage am meisten entsprach. 1799 — volle zwölf Jahre nach dem „Don Carlos" — erschien der „Wallenstein". Mit Genehmigung des Herzogs, der ihn von seiner Professur entband, siedelte Schiller Anfang Dezember 1799 nach Weimar über, um Goethe und dem Theater ganz nahe zu sein. Hier war er der Not der Nahrungssorgen endgültig entrückt, hoch gefeiert, vom Kaiser in den Adelsstand erhoben; in rascher Aufeinander-

folge schrieb er jetzt seine Dramen, auf denen sein unsterblicher Ruhm beruht. 1800 wurde „Maria Stuart" vollendet, nachdem er vorher trotz seiner höchst dürftigen Kenntnis der englischen Sprache Shakespeares „Macbeth" für die Bühne bearbeitet hatte. 1801 folgte „Die Jungfrau von Orleans", in demselben Jahre die dichterisch selbständige Ausgestaltung und Bearbeitung von Gozzis tragikomischem Märchen „Turandot". In dem käuflich neuerworbenen Hause in Weimar vollendete Schiller 1803 die Tragödie „Die Braut von Messina". Darnach übersetzte er zu seiner Erholung zwei französische Lustspiele von Picard („Der Neffe als Onkel" und „Der Parasit") und etwas später noch die „Phädra" von Racine. Diese Bearbeitungen von Dramen des Auslandes, die Schiller sowohl wie Goethe (s. S. 173) anfertigten, waren für die Weimarer Hofbühne bestimmt, die damals ihre Glanzzeit erlebte. Im Februar 1804 kam dann das letzte Meisterwerk, das zu vollenden ihm vergönnt war, zum Abschluß: „Wilhelm Tell". Im Mai desselben Jahres weilte er in Berlin, wo man ihm gegenüber mit allgemeiner Anerkennung, Verehrung und Begeisterung nicht kargte; es wurden sogar Unterhandlungen wegen Schillers Anstellung in Berlin angeknüpft, die aber ergebnislos blieben, weil Schiller sich seinem Herzog dankbarst verpflichtet fühlte. Einen letzten schönen Erfolg brachte ihm das lyrische Festspiel „Die Huldigung der Künste", mit dem er den Erbprinzen und seine Gemahlin, die russische Großfürstin Maria Paulowna, bei ihrem Einzuge in Weimar begrüßte. Bei diesen Festlichkeiten zog sich der Dichter einen heftigen Katarrh zu, der ihn bis Ende März 1805 plagte. Dann folgte noch ein kurzes Aufatmen; mit neuem Mut wurde der schon vor Jahresfrist begonnene „Demetrius", die Dramatisierung der Geschichte des russischen Thronbewerbers, fortgesetzt. Bald stellte sich jedoch heftiges Fieber ein; bei der ohnehin schwer zerrütteten Gesundheit brach der kranke Körper schließlich zusammen; war doch seine ganze Tätigkeit in diesen letzten Weimarer Jahren nur immer wiederholten schweren Krankheitsanfällen abgerungen. Mitten aus einem reichen Schaffen raffte ihn am 9. Mai 1805 der Tod dahin; im 46. Lebensjahre wurde Schiller allzu früh seinem Volke und der Welt entrissen. Die Bestattung fand nachts in aller Stille statt. Im Jahre 1827 wurden die Gebeine des Dichters in der Weimarer Fürstengruft beigesetzt, wo sie jetzt neben denen Goethes ruhen.

## IV. Goethe nach Schillers Tode. (1805—1832.)

Schillers Tod hatte eine unausfüllbare Lücke in Goethes Leben gerissen. Der vereinsamte Dichter sang dem dahingeschiedenen Freunde ein schmerzbewegtes Klagelied in dem „Epilog zu Schillers Glocke". Unmerklich hatte für Goethe die Epoche des Alters begonnen. Aber nicht einem Alter voll beschaulicher Muße gab er sich hin, sondern in rastlosem Weiterarbeiten und Vorwärtsstreben nutzte er den Rest seines Lebens aus und war noch auf den verschiedensten Gebieten unausgesetzt tätig (in der Optik, der Farbenlehre, Osteologie, Geologie u. a. m.). In einer Zeit freilich, die mit welterschütternden Ereignissen Deutschland heimsuchte und wiederaufrichtete, fand er nur künstlich kühle Worte, und weder die Unterdrückung seines Vaterlandes durch Napoleon [1], von dem er nach einer Unterredung in Erfurt (1808) den Orden der Ehrenlegion empfing („voilà un homme!"), noch die Freiheitskriege des deutschen

[1] Er nannte ihn „die Majestät, die der Welt den Frieden bringt".

Volkes vermochten ihn zu poetischer Begeisterung anzuregen. Daß er indessen nicht ganz teilnahmslos an den Begebenheiten seiner Zeit vorüberging, beweisen unter anderem die rein klassizistischen Festspiele, die er nach den bewegten Zeiten dichtete: 1807 „Pandora" beim Tilsiter Friedensschluß und 1814 „Des Epimenides Erwachen" zur Feier des Friedensschlusses in Berlin. — Aus der Fortsetzung des „Wilhelm Meister" war der selbständige Roman „Die Wahlverwandtschaften" erwachsen, den er 1809 herausgab; 20 Jahre später wurden „Wilhelm Meisters Wanderjahre" abgeschlossen. „Betrachtung und Mitteilung" erschienen Goethe als die Aufgaben des Alters, und so ging er an die Darstellung seines eigenen Lebens, zumal er seit 1806 seine Werke in einer vollständigen Ausgabe erscheinen ließ, denen ein Lebensbild als Abschluß dienen sollte. Drei Bände von „Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit" erschienen 1811—1814; ein vierter Band, der bis zur Abreise nach Weimar führt (1775), kam erst 1833 heraus. Tief erschütterte ihn 1816 der Tod seiner Gattin; aber bis in sein spätes Alter hinein wurde Goethe von immer neuer Liebesglut entflammt. Die Ottilie der „Wahlverwandtschaften" und die Muse der Sonette, für die auch Bettina von Arnim beisteuerte, war Minna Herzlieb aus Jena; die Suleika des „Westöstlichen Divans" (1819), einer Gedichtsammlung im orientalischen Stil nach persischen Mustern, war Marianne von Willemer in Frankfurt a. M. Die letzte Liebe des mehr als Siebzigjährigen galt Ulrike von Levetzow, die er in Marienbad kennengelernt hatte. Die wunderbare Rüstigkeit seines Alters beweisen unter anderem die seit 1823 mit seinem treuen Gehilfen Eckermann geführten Gespräche, die dieser aufgezeichnet und nach Goethes Tode hat erscheinen lassen, ferner die Herausgabe seines Briefwechsels mit Schiller und seiner Werke („Vollständige Ausgabe letzter Hand" seit 1827) und vor allem die Vollendung des zweiten Teiles des „Faust" (1831). Kurz nach Beendigung dieses seines Lebenswerkes und „Hauptgeschäftes" hauchte Goethe im 83. Lebensjahr ohne eigentliche Krankheit am 22. März 1832 seinen Geist aus und wurde vier Tage später in der Fürstengruft neben Schiller beigesetzt. — Sein einziger Sohn aus der Ehe mit Christiane Vulpius war schon 1830 zu Rom als großherzoglicher Kammerherr gestorben.

## § 29. Schillers Werke.

### I. Historische und philosophische Werke.

Infolge seiner wissenschaftlichen Tätigkeit wandte sich Schiller in den Jahren 1785—1794 von der Poesie ab und verfaßte eine Reihe von Prosaschriften teils erzählender teils wissenschaftlicher Art. Sein großes Talent zu lebendiger Erzählung offenbarte er in dem „Verbrecher aus verlorener Ehre" (1785), besonders aber in dem Roman „Der Geisterseher", der zwar nicht vollendet ist, aber auch als Bruchstück in hohem Grade fesselt. Seine Teilnahme an griechischen und römischen Dichtern bezeugen Übersetzungen aus Euripides („Iphigenie in Aulis" und aus den „Phönizierinnen"), sowie die späteren aus Vergils Aeneis. Ganz besonders fühlte sich Schiller zu historischen und philosophischen Studien hingezogen, deren Ergebnisse er in schöner Form zur Darstellung brachte. Von seinen **historischen Werken** sind besonders zu nennen:

1. „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande“. Sie gibt in vier Büchern die Vorgeschichte des Befreiungskampfes bis zu Albas Ankunft und ersten Anordnungen. Angeschlossen sind zwei Beilagen: „Prozeß und Hinrichtung der Grafen von Egmont und von Hoorn“ und „Antwerpens Belagerung in den Jahren 1584 und 1585“.

2. „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges“. Die vier ersten Bücher umfassen die Zeit bis zu Wallensteins Tod, das fünfte gibt einen knappen Überblick über die weiteren Jahre bis zum Westfälischen Frieden.

Aus beiden Werken spricht der Dramatiker. Meisterhaft sind die Charaktere gezeichnet; in dem ersten Werk stehen sich Philipp II. und Oranien, in dem zweiten Gustav Adolf und Wallenstein wie die beiden Gegenspieler eines Dramas gegenüber. Die geschichtswissenschaftliche Kritik fehlt freilich Schiller wie allen Historikern jener Zeit; sagt er doch selbst: „Ich werde immer eine schlechte Quelle für einen zukünftigen Historiker werden, der das Unglück hat, sich an mich zu wenden. Die Geschichte ist überhaupt nur ein Magazin für meine Phantasie, und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden.“ Aber was besagt dieser Mangel gegenüber der Wärme der Darstellung, der Beseelung des Stoffes, die das Geschichtswerk zum Kunstwerk macht! Schiller hat der deutschen Geschichtschreibung die schöne Form gegeben, mit der dann Männer wie Ranke, Mommsen, Treitschke die Forschung verbunden haben.

**Die philosophischen Schriften** sind zumeist eine Frucht von Schillers Studium der Kantischen Philosophie. Mehrere Abhandlungen wurden bereits (s. S. 171) angeführt; als die wichtigsten gelten:

1. „Über die ästhetische Erziehung des Menschen“ (in 27 Briefen): Sie ist nur möglich durch die Kunst, nicht durch den Verstand, wie die mißlungene französische Revolution gezeigt hat. Die Schönheit führt den Menschen zur Kultur, zur geistigen Freiheit, da die schönen Künste auf die Veredlung des Charakters und der Sitten und auf politische Verbesserung hinwirken.

2. „Über naive und sentimentalische Dichtung“, unter Schillers ästhetischen Schriften die fruchtbarste und formvollendetste. Zwei Weltanschauungen werden einander gegenübergestellt: die naive, welche die Eindrücke der umgebenden Welt unbefangen und unmittelbar aufnimmt, und die sentimentalische, welche die Bedeutung der umgebenden Welt für die sittliche Natur des Menschen untersucht und über sie reflektiert. Dieser Dualismus zwischen Objektivität und Subjektivität unterscheidet die Alten und die Naturvölker von den modernen, die klassische von der romantischen Poesie, den Realismus vom Idealismus, Goethe von Schiller selbst.

## II. Die lyrischen und epischen Dichtungen Schillers.

Mit seinem Hohenliede auf die Künste (s. S. 159 u. 163) hatte Schiller im Frühling 1789 der Poesie auf ungewisse Zeit den Abschied gegeben; bis auf die Übersetzungen aus Euripides und des zweiten und vierten Buches der Vergilschen Äneide in freien Stanzen (1792) enthielt er sich jeder dichterischen Tätigkeit. Geschichtliche und philosophische Studien des Denkers hatten scheinbar alle Schöpferglut des Dichters verzehrt. Über sechs Jahre schwieg die lyrische Muse, und erst im Juni 1795 kehrte Schiller, angeregt durch den

Verkehr mit Goethe, zur Poesie zurück. Wie einst seine Abkehr, so ist sein Heimweg zur Poesie mit philosophischen Dichtungen bezeichnet, namentlich stehen die Gedichte des Jahres 1795 noch unter der Einwirkung der Kantstudien. Es ist besonders das Jahr der Ideendichtung. Unter dieser Gedankenlyrik heben sich drei Gruppen bedeutsam hervor: a) Gedichte, die Kunst und Poesie behandeln, b) die philosophischen Gedichte, die des Dichters sittliche Weltanschauung widerspiegeln, und c) die kulturhistorischen Gedichte, in denen wie früher in den „Künstlern" die Entwicklung der menschlichen Kultur von dem philosophisch geschulten Historiker beleuchtet wird. Mit der „Macht des Gesanges" beginnt 1795 Schillers Dichtung aufs neue. Der Dichter und seine Kunst selbst werden ihm jetzt zu Helden seiner Gedichte: jener wird zum Freund der Götter erhoben („Die Teilung der Erde") oder befreit aus unwürdiger Sklaverei die Poesie („Pegasus im Joche"), die als „Mädchen aus der Fremde", schon durch ihre Nähe beseligend, die Menschen beschenkt und beglückt. Abschied nimmt Schiller von seiner Jugend mit ihrer nun unreif erscheinenden Dichtkunst in dem tiefergreifenden Gedicht „Die Ideale". Andere Gedanken der philosophischen Schriften erscheinen in der „Würde der Frauen", deren unbewußte Anmut und herzbezwingende Schönheit er als die Krone echter Weiblichkeit preist. Seine unmittelbarste Ausprägung findet der überwältigende Zug des Schillerschen Geistes in dem großen Gedicht „Das Ideal und das Leben", in dem das Allerheiligste seines Fühlens und Denkens zum vollendeten künstlerischen Ausdruck gekommen ist: Nur den Seligen im Olymp fließt das Leben zephyrleicht dahin; dem Menschen bleibt allein die bange Wahl „zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden"; aus ihr befreit er sich, indem er rastlos nach dem Ideale der vollendeten Menschheit strebt. — Den ersten großen Schritt, den die Menschheit aus dem Zustande der Roheit zur Kultur durch die Einführung des Ackerbaues getan hat, führt „Das Eleusische Fest" vor; die weitere Entwicklung des Menschengeschlechtes gibt die unvergleichliche Elegie „Der Spaziergang". In dieser allumfassenden historischen Phantasie gipfelt Schillers gesamte Gedankenlyrik. Der Dichter entwickelt, wie aus der reinen Natur zunächst das dörfliche, dann das städtische, mit ihm das staatliche Leben erwächst; in regem Wetteifer erblühen Handel und Gewerbe, Künste und Wissenschaften; Ruhm und Ehre werden zu Triebfedern der menschlichen Handlungen. Aber mit dem Stolz auf die Höhe der Kultur beginnt auch der Verfall, wie er sich in Willkür und ungezähmten Begierden zeigt. Dieser Widerstreit von Natur und Kultur wird aber in der Idee einer neuen höheren Einheit, einer vom Gesetz der Harmonie beherrschten Menschheit seine Lösung finden; aus der ewig-gleichen Natur wird wieder Heilung erwachsen. Sachgemäß sind die verschiedenen kulturgeschichtlichen Bilder an die wechselnden Eindrücke, die ein „Spaziergang" bietet, geknüpft. Großartige, aus dem Studium der Geschichte und Philosophie gewonnene Freskogemälde führt der Dichter in dem anmutigen Gewande der Poesie hier vor und verbindet dabei aufs innigste moderne und antike Vorstellungen miteinander. Was Schiller in diesen Gedichten in klassischer Schönheit und sentenzenreicher Sprache, aber doch vielfach schwerer Form ausgesprochen hat, dafür findet er einen beispiellos volkstümlichen Ausdruck im „Lied von der Glocke", das neben dem „Spaziergang" als die bedeutendste unter Schillers lyrisch-didaktischen Dichtungen gilt. Mit Recht hat man „Die Glocke" das größte rhythmische Meister-

werk aller Zeiten und aller Völker genannt. An die Entwicklung des Glockengusses knüpfen sich die Betrachtungen über den Gebrauch der Glocke, wie ihr Klang den Menschen durch sein Erdenleben begleitet. In lebendigen Bildern wird das deutsche Familienleben mit fröhlichen und mit traurigen Ereignissen, aber auch das Walten guter und böser Mächte im Staatsleben vor uns aufgerollt. Mit großer Kunst hat Schiller dieses reiche Gemälde durchgeführt. Die Wirkung wird noch erhöht durch die sprachliche Form, durch ausdrucksvolle Klangmalerei an vielen Stellen, durch wechselnde Rhythmen, die sich der jeweiligen Stimmung anpassen. Dieses Glanzstück der Schillerschen Lyrik erschien als Abschluß im Musenalmanach für das Jahr 1800, dem letzten, den Schiller herausgab; es beschloß auch die Reihe jener Gedichte, die von der Kultur des Menschen und der Gesellschaft handeln.

Das Jahr 1797 brachte, wie bereits früher erwähnt (s. S. 172), die „Xenien" (der satirische Titel ist von einem Buche der Epigramme des römischen Satirikers Martial [um etwa 42—102] übernommen). Die erste Anregung ging von Goethe aus, der durch persönliche Erfahrungen, vor allem durch die Angriffe auf die „Horen" veranlaßt, eine „Art Kriegserklärung gegen die Halbheit" beschlossen hatte. Schiller nahm den „prächtigen" Einfall freudig auf. In gemeinsamer Arbeit unterzogen sie die gesamte literarische Welt von Klopstock bis auf Jean Paul und Schlegel ihrer scharfen Kritik und dichteten Epigramme auf Zeitschriften, Almanache, Bücher und Personen. So entstand in wechselseitigem Geben und Nehmen, in lebendigem Austausch und Verschränken ihrer beiden Naturen das gemeinsame Werk als ein Denkmal ihrer Zweieinigkeit. Sie beschlossen daher auch, ihre Besitzrechte an den einzelnen Xenien nie auseinanderzusetzen. Schiller war in dieser vereinten Tätigkeit „die treibende Seele des Unternehmens", „der eigentliche Donnerer in diesem Gewitter, das die Luft reinigte"; er schlug im allgemeinen die schärfere Tonart an, während die gemäßigten Goethe zufallen. Die Wirkung der „Xenien" war groß, es fehlte nicht an meist zwar recht ungeschickten, zum Teil rohen Erwiderungen („Anti-Xenien"), und erst lange Zeit „nach dem Xenienhagel der beiden deutschen Heroen" (Hebbel) legte sich der Sturm.

Auf den berühmten und berüchtigten Xenien-Almanach vom Jahre 1797 folgte der nicht weniger berühmte „Balladen-Almanach" des Jahres 1798. Nächst dem „Lied von der Glocke" zählen die Romanzen und Balladen[1] Schillers, die 1797 entstanden, zu den Lieblingsdichtungen des deutschen Volkes. Das „Balladenjahr" bezeugt aber auch zugleich aufs neue die Einheit der beiden Großen bei aller Verschiedenheit ihrer Dichtercharaktere: in gemeinsamen Beratungen bestimmen und verteilen sie unter sich die Stoffe, und mit anfeuernder Zustimmung und fördernder Kritik bleiben sie sich während des ganzen Balladenjahres hilfreich verbunden; und

[1] Die Ballade und die Romanze sind zwei aus der Volkspoesie, die eine der germanischen, die andere der romanischen Völker, hervorgegangene Dichtungsarten mit einer Mischung von episch-lyrisch-dramatischen Elementen. Unter Ballade versteht man heute eine in knapper Form steil ansteigende Dichtung mit tragischem Ausgang, die den Kampf des Menschen mit Naturmächten, mit seinesgleichen oder mit Schuld und Sühne darstellt. Die Romanze hat stärkeren epischen Einschlag, erzählt keine tragischen Ereignisse und verfolgt gern eine hohe, sittliche Idee. Goethe und Schiller machen keinen Unterschied; sie bezeichnen dasselbe Gedicht bald als Ballade, bald als Romanze. So ist z. B. Schillers Romanze vom „Grafen von Habsburg" ursprünglich „Ballade" benannt; nur „Der Kampf mit dem Drachen" trägt von Schiller selbst die Bezeichnung „Romanze". — Uhland nannte seine erzählenden Lieder „Balladen und Romanzen".

obschon sich aus der dichterischen Tätigkeit auf demselben Gebiete eine wechselseitige Annäherung ihrer künstlerischen Auffassung ergibt, unterscheiden sich Goethes und Schillers Balladen doch wesentlich voneinander. Bei Goethe finden wir stets eine rege Phantasietätigkeit mit einem leisen Einschlag rationalistischer Ironie, seine episch-lyrischen Balladen sind durchweg Stimmungsgedichte. Dämonen dringen ins Menschenleben ein, sie bringen Unheil und Verderben, aber auch freundliche Hilfe und Beistand. So regieren dunkle Gewalten, Tod und Grauen, die „Braut von Korinth" wie den indischen „Gott und die Bajadere", während im „Zauberlehrling" wie im „Schatzgräber" harmlosere Geister ihr Spiel treiben. Schillers Balladen hingegen sind episch-dramatisch, das lyrische Element tritt in ihnen zurück. Die Stoffe sind der Geschichte oder Sage entnommen, die Helden kämpfen nicht mit Geistern, sondern mit Menschen, meist mit der eigenen Seele. Immer siegt in diesem Kampfe das sittlich Hohe; Lohn und Strafe werden nach ewigen Gesetzen erteilt. Jener ideale Drang des Herzens führte den Dichter frühzeitig auf die Ideale der klassischen Hellenenwelt, zum „lichtumstrahlten Gipfel des Olymp". Daher hat er wie seine ganze Anschauungsweise, so auch seinen Stoff vielfach den Griechen entlehnt. Abgesehen von seinen lyrischen, insonderheit den der Gedankenlyrik angehörenden Gedichten, die mehrfach dem hellenischen Götter- und Heroenkreise entnommen sind, gehören vier Romanzen der griechischen Sage und Geschichte an: „Der Ring des Polykrates", „Die Kraniche des Ibykus", „Die Bürgschaft" und „Hero und Leander". Zwei der schönsten führen uns in das Mittelalter, soweit es ein ganz christliches Gepräge zeigt, nämlich: „Der Kampf mit dem Drachen" und „Der Gang nach dem Eisenhammer", die Bearbeitung einer bei mehreren Völkern mit nur geringen Unterschieden sich findenden Erzählung; die andern behandeln gleichfalls Stoffe des Mittelalters, ohne jedoch ein spezifisches Gepräge dieser Zeit zu tragen: „Der Taucher", „Der Handschuh", „Ritter Toggenburg", „Der Graf von Habsburg".

Die Handlung an sich hat für den Dichter keine Bedeutung, sie ist ihm nur insofern wichtig, als sie ihm als Mittel zur ästhetischen Belebung seiner Idee dient, der Idee, die der Träger der Handlung zu verwirklichen strebt. Dieser steht aber nicht unter seiner Tat, sondern neben oder vielmehr über ihr in der Fülle seines idealen Selbstbewußtseins. Darum sind hier Schillers Helden meist männliche Gestalten, während Frauen nur als episodische Nebenfiguren erscheinen; darum sind sie losgelöst von den Fesseln der Nationalität, über Raum und Zeit erhaben, selbst meist ohne bestimmte Namen. Ohne eigentliche Individualität, sind sie rein ideale Personen, welche die sittliche Natur des Menschen in ihrer ganzen Erhabenheit und Würde auf der Höhe reiner Menschlichkeit offenbaren, Gestalten, die, immer in neuer Lage auftretend, in kräftigem, selbstbewußtem Willen ihre Ideale zur Geltung zu bringen streben. Diese Ideale stellen dar das Heldentum des sittlichen Willens, sie sind „Freiheit, Männerwürde, Treu' und Heiligkeit", der Menschheit edelste und höchste Güter. Und wenn auch im Kampf um dieses hohe Ziel der Körper des Helden unterliegt, die Idealität seiner Gesinnung feiert doch nach seinem Tode die herrlichsten Triumphe.

Der „Taucher" schreckt vor keiner Gefahr zurück und geht in den Tod, da er herrliche Lebensgüter, Ehre und Liebe, zu gewinnen hofft. Der Ritter im

„Handschuh" zeigt Unerschrockenheit und selbstbewußten Mut, wenn er durch kühne Tat die verletzte Ehre vom kränkenden Verdacht befreit, aber auch Mannesstolz und Manneswürde, wenn er auf die Liebe eines frevlerischen Weibes verzichtet. Die „Bürgschaft" ist das Hohelied der Treue, die alle Schrecknisse der Welt überwindet und den sittlichen Geist über den natürlichen Selbsterhaltungstrieb triumphieren läßt. Im „Kampf mit dem Drachen" huldigt der Dichter in der Verherrlichung des Johanniterritters der sittlichen Tiefe des Christentums, feiert er die sich selbst bezwingende Demut, die der ruhmwürdigen Heldentat erst die eigentliche Weihe gibt. Stark im Dienen und Dulden ist der kindlich gehorsame Fridolin im „Gang nach dem Eisenhammer"; die Allgewalt einer bis in den Tod getreuen Liebe offenbart der „Ritter Toggenburg". Der „Ring des Polykrates" lehrt die Wandelbarkeit alles Irdischen und mahnt zum Maßhalten im Sinne der antiken Vorstellung vom Neide der Götter. Diese gebieten durch die Natur selbst der Abenteurerlust und der Verfolgungswut des „Alpenjägers" Halt. Ergreifend wirkt die unmittelbare Selbstenthüllung göttlichen Waltens im „Grafen von Habsburg", dessen Grundgedanke die Wesensverwandtschaft von Religion und Kunst betont und von dem edlen Menschen Verehrung dieser idealen Mächte des Lebens fordert. Die im Verborgenen waltende ewige Gerechtigkeit und ihre zur Sühne des Verbrechens drängende Kraft offenbaren die „Kraniche des Ibykus". So tritt in allen Balladen klar und rein der Grundgedanke aus der Darstellung selbst hervor, als organischer Bestandteil der Dichtung. Die Darstellung selbst ist überall lebenswarm und ergreifend und wird durch geschickte Anwendung des Dialogs dramatisch belebt. Mit dieser dramatischen Gestaltung des Stoffes verbindet sich eine glanzvolle Schilderung und ein erhabener Schwung der Sprache. So wirken die Balladen als echte Kunstwerke allein durch ihre Schönheit und Wahrheit; durch das Schicksal, das sie offenbaren, ergreifen sie uns und leiten Geist und Gemüt zu ahnungsvollem Sinnen.

### a) Episch-lyrische Gedichte.

Der Schütz. Der Alpenjäger. Der Ring des Polykrates. Der Graf von Habsburg. Die Bürgschaft. Der Handschuh. Der Taucher. Der Kampf mit dem Drachen. Die Kraniche des Ibykus. Das Siegesfest. Hero und Leander. Ritter Toggenburg. Der Gang nach dem Eisenhammer.

#### 1. Das verschleierte Bild zu Sais[1].

Ein Jüngling, den des Wissens heißer Durst
Nach Sais in Ägypten trieb, der Priester
Geheime Weisheit zu erlernen, hatte
Schon manchen Grad mit schnellem Geist durcheilt;
Stets riß ihn seine Forschbegierde weiter,
Und kaum besänftigte der Hierophant[2]
Den ungeduldig Strebenden. „Was hab' ich,
Wenn ich nicht alles habe?" sprach der Jüngling.
„Gibt's etwa hier ein Weniger und Mehr?
Ist deine Wahrheit, wie der Sinne Glück,
Nur eine Summe, die man größer, kleiner
Besitzen kann und immer doch besitzt?

[1] Plutarch berichtet: „Das Heiligtum der Minerva in Sais (die von einigen für die Isis gehalten wird) hatte folgende Inschrift: ‚Ich bin das All, das gewesen, das ist und das sein wird; noch nie hat ein Sterblicher meinen Schleier gelüftet.'" — Die Idee des Ganzen, verwandt mit der des Baumes der Erkenntnis, wird vom Hierophanten und vom Jüngling deutlich ausgesprochen.

[2] Oberpriester des Geheimdienstes.

Ist sie nicht eine einz'ge, ungeteilte?
Nimm einen Ton aus einer Harmonie,
Nimm eine Farbe aus dem Regenbogen:
Und alles, was dir bleibt, ist nichts, solang
Das schöne All der Töne fehlt und Farben."

Indem sie einst so sprachen, standen sie
In einer einsamen Rotonde still,
Wo ein verschleiert Bild von Riesengröße
Dem Jüngling in die Augen fiel. Verwundert
Blickt er den Führer an und spricht: „Was ist's,
Das hinter diesem Schleier sich verbirgt?" —
„Die Wahrheit", ist die Antwort. — „Wie?" ruft jener,
„Nach Wahrheit streb' ich ja allein, und diese
Gerade ist es, die man mir verhüllt?"

„Das mache mit der Gottheit aus", versetzt
Der Hierophant. „Kein Sterblicher, sagt sie,
Rückt diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe.
Und wer mit ungeweihter, schuld'ger Hand
Den heiligen, verbotnen früher hebt,
Der, spricht die Gottheit ..." — „Nun?" —
„Der sieht die Wahrheit." —
„Ein seltsamer Orakelspruch! Du selbst,
Du hättest also niemals ihn gehoben?" —
„Ich? Wahrlich nicht! Und war auch nie dazu
Versucht." — „Das fass' ich nicht. Wenn von der Wahrheit
Nur diese dünne Scheidewand mich trennte" —
„Und ein Gesetz", fällt ihm sein Führer ein.
„Gewichtiger, mein Sohn, als du es meinst,
Ist dieser dünne Flor — für deine Hand
Zwar leicht, doch zentnerschwer für dein Gewissen."
Der Jüngling ging gedankenvoll nach Hause.
Ihm raubt des Wissens brennende Begier
Den Schlaf, er wälzt sich glühend auf dem Lager
Und rafft sich auf um Mitternacht. Zum Tempel
Führt unfreiwillig ihn der scheue Tritt.
Leicht ward es ihm, die Mauer zu ersteigen,
Und mitten in das Innere der Rotonde
Trägt ein beherzter Sprung den Wagenden.

Hier steht er nun, und grauenvoll umfängt
Den Einsamen die lebenlose Stille,
Die nur der Tritte hohler Widerhall
In den geheimen Grüften unterbricht.
Von oben durch der Kuppel Öffnung wirft
Der Mond den bleichen, silberblauen Schein,
Und furchtbar, wie ein gegenwärt'ger Gott,
Erglänzt durch des Gewölbes Finsternisse
In ihrem langen Schleier die Gestalt.

Er tritt hinan mit ungewissem Schritt;
Schon will die freche Hand das Heilige berühren,
Da zuckt es heiß und kühl durch sein Gebein
Und stößt ihn weg mit unsichtbarem Arm.
Unglücklicher, was willst du tun? so ruft
In seinem Innern eine treue Stimme.
Versuchen den Allheiligen willst du?
Kein Sterblicher, sprach des Orakels Mund,
Rückt diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe.
Doch setzte nicht derselbe Mund hinzu:
Wer diesen Schleier hebt, soll Wahrheit schauen?
„Sei hinter ihm, was will! Ich heb' ihn auf!"
Er ruft's mit lauter Stimm': „Ich will sie schauen." — Schauen!
Gellt ihm ein langes Echo spottend nach.

Er spricht's und hat den Schleier aufgedeckt.
„Nun", fragt ihr, „und was zeigte sich ihm hier?"
Ich weiß es nicht. Besinnungslos und bleich,
So fanden ihn am andern Tag die Priester
Am Fußgestell der Isis ausgestreckt.
Was er allda gesehen und erfahren,
Hat seine Zunge nie bekannt. Auf ewig
War seines Lebens Heiterkeit dahin,
Ihn riß ein tiefer Gram zum frühen Grabe.
„Weh dem", dies war sein warnungsvolles Wort,
Wenn ungestüme Frager in ihn drangen,
„Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld!"[1]
Sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein."

[1] Vgl. den Baum der Erkenntnis im Paradiese.

## 2. Kassandra.

Freude war in Trojas Hallen,
Eh' die hohe Feste fiel.
Jubelhymnen hört man schallen
In der Saiten goldnes Spiel;
Alle Hände ruhen müde
Von dem tränenvollen Streit,
Weil der herrliche Pelide
Priams schöne Tochter freit.

Und, geschmückt mit Lorbeerreisern,
Festlich wallet Schar auf Schar
Nach der Götter heil'gen Häusern,
Zu des Thymbriers[1] Altar.
Dumpf erbrausend durch die Gassen
Wälzt sich die bacchant'sche Lust,
Und in ihrem Schmerz verlassen
War nur eine traur'ge Brust.

Freudlos in der Freude Fülle,
Ungesellig und allein
Wandelte Kassandra stille
In Apollos Lorbeerhain.
In des Waldes tiefste Gründe
Flüchtete die Seherin,
Und sie warf die Priesterbinde
Zu der Erde zürnend hin:

„Alles ist der Freude offen,
Alle Herzen sind beglückt,
Und die alten Eltern hoffen,
Und die Schwester steht geschmückt.
Ich allein muß einsam trauern;
Denn mich flieht der süße Wahn,
Und geflügelt diesen Mauern
Seh' ich das Verderben nahn.

Eine Fackel seh' ich glühen,
Aber nicht in Hymens Hand;
Nach den Wolken seh' ich's ziehen,
Aber nicht wie Opferbrand.
Feste seh' ich froh bereiten,
Doch im ahnungsvollen Geist
Hör' ich schon des Gottes Schreiten,
Der sie jammervoll zerreißt.

Und sie schelten meine Klagen,
Und sie höhnen meinen Schmerz.
Einsam in die Wüste tragen
Muß ich mein gequältes Herz,
Von den Glücklichen gemieden
Und den Fröhlichen ein Spott!
Schweres hast du mir beschieden,
Pythischer, du arger Gott!

Dein Orakel zu verkünden,
Warum warfest du mich hin
In die Stadt der ewig Blinden
Mit dem aufgeschloßnen Sinn?
Warum gabst du mir zu sehen,
Was ich doch nicht wenden kann?
Das Verhängte muß geschehen,
Das Gefürchtete muß nahn.

Frommt's, den Schleier aufzuheben,
Wo das nahe Schrecknis droht?
Nur der Irrtum ist das Leben,
Und das Wissen ist der Tod.
Nimm, o nimm die traur'ge Klarheit,
Mir vom Aug' den blut'gen Schein!
Schrecklich ist es, deiner Wahrheit
Sterbliches Gefäß zu sein.

Meine Blindheit gib mir wieder
Und den fröhlich dunkeln Sinn!
Nimmer sang ich freud'ge Lieder,
Seit ich deine Stimme bin.
Zukunft hast du mir gegeben,
Doch du nahmst den Augenblick,
Nahmst der Stunde fröhlich Leben —
Nimm dein falsch Geschenk zurück!

Nimmer mit dem Schmuck der Bräute
Kränzt' ich mir das duft'ge Haar,
Seit ich deinem Dienst mich weihte
An dem traurigen Altar.
Meine Jugend war nur Weinen,
Und ich kannte nur den Schmerz;
Jede herbe Not der Meinen
Schlug an mein empfindend Herz.

Fröhlich seh' ich die Gespielen,
Alles um mich lebt und liebt
In der Jugend Lustgefühlen;
Mir nur ist das Herz getrübt.
Mir erscheint der Lenz vergebens,
Der die Erde festlich schmückt;
Wer erfreute sich des Lebens,
Der in seine Tiefe blickt?

Selig preis' ich Polyxenen
In des Herzens trunknem Wahn;
Denn den Besten der Hellenen
Hofft sie bräutlich zu umfahn.
Stolz ist ihre Brust gehoben,
Ihre Wonne faßt sie kaum,
Nicht euch, Himmlische, dort oben
Neidet sie in ihrem Traum.

[1] Thymbra, eine Stadt in der Troas mit Apollotempel.

Und auch ich hab' ihn gesehen,
Den das Herz verlangend wählt;
Seine schönen Blicke flehen,
Von der Liebe Glut beseelt.
Gerne möcht' ich mit dem Gatten
In die heim'sche Wohnung ziehn;
Doch es tritt ein styg'scher Schatten
Nächtlich zwischen mich und ihn.

Ihre bleichen Larven alle
Sendet mir Proserpina;
Wo ich wandre, wo ich walle,
Stehen mir die Geister da.
In der Jugend frohe Spiele
Drängen sie sich grausend ein,
Ein entsetzliches Gewühle!
Nimmer kann ich fröhlich sein.

Und den Mordstahl seh' ich blinken
Und das Mörderauge glühn;
Nicht zur Rechten, nicht zur Linken
Kann ich vor dem Schrecknis fliehn;
Nicht die Blicke darf ich wenden,
Wissend, schauend, unverwandt
Muß ich mein Geschick vollenden,
Fallend in dem fremden Land." —

Und noch hallen ihre Worte —
Horch! da dringt verworrner Ton
Fernher aus des Tempels Pforte;
Tot lag Thetis' großer Sohn!
Eris schüttelt ihre Schlangen,
Alle Götter fliehn davon,
Und des Donners Wolken hangen
Schwer herab auf Ilion.

### 3. Klage der Ceres.

Ist der holde Lenz erschienen?
Hat die Erde sich verjüngt?
Die besonnten Hügel grünen,
Und des Eises Rinde springt.
Aus der Ströme blauem Spiegel
Lacht der unbewölkte Zeus,
Milder wehen Zephyrs Flügel,
Augen treibt das junge Reis.
In dem Hain erwachen Lieder,
Und die Oreade[1] spricht:
Deine Blumen kehren wieder,
Deine Tochter kehret nicht.

Ach, wie lang ist's, daß ich walle
Suchend durch der Erde Flur!
Titan, deine Strahlen alle
Sandt' ich nach der teuren Spur;
Keiner hat mir noch verkündet
Von dem lieben Angesicht,
Und der Tag, der alles findet,
Die Verlorne fand er nicht.
Hast du, Zeus, sie mir entrissen?
Hat, von ihrem Reiz gerührt,
Zu des Orkus schwarzen Flüssen
Pluto sie hinabgeführt?

Wer wird nach dem düstern Strande
Meines Grames Bote sein?
Ewig stößt der Kahn vom Lande,
Doch nur Schatten nimmt er ein.
Jedem sel'gen Aug' verschlossen
Bleibt das nächtliche Gefild,
Und solang der Styx geflossen,
Trug er kein lebendig Bild.
Nieder führen tausend Steige,
Keiner führt zum Tag zurück;
Ihre Tränen bringt kein Zeuge
Vor der bangen Mutter Blick.

Mütter, die aus Pyrrhas Stamme,
Sterbliche, geboren sind,
Dürfen durch des Grabes Flamme
Folgen dem geliebten Kind;
Nur was Jovis Haus bewohnet,
Nahet nicht dem dunkeln Strand,
Nur die Seligen verschonet,
Parzen, eure strenge Hand.
Stürzt mich in die Nacht der Nächte
Aus des Himmels goldnem Saal!
Ehret nicht der Göttin Rechte,
Ach, sie sind der Mutter Qual!

Wo sie mit dem finstern Gatten
Freudlos thronet, stieg' ich hin,
Träte mit den leisen Schatten
Leise vor die Herrscherin.
Ach, ihr Auge, feucht von Zähren,
Sucht umsonst das goldne Licht,
Irret nach entfernten Sphären,
Auf die Mutter fällt es nicht,
Bis die Freude[2] sie entdecket,
Bis sich Brust mit Brust vereint
Und, zum Mitgefühl erwecket,
Selbst der rauhe Orkus weint.

---

[1] Bergnymphe.
[2] Die Freude = den Gegenstand der Freude.

Eitler Wunsch! verlorne Klagen!
Ruhig in dem gleichen Gleis
Rollt des Tages sichrer Wagen,
Ewig steht der Schluß des Zeus.
Weg von jenen Finsternissen
Wandt' er sein beglücktes Haupt;
Einmal in die Nacht gerissen,
Bleibt sie ewig mir geraubt.
Bis des dunkeln Stromes Welle
Von Aurorens Farben glüht,
Iris mitten durch die Hölle
Ihren schönen Bogen zieht.

Ist mir nichts von ihr geblieben?
Nicht ein süß erinnernd Pfand,
Daß die Fernen sich noch lieben,
Keine Spur der teuren Hand?
Knüpfet sich kein Liebesknoten
Zwischen Kind und Mutter an?
Zwischen Lebenden und Toten
Ist kein Bündnis aufgetan?
Nein, nicht ganz ist sie entflohen!
Nein, wir sind nicht ganz getrennt!
Haben uns die ewig Hohen
Eine Sprache doch vergönnt!

Wenn des Frühlings Kinder sterben,
Wenn von Nordes kaltem Hauch
Blatt und Blume sich entfärben,
Traurig steht der nackte Strauch,
Nehm' ich mir das höchste Leben
Aus Vertumnus'[1] reichem Horn,
Opfernd es dem Styx zu geben,
Mir des Samens goldnes Korn.
Trauernd senk' ich's in die Erde,
Leg' es an des Kindes Herz,
Daß es eine Sprache werde
Meiner Liebe, meinem Schmerz.

Führt der gleiche Tanz der Horen
Freudig nun den Lenz zurück,
Wird das Tote neu geboren
Von der Sonne Lebensblick.
Keime, die dem Auge starben
In der Erde kaltem Schoß,
In das heitre Reich der Farben
Ringen sie sich freudig los.
Wenn der Stamm zum Himmel eilet,
Sucht die Wurzel scheu die Nacht;
Gleich in ihre Pflege teilet
Sich des Styx, des Athers Macht.

Halb berühren sie der Toten,
Halb der Lebenden Gebiet;
Ach, sie sind mir teure Boten,
Süße Stimmen vom Kocyt!
Hält er gleich sie selbst verschlossen
In dem schauervollen Schlund,
Aus des Frühlings jungen Sprossen
Redet mir der holde Mund,
Daß auch fern vom goldnen Tage,
Wo die Schatten traurig ziehn,
Liebend noch der Busen schlage,
Zärtlich noch die Herzen glühn.

O, so laßt euch froh begrüßen,
Kinder der verjüngten Au!
Euer Kelch soll überfließen
Von des Nektars reinstem Tau.
Tauchen will ich euch in Strahlen,
Mit der Iris schönstem Licht
Will ich eure Blätter malen
Gleich Aurorens Angesicht.
In des Lenzes heitrem Glanze
Lese jede zarte Brust,
In des Herbstes welkem Kranze
Meinen Schmerz und meine Lust.

### b) Kulturhistorische Gedichte und philosophische Lyrik.

### 4. Das Eleusische Fest.

Windet zum Kranze die goldenen Ähren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein!
Freude soll jedes Auge verklären,
Denn die Königin ziehet ein,
Die Bezähmerin wilder Sitten,
Die den Menschen zum Menschen gesellt
Und in friedliche, feste Hütten
Wandelte das bewegliche Zelt.

Scheu in des Gebirges Klüften
Barg der Troglodyte[2] sich;
Der Nomade ließ die Triften
Wüste liegen, wo er strich;
Mit dem Wurfspieß, mit dem Bogen
Schritt der Jäger durch das Land.
Weh dem Fremdling, den die Wogen
Warfen an den Unglücksstrand!

---

[1] Gott des Wandels in der Natur und besonders der Fruchtreife im Herbste.
[2] Höhlenbewohner.

Und auf ihrem Pfad begrüßte,
Irrend nach des Kindes Spur,
Ceres die verlaßne Küste,
Ach, da grünte keine Flur!
Daß sie hier vertraulich weile,
Ist kein Obdach ihr gewährt;
Keines Tempels heitre Säule
Zeuget, daß man Götter ehrt.

Keine Frucht der süßen Ähren
Lädt zum reinen Mahl sie ein;
Nur auf gräßlichen Altären
Dorret menschliches Gebein.
Ja, soweit sie wandernd kreiste,
Fand sie Elend überall,
Und in ihrem großen Geiste
Jammert' sie des Menschen Fall.

„Find' ich so den Menschen wieder,
Dem wir unser Bild geliehn,
Dessen schöngestalte Glieder
Droben im Olympus blühn?
Gaben wir ihm zum Besitze
Nicht der Erde Götterschoß,
Und auf seinem Königssitze
Schweift er elend, heimatlos?

Fühlt kein Gott mit ihm Erbarmen?
Keiner aus der Sel'gen Chor
Hebet ihn mit Wunderarmen
Aus der tiefen Schmach empor?
In des Himmels sel'gen Höhen
Rühret sie nicht fremder Schmerz;
Doch der Menschheit Angst und Wehen
Fühlet mein gequältes Herz.

Daß der Mensch zum Menschen werde,
Stift' er einen ew'gen Bund
Gläubig mit der frommen Erde,
Seinem mütterlichen Grund,
Ehre das Gesetz der Zeiten
Und der Monde heil'gen Gang,
Welche still gemessen schreiten
Im melodischen Gesang."

Und den Nebel teilt sie leise,
Der den Blicken sie verhüllt:
Plötzlich in der Wilden Kreise
Steht sie da, ein Götterbild.
Schwelgend bei dem Siegesmahle
Findet sie die rohe Schar,
Und die blutgefüllte Schale
Bringt man ihr zum Opfer dar.

Aber schaudernd, mit Entsetzen
Wendet sie sich weg und spricht:
„Blut'ge Tigermahle netzen
Eines Gottes Lippen nicht.
Keine Opfer will er haben,
Früchte, die der Herbst beschert,
Mit des Feldes frommen Gaben
Wird der Heilige verehrt."

Und sie nimmt die Wucht des Speeres
Aus des Jägers rauher Hand;
Mit dem Schaft des Mordgewehres
Furchet sie den leichten Sand,
Nimmt von ihres Kranzes Spitze
Einen Kern, mit Kraft gefüllt,
Senkt ihn in die zarte Ritze,
Und der Trieb des Keimes schwillt.

Und mit grünen Halmen schmücket
Sich der Boden alsobald,
Und soweit das Auge blicket,
Wogt es wie ein goldner Wald.
Lächelnd segnet sie die Erde,
Flicht der ersten Garbe Bund,
Wählt den Feldstein sich zum Herde,
Und es spricht der Göttin Mund:

„Vater Zeus, der über alle
Götter herrscht in Äthers Höhn,
Daß dies Opfer dir gefalle,
Laß ein Zeichen jetzt geschehn!
Und dem unglückselig'en Volke,
Das dich, Hoher, noch nicht nennt,
Nimm hinweg des Auges Wolke,
Daß es seinen Gott erkennt!"

Und es hört der Schwester Flehen
Zeus auf seinem hohen Sitz;
Donnernd aus den blauen Höhen
Wirft er den gezackten Blitz.
Prasselnd fängt es an zu lohen,
Hebt sich wirbelnd vom Altar,
Und darüber schwebt in hohen
Kreisen sein geschwinder Aar.

Und gerührt zu der Herrscherin Füßen
Stürzt sich der Menge freudig Gewühl,
Und die rohen Seelen zerfließen
In der Menschlichkeit erstem Gefühl,
Werfen von sich die blutige Wehre,
Öffnen den düstergebundenen Sinn
Und empfangen die göttliche Lehre
Aus dem Munde der Königin.

Und von ihren Thronen steigen
Alle Himmlischen herab,
Themis selber führt den Reigen,
Und mit dem gerechten Stab
Mißt sie jedem seine Rechte,
Setzet selbst der Grenze Stein,
Und des Styx verborgne Mächte
Ladet sie zu Zeugen ein.

Und es kommt der Gott der Esse,
Zeus' erfindungsreicher Sohn,
Bildner künstlicher Gefäße,
Hochgelehrt in Erz und Ton.
Und er lehrt die Kunst der Zange
Und der Blasebälge Zug;
Unter seines Hammers Zwange
Bildet sich zuerst der Pflug.

Und Minerva, hoch vor allen
Ragend mit gewicht'gem Speer,
Läßt die Stimme mächtig schallen
Und gebeut dem Götterheer.
Feste Mauern will sie gründen,
Jedem Schutz und Schirm zu sein,
Die zerstreute Welt zu binden
In vertraulichem Verein.

Und sie lenkt die Herrscherschritte
Durch des Feldes weiten Plan,
Und an ihres Fußes Tritte
Heftet sich der Grenzgott an.
Messend führet sie die Kette
Um des Hügels grünen Saum;
Auch des wilden Stromes Bette
Schließt sie in den heil'gen Raum.

Alle Nymphen, Oreaden,
Die der schnellen Artemis
Folgen auf des Berges Pfaden,
Schwingend ihren Jägerspieß,
Alle kommen, alle legen
Hände an, der Jubel schallt,
Und von ihrer Axte Schlägen
Krachend stürzt der Fichtenwald.

Auch aus seiner grünen Welle
Steigt der schilfbekränzte Gott,
Wälzt den schweren Floß zur Stelle
Auf der Göttin Machtgebot;
Und die leichtgeschürzten Stunden
Fliegen ans Geschäft gewandt,
Und die rauhen Stämme runden
Zierlich sich in ihrer Hand.

Auch den Meergott sieht man eilen;
Rasch mit des Tridentes[1] Stoß
Bricht er die granitnen Säulen
Aus dem Erdgerippe los,
Schwingt sie in gewalt'gen Händen
Hoch wie einen leichten Ball,
Und mit Hermes, dem behenden,
Türmet er der Mauern Wall.

Aber aus den goldnen Saiten
Lockt Apoll die Harmonie
Und das holde Maß der Zeiten
Und die Macht der Melodie.
Mit neunstimmigem Gesange
Fallen die Camönen ein;
Leise nach des Liedes Klange
Füget sich der Stein zum Stein.

Und der Tore weite Flügel
Setzet mit erfahrner Hand
Cybele[2] und fügt die Riegel
Und der Schlösser festes Band.
Schnell durch rasche Götterhände
Ist der Wunderbau vollbracht,
Und der Tempel heitre Wände
Glänzen schon in Festespracht.

Und mit einem Kranz von Myrten
Naht die Götterkönigin,
Und sie führt den schönsten Hirten
Zu der schönsten Hirtin hin.
Venus mit dem holden Knaben
Schmücket selbst das erste Paar,
Alle Götter bringen Gaben
Segnend den Vermählten dar.

Und die neuen Bürger ziehen,
Von der Götter sel'gem Chor
Eingeführt, mit Harmonien
In das gastlich offne Tor;
Und das Priesteramt verwaltet
Ceres am Altar des Zeus,
Segnend ihre Hand gefaltet,
Spricht sie zu des Volkes Kreis:

„Freiheit liebt das Tier der Wüste,
Frei im Äther herrscht der Gott,
Ihrer Brust gewalt'ge Lüfte
Zähmet das Naturgebot;
Doch der Mensch in ihrer Mitte
Soll sich an den Menschen reihn,
Und allein durch seine Sitte
Kann er frei und mächtig sein."

Windet zum Kranze die goldenen Ähren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein!
Freude soll jedes Auge verklären,
Denn die Königin ziehet ein,
Die uns die süße Heimat gegeben,
Die den Menschen zum Menschen gesellt.
Unser Gesang soll sie festlich erheben,
Die beglückende Mutter der Welt!

[1] Dreizack.
[2] Die Göttermutter, gefeiert als Städtegründerin.

## 5. Die vier Weltalter.

Wohl perlet im Glase der purpurne Wein,
Wohl glänzen die Augen der Gäste;
Es zeigt sich der Sänger, er tritt herein,
Zu dem Guten bringt er das Beste;
Denn ohne die Leier im himmlischen Saal
Ist die Freude gemein auch beim Nektarmahl.

Ihm gaben die Götter das reine Gemüt,
Wo die Welt sich, die ewige, spiegelt;
Er hat alles gesehn, was auf Erden geschieht
Und was uns die Zukunft versiegelt;
Er saß in der Götter urältestem Rat
Und behorchte der Dinge geheimste Saat.

Er breitet es lustig und glänzend aus,
Das zusammengefaltete Leben;
Zum Tempel schmückt er das irdische Haus,
Ihm hat es die Muse gegeben;
Kein Dach ist so niedrig, keine Hütte so klein,
Er führt einen Himmel voll Götter hinein.

Und wie der erfindende Sohn des Zeus
Auf des Schildes einfachem Runde
Die Erde, das Meer und den Sternenkreis
Gebildet mit göttlicher Kunde,
So drückt er ein Bild des unendlichen All
In des Augenblicks flüchtig verrauschenden Schall.

Er kommt aus dem kindlichen Alter der Welt,
Wo die Völker sich jugendlich freuten;
Er hat sich, ein fröhlicher Wandrer, gesellt
Zu allen Geschlechtern und Zeiten.
Vier Menschenalter hat er gesehn
Und läßt sie am fünften vorübergehn.

Erst regierte Saturnus schlicht und gerecht,
Da war es heute wie morgen,
Da lebten die Hirten, ein harmlos Geschlecht,
Und brauchten für gar nichts zu sorgen;
Sie liebten und taten weiter nichts mehr,
Die Erde gab alles freiwillig her.

Drauf kam die Arbeit, der Kampf begann
Mit Ungeheuern und Drachen,
Und die Helden singen, die Herrscher an,
Und den Mächtigen suchten die Schwachen.
Und der Streit zog in des Skamanders Feld;
Doch die Schönheit war immer der Gott der Welt.

Aus dem Kampf ging endlich der Sieg hervor,
Und der Kraft entblühte die Milde,
Da sangen die Musen im himmlischen Chor,
Da erhuben sich Göttergebilde —
Das Alter der göttlichen Phantasie,
Es ist verschwunden, es kehret nie.

Die Götter sanken vom Himmelsthron,
Es stürzten die herrlichen Säulen,
Und geboren wurde der Jungfrau Sohn,
Die Gebrechen der Erde zu heilen;
Verbannt ward der Sinne flüchtige Lust,
Und der Mensch griff denkend in seine Brust.

Und der eitle, der üppige Reiz entwich,
Der die frohe Jugendwelt zierte;
Der Mönch und die Nonne zergeißelten sich,
Und der eiserne Ritter turnierte.
Doch war das Leben auch finster und wild,
So blieb doch die Liebe lieblich und mild.

Und einen heiligen, keuschen Altar
Bewahrten sich stille die Musen;
Es lebte, was edel und sittlich war,
In der Frauen züchtigem Busen;
Die Flamme des Liedes entbrannte neu
An der schönen Minne und Liebestreu.

Drum soll auch ein ewiges, zartes Band
Die Frauen, die Sänger umflechten,
Sie wirken und weben, Hand in Hand,
Den Gürtel des Schönen und Rechten.
Gesang und Liebe im schönen Verein,
Sie erhalten dem Leben den Jugendschein.

## 6. Würde der Frauen.

Ehret die Frauen! sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben,
Flechten der Liebe beglückendes Band,
Und in der Grazie züchtigem Schleier
Nähren sie wachsam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand.

Ewig aus der Wahrheit Schranken
Schweift des Mannes wilde Kraft;
Unstet treiben die Gedanken
Auf dem Meer der Leidenschaft;
Gierig greift er in die Ferne,
Nimmer wird sein Herz gestillt;
Rastlos durch entlegne Sterne
Jagt er seines Traumes Bild.

Aber mit zauberisch fesselndem Blicke
Winken die Frauen den Flüchtling zurücke,
Warnend zurück in der Gegenwart Spur.
In der Mutter bescheidener Hütte
Sind sie geblieben mit schamhafter Sitte,
Treue Töchter der frommen Natur.

Feindlich ist des Mannes Streben,
Mit zermalmender Gewalt
Geht der wilde durch das Leben,
Ohne Rast und Aufenthalt.
Was er schuf, zerstört er wieder,
Nimmer ruht der Wünsche Streit,
Nimmer, wie das Haupt der Hyder
Ewig fällt und sich erneut.

Aber, zufrieden mit stillerem Ruhme,
Brechen die Frauen des Augenblicks Blume,
Nähren sie sorgsam mit liebendem Fleiß,
Freier in ihrem gebundenen Wirken,
Reicher, als er, in des Wissens Bezirken
Und in der Dichtung unendlichem Kreis.

Streng und stolz, sich selbst genügend,
Kennt des Mannes kalte Brust,
Herzlich an ein Herz sich schmiegend,
Nicht der Liebe Götterlust,
Kennet nicht den Tausch der Seelen,
Nicht in Tränen schmilzt er hin;
Selbst des Lebens Kämpfe stählen
Härter seinen harten Sinn.

Aber wie leise vom Zephyr erschüttert
Schnell die äolische Harfe erzittert,
Also die fühlende Seele der Frau.
Zärtlich geängstigt vom Bilde der Qualen,
Wallet der liebende Busen, es strahlen
Perlend die Augen von himmlischem Tau.

In der Männer Herrschgebiete
Gilt der Stärke trotzig Recht;
Mit dem Schwert beweist der Skythe,
Und der Perser wird zum Knecht.
Es befehden sich im Grimme
Die Begierden wild und roh,
Und der Eris rauhe Stimme
Waltet, wo die Charis floh.

Aber mit sanft überredender Bitte
Führen die Frauen den Zepter der Sitte,
Löschen die Zwietracht, die tobend entglüht,
Lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen,
Sich in der lieblichen Form zu umfassen,
Und vereinen, was ewig sich flieht.

## 7. Der Spaziergang.

Sei mir gegrüßt, mein Berg mit dem rötlich strahlenden Gipfel!
Sei mir, Sonne, gegrüßt, die ihn so lieblich bescheint!
Dich auch grüß' ich, belebte Flur, euch, säuselnde Linden,
Und den fröhlichen Chor, der auf den Ästen sich wiegt;
Ruhige Bläue, dich auch, die unermeßlich sich ausgießt
Um das braune Gebirg', über den grünenden Wald,
Auch um mich, der, endlich entflohn des Zimmers Gefängnis
Und dem engen Gespräch, freudig sich rettet zu dir.
Deiner Lüfte balsamischer Strom durchrinnt mich erquickend,
Und den durstigen Blick labt das energische Licht.
Kräftig auf blühender Au erglänzen die wechselnden Farben,
Aber der reizende Streit löset in Anmut sich auf.
Frei empfängt mich die Wiese mit weithin verbreitetem Teppich;
Durch ihr freundliches Grün schlingt sich der ländliche Pfad.
Um mich summt die geschäftige Bien', mit zweifelndem Flügel
Wiegt der Schmetterling sich über dem rötlichten Klee.

Glühend trifft mich der Sonne Pfeil, still liegen die Weste,
Nur der Lerche Gesang wirbelt in heiterer Luft.
Doch jetzt braust's aus dem nahen Gebüsch; tief neigen der Erlen
Kronen sich, und im Wind wogt das versilberte Gras;
Mich umfängt ambrosische Nacht; in duftende Kühlung
Nimmt ein prächtiges Dach schattender Buchen mich ein,
In des Waldes Geheimnis entflieht mir auf einmal die Landschaft,
Und ein schlängelnder Pfad leitet mich steigend empor.
Nur verstohlen durchdringt der Zweige laubichtes Gitter
Sparsames Licht, und es blickt lachend das Blaue herein.
Aber plötzlich zerreißt der Flor. Der geöffnete Wald gibt
Überraschend des Tags blendendem Glanz mich zurück.
Unabsehbar ergießt sich vor meinen Blicken die Ferne,
Und ein blaues Gebirg endigt im Dufte die Welt.
Tief an des Berges Fuß, der gählings unter mir abstürzt,
Wallet des grünlichten Stroms fließender Spiegel vorbei.
Endlos unter mir seh' ich den Äther, über mir endlos,
Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab.
Aber zwischen der ewigen Höh' und der ewigen Tiefe
Trägt ein geländerter Steig sicher den Wandrer dahin.
Lachend fliehen an mir die reichen Ufer vorüber,
Und den fröhlichen Fleiß rühmet das prangende Tal.
Jene Linien, sieh! die des Landmanns Eigentum scheiden,
In den Teppich der Flur hat sie Demeter gewirkt,
Freundliche Schrift des Gesetzes, des menschenerhaltenden Gottes,
Seit aus der ehernen Welt fliehend die Liebe verschwand!
Aber in freieren Schlangen durchkreuzt die geregelten Felder,
Jetzt verschlungen vom Wald, jetzt an den Bergen hinauf
Klimmend, ein schimmernder Streif, die länderverknüpfende Straße;
Auf dem ebenen Strom gleiten die Flöße dahin.
Vielfach ertönt der Herden Geläut' im belebten Gefilde,
Und den Widerhall weckt einsam des Hirten Gesang.
Muntre Dörfer bekränzen den Strom, in Gebüschen verschwinden
Andre, vom Rücken des Bergs stürzen sie gäh dort herab.
Nachbarlich wohnet der Mensch noch mit dem Acker zusammen,
Seine Felder umruhn friedlich ein ländliches Dach;
Traulich rankt sich die Reb' empor an dem niedrigen Fenster,
Einen umarmenden Zweig schlingt um die Hütte der Baum.
Glückliches Volk der Gefilde! Noch nicht zur Freiheit erwachet,
Teilst du mit deiner Flur fröhlich das enge Gesetz.
Deine Wünsche beschränkt der Ernten ruhiger Kreislauf,
Wie dein Tagewerk, gleich, windet dein Leben sich ab!
Aber wer raubt mir auf einmal den lieblichen Anblick? Ein fremder
Geist verbreitet sich schnell über die fremdere Flur.
Spröde sondert sich ab, was kaum noch liebend sich mischte,
Und das Gleiche nur ist's, was an das Gleiche sich reiht.
Stände seh' ich gebildet, der Pappeln stolze Geschlechter
Ziehn in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher.
Regel wird alles, und alles wird Wahl und alles Bedeutung;
Dieses Dienergefolg' meldet den Herrscher mir an.
Prangend verkündigen ihn von fern die beleuchteten Kuppeln,
Aus dem felsichten Kern hebt sich die türmende Stadt.
In die Wildnis hinaus sind des Waldes Faunen verstoßen,
Aber die Andacht leiht höheres Leben dem Stein.

Näher gerückt ist der Mensch an den Menschen. Enger wird um ihn,
Reger erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die Welt.
Sieh, da entbrennen in feurigem Kampf die eifernden Kräfte,
Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund.
Tausend Hände belebt ein Geist, hoch schläget in tausend
Brüsten, von einem Gefühl glühend, ein einziges Herz,
Schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen Gesetze;
Hier auf dem teuren Grund ruht ihr verehrtes Gebein.
Nieder steigen vom Himmel die seligen Götter und nehmen
In dem geweihten Bezirk festliche Wohnungen ein;
Herrliche Gaben bescherend erscheinen sie: Ceres vor allen
Bringet des Pfluges Geschenk, Hermes den Anker herbei,
Bacchus die Traube, Minerva des Ölbaums grünende Reiser,
Auch das kriegrische Roß führet Poseidon heran,
Mutter Cybele spannt an des Wagens Deichsel die Löwen,
In das gastliche Tor zieht sie als Bürgerin ein.
Heilige Steine! Aus euch ergossen sich Pflanzer der Menschheit,
Fernen Inseln des Meeres sandtet ihr Sitten und Kunst,
Weise sprachen das Recht an diesen geselligen Toren,
Helden stürzten zum Kampf für die Penaten heraus.
Auf den Mauern erschienen, den Säugling im Arme, die Mütter,
Blickten dem Heerzug nach, bis ihn die Ferne verschlang.
Betend stürzten sie dann vor der Götter Altären sich nieder,
Flehten um Ruhm und Sieg, flehten um Rückkehr für euch.
Ehre ward euch und Sieg, doch der Ruhm nur kehrte zurücke!
Eurer Taten Verdienst meldet der rührende Stein:
„Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl."
Ruhet sanft, ihr Geliebten! Von eurem Blute begossen
Grünet der Ölbaum, es keimt lustig die köstliche Saat.
Munter entbrennt, des Eigentums froh, das freie Gewerbe,
Aus dem Schilfe des Stroms winket der bläulichte Gott.
Zischend fliegt in den Baum die Axt, es erseufzt die Dryade[1],
Hoch von des Berges Haupt stürzt sich die donnernde Last.
Aus dem Felsbruch wiegt sich der Stein, vom Hebel beflügelt;
In der Gebirge Schlucht taucht sich der Bergmann hinab.
Mulcibers[2] Amboß tönt von dem Takt geschwungener Hämmer,
Unter der nervichten Faust spritzen die Funken des Stahls.
Glänzend umwindet der goldene Lein die tanzende Spindel,
Durch die Saiten des Garns sauset das webende Schiff.
Fern auf der Rede ruft der Pilot, es warten die Flotten,
Die in der Fremdlinge Land tragen den heimischen Fleiß;
Andre ziehen frohlockend dort ein mit den Gaben der Ferne,
Hoch von dem ragenden Mast wehet der festliche Kranz.
Siehe, da wimmeln die Märkte, der Krahn von fröhlichem Leben,
Seltsamer Sprachen Gewirr brauft in das wundernde Ohr.
Auf den Stapel schüttet die Ernten der Erde der Kaufmann,
Was dem glühenden Strahl Afrikas Boden gebiert,
Was Arabien kocht, was die äußerste Thule bereitet,
Hoch mit erfreuendem Gut füllt Amalthea[3] das Horn.

[1] Baumnymphe. [2] Beiname des Vulkanus.
[3] Ziege, die das Kind Zeus auf Kreta mit ihrer Milch nährte und zum Dank dafür unter die Sterne versetzt wurde. Amaltheas Horn verschaffte als Füllhorn seinem Besitzer die Erfüllung aller Wünsche.

Da gebieret das Glück dem Talente die göttlichen Kinder,
Von der Freiheit gesäugt wachsen die Künste der Lust.
Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen,
Und vom Meißel beseelt redet der fühlende Stein.
Künstliche Himmel ruhn auf schlanken ionischen Säulen,
Und den ganzen Olymp schließet ein Pantheon ein.
Leicht wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Senne
Hüpfet der Brücke Joch über den brausenden Strom.
Aber im stillen Gemach entwirft bedeutende Zirkel
Sinnend der Weise, beschleicht forschend den schaffenden Geist,
Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete Hassen und Lieben,
Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Äther dem Strahl,
Sucht das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern,
Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.
Körper und Stimme leiht die Schrift dem stummen Gedanken,
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt.
Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes,
Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.
Seine Fesseln zerbricht der Mensch. Der Beglückte! Zerriss' er
Mit den Fesseln der Furcht nur nicht den Zügel der Scham!
Freiheit! ruft die Vernunft, Freiheit! die wilde Begierde,
Von der heil'gen Natur ringen sie lüstern sich los.
Ach, da reißen im Sturm die Anker, die an dem Ufer
Warnend ihn hielten, ihn faßt mächtig der flutende Strom;
Ins Unendliche reißt er ihn hin, die Küste verschwindet,
Hoch auf der Fluten Gebirg' wiegt sich entmastet der Kahn;
Hinter Wolken erlöschen des Wagens beharrliche Sterne,
Bleibend ist nichts mehr, es irrt selbst in dem Busen der Gott.
Aus dem Gespräche verschwindet die Wahrheit, Glauben und Treue
Aus dem Leben, es lügt selbst auf der Lippe der Schwur.
In der Herzen vertraulichsten Bund, in der Liebe Geheimnis
Drängt sich der Sykophant[1], reißt von dem Freunde den Freund.
Auf die Unschuld schielt der Verrat mit verschlingendem Blicke,
Mit vergiftendem Biß tötet des Lästerers Zahn.
Feil ist in der geschändeten Brust der Gedanke, die Liebe
Wirft des freien Gefühls göttlichen Adel hinweg.
Deiner heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug sich
Angemaßt, der Natur köstlichste Stimmen entweiht,
Die das bedürftige Herz in der Freude Drang sich erfindet;
Kaum gibt wahres Gefühl noch durch Verstummen sich kund.
Auf der Tribüne prahlet das Recht, in der Hütte die Eintracht,
Des Gesetzes Gespenst steht an der Könige Thron.
Jahrelang mag, jahrhundertelang die Mumie dauern,
Mag das trügende Bild lebender Fülle bestehn,
Bis die Natur erwacht und mit schweren, ehernen Händen
An das hohle Gebäu rühret die Not und die Zeit,
Einer Tigerin gleich, die das eiserne Gitter durchbrochen
Und des numidischen Walds plötzlich und schrecklich gedenkt,
Aufsteht mit des Verbrechens Wut und des Elends die Menschheit
Und in der Asche der Stadt sucht die verlorne Natur.
O, so öffnet euch, Mauern, und gebt den Gefangenen ledig!
Zu der verlassenen Flur kehr' er gerettet zurück!

[1] Denunziant, Erpresser.

Aber wo bin ich? Es birgt sich der Pfad. Abschüssige Gründe
Hemmen mit gähnender Kluft hinter mir, vor mir den Schritt.
Hinter mir blieb der Gärten, der Hecken vertraute Begleitung,
Hinter mir jegliche Spur menschlicher Hände zurück.
Nur die Stoffe seh' ich getürmt, aus welchen das Leben
Keimet, der rohe Basalt hofft auf die bildende Hand.
Brausend stürzt der Gießbach herab durch die Rinne des Felsen,
Unter den Wurzeln des Baums bricht er entrüstet sich Bahn.
Wild ist es hier und schauerlich öd'. Im einsamen Luftraum
Hängt nur der Adler und knüpft an das Gewölke die Welt.
Hoch herauf bis zu mir trägt keines Windes Gefieder
Den verlorenen Schall menschlicher Mühen und Lust.
Bin ich wirklich allein? In deinen Armen, an deinem
Herzen wieder, Natur! ach! und es war nur ein Traum,
Der mich schaudernd ergriff mit des Lebens furchtbarem Bilde;
Mit dem stürzenden Tal stürzte der finstre hinab.
Reiner nehm' ich mein Leben von deinem reinen Altare,
Nehme den fröhlichen Mut hoffender Jugend zurück.
Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
Wiederholter Gestalt wälzen die Taten sich um.
Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
Ehrst du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz!
Immer dieselbe, bewahrst du in treuen Händen dem Manne,
Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut,
Nährest an gleicher Brust die vielfach wechselnden Alter;
Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter,
Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns.

## 8. Die Ideale.

So willst du treulos von mir scheiden
Mit deinen holden Phantasien,
Mit deinen Schmerzen, deinen Freuden,
Mit allen unerbittlich fliehn?
Kann nichts dich, Fliehende, verweilen,
O meines Lebens goldne Zeit?
Vergebens, deine Wellen eilen
Hinab ins Meer der Ewigkeit.

Erloschen sind die heitern Sonnen,
Die meiner Jugend Pfad erhellt;
Die Ideale sind zerronnen,
Die einst das trunkne Herz geschwellt;
Er ist dahin, der süße Glaube
An Wesen, die mein Traum gebar,
Der rauhen Wirklichkeit zum Raube,
Was einst so schön, so göttlich war.

Wie einst mit flehendem Verlangen
Pygmalion den Stein umschloß,
Bis in des Marmors kalte Wangen
Empfindung glühend sich ergoß,
So schlang ich mich mit Liebesarmen
Um die Natur, mit Jugendlust,
Bis sie zu atmen, zu erwarmen
Begann an meiner Dichterbrust

Und, teilend meine Flammentriebe,
Die Stumme eine Sprache fand,
Mir wiedergab den Kuß der Liebe
Und meines Herzens Klang verstand;
Da lebte mir der Baum, die Rose,
Mir sang der Quellen Silberfall,
Es fühlte selbst das Seelenlose
Von meines Lebens Widerhall.

Es dehnte mit allmächt'gem Streben
Die enge Brust ein kreisend All,
Herauszutreten in das Leben,
In Tat und Wort, in Bild und Schall.
Wie groß war diese Welt gestaltet,
Solang die Knospe sie noch barg;
Wie wenig, ach! hat sie entfaltet,
Dies wenige, wie klein und karg!

Wie sprang, von kühnem Mut beflügelt,
Beglückt in seines Traumes Wahn,
Von keiner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Bahn!
Bis an des Äthers bleichste Sterne
Erhob ihn der Entwürfe Flug;
Nichts war so hoch und nichts so ferne,
Wohin ihr Flügel ihn nicht trug.

Wie leicht ward er dahingetragen,
Was war dem Glücklichen zu schwer!
Wie tanzte vor des Lebens Wagen
Die luftige Begleitung her!
Die Liebe mit dem süßen Lohne,
Das Glück mit seinem goldnen Kranz,
Der Ruhm mit seiner Sternenkrone,
Die Wahrheit in der Sonne Glanz!

Doch, ach! schon auf des Weges Mitte
Verloren die Begleiter sich,
Sie wandten treulos ihre Schritte,
Und einer nach dem andern wich.
Leichtfüßig war das Glück entflogen,
Des Wissens Durst blieb ungestillt,
Des Zweifels finstre Wetter zogen
Sich um der Wahrheit Sonnenbild.

Ich sah des Ruhmes heil'ge Kränze
Auf der gemeinen Stirn' entweiht.
Ach, allzu schnell, nach kurzem Lenze
Entfloh die schöne Liebeszeit!
Und immer stiller ward's und immer
Verlaßner auf dem rauhen Steg;
Kaum warf noch einen bleichen Schimmer
Die Hoffnung auf den finstern Weg.

Von all dem rauschenden Geleite
Wer harrte liebend bei mir aus?
Wer steht mir tröstend noch zur Seite
Und folgt mir bis zum finstern Haus?
Du, die du alle Wunden heilest,
Der Freundschaft leise, zarte Hand,
Des Lebens Bürden liebend teilest,
Du, die ich frühe sucht' und fand.

Und du, die gern sich mit ihr gattet,
Wie sie der Seele Sturm beschwört,
Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.

## 9. Die Worte des Glaubens.

Drei Worte nenn' ich euch, inhaltschwer,
Sie gehen von Munde zu Munde,
Doch stammen sie nicht von außen her,
Das Herz nur gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist aller Wert geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.

Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren.
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Mißbrauch rasender Toren!
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht!

Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben,
Und sollt' er auch straucheln überall,
Er kann nach der göttlichen streben;
Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke,
Und ob alles in ewigem Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

Die drei Worte bewahret euch, inhaltschwer,
Sie pflanzet von Munde zu Munde,
Und stammen sie gleich nicht von außen her,
Euer Inn'res gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist nimmer sein Wert geraubt,
Solang er noch an die drei Worte glaubt.

## 10. Die Worte des Wahns.

Drei Worte hört man, bedeutungsschwer,
Im Munde der Guten und Besten.
Sie schallen vergeblich, ihr Klang ist leer,
Sie können nicht helfen und trösten.
Verscherzt ist dem Menschen des Lebens Frucht,
Solang er die Schatten zu haschen sucht.

Solang er glaubt an die goldene Zeit,
Wo das Rechte, das Gute wird siegen —
Das Rechte, das Gute führt ewig Streit,
Nie wird der Feind ihm erliegen,
Und erstickst du ihn nicht in den Lüften frei,
Stets wächst ihm die Kraft auf der Erde neu.

Solang er glaubt, daß das buhlende Glück
Sich dem Edeln vereinigen werde —
Dem Schlechten folgt es mit Liebesblick;
Nicht dem Guten gehöret die Erde,
Er ist ein Fremdling, er wandert aus
Und suchet ein unvergänglich Haus.

Solang er glaubt, daß dem ird'schen Verstand
Die Wahrheit je wird erscheinen —
Ihren Schleier hebt keine sterbliche Hand;
Wir können nur raten und meinen.
Du kerkerst den Geist in ein tönend Wort,
Doch der freie wandelt im Sturme fort.

Drum, edle Seele, entreiß dich dem Wahn
Und den himmlischen Glauben bewahre!
Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sahn,
Es ist dennoch, das Schöne, das Wahre!
Es ist nicht draußen, da sucht es der Tor;
Es ist in dir, du bringst es ewig hervor.

## 11. Pegasus im Joche.

Auf einem Pferdemarkt — vielleicht zu Haymarket,
Wo andre Dinge noch in Ware sich verwandeln,
Bracht' einst ein hungriger Poet
Der Musen Roß, es zu verhandeln.

Hell wieherte der Hippogryph[1]
Und bäumte sich in prächtiger Parade;
Erstaunt blieb jeder stehn und rief:
„Das edle, königliche Tier! Nur schade,
Daß seinen schlanken Wuchs ein häßlich Flügelpaar
Entstellt! Den schönsten Postzug würd' es zieren.
Die Rasse, sagen sie, sei rar,
Doch wer wird durch die Luft kutschieren?"
Und keiner will sein Geld verlieren.
Ein Pachter endlich faßte Mut.
„Die Flügel zwar", spricht er, „die schaffen keinen Nutzen;
Doch die kann man ja binden oder stutzen,
Dann ist das Pferd zum Ziehen immer gut.
Ein zwanzig Pfund, die will ich wohl dran wagen."
Der Täuscher, hochvergnügt, die Ware loszuschlagen,
Schlägt hurtig ein. „Ein Mann, ein Wort!"
Und Hans trabt frisch mit seiner Beute fort.

Das edle Tier wird eingespannt;
Doch fühlt es kaum die ungewohnte Bürde,
So rennt es fort mit wilder Flugbegierde
Und wirft, von edlem Grimm entbrannt,
Den Karren um an eines Abgrunds Rand.
Schon gut, denkt Hans. Allein darf ich dem tollen Tiere
Kein Fuhrwerk mehr vertraun. Erfahrung macht schon klug.
Doch morgen fahr' ich Passagiere,
Da stell' ich es als Vorspann in den Zug.
Die muntre Krabbe soll zwei Pferde mir ersparen;
Der Koller gibt sich mit den Jahren.

Der Anfang ging ganz gut. Das leichtbeschwingte Pferd
Belebt der Klepper Schritt und pfeilschnell fliegt der Wagen.
Doch was geschieht? Den Blick den Wolken zugekehrt
Und ungewohnt, den Grund mit festem Huf zu schlagen,
Verläßt es bald der Räder sichre Spur,
Und, treu der stärkeren Natur,
Durchrennt es Sumpf und Moor, geackert Feld und Hecken;
Der gleiche Taumel fast das ganze Postgespann,
Kein Rufen hilft, kein Zügel hält es an,
Bis endlich, zu der Wandrer Schrecken,
Der Wagen, wohlgerüttelt und zerschellt,
Auf eines Berges steilem Gipfel hält.

„Das geht nicht zu mit rechten Dingen!"
Spricht Hans mit sehr bedenklichem Gesicht,
„So wird es nimmermehr gelingen;

[1] Vgl. S. 87.

Laß sehn, ob wir den Tollwurm nicht
Durch magre Kost und Arbeit zwingen."
Die Probe wird gemacht. Bald ist das schöne Tier,
Eh noch drei Tage hingeschwunden,
Zum Schatten abgezehrt. „Ich hab's, ich hab's gefunden!"
Ruft Hans. „Jetzt frisch und spannt es mir
Gleich vor den Pflug mit meinem stärksten Stier!"

Gesagt, getan. In lächerlichem Zuge
Erblickt man Ochs und Flügelpferd am Pfluge.
Unwillig steigt der Greif und strengt die letzte Macht
Der Sehnen an, den alten Flug zu nehmen.
Umsonst; der Nachbar schreitet mit Bedacht,
Und Phöbus' stolzes Roß muß sich dem Stier bequemen,
Bis nun, vom langen Widerstand verzehrt,
Die Kraft aus allen Gliedern schwindet,
Von Gram gebeugt das edle Götterpferd
Zu Boden stürzt und sich im Staube windet.

„Verwünschtes Tier!" bricht endlich Hansens Grimm
Laut scheltend aus, indem die Hiebe flogen.
„So bist du denn zum Ackern selbst zu schlimm,
Mich hat ein Schelm mit dir betrogen."
Indem er noch in seines Zornes Wut
Die Peitsche schwingt, kommt flink und wohlgemut
Ein lustiger Gesell die Straße hergezogen.
Die Zither klingt in seiner leichten Hand,
Und durch den blonden Schmuck der Haare
Schlingt zierlich sich ein goldnes Band.
„Wohin, Freund, mit dem wunderlichen Paare?"
Ruft er den Bau'r von weitem an.
„Der Vogel und der Ochs an einem Seile,
Ich bitte dich, welch ein Gespann!
Willst du auf eine kleine Weile
Dein Pferd zur Probe mir vertraun?
Gib acht, du sollst dein Wunder schaun."

Der Hippogryph wird ausgespannt,
Und lächelnd schwingt sich ihm der Jüngling auf den Rücken.
Kaum fühlt das Tier des Meisters sichre Hand,
So knirscht es in des Zügels Band
Und steigt, und Blitze sprühn aus den beseelten Blicken.
Nicht mehr das vor'ge Wesen, königlich,
Ein Geist, ein Gott, erhebt es sich,
Entrollt mit einem Mal in Sturmes Wehen
Der Schwingen Pracht, schießt brausend himmelan,
Und eh der Blick ihm folgen kann,
Entschwebt es zu den blauen Höhen.

## 12. Sehnsucht.

Ach, aus dieses Tales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnt' ich doch den Ausgang finden,
Ach, wie fühlt ich mich beglückt!
Dort erblick' ich schöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün!
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Nach den Hügeln zög' ich hin.

Harmonien hör' ich klingen,
Töne süßer Himmelsruh,
Und die leichten Winde bringen
Mir der Düfte Balsam zu.
Goldne Früchte seh' ich glühen,
Winkend zwischen dunkelm Laub,
Und die Blumen, die dort blühen,
Werden keines Winters Raub.

Ach, wie schön muß sich's ergehen
Dort im ew'gen Sonnenschein!
Und die Luft auf jenen Höhen —
O, wie labend muß sie sein!
Doch mir wehrt des Stromes Toben,
Der ergrimmt dazwischen braust;
Seine Wellen sind gehoben,
Daß die Seele mir ergraust.

Einen Nachen seh' ich schwanken,
Aber, ach! der Fährmann fehlt.
Frisch hinein und ohne Wanken!
Seine Segel sind beseelt.
Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leihn kein Pfand;
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne Wunderland.

## 13. Der Pilgrim.

Noch in meines Lebens Lenze
War ich, und ich wandert' aus,
Und der Jugend frohe Tänze
Ließ ich in des Vaters Haus.

All mein Erbteil, meine Habe
Warf ich fröhlich glaubend hin,
Und am leichten Pilgerstabe
Zog ich fort mit Kindersinn.

Denn mich trieb ein mächtig Hoffen
Und ein dunkles Glaubenswort;
Wandle, rief's, der Weg ist offen,
Immer nach dem Aufgang fort.

Bis zu einer goldnen Pforten
Du gelangst, da gehst du ein;
Denn das Irdische wird dorten
Himmlisch, unvergänglich sein.

Abend ward's und wurde Morgen,
Nimmer, nimmer stand ich still;
Aber immer blieb's verborgen,
Was ich suche, was ich will.

Berge lagen mir im Wege,
Ströme hemmten meinen Fuß;
Über Schlünde baut' ich Stege,
Brücken durch den wilden Fluß.

Und zu eines Stroms Gestaden
Kam ich, der nach Morgen floß;
Froh vertrauend seinem Faden
Werf' ich mich in seinen Schoß.

Hin zu einem großen Meere
Trieb mich seiner Wellen Spiel;
Vor mir liegt's in weiter Leere,
Näher bin ich nicht dem Ziel.

Ach, kein Steg will dahin führen,
Ach, der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren,
Und das Dort ist niemals hier!

## 14. Das Ideal und das Leben.

Ewigklar und spiegelrein und eben
Fließt das zephyrleichte Leben
Im Olymp den Seligen dahin.
Monde wechseln und Geschlechter fliehen;
Ihrer Götterjugend Rosen blühen
Wandellos im ewigen Ruin.
Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl;
Auf der Stirn des hohen Uraniden
Leuchtet ihr vermählter Strahl.

Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen,
Frei sein in des Todes Reichen,
Brechet nicht von seines Gartens Frucht!
An dem Scheine mag der Blick sich weiden;
Des Genusses wandelbare Freuden
Rächet schleunig der Begierde Flucht.
Selbst der Styx, der neunfach sie umwindet,
Wehrt die Rückkehr Ceres' Tochter nicht;
Nach dem Apfel greift sie, und es bindet
Ewig sie des Orkus Pflicht.

Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schicksal flechten;
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren
Göttlich unter Göttern die Gestalt.
Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,
Werft die Angst des Irdischen von euch!
Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben
In des Ideales Reich!

Jugendlich, von allen Erdenmalen
Frei, in der Vollendung Strahlen
Schwebet hier der Menschheit Götterbild,
Wie des Lebens schweigende Phantome
Glänzend wandeln an dem styg'schen Strome,
Wie sie stand im himmlischen Gefild',
Ehe noch zum traur'gen Sarkophage
Die Unsterbliche herunterstieg.
Wenn im Leben noch des Kampfes Wage
Schwankt, erscheinet hier der Sieg.

Nicht vom Kampf die Glieder zu entstricken,
Den Erschöpften zu erquicken,
Wehet hier des Sieges duft'ger Kranz.
Mächtig, selbst wenn eure Sehnen ruhten,
Reißt das Leben euch in seine Fluten,
Euch die Zeit in ihren Wirbeltanz.
Aber sinkt des Mutes kühner Flügel
Bei der Schranken peinlichem Gefühl,
Dann erblicket von der Schönheit Hügel
Freudig das erflogne Ziel.

Wenn es gilt, zu herrschen und zu schirmen,
Kämpfer gegen Kämpfer stürmen
Auf des Glückes, auf des Ruhmes Bahn,
Da mag Kühnheit sich an Kraft zerschlagen
Und mit krachendem Getös die Wagen
Sich vermengen auf bestäubtem Plan.
Mut allein kann hier den Dank erringen,
Der am Ziel des Hippodromes winkt.
Nur der Starke wird das Schicksal zwingen,
Wenn der Schwächling untersinkt.

Aber der, von Klippen eingeschlossen,
Wild und schäumend sich ergossen,
Sanft und eben rinnt des Lebens Fluß
Durch der Schönheit stille Schattenlande,
Und auf seiner Wellen Silberrande
Malt Aurora sich und Hesperus.
Aufgelöst in zarter Wechselliebe,
In der Anmut freiem Bund vereint,
Ruhen hier die ausgesöhnten Triebe,
Und verschwunden ist der Feind.

Wenn, das Tote bildend zu beseelen,
Mit dem Stoff sich zu vermählen
Tatenvoll der Genius entbrennt,
Da, da spanne sich des Fleißes Nerve,
Und beharrlich ringend unterwerfe
Der Gedanke sich das Element.
Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born;
Nur des Meißels schwerem Schlag erweichet
Sich des Marmors sprödes Korn.

Aber dringt bis in der Schönheit Sphäre,
Und im Staube bleibt die Schwere
Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück.
Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
In des Sieges hoher Sicherheit;
Ausgestoßen hat es jeden Zeugen
Menschlicher Bedürftigkeit.

Wenn ihr in der Menschheit traur'ger Blöße
Steht vor des Gesetzes Größe,
Wenn dem Heiligen die Schuld sich naht,
Da erblasse vor der Wahrheit Strahle
Eure Tugend, vor dem Ideale
Fliehe mutlos die beschämte Tat.
Kein Erschaffner hat dies Ziel erflogen;
Über diesen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
Und kein Anker findet Grund.

Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken,
Und die Furchterscheinung ist entflohn,
Und der ew'ge Abgrund wird sich füllen;
Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht;
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät.

Wenn der Menschheit Leiden euch umfangen,
Wenn Laokoon der Schlangen
Sich erwehrt mit namenlosem Schmerz,
Da empöre sich der Mensch! Es schlage
An des Himmels Wölbung seine Klage
Und zerreiße euer fühlend Herz!
Der Natur furchtbare Stimme siege,
Und der Freude Wange werde bleich,
Und der heil'gen Sympathie erliege
Das Unsterbliche in euch!

Aber in den heitern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,
Rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschneiden,
Keine Träne fließt hier mehr dem Leiden,
Nur des Geistes tapfrer Gegenwehr.
Lieblich, wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke duft'gem Tau,
Schimmert durch der Wehmut düstern Schleier
Hier der Ruhe heitres Blau.

Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte,
Ging in ewigem Gefechte
Einst Alcid[1] des Lebens schwere Bahn,
Rang mit Hydern und umarmt' den Leuen,
Stürzte sich, die Freunde zu befreien,
Lebend in des Totenschiffers Kahn.
Alle Plagen, alle Erdenlasten
Wälzt der unversöhnten Göttin List
Auf die will'gen Schultern des Verhaßten,
Bis sein Lauf geendigt ist —

[1] Herakles.

Bis der Gott, des Irdischen entkleidet,
Flammend sich vom Menschen scheidet
Und des Äthers leichte Lüfte trinkt.
Froh des neuen, ungewohnten Schwebens,
Fließt er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt.
Des Olympus Harmonien empfangen
Den Verklärten in Kronions Saal,
Und die Göttin mit den Rosenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal.

## 15. Sprüche des Confucius[1].

1.

Dreifach ist der Schritt der Zeit:
Zögernd kommt die Zukunft hergezogen,
Pfeilschnell ist das Jetzt entflogen,
Ewig still steht die Vergangenheit.

Keine Ungeduld beflügelt
Ihren Schritt, wenn sie verweilt.
Keine Furcht, kein Zweifeln zügelt
Ihren Lauf, wenn sie enteilt.

Keine Reu', kein Zauberfegen
Kann die stehende bewegen.

Möchtest du beglückt und weise
Endigen des Lebens Reise!
Nimm die zögernde zum Rat,
Nicht zum Werkzeug deiner Tat.
Wähle nicht die fliehende zum Freund,
Nicht die bleibende zum Feind.

2.

Dreifach ist des Raumes Maß:
Rastlos fort ohn' Unterlaß
Strebt die Länge; fort ins Weite
Endlos gießet sich die Breite;
Grundlos senkt die Tiefe sich.

Dir ein Bild sind sie gegeben:
Rastlos vorwärts mußt du streben,
Nie ermüdet stillestehn,
Willst du die Vollendung sehn;
Mußt ins Breite dich entfalten,
Soll sich dir die Welt gestalten;
In die Tiefe mußt du steigen,
Soll sich dir das Wesen zeigen.
Nur Beharrung führt zum Ziel,
Nur die Fülle führt zur Klarheit,
Und im Abgrund wohnt die Wahrheit.

## 16. Licht und Wärme.

Der beff're Mensch tritt in die Welt
Mit fröhlichem Vertrauen;
Er glaubt, was ihm die Seele schwellt,
Auch außer sich zu schauen,
Und weiht, von edlem Eifer warm,
Der Wahrheit seinen treuen Arm.

Doch alles ist so klein, so eng;
Hat er es erst erfahren,
Da sucht er in dem Weltgedräng'
Sich selbst nur zu bewahren;
Das Herz, in kalter, stolzer Ruh'
Schließt endlich sich der Liebe zu.

Sie geben, ach! nicht immer Glut,
Der Wahrheit helle Strahlen.
Wohl denen, die des Wissens Gut
Nicht mit dem Herzen zahlen!
Drum paart zu eurem schönsten Glück
Mit Schwärmers Ernst des Weltmannsblick!

---

[1] Confucius (551—478 v. Chr.), Gründer der Staatsreligion Chinas.

### 17. Der Kaufmann.

Wohin segelt das Schiff? Es trägt sidonische Männer,
Die von dem frierenden Nord bringen den Bernstein, das Zinn.
Trag es gnädig, Neptun, und wiegt es schonend, ihr Winde,
In bewirtender Bucht rausch' ihm ein trinkbarer Quell.
Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann. Güter zu suchen
Geht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an.

### 18. Die Johanniter.

Herrlich kleidet sie euch, des Kreuzes furchtbare Rüstung,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Akkon und Rhodus beschützt,
Durch die syrische Wüste den bangen Pilgrim geleitet
Und mit der Cherubim Schwert steht vor dem heiligen Grab.
Aber ein schönerer Schmuck umgibt euch, die Schürze des Wärters,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Söhne des edelsten Stamms,
Dient an des Kranken Bett, dem Lechzenden Labung bereitet
Und die niedrige Pflicht christlicher Milde vollbringt.
Religion des Kreuzes, nur du verknüpftest in einem
Kranze der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich!

### 19. Das Mädchen von Orleans.

Das edle Bild der Menschheit zu verhöhnen,
Im tiefsten Staube wälzte dich der Spott[1];
Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen,
Er glaubt nicht an den Engel und den Gott;
Dem Herzen will er seine Schätze rauben,
Den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben.

Doch, wie du selbst, aus kindlichem Geschlechte,
Selbst eine fromme Schäferin wie du,
Reicht dir die Dichtkunst ihre Götterrechte,
Schwingt sich mit dir den ew'gen Sternen zu.
Mit einer Glorie hat sie dich umgeben;
Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben.

Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen
Und das Erhabne in den Staub zu ziehn;
Doch fürchte nicht! Es gibt noch schöne Herzen,
Die für das Hohe, Herrliche entglühn.
Den lauten Markt mag Momus[2] unterhalten;
Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten.

### 20. Nänie[3].

Auch das Schöne muß sterben! Das Menschen und Götter bezwinget,
Nicht die eherne Brust rührt es des stygischen Zeus.
Einmal nur erweichte die Liebe den Schattenbeherrscher,
Und an der Schwelle noch, streng, rief er zurück sein Geschenk.
Nicht stillt Aphrodite dem schönen Knaben die Wunde,
Die in den zierlichen Leib grausam der Eber geritzt.
Nicht errettet den göttlichen Held die unsterbliche Mutter,
Wann er, am skäischen Tor fallend, sein Schicksal erfüllt.

[1] Bezugnehmend auf das Schmähgedicht von Voltaire: La Pucelle d'Orléans.
[2] Gott des Spottes und der Tadelsucht. [3] Klagelied bei Begräbnissen im alten Rom.

Aber sie steigt aus dem Meer mit allen Töchtern des Nereus,
Und die Klage hebt an um den verherrlichten Sohn.
Siehe, da weinen die Götter, es weinen die Göttinnen alle,
Daß das Schöne vergeht, daß das Vollkommene stirbt.
Auch ein Klaglied zu sein im Mund der Geliebten, ist herrlich,
Denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab.

Bekannte Gedichte: Hoffnung, Die Macht des Gesanges, Das Mädchen aus der Fremde, Die Teilung der Erde, Das Glück, Der Genius, und vor allem

**Das Lied von der Glocke.**

### c) Xenien.

#### 1. Martial.

Xenien nennet ihr euch? Ihr gebt euch für Küchenpräsente?
Ißt man denn, mit Vergunst, spanischen Pfeffer bei euch?

#### 2. Xenien.

Nicht doch! Aber es schwächten die vielen wäff'rigten Speisen
So den Magen, daß jetzt Pfeffer und Wermut nur hilft.

#### 3. Feindlicher Einfall.

Fort ins Land der Philister, ihr Füchse mit brennenden Schwänzen,
Und verderbet der Herrn reife papierene Saat.

#### 4. Aufmunterung.

Deutschland fragt nach Gedichten nicht viel; ihr kleinen Gesellen,
Lärmt, bis jeglicher sich wundernd ans Fenster begibt.

#### 5. Wissenschaft.

Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin, dem andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.

#### 6. Nicolai[1].

Nicolai reiset noch immer, noch lang wird er reisen;
Aber ins Land der Vernunft findet er nimmer den Weg.

#### 7. Das Desideratum[2].

Hättest du Phantasie und Witz und Empfindung und Urteil,
Wahrlich, dir fehlte nicht viel, Wieland und Lessing zu sein.

#### 8. Das Verbindungsmittel[3].

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niedres im Menschen
Zu verbinden? Sie stellt Eitelkeit zwischen hinein.

#### 9. Kant und seine Ausleger.

Wie doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung
Setzt! Wenn die Könige baun, haben die Kärrner zu tun.

#### 10. Ein Bearbeiter der Kantischen Philosophie[4].

Steil wohl ist er, der Weg der Wahrheit, und schlüpfrig zu steigen!
Aber wir legen ihn doch nicht gern auf Eseln zurück.

---

[1] Buchhändler zu Berlin, als Schriftsteller voll Aufklärungssucht und nüchterner Alltagsweisheit (s. S. 93).
[2] Auf Nicolai. [3] Auf Joh. Kaspar Lavater in Zürich (1741—1801), s. S. 116.
[4] L. H. v. Jacob, russischer Staatsrat und Professor in Leipzig.

### 11. Griechheit.

Kaum hat das kalte Fieber der Gallomanie uns verlassen,
Bricht in der Gräkomanie gar noch ein hitziges aus.
Griechheit, was war sie? Verstand und Maß und Klarheit! Drum dächt' ich,
Etwas Geduld noch, ihr Herrn, eh' ihr von Griechheit uns sprecht!
Eine würdige Sache verfechtet ihr; nur mit Verstande,
Bitt' ich, daß sie zum Spott und zum Gelächter nicht wird.

### 12. Unterschied der Stände.

Auch in der sittlichen Welt ist ein Adel; gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was sie tun, schöne mit dem, was sie sind.

## d) Votivtafeln.

Was der Gott mich gelehrt, was mir durchs Leben geholfen,
Häng' ich, dankbar und fromm, hier in dem Heiligtum auf.

### 1. Die verschiedene Bestimmung.

Millionen beschäftigen sich, daß die Gattung bestehe;
Aber durch wenige nur pflanzet die Menschheit sich fort.
Tausend Keime zerstreuet der Herbst, doch bringet kaum einer
Früchte; zum Element kehren die meisten zurück.
Aber entfaltet sich auch nur einer, einer allein streut
Eine lebendige Welt ewiger Bildungen aus.

### 2. Zweierlei Wirkungsarten.

Wirke Gutes, du nährst der Menschheit göttliche Pflanze;
Bilde Schönes, du streust Keime der göttlichen aus.

### 3. Das Werte und Würdige.

Hast du etwas, so teile mir's mit, und ich zahle, was recht ist;
Bist du etwas, o dann tauschen die Seelen wir aus.

### 4. Der Schlüssel.

Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die andern es treiben;
Willst du die andern verstehn, blick in dein eigenes Herz.

### 5. Die Übereinstimmung.

Wahrheit suchen wir beide, du außen im Leben, ich innen
In dem Herzen, und so findet sie jeder gewiß.
Ist das Auge gesund, so begegnet es außen dem Schöpfer;
Ist es das Herz, dann gewiß spiegelt es innen die Welt.

### 6. An einen Weltverbesserer.

„Alles opfert' ich hin", sprichst du, „der Menschheit zu helfen;
Eitel war der Erfolg, Haß und Verfolgung der Lohn." —
Soll ich dir sagen, Freund, wie ich mit Menschen es halte?
Traue dem Spruche! Noch nie hat mich der Führer getäuscht.
Von der Menschheit — du kannst von ihr nie groß genug denken;
Wie du im Busen sie trägst, prägst du in Taten sie aus.
Auch dem Menschen, der dir im engen Leben begegnet,
Reich ihm, wenn er sie mag, freundlich die helfende Hand.
Nur für Regen und Tau und fürs Wohl der Menschengeschlechter
Laß du den Himmel, Freund, sorgen wie gestern, so heut'.

### 7. Inneres und Äußeres.

„Gott nur siehet das Herz." — Drum eben, weil Gott nur das Herz sieht,
Sorge, daß wir doch auch etwas Erträgliches sehn.

### 8. Freund und Feind.

Teuer ist mir der Freund, doch auch den Feind kann ich nützen;
Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehrt mich der Feind, was ich soll.

### 9. Wahl.

Kannst du nicht allen gefallen durch deine Tat und dein Kunstwerk,
Mach' es wenigen recht; vielen gefallen ist schlimm.

### 10. Tonkunst.

Leben atme die bildende Kunst, Geist fordr' ich vom Dichter;
Aber die Seele spricht nur Polyhymnia aus.

### 11. Der Meister.

Jeden anderen Meister erkennt man an dem, was er ausspricht;
Was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Stils.

### 12. Erwartung und Erfüllung.

In den Ozean schifft mit tausend Masten der Jüngling;
Still, auf gerettetem Boot, treibt in den Hafen der Greis.

### 13. Das gemeinsame Schicksal.

Siehe, wir hassen, wir streiten, es trennt uns Neigung und Meinung;
Aber es bleichet indes dir sich die Locke, wie mir.

### 14. Deutscher Genius.

Ringe, Deutscher, nach römischer Kraft, nach griechischer Schönheit,
Beides gelang dir; doch nie glückte der gallische Sprung.

## e) Kleinigkeiten.

### 1. Der epische Hexameter.

Schwindelnd trägt er dich fort auf rastlos strömenden Wogen,
Hinter dir siehst du, du siehst vor dir nur Himmel und Meer.

### 2. Das Distichon.

Im Hexameter steigt des Springquells flüssige Säule,
Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab.

### 3. Der Triumphbogen.

Fürchte nicht, sagte der Meister, des Himmels Bogen; ich stelle
Dich unendlich, wie ihn, in die Unendlichkeit hin.

### 4. Das Tor.

Schmeichelnd locke das Tor den Wilden herein zum Gesetze;
Froh in die freie Natur führ' es den Bürger heraus!

### 5. Die Peterskirche.

Suchst du das Unermeßliche hier, du hast dich geirret:
Meine Größe ist die, größer zu machen dich selbst.

### f) Parabeln und Rätsel [1].

#### 1. (Das Weltgebäude.)

Es steht ein groß geräumig Haus
Auf unsichtbaren Säulen;
Es mißt's und geht's kein Wandrer aus,
Und keiner darf drin weilen.
Nach einem unbegriffnen Plan
Ist es mit Kunst gezimmert;
Es steckt sich selbst die Lampe an,
Die es mit Pracht durchschimmert;
Es hat ein Dach, kristallenrein,
Von einem einz'gen Edelstein;
Doch noch kein Auge schaute
Den Meister, der es baute.

#### 2. (Das Auge.)

Kennst du das Bild auf zartem Grunde?
Es gibt sich selber Licht und Glanz.
Ein andres ist's zu jeder Stunde,
Und immer ist es frisch und ganz.
Im engsten Raum ist's ausgeführet,
Der kleinste Rahmen faßt es ein;
Doch alle Größe, die dich rühret,
Kennst du durch dieses Bild allein.

Und kannst du den Kristall mir nennen?
Ihm gleicht an Wert kein Edelstein;
Er leuchtet, ohne je zu brennen,
Das ganze Weltall saugt er ein.
Der Himmel selbst ist abgemalet
In seinem wundervollen Ring;
Und doch ist, was er von sich strahlet,
Noch schöner, als was er empfing.

#### 3. (Der Blitz.)

Unter allen Schlangen ist *eine*,
Auf Erden nicht gezeugt,
Mit der an Schnelle keine,
An Wut sich keine vergleicht.

Sie stürzt mit furchtbarer Stimme
Auf ihren Raub sich los,
Vertilgt in *einem* Grimme
Den Reiter und sein Roß.

Sie liebt die höchsten Spitzen,
Nicht Schloß, nicht Riegel kann
Vor ihrem Anfall schützen;
Der Harnisch lockt sie an.

Sie bricht wie dünne Halmen
Den stärksten Baum entzwei:
Sie kann das Erz zermalmen,
Wie dicht und fest es sei.

Und dieses Ungeheuer
Hat zweimal nie gedroht —
Es stirbt im eignen Feuer:
Wie's tötet, ist es tot!

#### 4. (Der Pflug.)

Wie heißt das Ding, das wen'ge schätzen?
Doch ziert's des größten Kaisers Hand;
Es ist gemacht, um zu verletzen;
Am nächsten ist's dem Schwert verwandt.

Kein Blut vergießt's und macht doch tausend Wunden,
Niemand beraubt's und macht doch reich;
Es hat den Erdkreis überwunden,
Und macht das Leben sanft und gleich.

Die größten Reiche hat's gegründet,
Die ältsten Städte hat's erbaut;
Doch niemals hat es Krieg entzündet,
Und Heil dem Volk, das ihm vertraut!

#### 5. (Der Feuerfunke.)

Ich wohne in einem steinernen Haus,
Da lieg' ich verborgen und schlafe;
Doch ich trete hervor, ich eile heraus,
Gefordert mit eiserner Waffe.
Erst bin ich unscheinbar und schwach und klein,
Mich kann dein Atem bezwingen,
Ein Regentropfen schon saugt mich ein;
Doch mir wachsen im Siege die Schwingen.
Wenn die mächtige Schwester sich zu mir gesellt,
Erwachs' ich zum furchtbarn Gebieter der Welt.

#### 6. (Das Schiff.)

Ein *Vogel* ist es, und an Schnelle
Buhlt es mit eines Adlers Flug;
Ein *Fisch* ist's und zerteilt die Welle,
Die noch kein größres Untier trug;
Ein *Elefant* ist's, welcher Türme
Auf seinem schweren Rücken trägt;
Der *Spinnen* kriechendem Gewürme
Gleicht es, wenn es die Füße regt;
Und hat es fest sich eingebissen
Mit seinem spitz'gen Eisenzahn,
So steht's gleichwie auf festen Füßen
Und trotzt dem wütenden Orkan.

[1] Goethe nennt Schillers Rätsel „entzückte Anschauungen des Gegenstandes, worauf man fast eine neue Dichtungsart gründen könne".

### g) Gedichte beschreibenden Charakters.

## 1. Pompeji und Herkulanum.

Welches Wunder begibt sich? Wir flehten um trinkbare Quellen[1],
Erde, dich an, und was sendet dein Schoß uns herauf!
Lebt es im Abgrund auch? Wohnt unter der Lava verborgen
Noch ein neues Geschlecht? Kehrt das entflohne zurück?
Griechen, Römer, o kommt! O seht, das alte Pompeji
Findet sich wieder, aufs neu' bauet sich Herkules' Stadt.
Giebel an Giebel steigt, der räumige Portikus öffnet
Seine Hallen; o eilt, ihn zu beleben, herbei!
Aufgetan ist das weite Theater, es stürze durch seine
Sieben Mündungen sich flutend die Menge herein!
Mimen, wo bleibt ihr? Hervor! Das bereitete Opfer vollende
Atreus' Sohn, dem Orest folge der grausende Chor!
Wohin führet der Bogen des Siegs? Erkennt ihr das Forum?
Was für Gestalten sind das auf dem kurulischen Stuhl?
Traget, Liktoren, die Beile voran! Den Sessel besteige
Richtend der Prätor, der Zeug' trete, der Kläger vor ihn.
Reinliche Gassen breiten sich aus, mit erhöhetem Pflaster
Ziehet der schmälere Weg neben den Häusern sich hin.
Schützend springen die Dächer hervor, die zierlichen Zimmer
Reihn um den einsamen Hof heimlich und traulich sich her.
Öffnet die Läden geschwind und die lange verschütteten Türen!
In die schaudrichte Nacht falle der lustige Tag!
Siehe, wie rings um den Rand die netten Bänke sich dehnen,
Wie von buntem Gestein schimmernd das Estrich sich hebt!
Frisch noch erglänzt die Wand von heiter brennenden Farben.
Wo ist der Künstler? Er warf eben den Pinsel hinweg.
Schwellender Früchte voll und lieblich geordneter Blumen
Fasset der muntere Feston reizende Bildungen ein.
Mit beladenem Korb schlüpft hier ein Amor vorüber,
Emsige Genien dort keltern den purpurnen Wein;
Hoch auf springt die Bacchantin im Tanz: dort ruhet sie schlummernd,
Und der lauschende Faun hat sich nicht satt noch gesehn.
Flüchtig tummelt sie hier den raschen Centauren, auf einem
Knie nur schwebend, und treibt frisch mit dem Thyrsus ihn an.
Knaben! was säumt ihr? Herbei! Da stehn noch die schönen Geschirre.
Frisch, ihr Mädchen, und schöpft in den etrurischen Krug!
Steht nicht der Dreifuß hier auf schön geflügelten Sphinxen?
Schüret das Feuer! Geschwind, Sklaven, bestellet den Herd!
Kauft, hier geb' ich euch Münzen, vom mächtigen Titus[2] gepräget;
Auch noch die Wage liegt hier, sehet, es fehlt kein Gewicht.
Stecket das brennende Licht auf den zierlich gebildeten Leuchter,
Und mit glänzendem Öl fülle die Lampe sich an!
Was verwahret dies Kästchen? O seht, was der Bräutigam sendet,
Mädchen! Spangen von Gold, glänzende Pasten[3] zum Schmuck.
Führet die Braut in das duftende Bad, hier stehn noch die Salben,
Schminke find' ich noch hier in dem gehöhlten Kristall.
Aber wo bleiben die Männer? die Alten? Im ernsten Museum
Liegt noch ein köstlicher Schatz seltener Rollen gehäuft.
Griffel findet ihr hier zum Schreiben, wächserne Tafeln;
Nichts ist verloren, getreu hat es die Erde bewahrt.

---

[1] Der Prinz Elboeuf ließ im Jahre 1711 zu Portici einen Brunnen graben, wobei man drei weibliche Statuen fand. Dieser Fund wurde 30 Jahre später die Veranlassung zu weiteren Ausgrabungen.

[2] Unter dem Kaiser Titus im Jahre 79 wurden die Städte Herkulaneum, Pompeji und Stabiä durch die ausbrechende Lava des Vesuv verschüttet.

[3] Pasten = Siegelabdrücke.

Auch die Penaten, sie stellen sich ein, es finden sich alle
Götter wieder; warum bleiben die Priester nur aus?
Den Caduceus schwingt der zierlich geschenkelte Hermes,
Und die Viktoria fliegt leicht aus der haltenden Hand.
Die Altäre, sie stehen noch da, o kommet, o zündet,
Lang schon entbehrte der Gott, zündet die Opfer ihm an!

## 2. Berglied.

Am Abgrund leitet der schwindlichte Steg,
Er führt zwischen Leben und Sterben;
Es sperren die Riesen den einsamen Weg
Und drohen dir ewig Verderben;
Und willst du die schlafende Löwin[1] nicht wecken,
So wandle still durch die Straße der Schrecken.

Es schwebt eine Brücke[2], hoch über den Rand
Der furchtbaren Tiefe gebogen,
Sie ward nicht erbauet von Menschenhand,
Es hätte sich's keiner verwogen!
Der Strom braust unter ihr spat und früh,
Speit ewig hinauf und zertrümmert sie nie.

Es öffnet sich schwarz ein schauriges Tor,
Du glaubst dich im Reiche der Schatten,
Da tut sich ein lachend Gelände hervor,
Wo der Herbst und der Frühling sich gatten;
Aus des Lebens Mühen und ewiger Qual
Möcht' ich fliehen in dieses glückselige Tal.

Vier Ströme brausen hinab in das Feld,
Ihr Quell, der ist ewig verborgen;
Sie fließen nach allen vier Straßen der Welt,
Nacht, Abend und Mittag und Morgen;
Und wie die Mutter sie rauschend geboren,
Fort fliehn sie und bleiben sich ewig verloren.

Zwei Zinken ragen ins Blaue der Luft,
Hoch über der Menschen Geschlechter,
Drauf tanzen, umschleiert mit goldenem Duft,
Die Wolken, die himmlischen Töchter.
Sie halten dort oben den einsamen Reihn,
Da stellt sich kein Zeuge, kein irdischer, ein.

Es sitzt die Königin hoch und klar
Auf unvergänglichem Throne,
Die Stirn umkränzt sie sich wunderbar
Mit diamantener Krone;
Drauf schießt die Sonne die Pfeile von Licht,
Sie vergolden sie nur und erwärmen sie nicht.

## b) Sängers Abschied.

Die Muse schweigt; mit jungfräulichen Wangen,
Erröten im verschämten Angesicht,
Tritt sie vor dich, ihr Urteil zu empfangen;
Sie achtet es, doch fürchtet sie es nicht.
Des Guten Beifall wünscht sie zu erlangen,
Den Wahrheit rührt, den Flimmer nicht besticht;
Nur wem ein Herz empfänglich für das Schöne
Im Busen schlägt, ist wert, daß er sie kröne.

Nicht länger wollen diese Lieder leben,
Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut,
Mit schönern Phantasien es umgeben,
Zu höheren Gefühlen es geweiht;
Zur fernen Nachwelt wollen sie nicht schweben,
Sie tönten, sie verhallen in der Zeit.
Des Augenblickes Lust hat sie geboren,
Sie fliehen fort im leichten Tanz der Horen.

---

[1] Löwin an einigen Orten der Schweiz für Lawine.

[2] Die Schilderung bezieht sich auf die über die Reuß führende Teufelsbrücke, das Urner Loch, das Urseren-Tal und den St. Gotthard mit den vier Quellen von Flüssen.

Der Lenz erwacht, auf den erwärmten Triften
Schießt frohes Leben jugendlich hervor,
Die Staude würzt die Luft mit Nektardüften,
Den Himmel füllt ein muntrer Sängerchor,
Und jung und alt ergeht sich in den Lüften
Und freuet sich und schwelgt mit Aug' und Ohr.
Der Lenz entflieht! Die Blume schießt in Samen,
Und keine bleibt von allen, welche kamen.

## III. Die dramatischen Meisterwerke.

1. **„Wallenstein."** Als am 12. Oktober 1798 im neuausgestatteten weimarischen Hoftheater, dessen Leitung bis 1817 in Goethes Händen lag, der erste Teil des „Wallenstein" über die Bühne ging, weihte das Stück nicht nur den erneuten Schauplatz ein, sondern auch — wie der Dichter selbst im Prolog sagte — eine neue Ära des deutschen Dramas. Mit dem „Wallenstein", von dem Goethe noch ein Vierteljahrhundert später urteilte, er sei so groß, daß „in seiner Art zum zweitenmal nicht etwas Ähnliches vorhanden" sei, wurde das neuere deutsche Drama geschaffen.

Zwölf Jahre lagen zwischen dem „Don Carlos" und dem „Wallenstein"; bedeutende Änderungen waren in dieser langen Pause in Schiller vorgegangen: eine gewisse Beruhigung seines inneren und äußeren Lebens, eine Festigung und Klärung seines Selbstbewußtseins war eingetreten; seine wissenschaftliche, philosophische und journalistische Tätigkeit hatte wesentlich zur Vertiefung und Erbreiterung seiner Weltanschauung beigetragen, seine Kunstauffassung und seine ästhetischen Begriffe waren bewußter und in manchen Beziehungen reifer geworden. Im Verkehr mit Goethe war der dichterische Quell lebendig geblieben; aber als der Vierzigjährige sich seinem eigensten Gebiete, der dramatischen Poesie, wieder zugewandt hatte, war das titanische Ungestüm von ehedem einer kraftvollen Ruhe gewichen und an Stelle des Rhetorischen ein an Shakespeare erinnernder Realismus getreten.

Durch die Beschäftigung mit der „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges" war Schiller mit dem habsburgischen Feldhauptmann vertraut geworden, und schon 1791 tauchte der Plan zu einer Wallenstein-Tragödie in ihm auf; aber erst im Oktober 1796 begann die eigentliche Ausarbeitung, und im März 1799 wurde das große Werk abgeschlossen. Das gewaltige Schicksal eines Mannes kommt hier zur Darstellung, der, auf der Höhe seines Ruhmes stehend, allmählich dem dunklen Dämon seines Lebens verfällt und sich und andern das größte tragische Geschick bereitet. Die Geschichte ist das Weltgericht, und die Freiheit nicht an Zufall und Willkür, sondern an eine ewige und sittliche Weltordnung gebunden — das ist der Grundgedanke des Dramas. Die Grundlage von Wallensteins Plänen wird uns in dem lebendigen Bilde von „Wallensteins Lager", ihre Entfaltung durch verwegene und abenteuerliche Unternehmungen in den „Piccolomini", ihr Scheitern in „Wallensteins Tod" gezeigt[1].

[1] Wegen dieser Dreiteilung hat man das Drama bisweilen als Trilogie bezeichnet; davon kann aber bei dem ununterbrochenen Zusammenhang der Aufzüge keine Rede sein. Die Teilung erfolgte einzig aus praktischen Gründen, und das Ganze bleibt eine Tragödie in zehn Akten mit einem Vorspiel. Nach dem ursprünglichen Plan verteilen sich diese Akte wie folgt: I. Akt = Piccolomini I. und II. Akt; II. Akt = Piccolomini III.—V. Akt; III. Akt = Wallensteins Tod I. und II. Akt; IV. Akt = Wallensteins Tod III. Akt; V. Akt = Wallensteins Tod IV. und V. Akt.

Für die Haupthandlung ist „Wallensteins Abfall und Sturz" das Thema. Durch seine Macht verführt, von Ehrsucht getrieben und durch die Intriguen seiner Feinde gedrängt, wird er an seinem Kaiser zum Verräter und geht dabei zugrunde. Die Träger der Nebenhandlung sind Max und Thekla, die Idealisten im Drama. Max ist Wallensteins treuester Anhänger, er liebt seine Tochter Thekla; aber er kann nicht mit dem Verräter Wallenstein gehen, ebensowenig aber auch den krummen Wegen Octavios folgen. Der Tod ist der einzige Ausweg, und die Geliebte zieht er mit ins Verderben. Die Hauptpersonen des Spieles sind: Wallenstein, Illo, Terzky und die Gräfin, des Gegenspieles: Octavio, Questenberg und Buttler; zwischen ihnen steht Max. Das Stück spielt vom 22. bis 25. Februar 1633.

A. (Lager und Piccolomini I, 1—2.)

### Wallensteins Lager.

Stellung der Truppen zu ihrem Feldherrn. Wallenstein hat eine große Zahl von Truppen bei Pilsen zusammengezogen, die uns in einer Reihe lebendiger Bilder vor Augen geführt werden. Sie finden ihren Zusammenhang in der Persönlichkeit, Tüchtigkeit und dem Glück ihres Feldherrn, dem sie in Begeisterung ergeben sind (1—8). Nur der Kapuziner und die kaiserlich gesinnten Arkebusiere stehen gegen ihn. Die Nachricht, daß Wallenstein 8000 Reiter abgeben soll, bringt Unruhe ins Lager; man entschließt sich zu einem „Promemoria", daß sie zusammenbleiben wollen und daß keine Gewalt noch List sie von dem Friedländer wegtreiben soll (9—11).

### Die Piccolomini.

Wallensteins Heerführer: Im Lager vor Pilsen sind Wallensteins Generale und Obersten von 30 Regimentern versammelt; auch Frau und Tochter hat er unter dem Geleit des Obersten Piccolomini aus Kärnten kommen lassen. Gallas und Altringer jedoch sind nicht erschienen, ja Gallas hat sogar versucht, auch Buttler zurückzuhalten. Die Ankunft des kaiserlichen Unterhändlers Questenberg wird von den meisten Generalen argwöhnisch betrachtet; denn sie bringen diese mit den Gerüchten von Wallensteins bevorstehender Absetzung in Verbindung, und fast alle sind — aus mehr oder weniger idealen Gründen — dem Herzog ergeben, mehr noch als bei den gemeinen Soldaten ist Wallenstein der Abgott eines Buttler, Illo und Isolani. So platzen gleich bei der Begrüßung Questenbergs die Gegensätze scharf aufeinander, in heftigem Wortgefecht legen die Obersten unverhohlen ihre feindliche Gesinnung gegen den Kaiser an den Tag; Buttler erklärt offen, daß der Gehorsam des Heeres nicht dem Kaiser, sondern Friedland gebühre.

B. (Piccolomini I, 3—V und Wallensteins Tod IV, 1—6.) 1. Questenberg hat mit Entsetzen die dem Kaiser feindselige Stimmung der Obersten erkannt; aber er gewinnt Hoffnung durch Octavio, der sein Ziel (Wallensteins Sturz) ihm offendeckt. — Max Piccolomini stellt sich Questenberg gegenüber begeistert auf Wallensteins Seite, wünscht aber doch dringend den Frieden und verrät dadurch seinem Vater seine Liebe zu Thekla.

2. a) Im festlichen Saale, der nach Anordnung des Astrologen Seni geheimnisvoll zum Empfang hergerichtet ist, begrüßt Wallenstein die Gemahlin nach ihrer Rückkehr. Diese berichtet über die kalte Aufnahme, die ihr am Wiener Hof zuteil geworden ist, und über die feindselige Stimmung dort. Die drohende Absetzung drängt Wallenstein weiter („Sie stoßen gewaltsam, wider meinen Willen mich hinein").

b) Max zeigt sich durch die Bande des Vertrauens und der Begeisterung an Wallenstein gefesselt.

c) Terzky drängt zum Handeln. Wallenstein beauftragt zwar Illo, ihm die Verschreibung der Generale zu bringen, daß sie unbedingt zu ihm halten wollen; seine endgültige Entscheidung will er indes von der Zustimmung der Gestirne abhängig machen. Die von Questenberg überbrachten Forderungen des Kaisers lehnt Wallenstein in Übereinstimmung mit seinen Heerführern ab; als er von seinem Rücktritt spricht, erklären sich seine Generale stürmisch dagegen und wollen gemeinsam beraten, wie er verhütet werden kann.

3. a) Illo und Terzky bereiten den Plan vor, die Generale durch List und Trug zu einer eidlichen Verpflichtung für Wallenstein zu bestimmen und diesen dadurch zum Entschluß zu bringen.

b) Der Liebesbund zwischen Max und Thekla (Nebenhandlung). Terzky und seine Frau wollen Max durch Begünstigung seiner Liebe zu Thekla für Wallenstein gewinnen. Bei der

Zusammenkunft des anfangs schüchternen Max mit der durch einen Besuch des astrologischen Turmes ernst gestimmten Thekla warnt diese ihren Geliebten vor der Gräfin Terzky und bittet ihn, nur auf das eigene Herz und den Himmel das Vertrauen zu richten. Der schneidende Gegensatz zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen der Wahrhaftigkeit ihrer Liebe und der Unwahrhaftigkeit ihrer Umgebung berührt sie schmerzlich; ihre dunklen Ahnungen klingen in einem schwermütigen Liede aus.

4. a) Vor dem festlichen Gastmahl, das Terzky den in Pilsen Versammelten gibt, wird den Generalen die Verpflichtungsschrift (mit der Klausel) vorgelesen. Nach aufgehobener Tafel wird das untergeschobene Dokument, in dem der Vorbehalt fehlt, zur Unterschrift vorgelegt. Buttler hat den Betrug erkannt, stellt sich aber unbedingt zur Verfügung Wallensteins und unterschreibt entschlossenen Willens. Um keinen Verdacht zu erwecken, hat auch Octavio unterschrieben; nur Max Piccolomini weigert sich, seinen Namen unter das Schriftstück zu setzen. Über diese Weigerung gerät der trunkene Illo in Wut und verrät den ganzen Betrug, so daß mehrere Generale mißtrauisch werden und Einwendungen erheben. Illo wird schließlich entfernt, und das Gastmahl hat sein Ende.

b) (Höhe der Nebenhandlung). Octavio bemüht sich vergebens, seinen Sohn von den verräterischen Absichten Wallensteins zu überzeugen und ihn durch Darlegung seiner Gegenmaßnahmen für die kaiserliche Partei zu gewinnen. Erst die Meldung von der Gefangennahme des Unterhändlers Sesina erschüttert sein Vertrauen, vermag ihn aber noch nicht von Wallensteins Schuld zu überzeugen. Er ist entschlossen, von Wallenstein 'selbst Aufklärung zu verlangen, wenn auch das Werk der Staatskunst, ja das Leben des Vaters dadurch gefährdet wird; er will wissen, ob er den Freund oder den Vater entbehren und verlieren muß.

## Wallensteins Tod.

5. Die günstige Stellung der Sterne wie auch die Gefangennahme Sesinas mahnen Wallenstein zum Handeln. Die Vertrauten drängen zum Abfall, und Wallenstein ist entschlossen, den schwedischen Obersten Wrangel zu empfangen. Den entscheidenden Schritt will er noch nicht tun, obschon eine Umkehr nicht mehr möglich ist (Monolog). Auch nach der diplomatischen Verhandlung mit Wrangel und trotz dessen Drängen auf baldige Entscheidung kann er sich zum Treubruch nicht entschließen; er will die Vorschläge prüfen — es ist das letzte Schwanken vor der Entscheidung, der innere Kampf zwischen Treue und Verrat.

C. Höhe und Umschwung.

Nach erneutem Drängen Illos und Terzkys siegt endlich die Gräfin Terzky. Sie weiß als böser Dämon den ganzen Ehrgeiz des Herzogs aufzustacheln, ihm das klägliche Los auszumalen, das seiner wartet, falls er Versöhnung mit dem Kaiser sucht; mit den vom Kaiser gebilligten Gewalttaten begründet sie Wallensteins Recht der Notwehr, der Vergeltung, des Genies; endlich weist sie auf die günstigen Himmelszeichen hin. Da gibt Wallenstein den entscheidenden Befehl: „Ruft mir den Wrangel!" Aber schon steigen böse Ahnungen in ihm auf: „Ich erwart' es, daß der Rache Stahl auch schon für meine Brust geschliffen ist."

D. (II—IV.) 1. a) In arger Verblendung begünstigt Wallenstein Octavios Vorgehen durch den Befehl, nach Frauenberg zu gehen und das Kommando der spanischen Regimenter zu übernehmen.

b) Vergebens sucht er Max von der Berechtigung und Notwendigkeit seines Abfalls vom Kaiser zu überzeugen; blutenden Herzens trennt sich Max von ihm.

c) Trotz der Warnungen Illos und Terzkys bleibt Wallensteins Vertrauen zu Octavio unerschütterlich [epische Episode: die Vision vor der Lützener Schlacht]. Indessen trifft dieser seine Maßnahmen. Leicht gelingt es ihm, Isolani einzuschüchtern und zum Abfall von Wallenstein zu verleiten. Den Oberst Buttler gewinnt er durch Mitteilung eines Briefes, wonach der Herzog ein schändliches Spiel mit Buttler getrieben hat. Auf schreckliche Rache sinnend, bleibt dieser nun im Lager zurück.

d) Max, der sich von Wallenstein losgesagt, nimmt nun auch schmerzlichen Abschied von seinem Vater. Er will nur dem Zuge seines Herzens folgen.

2. a) Thekla erfährt von der Gräfin den Verrat ihres Vaters; sie lehnt aber das Ansinnen der Gräfin, auf Max einzuwirken, ab. Die Herzogin ahnt Böses, wird aber in Ungewißheit gelassen.

b) Wallenstein hofft auf die baldige Übergabe Prags. Erstaunt hört er von Theklas Liebe; eine solche Liebe paßt nicht in seine stolzen Pläne; auf Europas Thronen will er sich seinen Eidam suchen. (Höhe der Verblendung und Überhebung Wallensteins.)

c) Doch schon kommt die Meldung von dem Abfalle der Truppen; der Verrat Octavios trifft ihn auf das schmerzlichste. Von Buttler, den er als seinen treuesten Freund begrüßt, erfährt er, daß Prag verloren ist, daß die Regimenter dem Kaiser gehuldigt haben und er selber

mit seinen Anhängern geächtet ist. Wallenstein ist nun entschlossen, für sein Leben zu kämpfen, und erhebt sich zu voller Heldengröße. Während die Herzogin bei der Nachricht von seinem Verrate ohnmächtig zusammenbricht, schöpft er aus der Erinnerung neuen Mut (Monolog) und glaubt die Abordnung der Pappenheimer Kürassiere schon für sich gewonnen zu haben, als Buttlers Mitteilung, daß Terzkys Regimenter die kaiserlichen Adler von den Fahnen reißen, diesen Glauben jäh vernichtet. Auf Max richten sich die letzten Hoffnungen. Aber er ist gekommen, um von der Geliebten Abschied zu nehmen. Wallensteins Bemühungen, ihn zurückzuhalten, sind vergebens; die Kürassiere rücken sogar an, um ihren Oberst zu holen. Max fühlt sich an seinen Eid gebunden, er muß der Pflicht gehorchen; aus Theklas Munde vernimmt er die Bestätigung seiner eigenen Entscheidung, indem sie ihn auf den Weg der Pflicht verweist (Höhe des Konflikts zwischen Vater und Tochter). So nimmt er vor seinem Todesgang schmerzlichen Abschied.

3. a) Buttler erklärt, in Eger angelangt, dem Kommandanten Gordon, daß Wallenstein verloren sei, während Wallenstein zuversichtlich auf das Eintreffen der Schweden hofft. Auf die Nachricht von einem Siege der Schweden und dem Untergang der Pappenheimer faßt Buttler den Entschluß, Wallenstein samt seinen Freunden zu töten, ehe die Schweden kommen. Vergebens sucht Gordon Buttler umzustimmen.

b) Ein schwedischer Hauptmann berichtet Thekla von dem Ende ihres Max. Unwiderstehlich zieht es sie jetzt zu seinem Grabe; sie trifft alle Vorbereitungen und nimmt tiefbewegt von ihrer Mutter Abschied.

E. (V, 1—12.) Buttlers Vorbereitungen zur Ermordung Wallensteins. Böse Ahnungen der Gräfin können diesen nicht umstimmen, obschon das Ende Maxens ihn tief ergriffen hat; auch die Mahnungen Gordons und Senis bleiben ohne Wirkung. Buttler, der gegen Gordons Flehen sich starr zeigt, entsendet die Mörder Macdonald und Deveroux in Wallensteins Schlafgemach. Vergebens erklärt Gordon, daß nicht die Schweden, sondern die Kaiserlichen in Eger eingetroffen seien; schon ist der Mord geschehen, und erstarrend hört die Gräfin die Schreckensbotschaft. Octavio, über das Ende tief erschüttert, muß sich Buttlers Vorwurf, daß er den abgedrückten Pfeil geschärft habe, und die bittere Verurteilung der Gräfin gefallen lassen. Nachdem sie Gift genommen, bleibt er vereinsamt zurück, zum Schlusse noch vor sich selbst gedemütigt durch seine Erhebung in den Fürstenstand.

„Wallensteins Lager" bildet die Grundlage des Ganzen. Wir erkennen des Feldherrn Macht, die für des „Lagers Abgott" begeisterten Scharen, die „sein Befehl gewaltig lenkt, sein Geist beseelt", auf deren Treue bauend er es unternehmen will, „die Macht, die ruhig, sicher thronende" des Kaisers zu erschüttern. So sagt Schiller selbst im Prologe: „Denn seine Macht ist's, die sein Herz verführt; sein Lager nur erkläret sein Verbrechen." Tritt Wallenstein in diesem Teile der Dichtung auch nicht selbst handelnd auf, sein hohes Ansehen erhellt genugsam aus der Gesinnung der ihm fast sämtlich mit Begeisterung blind ergebenen Soldaten. Diese kennzeichnen einzeln ihre Regimentsobersten, die in den beiden folgenden Teilen handelnd sich uns darstellen: der „des Glückes Stern" folgende Dragoner den Emporkömmling Buttler, der für den Feldherrn begeisterte Trompeter den treuen Terzky, der dumme Kroat den einfältigen Isolani, der ernste Arkebusier den bedächtigen Tiefenbach, der ritterliche Kürassier den edeln Max, während der Wachtmeister in komischer Gemessenheit ein lächerliches Abbild des großen Feldherrn bietet. Auch die übrigen Personen des Stückes, wie der erste Jäger, der bald diesem, bald jenem Herrn gedient hat und so die abenteuernden Söldner des Heeres darstellt, der eifernde Kapuziner, dessen Predigt der Weise des Abraham a Sancta Clara (s. S. 43) nachgebildet ist, der Bauer, der durch falsches Würfelspiel die ihm zugefügten Schäden zu ersetzen sucht, der dem Soldatentum abholde Bürger, die wanderlustige Marketenderin Gustel aus Blasewitz: sie alle sind der Wirklichkeit entnommene, lebenswahre und historisch treue Gestalten, die Zeit und Sitte jenes wildbewegten Krieges auf das anschaulichste widerspiegeln.

Der Gang der dramatischen Handlung ist, namentlich in dem letzten Stücke, ungemein spannend und übt auf Leser und Zuschauer einen fesselnden Reiz aus. Nicht mit Unrecht hat man behauptet, daß dieser Teil des Ganzen „für alle Zeiten ein Muster der dramatischen Steigerung und der glücklichsten künstlerischen Ökonomie" sei. Schiller hat seinem Helden, um ihn unserem Herzen menschlich näherzubringen und uns mit Mitleid über seinen Sturz zu erfüllen, „nicht nur eine außerordentliche Kraft verliehen, ein ungewöhnliches Herrschertalent, das jeden an der richtigen Stelle zu gebrauchen weiß, ein königliches Gemüt, das durch Milde und Freigebigkeit beglückt, das edle Menschen an sich fesselt und sein Bild in ihrer Seele verklärt", sondern er hat ihm auch einen Geist gegeben, der in allem, was geschieht, eine hohe Notwendigkeit erblickt, einen Geist, der ganz von dem Wahnglauben beherrscht wird, daß die Schicksalssterne ihn zum Höchsten berufen haben, so daß nach dem Prologe „die größre Hälfte seiner Schuld den unglückseligen Gestirnen" zufällt. Neben ihm fesselt uns am meisten Max, der zweite Held des Dramas. Er ist der Liebling des Dichters, der ihn mit herrlichen Tugenden ausgestattet hat, mit Tapferkeit und strategischer Tüchtigkeit, mit Unschuld und Reinheit des Herzens, mit reiner, tiefer Liebe, mit hohem Pflichtgefühl; nur fehlt ihm noch die politische Reife. Die Frage, ob er sein ganzes Regiment mit Recht in den sichern Tod treibt, wird wohl stets verschiedener Beantwortung unterliegen. Sein Vater Octavio wird nicht selten zu hart beurteilt, wenn über die doch vorwiegend edeln Beweggründe seines Handelns, indem er „in des Kaisers Dienst handelt", hinweggesehen und nur die Unlauterkeit seiner Mittel, um den ihm ganz vertrauenden Wallenstein zu stürzen, ins Auge gefaßt wird. Von den weiblichen Figuren verdienen besondere Beachtung Thekla und die Gräfin. Jene, ihren Geliebten trotz ihrer Jugend an Beobachtungsgabe und Einsicht übertreffend, erscheint anfangs heiter und unbefangen, dann aber als das „starke Mädchen", als Tochter ihres Vaters, kühn und entschlossen und unbeirrbar in ihrem sittlichen Gefühl für Recht und Pflicht. Die Gräfin, ihrem Schwager gleichend, zeigt scharf denkenden Geist, ist kühl berechnend und männlich entschlossen. Ihren hochstrebenden Ehrgeiz hat sie ganz in den Dienst Wallensteins gestellt, den sie als das Muster aller Heldengröße und Herrschertüchtigkeit verehrt. Nach seinem Sturze liefert sie Octavio die Schlüssel aus, zeigt sich in gütiger Rücksicht mild gegen die alten Diener des Hauses, ordnet mit Geistesruhe trotz des genommenen Giftes die Bestattung Wallensteins und ihres Mannes an und erfüllt uns in ihrer tiefen Empfindung und einem gewissen Seelenadel mit hoher Bewunderung.

Mag man die lang dauernde Unschlüssigkeit Wallensteins, ob er durch die Verbindung mit den Feinden zum Verräter werden solle, tadeln, mag die Episode von Max und Thekla, den idealen Gestalten Schillerscher Phantasie, in den Ton der umgebenden rauhen Welt minder gut hineinpassen: „Wallenstein" ist dennoch ein kunstvollendetes Drama, in dem das regste dramatische Leben in technischer Meisterschaft dargestellt ist. Eine Riesenaufgabe, an die sich nur ein Dramatiker von dem Kraftbewußtsein Schillers wagen konnte, ist hier glänzend gelöst, und was späterhin auch das Besserwissen einer Schillerkritik, die am Besserkönnen erlag, dagegen einzuwenden hatte, Schiller hat mit seinem „Wallenstein" die historische Tragödie geschaffen, wie sie Shakespeare in seinen „Historien" noch nicht erreicht hatte,

wie sie Goethe mit seinem „Götz" und „Egmont" und er selbst mit dem „Fiesko" und „Don Carlos" nur vorbereiten konnten. Hier ist das Tragische der Weltgeschichte zum tragischen Einzelgeschick verdichtet, ohne seine Breite und Fülle zu verlieren und ins Private und Enge zu verschrumpfen. Nach dem schönen Wort Ludwig Tiecks, eines mehr zum Tadel als zum Lobe Schillers geneigten Kritikers, trat unter die blassen Tugendgespenster des damaligen Rührdramas (der beim großen Publikum in höchster Gunst stehenden Iffland, Kotzebue und Genossen) „Wallensteins mächtiger Geist groß und furchtbar". Allen Nörglern und Zweiflern zum Trotz war Schillers Stellung als des Führers des deutschen Dramas jetzt entschieden. Im Vollgefühl der neuerrungenen Herrschaft über die dramatischen Mittel und einer stolzen, entfesselten Schöpferkraft schritt der Dichter rasch und kühn zu neuer Tat. Ganz anders als in jenem Riesenwerk faßt er historisches Geschehen in dramatische Form in der

2. **„Maria Stuart."** Hier verzichtet er ganz auf die Buntheit des geschichtlichen Lebens und führt statt dessen alle Ereignisse auf ein einziges Grundmotiv zurück: den Tod Maria Stuarts. Sie, die unglückliche, hart geprüfte Königin von Schottland, ist die Heldin dieses herrlichen Trauerspiels. Ihr Tod ist beschlossen in dem Augenblick, wo das Stück beginnt; die Bestrebungen, die Ausführung des Beschlusses zu hindern oder zu bewerkstelligen, ergeben den Gang der Handlung.

Der dramatische Aufbau ist meisterhaft, durchsichtig wie in keinem andern Drama und harmonisch gegliedert. Spiel und Gegenspiel stehen sich fast gleichwertig einander gegenüber, wenn auch das Gegenspiel die eigentliche Führung hat. Die Hauptvertreter sind die beiden Königinnen. Zu Maria stehen ihre Dienerschaft, Melvil und innerlich Mortimer, zu Elisabeth Burleigh, Davison und Paulet, der jedoch trotz seiner Feindschaft zu Maria nicht ungerecht wird; in der Mitte steht Shrewsbury, während Leicester hin und her schwankt in Rücksicht auf seine Stellung zu Elisabeth und seine Neigung zu Maria. In der steigenden Handlung haben Spiel und Gegenspiel einen fast regelmäßigen Wechsel, so daß auch, im ganzen genommen, der erste Akt der Maria, der zweite der Elisabeth und der dritte (die Höhe) beiden Königinnen zusammen angehört; ein fast gleicher Wechsel zeigt sich in der Abstufung der fallenden Handlung zur Katastrophe, indem der vierte Akt der Elisabeth und der fünfte zumeist der Maria zufällt. Die Sprache ist von wunderbarer Schönheit bei oft freierem Gebrauche der Versmaße und des Reimes.

Wir finden die Königin zu Beginn des Dramas im kastellartigen Schlosse zu Fotheringhay. Hier wird sie von ihrer Gegnerin Elisabeth, bei der sie vor dem protestantischen Adel Schottlands Schutz zu finden gehofft hatte, gefangengehalten als gefürchtete Prätendentin des englischen Thrones und als verhaßte Stütze der katholischen Partei. Nach der Darstellung des Dichters spielt das Stück sich ab am 6., 7. und 8. Februar 1587.

A. (I, 1—4.) Das Gespräch der treuen Amme Kennedy mit dem Ritter Paulet zeichnet die traurige Lage der Königin Maria Stuart. Diese zeigt sich Paulet gegenüber ruhig und gefaßt und bittet um die Gunst einer Unterredung mit der Königin Elisabeth; sie fürchtet ein ungerechtes Urteil des englischen Gerichtshofes. In der Unterhaltung mit Hanna Kennedy spricht sie reuevoll über die Sünden ihres Vorlebens (Mitwissen um die Ermordung ihres Gemahls Darnley[1] und Verheiratung mit seinem Mörder Bothwell).

B. (I, 5—II, 9.) Mortimer, Paulets Neffe, begeistert durch die Schönheit der unglücklichen Königin, legt ihr einen Plan zu ihrer Rettung vor, nachdem er sie von ihrer Verurteilung in Kenntnis gesetzt hat. Maria tritt durch ihn mit Graf Leicester in Verbindung.

[1] Diese Schuld ist bekanntlich nicht erwiesen.

1. Aus dem Munde Burleighs vernimmt Maria mit ungebrochenem Mute ihr Todesurteil; sie kennzeichnet es als ungesetzlich und ungerecht. Burleighs Plan, sie heimlich aus dem Wege räumen zu lassen, scheitert an Paulets Rechtlichkeit.

2. Die Aussicht auf baldige Vermählung Elisabeths mit dem französischen Herzog von Anjou bedeutet für Maria eine Schädigung. Im Staatsrat tritt Shrewsbury kräftig zu ihren Gunsten gegen Burleigh auf, der ihren Tod fordert; auch Leicester, der sie im Gegensatze zu Burleigh als ungefährlich darstellt, tritt auf ihre Seite. Elisabeths Erklärung, daß sie die ausgesprochenen Meinungen prüfen wolle, läßt nach ihrem gegen Shrewsbury gerichteten Tadel Schlimmes befürchten, wenn sie auch durch den von Paulet ihr übergebenen Brief Marias, die um eine Unterredung mit ihr bittet, weicher gestimmt zu werden scheint.

3. Die mildere Stimmung Elisabeths erweist sich in ihrer Unterredung mit Mortimer als heuchlerischer Schein; sie dingt ihn als Mörder der verhaßten Feindin. Dieser Auftrag gibt ihm erwünschte Frist zur Rettung der von ihm schwärmerisch geliebten Königin. Er übergibt einen Brief Marias an Leicester, ohne diesen dadurch zu einem offenen, mannhaften Eintreten für sie zu vermögen.

4. Leicester weiß Elisabeth durch Schmeichelei, durch Vorspiegelung eines Triumphes, den sie über die Feindin durch ihre Schönheit davontragen werde, zu einer Unterredung mit Maria zu bestimmen.

C. (III, 1—5.) a) Glücklich, der engen Haft, wenn auch nur auf kurze Zeit, entrückt zu sein, freut Maria sich der freien Bewegung in der Natur, wird aber aufgeschreckt durch die Mitteilung Paulets, daß die Königin, dem brieflichen Gesuche Marias folgend, herankomme. Da sie fühlt, daß ihr Flehen ihr nur zum Fluche erhört ward, gerät sie in gewaltige Aufregung, so daß Shrewsbury nur mit Mühe ihr Fassung und scheinbare Ruhe aufnötigt.

b) Nur mit der größten Anstrengung gelingt es Maria, sich vor der gehaßten Gegnerin zu demütigen; sie sucht auf sie einzuwirken mit Gründen und flehentlichen Bitten; doch als Elisabeth sich nicht allein kalt und starr zeigt, sondern sogar bittern Hohn und schmachvolle Kränkung auf sie häuft, da wallt auch in ihr das Blut mächtig auf: ihrer nicht mehr mächtig, schleudert sie ihr heimliche Liebesverirrung und listige Thronerschleichung ins Gesicht. So geht Maria aus dieser Begegnung zwar als triumphierende Siegerin hervor, aber sie hat ihre mächtige Feindin mit glühendem Haß erfüllt, der jede Aussicht auf Befreiung ausschließt.

D. (III, 6—V, 8.) 1. Maria sieht sich der Hoffnung auf Rettung durch Leicesters Hilfe beraubt, aber sie weigert sich, auf den blutigen Rettungsplan Mortimers einzugehen. Als dieser, von leidenschaftlicher Liebe rasend, sie trotz ihres Sträubens heftig an sich preßt, weiß sie in ihrer Not nicht, wo sie eine Zufluchtsstätte finden soll.

2. Der verunglückte Versuch der Ermordung Elisabeths sprengt den von Mortimer zur Befreiung Marias geschlossenen Bund. Die Werbung des französischen Prinzen wird unter schwerer Kränkung des französischen Gesandten zurückgewiesen. Leicester, von Burleigh als geheimer Bundesgenosse Marias bezeichnet, weiß sich nur durch Verrat an Mortimer zu retten, indem er ihn als Staatsverräter den Trabanten übergeben will; doch dieser kommt der Gefangennahme durch freiwilligen Tod zuvor.

3. Elisabeth, durch Burleigh von Leicesters Neigung zu Maria unterrichtet, will diesen nicht sehen; als er aber den Zutritt zu ihr sich erzwungen hat, läßt sie sich durch seine lügnerische Rechtfertigung, bei der er den Tod Mortimers mit schlauer Kühnheit für sich verwertet, umstimmen. Um sie vollends von seiner Unschuld zu überzeugen, rät Leicester zur unverzüglichen Hinrichtung Marias. Elisabeth will dem Rate folgen, ernennt aber zu seinem Entsetzen ihn und Burleigh zu Vollstreckern des Todesurteils. Durch einen Volksaufstand und durch Burleigh zur Unterzeichnung des Urteils gedrängt, aber durch Shrewsbury zurückgehalten, entscheidet sie sich schließlich aus persönlichem Haß zur Unterschrift. Als Davison von ihr das unterfertigte Urteil empfängt und genauere Weisung erbittet, läßt sie ihn in Zweifeln zurück, bis Burleigh es ihm behufs schleuniger Vollstreckung entreißt.

4. Die treue Kennedy berichtet über die Seelenruhe ihrer Herrin, durch deren nahe Hinrichtung die ganze Dienerschaft in das tiefste Leid versenkt wird. Voll Hoheit und Würde zeigt Maria keine Furcht vor dem Tode, der sie nur zur „ewigen Freiheit“ führen wird, und verbringt ihre letzte Stunde in zarter Fürsorge für ihre Diener und Dienerinnen. Von Melvil, der ihr zuliebe Priester geworden ist, empfängt sie nach abgelegter reumütiger Beichte die Absolution und letzte Wegzehrung.

E. (V, 8—15.) Maria schreitet würdevoll zum Tode, nachdem sie von Burleigh die Erfüllung ihrer letzten Wünsche zugesagt erhalten und der Königin Elisabeth großmütig verziehen hat. Von Leicester, durch dessen Anblick sie auf das tiefste erschüttert wird, scheidet sie ohne Groll. Er muß Zeuge ihrer Hinrichtung sein, bis er, von innerer Qual zerrissen, ohnmächtig niedersinkt. Elisabeth erwartet inzwischen voll Unruhe die Nachricht der Vollstreckung. Voll

lügnerischer Heuchelei will sie sogar auf Shrewsburys Bericht von dem Geständnisse der falschen Gerichtszeugen eine neue Untersuchung veranstalten. Ja sie will Davison, den sie eigenmächtiger Tat beschuldigt, diese mit dem Leben büßen lassen, verbannt Burleigh, als er die Mitteilung von der Vollstreckung des Urteils bringt, und schickt Davison in den Tower. Doch sie ist moralisch vernichtet; denn Shrewsbury, der sie durchschaut hat, kündigt ihr den Dienst, und Leicester ist nach Frankreich entflohen. So steht Elisabeth auf öder Höhe vereinsamt.

Die Grundstimmung des Dramas ist demnach tragisch; keinen Augenblick verläßt den Zuschauer die Furcht vor einer schrecklichen Katastrophe; seine Spannung wird mit jedem Akte größer, bis am Schlusse ihn erhabene Rührung erfaßt, da die mit berückender Schönheit ausgestattete, schwer geprüfte, durch die Prüfung geläuterte und in Ergebung sich unterwerfende Heldin sein höchstes Mitleid erweckt, während er sich von der kalten, herrschsüchtigen, eiteln, buhlerischen und heuchlerischen Elisabeth mit Abscheu abwendet.

Die im „Wallenstein" bewährte Kunst des Tragikers, das tragische Einzelgeschick fest in einen weltgeschichtlichen Konflikt einzusenken, an ihm und in ihm zum Austrag zu bringen, ist hier aufs neue meisterlich geübt; dabei hat Schiller auch hier die von Lessing dem Dichter erstrittene Freiheit den geschichtlichen Tatsachen gegenüber ausgiebig benutzt. Er läßt die beiden alternden Frauen erst 25 und 30 Jahre alt sein, verkürzt Marias 19jährige Haft auf 7 Jahre, zieht die letzten Ereignisse auf 3 Tage zusammen. Ja er wagt es, Maria und Elisabeth, die sich nie im Leben gesehen haben, zu einer entscheidenden Begegnung zusammenzuführen. Und doch, wie echt ist wieder der historische Geist des Dramas nicht nur in der Charakterschilderung, deren Richtigkeit in der Gestalt Elisabeths zu bestätigen erst späterer historischer Forschung vorbehalten war, sondern vor allem in dem großen Hintergrunde des protestantisch-katholischen Gegensatzes, wie ihn das Zeitalter der Gegenreformation lieferte! —

Frau von Staël, die Vorkämpferin deutschen Geistes und der romantischen Schule in Frankreich, bezeichnet in ihrem Buche De l'Allemagne Schillers „Maria Stuart" als das rührendste und planmäßigste unter allen deutschen Trauerspielen. Hatte Schiller doch hier für ein geschichtliches Ereignis den denkbar einfachsten dramatischen Ausdruck gefunden: durch den symmetrischen Aufbau der Handlung, die übersichtliche Gruppierung der Personen, die Entwicklung der Geschehnisse aus einem Grundmotiv heraus. Grundsätzlich verschieden davon ist der technische Aufbau des nächsten Dramas:

3. **„Die Jungfrau von Orleans"**, eine romantische Tragödie. Hier rollt Schiller die ganze Buntheit einer historischen Welt vor uns auf; hier bedient er sich nicht wieder der analytischen Technik, vielmehr führt er uns das ganze Heldenleben der Jungfrau von seinem Beginn bis zu ihrem Tode vor Augen. Der ideal gesinnte Historiker und Dichter Schiller weiß dabei sich und seine Leser für die Reinheit der kindlichen Retterin ihres Volkes zu begeistern, mit warmem Herzen eine Lichtgestalt zu schaffen, die mit der damals allenthalben verkleinerten und ins Gemeine verzerrten Gestalt nichts als den Namen gemein hatte. Voltaire hatte sich in seinem satirischen Epos La Pucelle d'Orléans (1755) nicht gescheut, die Jungfrau zu schänden, sie zum Gegenstand gemeiner und geschmackloser Späße zu machen, und der leidenschaftlich national gesinnte Shakespeare hatte in ihr nur die Feindin der englischen Kriegsheere, die Urheberin der englischen Niederlagen gesehen und sie daher im ersten Teil seines Stückes „Heinrich VI." als die verworfene Hexe und buhlende Teufelsdirne dargestellt.

Hatte Schiller anfänglich beabsichtigt, das in dem historischen Stoff liegende Wunderbare darzustellen und die Heldin der Geschichte gemäß zu Rouen als Hexe verbrennen zu lassen, so war er bald von diesem Plane zurückgekommen. Er stellt sie dar als eine gottbegeisterte Prophetin, begabt mit wunderbarer Tatkraft, als eine von heiligem, kindlichem Glauben erfüllte und ohne Berechnung ihres Handelns der Sache des Vaterlandes sich hingebende Jungfrau. Ausgestattet mit der Gabe der Weissagung und mit übernatürlicher Kraft, paßt sie als erhabene Gottesstreiterin in göttlicher Sendung freilich nicht zur Trägerin einer Tragödie, aber sie ist zugleich Weib, das, entgegen dem göttlichen Rufe, ihr Herz rein irdischem, menschlichem Empfinden öffnet; dadurch verfällt sie in eine tragische Schuld, wird durch harte Prüfungen geläutert, gewinnt unser volles Mitleid und erringt sich durch ihren Sieg und Tod die höchste Anerkennung und Verklärung.

Außer „Wallenstein" ist die „Jungfrau von Orleans" das einzige Drama Schillers, dessen Stoff nicht in den gewöhnlichen Rahmen von fünf Akten eingefügt ist. Da die Darstellung der Heimat und der Familie Johannas[1] zu dem Inhalte des ersten Aktes wenig paßte, schickte der Dichter diesen Stoff in einem Prologe voraus.

A. (Prolog und I, 1—9.) Prolog: Darstellung der Lage Frankreichs; die Familie Johannas; der Charakter der Jungfrau nach der Zeichnung ihres Vaters Thibaut und ihres Freiers Raimond. Der Landmann Bertrand bringt neue Schreckenskunde über die Fortschritte der Engländer und des mit ihnen verbündeten Herzogs von Burgund; den Helm, den er gebracht, setzt Johanna auf und teilt begeistert ihre Sendung mit. Ihr Abschied von der Heimat, ihre göttliche Berufung und die an dieselbe geknüpfte Bedingung („Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren Mit sünd'gen Flammen eitler Erdenluft"). —

Der französische Hof zu Chinon; der schwärmerische König, der ritterliche Dunois. Vergebliches Hilfsgesuch der Ratsherren der belagerten Stadt Orleans; die stetig gesteigerte Not des Königs; das opferfreudige Vertrauen der Geliebten des Königs, Agnes Sorel; jedoch vermag sie nicht, Dunois an den schwachen und haltlosen König zu fesseln, der südlich der Loire zu ziehen beabsichtigt.

Ein Umschwung kündet sich an durch Raouls Bericht, wie die Niederlage durch die Jungfrau in einen glänzenden Sieg verwandelt ist.

B. (I, 10—III, 8.) 1. Johanna beglaubigt sich als Seherin und heilige Prophetin durch sicheres Erkennen des Königs und die wunderbare Enthüllung seiner Gedanken. Ihr siegbewußtes Auftreten gegen den englischen Herold.

2. Ein zwischen den englischen Feldherren und dem Herzog von Burgund über eine bei Orleans erlittene Niederlage ausgebrochener Streit wird nur mit Mühe von der verachtungswerten Königin Isabeau beigelegt. Dem von Lionel angekündigten Kampfe kommt die Jungfrau zuvor; sie überfällt das englische Lager und erfüllt die englischen Soldaten mit furchtbarem Schrecken. Getreu ihrer Pflicht, tötet sie den ängstlich um sein Leben flehenden Montgomery mit eigener, wenngleich bebender Hand (Höhepunkt ihres Heroismus).

3. Vermöge ihrer Beredsamkeit und Vaterlandsliebe stiftet Johanna Versöhnung zwischen dem Herzog von Burgund und Dunois. La Hire und Dunois gestehen sich gegenseitig ihre Liebe zu Johanna. Die Aussöhnung kommt nicht allein zwischen dem Herzog von Burgund und dem König zustande, sondern durch Johannas Bemühen auch zwischen jenem und dem Mörder seines Vaters Du Chatel. Die Werbung Dunois' und La Hires weist sie mit Entschiedenheit zurück.

4. Neuer Schlachtruf begeistert die Jungfrau; die Engländer fliehen, Reims ist ihnen verloren, ihr Feldherr Talbot stirbt, alles Hohe stolz verachtend. Johanna wird zum Schlusse der Schlacht vermißt.

C. (III, 9—11.) Johanna verfolgt einen schwarzen Ritter; es bemächtigt sich ihrer über sein doppelzüngig falsches Wesen, das sie verwirren soll, ein banges Gefühl. Als der Geist der Versuchung bei ihrem Angriff plötzlich versinkt, will sie ihren Mut nicht weichen und

[1] Jeanne d'Arc, geb. 1412 zu Domremy, einem Dorfe der Champagne, verbrannt am 30. Mai 1431 zu Rouen. — Orleans entsetzt 8. Mai 1429; Karl VII. gekrönt 17. Juli 1429.

wanken lassen. Da stößt sie auf Lionel, überwindet ihn im Kampfe, reißt ihm den Helm vom Haupte und hebt schon das Schwert zum Todesstoße (Höhepunkt), als sie, in sein männlich schönes Antlitz schauend, von plötzlicher Liebe erfaßt, den Arm sinken läßt. Geängstigt, daß sie ihr Gelübde gebrochen, aber doch bangend um sein Leben treibt sie ihn zur Flucht. Die Ankunft Dunois' und La Hires steigert in ihr das Gefühl der Schuld so sehr, daß sie ohnmächtig in La Hires Arme sinkt.

D. (IV—V, 12.) 1. Ihr schweres Schuldbewußtsein kämpft mit ihrer tief empfundenen Neigung („Ist Mitleid Sünde?" „Dich trieb des Mitleids fromme Stimme nicht"). Im Gespräche mit der liebewarmen Sorel tritt ihr Schuldbewußtsein noch stärker hervor, so daß sie sich reumütig eine Verräterin nennt. Von La Hire und Dunois läßt sie sich nur mit Widerstreben die Fahne mit dem Bilde der Jungfrau aufdrängen.

2. Freunde und Verwandte Johannas schauen dem Krönungszuge zu, in dem Johanna bleich und zitternd einhergeht. Thibauts Absicht, sie anzuklagen, um ihre Seele zu retten. Verstört eilt Johanna aus dem Dome, dessen „Gewölbe auf sie einstürzen"; sie findet für kurze Zeit eine Beruhigung in der Begegnung mit ihren Schwestern, die in ihr eine Sehnsucht nach dem heimatlichen Dorfe wachrufen.

In grellem Gegensatze zu ihrem aus dem Munde des Königs ertönenden Lobe stehen die Anklagen und Beschuldigungen ihres Vaters. Sie steht unbeweglich, ohne sich zu verteidigen, da sie in den Anklagen eine göttliche *Prüfung* erkennt. Donnerschläge treiben das entsetzte Volk auseinander; nur Dunois harrt noch vertrauensvoll bei ihr aus, bis sie auch von ihm verlassen wird und, von dem treuen Raimond begleitet, in die *Verbannung* geht.

3. In mörderischem Ungewitter irrt sie mit Raimond im Ardenner Walde umher und muß auch die schützende Köhlerhütte verlassen, da sie als Hexe von Orleans erkannt wird. Doch bleibt sie ruhig und erträgt geduldig die Unbilden der Menschen wie die der Natur; geläutert, klärt sie Raimond über den Grund ihres bisherigen Schweigens auf, sich ergeben dem Geschick unterwerfend, das Gott über sie verhängt. Nunmehr entfühnt, fühlt sie sich keiner Schwachheit mehr bewußt, in der festen Überzeugung, daß unausbleiblich der Tag der Wahrheit kommen werde. Aber noch steht ihr eine schwere, ja die schwerste Prüfung bevor. Gefangengenommen, wird sie auf Isabeaus Geheiß trotz ihrer Bitte, sofort getötet zu werden, zu Lionel geführt. Als die entmutigten Franzosen durch Raimond von der Gefangennahme und Unschuld Johannas Kenntnis erhalten, läßt Dunois, der nie an ihr gezweifelt hat, zum Angriff die Trommeln rühren. In Lionels Gewalt gewinnt die Jungfrau einen *vollen Sieg* über ihr Herz, indem sie nicht allein seine Werbung zurückweist, sondern in ihm nur den verhaßten Feind ihres Volkes erkennen will. Als der Kampf entbrennt, wird sie mit schweren Ketten gefesselt und scharf bewacht zurückgelassen.

E. (V, 11—14.) Dem von einer Warte her gegebenen Berichte über den Verlauf der Schlacht folgt sie bald mit begeisterter Siegeszuversicht, bald mit schwerer Sorge und Angst, bis sie auf die Kunde von der Gefangennahme des Königs nach verzweiflungsvollem Gebet ihre Ketten sprengt, einem Soldaten das Schwert entreißt und in den Kampf stürmt. Sie stellt ihn wieder her, befreit den König aus der Mitte der Feinde und erringt, wenngleich schwer verwundet, einen glänzenden Sieg. Von allen als rein und heilig anerkannt, sinkt sie tot auf ihre Fahne, den verklärten Blick zum Himmel richtend, der ihr seine goldenen Tore öffnet.

Schiller nennt seine Dichtung eine „*romantische*" Tragödie, um damit anzudeuten, daß er sich in ihr über die realen Möglichkeiten historischen Geschehens hinwegzusetzen wagt. Das mittelalterlich Abenteuerliche und Wunderbare ist im Sinne des ritterlichen Zeitalters, in dem das Stück spielt, hinzunehmen. Dabei findet der Dichter im Widerspruch zur weltbürgerlichen Gesinnung Posas und des 18. Jahrhunderts Herzenstöne, die sich zu einem Hochgesang auf Vaterlandsliebe und Vaterlandsehre verdichten. Dieses flammende nationale Pathos hat gleichsam als poetisches Vorspiel der deutschen Freiheitskämpfe in Tausenden von Herzen, die einst weltbürgerlich schwärmten, ein neues Feuer entzündet, den Deutschen ein neues Volksbewußtsein schaffen helfen.

Der *dramatische Aufbau* des Stückes ist meisterhaft gegliedert und durchgeführt, alles ist mit größter Bestimmtheit und Folgerichtigkeit entwickelt. Bei dem lyrischen Schwung der Sprache, der bewegten Handlung, dem poetischen Zauber, der die Heldenjungfrau umstrahlt, und bei der patriotisch und religiös gehobenen Stimmung des Ganzen war es natürlich, daß das Drama alsbald

einen Siegeszug über die deutschen Bühnen antreten konnte. Goethe urteilte in seiner kurzen Weise über das Stück: „Es ist so brav, gut und schön, daß ich ihm nichts zu vergleichen weiß", und Schiller bekannte von seinem Werk: „Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben!"

Nach Vollendung dieses in Shakespeareſcher Freiheit sich bewegenden Völkerdramas ergriff den Dichter wieder die Lust zu einer „einfachen Tragödie nach der strengsten griechischen Form". Schon bei den (Bruchstück gebliebenen) „Malteſern" hatte ihn die Absicht geleitet, ein heroisches Drama „in griechischer Manier" zu schreiben und durch eine Neubelebung antiker Kunstform mit den alten Tragikern um den Preis zu ringen. Diese Absicht wurde verwirklicht mit der

4. „**Braut von Meſſina** oder den feindlichen Brüdern". In zweifacher Hinsicht ist diese Tragödie unter Schillers Werken besonders bemerkenswert. Sie versetzt uns in eine selbsterfundene Welt fremdländischen Ritter- und Fürstentums und lehnt sich in der Form wie in der Fabel und der Auffassung eng an das griechische Drama an.

Antik ist nicht nur die beschränkte Personenzahl, die Einheit der Zeit, der geringe Wechsel des Ortes, sondern auch der Bau der Tragödie. Die Gründe der Verwicklung liegen nicht im Drama selbst, sondern in seiner Vorgeſchichte; das Drama als solches bringt nur die Folgen dieser Verwicklung und ihre Lösung (analytische Technik; vgl. in dieser und in manchen andern Beziehungen den „König Ödipus" von Sophokles). Über den handelnden Personen schwebt das Schickſal und vernichtet sie. Dieses Schicksal ist aber nicht das Fatum im strengen Sinne der Alten, das wie über die Menschen, so auch über die Götter unabänderlich nach Willkür waltet, sondern es ist die Wirkung eines vom Ahnherrn des Geschlechtes ausgesprochenen Familienfluches, eines Fluches, dem der Mensch zu entgehen strebt, den er jedoch gerade durch dieses Bemühen, zum Teil auch durch eigene Schuld erfüllt. So hat Schuld auf sich geladen Iſabella durch ihre Heimlichkeit, durch ihre frevelhafte Überhebung im Glück, durch ihre vermessene Auflehnung gegen die Gottheit im Unglück; Don Manuel durch seinen Bruderhaß, durch seine Verwegenheit, in das Heiligtum des Klosters einzudringen und die Geliebte zu entführen; Beatrice durch die mit „frevlem Mut" gegen den Willen ihres Bräutigams gewagte Teilnahme an der Begräbnisfeier des Fürsten, durch ihre Einwilligung in die Entführung, durch ihre Unentschlossenheit dem Verhalten Don Cesars gegenüber; Don Ceſar endlich durch seinen Bruderhaß und grauenvollen Mord. Demnach ist die „Braut von Meſſina" auch keine Schickſalstragödie im Sinne eines „König Ödipus". Zuletzt ist auch die Anwendung des Chores antik. Während aber der antike Chor nicht handelnd, sondern nur reflektierend als Stimme des Volkes, als Vertreter der herrschenden Anschauung und der allgemeinen Vernunft auf der tiefer liegenden Orchestra als „ideale Person" auftrat, tritt hier der durch das Gefolge der beiden feindlichen Brüder gebildete Chor als „wirkliche Person" handelnd auf, wird also selbst Partei ohne sittliche Beweggründe.

Nach antikem Vorbild ist die Handlung, die in Messina auf Sizilien spielt, wo heidnische, christliche und mohammedanische Elemente sich mischten, in den älteren Ausgaben nicht in Akte und Szenen eingeteilt; erst die jüngeren von 1869 an enthalten die Einteilung in Akte und Szenen nach dem von Schiller durchgesehenen Hamburger Bühnenmanuskript.

A. (I, 1—5.) Die Fürstin Isabella von Messina verkündigt den Ältesten der Stadt die Aussöhnung ihrer beiden Söhne, die, schon von früher Jugend an einander feindlich gesinnt, seit dem vor drei Monaten erfolgten Tod ihres Vaters in noch grimmigerem, den Staat gefährdendem Streite gegeneinander entbrannt sind. Damit auch die im Kloster heimlich aufgezogene Tochter Teilnehmerin der Freude sei, sendet sie ihren Diener Diego ab, sie zu holen. Erfreut eilt sie dann ihren Söhnen entgegen. Von den beiden das Gefolge der Söhne bildenden Chören sehen die älteren Ritter (Chor des Don Manuel) die Torheit ihrer Streitlust ein, die sie doch nur zugunsten eines fremden Geschlechtes üben, während der aus jüngeren Rittern bestehende Chor, von wildem Grimm gegen seinen Gegner erfaßt, ganz zu seinem Herrn Don Cesar hält. Die dringlichen Mahnungen der Fürstin bleiben auf ihre beiden wortlos einander gegenüberstehenden Söhne nicht ohne Wirkung; denn nach ihrem Fortgange vereinen sie sich in Freundschaft und bei wachsendem Vertrauen zu inniger Bruderliebe. Der Chor folgt ihrem Beispiele.

B. (I, 6—III, 3.) Meldung des Boten an Cesar, daß die verlorene Geliebte aufgefunden sei; schneller Abschied Cesars.

1. Manuel teilt dem Chore seine Liebe und die Entführung der Geliebten aus dem Kloster mit. Der Tadel des Chores zeigt die Schuld, die Manuel durch die Entweihung des Klosters und durch die Entführung der Geliebten auf sich geladen hat. Jedoch nur seiner Liebe gedenkend, geht er mit zwei Rittern, um für seine Braut eine fürstliche Ausstattung zu kaufen. Die zurückgebliebenen Ritter tauschen ihre Gedanken aus über Krieg und Frieden, ihre künftige Tätigkeit und über den Wechsel des Glückes, da sie dem neuen Frieden nicht trauen und Böses fürchten ob der grauenvollen Flüche, die der Ahnherr über seine Nachkommen ausgesprochen hat.

2. Wechselnde Stimmung der auf ihren Geliebten (Don Manuel) im Garten sehnsüchtig wartenden Beatrice; ihre sie beängstigende Erinnerung an ihr Zusammentreffen mit einem fremden Jüngling bei der Beerdigung des Fürsten. Don Cesar enthüllt ihr seine Liebe und erklärt sie zu seiner Braut, ohne nach ihrem Namen und ihrer Herkunft zu fragen[1]. Der Chor, entzückt über ihre Schönheit, begrüßt sie ehrerbietig als Fürstin; sie aber entflieht in einen Gartensaal, voll Grauen, in den Strudel des Hasses des Fürstenhauses hineingerissen zu werden.

3. Isabella, stolz bewegt über die Aussöhnung ihrer Söhne, enthüllt ihnen das Geheimnis der Existenz einer Schwester und teilt ihnen den doppelten Orakelspruch mit. Erfreut, ihre Schwester noch heute sehen zu sollen, decken auch beide Söhne der Mutter das Geheimnis ihrer Liebe auf. Isabella, jubelnd, daß drei blühende Töchter ihr zur Seite stehen sollen, preist vermessen sich glücklich, daß kein Weib an Herrlichkeit mit ihr sich vergleichen könne. Doch nur zu bald wird ihre stolze Freude in bange Sorge umgewandelt, da Diego die Schreckenskunde bringt, daß Beatrice aus der Hut des Klosters verschwunden sei. Manuel gerät bei dem Namen „Beatrice“ in jähe Furcht und verharrt auch noch in ängstlichem Zweifel, als Diego die Meinung ausspricht, daß sie wohl von Korsaren geraubt sei. Um sich Gewißheit zu verschaffen, enteilt er, und Cesar folgt, als er von der Mutter Näheres über die Lage des Klosters erfahren hat.

4. Die beiden Chöre treten im Garten einander feindlich gegenüber und werden nur durch das Eintreten Manuels von Tätlichkeiten abgehalten. Er teilt der Geliebten seine fürstliche Stellung mit, erkennt aber bald mit Entsetzen die Bestätigung seiner Ahnung, daß sie seine Schwester und die von seinem Bruder Geliebte sei.

C. (III, 4 und 5.) Als Don Cesar die Geliebte in den Armen seines Bruders sieht, ersticht er ihn blindwütig, indem er in ihm eine „falsche Schlangenseele“ zu sehen glaubt. Entsetzt über diese grauenvolle Tat, sinkt Beatrice ohnmächtig nieder. Der Chor beklagt die gräßliche Mordtat, ahnt böse Folgen und spricht sein Wehe über den Mörder aus, als Cesar ihm befohlen hat, die Ohnmächtige zu seiner Mutter zu bringen.

D. (IV, 1—9.) 1. Der Mutter, die der Auffindung der Tochter in Sorge entgegenharrt und durch die zweideutige Botschaft von der Aussage und Tat des Klausners in gesteigerte Unruhe gerät, wird die besinnungslose Tochter gebracht. Als diese zu sich kommt, erfährt sie zu ihrem Entsetzen, daß die Fürstin ihre Mutter sei; diese erkennt in der unter erhabenem Trauergesange gebrachten Leiche ihren Sohn Manuel. Sie verflucht seinen Mörder in der Meinung, er sei von Räuberhand gefallen, und bricht, vom Chore, der nun alles klar erkennt, zur Mäßigung gemahnt, in Lästerworte gegen die Gottheit aus. Cesar erkennt alsbald in Beatrice seine Schwester und fühlt sich schuldig einer „Greueltat, die keine Reu' und Büßung kann versöhnen“. In ihrem furchtbaren Leid den Göttern Trotz bietend, trennt Isabella sich von Cesar, in dem sie den Mörder ihres Lieblingssohnes erkannt hat. Cesar fühlt sich besonders schwer getroffen,

[1] Ihr Schweigen und Cesars Überhastung sind nicht hinreichend begründet; noch unwahrscheinlicher ist Cesars jähes Fortstürzen in III, 2.

als auch Beatrice in stummem Leid um den gemordeten Bruder, in dem sie mehr den Geliebten als den Bruder sieht, sich von ihm abwendet. Der Chor stellt Betrachtungen an über das Glück einsamen Daseins.

2. Nachdem Cesar die baldige Bestattung seines Bruders angeordnet hat, will auch er sich töten, da der blutige Mord Blut fordere. Den Entschluß, seine schwere Schuld durch freiwilligen Tod zu sühnen, vermögen weder der Chor noch die Bitten seiner Mutter zu erschüttern.

E. (IV, 10.) Durch den Anblick der um ihn weinenden Beatrice in seinem Entschlusse wankend geworden, entscheidet er sich dennoch zum Tode, da er in der Kirche den Katafalk aufgerichtet sieht und sich als Mörder nicht glücklich fühlen kann; er sühnt durch frei gewählten Tod die Schuld, die er in Übereinstimmung mit dem Schlußworte des Chores als „der Übel größtes" empfindet.

Wohl kein Drama hat eine so verschiedenartige Beurteilung gefunden. Während die einen mit Wilhelm von Humboldt in ihm den höchsten Gipfel der Kunst erreicht sahen, da kein Schillersches Drama diesem an innerer Geschlossenheit und Abrundung gleichkomme, nannte Herder es „eine wunderliche Fata Morgana". Auch in neuerer Zeit stimmen die Ansichten noch keineswegs überein; wenn Hiecke behauptet, daß „an dem granitenen Grundbau dieser Tragödie ohnmächtig alle klügelnde Kritik zerschellt", so nennt Hettner sie „eine zwar geistvolle, aber gelehrt verkünstelte, einseitig philologische Studie nach der Antike". Die Urteile gehen auseinander auch betreffs der Frage nach dem tragischen Ziele des Stückes, nach der oder den Hauptpersonen, nach der Möglichkeit eines Zusammenhanges zwischen Schicksal und Schuld, ja selbst betreffs der theatralischen Wirkung. In einem Teile des Werkes stimmen jedoch alle überein, in der Beurteilung der herrlichen Chorgesänge, die einen Reichtum an Gedanken von idealer Hoheit zeigen, eine Kraft und Frische der Darstellung, eine glänzende und wirksame Sprache mit der ganzen Macht des Rhythmus und des Reimes bieten, so daß sie zu dem Schönsten gehören, was Schiller gedichtet hat.

Schillers letztes und volkstümlichstes Werk ist das am 17. März 1804 zum erstenmal in Weimar aufgeführte Schauspiel

5. **„Wilhelm Tell".** Durch Goethe auf den Stoff des Stückes hingewiesen, hat der Dichter ohne persönliche Kenntnis der Schweiz durch Studium verschiedener Werke, namentlich der „Helvetischen Chronik" des Ägidius Tschudi († 1572), der er den ganzen Inhalt mit Ausnahme der frei erfundenen Personen Rudenz und Bertha verdankte, ein herrliches Schauspiel geliefert, das eine klare Veranschaulichung von Land und Leuten des Schweizerlandes bietet.

Freilich steht das Stück an innerer Einheit und fester Geschlossenheit Schillers übrigen klassischen Stücken unverkennbar nach. Es besteht nämlich aus drei einzelnen Handlungen, der Tell-, der Schweizer- und der Rudenz-Bertha-Handlung. Jedoch liegt allen drei Handlungen das Motiv der Notwehr zugrunde, die aus dem auf allen gleichmäßig lastenden Drucke der Vögte folgt, und alle drei wirken zu demselben Ziele zusammen, zu der Befreiung der Waldstätten, so daß es in keiner Szene an einer Beziehung zum Hauptziele des Ganzen fehlt. Gleichwohl darf Tell als Hauptperson bezeichnet werden; denn er befreit wie die Seinen, so auch die ganze Schweiz von dem gefährlichsten Feinde, von Geßler, er treibt durch seine Vaterangst in der Apfelschußszene Rudenz zum Bruch mit Geßler, er bestimmt durch seine Gefangenschaft Melchthal, mit Rudenz schon vor dem bestimmten Tage die Burgen der Vögte zu brechen. Vielfach hat man auch den fünften Akt getadelt, weil er neben dem Berichte über den glücklichen Ausgang des

ganzen Befreiungswerkes, der ohne Schwierigkeit mit dem vierten Akte hätte verbunden werden können, die Parricidaszene als eine neue Handlung einführt. Offenbar haben den Dichter zu dieser Einfügung nicht dramatische, sondern moralische Gründe vermocht, obgleich die Tat Tells der Rechtfertigung nicht bedurft hätte.

A. Exposition der Tell- (a) und Schweizerhandlung (b) (I, 1—3).

Zustände in den Urkantonen: *α*) in Unterwalden: Baumgartens Tat, durch den Druck des Vogtes hervorgerufen, seine Rettung über den wogenden See durch Tell; *β*) in Schwyz: Aufforderung des biedern Stauffacher durch seine Gattin Gertrud, mit Gleichgesinnten über die Abwehr der Mißhandlung seitens der Vögte zu beraten; *γ*) in Uri: Bau der Fronfeste Zwing-Uri, scheinbare Scheidung zwischen Tell und Stauffacher, Forderung der Reverenz gegen den Hut von Österreich, Andeutung der Rudenz-Bertha-Handlung durch Berthas mitleidsvolles Eingreifen.

B. Steigende Handlung von b (I, 4—III, 3). 1. Die Blendung des Vaters Melchthals, die Stauffacher berichtet, bewirkt in Walther Fürsts Wohnung den Bund dieser drei Männer und den Beschluß einer Zusammenkunft Gleichgesinnter auf dem Rütli.

A. Exposition der Rudenz-Bertha-Handlung (c) (II, 1).

Attinghausen, Vertreter des alten Adels, ein echter, edler Schweizer, im Gespräche mit Rudenz, dem Vertreter des jungen Adels, der ehrgeizig und beherrscht von der Liebe zu Bertha, die er auf der Seite der Vögte wähnt, von seinem Lande sich abwendet.

Zweite Stufe von b. Gleichgesinnte Männer aus Schwyz, Uri und Unterwalden „wollen sein ein einzig Volk von Brüdern". Aufschub der Ausführung der Erhebung gegen die Vögte bis zum Christfeste.

B. Steigende Handlung von a (III, 1—3). Tells Häuslichkeit und Familienglück. Hinweis auf seine durch Geßler gefährdete Stellung. Sein Aufbruch nach Altorf in Begleitung seines ältesten Knaben.

C. Höhe von c (III, 2). Zusammentreffen Berthas mit Rudenz, der ihr seine Liebe erklärt. Ihre Vorhaltungen führen ihn von Österreich zu seinem Volke zurück.

Höhe von a und b (III, 3). Der Hut auf der Wiese von Altorf, Verletzung der Reverenz durch Tell, seine Verhaftung, der Apfelschuß trotz der Gegenbemühungen Berthas, Fürsts, des Pfarrers und Rudenz'.

D. Fallende Handlung (IV, 1—3). a) Ein Fischer und sein Knabe, welche die Gefangennahme Tells und die Krankheit Attinghausens beklagen, sehen auf dem sturmbewegten Urner See das hartbedrängte Herrenschiff von Uri, in dem sich Geßler mit dem gefesselten Tell befindet. Plötzlich erscheint Tell mit der Armbrust bei ihnen, berichtet über seine Errettung und begibt sich auf den Weg nach Küßnacht, nachdem er gebeten hat, sein Weib zu trösten.

b) und c) Attinghausen, mit dem Tode ringend, wird von dem Gesinnungswechsel seines Neffen Rudenz und von dem Befreiungsplan der Schweizer unterrichtet; prophetischen Blickes in die Zukunft schauend, verkündet er die Freiheit. Rudenz, der seinen Oheim nicht mehr lebend angetroffen hat, drängt die Schweizer, den Bann der Tyrannei zu brechen, zumal seine Braut Bertha durch den Vogt entführt ist.

E. a) Ausgang der Tellhandlung. Tell sieht für sich und die Seinen keine Rettung, wenn er nicht Geßler aus dem Wege räumt. Der die hohle Gasse heraufreitende Landvogt droht, die um Freigabe ihres gefangengehaltenen armen Mannes flehende Armgard mit ihren Kindern zu überreiten, und plant neue Gewaltakte, — da trifft ihn Tells Todespfeil. Dieser verkündet von der Höhe eines Felsens dem Lande Freiheit und Sicherheit. Alle rufen begeistert: „Das Land ist frei", während Barmherzige Brüder ihren Trauergesang anstimmen.

b) und c) Ausgang der Schweizer- und Rudenz-Bertha-Handlung.

*α*) In gemeinsamer Tätigkeit des beherzten Rudenz und des Volkes sind die Burgen gebrochen, und Bertha ist aus den brennenden Trümmern gerettet durch Rudenz und Melchthal (volle Vereinigung des Adels und des Volkes).

*β*) Sicherung der Freiheit. Die Ermordung des Kaisers Albrecht I. von Habsburg durch seinen Neffen Johann.

Ausklang von a, b und c (V, 2 und 3). Tell, von Gattin und Kindern sehnsüchtig erwartet, kehrt siegesbewußt in die Heimat zurück. Seine Begegnung mit Johannes Parricida, seine Rechtfertigung. Tell wird von den Schweizern als Retter begrüßt; Bertha reicht als freie Schweizerin Rudenz die Hand, und dieser erklärt alle seine Knechte für frei.

Obwohl mit der Zeit die historische Unwahrheit der Volkserhebung der Schweizer und der ganzen Tellsage erkannt ist, obwohl das Stück der drama-

tischen Einheit entbehrt und die Prophezeiung Attinghausens sowie die Parricidaszene vielfache Bedenken hervorrufen, macht die Aufführung des „Wilhelm Tell" auch heute noch gewaltigen Eindruck. Nicht bloß die unvergleichliche Kraft der Wahrheit der Darstellung und die malerische Lebendigkeit der Veranschaulichung von Land und Leuten, nicht bloß die treffliche Charakteristik der einzelnen Personen, die meisterhafte Behandlung dieser Masse von Menschen, die sämtlich ein individuelles Leben innerhalb des allgemeinen Charakters ihrer Volkstümlichkeit führen, nicht bloß die unnachahmliche Wahrheit, Lieblichkeit und Würde einzelner Szenen, wie der reizenden Idylle des Einganges, des Morgentrunkes, des häuslichen Lebens bei Stauffacher und bei Tell, des Rütlischwures, des Apfelschusses, sondern auch der Umstand, daß das Stück den Freiheitskampf eines geknechteten Volkes gegen die Willkürherrschaft zu einer Zeit schilderte, in der gleichfalls der Druck einer fremden Macht schwer auf der Seele des deutschen Volkes lastete, der Umstand, daß das Stück als ein nationaler Mahnruf angesehen werden mußte, hat das letzte Werk Schillers zu dem populärsten gemacht und ihm selbst den Namen eines Freiheitssängers erworben. Aber die gepriesene Freiheit ist nicht mehr die Freiheit seiner Jugenddramen, die das Bestehende in Trümmer zu legen sucht, sondern die edle Freiheit, welche die angestammten politischen und die Rechte des häuslichen Herdes und der reinen Sitte verteidigen und erhalten will.

6. Alle diese Meisterwerke mußte der Dichter einer vernichtenden Krankheit abringen, die schon lange an seinem Leben nagte und ihn von Zeit zu Zeit immer wieder darniederwarf. Durch diese Krankheitsfälle wurde auch die Ausführung einer neuen großen Dichtung verschoben, zu der er den Plan vor der ersten Aufführung des „Tell" gefaßt hatte. Erst zu Beginn des Jahres 1805 trat er dem neuen Plan ernstlich näher. Leider ist der **„Demetrius"**, der nach Anlage und Sprache viel verhieß, infolge des frühzeitigen Todes des Dichters ein Bruchstück geblieben. Das Stück wird von einem gewaltigen Gedanken getragen, und voll tiefer Tragik und von erschütternder Wirkung ist das Menschenschicksal, das uns hier entgegentritt.

Der Held hält sich für den ersten Sohn des Zaren und berechtigten Erben des Russenreiches, und in diesem felsenfesten Glauben unternimmt er das große Werk, zu dem er durch diesen Glauben sich nicht nur berechtigt, sondern sittlich verpflichtet weiß. Da, auf dem Gipfel des Glückes und in der Mitte des ungeheuren Unternehmens, an das nun nach Zar Boris' Tode das Schicksal eines großen Reiches und vieler Millionen geknüpft ist, erfährt er, daß er nicht ist, wofür er sich selbst gehalten und wofür ihn alle Welt hält. Der feste Grund, der sittliche Boden wird ihm unter den Füßen weggezogen, und er muß in Schuld und Unglauben vollenden, was er rein und gläubig begonnen hat. —

Schiller ist in seiner idealen Richtung mehr als jeder andere Dichter ein Liebling des ganzen Volkes und namentlich der Jugend geworden. Die Worte Goethes: „Ich bin ein Mensch gewesen, und das heißt ein Kämpfer sein", finden auf ihn ihre vollste Anwendung. Nicht ausgestattet wie Goethe mit den Gaben des Glückes, vielfach umgeben von Hindernissen, mußte er mit aller Kraft geistigen Strebens sich Bahn brechen. Es erhob ihn aus „der Indignation über die Schwäche und Verderbnis der ihn umgebenden Welt, aus dem ungestümen Gegendruck wider die einengenden Schranken des Daseins, aus dem trüben Gewirr der Leidenschaften und aus düsterer Resignation mehr und mehr das Ideal der sittlichen Freiheit und der echten Mensch-

lichkeit, die Begeisterung für menschliche Würde und Größe". So ist Schiller als Dichter und als Mensch verehrungswürdig.

War anfangs Christus sein Streben, wie er im Jahre 1772 im flehenden Gebet niederschrieb: „Ach, mein Gott, erhalte mein Herz in Ruhe, daß es fähig sei, dich und den du gesandt hast, Jesum Christum, zu erkennen; denn nur dies ist Wahrheit, die das Herz stärkt und die Seele erhebt", so trat später an Christi Stelle die Kunst, das Schöne, dem er die Kraft zuschrieb, den Menschen zu sittlicher Freiheit zu erziehen und so die Welt zu bessern, zu erlösen. „Die Schönheit ist es, durch welche man zur Freiheit wandert." In den letzten Jahren seines Lebens näherte er sich wieder, wie mehrere seiner Dramen und Dichtungen deutlich beweisen, dem positiven Christentum. „Religion des Kreuzes, nur du verknüpfest in einem Kranze der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich" (Die Johanniter).

Dem Dichter fehlte allerdings die Vielseitigkeit, die Universalität Goethes, ihm mangelte die Unmittelbarkeit des Eindrucks und die Objektivität; aber auf einzelnen Gebieten steht er dennoch dem großen Freunde ebenbürtig zur Seite. Mag man auch unter seinen lyrischen Dichtungen die Verschiedenheit, Fülle und Volkstümlichkeit der Goetheschen Weisen vermissen, mag man unter ihnen das eigentliche Lied nur spärlich finden, so ragen doch gewaltig hervor die Gedichte der lyrisch-didaktischen Richtung, die uns nicht selten farbenreiche kulturhistorische Gemälde voll tiefsinniger und hoher sittlicher Ideen bieten. Vollends seine Romanzen in der Hoheit der in ihnen verkörperten Ideen, in dem Reichtum ihrer Bilder und Gleichnisse, in dem Glanze ihrer schwunghaften Sprache sind wahre Perlen unserer Literatur, die ihren Wert für die Ewigkeit der Zeiten bewahren werden. Im Drama übertrifft er Goethe in der Erhabenheit der Idee, in dem begeisternden Pathos der Rede und in der dramatischen Wirkung fast überall.

Alle seine Dichtungen sind getragen von dem sittlichen Adel und der Hoheit seiner Gesinnung, die auch dem Leser sich mitteilt und läuternd ihn erhebt über das Gemeine hinaus in die höheren Sphären des Idealen und Schönen. Daher setzte ihm Goethe in dem „Epilog zu Schillers Glocke" ein unvergängliches Denkmal mit den Worten:

„Es schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.
Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb erteilt, soll ganz die Nachwelt geben."

## § 30. Goethes Werke.

### I. Die lyrische Dichtung.

Über Goethes Lyrik ist Wesentliches schon früher gesagt worden. Es ergibt sich aus der Darstellung vom Leben des Dichters, daß die Gefühls- und Stimmungspoesie in der späteren Zeit mehr und mehr zurücktritt. Der frische

Quell des Volksliedes fließt für ihn nicht mehr. Die Form wird künstlicher, die Gedankenlyrik überwiegt. Es gelingt ihm immer weniger, die innere, durch den Natureindruck gewonnene Bewegung völlig unmittelbar in Worte umzusetzen. Eine Zeitlang entstehen unter Schillers Einfluß auch balladenartige Gedichte. Ja, gegen Ende seines Lebens sprudelt noch einmal der Born wahrer Empfindung, aber die Gewohnheit, sich in fremdes Gewand zu hüllen, ist schon so fest eingewurzelt, daß er „Kostüm und Kolorit" persischer Dichter annimmt und im „Westöstlichen Diwan" [1] die Glut der Gefühle unter der orientalischen Maske nur verhalten zeigt. Übrigens stammen die am stärksten empfundenen Suleika-Gedichte von Marianne v. Willemer.

Schon in der ersten Weimarer Zeit hatte er Gedichte „antiker Form sich nähernd" geschrieben, dann nehmen die klassischen Versmaße, wie er sie in den Elegien des Tibull und Properz [2], sowie bei andern alten Dichtern fand, neben der schon von Wieland gepflegten Stanze den breitesten Raum ein; es entstehen die „Römischen Elegien" und die „Venetianischen Epigramme", in denen seine in Italien gewonnene sinnliche Lebensanschauung zum Ausdruck kommt. Sie gehen nur zum Teil auf italienische Erlebnisse zurück, besonders die letztgenannten malen „weimarische Situationen mit venetianischem Kolorit".

Noch wäre ein Wort von seinen balladenartigen Dichtungen zu sagen. Er faßt wie Bürger und Schiller den Begriff „Ballade" noch nicht so scharf, wie wir es heute tun. So findet sich eine Reihe von Gedichten darunter, in denen statt der düstern, auf Naturmythen zurückgehenden oder heldenhaft tragischen Stimmung eher ein freundlicher, gemütvoller Ton vorherrscht („Romanzen"). Aber alle haben die Eigenschaft, daß sie den Stoff in knapper Form bei rasch fortschreitender Handlung mit dialogisch-dramatischer Entwicklung bringen. Hier schöpft er wieder sein Bestes aus der Volkspoesie, gibt ihr aber sein persönliches Gepräge, indem er, vom wirklichen Leben ausgehend, vom Allgemeinen zum Einzelnen fortschreitet. Er nähert sich da zumeist romantischer Auffassung, zeigt aber oft durch einen leise ironischen Einschlag die Überlegenheit des Klassizisten gegenüber dem Unheimlichen und Geheimnisvollen. Frische Natürlichkeit, innige Empfindung und klare Anschaulichkeit sind fast allen Balladen eigen. Die Personen sind keine individuellen oder idealen Charaktere, sie sind zumeist nur passive Gestalten, die in ihrer vollen Hingabe an die Naturmacht von dem natürlichen Gefühle ihrer Stimmung beherrscht werden. Sie bewegen sich bei nur geringer Handlung auf einer vor uns offen ausgebreiteten, mit kurzen, aber scharfen Umrissen klar gezeichneten Szene.

In seiner Spruchdichtung verwendet der Dichter mit Vorliebe volkstümliche Formen (den Knittelvers) neben dem antiken Distichon, um seine reife Lebensweisheit in packender, oft humoristischer Weise knapp und kraftvoll vorzutragen.

Wir ordnen im folgenden: a) Gefühls- und Gedankenlyrik, b) balladenartige und erzählende Gedichte, c) Sonette und Parabolisches, d) Elegien, e) Epigramme, f) Xenien, g) Sprüche und Aphorismen.

---

[1] Diwan = Anthologie, Gedichtsammlung.
[2] Tibull (um 54—19) und Properz (um 49—15) römische Elegiker.

### a) Gefühls- und Gedankenlyrik.

#### 1. Beherzigung.

Ach, was soll der Mensch verlangen?
Ist es besser, ruhig bleiben?
Klammernd fest sich anzuhangen?
Ist es besser, sich zu treiben?

Soll er sich ein Häuschen bauen?
Soll er unter Zelten leben?
Soll er auf die Felsen trauen?
Selbst die festen Felsen beben.

Eines schickt sich nicht für alle!
Sehe jeder, wie er's treibe,
Sehe jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle!

#### 2. Ein Gleiches.

Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken,
Weibisches Zagen,
Ängstliches Klagen
Wendet kein Elend,
Macht dich nicht frei.

Allen Gewalten
Zum Trutz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen
Rufet die Arme
Der Götter herbei.

#### 3. Meeresstille.

Tiefe Stille herrscht im Wasser,
Ohne Regung ruht das Meer,
Und bekümmert sieht der Schiffer
Glatte Fläche rings umher.

Keine Luft von keiner Seite!
Todesstille fürchterlich!
In der ungeheuren Weite
Reget keine Welle sich.

#### 4. Glückliche Fahrt.

Die Nebel zerreißen,
Der Himmel ist helle,
Und Äolus löset
Das ängstliche Band.
Es säuseln die Winde,

Es rührt sich der Schiffer.
Geschwinde! Geschwinde!
Es teilt sich die Welle,
Es naht sich die Ferne,
Schon seh' ich das Land!

#### 5. Frühzeitiger Frühling.

Tage der Wonne,
Kommt ihr so bald?
Schenkt mir die Sonne
Hügel und Wald?

Reichlicher fließen
Bächlein zumal.
Sind es die Wiesen,
Ist es das Tal?

Blauliche Frische!
Himmel und Höh'!
Goldene Fische
Wimmeln im See.

Buntes Gefieder
Rauschet im Hain,
Himmlische Lieder
Schallen darein.

Unter des Grünen
Blühender Kraft
Naschen die Bienen
Summend am Saft.

Leise Bewegung
Bebt in der Luft,
Reizende Regung,
Schläfernder Duft.

Mächtiger rühret
Bald sich ein Hauch,
Doch er verlieret
Gleich sich im Strauch.

Aber zum Busen
Kehrt er zurück.
Helfet, ihr Musen,
Tragen das Glück!

Saget, seit gestern
Wie mir geschah?
Liebliche Schwestern,
Liebchen ist da!

### 6. Dauer im Wechsel.

### 7. Schäfers Klagelied.

Da droben auf jenem Berge,
Da steh' ich tausendmal,
An meinem Stabe gebogen,
Und schaue hinab in das Tal.

Dann folg' ich der weidenden Herde,
Mein Hündchen bewahret mir sie;
Ich bin herunter gekommen
Und weiß doch selber nicht wie.

Da stehet von schönen Blumen
Die ganze Wiese so voll;
Ich breche sie, ohne zu wissen,
Wem ich sie geben soll.

Und Regen, Sturm und Gewitter
Verpaß' ich unter dem Baum.
Die Türe dort bleibet verschlossen;
Doch alles ist leider ein Traum.

Es stehet ein Regenbogen
Wohl über jenem Haus!
Sie aber ist weggezogen,
Und weit in das Land hinaus;

Hinaus in das Land und weiter,
Vielleicht gar über die See.
Vorüber, ihr Schafe, vorüber!
Dem Schäfer ist gar so weh.

### 8. Trost in Tränen.

Wie kommt's, daß du so traurig bist,
Da alles froh erscheint?
Man sieht dir's an den Augen an,
Gewiß, du hast geweint.

„Und hab' ich einsam auch geweint,
So ist's mein eigner Schmerz,
Und Tränen fließen gar so süß,
Erleichtern mir das Herz."

Die frohen Freunde laden dich,
O komm an unsre Brust!
Und was du auch verloren hast,
Vertraue den Verlust.

„Ihr lärmt und rauscht und ahnet nicht,
Was mich, den Armen, quält.
Ach nein, verloren hab' ich's nicht,
So sehr es mir auch fehlt."

So raffe denn dich eilig auf!
Du bist ein junges Blut.
In deinen Jahren hat man Kraft
Und zum Erwerben Mut.

„Ach nein, erwerben kann ich's nicht,
Es steht mir gar zu fern.
Es weilt so hoch, es blinkt so schön
Wie droben jener Stern."

Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht,
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitern Nacht.

„Und mit Entzücken blick' ich auf
So manchen lieben Tag;
Verweinen laßt die Nächte mich,
Solang ich weinen mag."

### 9. Gefunden.

### 10. Prooemion.

### 11. Weltseele.

### 12. Eins und alles.

### 13. Vermächtnis.

Kein Wesen kann zu nichts zerfallen!
Das Ew'ge regt sich fort in allen,
Am Sein erhalte dich beglückt!
Das Sein ist ewig; denn Gesetze
Bewahren die lebend'gen Schätze,
Aus welchen sich das All geschmückt.

Das Wahre war schon längst gefunden,
Hat edle Geisterschaft verbunden,
Das alte Wahre, faß es an!
Verdank' es, Erdensohn, dem Weisen,
Der ihr, die Sonne zu umkreisen,
Und dem Geschwister wies die Bahn.

Sofort nun wende dich nach innen,
Das Zentrum findest du da drinnen,
Woran kein Edler zweifeln mag.
Wirst keine Regel da vermissen;
Denn das selbständige Gewissen
Ist Sonne deinem Sittentag.

Den Sinnen hast du dann zu trauen:
Kein Falsches lassen sie dich schauen,
Wenn dein Verstand dich wach erhält.
Mit frischem Blick bemerke freudig
Und wandle, sicher wie geschmeidig,
Durch Auen reichbegabter Welt.

Genieße mäßig Füll' und Segen;
Vernunft sei überall zugegen,
Wo Leben sich des Lebens freut.
Dann ist Vergangenheit beständig,
Das Künftige voraus lebendig,
Der Augenblick ist Ewigkeit.

Und war es endlich dir gelungen,
Und bist du vom Gefühl durchdrungen:
Was fruchtbar ist, allein ist wahr;
Du prüfst das allgemeine Walten,
Es wird nach seiner Weise schalten,
Geselle dich zur kleinsten Schar.

Und wie von altersher, im stillen,
Ein Liebewerk nach eignem Willen
Der Philosoph, der Dichter schuf,
So wirst du schönste Gunst erzielen:
Denn edlen Seelen vorzufühlen
Ist wünschenswertester Beruf.

## Aus dem „Westöstlichen Diwan".

Motto: Wer das Dichten will verstehen,
Muß ins Land der Dichtung gehen;
Wer den Dichter will verstehen,
Muß in Dichters Lande gehen.

### 14. Talismane. (I, 4.)

Gottes ist der Orient!
Gottes ist der Okzident!
Nord- und südliches Gelände
Ruht im Frieden seiner Hände.

Er, der einzige Gerechte,
Will für jedermann das Rechte.
Sei von seinen hundert Namen
Dieser hochgelobet! Amen.

### 15. Aus „Selige Sehnsucht". (I, 18.)

Und solang' du das nicht hast,
Dieses: Stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.

### 16. Fünf Dinge. (IV, 2.)

Fünf Dinge bringen fünfe nicht hervor;
Du, dieser Lehre öffne du dein Ohr!
Der stolzen Brust wird Freundschaft nicht entsprossen;
Unhöflich sind der Niedrigkeit Genossen;
Ein Bösewicht gelangt zu keiner Größe;
Der Neidische erbarmt sich nicht der Blöße;
Der Lügner hofft vergeblich Treu' und Glauben:
Das halte fest und niemand laß dir's rauben.

### 17. Fünf andere. (IV, 3.)

Was verkürzt mir die Zeit?
Tätigkeit!
Was macht sie unerträglich lang?
Müßiggang!

Was bringt in Schulden?
Harren und Dulden!
Was macht gewinnen?
Nicht lange besinnen!

Was bringt zu Ehren?
Sich wehren!

### 18. Sprüche.

Prüft das Geschick dich, weiß es wohl, warum.
Es wünschte dich enthaltsam. Folge stumm! (VI, 6.)

---

Noch ist es Tag, da rühre sich der Mann!
Die Nacht tritt ein, wo niemand wirken kann. (VI, 7.)

---

Wenn der schwer Gedrückte klagt,
Hilfe, Hoffnung sei versagt,
Bleibet heilsam fort und fort
Immer noch ein freundlich Wort. (VI, 9.)

---

Soll ich dir die Gegend zeigen,
Mußt du erst das Dach besteigen. (VI, 34.)

---

Wer schweigt, hat wenig zu sorgen;
Der Mensch bleibt unter der Zunge verborgen. (VI, 35.)

### 19. Suleika. (VIII, 8.)

(Von Marianne v. Willemer.)

Als ich auf dem Euphrat schiffte,
Streifte sich der goldne Ring
Fingerab in Wasserklüfte,
Den ich jüngst von dir empfing.

Also träumt' ich. Morgenröte
Blitzt' ins Auge durch den Baum,
Sag', Poete, sag', Prophete!
Was bedeutet dieser Traum?

### 20. Hatem. (VIII, 9.)

Dies zu deuten, bin erbötig!
Hab' ich dir nicht oft erzählt,
Wie der Doge von Venedig
Mit dem Meere sich vermählt?

So von deinen Fingergliedern
Fiel der Ring dem Euphrat zu.
Ach, zu tausend Himmelsliedern,
Süßer Traum, begeisterst du!

Mich, der von den Indostanen
Streifte bis Damaskus hin,
Um mit neuen Karawanen
Bis ans Rote Meer zu ziehn,

Mich vermählst du deinem Flusse,
Der Terrasse, diesem Hain;
Hier soll bis zum letzten Kusse
Dir mein Geist gewidmet sein.

### 21. Suleika. (VIII, 39.)

(Von Marianne v. Willemer.)

Was bedeutet die Bewegung?
Bringt der Oft mir frohe Kunde?
Seiner Schwingen frische Regung
Kühlt des Herzens tiefe Wunde.

Kosend spielt er mit dem Staube,
Jagt ihn auf in leichten Wölkchen,
Treibt zur sichern Rebenlaube
Der Insekten frohes Völkchen.

Lindert sanft der Sonne Glühen,
Kühlt auch mir die heißen Wangen,
Küßt die Reben noch im Fliehen,
Die auf Feld und Hügel prangen.

Und mich soll sein leises Flüstern
Von dem Freunde lieblich grüßen;
Eh' noch diese Hügel düstern,
Sitz' ich still zu seinen Füßen.

Und du magst nun weiterziehen!
Diene Frohen und Betrübten.
Dort, wo hohe Mauern glühen,
Finde ich den Vielgeliebten.

Ach, die wahre Herzenskunde,
Liebeshauch, erfrischtes Leben
Wird mir nur aus seinem Munde,
Kann mir nur sein Atem geben.

### 22. Wiederfinden. (VIII, 43.)

Ist es möglich! Stern der Sterne,
Drück' ich wieder dich ans Herz!
Ach, was ist die Nacht der Ferne
Für ein Abgrund, für ein Schmerz!

Ja, du bist es, meiner Freuden
Süßer, lieber Widerpart!
Eingedenk vergangner Leiden,
Schaudr' ich vor der Gegenwart.

### 23. Suleika. (VIII, 42.)

(Von Marianne v. Willemer.)

Ach, um deine feuchten Schwingen,
West, wie sehr ich dich beneide:
Denn du kannst ihm Kunde bringen,
Was ich in der Trennung leide!

Die Bewegung deiner Flügel
Weckt im Busen stilles Sehnen;
Blumen, Augen, Wald und Hügel
Stehn bei deinem Hauch in Tränen.

Doch dein mildes, sanftes Wehen
Kühlt die wunden Augenlider;
Ach, für Leid müßt' ich vergehen,
Hofft' ich nicht zu sehn ihn wieder.

Eile denn zu meinem Lieben,
Spreche sanft zu seinem Herzen;
Doch vermeid', ihn zu betrüben,
Und verbirg ihm meine Schmerzen.

Sag' ihm, aber sag's bescheiden:
Seine Liebe sei mein Leben;
Freudiges Gefühl von beiden
Wird mir seine Nähe geben.

### 24. Suleika — Hatem. (VIII, 21.)

Suleika:

Volk und Knecht und Überwinder,
Sie gestehn zu jeder Zeit:
Höchstes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit.

Jedes Leben sei zu führen,
Wenn man sich nicht selbst vermißt;
Alles könne man verlieren,
Wenn man bliebe, was man ist.

Hatem:

Kann wohl sein! so wird gemeinet;
Doch ich bin auf andrer Spur:
Alles Erdenglück vereinet
Find' ich in Suleika nur.

Wie sie sich an mich verschwendet,
Bin ich mir ein wertes Ich;
Hätte sie sich weggewendet,
Augenblicks verlör' ich mich.

### 25. Einlaß. (XII, 4.)

Huri:

Heute steh' ich meine Wache
Vor des Paradieses Tor,
Weiß nicht grade, wie ich's mache,
Kommst mir so verdächtig vor!

Ob du unsern Mosleminen
Auch recht eigentlich verwandt?
Ob dein Kämpfen, dein Verdienen
Dich ans Paradies gesandt?

Zählst du dich zu jenen Helden?
Zeige deine Wunden an,
Die mir Rühmliches vermelden,
Und ich führe dich heran.

Dichter:

Nicht so vieles Federlesen!
Laß mich immer nur herein:
Denn ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein.

Mit den Trefflichsten zusammen
Wirkt' ich, bis ich mir erlangt,
Daß mein Nam' in Liebesflammen
Von den schönsten Herzen prangt.

Nein, du wählst nicht den Geringern!
Gib die Hand, daß Tag für Tag
Ich an deinen zarten Fingern
Ewigkeiten zählen mag.

## b) Balladenartige und erzählende Gedichte.

Legende vom Hufeisen. Die wandelnde Glocke. Der getreue Eckart. Johanna Sebus. Hochzeitlied. Der Schatzgräber. Der Zauberlehrling.

### 1. Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen.

### 2. Mignon.

Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht?
Kennst du es wohl? — Dahin, dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Gebieter, ziehn!

Kennst du das Haus? Auf Säulen ruht sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind, getan? —
Kennst du es wohl? — Dahin, dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Beschützer, ziehn!

Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg,
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut,
Es stürzt der Fels und über ihn die Flut. —
Kennst du ihn wohl? — Dahin, dahin
Geht unser Weg! O Vater, laß uns ziehn!

### 3. Der Totentanz.

Der Türmer, der schaut zu mitten der Nacht
Hinab auf die Gräber in Lage;
Der Mond, der hat alles ins Helle gebracht:
Der Kirchhof, er liegt wie am Tage.
Da regt sich ein Grab und ein anderes dann;
Sie kommen hervor, ein Weib da, ein Mann,
In weißen und schleppenden Hemden.

Das reckt nun — es will sich ergötzen sogleich —
Die Knöchel zur Runde, zum Kranze,
So arm und so jung und so alt und so reich;
Doch hindern die Schleppen am Tanze.
Und weil hier die Scham nun nicht weiter gebeut,
Sie schütteln sich alle: da liegen zerstreut
Die Hemdelein über den Hügeln.

Nun hebt sich der Schenkel, nun wackelt das Bein,
Gebärden da gibt es, vertrackte;
Dann klippert's und klappert's mitunter hinein,
Als schlüg' man die Hölzlein zum Takte.
Das kommt nun dem Türmer so lächerlich vor;
Da raunt ihm der Schalk, der Versucher, ins Ohr:
„Geh, hole dir einen der Laken!"

Getan, wie gedacht! Und er flüchtet sich schnell
Nun hinter geheiligte Türen.
Der Mond, und noch immer er scheinet so hell
Zum Tanz, den sie schauderlich führen.
Doch endlich verlieret sich dieser und der,
Schleicht eins nach dem andern gekleidet einher,
Und husch! ist es unter dem Rasen.

Nur einer, der trippelt und stolpert zuletzt
Und tappet und grapst[1] an den Grüften;
Doch hat kein Geselle so schwer ihn verletzt,
Er wittert das Tuch in den Lüften.
Er rüttelt die Turmtür, sie schlägt ihn zurück,
Geziert und gesegnet, dem Türmer zum Glück:
Sie blinkt von metallenen Kreuzen.

Das Hemd muß er haben, da rastet er nicht.
Da gilt auch kein langes Besinnen;
Den gotischen Zierat ergreift nun der Wicht
Und klettert von Zinne zu Zinnen.
Nun ist's um den Armen, den Türmer, getan!
Es ruckt sich von Schnörkel zu Schnörkel hinan,
Langbeinigen Spinnen vergleichbar.

Der Türmer erbleichet, der Türmer erbebt,
Gern gäb' er ihn wieder, den Laken.
Da häkelt — jetzt hat er am längsten gelebt —
Den Zipfel ein eiserner Haken.
Schon trübet der Mond sich verschwindenden Scheins,
Die Glocke, sie donnert ein mächtiges Eins —
Und unten zerschellt das Gerippe.

In der „Braut von Korinth" schildert Goethe den Konflikt zwischen Heidentum und Christentum auf griechischem Boden, in der „Ersten Walpurgisnacht" denselben Gegensatz auf heimischer Erde, das Thema von dogmatischer und Naturreligion in der Legende vom ephesischen Goldschmied „Groß ist die Diana der Epheser"; die tiefsinnigsten Bilder seines Gottesbegriffs verlegt er in die Urheimat der Indogermanen (an den Indus und Ganges), so im „Paria" und in „Der Gott und die Bajadere".

[1] grapsen: volkstümlich nordd. „nach etwas greifen".

### c) Sonette und Paraboliſches.

#### 1. Natur und Kunſt.

Natur und Kunſt, ſie ſcheinen ſich zu fliehen
Und haben ſich, eh' man es denkt, gefunden;
Der Widerwille iſt auch mir verſchwunden,
Und beide ſcheinen gleich mich anzuziehen.

Es gilt wohl nur ein redliches Bemühen!
Und wenn wir erſt in abgemeſſ'nen Stunden
Mit Geiſt und Fleiß uns an die Kunſt gebunden,
Mag frei Natur im Herzen wieder glühen.

So iſt's mit aller Bildung auch beſchaffen;
Vergebens werden ungebundne Geiſter
Nach der Vollendung reiner Höhe ſtreben.

Wer Großes will, muß ſich zuſammenraffen;
In der Beſchränkung zeigt ſich erſt der Meiſter,
Und das Geſetz nur kann uns Freiheit geben.

#### 2. Gedichte.

Gedichte ſind gemalte Fenſterſcheiben!
Sieht man vom Markt in die Kirche hinein,
Da iſt alles dunkel und düſter;
Und ſo ſieht's auch der Herr Philiſter.
Der mag denn wohl verdrießlich ſein
Und lebenslang verdrießlich bleiben.

Kommt aber nur einmal herein,
Begrüßt die heilige Kapelle!
Da iſt's auf einmal farbig helle,
Geſchicht' und Zierat glänzt in Schnelle,
Bedeutend wirkt ein edler Schein;
Dies wird euch Kindern Gottes taugen,
Erbaut euch und ergetzt die Augen!

### d) Elegien.

#### 1. Die ſiebte römiſche Elegie.

O wie fühl' ich in Rom mich ſo froh! gedenk' ich der Zeiten,
Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,
Trübe der Himmel und ſchwer auf meine Scheitel ſich ſenkte,
Farb- und geſtaltlos die Welt um den Ermatteten lag
Und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geiſtes
Düſtre Wege zu ſpähn, ſtill in Betrachtung verſank.
Nun umleuchtet der Glanz des helleren Äthers die Stirne;
Phöbus rufet, der Gott, Formen und Farben hervor.
Sternhell glänzet die Nacht, ſie klingt von weichen Geſängen,
Und mir leuchtet der Mond heller als nordiſcher Tag.
Welche Seligkeit ward mir Sterblichem! Träum' ich? Empfänget
Dein ambroſiſches Haus, Juppiter Vater, den Gaſt?
Ach! hier lieg' ich und ſtrecke nach deinen Knieen die Hände
Flehend aus. O vernimm, Juppiter Xenius, mich!
Wie ich hereingekommen? ich kann's nicht ſagen; es faßte
Hebe den Wandrer und zog mich in die Hallen heran.
Haſt du ihr einen Heroen heraufzuführen geboten?
Irrte die Schöne? Vergib! Laß mir des Irrtums Gewinn!
Deine Tochter Fortuna, ſie auch! Die herrlichſten Gaben
Teilt als ein Mädchen ſie aus, wie es die Laune gebeut.
Biſt du der wirkliche Gott? O dann, ſo verſtoße den Gaſtfreund
Nicht von deinem Olymp wieder zur Erde hinab!

„Dichter, wohin versteigest du dich?“ — Vergib mir, der hohe
Kapitolinische Berg ist dir ein zweiter Olymp.
Dulde mich, Juppiter, hier, und Hermes führe mich später,
Cestius' Mal vorbei, leise zum Orkus hinab!

## 2. Hermann und Dorothea.

Also das wäre Verbrechen, daß einst Properz mich begeistert,
Daß Martial sich zu mir auch, der verwegne, gesellt?
Daß ich die Alten nicht hinter mir ließ, die Schule zu hüten,
Daß sie nach Latium gern mir in das Leben gefolgt?
Daß ich Natur und Kunst zu schaun mich treulich bestrebe,
Daß kein Name mich täuscht, daß mich kein Dogma beschränkt?
Daß nicht des Lebens bedingender Drang mich, den Menschen, verändert,
Daß ich der Heuchelei dürftige Maske verschmäht?
Solcher Fehler, die du, o Muse, so emsig gepfleget,
Zeihet der Pöbel mich; Pöbel nur sieht er in mir.
Ja sogar der Bessere selbst, gutmütig und bieder,
Will mich anders; doch du, Muse, befiehlst mir allein.
Denn du bist es allein, die noch mir die innere Jugend
Frisch erneuest und sie mir bis zu Ende versprichst.
Aber verdopple nunmehr, o Göttin, die heilige Sorgfalt!
Ach! die Scheitel umwallt reichlich die Locke nicht mehr:
Da bedarf man der Kränze, sich selbst und andre zu täuschen,
Kränzte doch Cäsar selbst nur aus Bedürfnis das Haupt.
Hast du ein Lorbeerreis mir bestimmt, so laß es am Zweige
Weiter grünen und gib einst es dem Würdigern hin!
Aber Rosen winde genug zum häuslichen Kranze!
Bald als Lilie schlingt silberne Locke sich durch.
Schüre die Gattin das Feuer, auf reinlichem Herde zu kochen!
Werfe der Knabe das Reis, spielend, geschäftig dazu!
Laß im Becher nicht fehlen den Wein! Gesprächige Freunde,
Gleichgesinnte, herein! Kränze, sie warten auf euch.
Erst die Gesundheit des Mannes [1], der, endlich vom Namen Homeros
Kühn uns befreiend, uns auch ruft in die vollere Bahn.
Denn wer wagte mit Göttern den Kampf? und wer mit dem Einen?
Doch Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön.
Darum höret das neuste Gedicht! Noch einmal getrunken!
Euch bestehe der Wein, Freundschaft und Liebe das Ohr.
Deutschen selber führ' ich euch zu, in die stillere Wohnung,
Wo sich, nah' der Natur, menschlich der Mensch noch erzieht;
Uns begleite des Dichters [2] Geist, der seine Luise
Rasch dem würdigen Freund, uns zu entzücken, verband.
Auch die traurigen Bilder der Zeit, sie führ' ich vorüber,
Aber es siege der Mut in dem gesunden Geschlecht.
Hab' ich euch Tränen ins Auge gelockt und Lust in die Seele
Singend geflößt, so kommt, drücket mich herzlich ans Herz!
Weise denn sei das Gespräch! Uns lehret Weisheit am Ende
Das Jahrhundert; wen hat das Geschick nicht geprüft?
Blicket heiterer nun auf jene Schmerzen zurücke,
Wenn euch ein fröhlicher Sinn manches entbehrlich erklärt.
Menschen lernten wir kennen und Nationen; so laßt uns,
Unser eigenes Herz kennend, uns dessen erfreun.

[1] Friedr. Aug. Wolf (1759—1824), Begründer der Altertumswissenschaft, Professor zu Halle und zu Berlin. [2] Voß.

### e) Epigramme.

#### Aus den venetianischen Epigrammen.

Diese Gondel vergleich' ich der sanft einschaukelnden Wiege,
Und das Kästchen darauf scheint ein geräumiger Sarg.
Recht so! Zwischen der Wieg' und dem Sarg wir schwanken und schweben
Auf dem größen Kanal sorglos durchs Leben dahin.

---

Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine;
Kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur, was er vermag.
Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
Jeder; da wär es ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein.
Doch, was priesest du Ihn, den Taten und Werke verkünden?
Und bestochen erschien' deine Verehrung vielleicht;
Denn mir hat er gegeben, was Große selten gewähren,
Neigung, Muße, Vertraun, Felder und Garten und Haus.
Niemand braucht' ich zu danken als Ihm, und manches bedurft' ich,
Der ich mich auf den Erwerb schlecht, als ein Dichter, verstand.
Hat mich Europa gelobt, was hat mir Europa gegeben?
Nichts! Ich habe, wie schwer! meine Gedichte bezahlt.
Deutschland ahmte mich nach, und Frankreich mochte mich lesen.
England! freundlich empfingst du den zerrütteten Gast.
Doch, was fördert es mich, daß auch sogar der Chinese
Malet mit ängstlicher Hand Werthern und Lotten auf Glas?
Niemals frug ein Kaiser nach mir, es hat sich kein König
Um mich bekümmert, und Er war mir August und Mäzen.

---

Eines Menschen Leben, was ist's? Doch Tausende können
Reden über den Mann, was er und wie er's getan.
Weniger ist ein Gedicht; doch können es tausend genießen,
Tausende tadeln. Mein Freund, lebe nur, dichte nur fort!

### f) Xenien.

(Siehe die Dichtungen Schillers.)

### g) Sprüche und Aphorismen.

#### α) In Distichen.

#### 1. Wahre Liebe.

Das ist die wahre Liebe, die immer und immer sich gleich bleibt,
Wenn man ihr alles gewährt, wenn man ihr alles versagt.

#### 2. Früchte des Lebens.

Früchte bringet das Leben dem Mann; doch hangen sie selten
Rot und lustig am Zweig, wie uns ein Apfel begrüßt.

#### 3. Streben.

Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an!

#### 4. Vorbilder.

Halte das Bild der Würdigen fest! Wie leuchtende Sterne
Teilte sie aus die Natur durch den unendlichen Raum.

### 5. Fremdes Verdienst.

Wer ist der glücklichste Mensch? Der fremdes Verdienst zu empfinden
Weiß und am fremden Genuß sich wie am eignen zu freun.

### 6.

Irrtum verläßt uns nie; doch ziehet ein höher Bedürfnis
Immer den strebenden Geist leise zur Wahrheit hinan.

### 7. Verschiedenheit und Gleichheit.

Gleich sei keiner dem andern; doch gleich sei jeder dem Höchsten.
Wie das zu machen? Es sei jeder vollendet in sich.

### 8.

Dieser ist mir der Freund, der mit mir Strebendem wandelt;
Lädt er zum Sitzen mich ein, stehl' ich für heute mich weg.

### 9.

Ob du der Klügste seist, daran ist wenig gelegen;
Aber der Biederste sei, so wie bei Rate, zu Haus!

### 10. Der Freie.

Willst du, mein Sohn, frei bleiben, so lerne was Rechtes und halte
Dich genügsam, und nie blicke nach oben hinauf!

### 11. Der Edle.

Wer ist der edlere Mann in jedem Stande? Der stets sich
Neiget zum Gleichgewicht, was er auch habe voraus.

β) In Reimen.

### 1.

Wer Gott vertraut,
Ist schon aufgebaut.

### 2.

Tu nur das Rechte in deinen Sachen;
Das andre wird sich von selber machen.

### 3.

Willst du dich deines Wertes freuen,
So mußt der Welt du Wert verleihen.

### 4.

Zwischen heut' und morgen
Liegt eine lange Frist.
Lerne schnell besorgen,
Da du noch munter bist!

### 5.

Willst du dich am Ganzen erquicken,
So mußt du das Ganze im Kleinsten erblicken.

### 6.

Wenn jemand sich wohl im Kleinen deucht,
So denke, der hat ein Großes erreicht.

### 7.

Nur heute, heute nur laß dich nicht fangen,
So bist du hundertmal entgangen.

### 8.

Glaube nur, du hast viel getan,
Wenn dir Geduld gewöhnest an.

### 9.

Entzwei' und gebiete! Tüchtig Wort.
Verein' und leite! Bess'rer Hort.

### 10.

Willst du nichts Unnützes kaufen,
Mußt du nicht auf den Jahrmarkt laufen.

### 11.

Hast deine Kastanien zu lange gebraten,
Sie sind dir alle zu Kohlen geraten.

### 12.

Alles in der Welt läßt sich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.

### 13.

Der Mensch erfährt, er sei auch wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.

### 14.

Wohl unglückselig ist der Mann,
Der unterläßt das, was er kann,
Und unterfängt sich, was er nicht versteht:
Kein Wunder, daß er zugrunde geht.

### 15. Der Mensch.

Halte dich nur im stillen rein
Und laß es um dich wettern!
Je mehr du fühlst, ein Mensch zu sein,
Desto ähnlicher bist du den Göttern.

### 16. Enge und Weite.

Du sehnst dich, weit hinaus zu wandern,
Bereitest dich zu raschem Flug;
Dir selbst sei treu und treu den andern,
Dann ist die Enge weit genug.

### 17. Knechtschaft.

Wer mit dem Leben spielt,
Kommt nie zurecht;
Wer sich nicht selbst befiehlt,
Bleibt immer Knecht.

### 18. Gestern, Heute, Morgen.

Liegt dir Gestern klar und offen,
Wirkst du heute kräftig treu,
Kannst auch auf ein Morgen hoffen,
Das nicht minder glücklich sei.

### 19. Tränen.

Ein Mann, der Tränen streng entwöhnt,
Mag sich ein Held erscheinen;
Doch wenn's im Innern sehnt und dröhnt,
Geb' ihm ein Gott — zu weinen.

### 20.

Willst du immer weiter schweifen?
Sieh, das Gute liegt so nah'.
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück ist immer da.

### 21.

Mann mit zugeknöpften Taschen,
Dir tut niemand was zulieb:
Hand wird nur von Hand gewaschen —
Wenn du nehmen willst, so gib!

### 22. Verlust.

Gut verloren — etwas verloren!
Mußt rasch dich besinnen
Und neues gewinnen.

Ehre verloren — viel verloren!
Mußt Ruhm gewinnen,
Da werden die Leute sich anders besinnen.

Mut verloren — alles verloren!
Da wär' es besser, nicht geboren.

### 23.

Jüngling, merke dir in Zeiten,
Wo sich Geist und Sinn erhöht,
Daß die Muse zu begleiten,
Doch zu leiten nicht versteht.

### 24. Jugend und Alter.

Ein alter Mann ist stets ein König Lear! —
Was Hand in Hand mitwirkte, stritt,
Ist längst vorbeigegangen;
Was mit und an dir liebte, litt,
Hat sich wo anders angehangen.
Die Jugend ist um ihretwillen hier;
Es wäre töricht zu verlangen:
Komm, ältele du mit mir.

## h) Epilog zu Schillers Glocke[1].

„Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sei ihr erst Geläute!"

Und so geschah's! Dem friedenreichen Klange
Bewegte sich das Land, und segenbar
Ein frisches Glück erschien; im Hochgesange
Begrüßten wir das junge Fürstenpaar;
Im Vollgewühl, im lebensregen Drange
Vermischte sich die tät'ge Völkerschar,
Und festlich ward an die geschmückten Stufen
Die „Huldigung der Künste" vorgerufen.

[1] Gesprochen zum Abschluß der dramatischen Aufführung von Schillers „Glocke" am 10. August 1805, wiederholt und erweitert um Strophe 6, 12 und 13 am 10. Mai 1815.

Da hör' ich schreckhaft mitternächt'ges Läuten,
Das dumpf und schwer die Trauertöne schwellt.
Ist's möglich? soll es unsern Freund bedeuten,
An den sich jeder Wunsch geklammert hält?
Den Lebenswürd'gen soll der Tod erbeuten?
Ach! wie verwirrt solch ein Verlust die Welt!
Ach! was zerstört ein solcher Riß den Seinen!
Nun weint die Welt, und sollten wir nicht weinen?

Denn er war unser! Wie bequem gesellig
Den hohen Mann der gute Tag gezeigt,
Wie bald sein Ernst anschließend, wohlgefällig,
Zur Wechselrede heiter sich geneigt,
Bald raschgewandt, geistreich und sicherstellig
Der Lebensplane tiefen Sinn erzeugt
Und fruchtbar sich in Rat und Tat ergossen:
Das haben wir erfahren und genossen.

Denn er war unser! Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte sich bei uns, im sichern Port
Nach wildem Sturm, zum Dauernden gewöhnen.
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Nun schmückt er sich die schöne Gartenzinne,
Von wannen er der Sterne Wort vernahm,
Das dem gleich ew'gen, gleich lebend'gen Sinne
Geheimnisvoll und klar entgegenkam.
Dort, sich und uns zu köstlichem Gewinne,
Verwechselt er die Zeiten wundersam,
Begegnet so, im Würdigsten beschäftigt,
Der Dämmerung, der Nacht, die uns entkräftigt.

Ihm schwollen der Geschichte Flut auf Fluten,
Verspülend, was getadelt, was gelobt,
Der Erdbeherrscher wilde Heeresgluten,
Die in der Welt sich grimmig ausgetobt,
Im niedrig Schrecklichsten, im höchsten Guten
Nach ihrem Wesen deutlich durchgeprobt. —
Nun sank der Mond, und zu erneuter Wonne
Vom klaren Berg hernieder stieg die Sonne.

Nun glühte seine Wange rot und röter
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Mut, der, früher oder später,
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Doch hat er, so geübt, so vollgehaltig,
Dies bretterne Gerüste nicht verschmäht:
Hier schildert' er das Schicksal, das gewaltig
Von Tag zu Nacht die Erdenachse dreht;

Und manches tiefe Werk hat, reichgestaltig,
Den Wert der Kunst, des Künstlers Wert erhöht;
Er wendete die Blüte höchsten Strebens,
Das Leben selbst, an dieses Bild des Lebens.

Ihr kanntet ihn, wie er mit Riesenschritte
Den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß,
Durch Zeit und Land, der Völker Sinn und Sitte,
Das dunkle Buch mit heiterm Blicke las;
Doch wie er, atemlos, in unsrer Mitte,
In Leiden bangte, kümmerlich genas,
Das haben wir in traurig schönen Jahren,
Denn er war unser, leidend miterfahren.

Ihn, wenn er vom zerrüttenden Gewühle
Des bittern Schmerzes wieder aufgeblickt,
Ihn haben wir dem lästigen Gefühle
Der Gegenwart, der stockenden, entrückt,
Mit guter Kunst und ausgesuchtem Spiele
Den neubelebten edlen Sinn erquickt,
Und noch am Abend vor den letzten Sonnen
Ein holdes Lächeln glücklich abgewonnen.

Er hatte früh das strenge Wort gelesen,
Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut.
So schied er nun, wie er so oft genesen;
Nun schreckt uns das, wofür uns längst gegraut.
Doch schon erblicket sein verklärtes Wesen
Sich hier verklärt, wenn es herniederschaut.
Was Mitwelt sonst an ihm beklagt, getadelt,
Es hat's der Tod, es hat's die Zeit geadelt.

Auch manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig festgebannt:
Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So feiert ihn! Denn, was dem Mann das Leben
Nur halb erteilt, soll ganz die Nachwelt geben. —

So bleibt er uns, der vor so manchen Jahren —
Schon zehne sind's — von uns sich weggekehrt!
Wir haben alle segenreich erfahren,
Die Welt verdank' ihm, was er sie gelehrt.
Schon längst verbreitet sich's in ganze Scharen,
Das Eigenste, was ihm allein gehört.
Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.

## II. Die epischen Werke.

Im Jahre 1796 erschien der Roman **„Wilhelm Meisters Lehrjahre"**. Der Dichter hatte hier ein Werk seiner Frühzeit, das vor allem in den ersten Weimarer Jahren entstanden war, im Sinne seiner neuen Welt- und Kunstanschauung umgearbeitet. 1910 wurde das verlorene Jugendwerk wieder auf-

gefunden und unter dem Titel „Wilhelm Meisters theatralische Sendung“ herausgegeben. Es war ein Buch voll gewaltig drängenden Lebens, in dem der Dichter wieder ein Stück seines eigenen Wesens und seiner Entwicklung abgespiegelt hatte (der Klassizist Goethe hat es freilich später eine „Pseudokonfession“ genannt). Es erzählte als biographischer Roman die Schicksale Wilhelms von seinen Knabenjahren an, wie er als wohlhabender Kaufmannssohn, von dem Bedürfnis tieferer Lebensausbildung erfaßt, durch „Irrungen und Wirrungen“ hindurchgeführt, mit einer Truppe fahrender Schauspieler (offenbar der „Neuberschen Truppe“) durch die Welt zieht, auf einem Grafenschloß die vornehme und doch hohle Aristokratenwelt kennen lernt, von den Franzosen aus zu Shakespeare den Weg findet und endlich als Schauspieler in einer „Hamlet“-Aufführung sich erprobt. Hier bricht das alte Manuskript ab. Nach der italienischen Reise arbeitete der Dichter das Vorhandene um, vereinfacht, stilisiert, sehr zum Nachteile der lebendigen Darstellung, und stellte sich nun die Aufgabe, zu zeigen, daß „der Mensch nicht eher glücklich ist, als bis sein unbedingtes Streben sich selbst seine Begrenzung bestimmt“. Wilhelm Meister soll zu „reiner“ Tätigkeit geführt werden. Es fällt ihm das Tagebuch einer Pietistin in die Hände, die „Bekenntnisse einer schönen Seele“. Der Zufall (aber jetzt ist es kein Zufall mehr, geheimnisvolle Fäden ziehen ihn unbewußt!) führt ihn in den Kreis der adeligen Verwandten der Schreiberin, wo er das kraftvolle Wirken (und ist es kraftvoll?) kennen lernt. Er wird in den Geheimbund dieser edlen Menschen aufgenommen und findet in freier Tätigkeit Vollendung seiner Bildung und inneren Frieden. Der letzte Teil ist künstlerisch bedeutend schwächer als der erste, voller Widersprüche, Unmöglichkeiten, dermaßen verwickelt in die Geheimniswelt der „Rosenkreuzer“, Freimaurer und ähnlicher Geheimbünde, wie sie gegen das Ende des Jahrhunderts blühten, daß von einer selbständigen Entwicklung des Menschen nicht mehr die Rede sein kann.

Wilhelm Meister, dem hier auf einmal seine völlige schauspielerische Talentlosigkeit auf den Kopf zugesagt wird, erscheint geradezu als Puppe, die von andern mit unsichtbaren Fäden gelenkt worden ist. Aber dem Dichter kam es eben nicht mehr auf das Einzelschicksal an, er wollte im Sinne seiner neuen Anschauung einen typischen Lebensgang zeigen. Das Ideal der Humanität sollte als letztes Ausbildungsziel vorschweben, und zwar das religiöse in der schönen Seele, das ästhetische im Oheim und das sittliche in Natalie.

Künstlerische Einheit fehlt somit, wie Goethe selbst zugesteht, dem Werke; dafür bietet es aber eine Menge lebensvoller Gestalten, eine treffliche Schilderung der verschiedenen Berufsarten und Stände und eine reiche Fülle poetischer Schönheiten und tiefer Gedanken über die Kunst, namentlich über die dramatische Poesie, und über das Theaterwesen. Aber die geschilderten Verhältnisse eignen sich wenig für die Jugend, zumal die positiven Elemente des sittlichen Lebens, als Familie, Staat, Vaterland, Religion, fehlen. Bekannte episodische Gestalten in dem Roman sind Mignon und der Harfner. Ihnen vor allem sind, unter Wiederaufnahme einer alten Technik, die wundervollen Lieder in den Mund gelegt, die allenthalben die Prosadarstellung unterbrechen. („Was hör' ich draußen vor dem Tor . . .?“ — „Nur wer die Sehnsucht kennt“ — „Kennst du das Land?“ — „Wer nie sein Brot mit Tränen aß“ — „So laßt mich scheinen, bis ich werde“.) Durch diese Mischform

sowie durch die bunte Fülle abwechslungsreichen Lebens und die Welt voller Geheimnisse ist der Roman für fast alle Dichter der Romantik unerreichbares Vorbild geworden [1].

Eine Fortsetzung erhielt das Werk erst 1821—1829 in **„Wilhelm Meisters Wanderjahren"**, die freilich mehr den Rahmen zu einer Reihe nur lose verknüpfter Novellen bilden. Hatte der Dichter schon in der Neubearbeitung der „Lehrjahre" ausgesprochene Erziehungsziele, so wird er hier vollkommen didaktisch und sucht seine Ansichten über soziale Fragen in den einzelnen Arbeitsgebieten, über pädagogische Probleme und über die gesellschaftlichen und geselligen Beziehungen der Menschen zu entwickeln. Auch der eigenwillige und seltsam verschnörkelte Altersstil Goethes erleichtert die Lektüre dieses Buches nicht.

Im Jahre 1794 erschien die Übertragung des **„Reineke Fuchs"** in Hexametern. Nach Grimms Urteil folgt sie im allgemeinen treu dem Original, entbehrt aber der „natürlichen, einfachen Vertrautheit" des alten Epos, da der Dichter eine Satire und Karikatur der Zeitverhältnisse, besonders der französischen Revolution, geben wollte und nicht mehr der volkstümlichen Art nahe genug stand, um den alten, natürlich derben Ton zu treffen; jedoch ist „in dem heiter bewegten Leben der Tierwelt, deren Schmerzen selbst uns noch komisch erscheinen, ein lachendes Bild des leidenschaftlichen, ränkevollen Menschentreibens farbenreich ausgeführt".

Schlechthin vollendet ist **„Hermann und Dorothea"**, ein in Hexametern geschriebenes bürgerliches, mit idyllischen Schilderungen durchsetztes und auf mächtigem historischen Hintergrunde beruhendes Epos (1798). Ein in der Schrift „Das liebtätige Gera gegen die Salzburgischen Emigranten" aus dem Jahre 1732 erzählter und in die damalige Gegenwart der französischen Revolution versetzter Vorgang bildet den Stoff der Dichtung.

Hermann, der Sohn des begüterten Wirtes zum Goldenen Löwen in einer kleinen Stadt unweit des rechten Rheinufers, soll nach dem Wunsche des höher strebenden Vaters ein wohlhabendes Mädchen aus seiner Familie heiraten. Der Sohn kann sich jedoch in seiner schlichten Einfachheit nicht entschließen, dem Wunsche des Vaters Folge zu leisten. Da findet er in einem Zuge von Flüchtlingen, die vor den „bewaffneten Franken" fliehen und von ihm im Auftrage seiner Eltern mit Liebesgaben reichlich bedacht werden, ein junges Mädchen, das in seiner lieblichen Anmut und eifrigen Dienstfertigkeit bei einer armen Wöchnerin einen tiefen Eindruck auf ihn macht, so daß er sie zu seiner Gattin zu wählen entschlossen ist. Durch Vermittlung seiner liebevoll für ihn besorgten Mutter und durch Fürsprache des würdigen Pfarrers erreicht er endlich die Zustimmung des Vaters zu seiner Wahl, falls der Pfarrer und der ihm sich anschließende neugierige Apotheker über das Mädchen günstige Nachricht einholen können. Da die durch den Ältesten des Zuges der Vertriebenen gegebene Auskunft an der Tüchtigkeit und Bravheit des Mädchens keinen Zweifel läßt, faßt Hermann den Entschluß, die Geliebte in das väterliche Haus einzuführen. Dorothea folgt ihm in der Meinung, daß er sie als Magd zur Stütze der Mutter begehre; sie fühlt sich daher in ihrem Innersten tief verletzt, als der Vater sie mit den Worten begrüßt, daß es ihr wohl leicht geworden, dem schmucken, reichen Sohne zu folgen. In ihrer Erregung enthüllt sie ihre innersten Gedanken und bewährt sich dadurch als ein Hermanns durchaus würdiges Mädchen. Als endlich durch das Eingreifen der Mutter und des Predigers das Mißverständnis gelöst ist, erfolgt ihre Verlobung mit dem nun starkmutigen Hermann.

Das Epos umfaßt 9 Gesänge, die eine doppelte Überschrift tragen, den Namen einer Muse, die in der ihr eigenen Bedeutung zu dem Inhalte des

[1] Tiecks „William Lowell", „Franz Sternbald"; Novalis' „Heinrich von Ofterdingen"; Brentanos „Godwi"; Dorothea Schlegels „Florentin"; Eichendorffs „Ahnung und Gegenwart", „Dichter und ihre Gesellen", und viele andere.

jedesmaligen Gesanges eine Beziehung haben soll (vgl. die Überschriften der neun Bücher Herodots), und ein Stichwort zur Andeutung des Inhaltes.

Durch Vossens „Luise" (s. S. 75) zu dieser Dichtung angeregt, hat Goethe ein nationales Werk geschaffen, das nicht allein „die großen Bewegungen und Veränderungen des Welttheaters aus einem kleinen Spiegel zurückwirft", sondern auch in klarer Anschaulichkeit und voller Natürlichkeit ein schönes Bild echt deutschen Lebens zeichnet, wie es sich in der bürgerlichen Familie einer kleinen Stadt abspielt. Die Handlung schreitet nach der Exposition (I. Gesang) trotz einzelner Episoden und retardierender Momente schnell fort; sie enthält zwei Konflikte (II. und IX. Gesang), die beide eine glückliche Lösung finden (V. und IX. Gesang). Die folgerichtige Entwicklung beruht auf den Charakteren, und zwar auf ihrer Bestimmtheit und Verschiedenheit.

Wie kaum jemals sonst ist es dem Dichter hier geglückt, in den Charakteren allgemeingültige Typen darzustellen und doch jeder Gestalt ihre persönliche Eigenart zu geben. Der Wirt, behäbig, gutmütig und mildtätig, aber etwas selbstgefällig und dem Fortschritt huldigend, als Gatte liebevoll und als Vater für den Sohn besorgt, der mehr werden soll als er selbst; neben ihm seine sorgsame Gattin, die treffliche, stets tätige, sparsame und doch mildtätige Hausfrau, die zärtlich liebende, vermittelnde Mutter, die, wenn auch schlicht und einfach, dennoch in kluger Beharrlichkeit ihr Ziel zu erreichen versteht; Hermann, ein Muster ungebrochener deutscher Volkskraft, arbeitsam und gediegen, wenn auch schlicht und etwas schüchtern, im Besitze der Geliebten gereift, starkmutig und aufopferungsvoll; Dorothea, voll inneren, seelenstarken Adels, mitleidig, aber auch tatkräftig, ja kühn und tapfer entschlossen; der Pfarrer, fromm, würdig und einsichtsvoll, eine „Zierde der Stadt"; der Apotheker, ordnungsliebend, redselig, neugierig, aber selbstsüchtig, kleinlich und der höheren Ziele bar, und endlich der Richter, gemessen, ehrwürdig, erfahren, einflußreich und beseelt von großer Menschenliebe, so daß alle gern sich ihm unterordnen. So hat Goethe in der Darstellung der lebenswahren Charaktere „das genaue Maß der Wirklichkeit nirgends überschritten", und darum ist das Werk, eine Perle der Kunst, „ein Buch voll goldener Lehren der Weisheit und Tugend", volkstümlich und grundDeutsch. Sein Wert wird durch den homerisch gefärbten Stil, durch Anschaulichkeit und breite Behaglichkeit noch wesentlich erhöht. Vielleicht hat der Dichter die Verbindung deutschen Wesens und griechischer Kunst durch den deutschen Namen „Hermann" und den griechischen „Dorothea" andeuten wollen.

Von den übrigen epischen Werken Goethes (so „Wahlverwandtschaften" 1809, eine romanartige Novelle, welche die Leidenschaft behandelt, die sich den Gesetzen der Sittlichkeit nicht zu fügen vermag) heben wir nur hervor seine Selbstbiographie: **„Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit"** (1811—1832). Goethe hat in diesem Meisterwerke historisch-biographischer Darstellung sein Leben bis zum 26. Jahre (1775) beschrieben, wie er gelebt, geirrt und sich entwickelt hat. Aber er stellt sein Leben als Kunstwerk dar und wählt den Titel „so, daß die ‚Dichtung' als die höhere, die ‚Wahrheit' als die einfachere Wirklichkeit seines Lebens sich zu einem organischen Ganzen zusammenfinden sollen" (R. M. Meyer). Schwächere Fortsetzungen dieser Selbstbiographie bilden „Die italienische Reise", „Die Schweizerreise", „Die Campagne in Frankreich", „Die Belagerung von Mainz".

## III. Die dramatischen Meisterwerke.

1. Eines der bedeutendsten klassischen Meisterwerke Goethes ist das Schauspiel **„Iphigenie auf Tauris"**. Schon 1779 in Prosa vollendet und aufgeführt, wurde das Stück 1787 in Italien in fünffüßige Jamben umgegossen und noch in demselben Jahre veröffentlicht. Den Stoff entnahm der Dichter dem fast gleichnamigen Stücke des Euripides „Iphigenie unter den Tauriern", jedoch nur nach den Grundzügen der Sage und nach den Personen, nicht nach dem Ausgange der Handlung und nach der Art und Weise der Lösung.

Bei Euripides erscheint Iphigenie als reine Heidin, von Haß erfüllt gegen Menelaos und Helena, ja selbst gegen ihren „harten Vater", der sie „mit grauser Mörderhand" in Aulis opfern wollte. Als Priesterin der Artemis vollzieht sie die der Göttin darzubringenden Opfer der an die Küste verschlagenen Fremdlinge mit Ruhe und Kaltblütigkeit. Da werden ihr zugeführt Oreſtes und Pylades, die gekommen sind, um zur Heilung des von den Erinnyen wegen Muttermordes verfolgten Oreſtes einem Orakelspruch gemäß das Bild der Artemis zu rauben. Oreſtes, der sich mit stoischer Ruhe in sein Schicksal ergibt, enthüllt der Priesterin, ohne sich erkennen zu geben, die Schicksale der Helden, die vor Troja gestritten, den Mord des Agamemnon und der Klytaimneſtra. Nun entschließt sich Iphigenie, ihn und den Freund zu retten, wenn er ihr einen Brief nach Argos zu den Ihrigen besorgen wolle. Oreſtes verzichtet jedoch auf seine Rettung und wünscht nur die des Freundes. Dieser empfängt den Brief und verspricht, ihn zu überbringen, wenn er ihn nicht durch Schiffbruch verliere. Um dieser Gefahr vorzubeugen, erzählt Iphigenie ihm den Inhalt des Briefes, so daß dadurch die beiden Freunde die tot geglaubte Iphigenie erkennen und sie selbst in Oreſtes den Bruder wiederfindet. Gern ist sie nun bereit, mit ihnen zur Heilung des Bruders das Bild der Artemis zu entführen, und entschließt sich, um eine günstige Gelegenheit zur Flucht zu erlangen, dem Thoas vorzureden, es müsse das Götterbild, das der vom Muttermord befleckte Oreſtes durch Berührung entheiligt habe, durch Waschung im Meere entsühnt werden. Der König Thoas glaubt ihrem Lügengewebe, so daß das Ziel fast erreicht zu sein scheint, als die Flucht durch den von einem argwöhnischen Boten herbeigeholten König vereitelt wird. Schon beschließt Thoas ergrimmt, die listigen Griechen „vom schroffen Fels zu stürzen oder auf gespitzte Pfähle aufzuspießen", als die Göttin Athene, plötzlich dazwischentretend (Deus ex machina), dem König befiehlt, nicht allein die Griechen ziehen zu lassen, sondern ihnen auch das Götterbild mitzugeben. Und demutsvoll gehorcht Thoas dem Götterspruche.

### Wie ganz anders die Entwicklung der Handlung und die Charaktere bei Goethe!

A. (I und II, 1.) Iphigenie gibt in einem Monolog Aufschluß über ihre Lage und Umgebung; wir erkennen als die wesentlichsten Grundzüge ihres Charakters religiösen Sinn, fromme Ergebung und gläubige Hoffnung auf Rückkehr aus dem Barbarenlande in ihre griechische Heimat. Aus einem Zwiegespräche Iphigeniens mit Arkas erfahren wir die segensreiche Einwirkung der Priesterin auf die wilden Skythen; doch von ihrer Tätigkeit nicht befriedigt, will sie auch der Werbung des Königs kein Gehör schenken. Seinen Antrag weist sie zurück mit der Enthüllung ihrer Abstammung von Tantalus' grausem Geschlecht. Doch der König beharrt trotzdem bei seinem Verlangen und nimmt die nochmalige Weigerung Iphigeniens zur Veranlassung der Wiedereinführung blutiger Menschenopfer; er fordert die Opferung zweier in einem Versteck aufgefundenen Fremden. Iphigenie betet zu ihrer Retterin Diana, ihre Hände rein von Blut zu erhalten. Die beiden Fremden sind der Muttermörder Oreſtes und sein treuer Freund Pylades; jener sieht seine Rettung nur im Tode, dieser in mutigem Wagen, wenn auch auf dem Wege der List und Klugheit. Sein Hinweis auf das „fremde, göttergleiche Weib" leitet die Annäherung der Fremden an die Priesterin ein.

B. (II, 2—III, 4.)

1. Pylades, als Grieche von Iphigenie freundlich empfangen, offenbart ihr in einer Mischung von Wahrheit und Dichtung die Blutschuld seines Freundes; er gibt ihr Aufschluß über das Geschick Trojas und des edlen Königs Agamemnon.

2. Von der Priesterin freudig begrüßt, macht Oreſtes auf ihre Fragen wider seinen Willen ihr Mitteilung von dem Geschick Klytaimneſtras und bezeichnet sich selbst als den Muttermörder. Rettung der Priesterin und dem Freunde ersehnend, wünscht er, von Verzweiflung erfaßt, sich selbst den Tod als Sühne seiner Schuld. Einem heißen Dankgebet Iphigeniens, entquollen

ihrem Herzen ob des wiedergefundenen Bruders, folgen Fragen nach seiner zweiten Schwester, die von neuem furchtbare Gewissensqualen in ihm hervorrufen. Sie steigern sich bis zum Wahnsinn, so daß er in der Schwester eine Rachegöttin sieht, die berufen sei, mit dem Stahl ihm die Brust zu durchbohren. Er ruft zu diesem Schauspiel die Furien herbei und sinkt dann bewußtlos in Ohnmacht nieder. Aus seiner Betäubung erwachend, wähnt er sich in der Unterwelt und hofft Verzeihung und Lösung vom Fluch, da er dort auch Vater und Mutter vertraut miteinander wandeln sieht. Das reuevolle Bekenntnis seiner Schuld und das Gebet der reinen Jungfrau um seine Errettung aus den Banden des Fluches haben ihn entsühnt; durch den Aufruf seines Freundes der Wahnvorstellung entrissen, fühlt er sich vom Banne befreit und der Wirklichkeit zurückgegeben.

3. Iphigenie, die in der Freude über die Entsühnung des geliebten Bruders den auf Rettung gerichteten Plänen des Freundes Gehör geschenkt hat, kommt zur Sammlung und zur Klarheit dessen, was ihr angesonnen wird. „O weh der Lüge!" Durch ein Gespräch mit Arkas, der sie zur Beschleunigung des Opfers auffordert, erkennt sie in der Ausführung des trugvollen Planes nicht allein die Verletzung der Wahrheit, also einer Pflicht gegen sich selbst, sondern auch eine Verletzung der dem König schuldigen Dankbarkeit. In ihrem stets wachsenden Seelenkampfe wird ihr der Betrug doppelt verhaßt. So vermag auch die Gegenwirkung des auf Rettung sinnenden Pylades sie nicht von der Richtigkeit der ihr zugemuteten Handlungsweise zu überzeugen.

C. (Höhe.) (IV, 5.) Gereinigt von dem Gedanken an doppelte Pflichtverletzung, sieht sie auch ihre Hoffnung, „dereinst mit reiner Hand und reinem Herzen die schwer befleckte Wohnung zu entsühnen", als nichtig an und bringt damit ihr bisheriges festes Vertrauen auf die Götter ins Schwanken (Parzenlied).

D. (IV—V, 5.) Darlegung der Maßregeln, die auf Mahnung des argwöhnischen Arkas durch Thoas getroffen werden, um die geplante Flucht zu verhindern. Wachsender Zorn des Königs über Iphigenie, von der er sich schnöde hintergangen glaubt. Als er den Gründen, die sie gegen die Vollführung des Blutbefehls vorbringt, sich verschließt, entscheidet sie sich zu einem freimütigen Geständnis, das seinen Eindruck auf den König nicht verfehlt. Da erscheint Orest gewaffnet, um sich und der Schwester mit Gewalt den Weg zur Rettung zu bahnen, aber auf ihr Geheiß steckt er das blinkende Schwert ein; auf Befehl des Königs werden auch Pylades und Arkas zu einem Waffenstillstand bestimmt.

E. (V, 6.) Als Orestes die Echtheit seiner Abkunft durch einen Zweikampf beweisen will, verhindert Iphigenie den Kampf nur mit Mühe und kennzeichnet dann den Jüngling als ihren Bruder durch Nachweis äußerer Zeichen. Orestes zerstreut des Königs Bedenken betreffs der Entführung des Götterbildes, indem er durch plötzliche Eingebung erkennt, daß mit der nach Griechenland zu führenden Schwester nicht Diana, sondern Iphigenie gemeint sei. Nun widerstrebt Thoas nicht länger den Bitten der Geschwister, er läßt sie ziehen und reicht ihnen zum Zeichen voller Versöhnung die Rechte mit dem Worte: „Lebt wohl!"

So können als Motto des Stückes die Worte des Orestes gelten:

„Gewalt und List, der Männer höchster Ruhm,
Wird durch die Wahrheit dieser hohen Seele
Beschämt, und reines kindliches Vertrauen
Zu einem edlen Manne wird belohnt."

Alles Gewaltsame, Starke, alles Äußerliche und Zufällige ist hier ausgeschieden; alles erscheint verfeinert, abgeklärt, verinnerlicht. Keine Furien erscheinen mehr an den Toren des Tempels, sie leben nur in der Brust Orests. Die Charaktere sind typische Formungen der Tugenden des Humanitätsideals. Alle gehorchen schon vor Kants „Kritik der praktischen Vernunft" dem kategorischen Imperativ. Da dieser im wesentlichen nur christliche Sittlichkeitsgebote wiederaufnehmen kann, läßt der Dichter Iphigenie nicht mehr als rachsüchtige Griechin, sondern vielen geradezu als christliche Gestalt erscheinen, obwohl das sicher nicht in seiner Absicht lag.

Der Adel ihrer Seele, die mit den sonst nur auf christlichem Boden gedeihenden Tugenden der Selbstverleugnung, der Opferwilligkeit, der Dankbarkeit, der Wahrheitsliebe und der jungfräulichen Reinheit geziert ist, ver-

scheucht nicht allein die um des Bruders Seele lagernden finstern Geister und sühnt den alten Fluch des Tantalidenhauses, er macht sogar den Feind zum Freunde.

Der Aufbau des Stückes ist von antiker Einfachheit, die drei Einheiten sind sorglich gewahrt, die Sprache ist besonders in der letzten Versfassung von wahrhaft berückender Schönheit. So kann die „Iphigenie" in der wohltuenden Harmonie aller Teile, in der Darstellung des Humanitätsideals, in der typisierenden Gestaltung und der Vermeidung aller Härten als ein vollendetes Muster klassizistischer Kunst gelten.

2. Die gleichen Eigenschaften zeigen sich in noch gesteigertem Maße bei **„Torquato Tasso"**, einem Schauspiel in fünf Aufzügen, das ebenfalls ursprünglich in Prosa geschrieben und erst nach langer Arbeit 1789 vollendet wurde. Freilich wirkt bei diesem moderneren Stoffe, bei diesen Kontrasten, wie sie die Stürmer und Dränger liebten (leidenschaftlicher Dichter gegenüber den Höflingen, Überreiztheit des Menschen bis zum Wahnsinne, die Liebe des Bürgerlichen zu einer Fürstin), die Gedämpftheit des Tones und die Stilisierung weit befremdender als bei dem Motiv aus der Antike. Dabei stellte Goethe doch auch hier stärkstes eigenes Erleben dar. Auch er hatte in Weimar das Mißverhältnis zwischen Talent und Leben, den inneren Zwiespalt des Dichters und des Welt- und Hofmannes hinreichend an sich selbst erfahren. So liegt der Angelpunkt des Stückes in dem Verhältnis Tassos zu Antonio, des Dichters zum Staatsmann, des Mannes der Phantasie, der Illusion, des Idealismus zu dem Vertreter der Nüchternheit, der Wirklichkeit, des Realismus; denn in diese beiden Personen, in Dichter und Minister, hat Goethe seine Person zerteilt, damit so zwei Männer entständen, „die darum Feinde sind, weil die Natur nicht einen Mann aus ihnen formte". Auch die Zeichnung des Hofes zu Ferrara bietet eine offenbare Parallele zu dem von Weimar; es läßt sich unschwer in dem Herzog Alfons von Ferrara der Herzog Karl August von Weimar erkennen, der es verstand, „den Genius zu bewirten", sowie man auch in der Prinzessin Leonore die Herzogin Luise und Frau von Stein finden will, wenn auch hier die Typisierung der Personen so weit fortgeschritten ist, daß sie wenig besondere Züge mehr aufweisen.

Inhaltlich ist das Stück die dramatische Gestaltung einer Hauptepoche aus dem Leben des unglücklichen Dichters Tasso, geb. zu Sorrent 1544, seit 1565 Hofdichter in Ferrara, Verfasser des berühmten Epos La Gerusalemme liberata („Das befreite Jerusalem"), das er 1575 vollendete. Er war reizbar, mißtrauisch und schließlich geistesverwirrt; er starb 1595 und wurde im Kloster Sant' Onofrio in Rom begraben.

A. (I, 1 und 2.) Aus einem Gespräche Leonorens, der Schwester des Herzogs, mit ihrer Freundin Leonore Sanvitale in Belriguardo, einem Lustschlosse bei Ferrara, erkennen wir die hohe geistige Bildung dieser beiden Frauengestalten des Dramas. Beide sind dem Dichter Tasso geneigt und freuen sich über seine ihnen gewidmeten Huldigungen. Alfons, Herzog von Ferrara, schildert tadelnd den Menschen in Tasso, während die Prinzessin ihn in Schutz nimmt. Beide wollen zusammenwirken zur Charakterentwicklung des hoch beanlagten, aber reizbaren und wankelmütigen Dichters. Hinweis auf den Staatsmann Antonio und seine Verdienste.

B. (I, 3—II, 4.) 1. Tasso überreicht dem Fürsten endlich sein fertiggestelltes Werk „Das befreite Jerusalem" und wird auf Geheiß des Fürsten von der Prinzessin mit einem Lorbeerkranze gekrönt. Diese Auszeichnung und die freundlichen Worte der Prinzessin versetzen ihn in die größte Erregung. In scharfem Gegensatze zu dem schwärmerischen Dichter steht der ruhige, klar und sicher urteilende Staatsmann Antonio, von allen freudig bewillkommt. Tassos Gruß

erfährt von ihm eine kalte Zurückweisung und er selbst als Dichter gegenüber Ariosto[1] eine kränkende Zurücksetzung.

2. a) Dem Dichter, der durch Antonios Schilderung der Tätigkeit des Papstes Gregor XIII. sich wunderbar getroffen und nur als Widerhall, als ein Nichts sich fühlt, vermag die Prinzessin Selbstbeherrschung und Seelenharmonie nicht zu verschaffen; ebenso wenig gelingt es ihr, ihn zu bestimmen, das Vertrauen des Fürsten, Antonios und Leonorens zu gewinnen. Verschiedenheit ihrer Auffassung, ausgedrückt durch Tassos: „Erlaubt ist, was gefällt", und der Prinzessin: „Erlaubt ist, was sich ziemt." Ihre Worte bleiben auf Tasso nicht ohne Eindruck, und als sie den Gedanken einer Vermählung mit einem Fürsten zurückweist und ihm gesteht, daß seine Lieder sie gewonnen hätten, glaubt er den Himmel vor sich geöffnet zu sehen, so daß die Prinzessin ihn zur Mäßigung mahnen muß.

b) Tassos Erregung über die ihm von der Prinzessin vermeintlich eröffneten Aussichten; sein Entzücken über sein unverdientes Glück; er will in Vollführung gefährlicher Taten für die Geliebte Ruhm suchen und ihr Lob singen.

3. Antonio weist die Annäherung Tassos mit Kälte zurück; als dieser dennoch mit ausdrücklicher Berufung auf den Wunsch der Prinzessin ihm die Hand bieten will, findet er sich durch Antonios bittere Worte über die leichte Art seines Erfolges („leichte Kränze") tief gekränkt. In gesteigertem Wortkampfe wird Tasso durch Antonios höhnende Worte so erregt, daß er, seiner vergessend, den Degen zieht.

C. (II, 4 und 5.) Der Fürst trennt die Streitenden, die nun in großer Erregung sich zu rechtfertigen suchen. Tasso wird, da er sich gegen den Burgfrieden verfehlt hat, zu leichter Zimmerhaft verurteilt. Er gehorcht und legt, völlig niedergeschmettert, Kranz und Degen dem Fürsten zu Füßen (Höhe). Doch auch Antonio bekennt sich schuldig und läßt sich bereit finden, mit Leonore Tasso zu beruhigen und ihm im Namen des Fürsten die Freiheit zurückzugeben.

D. (III—V, 4.) 1. Die in großer Aufregung befindliche Prinzessin stimmt nur zögernd und mit innerem Widerstreben dem Plane Leonorens betreffs der Übersiedlung Tassos nach Florenz zu. Der Schmerz der Entsagung preßt ihr der Freundin gegenüber das Geständnis der Liebe zu Tasso aus („Ich mußt' ihn ehren, darum liebt' ich ihn"). Obwohl den Schmerz der Freundin fühlend, vermag Leonore, eitel und selbstsüchtig, es doch nicht über sich, von dem Plane der Entfernung Tassos abzustehen. Antonio weigert sich, nachdem er sich über den Charakter Tassos ausgesprochen, diesem Plane zuzustimmen. Trotzdem will Leonore trachten, Tasso für ihn zu gewinnen.

2. Dieser kann sich nicht fassen; er findet Trost nur in der Erinnerung an die Huld der Prinzessin. Mit schmeichelnden Worten tritt Leonore zu ihm und sucht ihm darzutun, daß Antonio ihn nicht anfeinde. Tasso muß dagegen „von nun an diesen Mann als Gegenstand von seinem tiefsten Haß behalten", geht aber auf ihren Rat, Ferrara zu verlassen, bereitwillig ein und scheint auch entschlossen, ihrem Wunsche gemäß nach Florenz zu gehen. Er traut jedoch Leonore nicht („Sie war und bleibt ein listig Herz") und hält sie für ein Werkzeug seines Feindes Antonio: er soll nach Florenz, damit er mit Ferrara ganz verfeindet werde. Doch will er fort, da auch die Prinzessin nach Leonorens Wort zu seinem Wohle ihn gern entläßt. Durch Antonio aus der Haft befreit, läßt er nur widerwillig sich zur Verzeihung herbei. Frei, will er auch seine Freiheit gebrauchen und bittet, sich verstellend, Antonio um Erwirkung eines Urlaubes nach Rom, damit er dort sein Gedicht noch ausfeile. Sein ganzes Unglück schreibt er Antonio zu und wähnt sich von allen, selbst von der Prinzessin verlassen; von ihr gemieden, ist er „auf ewig einer jeden Kraft beraubt".

3. a) Der Fürst bewilligt Tassos Gesuch um Entlassung; er gewährt Antonio gnädig Verzeihung, indem er, überzeugt von den mannigfachen Fehlern Tassos, diesem die Schuld beimißt. Die gütigen, reines Wohlwollen atmenden Worte des Fürsten verkennend und aus ihnen nur die Stimme Antonios hörend, triumphiert Tasso über die auch gegen den Fürsten angewandte Verstellung, doch beim Anblick der Prinzessin löst in seinem Herzen „Verdruß und Argwohn sich in Schmerz auf".

b) Die Milde der Prinzessin, die ihn mahnt, nicht allein an sich zu denken, bewirkt völligen Umschwung seiner Stimmung. Auf irgendeinem Schlosse des Fürsten will er selbst in niedrigen Diensten für die Prinzessin tätig sein. Dieser schnelle Gesinnungswechsel läßt die bekümmerte Prinzessin in ihm nur einen Kranken sehen: sie „muß ihn lassen, und verlassen kann ihr Herz ihn nicht".

---

[1] Ariosto, geb. zu Reggio 1474, gest. zu Ferrara 1533, Dichter des romantischen Epos Orlando furioso („Der rasende Roland").

E. (V, 4 und 5.) Diese liebevolle Teilnahme erweckt von neuem Tassos Leidenschaft, der trotz der Mahnung der Prinzessin, seine Glut zu mäßigen, sich selbst vergessend sie in seine Arme schließt, jedoch im Beisein der hinzugetretenen übrigen Personen von ihr zurückgestoßen wird.

Ausklang. Seine Verirrung zeigt sich nochmals in der Verkennung und Verlästerung seiner ganzen Umgebung, indem er in dem Fürsten einen Tyrannen, in Antonio das Haupt einer gegen ihn gerichteten Verschwörung sieht, die Prinzessin eine Sirene nennt und in Leonore eine verschmitzte Katze zu erkennen wähnt. Als aber durch Antonios Vorhaltungen allmähliche Beruhigung über ihn kommt, erfaßt ihn ein wilder Schmerz über das von ihm verscherzte Glück. Dem tröstenden Zuspruche des verkannten Freundes folgend, erkennt er, daß „Melodie und Rede" ihm geblieben, so daß er singen könne, was er leide. In diesem Gedanken und in dem neugewonnenen „Freund" glaubt er für den weiteren Lebenskampf einen festen Halt gefunden zu haben.

So ist „Tasso" gleich der „Iphigenie" ein Seelengemälde, ein psychologisches Drama, nach Goethes eigenem Wort „ein gesteigerter Werther", den er gedichtet hatte, „um sich zu befreien". Schon dieses Wort des Dichters sollte uns darauf aufmerksam machen, daß es sich hier nicht um ein Schauspiel, sondern um die erschütternde Tragödie eines überzart veranlagten Menschen handelt. Denn Tasso ist in Wirklichkeit vernichtet; er wird sich nach diesem Zusammenbruch nicht wieder aufraffen können. Dafür fehlt ihm die Kraft. Doppelt erschütternd wirkt dieser Sturz, da des Dichters Schuld ja tatsächlich so gering ist. Er hat, vom lebendigsten Gefühle hingerissen, von der Prinzessin in etwa selbst ermutigt, das „Ungeheure" begangen, sie in seine Arme schließen zu wollen! Die Stürmer und Dränger hätten da begeistert Beifall geklatscht! Die Personen des Stückes aber, besonders der famose Antonio, finden, daß dadurch „ihr Geist eine Weile still" steht, und verlassen den Unglücklichen entrüstet. Und der Weimarer Goethe (der Goethe nach der italienischen Reise!) stimmt ihnen zu. Die künstlichen Formen der Etikette haben gesiegt im Sinne der übersteigerten Humanität: „Erlaubt ist, was sich ziemt." Es ziemt sich aber nur, was die Etikette erlaubt. Es ist so alle Kraft aus diesem Stücke geschwunden. Das Ganze ist auf den Ton gestimmt, den der Geiger con sordino („mit dem Dämpfer") nennt. Auch Tasso gibt zuletzt allen recht (es sind ihm die Arme gesunken) und redet sanft und gut von allen. Man bemüht sich, in dem Streit zwischen Tasso und Antonio dem kalten Staatsmann recht zu geben. Auch Goethe scheint das zu tun. Zehn Jahre früher hätte er sich auf die Seite des Dichters gestellt. Übrigens ist die Sittlichkeit des „sich Ziemens" nur äußerst schwach begründet. In dieser Weltanschauung nüchterner Diesseitigkeit und plattester Wirklichkeit fehlt jede Verankerung nach der Tiefe. Es wird alles gesagt. Es fehlen die Unterströme. Niemand denkt nur einen Augenblick daran, daß es auch außerhalb der Diesseitswelt Sterne gebe, zu denen der zusammengebrochene Dichter den Blick heben könnte.

So befriedigt das Werk inhaltlich nur kaum. Aber in der Form stellt es die höchste Vollendung dar. Da ist alles in wundervollste Musik getaucht. Unvergeßlich klingen Vers und Reim, und in immer neuen, glänzenden Ausprägungen gibt der Dichter Sprüche der Weisheit und der Lebenserfahrung. Außer dem „Faust" ist kein Werk Goethes so reich an Sentenzen, die Gemeingut des ganzen Volkes geworden sind. So ist die ganze Dichtung auf das Wort gestellt. Jeder einzelne Satz ist fein abgewogen und bietet einen Baustein. Die Personen belauschen gegenseitig ihr inneres Empfinden. Die äußere Handlung ist auf ein Mindestmaß zurückgeführt. Daher wirkt die

Dichtung wie ein Stück in piano und in Mollakkorden, blaß, zart, gebändigt, selbst in der Erregung immer maßvoll, als ein Muster „edler Einfalt und stiller Größe". —

3. Goethes menschlich und künstlerisch bedeutungsvollstes Werk ist sein **„Faust"**, die Dichtung, die ihn sein ganzes Leben hindurch begleitete, seit er in Frankfurt die löschpapierenen Nachfahren der alten Volksbücher und das Puppenspiel „Des Doktor Faust Höllenfahrt" kennenlernte, bis er kurz vor seinem Tode 1831 „der Tragödie zweiten Teil" versiegelte, daß sie erst nach seinem Tode herausgegeben werde. Im Leipziger Studentenleben hatte er Auerbachs Keller kennengelernt und die Urform der „Schülerszene" als Zeitsatire empfangen. In Straßburg „klang und summte die bedeutende Puppenspielfabel gar vieltönig in ihm wieder". „Auch ich hatte mich", so schreibt er in „Dichtung und Wahrheit", „in allem Wissen umhergetrieben und war früh genug auf die Eitelkeit desselben hingewiesen; wie er, hatte auch ich es im Leben auf allerlei Weise versucht und war immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen."

In seiner Geniezeit zu Frankfurt war dann der geniale Entwurf zu einer Szenenreihe hingehauen worden, der die Gretchentragödie schon fast vollständig umfaßte und dessen Erhaltung als „Urfaust" wir der erst 1888 wiedergefundenen Abschrift des Weimarer Hoffräuleins von Göchhausen verdanken. Naturgemäß erlahmte in Weimar sein Interesse für diese mächtigste Sturm- und Drangdichtung. In Italien versuchte er sie wieder aufzugreifen; es gelangen ihm aber nur die „Hexenküche" und die wundervolle, aber dem Ganzen fremde Szene „Wald und Höhle". 1790 erschien in der ersten Gesamtausgabe das „Fragment", das teils mehr, teils weniger als die Urfassung enthielt, dem aber noch der Schlüssel zur Gesamtdichtung, die Paktszene, fehlte. Wieder ruhte die Arbeit, bis es Schillers unablässigem Drängen gelang, des Dichters Interesse wieder zu wecken und ihn zur planmäßigen Vollendung zu ermuntern. So lag denn 1808 endlich „Der Tragödie erster Teil" fertig vor. Während der letzten zwei Jahrzehnte von Goethes Leben entstand dann, mit großen Unterbrechungen, der zweite Teil. So ist die Entstehungsgeschichte des „Faust" fast die Goethebiographie. Diese langjährige Beschäftigung mit dem Werke ist auf die Auffassung, die Komposition und den Stil, namentlich im zweiten Teil, nicht ohne Einfluß geblieben.

Das Problem wuchs mit der Dichtung. Hatte er zuerst das Bild des genialen Künstlers zeichnen wollen, so wird ihm allmählich das Schicksal des Menschen überhaupt zur Aufgabe. Goethe wächst mit seiner Dichtung in sie hinein.

Und wirklich liegt ja schon im Stoffe das Menschheitsproblem begründet. Hier zeigt sich Spiegel und Symbol aller Geisteskämpfe: „im Streben nach Erkenntnis seine Grenzen" und „im Darüberhinausgreifen seine Ruhe zu verlieren".

Der Kern findet sich schon im „Teufelspakt" des Paradieses, dem Sündenfall als Aufbäumen gegen Gott. Um die Gestalt des aus der Apostelgeschichte bekannten Simon Magus formt sich zuerst die Sage von dem Menschen, der im Streben nach den drei Gütern: Erkennen, Genuß und Macht des Teufels Hilfe in Anspruch nimmt, aber daran zugrunde geht. Sie kehrt wieder in der Erzählung von Cyprian, die Calderons „Wundertätigem Magus" zugrunde liegt. Ihre ausgesprochen christliche Formung findet sie in der

Theophiluslegende, die auch Hrotswith gestaltet hat und die im mittelalterlichen Mysterienspiel wiederkehrt: Reue und Buße sind stärker als die Macht der Hölle. Maria hilft (wie im zweiten Teile des „Faust") dem Büßer, den Vertrag mit dem Bösen zurückzuerhalten. Andere Fassungen des Motivs sind im früheren und späteren Mittelalter nicht selten („Militarius", „Frau Jutta"), wie ja auch die Vorstellung von der Erlangung besonderer Gaben durch einen Teufelspakt immer weitere Verbreitung gewinnt.

Am verbreitetsten erscheint dieser Glaube im Zeitalter der Reformation, wo Gestalten wie Agrippa von Nettesheim († 1535) und Theophrastus Bombastus Parazelsus († 1541) ihn zu stärken vermögen. Aber unter dem Einfluß der Lutherschen Lehre ändert sich die Auffassung. Da die Buße kein Mittel zur Rechtfertigung ist, so gibt es auch keine Rettung für den mit dem Teufel Verbündeten. Daher weiß schon bald nach dem Verschwinden des historisch einwandfrei (u. a. von dem Humanisten Johannes Trithemius) bezeugten Johann Faust oder Fust aus Knittlingen in Württemberg, der ein landfahrender Hochstapler, Aufschneider, Charlatan und Alchymist gewesen ist, die Sage von seinem grausigen Ende durch den Satan zu erzählen. Und wie es so geht, alle möglichen magischen Wundermären kristallisieren sich um ihn. Schon 1587 erscheint das erste Faustbuch in Frankfurt (herausg. von Joh. Spies). Es ist sehr oberflächlich zusammengeschrieben und erzählt moralisierend von Fausts Jugend, seinen Fahrten und Wundertaten und seinem Ende, wobei doch der titanenhafte Zug in der Gestalt geahnt ist („name an sich Adlers Flügel, wolte alle Gründ am Himmel vnd Erden erforschen . . .") und auch die Tragik seines Untergangs empfunden wird. Faust erscheint hier ganz deutlich als der Anti-Luther, der, statt zu glauben und mit Gottes Wort zu leben, sich dem Satan verbindet und genießen will. Sein Untergang ist damit gewiß.

Andere Volksbücher mit mehr oder minder moralisierenden oder unterhaltsamen Absichten folgten diesem ersten, bis es im 18. Jahrhundert von einem rationalistischen „Christlich Meynenden" galant in „eine beliebte Kürze" zusammengedrängt wurde und so Goethe zu Gesicht kam.

Inzwischen hatte aber auch schon gleich nach dem ersten Faustbuch der Zeitgenosse Shakespeares, Christopher Marlowe (1564—1593), den dankbaren Stoff dramatisch verarbeitet. Noch war viel Episodenhaftes darin geblieben, aber doch ist die Wucht des tragischen Problems erkannt; sie zeigt sich besonders in dem Eingangsmonolog und dem packenden Schluß. Dieses Werk wurde von den englischen Komödianten nach Deutschland gebracht und endigte im Puppenspiel.

Wie schon erwähnt, hatte auch Lessing die Größe des Stoffes erfaßt. Aus dem erhaltenen Fragment ersehen wir, daß er zum ursprünglichen Motiv der Errettung Fausts zurückkehrt, weil nach seiner Ansicht Faust als Sucher nach der Wahrheit nicht zugrunde gehen kann.

Aber erst die Sturm- und Drangzeit konnte der Geniegestalt des Magiers, der wie sie selbst das Streben hat, die Dinge zu erkennen, zu beherrschen und zu genießen, sich verwandt fühlen in ihrem Ziel wie in ihrem ruhelosen Irren. So setzt sich Goethe selbst frühzeitig ihm gleich, gewinnt im „Magus aus Norden", in Herder und Merck neue Züge und formt den großen Menschen „nach seinem Bilde". Aber er ist ihm noch ein Mensch und wird ihm erst in reiferen Jahren zu dem Menschen.

### Inhalt.

Die Dichtung, wie sie fertig vorliegt, beginnt mit zwei Vorspielen. Im ersten („Vorspiel auf dem Theater") stellen, in Anlehnung an das altindische Drama „Sakuntala" des Kalidasa, der Theaterdirektor, der Dichter und die lustige Person, jeder nach seinem Standpunkte, die Ziele der dramatischen Kunst dar. Das zweite („Prolog im Himmel") ist vom Buch Job des Alten Testamentes beeinflußt und gehört schon zur

A. Exposition. Wir werden hier a) im allgemeinen mit Ort, Zeit, Personen und der Grundlage (Thema) der Handlung bekannt gemacht.

Gott der Herr selbst und die himmlischen Heerscharen treten darin auf. Aus Gottes eigenem allerheiligsten Munde vernehmen wir, daß Faustens hohes Streben ihm wohlgefällig ist und daß er ihn bald aus der Verworrenheit zur Klarheit führen werde. Mephistopheles meint: „Was wettet Ihr? Den sollt Ihr noch verlieren! Wenn Ihr mir die Erlaubnis gebt, Ihn meine Straße sacht zu führen." Der Herr entgegnet: „Solang' er auf der Erde lebt, So lange sei dir's nicht verboten, Es irrt der Mensch, solang er strebt." — „Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange Ist sich des rechten Weges wohl bewußt." Natürlich kann man hier nicht von einer Wette reden. Der Herr nimmt sie ja nicht an, weil er weiß, daß „sein Knecht" doch den Weg zur Wahrheit finden wird. So lautet also das Thema: 1. Verstrickung in Schuld, 2. immer höheres Streben, an dem die „Liebe von oben teilnimmt" und bei dem zuletzt, wie Goethe sagt, von „dem Begnadigungsrecht des alten Herrn" Gebrauch gemacht wird. Also im Grunde wieder die alte christliche Lösung: Schuld wird gebüßt durch reines, reuiges Streben und durch Tat unter Mitwirkung der göttlichen Gnade.

## Der Tragödie erster Teil:

b) im besondern (bis zum zweiten Erscheinen Mephistos). Der Pakt zwischen Faust und Mephisto.

Der erste Monolog zeigt uns Faust im düsteren Studierzimmer. Er hat alle menschliche Wissenschaft vergebens durchforscht; sein Erkenntnisstreben ist nicht gestillt. Darum hat er sich der Magie ergeben. Er beschwört den tatenwebenden Erdgeist, muß aber trotz seinem Übermenschentum die Worte hören: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir." Da reißt ihn der rationalistische Pedant Wagner durch sein Geschwätz aus der „Fülle der Gesichte". Der zweite Monolog (mehr als zwanzig Jahre später gedichtet) zeigt nicht den titanenhaften Magier, sondern den in wehmütige Wertherstimmung, in pessimistische Lebensklagen versinkenden Faust, der zuletzt zur Giftphiole greift, bereit, „Auf neuer Bahn den Äther zu durchdringen Zu neuen Sphären reiner Tätigkeit". Doch der festliche Klang der Osterglocken und der Chorgesang der Engel im Mysterienspiele „Christ ist erstanden!" halten ihn vom Genusse des Giftes ab und rufen ihn ins Leben zurück: „Die Träne quillt, die Erde hat mich wieder!" Seine düstere Stimmung weicht jedoch nicht, auch nicht beim Anblick der fröhlichen Spaziergänger am Ostertage und der ihm, dem „Hochgelahrten", dargebrachten Huldigung des Volkes; denn „Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust, Die eine will sich von der andern trennen; Die eine hält, in derber Liebeslust, Sich an die Welt mit klammernden Organen; Die andre hebt gewaltig sich vom Duft Zu den Gefilden hoher Ahnen." In dieser Stimmung wachsender Verzweiflung spricht er halb unbewußt Worte der Beschwörung und bemerkt plötzlich einen schwarzen Pudel, der an ihn heranschleicht und ihm auch ins Haus folgt. — Im dritten Monologe finden wir Faust im Widerspruch zum Schluß des Osterspaziergangs in weihevoll feierlicher Stimmung in seiner Zelle. Die Sehnsucht „nach des Lebens Quelle" führt ihn zur Übertragung des Johannesevangeliums. Aber schon beim ersten Vers schwankt er, ein zweiter Luther, über dem richtigen Wort. Doch der Pudel drängt sich mit seinem Knurren dazwischen, bis Faust ihn mit magischen Formeln beschwört. Es erscheint als „des Pudels Kern" — ein fahrender Scholast: Mephistopheles. In vier Antworten deutet er sein Wesen immer wieder verschieden, um den Forscher anzulocken (1. als einen Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft . . ., 2. als Geist, der stets verneint, 3. als Teil des Chaos, 4. als ohnmächtigen Flammenbewohner). Doch als Faust ihn zu weiterem Gespräch festhalten will, umgaukelt er ihn mit Bildern lockenden Sinnengenusses und schläfert ihn ein. — Der wieder getäuschte Gelehrte versinkt nun in noch tieferen, immer bitterern Pessimismus und flucht „allem, was die Seele mit Lock- und Gaukelwerk umspannt". Nun Faust seine Welt zerschlagen, will Mephisto helfen, ihm eine neue zu erbauen. Aber er glaubt nicht, daß er jemals sich an irgend etwas genügen lassen könne. „Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen, So sei es gleich um mich getan! . . . Werd' ich zum Augenblicke sagen: Verweile doch! Du bist so schön! Dann magst du mich in Fesseln schlagen, Dann will ich gern zugrunde gehn!" Mephisto nimmt die so gebotene Wette an und merkt nicht, daß er das verspricht, was seinem Wesen widerspricht (er

„muß als Teufel schaffen“ und zur Tätigkeit reizen und wirken). Wie im alten Volksbuch erfolgt nun der Pakt (*erregendes Moment*). Faust weiht sich jetzt dem Taumel. . . . (Hier liegt die Verbindungsstelle zwischen der neuen Dichtung und der alten und damit ein Widerspruch, der nicht zu beseitigen ist. Denn nun erscheint Faust wieder als derjenige, der den Erdgeist erleben und, „was der ganzen Menschheit zugeteilt ist, in seinem innern Selbst genießen, . . . sein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern und, wie sie selbst, am End' auch selbst zerscheitern“ will. Auch Mephisto erscheint hier in anderer Rolle, „als Sendling des Erdgeistes“, und weist Faust geradezu von dem zurück, was er ihm eben noch verheißen).

B. *Steigende Handlung* (bis zum Ende des ersten Teiles).

1. *Versuch, Faust durch leibliche Genüsse und Zauberei zu fesseln.*

Die Lebensprobe soll nun beginnen. Während Faust sich vorbereitet, gibt Mephisto in Fausts Gestalt einem Schüler, der lebens- und wissenshungrig ist wie Faust, einen spöttischen Überblick über die vier Fakultäten, wobei er, recht als Teufel, die Absicht verfolgt, ihn zuletzt auf die Medizin zu verweisen, um seinen Sinnendurst zu befriedigen. Nun geht es (in Übereinstimmung mit dem ältesten Faustbuche) zur „Weltfahrt“, zuerst zu Auerbachs Keller, wo Mephisto mit seinen Zauberspäßen dem melancholischen Grübler Kurzweil bereiten möchte; aber nur mit Abscheu kann dieser sich von dem wilden Treiben der Saufbrüder abwenden.

2. *Verjüngung und Anregung der Sinnlichkeit durch das Bild im Spiegel.*

Aber Mephisto weiß Rat. Kann der Wein seinen Herrn nicht verlocken, so das Weib. Sie kommen in eine Hexenküche, wo Faust einen Verjüngungstrank erhält. In einem Zauberspiegel erblickt er das schönste Bild von einem Weibe, und mit der Jugend erfaßt ihn die Regung irdischer Liebe.

3. *Die Gretchen-Tragödie.*

Da zeigt ihm Mephisto Gretchen, dessen liebliche Anmut ihn sofort mit Liebesglut erfüllt. Mit Hilfe der Nachbarin Martha ist bald eine Zusammenkunft zwischen Faust und Gretchen herbeigeführt. Alle Seligkeit und Unrast der Liebe durchkostet das unschuldige Bürgermädchen, bis es zuletzt dem stürmischen Werben unterliegt, nachdem es auf Fausts Geheiß der Mutter einen — wie es glauben muß — harmlosen Schlaftrunk gegeben, der aber deren Tod herbeiführt. Fausts besseres Selbst hat dem Verführungswillen vorübergehend widerstanden. Aber seine Sinnlichkeit und Mephistos Verführungskünste übertäuben seine Gewissensbedenken (in der dichterisch schönsten Szene „Wald und Höhle“, die aber in vielfacher Beziehung mit dem Ganzen in Widerspruch steht). Gretchens wackerer Bruder Valentin, der der Schwester angegriffene Ehre rächen will, fällt dem Schwerte Fausts zum Opfer. Während tiefes Leid und schwere Reue Gretchens Herz bedrücken, wird Faust von Mephisto, der ihn vor Strafe retten, seine Gedanken von dem unglücklichen Mädchen ablenken und ihn zu neuer Sünde verführen will, zu dem wüsten Treiben der Walpurgisnacht[1] auf den Blocksberg entführt, bis er mit Entsetzen die Not Gretchens erfährt, die in ihrer Verzweiflung Mörderin ihres Kindes geworden und der weltlichen Gerechtigkeit verfallen ist. Mephisto soll Faust nun helfen, sie aus Kerkersnot zu befreien. Aber von Wahnsinn umnachtet, weigert sich Gretchen, ihm zu folgen, da sie sich dem Gerichte Gottes übergeben will. Ihre *Reue tilgt die Schuld*, so daß, als Faust und Mephisto beim Morgengrauen von dannen eilen, eine Stimme von oben ruft: „Sie ist gerettet!“

Mit diesem wahrhaft *tragischen* Schluß endet der *erste* Teil.

### Der Tragödie zweiter Teil (in fünf Akten),

in den Goethe nach seinem eigenen Worte viel „hineingeheimnißt“ hat, ist namentlich wegen zahlreicher allegorischer und symbolischer Beziehungen mehrfach dunkel, so daß auch heute noch einzelne Stellen des Versuches richtiger Erklärung spotten. Aber der Aufbau des Ganzen ist völlig klar und übersichtlich. Der Dichter entwickelt die Idee, daß *ernstes Streben die Schuld* des Menschen *sühne*, daß besseres Handeln eine sühnende Reue sei.

---

[1] Das nun folgende Zwischenspiel „Walpurgisnachtstraum“, inhaltlich ein Kouplet auf verschiedene zeitgenössische Verhältnisse, Begebenheiten und Personen, das als Polterabendscherz zur goldenen Hochzeit des Oberon und der Titania gedacht ist, hat mit dem Verlaufe und dem Inhalt des Dramas keinen wesentlichen Zusammenhang. Vermutlich sieht Mephisto, der die größten Anstrengungen macht, um Faust so lange wie möglich von Gretchen abzuziehen, darin, daß er ihn in einen tiefen Schlaf versenkt hat, das letzte, äußerste Mittel, um ihn in Traumvorstellungen noch die nötige Zeit hinzuhalten, da es wachend nicht mehr möglich ist.

C. Höhepunkt: Fausts Reue und Verzweiflung.

Wir müssen uns Faust zerknirscht in Reue und Verzweiflung denken; aber diese Reue fällt zwischen den ersten und zweiten Teil des Dramas, und Goethe gleitet nur leise darüber hin.

Umschwung (Anfang des 1. Aktes): Bemühungen, Faust durch himmlischen Einfluß auf höhere Ziele hinzuwenden, indem der Dichter einen seelischen Vorgang in Handlung auflöst. Luftgeister, die Faust nach einem wilden Teufelsritt auf einer blumigen Wiese in Schlummer versenkt haben, reinigen sein Inneres „von erlebtem Graus", besänftigen des Herzens grimmen Strauß, entfernen des Vorwurfs bittre Pfeile, baden ihn im Tau aus Lethes Flut und geben ihn zurück dem heiligen Licht. Er erwacht aus dem Traume. „Des Lebens Pulse schlagen frisch lebendig . . ." Die Läuterung beginnt. Die Verbindung mit dem Teufel scheint von nun an gelockert. Faust wird der Führer, Mephisto der Knecht.

D. I. Akt. Faust entwickelt sich zum Staats- und Finanzmann und sucht die Kunst, deren Urbild er in Helena erblickt.

Dem Volksbuch entsprechend beginnt nun die Fahrt durch die „große Welt"; der Versucher führt ihn aus der bürgerlichen Welt in die staatliche. In allzu weit und allzu typisch ausgebauter Weise zeigt sich uns ein Kaiserhof, wo Faust und Mephisto bei prunkvollem Faschingstreiben den Hof unterhalten und zur Entwicklung des Staates durch Erfindung des Papiergeldes und durch Finanzoperationen beitragen. Auch durch Gaukelspiel, indem sie versunkene Geister aus der Unterwelt erscheinen lassen, wollen sie den Hof „amüsieren". Faust steigt zu den Urformen alles Seins, den „Müttern", hinab und führt den Schatten der Helena herauf. Aber ihm selbst wird ihre Schönheit zum Erlebnis. Doch da er sich ihrer bemächtigen und sie umfassen will, erfolgt eine Explosion. Der Spuk ist verschwunden, und Faust liegt ohnmächtig am Boden.

II. Akt. Faust trennt sich äußerlich von den Bestrebungen seiner Zeit und innerlich von Mephisto und sucht die Kunst im klassischen Altertum.

Mephisto trägt den Bewußtlosen in sein altes Studierzimmer, wo Wagner als Nachfolger des Gelehrten in alchymistischen Experimenten einen „Homunkulus" in einer schillernden Retorte herstellt. Auch der Schüler kehrt wieder als anmaßender Baccalaureus. Das „Menschlein", das unnatürliche Geisteskräfte besitzt, liest des schlafenden Faust Träume und wird nun sein Führer zur Auffindung der Helena. Durch den phantastischen Spuk der „klassischen Walpurgisnacht" auf den Gefilden von Pharsalus, wo alle antiken Fabelwesen ihr Spiel treiben, geht die Fahrt, bis der Homunkulus an Galatheas Muschelwagen zerschellt, Mephisto zu den Urbildern der Häßlichkeit sich gesellt und Faust, durch Manto beraten, den Weg zu Persephoneia in der Unterwelt findet. Da soll er Helena von ihr erbitten. Die Szene, in der er es tut, ist nicht geschrieben worden.

III. (Helena-)Akt. Aus deutscher Gründlichkeit und hellenischer Schönheit wird die klassische Zeit der deutschen Literatur geboren. Ihr Kind, die Romantik, geht an Überspannung zugrunde.

„Bewundert viel und viel gescholten", erscheint Helena, die sich halb als Mensch, halb als Schatten fühlt, von der Irrfahrt zurückkehrend in Sparta. Mephisto als Phorkyade (der Gegensatz zwischen „gut und böse" erscheint ersetzt durch „schön und häßlich") warnt sie vor des Menelaos Rache. Sie flieht und gerät auf Fausts mittelalterliche Burg, wo sie sich mit ihm vermählt. Ihr Sohn wird Euphorion (in dem Goethe dem Dichter Byron[1] ein Denkmal setzt), der, ein feuriger Knabe, ohne Maß und Ziel ins Weite schweift und, als er sich mit kühnem Fluge in die Lüfte erhoben, gleich Ikarus herabstürzt und tot zu den Füßen der Eltern niederfällt. Seine Mutter folgt ihm ins „düstere Reich", und Faust bleiben nur ihre Gewänder (nur die griechische Form). Aber sie werden zu Wolken, die ihn zurück in die nordische Heimat tragen. (Diese „klassisch-romantische Phantasmagorie" stellt in der Entwicklungsgeschichte des Menschen den Weg zum Ideal der Schönheit und die Läuterung durch Harmonie dar. Sie versinnbildet durch halb wirkliches, halb märchenhaftes Geschehen den Bund des Germanentums mit der heroischen Schönheit des Griechentums, aus dem zunächst die Romantik, dann aber ein Tatleben hervorgeht.)

IV. Akt. Faust gewinnt Gelegenheit zu sozialer Betätigung.

Gestärkt und geklärt kehrt Faust, den auch der ästhetische Genuß nicht befriedigen konnte („Genießen macht gemein") zur Erde zurück. „Die Tat ist alles, nichts der Ruhm", das ist

[1] Lord Byron lebte von 1788 bis 1824. Eine titanische Natur, erhob er sich über die Schranken althergebrachter Weltanschauung; als Dichter war er eine der glänzendsten Erscheinungen nicht nur der englischen Literatur. Sein weltschmerzliches Wesen spricht sich am deutlichsten aus in seinem „Ritter Harold". Er zog als Philhellene in den Freiheitskampf nach Griechenland und starb an einem Fieber zu Missolunghi.

nun seine Losung. Wie er aus der Wolke auf den Gipfel eines hohen Berges tritt, kommt Mephisto nach und fragt, ob er auf der weiten Fahrt über die Länder weg nichts gesehen, was ihn anzog, was er zu besitzen wünschte. Faust hat einen solchen Wunsch gefaßt: er möchte dem Meere Land abringen, das Unfruchtbare fruchtbar machen, das unbändige Element besiegen. Und rasch läßt sich der Wunsch erfüllen. Gegen den Kaiser, dem er schon einmal beisprang, ist eine Empörung ausgebrochen; mit Zaubermacht kommen ihm Mephistos Gesellen zu Hilfe und werfen seine Feinde nieder. Zum Danke dafür soll Faust mit einem öden Landstreifen am Meeresstrand belehnt werden. Aber wieder fehlt die entscheidende Szene, wo dies wirklich geschieht.

V. Akt (bis zu Fausts Tode): In der Sorge für andere findet Faust sein Glück und stirbt im Vorgefühle des von ihm geschaffenen Segens.

Schon ist die neue Schöpfung gelungen, und der gealterte Faust gebietet als Fürst über das gewonnene Land, das nun Tausenden Unterhalt bieten kann. Wo früher die Wogen fluteten, sieht man Wiesen, Gärten, Dorf und Wald. Mephisto und die Geister müssen dem großen Zwecke dienen. Aber wo sie können, mischen sie teuflisch das Böse ein. Statt Handel und Schiffahrt treiben sie Piraterie. Den Herrscherwillen entstellen sie. Wo sie friedlich zwingen sollen (wie beim Erwerb von Philemons und Baucis' kleinem Häuschen), da brennen und töten sie. Faust fühlt: „Noch hat er sich ins Freie nicht gekämpft, wenn er Magie von seinem Pfade nicht entfernt." Darum entsagt er ihr. Aber da er hierdurch wieder alleinstehender Mensch wird, lernt der nun Hundertjährige, zu dem weder Mangel, noch Schuld, noch Not Zugang finden, noch zuletzt die Sorge kennen. Er kann sie zwar nicht vertreiben, ihr Anhauch macht ihn sogar erblinden; aber seine Schaffenslust kann sie nicht lähmen. Rastlos wie zuvor ruft er die Seinen zur Arbeit auf. Ein Kanal soll gezogen werden; er freut sich, die rührigen Spaten zu hören; aber sie graben nicht, was er befahl; sie graben sein Grab. Faust malt sich unterdessen im Geiste die Zukunft aus, wo auf neuerrungenem und täglich bedrohtem Boden ein tätiges Volk gedeihe. Er möchte auf freiem Grunde mit einem freien Volke stehen. Wäre dies erreicht, so dürfte er zum Augenblicke sagen: „Verweile doch, du bist so schön." Im Augenblick, wo er zur Erkenntnis kommt, daß in dem ewig unbefriedigten Streben das höchste Glück liege, und in Erfüllung dieser Erdgeistforderung sich ganz der Diesseitswelt weihen will, sinkt er tot zurück.

E. Ausgang: 1. Fausts Seele wird durch Einwirkung himmlischer Mächte dem Teufel entrissen; 2. Faust geht durch Gretchens Fürsprache in den Himmel ein.

Mephisto will sich seiner Seele bemächtigen. Aber er hat „seine Wette" verloren. Es ist ihm nicht gelungen, Faust vom rechten Wege dauernd abzuziehen. Rastlos strebend, fürs Gemeinwohl tätig war dieser bis zur letzten Stunde. Vergebens bietet Mephisto seine Scharen auf; im Kampf der Engel und der Teufel müssen diese unterliegen. — Freilich bedarf es noch der Gnade von oben, um Fausts Seele den Himmel zu öffnen. Aber diese Gnade wird ihm zuteil. Im Schlußbild, das in den Formen des mittelalterlichen Mysterienspiels zurück zum Himmel führt, wird Fausts endgültige Reinigung symbolisch dargestellt. Maria, umgeben von Büßerinnen, schwebt ihm entgegen; das verklärte Gretchen empfängt ihn und geleitet ihn zur himmlischen Höhe; Engel tragen sein Unsterbliches empor unter dem Triumphgesang:

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen;
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teilgenommen,
Begegnet ihm die sel'ge Schar
Mit herzlichem Willkommen.

Nach Goethes Äußerung zu Eckermann am 6. Juni 1831 ist „in diesen Versen der Schlüssel zu Fausts Rettung enthalten: in Faust selber eine immer höhere und reinere Tätigkeit bis ans Ende, und von oben die ihm zu Hilfe kommende ewige Liebe". Diese Auffassung steht freilich mit der christlichen insofern in Widerstreit, als die göttliche Liebe nur den schuldbefleckten Menschen erlöst, der reumütig sein Leben bessert; steht aber anderseits durchaus in Einklang mit unsern religiösen Vorstellungen — und dadurch auch mit der altchristlichen Auffassung des Problems, „nach der wir nicht bloß durch eigene Kraft selig werden, sondern auch durch das Hinzukommen der göttlichen Gnade".

Das Werk birgt eine gewaltige Fülle von Ideen, eine seltene Tiefe der Gedanken und Empfindungen, eine große Summe

poetischer Schönheiten, einen glänzenden Reichtum an treffendem Witz und feiner Ironie, eine unnachahmliche Wahrheit der gezeichneten Charaktere, alles gekleidet in einen sprachlich vollendeten Ausdruck (dem auch die Absonderlichkeiten des Goetheschen Altersstiles nur wenig Eintrag tun), so daß mit Fausts Worten Goethe lediglich wegen dieses seines Meisterwerkes von sich sagen könnte:

„Es wird die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aonen untergehn."

## § 31. Dante Alighieri.

Man kommt unwillkürlich von diesem größten deutschen Werk dichterischer Lebensgestaltung zu seinem wohl einzig ebenbürtigen Gegenstück in der Weltliteratur, der **„Göttlichen Komödie"** Dantes (1265—1321). Aber während der „Faust" doch, trotz dem in seiner Anlage christlichen Motive, den Diesseitsmenschen darstellt, da „nach drüben uns die Aussicht verrannt" ist, versucht Dante die Lösung des Menschheitsproblems im christlichen Sinne: Schuld und Reue, Läuterung und Einstellung auf das Jenseits.

Dante läßt uns sein eigenes Leben in der Vita Nuova und in der Divina Commedia als Symbol jedes Menschendaseins schauen: zart, scheu verhüllt in dem ersten Werke, unverschleiert in aller Schuld in dem zweiten. Die Vita Nuova enthält im wesentlichen (in Vers und Prosa) „die einfache und traurige Geschichte der Liebe des jungen Dichters zu seiner Beatrice. Eine Begegnung mit der Geliebten, ein Blick aus ihren Augen, ein Lächeln von ihrem Mund, die Furcht ihres scheuen Verehrers, sich zu verraten, Hoffnungen, Träume, Vorahnungen und endlich der Schmerz über den Tod der Angebeteten — das sind die Ereignisse dieses duftigen Kunstwerkes, in dem die Wirklichkeit zur Vision und die Vision zur Wirklichkeit wird". So stellt sie die Verherrlichung der zartesten und reinsten Geschlechterliebe dar, die den Menschen erhebt und adelt:

Amore e cor gentil son' una cosa.
Liebe und edles Herz sind eins in sich.

Aber auch Dante lernte nach Beatricens Tode auf weltlicher Irrfahrt Sünde und Schuld kennen. Allein er überwindet sie und klagt sich selbst in tiefster Reue an, um dann den Aufstieg zu den reinen Gefilden des Paradieses beginnen zu können. Nel mezzo del cammin di nostra vita: „Inmitten seiner Lebensbahn" sieht sich der Dichter zu Beginn der „Göttlichen Komödie" im dunklen Walde verirrt. Die Leidenschaften, in Gestalt wilder Tiere, drohen ihn zu überwinden; da führt ihn Vergil (die Philosophie) hinweg und zeigt ihm in gewaltigen Visionen die Hölle, in der die Furchtbarkeit der Sünde in ihren Strafen sich zeigt. Dann führt der Weg durchs Fegfeuer — den Berg der Reinigung —, wo ihm die Notwendigkeit der Buße zum vollen Bewußtsein kommt. Und der Dichter selbst büßt öffentlich, indem er sich von Beatrice seine Verfehlungen vorhalten läßt und durch ein „in tiefster Scham gehauchtes Ja diese Anklage zu der seinigen macht". Nun erst kann der Aufstieg zum Gipfel des Paradieses beginnen, wo nicht mehr der Philosoph, sondern Beatrice („die göttliche Gnade") ihn von Stern zu Stern bis vor das Antlitz Gottes geleitet. So könnte man auch unter diese erhabenste Dichtung

des christlichen Mittelalters, deren Wert trotz mancher Absonderlichkeiten des damaligen Zeitgeschmackes ewig bestehen bleibt, die Schlußworte des Chorus mysticus im „Faust" setzen:

„Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis;
Das Unzulängliche,
Hier wird's Ereignis;
Das Unbeschreibliche,
Hier ist es getan;
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan."

## § 32. Zeitgenossen des Klassizismus.

Wir sind leicht versucht, uns vorzustellen, daß zu Goethes und Schillers Zeit auch das Publikum der großen Männer würdig gewesen sei. Aber in Wirklichkeit stand der Geschmack der Menge wie der Durchschnittsschriftsteller so tief, daß die beiden Großen vergeblich in ihren „Xenien" den Kampf dagegen aufnahmen. Im Roman beherrschte der skrupellose Vielschreiber August Lafontaine (1758—1831) mit seinen lüstern-sentimentalen Erzählungen und Goethes Schwager Christian Vulpius (1762—1827) mit seinen gruseligen Räubergeschichten die Masse. Auf dem Theater triumphierten die flachen und rührseligen Erzeugnisse des berühmten Schauspielers Aug. Wilh. Iffland (1759—1814) und die frivolen und entsittlichenden Lustspiele des seichten, aber ungeheuer fruchtbaren Aug. (von) Kotzebue (geb. 1761, 1819 zu Mannheim ermordet von dem Burschenschafter Karl Sand, der ihn als russischen Spion und Verräter der deutschen Freiheit haßte).

Daneben aber steht die kernige Prachtgestalt Hebels, der, von den Modeströmungen unbeeinflußt, eigene Bahnen wanderte.

Johann Peter Hebel, geb. 1760 zu Basel, Sohn eines armen Webers, evangelischer Prälat zu Karlsruhe, gest. 1826 auf einer Reise zu Schwetzingen, schrieb in seiner heimischen Mundart „Allemannische Gedichte", in denen er Land und Leute seiner Heimat in echt naiver Volkstümlichkeit schildert. Auch seine humoristischen Erzählungen im „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes" fanden freundliche Aufnahme.

# Die Deutsche Dichtung

# Die Deutsche Dichtung

## in ihren kulturellen Zusammenhängen mit charakteristischen Proben

Eine Geschichte der deutschen Literatur

Herausgegeben von

Dr. Franz Faßbinder
Studienrat an der Städt. Viktoriaschule in Essen (Ruhr)

Dr. August Kahle
Professor am Paulinischen Gymnasium in Münster i. W.

und

Dr. Friedrich Kortz
Oberstudiendirektor am Städt. Realgymnasium in Köln-Nippes

Dritter Teil:

## Von der Romantik bis zur Gegenwart

Von

Dr. Franz Faßbinder

Freiburg im Breisgau 1922
Herder & Co. G.m.b.H. Verlagsbuchhandlung
Berlin, Karlsruhe, Köln, München, Wien, London, St. Louis Mo.

Alle Rechte vorbehalten.

Buchdruckerei von Herder & Co. G.m.b.H. in Freiburg i. Br.

# Inhaltsverzeichnis.

## Achte Periode. Die Romantik.


Seite

§ 33. Geistesströmungen . . 253
§ 34. Vorläufer der Romantik 259
a) Jean Paul . . . . . 259
b) Hölderlin . . . . . 260
1. Hyperions Schicksalslied . 261
2. Menschenbeifall . . . . 261
3. Des Morgens . . . . . 261
4. An die Natur . . . . . 262
5. Abendphantasie . . . . 262
6. Die Nacht . . . . . 263
§ 35. Die ältere Romantik . 263
a) August Wilhelm Schlegel . . 264
1. Sibylle . . . . . 264
2. Dante . . . . . 265
3. Ave Maria . . . . . 265
b) Friedrich Schlegel . . . . 265
1. Der Wanderer . . . . 266
2. Im Walde . . . . . 266
3. Das versunkene Schloß . 267
c) Friedrich von Hardenberg (Novalis) . . . . . 268
1. Weinlied . . . . . 268
2. Hymne an die Nacht . . 269
3. Lied des Einsiedlers . . . 269
4. Unter tausend frohen Stunden . . . . . 270
5. Marienlied . . . . . 270
d) Wilhelm Heinrich Wackenroder 270
e) Ludwig Tieck . . . . . 270
1. Nacht . . . . . 271
2. Herbstlied . . . . . 272
3. Mondscheinlied . . . . 272
4. Glosse . . . . . 273
5. Die Musik . . . . . 273
6. Zweifel . . . . . 273
§ 36. Die jüngere Romantik 274
a) Klemens Brentano . . . . 274
1. Eingang . . . . . 276
2. Abendständchen . . . . 276
3. Abendlied . . . . . 276
4. Das Lied der Spinnerin . 277

Seite

5. Singet leise, leise, leise . . 277
6. Wiegenlied . . . . . 277
7. (Frühlingsschrei eines Knechtes aus der Tiefe.)
8. Die Lore Lay . . . . . 277
b) Ludwig Achim v. Arnim . . 279
1. Mir ist zu licht zum Schlafen 279
2. Gebet . . . . . 279
c) Die Gebrüder Grimm . . . 279
d) Joseph Görres . . . . . 280
e) Friedrich de la Motte-Fouqué 280
f) E. T. A. Hoffmann . . . . 281
g) Joseph Freiherr v. Eichendorff 281
1. Die Heimat . . . . . 283
2. Erinnerung . . . . . 283
3. Schöne Fremde . . . . 284
4. Heimweh . . . . . 284
5. In der Fremde . . . . 284
6. Rückkehr . . . . . 284
7. Der letzte Gruß . . . . 284
8. Nachklänge . . . . . 285
9. Der stille Grund . . . 285
10. Lorelei . . . . . 285
11. Sprüche . . . . . 285
12. Der Abend . . . . . 286
13. Die Nachtigallen . . . 286
14. Auf meines Kindes Tod . 286
§ 37 Die patriotischen Romantiker . . . . . 287
a) Ernst Moritz Arndt . . . . 287
b) Max v. Schenkendorf . . . 288
c) Theodor Körner . . . . . 288
d) Friedrich Rückert . . . . . 289
1. Gestillte Sehnsucht . . . 290
2. Du bist die Ruh' . . . 290
3. Angereihte Perlen . . . 290
4. Aus der „Weisheit des Brahmanen" (1—6) . . . . 291
5. Aus den „Makamen des Hariri" (Der Schulmeister von Hims) . . . . . 292

Seite

§ 38. Nachfahren der Romantiker . . . . . 295
a) Wilhelm Müller . . . . 295
1. Wohin . . . . . 296
2. Vineta . . . . . 296
b) Adalbert v. Chamisso . . . 296
1. Aus „Frauen-Liebe und -Leben“ . . . . . 297
2. Salas y Gomez . . . 298
c) Der schwäbische Dichterkreis . 305
1. Gustav Schwab . . . . 305
2. Justinus Kerner . . . . 305
3. Wilhelm Hauff . . . 306
4. Ludwig Uhland . . . . 306
1. Frühlingslieder (a—e) . 308
2. Morgenlied . . . . 309
3. Ver sacrum . . . . 309
5 Eduard Mörike . . . . 311
1. In der Frühe . . . . 312
2. Er ist's . . . . . 312
3. Im Frühling . . . . 313
4. Septembermorgen . . . 313
5 Verborgenheit . . . . 313
6. Denk' es, o Seele . . 313
7. Aus „Peregrina“ . . . 313
8. Schön Rohtraut . . . 314
9. An einem Wintermorgen vor Sonnenaufgang . . 314

Seite

10. Um Mitternacht . . . . 315
11. Die Soldatenbraut . . . 315
12 Das verlassene Mägdlein . 315
13. Der Tambour . . . . 315

§ 39. Die Dramatiker der Romantik . . . . . 316
a) Heinrich von Kleist . . . . 316
Das Käthchen von Heilbronn . 318
Der zerbrochene Krug . . . 319
Die Hermannsschlacht . . . 321
Prinz Friedrich von Homburg 322
Michael Kohlhaas . . . . 325
b) Franz Grillparzer . . . 325
Die Ahnfrau . . . . . 326
Sappho . . . . . 326
Das goldene Vließ (Gastfreund, Argonauten, Medea) . . 328
Des Meeres und der Liebe Wellen . . . . . 329
König Ottokars Glück und Ende 330
Die Jüdin von Toledo . . 331
Weh dem, der lügt . . . . 331
Der Traum ein Leben . . . 333
Libussa . . . . . 334
Gedichte:
1. Abschied von Wien . . . 334
2. Hannibal und Scipio . . 334


## Neunte Periode. Das junge Deutschland.


§ 40. Geistesströmungen . . 338

§ 41. Hauptvertreter . . . 340
a) Heinrich Heine . . . . 340
1. Es fiel ein Reif . . . 341
2. Es ragt ins Meer der Runenstein . . . . 341
3. Waldeinsamkeit . . . . 341
4. Meergruß . . . . . 342
5. Seegespenst . . . . 342
6. Frieden . . . . . 343
7. Die Grenadiere . . . 344
8. Schelm von Bergen . 345
9. Der Asra . . . . . 345
10. Für die Mouche . . 345
11. Wo? . . . . . 347
b) Karl Gutzkow . . . . . 347
c) Heinrich Laube . . . . 348
d) Christian Dietrich Grabbe . 348
e) Georg Büchner . . . . 348

§ 42. Die politischen Lyriker 348
a) Georg Herwegh . . . . 348
1. Das Lied vom Hasse . . 349
2. Ich möchte hingehn wie das Abendrot . . . . 349
b) Heinrich Hoffmann von Fallersleben . . . . . 350
1. Der Volksdichter . . . 350
2. Wie ist das Leben reich an Leiden . . . . . 350
3. Bundeszeichen . . . . 351
c) Ferdinand Freiligrath . . 351
1. Am Baum der Menschheit 352
2. Requiescat! . . . . 353
(Mosen, Dingelstedt, Prutz, Kinkel) 354
d) Moritz Graf von Strachwitz . 354
1. Der gordische Knoten . . 354
2. Das Herz von Douglas . 355

Seite

§ 43. Die österreichischen Dichter . . . . . 356
a) Nikolaus Lenau . . . . . 356
1. An die Melancholie . . 357
2. Bitte . . . . . 357
3. Schilflieder (1—2) . . . 357
4. Liebesfeier . . . . . 358
5. Herbstgefühl . . . . . 358
6. Winternacht . . . . . 358
7. Nächtliche Wanderung . . 358
8. Die drei Zigeuner . . . 359
9. Der Nachtwind hat in den Bäumen . . . . . 359
10. Welke Rose . . . . . 359
11. Aus! . . . . . 359
b) Anastasius Grün . . . . . 360
1. Das Blatt im Buche . . 360
2. Der Ring . . . . . 360
3. Man schreibt auf manchen Stein . . . . . 360
c) Jos. Freiherr von Zedlitz . . 361
Die Worte des Koran . . . . 361
d) Robert Hamerling . . . . . 361
§ 44. Einzelerscheinungen der Zeit . . . . . 362
a) August Graf von Platen-Hallermünde . . . . . 362
1. Wie rafft' ich mich auf . 363

Seite

2. Tristan . . . . . 363
3. Vergebt, daß alle meine Lieder klagen . . . . . 363
4. Venedig . . . . . 364
5. Venedig . . . . . 364
6 Ghasele (1—2) . . . 364
7. Epigramm (Odyssee) . . 365
8. Grabschrift . . . . . 365
b) Annette Freiin von Droste-Hülshoff . . . . . 365
1. Mein Beruf . . . . . 366
2. Heidebild . . . . . 367
3. Die Krähen . . . . . 367
4. Im Grase . . . . . 370
5. Am Turme . . . . . 370
6. Mondesaufgang . . . . 370
7. Durchwachte Nacht . . . 371
8. Abschied von der Jugend 374
9. Die Unbesungenen . . . 374
10. Die junge Mutter . . . 374
11. Das Fräulein von Rodenschild . . . . . 375
12. Mein kleines Land . . . 377
13. Liebe . . . . . 378
c) Karl Lebrecht Immermann . 379
d) Jeremias Gotthelf . . . . 379
e) Berthold Auerbach . . . . 380
f) Willibald Alexis . . . . . 380


## Zehnte Periode. Der Realismus.


§ 45. Geistesströmungen . . 381
§ 46. Die Dramatiker . . . 385
a) Friedrich Hebbel . . . . . 385
Judith; Genoveva . . . . 386
Maria Magdalene . . . . 387
Herodes und Mariamne . . 387
Agnes Bernauer . . . . . 389
Gyges und sein Ring . . . 391
Die Nibelungen . . . . . 392
Gedichte:
1. Sommerbild . . . . . 394
2. Herbstbild . . . . . 394
3. Gebet . . . . . 395
4. Das Kind . . . . . 395
5. Heimkehr . . . . . 395
6. Requiem . . . . . 395
b) Richard Wagner . . . . . 396
c) Otto Ludwig . . . . . 397
Der Erbförster . . . . . 398
Die Makkabäer . . . . . 399
Prosaerzählung:
Die Heiterethei . . . . . 401
Zwischen Himmel und Erde . 402
§ 47. Prosadichtung.
a) Gottfried Keller . . . . . 402
Gedichte:
1. Winternacht . . . . . 402
2. Stille der Nacht . . . . 403
3. Abendregen . . . . . 403
4. An das Vaterland . . . 403
5. Schein u. Wirklichkeit (1—2) 404
6. Wegelied . . . . . 405
7. An das Herz . . . . . 405
Prosa:
1. Der grüne Heinrich . . . 405
2. Die Leute von Seldwyla . 406
3. Züricher Novellen . . . 406
4. Sinngedicht . . . . . 406
5. Sieben Legenden . . . . 406
6. Martin Salander . . . 406

| | Seite |
|---|---|
| b) Gustav Freytag | 407 |
| 1. Soll und Haben | 407 |
| 2. Die verlorene Handschrift | 407 |
| 3. Bilder aus der deutschen Vergangenheit | 407 |
| 4. Die Ahnen | 407 |
| Lustspiel: | |
| Die Journalisten | 407 |
| c) Friedrich Spielhagen | 407 |
| d) Wilhelm Raabe | 407 |
| e) Fritz Reuter | 408 |
| Läuschen un Rimels | 409 |
| Kein Hüsung | 409 |
| Ut de Franzosentid, Festungstid, Stromtid | 409 |
| Proben: | |
| 1. Aus „Hanne Nüte" | 409 |
| 2. De Wedd' | 410 |
| § 48. Klaus Groth | 411 |
| 1. Prinzessin | 411 |
| 2. He sä mi so vel | 412 |
| 3. Min Platz voer Doer | 412 |
| 4. Hans Iwer | 412 |
| Andere mundartliche Dichter | 413 |
| § 49. Nachklänge der Romantik (Oskar v. Redwitz, O. Roquette, J. Wolff, V. v. Scheffel, W. H. Riehl, F. Dahn, G. Ebers) | 413 |
| a) Friedr. Wilh. Weber | 414 |
| Dreizehnlinden | 415 |
| Goliath | 415 |
| Gedichte: | 416 |
| 1. Du sonnige, wonnige Welt | 416 |
| 2. Zwischen Halde und Heerweg | 416 |
| 3. Herbstabend | 417 |
| 4. Am Amboß | 417 |
| b) Webers Nachfolger | 417 |
| Friedr. Wilh. Helle | 418 |
| Ed. Hlatky | 418 |
| Edm. Behringer | 418 |
| Jos. Seeber | 418 |
| Eduard Eggert | 419 |
| Emilie Ringseis | 419 |
| c) Konrad Ferdinand Meyer | 419 |
| Prosadichtung (Jürg Jenatsch, Der Heilige usw.) | 419 |
| Gedichte: | 420 |
| 1. In Harmesnächten | 421 |
| 2. Lenzfahrt | 421 |
| 3. Einem Tagelöhner | 421 |
| 4. Auf Golbgrund | 421 |
| 5. Hochzeitslied | 421 |
| 6. Abendwolke | 421 |
| 7. Hesperos | 422 |
| 8. Eingelegte Ruder | 422 |
| 9. Am Himmelstor | 422 |
| 10. Ein bißchen Freude | 422 |
| 11. Friede auf Erden | 423 |
| 12. Der gleitende Purpur | 423 |
| 13. Die Schlittschuhe | 423 |
| 14. Mit zwei Worten | 424 |
| 15. Die Füße im Feuer | 425 |
| d) Adalbert Stifter | 426 |
| e) Theodor Storm | 427 |
| Novellen (Immensee, Viola tricolor usw.) | 428 |
| Gedichte: | 429 |
| 1. Schließe mir die Augen beide | 430 |
| 2. Lied des Harfenmädchens | 430 |
| 3. Die Nachtigall | 430 |
| 4. Eine Frühlingsnacht | 430 |
| 5. Oktoberlied | 431 |
| 6. Trost | 431 |
| 7. Sprüche (1—2) | 431 |
| 8. Begrabe nur dein Liebstes | 431 |
| 9. Einer Toten | 432 |
| 10. Abschied | 432 |
| 11. Für meine Söhne | 432 |
| § 50. Der Formkult | 433 |
| a) Emanuel Geibel | 433 |
| 1. Herbstlich sonnige Tage | 434 |
| 2. Ostermorgen | 435 |
| 3. Der Tod des Tiberius | 435 |
| 4. Distichen (1—3) | 436 |
| b) Paul Heyse | 439 |
| Novellen und Romane | 439 |
| Gedichte: | 439 |
| 1. Auf der Heimfahrt | 440 |
| 2. Lebensgeheimnis | 440 |
| 3. Lied von Sorrent | 441 |
| c) Hermann Lingg | 441 |
| 1. Kleines Glück | 441 |
| 2. Gesang der Blinden | 441 |
| 3. Am Seegestade | 441 |
| 4. Mittagszauber | 442 |
| 5. Nebeltag | 442 |
| 6. Salamis | 442 |
| Weitere Dichter aus dem Münchener Kreise und andere | 443 |

## Elfte Periode. Naturalismus und Impressionismus.


Seite

§ 51. Geistesströmungen . . 444

§ 52. Die Lyrik . . . . . 456

a) Vorläufer der Moderne . 456

Theodor Fontane . . . . . 456

1. Aus „Unterwegs und wieder daheim" . . . . 457
2. Mittag . . . . . 457
3. Guter Rat . . . . . 457
4. Sprüche (1—2) . . . 457
5. Der 16. November 1632 457
6. Die Brück' am Tay . . 458
7. Ausgang . . . . . 460

Martin Greif . . . . . 460

1. Jugendliebe . . . . . 460
2. Im Walde . . . . . 460
3. Die einsame Wolke . . 461
4. Seelied . . . . . 461
5. In der Heide . . . . 461
6 Hochsommernacht . . . 461
7. Ruhe im Wald . . . 461
8. Vor der Ernte . . . . 461
9. Herbstgefühl . . . . . 461

Emil Prinz v. Schönaich-Carolath . . . . . 462

1. Vom Scheiden . . . . 462
2. Der säumige Landsknecht 462
3. Waldvogel über der Heide 463
4. Daheim . . . . . 463
5. O Deutschland . . . . 463
6. Meeresleuchten . . . 464
7. Ver sacrum . . . . 464

b) Pfadfinder der Moderne 465

Karl Henckell . . . . . 465

1. Gang durch die Nacht . 465
2. Vollmond am See . . 465
3. Der Steinklopfer . . . 465

Hermann Conradi . . . . 466

1. Aus den schwarzen Blättern XIII . . . . . 466
2. Die müde schon verglühte 466

Peter Hille . . . . . 467

1. Waldesstimme . . . . 467
2. Kind . . . . . 467
3. Selige Grüße . . . . 467

Detlev von Liliencron . . . 467

1. Spruch . . . . . 468
2. Heidebilder (1—2) . . 468
3. Herbst . . . . . 469
4. Einsame Eiche . . . . 469
5. Tod in Ähren . . . 469
6. Fühler und Vorhang . 470
7. Kleine Ballade . . . 470
8. In Erinnerung . . . 470
9. Die Musik kommt . . 470
10. Viererzug . . . . . 471
11. Zwei Meilen Trab . . 471
12. Meiner Mutter . . . 471
13. „Unter den Linden" . 472
14. Auf dem Kirchhof . . 472
15. Einer Toten . . . . 472
16. Pidder Lüng . . . . 473

c) „Konsequente" Naturalisten . . . . . 475

Johannes Schlaf . . . . . 475

1. Aus „Frühling" . . . 475
2. Im Heidekraut (1—2) . 476

Cäsar Flaischlen . . . . . 477

1. So regnet es sich langsam ein . . . . . 477
2. Im Kahn . . . . . 477

Arno Holz . . . . . 477

1. Aus dem Zyklus „Phantasus" . . . . . 478
2. Aus „Phantasus" . . . 479

d) Symbolisten . . . . . 480

Friedrich Nietzsche . . . . 480

1. Venedig . . . . . 480
2. Zarathustras Lied . . . 481
3. Die Sonne sinkt (1—2) 481
4. Vereinsamt . . . . . 481

Otto Julius Bierbaum . . 482

1. Abendlied . . . . . 482
2. Ost in der stillen Nacht 482

Max Dauthendey . . . . 483

1. In deinem Angesicht . . 483
2. Auf deinem Haupt . . 483
3. Die Amseln haben . . 483
4. Am süßen lila Kleefeld . 484
5. Keine Wolke stille hält . 484
6. Abend . . . . . 484

Christian Morgenstern . . . 484

1. Vöglein Schwermut . . 484
2. Der Blick . . . . . 485
3. Novembertag . . . . 485
4. Raumschwindelgefühl . . 485
5. Vor Sonnenaufgang . . 485
6. Das Lied vom blonden Korken . . . . . 485

Seite

Richard Dehmel . . . . . 486
1. Die Harfe . . . . . 486
2. Sommerabend . . . 487
3. Die stille Stadt . . . 487
4. Manche Nacht . . . 487
5. Geheimnis . . . . . 488
6. Ideale Landschaft . . 488
7. Blick ins Licht . . . 488
8. Erntelied . . . . . 488
9. Aus „Zwei Menschen" (a—b) . . . . . 488
10. Aus der „Lebensmesse" 489
11. Ein Grab . . . . . 489

Stefan George . . . . . 489
1. Stimmen im Strom . . 490
2. Jahr der Seele . . . . 490
3. Das Lied des Zwergen (1) 491
4. Herbstlied . . . . . 491
5. Herbstlieder (1—2) . . 491
6. Abend . . . . . 492
7. Rückkehr . . . . . 492
8. „Eingang" zum „Traumdunkel" . . . . . 492
9. Schlußchor aus dem „Stern des Bundes" . . . . 492

Otto Erich Hartleben . . . 493
1. Im Lande der Torheit . 493
2. Der Abenteurer . . . 493

Hugo von Hoffmannsthal . . 493
1. Vorfrühling . . . . . 494
2. Die beiden . . . . . 494
3. Ballade des äußeren Lebens . . . . . 494
4. Terzinen über Vergänglichkeit . . . . . 495
5. Manche freilich . . . 495

Richard Schaukal . . . . 496
1. Porträt eines spanischen Infanten . . . . . 496
2. Der Fiedler . . . . . 496
3. Kopheina . . . . . 496
4. Das Kornfeld . . . . 497
5. An den Herrn . . . . 497

e) Neuromantiker . . . . 497

Gustav Falke . . . . . 497
1. Ein Tageslauf . . . . 498
2. Die feinen Ohren . . . 498
3. Märchen . . . . . 498
4. An Annie . . . . . 498
5. Aus dem Takt . . . . 499
6. Späte Rosen . . . . . 499

Seite

7. Fromm . . . . . 499
8. Schweigen . . . . . 499
9. Nach Jahren . . . . 499
10. Der Dichter . . . . 500

Otto Ernst . . . . . 500
1. Gesegnete Wanderung . 500
2. Glück . . . . . 500

Hermann Hesse . . . . . 500
1. Con sordino . . . . 501
2. Fiesole . . . . . 501
3. Elisabeth . . . . . 501
4. Die leise Wolke . . . 501
5. Hochgebirgsabend . . 502
6. Kennst du das auch? . 502
7. Im Nebel . . . . . 502

Christoph Flaskamp . . . . 502
1. Tiefstes Erlebnis . . . 503
2. Sphinx . . . . . 503
3. Im Gleichklang . . . 503

Karl Busse . . . . . 503
1. Über den Bergen . . . 503
2. Heilige Not . . . . . 504
3. Meergesicht . . . . . 504
4. An mein Kind . . . . 504
5. Lieber Name . . . . 504
6. Meiner Frau . . . . 505
7. Verzagtheit . . . . . 505

Fridolin Hofer . . . . . 505
1. Zwielicht . . . . . 505
2. Der Gottsucher . . . . 506

Hermann Löns . . . . . 506
1. Traum . . . . . 506
2. Auf Feldwache . . . . 506

Ernst Thrasolt . . . . . 507
1. Reue . . . . . 507
2. Hochgang . . . . . 507
3. Gebet . . . . . 507

Weitere Dichter . . 505 506 507

f) Epische Lyrik . . . . . 508

Karl Spitteler (Olympischer Frühling) . . . . . 508

Börries von Münchhausen . 508
1. Straßenlied . . . . . 508
2. Avalun . . . . . 509
3. Der Marschall . . . . 509
4. Der Todspieler . . . 510

Agnes Miegel . . . . . 513
1. Liebe . . . . . 513
2. Agnes Bernauerin . . 513
3. Schöne Agnete . . . . 514
4. Die Nibelungen . . . 514

Seite

Lulu von Strauß und Torney 515
1. Letzte Ernte . . . . 515
2. Die Tulipan . . . . 516
3. Vorbei . . . . . 518
4. Totenlieder (1–2) . . 518
5. Spruch . . . . . 519

g) Weitere Frauenlyrik . 519
Ricarda Huch . . . . . 519
1. Sehnsucht . . . . . 519
2 Einig . . . . . 519
3. Unersättlich . . . . . 520
4. Aus dem Dreißigjährigen Krieg . . . . . 520
5. Heimatlos . . . . . 521
Isolde Kurz . . . . . 521
1. Wegwarte . . . . . 521
2. Die erste Nacht . . . 522
Ilse Franke . . . . . 522
1. Die Waise . . . . . 522
2. Fracht . . . . . 522
3. Meine Gedanken . . . 522
Andere dichtende Frauen . . 523

§ 53. Das Drama . . . . . 523
a) Ausgang des Realismus . . 523
Ludwig Anzengruber . . . 523
Adolf Wilbrandt . . . . . 523
Ernst von Wildenbruch . . 524
b) Das naturalistische Drama . 524
1 Ausländische Einflüsse . . 524
Henrik Ibsen . . . . . 524
L. Tolstoj und B. Björnson 525
2. G. Hauptmann . . . . 526
Die Weber . . . . . 526
Florian Geyer u. a . . 527
Die versunkene Glocke . . 527
Der arme Heinrich u. a. . 528
3. H. Sudermann . . . . 529
Die Ehre . . . . . 529
Heimat u a . . . . . 529
Frau Sorge u. a . . . 530
c) Das Drama der Lebens- und Tagesfragen . . . . . 530
O. E. Hartleben, M. Halbe, M. Dreyer, O. Ernst, L. Fulda, H Bahr . . . . . 530
d) Das symbolistische Drama . . 530
H. v. Hoffmannsthal . . . 531
E. Hardt und E Stucken . . 531
e) Das neuromantische Drama . 531
K. Hauptmann . . . . . 532

Seite

H. Eulenberg . . . . . 532
A. Schnitzler . . . . . 532
f) Die „Klassiker der Moderne“ . 532
Fr Wedekind . . . . . 532
A. Strindberg . . . . . 533
g) K. Schönherr . . . . . 533
h) Neuklassiker . . . . . 534
P Ernst . . . . . 534
S. Lublinski . . . . . 534
W. v. Scholz . . . . . 534

§ 54. Der Roman . . . . 535
a) Übergang zum naturalistischen Roman . . . . . 535
M. v. Ebner-Eschenbach . 535
Th. Fontane . . . . . 535
b) Sozialer, Zeit- u. Gesellschaftsroman . . . . . 536
M Kretzer, L Braun . . . 536
G. v. Ompteda, H Tovote . 537
c) Psychologischer Roman . . . 537
Th. Mann, (W. Schäfer) . . 537
G. Hermann, F. Philippi . . 538
H. Mann . . . . . 538
d) Berufs-, Erziehungs- und Entwicklungsroman . . . . 538
W. v. Polenz . . . . . 538
W. Siegfried, J. Wassermann 539
K. Hauptmann, M. Eyth . . 539
J. C. Heer, H Federer, A. Beyerlein . . . . . 539
H. Hesse, Fr. Huch, O. Ernst 539
W. Bonsels . . . . . 540

§ 55. Heimatkunst . . . . . 540
P. Rosegger . . . . . 540
Kl. Viebig . . . . . 540
N. Lambrecht . . . . . 541
Rud. H. Bartsch . . . . 541
E. Zahn . . . . . 541
H. Federer . . . . . 541
Fr Lienhard . . . . . 542
H. Hansjakob . . . . . 542
L. Finckh, L. Ganghofer . . 542
P. Dörfler u. a. . . . . 542
K. Hauptmann . . . . . 542
P. Keller . . . . . 542
H. Sohnrey, D Speckmann . 543
H Löns . . . . . 543
T Kröger, H. Voigt-Diederichs . . . . . 543
G. Fock . . . . . 543
G. Frenssen . . . . . 543

Seite

§ 56. Der neue geschichtliche Roman . . . . . 544
E. von Handel-Mazzetti . . 544
Ricarda Huch . . . . . 545
Ilse v. Stach u. a. . . . 546
W. Bloem . . . . . 546
Fr. Herwig, M. Brod . . 546
E. G. Kolbenheyer. . . . 546

§ 57. Der Frauenroman . . 547
Helene Böhlau . . . . . 547
Gabriele Reuter. . . . . 547
M. Herbert . . . . . 547
A. Günther . . . . . 547

§ 58. Ausklang . . . . . 547
H. Hesse, P. Keller, P. Ernst 548


## Zwölfte Periode. Die Gegenwart.


§ 59. Geistesströmungen . . 549

§ 60. Die Lyrik . . . . . 557
a) Rainer Maria Rilke . . . 557
1. Vigilie . . . . . 558
2. Der Panther . . . . . 558
3. Das Einhorn . . . . . 558
4. Die Blinde . . . . . 558
5. Ritter . . . . . 561
6. Wer du auch seist . . . 561
7. Der Nachbar . . . . . 561
8. Aus einer Sturmnacht . . 561
9. Horae Canonicae . . . 562
b) Otto zur Linde . . . . . 562
1. Gen Ostern . . . . . 562
2. Der Mond steht hinter meinem Haus . . . . . 563
3. Wenn ich lang nicht sang . 563
c) Ernst Lissauer . . . . . 564
1. Ich wandre heim vom Abendgang . . . . . 564
2. Spaziergang . . . . . 565
3. Das Grab . . . . . 565
4. Silhouetten (York, Stein, Blücher und Gneisenau) . 565
d) Kriegslyrik . . . . . 566
Hugo Zuckermann (Reiterlied) 566
Heinrich Lersch . . . . . 566
1. Soldatenabschied . . . 567
2. Heimweh . . . . . 567
3. Die Menschen tragen alle des Lebens schweres Gewicht . . . . . 568
Karl Bröger . . . . . 568
Joseph Winckler . . . . . 568
1. Aus den „Eisernen Sonetten (a—b) . . . . 569
2. Löwen und Basilisken . 570
Jakob Kneip . . . . . 570
1. Aus „Ein deutsches Testament“ . . . . . 570
2. Meine Mutter gebar mich 570
Gerrit Engelke (Allheimat) . 570
e) Andere Lyriker . . . . . 571
Ina Seidel, H. Zerkaulen . 571
P. Bauer, Leo Sternberg, Joh. v. Günther . . . . . 571
R. Knies . . . . . 572
f) Die Expressionisten . . . . 572
Theodor Däubler . . . . 572
1. Diadem . . . . . 572
2. Die Buche . . . . . 573
3. Winter . . . . . 573
4. Ost . . . . . 574
Georg Trakl . . . . . 574
1. In den Nachmittag geflüstert . . . . . 574
2. Der Herbst des Einsamen 574
3. Geistliche Dämmerung . 575
und andere . . . . . 575
Ernst Stadler . . . . . 575
1. Der Spruch . . . . . 575
2. Anrede . . . . . 575
Franz Werfel . . . . . 576
1. Fremde sind wir auf der Erde alle . . . . . 577
2. Warum, mein Gott? . 577
3. Lächeln, Atmen, Schreiten 578

§ 61. Prosa . . . . . 579

§ 62. Das Drama . . . . . 580
Karl Sternheim . . . . . 581
Georg Kaiser . . . . . 581
Reinh. J. Sorge . . . . . 582
Leo Weismantel . . . . . 583
Dietzenschmidt . . . . . 583
Karl Wagenfeld . . . . . 583
René Schickele. . . . . 584
Reinhold Goering . . . . 584
Fritz von Unruh . . . . . 584
Walther Hasenclever . . . 585
Fritz Droop . . . . . 585
Hans Johst . . . . . 585

Schlußwort . . . . . 586

Register . . . . . 587

# Achte Periode. Die Romantik.

## § 33. Geistesströmungen.

Um die Mitte des letzten Jahrzehnts des 18. Jahrhunderts entwickelte sich in einem Kreise junger Männer, deren geistiger Führer Friedrich Schlegel war, eine neue Auffassung der Kunst und des Lebens, die von der herrschenden klassizistischen Richtung immer weiter und immer schärfer abrückte. Anfangs wandten sich diese Neuerer, die sich den Zufallsnamen „Romantiker" beilegten, nicht feindlich gegen die Antike an sich, sondern nur gegen die einseitige Forderung, in ihr Maß und Richtschnur alles Schaffens erblicken zu sollen. Auch späterhin blieben sie Bewunderer jener großen Zeit — sie beschäftigten sich besonders eingehend mit der ästhetischen Würdigung Homers und der großen griechischen Tragiker —, wollten sie aber nur als eine Form künstlerischer Ausdrucksmöglichkeiten gegenüber zahlreichen anderen gelten lassen. Bald stellte Schlegel die neue romantische Dichtkunst bewußter der griechischen gegenüber, die nur das „Schöne" suche und ein im Kantischen Sinne „interesseloses Wohlgefallen" errege, während die neue Richtung das Ausdrucksvolle, Charakteristische und Individuelle erstrebe.

Damit war der fundamentale Unterschied der beiden wechselnden Kunstanschauungen angedeutet, die seit Anbeginn miteinander ringen: Hier Klassizismus — dort Romantik, hier Streben nach Gewinnung „schöner", d. h. ruhender, ausgeglichener, sinnlich befriedigender, allgemeingültiger Formen — dort das Ringen mit dem leidvoll Durchlebten, dem Bewegten, Erschütternden, Charakteristischen, Persönlichen. Diese beiden Auffassungsweisen[1] hatten in der ägyptischen, in der assyrischen, in der griechischen Kunst nacheinander sich gezeigt; sie sind für uns am sichtbarsten im griechischen Klassizismus und in der Gotik verkörpert; sie werden uns bewußt, wenn wir Gestalten eines Raffael neben denen eines Michelangelo, eines Tizian neben Matth. Grünewald sehen.

Natürlich waren die Gründer der neuen Schule sich nicht von vornherein klar über diese Unterschiede. Aber aus ihren theoretischen Erwägungen heraus, die in den ersten Jahren bei ihnen die dichterische Schaffenskraft lähmten, entwickelte sich immer klarer das Bild der zu erfüllenden Aufgaben. Besonders in Aug. W. Schlegels von 1798 bis 1800 erschienener Zeitschrift „Athenäum" (der Name ist noch klassisch!) enthüllte sich in mitunter freilich absichtlich paradoxen Fragmenten und Aufsätzen immer deutlicher der Sinn der Bewegung.

Man lernte sehen, daß der Klassizismus nur ein beschönigendes Bild der scheinbaren Wirklichkeit gab, und verlangte statt dessen eine tiefe Durchdringung und Erfassung des Lebens in allen seinen Seiten, in Höhe und

[1] Nietzsche hat sie „apollinisch—faustisch" genannt, Scheffler („Geist der Gotik") braucht die Bezeichnungen „griechisch—gotisch"; man könnte fast auch sagen „romanisch—germanisch".

Tiefe, auch das Unbewußte, das Geheimnisvolle, die Fülle der Bewußtseinsinhalte aller vergangenen Zeiten, das Ewige neben und in dem Zeitlichen. In diesem Sinne erklärt Eichendorff: „Die Romantik ist im Grunde nichts anderes als der sich immer wiederholende und nach den verschiedenen Nationalitäten mannigfach gestaltende Versuch, die große Aufgabe des Christentums, die Vermittlung des Ewigen und Irdischen auch auf dem Gebiete der Poesie annähernd darzustellen."

So ist es natürlich ein völlig falscher Vorwurf, daß die Romantik dem Wirklichen aus dem Wege gegangen sei. Im Gegenteil, die Wurzel des sog. Realismus ruht mehr in dieser Epoche als im Klassizismus. Aber man begnügt sich nicht mit der äußerlichen Naturhaftigkeit. Daher lehnt die neue Schule den äußerlichen Naturalismus des Sturmes und Dranges ab, so sehr auch sonst tausend Fäden zu dieser Geistesrichtung hinübergehen. Man sieht eben geheimnisvolle Zusammenhänge und wehrt sich vor allem gegen eine einseitige Auswahl. So heißt es in einem Fragment Schlegels: „Aus dem romantischen Gesichtspunkte haben auch die Abarten der Poesie, selbst die exzentrischen und monströsen, ihren Wert als Materialien und Vorübungen der Universalität, wenn nur irgend etwas darin ist, wenn sie nur original sind." [1]

Die neue Kunst will eben alles umspannen, Höhen und Tiefen des Lebens, und will sie in fortschreitender Entwicklung poetisch ausmünzen. In diesem Sinne ist Friedrich Schlegels berühmtes Programmwort aus dem „Athenäum" zu verstehen: „Die romantische Poesie ist eine progressive Universal-Poesie. Ihre Bestimmung ist nicht bloß, alle getrennten Gattungen der Poesie wieder zu vereinigen und die Poesie mit der Philosophie und Rhetorik in Berührung zu setzen; sie will auch Poesie und Prosa, Genialität und Kritik, Kunstpoesie und Naturpoesie bald mischen, bald verschmelzen, die Poesie lebendig und gesellig und das Leben und die Gesellschaft poetisch machen" usw.[2]

Die weltanschauliche Grundlage der neuen Bewegung ist die sog. „Wissenschaftslehre" des Philosophen **Johann Gottlieb Fichte**[3]. Er rückt das Ich in den Mittelpunkt alles Seienden. Erst das Ich schafft sich durch sein Denken die Umwelt und kann sie demnach in immer neuen Formen schaffen[4]. Diese in zündenden Worten vorgetragene Lehre wurde von den Romantikern mit Begeisterung aufgenommen und zur Richtschnur des künstlerischen Schaffens gewählt, das somit völlig frei und persönlich wurde; anfangs auch zur Richt-

---

[1] In diesem Sinne wirkt z. B. E. T. A. Hoffmann.

[2] Man hat gegen die Vorkämpfer der neuen Bewegung den Vorwurf erhoben, daß sie in ihren Worten zu selbstbewußt und weitgreifend seien; aber das ist schließlich ein Fehler, der sich bei allen jugendlichen Neuerern findet.

[3] Geb. am 19. Mai 1762 zu Rammenau in der Oberlausitz, 1794—1799 Professor der Philosophie zu Jena, das der Sitz der älteren romantischen Schule wurde, 1799—1814 in Berlin. Durch seine „Reden an die deutsche Nation" (Winter 1807/08) ist er der Erneuerer des deutschen Geistes und der geistige Vater der Freiheitsbewegung geworden.

[4] Neben Fichte wirkte vor allem Jos. Schelling (1775—1854), ein Studienfreund Friedr. Hegels und Hölderlins aus dem Tübinger Stift, durch die Erweiterung der „Wissenschaftslehre" zu einer Naturphilosophie, die Natur und Geist gleichsetzte („Natur ist sichtbarer Geist, Geist ist unsichtbare Natur"), in stärkstem Maße auf die Romantiker ein. Ihm schließt sich mit Wirklichkeitsbeobachtungen und Forschungen über die Nachtseiten des Lebens der feurige Norweger H. Steffens (1773—1845) an, der später in den Freiheitskriegen einen entscheidenden Anstoß zur Erhebung des deutschen Volkes gab. Von größter Bedeutung war ferner Friedr. Schleiermacher (1768—1834), der zwar kein eigenes System aufstellte, aber durch seine Schrift „Über die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern" die Abkehr von der rationalistischen Theologie und die Wiederbelebung echt religiösen Geistes auf Grund des Gefühls entscheidend beeinflußte.

schnur für das ganze Leben, indem alle sittlichen Vorschriften, besonders der herkömmlichen Gesellschaftsmoral, durch subjektives Ermessen des einzelnen umgestaltet werden konnten. Diese „Emanzipation des Geistes“ [1] richtete eine Zeitlang unglaubliche Verwirrung in den Köpfen an, bis sich aus dem Wesen der Romantik heraus die Anschauungen klärten und zu einer vertieften Religiosität führten.

Den tiefen Unterschied zwischen Klassizismus und Romantik, der auf den angedeuteten Grundlagen beruht und den Goethe mit den nicht verstehen wollenden und so viel Irrtum weckenden Worten vom Klassischen als dem Gesunden und dem Romantischen als dem Kranken zu bezeichnen versuchte, hat A. W. Schlegel mit folgenden Worten gekennzeichnet: „Die Poesie der Alten war die des Besitzes, die unsrige ist die der *Sehnsucht*; jene steht fest auf dem Boden der Gegenwart, diese wiegt sich zwischen Erinnerung und Ahndung.“ Damit hat er das Wort genannt, das an *erster* Stelle ein Merkmal der Romantik gibt. Die *Sehnsucht nach dem Unendlichen*, Unfaßbaren, nach Glück und Schönheit in jeder Form ist der Grundzug des neuen Geistes, die Sehnsucht, die süß und weh ist zu gleicher Zeit, da sie doch nie gänzliche Erfüllung finden kann. Aber einen Abglanz, eine Darstellung des *Unendlichen im Endlichen* kann doch die Poesie gewähren. Und so ist ihr ganzes Dichten ein ewiges *Wandern* im „Sternpfadtraume“ des Herzens nach diesem Ziele hin. In die blaue Ferne führt der Weg — denn hinter den blauen Bergen kann irgendwo ein Glück liegen. Das Symbol dieses geheimnisvoll irgendwo verborgenen, unendlichen Glückes hat *Novalis* in seinem Traum von der „blauen Blume“ geschaffen. Aber meist geht der Drang über irdische Glücksmöglichkeiten hinaus. Man fühlt, daß der Mensch kein alleinstehendes Wesen ist. Überall umschlingen ihn die unsichtbaren Fäden, die zwischen Diesseits und Jenseits geheimnisvoll geknüpft sind, so daß alle Gefühle der Seele, wie Schlegel sagt, „Hieroglyphen der einen ewigen Liebe“ sind. Es ist der Gedanke, den Goethe im letzten, durchaus romantischen Akt des „Faust“ ausspricht: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis.“ Aber eben als Gleichnis des Unendlichen ist auch das *ganze Leben* wert, mit sehnenden Armen umfangen zu werden. Als den Versuch einer Darstellung dieses vielgestaltigen Daseins schätzen die Romantiker den „Wilhelm Meister“ so außerordentlich, daß fast alle ihn irgendwie nachbilden, wie sie ja überhaupt den *jungen* Goethe als den „Statthalter der Poesie auf Erden“ preisen, während sie Schiller als Kant-Jünger ebenso nachdrücklich ablehnen.

Es ist ganz natürlich, daß diese Sehnsucht nach dem Unendlichen sich aufs engste der *Mystik* verwandt fühlt und gerade die aus den Abgründen der Seele quellende mittelalterliche neu belebt. Am höchsten steht ihnen freilich der von Tieck neu entdeckte Görlitzer Schuhmacher *Jakob Böhme* (1575 bis 1624) [2], dessen „Morgenröte im Aufgang“ in ihrer geheimnisvollen Symbolik auf fast alle Romantiker eingewirkt hat.

Von hier aus ist nur noch ein Schritt zum vertieften *Erfassen und Wiederbeleben des Religiösen* zunächst in der Kunst und dann auch im

[1] Hand in Hand damit geht eine „Emanzipation der Frau“, wie sie gleichzeitig Mme de Staël in Frankreich forderte. So finden wir zum erstenmal eine Reihe geistig hochstehender Frauen am kulturellen Leben Deutschlands beteiligt, *Karoline* und *Dorothea Schlegel*, die Schwestern *Günderode*, *Sophie Mereau*, *Bettina Brentano-Arnim*, die Jüdinnen *Rahel Levin* und *Henriette Herz*.

[2] Arnim erzählt aus dessen Leben in der 8. Novelle des „Wintergartens“.

Leben. Es ist der gleiche Zug, der auch in der französischen (Chateaubriands Génie du Christianisme) und italienischen Romantik (Manzonis I promessi sposi) sich zeigt. Hier finden wir den endgültigen Bruch mit der kalten und nüchternen Aufklärung. Der Weg führt aus dem philosophisch-metaphysischen Bedürfnis zur Erkenntnis der Bedeutung des Gefühls in der Religion (Schleiermacher), anderseits über die geheimnisvolle Poesie des mittelalterlichen Christentums und der katholischen Kirche und der christlichen Kunst zum Glauben selbst. Daher zeigt sich zunächst eine ästhetische Hinneigung zum Katholizismus, die bei einer Reihe tief veranlagter Naturen zu der Erkenntnis führt, daß hier die folgerichtigste Deutung des Weltwesens und die aufrichtigste Auseinandersetzung mit dem Jenseitsproblem liege. So finden wir z. B. bei dem jungen Tieck, bei Novalis und Schenkendorf eine offensichtliche Hinneigung zum Katholizismus, bei Görres, Brentano eine Rückkehr zu ihrem Kinderglauben und bei Fr. v. Stolberg, Zach. Werner, Fr. Schlegel den Übertritt zur Kirche. Aber auch im Protestantismus hat die Romantik jenes Wort des hl. Augustinus wieder zum Bewußtsein gebracht: Fecisti nos ad te, Deus, et inquietum est cor nostrum, donec quiescat in te.

Wir sahen oben, daß Schlegel gegenüber der Einseitigkeit des Klassizismus die Allseitigkeit der Romantik betont hatte. Aus diesem „Universalismus" heraus wenden ihre Vertreter sich nun besonders den lange vernachlässigten Gebieten der Dichtung und der bildenden Kunst zu, indem sie dabei vor allem an Herder anknüpfen. In großenteils meisterhaft eingefühlten Übersetzungen bringen sie dem deutschen Volke die größten Dichter zunächst des ausgehenden Mittelalters nahe. Shakespeare, Lope de Vega, Calderon, Cervantes, Camoëns, die großen Italiener Dante, Boccaccio, Ariosto und Tasso finden so eine dauernde Heimstätte bei uns; aber auch orientalische, indische und persische Poesie schlägt ihre Märchenaugen für uns auf. Über die genannten Dichter hin führt der Weg zum Mittelalter, dessen köstlichste Dichterblüten sich ebenso wieder öffnen, wie die verborgenen Schätze der Volkspoesie in Märchen, Sage und Lied wieder erschlossen werden. Und als man so einmal das Mittelalter wieder entdeckt hat, da läßt es die Romantiker nicht mehr los. Denn sie finden hier ein unbegrenztes Feld für ihr Sehnen nach geheimnisvoll verschleierter Schönheit und nach Vertiefung des Lebensgefühls in der Zeit, in der „alte Tradition, Liebe und Religion die verschiedensten Gemüter zu einem Interesse vereinigte". Der Glanz des Kaisertums, besonders der Hohenstaufenzeit, ersteht in der Dichtung zu neuer Pracht. Die alten Bilder und Bauwerke, deren tiefen Sinn der junge Goethe in Straßburg erfaßt, aber später wieder vergessen hatte, der gemütvolle Zauber altertümlicher Städte, besonders des Nürnbergs der Albrecht Dürer, Hans Sachs und Peter Vischer, zieht unwiderstehlich Dichter und Maler an. Auch die Poesie an Vergangenheit und Vergänglichkeit gemahnender grauer Burgruinen, deren schwermütige Schönheit bereits Rousseau empfunden hatte, wird für Deutschland geradezu entdeckt, und damit ist erst die Ausdeutung der „Rheinromantik", wie sie Arnim und Brentano besungen haben, ermöglicht. Naturgemäß erwächst aus dieser Betrachtung altdeutscher Macht und Herrlichkeit und dem Vergleich mit dem traurigen Tiefstand der napoleonischen Zeit eine Wiederbelebung des Nationalgefühls[1], ohne die das deutsche Volk nie die Kraft zu den

[1] Es entwickelt sich daraus auch die romantische Politik, die auf Erneuerung echten Deutschtums im mittelalterlichen Sinn und auf Wiederbelebung des Kaisertums ausgeht.

Befreiungskriegen gefunden hätte. Gerade diese Tatsache beweist, wie wenig der Vorwurf der Wirklichkeitsfremdheit auf die Romantik zutrifft.

Das Mittel endlich, mit dem der Romantiker allein der Erfüllung seiner Sehnsucht sich nähern kann, ist die Phantasie. Sie schwebt leichtfüßig über alle räumliche und zeitliche Entfernung hin, sie dringt in alle Tiefen des Unaussprechlichen ein und vergoldet auch das Unscheinbare mit märchenhaftem Glanze. Die lichte Klarheit der Antike läßt ihr keinen Spielraum, wohl aber das Zwielicht des Mittelalters. Darauf beruht auch die Abkehr vom sonnenhellen Tage und die Bevorzugung der Dämmerstimmungen, wie sie der verschwimmende Abendschein, die traumesweiche Nacht, der glückverheißende, noch umschleierte Morgen bringen. So sind auch die ahnungsreiche Werdezeit des jungen Frühlings oder der alle klaren Linien verwischende Herbst die Lieblingszeiten der Romantiker. Im „Aufzug der Romanze" aus dem „Kaiser Oktavian" hat Tieck die Formel geprägt für diese Richtung der Phantasie:

„Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangenhält,
Wundervolle Märchenwelt
Steig auf in der alten Pracht!"

Diese fesselose Phantasie kann natürlich den Menschen auch in die tiefsten Geheimnisse der Natur hineinführen, und so ist ein weiteres Kennzeichen der Zeit ein auch aus der Mystik genährtes verstärktes Naturgefühl. Dies wirkt vor allem auf ein immer größeres Erstarken der Lyrik, die ja auch am ersten eine ungehemmte und unmittelbare Aussprache des Menschen mit dem Unendlichen und Unfaßbaren ermöglicht. Freilich wird die Unmittelbarkeit oft wieder getrübt durch die auf der Neigung zur Volkskunst beruhende Vorliebe für Rollenlieder, in denen der Dichter in fremdem Gewande auftritt, als alter Sänger oder Handwerksbursche, als Jäger, Wanderer, Landsknecht. Eine Eigentümlichkeit der romantischen Lyrik, die auf der alle Möglichkeiten umfassenden Universalität beruht, ist ihre Vermengung der Sinnesempfindungen (die man in Frankreich später audition colorée genannt hat). Tieck hat sich zuerst darüber ausgesprochen: „Wie, wäre es nicht erlaubt, in Tönen zu denken und in Worten und Gedanken zu musizieren?" Er formt diese Anschauung zu den vielgenannten Versen:

„Liebe denkt in süßen Tönen,
Denn Gedanken stehn zu ferne;
Nur in Tönen mag sie gerne
Alles, was sie will, verschönen."

So „spricht" bei Brentano „der Töne Licht", und Eichendorff sagt: „Sind die Farben denn nicht Töne, sind die Töne denn nicht Schwingen?"

Dem Wesen des Subjektivismus in der Romantik entspricht es, daß das lyrische Element sich auch in alle andern Dichtungsgattungen drängt, nicht zu ihrem Vorteil. Die Romane und Novellen sind mit Liedern durchwoben, und oft lesen sich Prosastellen (etwa bei Novalis) rhythmisch wie ein Gedicht. Natürlich bewirkt dieser Einschlag eine Zersetzung der straffen Form. Aber was ist Form dem Romantiker? Er betrachtet sie nur als einen Notbehelf zur Darstellung seiner Gedanken und Empfindungen. So spielt er zwar mit vollem Register, aber damit zerfließt ihm gern der Zusammenhang. Und dann langweilt ihn auf einmal das angefangene Werk, das doch sein Wollen

nur unvollkommen ausdrückt, und er läßt es unvollendet liegen. Denn es brennt ihm ja auch schon wieder ein neues auf den Nägeln — dem es vielleicht ebenso ergeht. Der Rausch des Schaffens ist ihm alles, die Ausarbeitung ist Handwerk. Darum finden wir so viele Fragmente in dieser Zeit. Am nachteiligsten wirkt diese Formlosigkeit und Formmischung auf das Drama, das neben lyrischen starke epische Einschläge aufweist. Der bühnenmäßige Aufbau wird dabei völlig vernachlässigt. Man sucht nach Mitteln, alle Wirkungen aufs höchste gesteigert zu vereinigen. Aber vergebens. Kleist hat so seine beste Kraft an den „Robert Guiscard" verschwendet.

Verhängnisvoll für das Drama vor allem wurde die völlige Subjektivität des Dichters, der mitunter selbst in das Geschehen eingriff, um seine Unbeschränktheit gegenüber dem Stoffe zu zeigen. Man wollte eben als echter Künstler, wie Tieck sagt, „unbefangen über dem Ganzen schweben". Daraus erwuchs jene „stete Selbstparodie", die bewußt die eigene Dichtung zersetzt und die man „romantische Ironie" genannt hat. Schon Jean Paul wendet sie mit Vorliebe an; ihm folgen besonders Brentano, Hoffmann und Eichendorff. Im zweiten Teile des „Godwi" macht sich Brentano auf, um sich von seinem Helden den Stoff zur Fortsetzung geben zu lassen. Dieser erläutert mit spöttischen Bemerkungen seine eigene Geschichte und zeigt ihm z. B. den „Teich, in den ich Seite 266 im 1. Bande falle". Hoffmann verschmilzt zwei Erzählungen, als habe der Buchbinder die Bogen verwechselt, und in Eichendorffs „Viel Lärmen um nichts" ruft der Prinz Romano: Mein Gott: Graf Leontin — aus „Ahnung und Gegenwart" [1].

In derselben Novelle wird der „Herr Publikum" köstlich verspottet, während in „Krieg den Philistern" die Hiebe nach beiden Seiten fallen, so daß auch die „Poetischen" ihr Teil abbekommen. Es ist der erbitterte Kampf des sich ihr überlegen fühlenden Genies mit der Menge, der in der ganzen romantischen Literatur sich spiegelt und in Brentanos „Der Philister vor, in und nach der Geschichte" seine schärfste Ausprägung erfährt.

Die romantische Ironie ist nur ein Ausfluß des ungeheuren Kraftgefühls, das die Romantiker beseelte. Dieser überquellende Reichtum zeigt sich nicht nur in der Dichtung. Auch alle andern Künste werden von dem neuen Geiste erfüllt. Nur in der Baukunst, die längere Zeit zur Einstellung braucht, kommt man nicht zu einem neuen Stil. Aber die Malerei wendet sich entschlossen vom Klassizismus ab. Sie sucht ebensosehr die Gefühlswerte zu betonen, wie sie in ihrer Stoffwahl romantische Stimmungen bevorzugt, die Landschaft neu beseelt und vor allem auch aus mittelalterlicher Überlieferung, aus Sagen und Märchen Motive übernimmt. In diesem Sinne wirken Phil. Otto Runge, Phil. Veit, Peter Cornelius und vor allem Moritz von Schwind, der die Innigkeit volkstümlichen Empfindens am unvergänglichsten gestaltet hat. Das neuerwachte christliche Empfinden leitet die Kunst der unter Führung Friedr. Overbecks entstandenen Schule der „Nazarener".

Noch stärker zeigt sich der romantische Einfluß naturgemäß in der Musik, die sich ebenso von der zierlichen Spielerei des Rokoko wie von der gedanklich klaren Komposition des Klassizismus abwendet und die volle Tiefe des

[1] Verfeinert ist die romantische Ironie z. B. im „Taugenichts", wo die leise Selbstironie der Ich-Erzählung den letzten Rest von ihr darstellt.

deutschen Gemüts in wundervollem Melodienreichtum erschöpft. Wie Phil. Otto Runge zugleich Dichter, so ist Hoffmann gleichzeitig Musiker. Und auch die andern Großen auf diesem Gebiete stehen in innigster Verbindung mit der Poesie. Das deutsche Lied, das von nun ab die Welt erobert, wird durch Verbindung von Lyrik und Musik geschaffen und findet Meister wie Franz Schubert, Robert Schumann und Robert Franz. Der Romantik verdanken wir auch die Entstehung der deutschen volkstümlichen Oper, deren unvergängliches Erstlingswerk Karl Maria von Weber in seinem „Freischütz" geschaffen hat. Andere, wie G. A. Lortzing, schließen sich ihm an.

Doch damit ist der Wirkungskreis der Romantik noch nicht erschöpft. Den nachhaltigsten und entscheidendsten Einfluß übte sie auf die Wissenschaft aus. Die Beschäftigung mit dem Mittelalter und dem Orient weckte zum erstenmal einen wirklich historischen Sinn. Die geschichtliche Betrachtungsweise erschien bedeutungsvoll für alle Zweige des Studiums. Es entstand die Germanistik, die in den Brüdern Grimm, in Fr. H. von der Hagen, L. Uhland und besonders K. Lachmann bedeutende Vertreter fand und die versunkene Herrlichkeit deutscher Poesie nicht nur genießend, sondern auch kritisch betrachtete. Im Zusammenhang damit wuchs auch die vergleichende Sprachwissenschaft, die durch Fr. Schlegels indische Studien wesentlich angeregt wurde und zunächst die deutsche und französische Sprache in ihrer Entwicklung untersuchte. Noch weiter steckte sich Wilhelm von Humboldt das Ziel. Er verstand unter Philologie die Wissenschaft von der Nationalität eines Volkes in allen ihren Äußerungen. Aber auch die Naturwissenschaft beginnt nun ihren Höhenweg. Besonders die rätselhaften Nachtseiten der Natur lenken die Aufmerksamkeit auf sich. Elektrizität, Galvanismus und Magnetismus locken mit geheimnisvoller Macht. Ebenso wurzelt der Entwicklungsgedanke, der im 19. Jahrhundert die entscheidenden Fortschritte dieses Wissenszweiges hervorrufen sollte, in der Romantik.

Wir haben den Betrachtungen über die Geistesströmungen in der Romantik einen verhältnismäßig breiten Raum widmen müssen. Das liegt einmal daran, daß über keine Zeit so verworrene Vorstellungen herrschen, da keine so schwer in ihren Wurzeln zu erkennen ist. Dann aber auch daran, daß wir in ihr tatsächlich die reichste, vielseitigste und gedankenschwerste Strömung sehen, die im deutschen, ja im europäischen Geistesleben zu beobachten ist. Von ihren Anregungen zehrt das ganze Jahrhundert, und auch als ihre Blütezeit vorbei ist, gehen ihre verblaßten und leider oft auch verwässerten Ausläufer immer noch neben den neuen Wegen her. Ja, ihre Gedanken sind auch heute noch, allerdings wieder im vertieferen Sinne, stark genug, befruchtend auf die Kunst der Gegenwart einzuwirken.

## § 34. Vorläufer der Romantik.

Zwei bedeutende Dichter, die der romantischen Schule nicht angeschlossen sind, gehören ihrem inneren Wesen nach doch großenteils der neuen Geistesrichtung an, Jean Paul und Hölderlin.

### a) Jean Paul

wühlt wie die Romantiker in unerschöpflichen poetischen Schätzen, ohne doch je die Kraft der Konzentration zu besitzen, die abgeschlossene Kunstwerke hervor-

bringt. „Er hält", nach Schillers richtigem Urteil, „seinen Reichtum nicht zu Rate", seinen Reichtum an Ideen, Gleichnissen, Bildern, an Witz und Laune, an köstlichem Humor, an großer Fähigkeit scharfer Charakterschilderung, an reicher Phantasie und zarter Empfindung. Die quellende Fülle der Worte und Gedanken verführt ihn zur Formlosigkeit, läßt Verwicklungen entstehen, die nicht gelöst werden, stürzt ihn in Unwahrscheinlichkeiten und Widersprüche. Und in seiner Selbstironie greift der Erzähler immer wieder in den verschiedensten Gestalten in seine Romane ein, führt Mißverständnisse herbei, läßt Doppelgänger auftreten, bis die Handlung zu flimmernden Lichtern zerfließt.

**Jean Paul** Friedrich Richter wurde als Sohn eines dürftig gestellten Lehrers und späteren Dorfpfarrers 1763 zu Wunsiedel bei Bayreuth geboren und verlebte entbehrungsreiche Knaben- und Jünglingsjahre; erst von 1804 ab bis zu seinem im Jahre 1825 in Bayreuth erfolgten Tode war seine Lage sorgenlos. Durch ausgedehnte Lektüre gebildet, machte er aus den gelesenen Büchern Auszüge, die er in seinem „Zettelkasten" sammelte und in seinen Romanen, nicht immer zum Vorteil, verwertete. Die engen Verhältnisse seiner Jugendzeit brachten ihn zu „einer eigenen Vorneigung zum Häuslichen, zum Klein- und Stillleben", die ihn niemals verlassen hat. Zu den bekanntesten Romanen gehören: „Hesperus oder 45 Hundspostage" (zu dem ihm der Stoff vorgeblich in bestimmten Zeiträumen von einem Hunde gebracht wird), „Leben des Quintus Fixlein", eine Darstellung seiner eigenen dürftigen Verhältnisse bis zur Verheiratung, „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten Siebenkäs". Sein Hauptwerk, das bewußt dem „Wilhelm Meister" entgegengestellt ist, der „Titan", ist in seiner weitläufigen Anlage für uns kaum noch genießbar, während wir immer noch an den Zwillingsbrüdern in den unvollendeten „Flegeljahren", sowie an der Prachtgestalt des „Schulmeisterleins Wuz" uns erfreuen können, obwohl er auch hier jeweilig auf die „Dampfbäder der Rührung" „Kühlbäder der Satire" folgen läßt. Somit ist es schwer, den Weg zu Jean Paul zu finden; aber dennoch haben gerade unsere Besten ihn immer am höchsten geschätzt, und alle großen Erzähler des 19. Jahrhunderts, von E. T. A. Hoffmann bis zu G. Keller und W. Raabe, sind bei ihm in die Schule gegangen.

## b) Hölderlin.

In allem das Gegenstück zu Jean Paul, ohne den irrlichtelierenden Humor, ohne die Selbstironie und Formlosigkeit der Romantiker, ja einer der sorgsamsten Meister der Form, die sich völlig an antiken Vorbildern geschult hat, war der Schwabe Joh. Christ. **Friedrich Hölderlin.** Aber dennoch war er Romantiker in der ausgesprochenen, ins Maßlose gesteigerten Subjektivität, der Überempfindlichkeit des Gefühlslebens, der ungeheuren Sehnsucht nach allen Schönheiten des Lebens und der Kunst, einer Sehnsucht, an deren Allgewalt sein zarter Geist zerbrach.

Geboren 1770 zu Lauffen in Württemberg, machte er den Entwicklungsgang der protestantischen Theologen seines Heimatlandes durch, studierte auf dem Seminar zu Maulbronn und dann im Tübinger Stift, wo er mit Hegel und Schelling verkehrte. Aber er brachte nicht die Kraft auf, seine Prüfungen ganz zu bestehen, und führte nun ein qualvolles Leben als Hauslehrer, zuerst, von Schiller empfohlen, bei der Familie von Kalb, dann bei dem Frankfurter

Bankier Gontard. Zu dessen Gemahlin, die er als Diotima in seinen Dichtungen verherrlicht, empfand er eine unglückliche, weil unerwiderte Liebe. Noch weiter umhergetrieben, verfiel er durch die Nachricht von ihrem Tode in Geistesstörung, zu der Schillers herbe Kritik seiner Dichterpersönlichkeit schon den Grund gelegt hatte. Noch einundvierzig Jahre widerstand sein Körper dem umnachteten Geist, bis er 1843 zu Tübingen von seiner Qual erlöst wurde.

Hölderlin begann als Schüler Klopstocks und Schillers in antiken Gedichten und immer melodischeren freien Rhythmen. Aber die überkommene Form wurde ihm nur Gefäß für seine durchaus romantischen Gefühle. Sehnsucht nach dem Glück, flehende Bitten „an die Parzen", ihm nur einen Sommer, einen Herbst „zu reifem Gesange zu gewähren", immer schmerzvollere Klagen um das schwindende Lebensgefühl und zuletzt trostlose Verzweiflung rufen aus seinen Versen. Die gleiche Stimmung bildet den Grundakkord zu seinem lyrischen Roman „Hyperion", der in Briefform modern romantisches Empfinden ins neue Griechenland verlegt. Der Jüngling Hyperion sieht seine Ideale eines nach dem andern untergehen; seine Geliebte Diotima stirbt, er selbst flieht zuletzt (wie die Helden so vieler romantischen Romane) die Welt und wird Einsiedler, im pantheistischen Sinne „Priester der göttlichen Natur". Hier, wie in dem gewaltigen Tragödienfragment „Der Tod des Empedokles", klingt auch die Sprache in seltenem Wohllaut und wehmutsvoller Tiefe. Es ist da ein ganz Großer aus dem Reiche der Dichtkunst am Leben zerschellt.

### 1. Hyperions Schicksalslied.

Ihr wandelt droben im Licht
Auf weichem Boden, selige Genien!
Glänzende Götterlüfte
Rühren euch leicht,
Wie die Finger der Künstlerin
Heilige Saiten.

Schicksallos, wie der schlafende
Säugling, atmen die Himmlischen;
Keusch bewahrt
In bescheidener Knospe
Blühet ewig
Ihnen der Geist,
Und die seligen Augen
Blicken in stiller,
Ewiger Klarheit.

Doch uns ist gegeben,
Auf keiner Stätte zu ruhn:
Es schwinden, es fallen
Die leidenden Menschen
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Wasser von Klippe
Zu Klippe geworfen,
Jahrlang ins Ungewisse hinab.

### 2. Menschenbeifall.

Ist nicht heilig mein Herz, schöneren Lebens voll,
Seit ich liebe? Warum achtetet ihr mich mehr,
Da ich stolzer und wilder,
Wortereicher und leerer war?

Ach, der Menge gefällt, was auf den Marktplatz taugt,
Und es ehret der Knecht nur den Gewaltsamen;
An das Göttliche glauben
Die allein, die es selber sind.

### 3. Des Morgens.

Vom Taue glänzt der Rasen, beweglicher
Eilt schon die wache Quelle; die Birke neigt
Ihr schwankes Haupt, und im Geblätter
Rauscht es und schimmert; und um die grauen
Gewölke streifen rötliche Flammen dort,
Verkündende, sie wallen geräuschlos auf,
Wie Fluten am Gestade, wogen
Höher und höher, die wandelbaren.

Komm nun, o komm, und eile mir nicht zu schnell,
Du goldner Tag, zum Gipfel des Himmels fort!
Denn off'ner fliegt, vertrauter dir mein Auge, du Freudiger! zu, solang' du
In deiner Schöne jugendlich blickst und noch
Zu herrlich nicht, zu stolz mir geworden bist;
Du möchtest immer eilen, könnt' ich,
Göttlicher Wanderer, mit dir! — doch lächelst
Des frohen Übermütigen du, daß er
Dir gleichen möchte; segne mir lieber denn
Mein sterblich Tun und heitre wieder,
Gütiger! heute den stillen Pfad mir!

### 4. An die Natur.

Da ich noch um deinen Schleier spielte,
Noch an dir wie eine Blüte hing,
Noch dein Herz in jedem Laute fühlte,
Der mein zärtlich bebend Herz umfing;
Da ich noch mit Glauben und mit Sehnen
Reich wie du vor deinem Bilde stand,
Eine Stelle noch für meine Tränen,
Eine Welt für meine Liebe fand;

Da zur Sonne noch mein Herz sich wandte,
Als vernähme seine Töne sie,
Und die Sterne seine Brüder nannte
Und den Frühling Gottes Melodie;
Da im Hauche, der den Hain bewegte,
Noch dein Geist, dein Geist der Freude sich
In des Herzens stiller Welle regte:
Da umfingen goldne Tage mich.

Wenn im Tale, wo der Quell mich kühlte,
Wo der jugendlichen Sträuche Grün
Um die stillen Felsenwände spielte
Und der Äther durch die Zweige schien;
Wenn ich da, von Blüten übergossen,
Still und trunken ihren Odem trank
Und zu mir, von Licht und Glanz umflossen,
Aus den Höhn die goldne Wolke sank;

Wenn ich fern auf nackter Heide wallte,
Wo aus dämmernder Geklüfte Schoß
Der Titanensang der Ströme schallte
Und die Nacht der Wolken mich umschloß;
Wenn der Sturm mit seinen Wetterwogen
Mir vorüber durch die Berge fuhr
Und des Himmels Flammen mich umflogen:
Da erschienst du, Seele der Natur.

Oft verlor ich da mit trunknen Tränen
Liebend — wie nach langer Irre sich
In den Ozean die Ströme sehnen —,
Schöne Welt, in deine Fülle mich.
Ach! da stürzt' ich mit den Wellen allen
Freudig aus der Einsamkeit der Zeit,
Wie ein Pilger in des Vaters Hallen,
In die Arme der Unendlichkeit. —

Seid gesegnet, goldne Kinderträume!
Ihr verbargt des Lebens Armut mir,
Ihr erzogt des Herzens gute Keime;
Was ich nie erringe, schenktet ihr.
O Natur! an deiner Schönheit Lichte,
Ohne Müh und Zwang, entfalteten
Sich der Liebe königliche Früchte
Wie die Ernten in Arkadien.

Tot ist nun, die mich erzog und stillte,
Tot ist nun die jugendliche Welt,
Diese Brust, die einst ein Himmel füllte,
Tot und dürftig wie ein Stoppelfeld.
Ach! es singt der Frühling meinen Sorgen
Noch wie einst ein freundlich tröstend Lied,
Aber hin ist meines Lebens Morgen,
Meines Herzens Frühling ist verblüht.

Ewig muß die liebste Liebe darben;
Was wir lieben, ist ein Schatten nur.
Da der Jugend goldne Träume starben,
Starb für mich die freundliche Natur.
Das erfuhrst du nicht in frohen Tagen,
Daß so ferne dir die Heimat liegt;
Armes Herz, du wirst sie nie erfragen,
Wenn dir nicht ein Traum von ihr genügt.

### 5. Abendphantasie.

Vor seiner Hütte ruhig im Schatten sitzt
Der Pflüger; dem Genügsamen raucht sein Herd.
Gastfreundlich tönt dem Wandrer im
Friedlichen Dorfe die Abendglocke.

Wohl kehren jetzt die Schiffer zum Hafen auch;
In fernen Städten fröhlich verrauscht des Markts
Geschäft'ger Lärm; in stiller Laube
Glänzt das gesellige Mahl den Freunden.

Wohin denn ich? Es leben die Sterblichen
Von Lohn und Arbeit; wechselnd in Müh' und Ruh'
Ist alles freudig; warum schläft denn
Nimmer nur mir in der Brust der Stachel?

Am Abendhimmel blühet ein Frühling auf;
Unzählig blühn die Rosen, und ruhig scheint
Die goldne Welt. O, dorthin nehmt mich,
Purpurne Wolken! Und mögen droben

In Licht und Luft zerrinnen mir Lieb' und Leid! —
Doch, wie verscheucht von törichter Bitte, flieht
Der Zauber; dunkel wird's, und einsam
Unter dem Himmel, wie immer, bin ich.

Komm du nun, sanfter Schlummer! Zuviel begehrt
Das Herz; doch endlich, Jugend, verglühst du ja,
Du ruhelose, träumerische!
Friedlich und heiter ist dann das Alter.

### 6. Die Nacht.

Ringsum ruhet die Stadt, still wird die erleuchtete Gasse,
Und, mit Fackeln geschmückt, rauschen die Wagen hinweg.
Satt gehn heim, von Freuden des Tags zu ruhn, die Menschen,
Und Gewinn und Verlust wäget ein sinniges Haupt
Wohlzufrieden zu Haus; leer steht von Trauben und Blumen,
Und von Werken der Hand ruht der geschäftige Markt.
Aber das Saitenspiel tönt fern aus Gärten; vielleicht daß
Dort ein Liebender spielt oder ein einsamer Mann
Ferner Freunde gedenkt und der Jugendzeit; und die Brunnen,
Immer quellend und frisch, rauschen an duftendem Beet.
Still in dämmriger Luft ertönen geläutete Glocken,
Und, der Stunden gedenk, rufet ein Wächter die Zahl.
Jetzt auch kommet ein Wehn und regt die Wipfel des Hains auf,
Sieh! und das Ebenbild unserer Erde, der Mond,
Kommet geheim nun auch; die schwärmerische, die Nacht kommt;
Voll mit Sternen, und wohl wenig bekümmert um uns
Glänzt die erstaunende dort, die Fremdlingin unter den Menschen,
Über Gebirgeshöhn traurig und prächtig herauf.

## § 35. Die ältere Romantik.

Die Gruppe der älteren Romantiker, die sich in Jena zu einem Bunde zusammenschlossen und gemeinsam ihre Ideen entwickelten, stellt im wesentlichen die Theoretiker und Anreger der Bewegung dar. Über dem Suchen nach neuen Wegen kamen sie vielfach nicht recht zur eigenen dichterischen Tätigkeit, oder sie blieben in großangelegten Entwürfen stecken, da andere Ziele sie von der Vollendung weglockten. Es sind die beiden Brüder Schlegel

und ihre Frauen Karoline und Dorothea, ferner Novalis, Tieck und Wackenroder, zu denen noch die schon genannten Philosophen Fichte, Schelling und Schleiermacher zu rechnen wären.

### a) August Wilhelm Schlegel (1767—1845),

geb. zu Hannover 1767, beteiligte sich als vielseitiger Rezensent an Schillers „Horen" und am „Musenalmanach" und wurde durch dessen Einfluß 1798 Professor zu Jena, wo er mit seinem Bruder die Zeitschrift „Athenäum" herausgab. In den Wintermonaten 1801—1804 hielt er in Berlin seine berühmten „Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst", die seine beste kritisch-ästhetische Leistung sind, wertvoller als die Wiener Vorlesungen (1807—1808) über „Dramatische Kunst und Literatur". Weniger bedeutend ist er durch seine Lieder, Sonette, Romanzen („Arion") und seine Tragödie „Jon", die nach Goethes „Iphigenie", aber ohne Goethes Geist angelegt ist, als durch die meisterhafte, genau „die feine Mittellinie zwischen der Treue gegen das Original und der Treue gegen das einheimische Sprach- und Formgesetz" innehaltende Übersetzung Calderons und Shakespeares und durch seine „Blumensträuße der italienischen, spanischen und portugiesischen Poesie". Es ist sein größtes Verdienst, durch die vortreffliche Übersetzung (1797—1810) von 17 Dramen Shakespeares — Tiecks Tochter Dorothea übersetzte später 6 Stücke, ihr Gatte Graf Baudissin deren 13 — die Werke des großen englischen Dichters zum geistigen Eigentum des deutschen Volkes gemacht zu haben.

Von 1804 an war er Freund und Reisebegleiter der von Napoleon verbannten französischen Schriftstellerin Frau von Staël, die zuerst in Frankreich Verständnis für deutsche Dichtung geweckt hat (De l'Allemagne, 1810). 1818 wurde er als Professor der Kunstgeschichte und Literatur an die neue Universität Bonn berufen, wo er nach eifrigem Studium der indischen Literatur 1845 starb.

Einen großen Anteil an A. W. Schlegels gesamtem Schaffen muß man seiner Gattin Karoline (geb. Michaelis, verw. Böhmer) zuschreiben, die ihn nach siebenjähriger Ehe 1803 verließ, um Schellings Gemahlin zu werden. Nach ihrer Scheidung merkt man ein deutliches Nachlassen in Schlegels Produktionskraft.

In der Fremde. Das Sonett.

#### 1. Sibylle.

(Vergil. Aen. III, 441 und VI, 45.)

Einsam in der Felsenhöhle,
Tiefen Ernst in keuscher Seele,
Wohnte Phöbus' Priesterin.
Oft in stiller Nächte Hüllen
Nahte sich der Gott Sibyllen,
Zu erleuchten ihren Sinn.

Staunend fiel sie vor ihm nieder,
Ihr erschauerten die Glieder,
Die der hohe Gast durchdrang,
Und sie öffnete die Lippen,
Und es schollen rings die Klippen
Von prophetischem Gesang.

Auf geweihte Palmenblätter
Grub sie dann den Spruch der Götter,
Von Apoll ihr offenbart.
Vieler Menschen Söhne kamen,
Fragten, lasen und vernahmen,
Was der Zukunft Schoß bewahrt.

Aber öfters fuhr der Flügel
Eines Sturmwinds, trotz dem Riegel
Ihrer Pforte, durch die Gruft,
Ach! und riß die leichten Blätter,
Ohne Schutz und ohne Retter,
Sausend in die öde Luft.

Die Prophetin, unbekümmert
Um ihr Werk, vom Sturm zertrümmert,
Haschte keines je zurück.
Wer von ihr in bangen Nöten
Trost gehofft und Trost gebeten,
Fluchte dann auf sein Geschick.

Weisheit läßt nicht mit sich scherzen;
Menschen, haltet fest im Herzen
Die Orakel der Vernunft!
Weh', wenn vor der Lüfte Toben
Maß und Ordnung weggestoben:
Hoffet keine Wiederkunft.

### 2. Dante.

Wes ist das Lied, das mit geweihten Zungen
Des Weltalls Höhn und Tiefen ernst verkündet;
Erst langsam durch des Abgrunds Nacht sich windet,
Der Prüfung Gipfel kühner schon errungen;

Dann, neu gekräftigt, himmelan gedrungen,
Daß Religion und Poesie verbündet,
Noch nie so cherubinengleich entzündet,
Sich mit den Sphären schwungen und erklungen?

Zugleich der Tempel und des Baues Meister,
Schuf dies lebend'ge Grabmal seiner Liebe,
Die er, beseligt, Beatrice nannte,

Verbannt hier, Bürger nur im Reich der Geister,
Wo in der Gottheit Schaun die Kraft dem Triebe
Nicht mehr erliegen muß, der große Dante.

### 3. Ave Maria.

Die Jungfrau ruht, nur Demut ihr Geschmeide,
Im Abendschatten an der Hütte Tor.
Sie weiß nicht, daß sie Gott zur Braut erkor,
Doch stilles Sinnen ist ihr Seelenweide.

Doch sieh! ein Jüngling tritt im lichten Kleide,
Den Palmenzweig in seiner Hand, hervor.
Voll süßen Schauers bebet sie empor,
Denn seine Stirn ist Morgenrot der Freude.

„Gegrüßt Maria!" tönt sein holder Mund
Und tut das wundervolle Heil ihr kund,
Wie Kraft von oben her sie soll umwallen.

Und sie, die Arm' auf ihre Brust gelegt,
Wo sich's geheim und innig liebend regt,
Spricht: „Mir geschehe nach des Herrn Gefallen."

## b) Friedrich Schlegel (1772—1829),

geb. zu Hannover 1772, war anfangs für den Kaufmannsstand bestimmt, widmete sich dann nach umfangreichen, aber planlosen Studien der Schriftstellerei. Zuerst veröffentlichte er Schriften und Aufsätze über antike, besonders griechische Dichtung. Dann wurde er als Mitherausgeber des „Athenäums" der Führer der Romantik. Die Mehrzahl der dort veröffentlichten „Fragmente" und „Ideen" stammt von ihm. Nach unstetem Wanderleben (Jena, Berlin, Jena, Paris, Köln) fand er endlich 1808 einen festen Wohnsitz zu Wien, wo er 1811 und 1812 die beste romantische Zeitschrift, das „Deutsche Museum", herausgab. Weiter veröffentlichte er seine „Geschichte der alten und neuen

Literatur" (1815—1822). 1828 hielt er in Dresden seine letzten Vorlesungen. Er starb mit der Feder in der Hand 1829, teils vergessen, teils angefeindet, da er 1808 mit seiner Gattin Dorothea zum Katholizismus übergetreten war. Auch Friedrich ist als schaffender Dichter wenn auch nicht ohne Begabung, so doch von geringerem Werte. Sein Roman „Lucinde", der 1798 erschien, ist berüchtigt wegen seiner Verherrlichung der freien Liebe und auch als Kunstwerk (Anlehnung an Goethes „Meister") nicht hervorragend. Unbrauchbar ist seine Tragödie „Alarcos". Desto Wertvolleres leistete er als vielseitiger und geistvoller Anreger, als Bahnbrecher für die Sanskritstudien bzw. die Orientalistik („Über Sprache und Weisheit der Inder", 1808) und als Begründer der wissenschaftlichen Literaturgeschichte. In seinen letzten Werken strebte er dahin, „die göttliche Gewalt der Kirche in allen Wissenschaften und Lebensbeziehungen zu enthüllen und zum Bewußtsein seiner nach allen Richtungen hin zerfahrenen Zeit zu bringen".

Friedrichs Gattin wurde im Jahre 1804 die bedeutendste Frau der Romantik: Dorothea, die Tochter des berühmten jüdischen Aufklärers Moses Mendelssohn, des Freundes Lessings. Sie war neun Jahre älter als Schlegel. Vielseitig gebildet, heiratete sie den Bankier Veit; ihre Söhne Johannes und Philipp (der Maler) wurden später ebenfalls katholisch. Im Jahre 1798 lernte sie Friedrich kennen, 1803 trennte sie sich nach langen Kämpfen von ihrem Gatten, wurde protestantisch und vermählte sich bald darauf mit Schlegel. Sie wurde sein Leitstern und die Anregerin zu seiner Arbeit. Sie selbst schrieb einen fragmentarischen Roman „Florentin", der auf „Wilhelm Meisters Spuren" alle Merkmale der Romantik trägt. Sie war eine Frau mit häßlichem Gesicht, aber mit einer Seele voller Feuer und von unbeirrbarem Streben nach dem Höchsten, das sie zuletzt in tiefer Frömmigkeit zu Gott hinführte. Sie starb 1839 zu Frankfurt bei ihrem Sohne Philipp Veit.

Deutscher Sinn. Gelübde. Die Gebüsche. Im Spessart.

### 1. Der Wanderer.

Sanfte Ebb' und hohe Flut
Tief im Mut,
Wandr' ich so im Dunkel weiter,
Steige mutig, singe heiter,
Und die Welt erscheint mir gut.

Alles Reine
Seh' ich mild im Widerscheine,
Nichts verworren
In des Tages Glut verdorren:
Froh umgeben, doch alleine.

### 2. Im Walde.

Windesrauschen, Gottes Flügel,
Tief in kühler Waldesnacht;
Wie der Held in Rosses Bügel
Schwingt sich des Gedankens Macht,
Wie die alten Tannen sausen,
Hört man Geisteswogen brausen.

Ewig's Rauschen sanfter Quellen
Zaubert Blumen aus dem Schmerz;
Trauer, doch in linden Wellen,
Schlägt uns lockend an das Herz;
Fernab hin der Geist gezogen,
Die uns locken, durch die Wogen.

Drang des Lebens aus der Hülle,
Kampf der starken Triebe wild,
Wird zur schönsten Liebesfülle,
Durch des Geistes Hauch gestillt.
Schöpferischer Lüfte Wehen
Fühlt man durch die Seele gehen.

Windesrauschen, Gottes Flügel,
Tief in dunkler Waldesnacht!
Freigegeben alle Zügel,
Schwingt sich des Gedankens Macht,
Hört in Lüften ohne Grausen
Den Gesang der Geister brausen.

### 3. Das versunkne Schloß.

Bei Andernach am Rheine
Liegt eine tiefe See;
Stiller wie die ist keine
Unter des Himmels Höh'.
Einst lag auf einer Insel
Mitten darin ein Schloß,
Bis krachend mit Gewinsel
Es tief hinunter schoß.

Da find't nicht Grund noch Boden
Der Schiffer noch zur Stund,
Was Leben hat und Odem,
Ziehet hinab der Schlund. —
So schritten zween Wandrer
Zu Abend da heran,
Zu ihnen trat ein andrer,
Bot ihnen Gruß fortan.

„Könnt, wie vor grauen Tagen
Das Schloß im See versank,
Ihr mir die Kunde sagen,
So habet dessen Dank.
Ich wandre schon seit Jahren
Die Lande aus und ein,
Manch Wunder zu bewahren
In meines Herzens Schrein."

Der jüngste von den zween
Bereit der Frage war,
Er sprach: „Das soll geschehen,
So wie ich's hörte zwar:
Als noch die Burgen stunden,
Lebt' da ein Ritter gut,
In Trauer fest gebunden,
Grämt er den stolzen Mut.

Warum er das muß dulden,
Hat keiner noch gesagt;
Ob alter Väter Schulden
Ihm das Gericht gebracht,
Ob eigne Missetaten
Ihn rissen in den Schlund,
Wo keiner ihm mag raten,
In offnen Grabes Mund."

So sprach von jenen Leiden
Der jüngste an dem Ort,
Der Fremdling dankt den beiden,
Als dankt' er wohl dem Wort.
Der Alte sprach: „Mit nichten,
Wie sprichst du falsch, o Sohn!
Es soll der Mensch nicht richten,
Find't jeder seinen Lohn.

Wahr ist's, es hausen Geister
Da unten wundervoll,
Doch nimmer sind sie Meister,
Wer wandelt fromm und wohl.
Der Ritter gut und bieder
War ehrentreu und recht,
Noch rühmen alte Lieder
Das edele Geschlecht.

Nur daß so schwere Trauer
Das Herz ihm hält umspannt,
Drum sucht er öde Schauer,
All' Freude weit verbannt,
Und des Gesanges Klagen
Sind seine einz'ge Lust:
Nur diese Wellen schlagen
Einsam an seine Brust.

Wohl jene Wasser drunten
Sind voller Klag' und Schmerz,
Stets einsam wohnt dort unten,
Wem sie gerührt das Herz.
Denn alles, was vergangen,
Schwebt lockend vor dem Blick,
Es steigt aus dem Gesange
Klagend die Welt zurück.

Die Gegenwart verschwindet,
Die Zukunft wird uns hell,
Und was die Menschen bindet,
Geht unter in dem Quell.
Wer in den Schwermutswogen
Das Licht im Auge hält,
Hat hier schon überflogen
Die Banden dieser Welt.

So dünkt mich, daß die Geister
Durch Neid in ihrem Grab
Ihn, des Gesanges Meister,
Zogen den Schlund hinab.
Wir sehn, wie jedes Schöne
Des Todes Wurm verdirbt,
Schnell fliehen so die Töne,
Und der Gesang erstirbt.

Wenn alle Zukunft offen,
Klar die Vergangenheit,
Setzt oben sie sein Hoffen,
Flieht aus der starren Zeit,
Und wenn er nicht so dächte,
So haßt das Ird'sche ihn;
Wo es den Tod ihm brächte,
Lockt es ihn schmeichelnd hin."

So treten nun die dreie
Tiefer in dunkeln Wald;
Wie er des Danks sie zeihe,
Ersinnt der Fremd' alsbald.
„Und liebt ihr denn Gesänge,
Ich bin Gesanges reich,
So sollen Wunderklänge
Erfreun euch alsogleich."

Es hebt von allen Seiten
Gesang zu klingen an,
Bald klagend wie von weiten,
Bald schwellend himmelan.
Wie Meereswellen brausen,
Bricht's überall hervor,
Mit Lust und doch mit Grausen
Hört es ihr staunend Ohr.

Der Fremd' ist nicht zu sehen,
Doch scheint ein Riesenbild
Fern übern See zu gehen
Wie Abendwolken mild;
Und wie hinaufgezogen
Sehn sie, die ihm nachschaun,
Rauschen empor die Wogen,
Sehn es mit Lust und Graun.

### c) Friedrich v. Hardenberg (1772—1801),

ist der persönlich liebenswerteste, auch der bedeutendste Lyriker in der älteren Romantik. Er lebt als Dichter unter dem Namen Novalis weiter. Geboren zu Ober-Wiederstedt in der Grafschaft Mansfeld im Jahre 1772, von schwächlichem Körperbau, schloß er sich als Student an Schiller, dann aber an Fr. Schlegel an, der für seine Dichtung entscheidend wurde. Seine junge Braut, Sophie von Kuhn, wurde ihm durch den Tod entrissen und ließ ihn in tiefer Schwermut zurück. Als er, inzwischen Amtshauptmann zu Weißenfels geworden, auf ein neues Glück zu hoffen wagte, brach er 1801 zusammen.

Novalis' Dichtungen tragen wie wenige andere das Gepräge wundervoller Zartheit und stärkster Verinnerlichung, ganz im Sinne der Romantiker. Nach dem Verluste seiner Braut singt er die sechs dithyrambenartig hingleitenden, oft aus der Prosa in freie Rhythmen übergehenden „Hymnen an die Nacht" (1800). Es ist die Sehnsucht nach der Vereinigung mit der Geliebten im Tode, die ergreifend aus ihnen spricht. Aber diese Wehmut ist zu tiefempfundener Religiosität gereift.

In seinem Aufsatz „Die Christenheit oder Europa", der wegen seiner Hinneigung zum Katholizismus (vgl. auch seine wundervollen Marienlieder) bis 1825 unterdrückt und auch später wieder aus seinen Schriften weggelassen wurde, sprach er es offen aus, daß die Religion alles beseelen müsse und daß die Rückkehr von der seichten Aufklärung seiner Zeit zur Religion am sichersten durch die Poesie vermittelt werde.

Seine „Geistlichen Lieder", die dauernd fortleben werden („Wenn ich ihn nur habe . . .", „Wenn alle untreu werden . . ."), erschienen 1802 nach seinem Tode. Im nächsten Jahre folgte sein Fragment gebliebener Roman „Heinrich von Ofterdingen", der wie „Wilhelm Meister" ein Entwicklungsroman werden, aber nicht das tätige Leben preisen, sondern „mit dem Geiste der Poesie alle Zeitalter, Stände, Gewerbe, Wissenschaften und Verhältnisse durchschreitend die Welt erobern" sollte. Doch der Großartigkeit der Anlage der Dichtung entspricht nicht die oft in traumhafte Phantasiegebilde sich verlierende Ausführung. In diesem Romane findet sich das Märchen oder vielmehr der Traum von der „blauen Blume", die als Symbol der Sehnsucht nach dem Unaussprechlichen, dem „letzten unmittelbaren Kontakt mit der Weltseele" zu deuten ist.

#### 1. Weinlied.

(Aus „Heinrich von Ofterdingen".)

Auf grünen Bergen wird geboren
Der Gott, der uns den Himmel bringt;
Die Sonne hat ihn sich erkoren,
Daß sie mit Flammen ihn durchdringt.

Er wird im Lenz mit Lust empfangen;
Der zarte Schoß quillt still empor,
Und wenn des Herbstes Früchte prangen,
Springt auch das goldne Kind hervor.

Sie legen ihn in enge Wiegen,
Ins unterirdische Geschoß;
Er träumt von Festen und von Siegen
Und baut sich manches luft'ge Schloß.

Es nahe keiner seiner Kammer,
Wenn er sich ungeduldig drängt
Und jedes Band und jede Klammer
Mit jugendlichen Kräften sprengt.

Denn unsichtbare Wächter stellen,
Solang' er träumt, sich um ihn her;
Und wer betritt die heil'gen Schwellen,
Den trifft ihr luftumwundner Speer.

Sowie die Schwingen sich entfalten,
Läßt er die lichten Augen sehn,
Läßt ruhig seine Priester schalten
Und kommt heraus, wenn sie ihm flehn.

Aus seiner Wiege dunklem Schoße
Erscheint er im Kristallgewand;
Verschwiegner Eintracht volle Rose
Trägt er bedeutend in der Hand.

Und überall um ihn versammeln
Sich seine Jünger hocherfreut;
Und tausend frohe Zungen stammeln
Ihm ihre Lieb' und Dankbarkeit.

Er spritzt in ungezählten Strahlen
Sein inn'res Leben in die Welt,
Die Liebe nippt aus seinen Schalen
Und bleibt ihm ewig zugesellt.

Er nahm, als Geist der goldnen Zeiten,
Von jeher sich des Dichters an,
Der immer seine Lieblichkeiten
In trunknen Liedern aufgetan.

Er gab ihm, seine Treu zu ehren,
Ein Recht auf jeden süßen Mund,
Und daß es keine darf ihm wehren,
Macht Gott durch ihn es allen kund.

### 2. Hymne an die Nacht.

Muß immer der Morgen wiederkommen?
Endet nie des Irdischen Gewalt?
Unselige Geschäftigkeit verzehrt
Den himmlischen Anflug der Nacht?
Wird nie der Liebe geheimes Opfer
Ewig brennen?
Zugemessen ward
Dem Lichte seine Zeit
Und dem Wachen —
Aber zeitlos ist der Nacht Herrschaft,
Ewig ist die Dauer des Schlafs.
Heiliger Schlaf!
Beglücke zu selten nicht
Der Nacht Geweihte —
In diesem irdischen Tagwerk.
Nur die Toren verkennen dich
Und wissen von keinem Schlaf
Als den Schatten,
Den du mitleidig auf uns wirfst
In jener Dämmerung
Der wahrhaften Nacht.
Sie fühlen dich nicht
In der goldnen Flut der Trauben,
In des Mandelbaums
Wunderöl
Und im braunen Safte des Mohns.
Sie wissen nicht,
Daß du es bist,
Der des zarten Mädchens
Busen umschwebt —
. . . . . .,
Ahnden nicht,
Daß aus alten Geschichten
Du himmelöffnend entgegentrittst
Und den Schlüssel trägst
Zu den Wohnungen der Seligen,
Unendlicher Geheimnisse
Schweigender Bote.

### 3. Lied des Einsiedlers.

Gern verweil' ich noch im Tale
Lächelnd in der tiefen Nacht,
Denn der Liebe volle Schale
Wird mir täglich dargebracht.

Ihre heil'gen Tropfen heben
Meine Seele hoch empor,
Und ich steh' in diesem Leben
Trunken an des Himmels Tor.

Eingewiegt in sel'ges Schauen
Angstigt mein Gemüt kein Schmerz.
O! die Königin der Frauen
Gibt mir ihr getreues Herz.

Bangverweinte Jahre haben
Diesen schlechten Ton verklärt
Und ein Bild ihm eingegraben,
Das ihm Ewigkeit gewährt.

Jene lange Zahl von Tagen
Dünkt mir nur ein Augenblick;
Werd' ich einst von hier getragen,
Schau' ich dankbar noch zurück.

### 4. Unter tausend frohen Stunden.

Unter tausend frohen Stunden,
So im Leben ich gefunden,
Blieb nur eine mir getreu;
Eine, wo in tausend Schmerzen
Ich erfuhr in meinem Herzen,
Wer für uns gestorben sei.

Meine Welt war mir zerbrochen,
Wie von einem Wurm gestochen
Welkte Herz und Blüte mir;
Meines Lebens ganze Habe,
Jeder Wunsch lag mir im Grabe,
Und zur Qual war ich noch hier.

Da ich so im stillen krankte,
Ewig weint' und weg verlangte,
Und nur blieb vor Angst und Wahn,
Ward mir plötzlich wie von oben
Weg des Grabes Stein geschoben,
Und mein Inn'res aufgetan.

Wen ich sah und wen an seiner
Hand erblickte, frage keiner,
Ewig werd' ich dies nur sehn;
Und von allen Lebensstunden
Wird nur die, wie meine Wunden,
Ewig heiter, offen stehn.

### 5. Marienlied.

Ich sehe dich in tausend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrückt;
Doch keins von allen kann dich schildern,
Wie meine Seele dich erblickt.

Ich weiß nur, daß der Welt Getümmel
Seitdem mir wie ein Traum verweht
Und ein unnennbar süßer Himmel
Mir ewig im Gemüte steht.

## d) Wilhelm Heinrich Wackenroder. (1773—1798.)

Wilh. Heinr. Wackenroder (geb. 1773 zu Berlin), der wie Novalis im jugendlichen Alter hinweggerafft wurde, erscheint ihm auch ähnlich an Zartheit des Empfindens. Nach fröhlichen Studentenjahren, in denen er zusammen mit Tieck auf Wanderfahrten die Schönheit und Poesie der alten deutschen Städte (besonders Nürnbergs) entdeckte, gab er 1797 die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" heraus. Da trägt der Musikus Berglinger seine eigenen Züge (Wackenroder war auch ein begabter Musiker): „Seine Seele glich einem zarten Bäumchen, dessen Samenkorn ein Vogel in das Gemäuer der Ruinen fallen ließ, wo es zwischen harten Steinen jungfräulich hervorschießt."

Die Bedeutung der Schrift, der Ludwig Tieck Fragmente und Aufsätze in den „Phantasien über die Kunst von einem Freunde der Kunst" folgen ließ, liegt in der Beseelung der Natur und der Erschließung des Zaubers, der über altdeutscher Kunst und Kultur lagert. Wackenroder hat recht eigentlich der romantischen Malerei die Wege gewiesen.

## e) Ludwig Tieck (1773—1853)

ist der tätigste und vielseitigste aller Romantiker. Geb. 1773 zu Berlin, wurde er nach vielfachen Studien und einem bewegten und wechselvollen Leben Hofrat und Theaterintendant zu Dresden, bis ihn Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1841 nach Berlin berief, wo er 1853 starb. Er besaß eine reiche Phantasie und war ein Meister der Darstellung. Er begann mit Erzählungen im

Sinne Nicolais und der Aufklärung. Dem Einflusse Wackenroders, später auch Fr. Schlegels, ist die Hinwendung zur Romantik zu verdanken. Sie kündet sich schon an in dem psychologischen Roman „William Lowell", betätigt sich in der Wiedererweckung alter Volksbücher und erscheint mit Lichtseiten und Unarten in seinen dramatischen Dichtungen. Im Anschluß an Perraults französische Märchensammlung schrieb er den „Ritter Blaubart", nach derselben Quelle den „Gestiefelten Kater", weiter „Prinz Zerbino" und „Die verkehrte Welt". Überall mischt er Satire und Poesie zu unlösbarem Bunde, zerstört durch alle Launen der romantischen Ironie selbst die Kunstform und hemmt den Genuß. Im „Gestiefelten Kater" z. B. sieht man Zuschauer auf der Bühne und Schauspieler im Zuschauerraum, wo man sich angelegentlich über Tiecks „Gestiefelten Kater" unterhält. Auf die Volksbücher geht er zurück nicht nur im „Kaiser Oktavian", der wieder allzusehr in die Länge gezogen ist, aber in dem Vorspiel „Aufzug der Romanze" alle Pracht seiner Sprache entfaltet („Mondbeglänzte Zaubernacht"), sondern auch in „Leben und Tod der hl. Genoveva". Auch hier freilich haben wir nur lose aneinandergereihte Szenen mit verknüpfender Erzählung, keine Leidenschaften, sondern nur Stimmung. Aber es liegt doch der Zauber der Romantik über dem Werke mit allem Glanze des Mittelalters, mit tiefer katholischer Frömmigkeit; der Widerschein alter Kunst, Shakespeare und italienische Versformen wirken nebeneinander.

Die phantastisch märchenhafte Erzählung begann er im „Blonden Eckbert" mit seiner unheimlichen „Waldeinsamkeit"-Stimmung. Damit schuf er das romantische Kunstmärchen mit der Mischung von Phantasie und Wirklichkeit. Unter dem Einflusse Wackenroders und natürlich des „Wilhelm Meister" entstand sein Künstlerroman „Franz Sternbalds Wanderungen", der vor allem ein unübertreffliches Bild des alten Nürnberg gab. Im Jahre 1810 vereinigte er eigene und volkstümliche Märchen zu den Rahmenerzählungen des „Phantasus".

Auf die Wiederbelebung altdeutscher Dichtung wirkte er durch die Neubearbeitung der „Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter". Später wandte er sich der realistischeren Erzählung zu, so daß man ihn den Mitbegründer der modernen Novelle nennen kann („Dichterleben" [der junge Shakespeare und die zeitgenössischen Dichter], „Der Tod des Dichters" [Camoëns], „Der Aufruhr in den Cevennen" [unvollendet], „Des Lebens Überfluß" usw.). 1840 erschien sein letzter großer Zeitroman „Vittoria Accorombona". Auch gab er vortreffliche Übersetzungen, besonders des Cervantes („Don Quijote"), heraus.

Die Eigenart seiner Lyrik besteht in der starken Betonung des Musikalischen, ohne Berücksichtigung der gedanklichen Bedeutung. Er belebte wieder die alte Form der Assonanz, übertrieb aber auch da, wenn er z. B. in der Romanze „Die Zeichen im Walde" über zweihundert Wörter in „u" assonieren läßt (darnach Liliencrons „Ballade in U-dur").

### 1. Nacht.

In Windsgeräusch, in stiller Nacht
Geht dort ein Wandersmann;
Er seufzt und weint und schleicht so sacht
Und ruft die Sterne an:

„Mein Busen pocht, mein Herz ist schwer
In stiller Einsamkeit;
Mir unbekannt, wohin, woher,
Durchwandl' ich Freud' und Leid.

Ihr kleinen, goldnen Sterne,
Ihr bleibt mir ewig ferne,
Ferne, ferne, —
Und, ach! ich vertraut' euch so gerne!"

Da klingt es plötzlich um ihn her,
Und heller wird die Nacht!
Schon fühlt er nicht sein Herz so schwer,
Er dünkt sich neu erwacht:

„O Mensch, du bist uns fern und nah,
Doch einsam bist du nicht!
Vertrau uns nur, dein Auge sah
Oft unser stilles Licht:

Wir kleinen, goldnen Sterne
Sind dir nicht ewig ferne;
Gerne, gerne —
Gedenken ja deiner die Sterne!"

## 2. Herbstlied.

Feldeinwärts flog ein Vögelein
Und sang im muntern Sonnenschein
Mit süßem, wunderbarem Ton:
„Ade! ich fliege nun davon,
Weit, weit
Reis' ich noch heut'."

Ich horchte auf den Feldgesang,
Mir ward so wohl und doch so bang.
Mit frohem Schmerz, mit trüber Lust
Stieg wechselnd bald und sank die Brust.
Herz! Herz!
Brichst du vor Wonn' oder Schmerz?

Doch als ich Blätter fallen sah,
Da sagt' ich: „Ach! der Herbst ist da;
Der Sommergast, die Schwalbe, zieht;
Vielleicht so Lieb' und Sehnsucht flieht
Weit, weit,
Rasch mit der Zeit."

Doch rückwärts kam der Sonnenschein.
Dicht zu mir drauf das Vögelein;
Es sah mein tränend Angesicht
Und sang: „Die Liebe wintert nicht.
Nein! nein!
Ist und bleibt Frühlingesschein."

## 3. Mondscheinlied.

Träuft vom Himmel der kühle Tau,
Tun die Blumen die Kelche zu,
Spätrot sieht scheidend nach der Au,
Flüstern die Pappeln, sinkt nieder die nächt'ge Ruh'.

Kommen und gehn die Schatten,
Wolken bleiben noch spät auf
Und ziehn mit schwerem, unbeholfnem Lauf
Über die erfrischten Matten.

Kommen die Sterne und schwinden wieder,
Blicken winkend und flüchtig nieder,
Wohnt im Wald die Dunkelheit,
Dehnt sich Finster weit und breit.

Hinterm Wasser wie flimmernde Flammen,
Berggipfel oben mit Gold beschienen,
Neigen rauschend und ernst die grünen
Gebüsche die blinkenden Häupter zusammen.

Welle, rollst du herauf den Schein,
Des Mondes rundfreundlich Angesicht?
Er merkt's, und freudig bewegt sich der Hain,
Streckt die Zweig' entgegen dem Zauberlicht.

Fangen die Geister auf den Fluten an zu springen,
Tun sich die Nachtblumen auf mit Klingen,
Wacht die Nachtigall im dichsten Baum,
Verkündet dichterisch ihren Traum,
Wie helle, blendende Strahlen die Töne niederfließen,
Am Bergeshang den Widerhall zu grüßen.

Flimmern die Wellen,
Funkeln die wandernden Quellen,
Streifen durchs Gesträuch
Die Feuerwürmchen bleich. —

Wie die Wolken wandelt mein Sehnen,
Mein Gedanke, bald dunkel, bald hell,
Hüpfen Wünsche um mich wie der Quell,
Kenne nicht die brennenden Tränen.

Bist du nah, bist du weit,
Glück, das nur für mich erblühte?
Ach! daß es die Hände biete
In des Mondes Einsamkeit.

### 4. Glosse.

Liebe denkt in süßen Tönen,
Denn Gedanken stehn zu ferne,
Nur in Tönen mag sie gerne
Alles, was sie will, verschönen.

Wenn im tiefen Schmerz verloren
Alle Geister in mir klagen
Und gerührt die Freunde fragen:
„Welch ein Leid ist dir geboren?"
Kann ich keine Antwort sagen,
Ob sich Freuden wollen finden,
Leiden in mein Herz gewöhnen;
Geister, die sich liebend binden,
Kann kein Wort niemals verkünden:
Liebe denkt in süßen Tönen.

Warum hat Gesangessüße
Immer sich von mir geschieden?
Zornig hat sie mich vermieden,
Wie ich auch die Holde grüße.
So geschieht es, daß ich büße,
Schweigen ist mir vorgeschrieben,
Und ich sage doch so gerne,
Was dem Herzen sei sein Lieben!
Aber stumm bin ich geblieben,
Denn Gedanken stehn zu ferne.

Ach, wo kann ich doch ein Zeichen,
Meiner Liebe ew'ges Leben
Mir nur selber kundzugeben,
Wie ein Lebenswort erreichen?
Wenn dann alles will entweichen,
Muß ich oft in Trauer wähnen,
Liebe sei dem Herzen ferne.
Dann weckt sie das tiefste Sehnen,
Sprechen mag sie nur in Tränen,
Nur in Tönen mag sie gerne.

Will die Liebe in mir weinen?
Bringt sie Jammer, bringt sie Wonne?
Will sie Nacht sein oder Sonne?
Sollen Glückessterne scheinen?
Tausend Wunder sich vereinen:
Ihr Gedanken, schweiget stille;
Denn die Liebe will mich krönen,
Und was sich an mir erfülle,
Weiß ich das, es wird ihr Wille
Alles, was sie will, verschönen.

### 5. Die Musik.

Ich bin ein Engel, Menschenkind, das wisse;
Mein Flügelpaar klingt in dem Morgenlichte,
Den grünen Wald erfreut mein Angesichte,
Das Nachtigallenchor gibt seine Grüße.

Wem ich der Sterblichen die Lippen küsse,
Dem tönt die Welt ein göttliches Gedichte,
Wald, Wasser, Feld und Luft spricht ihm Geschichte,
Im Herzen rinnen Paradiesesflüsse.

Die ew'ge Liebe, welche nie vergangen,
Erscheint ihm im Triumph auf allen Wogen;
Er nimmt den Tönen ihre dunkle Hülle,

Da regt sich, schlägt im Jubel auf die Stille,
Zur spielenden Glorie wird der Himmelsbogen,
Das Trunkne hört, was alle Engel sangen.

### 6. Zweifel.

Sind es Schmerzen, sind es Freuden,
Die durch meinen Busen ziehn?
Alle alten Wünsche scheiden,
Tausend neue Blumen blühn.

Durch die Dämmerung der Tränen
Seh' ich ferne Sonnen stehn, —
Welches Schmachten, welches Sehnen!
Wag' ich's? soll ich näher gehn?

Ach! und fällt die Träne nieder,
Ist es dunkel um mich her,
Dennoch kömmt kein Wunsch mir wieder,
Zukunft ist von Hoffnung leer.

So schlage denn, strebendes Herz,
So fließet denn, Tränen, herab!
Ach! Lust ist nur tieferer Schmerz,
Leben ist dunkeles Grab. —

## § 36. Die jüngere Romantik.

Waren die älteren Romantiker zu einer geschlossenen Gruppe mit dem Mittelpunkte Jena zusammengeschlossen, so stand die etwa zehn Jahre jüngere Generation in loserem Zusammenhange und trug besonders von Heidelberg, Berlin und Dresden aus die neue Dichtung durch ganz Deutschland. Ihre Vertreter können auf nun schon klarer ausgesprochenen Anschauungen aufbauen; sie besitzen größere poetische Gaben und bieten, mit den oben grundsätzlich gegebenen Einschränkungen, reifere Leistungen. Sie werden besonders durch volkstümliche Sagen und Lieder nachhaltig beeinflußt und knüpfen in dieser Beziehung wieder an Herder an. Wir nennen unter ihnen besonders das Freundespaar Brentano und Arnim, die Brüder Grimm, Görres, Fouqué, E. T. A. Hoffmann und J. von Eichendorff. In ihrer Nähe stehen die sog. Freiheitsdichter, ferner W. Müller und Chamisso, der schwäbische Dichterkreis und die Dramatiker Kleist und Grillparzer.

### a) Klemens Brentano. (1778—1842.)

Eines der stärksten poetischen Talente, die Deutschland je hervorgebracht hat, ein *Lyriker von unerreichtem Wohllaut und einschmeichelndster Musikalität* der Sprache, aber zugleich ein Beispiel für die Gefahr allzu reich quellender Poesie in einem Menschen voll *unerschöpflicher, leider oft zügelloser Phantasie* ist *Klemens Maria Brentano*. Keiner von allen ist in Leben und Dichtung so ganz Romantiker gewesen, keiner daher so schwer mit wenig Worten zu kennzeichnen. Wie ein mächtiger Zauberer nimmt er tausenderlei Gestalten an, deren jede neu und von der andern völlig verschieden ist. Eben haben wir uns noch in zitternder Ehrfurcht vor dem gewaltigen Löwen gebeugt, und schon huscht er als niedliche, harmlose Maus lächerlich über den Weg. Einmal sehen wir einem frommen Kinde in die groß aufgeschlagenen, verträumten Augen, und dann steht plötzlich hohnlachend ein Mann vor uns, „von Lüsten und Reue zerrissen die Brust".

Er hatte eben „unbescheiden viel Genie", wie Eichendorff sagt, und dazu machte sich der schmerzliche Widerstreit seines leidenschaftlichen südländischen Blutes mit dem deutschen seines Wesens in funkensprühendem Feuerwerk des Witzes Luft. Wie eine Fata Morgana sah er das Bild einer besseren Welt ständig vor sich und lauschte dann doch wieder dem lockenden Sirenenlied, bis er zuletzt nach schweren Kämpfen im katholischen Glauben seiner Kindheit den Frieden fand.

Geboren wurde er 1778 zu Ehrenbreitstein als Sohn der Freundin Goethes Maximiliane von Laroche und des Frankfurter Kaufmanns Brentano, unter deren 20 Kindern sich eine Reihe von Talenten finden (neben Klemens vor allem seine Schwester *Bettina*, später die Gattin Arnims; sie spielte in der Romantik und im jungen Deutschland eine große Rolle, verfaßte unter anderem „*Goethes Briefwechsel mit einem Kinde*" und für Friedrich Wilhelm IV. „Dies Buch gehört dem Könige"). Nach einem unsteten Leben zu Jena, Heidelberg, Berlin, nach seiner kurzen Ehe mit der leidenschaftlich geliebten, weit älteren Schriftstellerin *Sophie Mereau* trat er 1814 in Berlin zur Kirche zurück und starb 1842 zu Aschaffenburg, vergessen und verschrien. Seinen Lebensabend füllte die rein geistige Liebe zu der konvertierten Dichterin

Luise Hensel[1] („Müde bin ich, geh' zur Ruh") aus. Vier Jahre widmete er zu Dülmen i. W. der stigmatisierten Nonne Katharina Emmerick, von deren Gesichten angeregt er nach apokryphen Evangelien und dem „Leben Jesu" Martins von Cochem poesieverklärte Bilder aus dem Leben des Heilandes und seiner Mutter zeichnete (am bekanntesten „Das bittere Leiden").

Sein bestes, wildwüchsiges Jugendwerk ist der typisch romantische Roman „Godwi oder das steinerne Bild der Mutter, von Maria". (1798). Der ganze Brentano mit all seinen Schönheiten und Fehlern steckt schon darin. Am stärksten ist im zweiten Teile die romantische Ironie verwertet. Der Dichter „Maria" langweilt sich so sehr bei der Geschichte, die er da niederschreiben muß, daß er krank wird und darüber stirbt. Durchaus romantisch im Sinne Tiecks ist sein nach Shakespeare und den Spaniern gedichtetes satirisches Lustspiel „Ponce de Leon" (1804), während er in der „Gründung Prags" (1812) einen mythisch-historischen Stoff, das später von Grillparzer erneut aufgegriffene Libussamotiv, bearbeitete.

Am wichtigsten für die Weiterentwicklung der Poesie im 19. Jahrhundert wurde seine mit Arnim veranstaltete Sammlung teilweise überarbeiteter Volkslieder „Des Knaben Wunderhorn". Auch sonst grub er vergessene Schätze wieder aus (z. B. J. Wickrams „Goldfaden"). Sein bedeutendstes Werk sollten die in spanischen vierzeiligen Strophen angelegten „Romanzen vom Rosenkranz" werden. Aber wieder wuchs ihm die Arbeit über den Kopf, und das an unbeschreiblichen Schönheiten überreiche Werk blieb Fragment. Den Inhalt des zunächst durchaus nicht religiösen Epos deutet der Dichter in einem Briefe an Fouqué selbst an: „Nun aber habe ich mir alles ausgedacht, was ich noch nirgends gelesen und gesehen und wonach ich dürste: Farben, die mir vorschweben und zu denen ich die Bilder in allen Galerien umsonst gesucht, einen Hintergrund, unergründlich und doch nah und wehend wie der Himmel und die Hölle, und einen Vordergrund wie Wiesengrün, Lämmer und Rosen und eine Linde, einen Altar und einen stillen Brunnen, dabei schlummert ein Kind im heißen Mittag, und einen Mittelgrund wie wandelnde Jungfrauen und Jünglinge, liebend und betend, links Bürgerkampf auf offenem Markte, rechts Tempelbau, über das Ganze ragend ein Turm von falscher Philosophie und der Teufel als Wetterableiter; am Himmel aber niedersinkend ein Gewitter und darüber einen Regenbogen, durch den Aurora tritt." Der Ausgangspunkt ist die alte Legende von der Nonne, die aus dem Kloster flieht, während Maria ohne ihr Wissen ihre Stelle vertritt. Wie der Dichter freilich bis zur „Erfindung des katholischen Rosenkranzes" kommen wollte, läßt sich aus dem langen Fragment nicht ersehen.

Reich an Schönheiten und voll prachtvoller Lyrik, aber wieder etwas zu weit gedehnt und verworren, sind seine „Rhein-Märchen"; geschlossener ist sein phantasievolles Tiermärchen von „Gockel, Hinkel und Gackeleia" mit dem Grundgedanken: „Christliche Liebestätigkeit und eine frohe, fromme Kindlichkeit gehen über allen Reichtum der Welt". In treuherziger Innigkeit trifft die ebenfalls unvollendete Dichtung „Aus der Chronika eines fahrenden Schülers" (1817) den schlichten altdeutschen Ton. Am leichtesten zugänglich und der Wirklichkeitskunst sich nähernd bleibt die Perle seiner Erzählungen,

[1] Geboren am 30. März 1798 zu Linum in Brandenburg, gestorben am 18. Dezember 1876 zu Paderborn.

die ergreifende „Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl“ (1817) in ihrer herzergreifenden Tragik.

Als Lyriker hat Brentano alle musikalischen Wirkungen der Sprache, alle geheimnisvollen Untertöne zur Verfügung, wird freilich auch hier mitunter zu weitschweifig. Er ist der Schöpfer der Loreleisage (Violettens Lied von „Lore Lay“ im „Godwi“) und mit Arnim der Entdecker und Erwecker der Rheinromantik.

Die Gottesmauer. Gottvertrauen. Blücher.

### 1. Eingang.

Was reif in diesen Zeilen steht,
Was lächelnd winkt und sinnend fleht,
Das soll kein Kind betrüben;
Die Einfalt hat es ausgesät,
Die Schwermut hat hindurchgeweht,
Die Sehnsucht hat's getrieben.
Und ist das Feld einst abgemäht,
Die Armut durch die Stoppeln geht,
Sucht Ähren, die geblieben;
Sucht Lieb', die für sie untergeht,
Sucht Lieb', die mit ihr aufersteht,
Sucht Lieb', die sie kann lieben.
Und hat sie einsam und verschmäht,
Die Nacht durch, dankend im Gebet,
Die Körner ausgerieben,
Liest sie, als früh der Hahn gekräht,
Was Lieb' erhielt, was Leid verweht,
Ans Feldkreuz angeschrieben:
„O, Stern und Blume, Geist und Kleid,
Lieb', Leid und Zeit und Ewigkeit!“

### 2. Abendständchen.

Hör', es klagt die Flöte wieder,
Und die kühlen Brunnen rauschen;
Golden wehn die Töne nieder;
Stille, stille, laß uns lauschen!

Holdes Bitten, mild Verlangen,
Wie es süß zum Herzen spricht!
Durch die Nacht, die mich umfangen,
Blickt zu mir der Töne Licht.

### 3. Abendlied.

Wie so leis die Blätter wehn
In dem lieben stillen Hain!
Sonne will schon schlafen gehn,
Läßt ihr goldnes Hemdelein
Sinken auf den grünen Rasen,
Wo die schlanken Hirsche grasen
In dem roten Abendschein.

In der Quellen klarer Flut
Treibt kein Fischlein mehr sein Spiel;
Jedes suchet, wo es ruht,
Sein gewöhnlich Ort und Ziel
Und entschlummert überm Lauschen
Auf der Wellen leises Rauschen,
Zwischen bunten Kieseln kühl.

Schlank schaut auf der Felsenwand
Sich die Glockenblume um,
Denn verspätet über Land
Will ein Bienchen mit Gesumm'
Sich zur Nachtherberge melden,
In den blauen zarten Zelten,
Schlüpft hinein und wird ganz stumm.

Vöglein, euer schwaches Nest,
Ist das Abendlied vollbracht,
Wird wie eine Burg so fest!
Fromme Vöglein schützt zur Nacht
Gegen Katz'- und Marderkrallen,
Die im Schlaf sie überfallen,
Gott, der über alle wacht.

Treuer Gott, du bist nicht weit,
Und so ziehn wir ohne Harm
In die stille Einsamkeit,
Aus des Hofes eitlem Schwarm.
Du wirst uns die Hütte bauen,
Daß wir fromm und voll Vertrauen
Sicher ruhn in deinem Arm.

### 4. Das Lied der Spinnerin.

Es sang vor langen Jahren
Wohl auch die Nachtigall,
Das war wohl süßer Schall,
Da wir zusammen waren.

Ich sing' und kann nicht weinen
Und spinne so allein
Den Faden klar und rein,
Solang' der Mond wird scheinen.

Da wir zusammen waren,
Da sang die Nachtigall.
Nun mahnet mich ihr Schall,
Daß du von mir gefahren.

Sooft der Mond mag scheinen,
Gedenk' ich dein allein,
Mein Herz ist klar und rein;
Gott wolle uns vereinen!

Seit du von mir gefahren,
Singt stets die Nachtigall.
Ich denk' bei ihrem Schall,
Wie wir zusammen waren.

Gott wolle uns vereinen!
Hier spinn' ich so allein,
Der Mond scheint klar und rein,
Ich sing' und möchte weinen.

### 5. Singet leise, leise, leise.

Singet leise, leise, leise,
Singt ein flüsternd Wiegenlied,
Von dem Monde lernt die Weise,
Der so still am Himmel zieht. . .

Singt ein Lied so süß gelinde,
Wie die Quellen auf den Kieseln,
Wie die Bienen um die Linde
Summen, murmeln, flüstern, rieseln.

### 6. Wiegenlied.

Da droben auf dem Turme,
Da wohnt der Wind,
Da wieget im Sturme
Der Adler sein Kind.

Hier unten im Turme,
Da weht kein Wind,
Hier betet die Mutter
Und wieget ihr Kind
Und hat von der Wiege
Zur Krippe ein Band
Von Glaube und Hoffnung
Und Liebe gespannt.

Weit über die Meere
Die Hoffnung sie spinnt.
Dort sitzet Maria
Und wieget ihr Kind;
Die Engel, die Hirten,
Drei König' und Stern,
Und Öchslein und Esel
Erkennen den Herrn.

Wohl über dem Monde
Und Wolken und Wind
Mit Zepter und Krone
Steht Jungfrau und Kind:
Hier unten ward's Kindlein
Im Kreuz ausgespannt,
Dort oben wiegt's Himmel
Und Erd' auf der Hand.

Komm mit, laß uns fliegen
Zu Maria geschwind;
Komm mit und lern' biegen
Dein Knie vor dem Kind!
Komm mit! Schnür dein Bündlein!
Schon führet die Hand
Maria dem Kindlein;
Es segnet das Land.

### 7. Frühlingsschrei eines Knechtes aus der Tiefe.

### 8. Die Lore Lay.

Zu Bacharach am Rheine
Wohnt' eine Zauberin,
Die war so schön und feine
Und riß viel Herzen hin

Und machte viel zuschanden
Der Männer rings umher;
Aus ihren Liebesbanden
War keine Rettung mehr.

Der Bischof ließ sie laden
Vor geistliche Gewalt —
Und mußte sie begnaden,
So schön war ihr' Gestalt.

Er sprach zu ihr gerühret:
„Du arme Lore Lay!
Wer hat dich denn verführet
Zu böser Zauberei?"

„Herr Bischof, laßt mich sterben,
Ich bin des Lebens müd',
Weil jeder muß verderben,
Der meine Augen sieht!

Die Augen sind zwei Flammen,
Mein Arm ein Zauberstab, —
O schickt mich in die Flammen,
O brechet mir den Stab!"

„Den Stab kann ich nicht brechen,
Du schöne Lore Lay!
Ich müßte dann zerbrechen
Mein eigen Herz entzwei!

Ich kann dich nicht verdammen,
Bis du mir erst bekennt,
Warum in deinen Flammen
Mein eigen Herz schon brennt."

„Herr Bischof, mit mir Armen
Treibt nicht so bösen Spott
Und bittet um Erbarmen
Für mich den lieben Gott!

Ich darf nicht länger leben,
Ich liebe keinen mehr, —
Den Tod sollt Ihr mir geben,
Drum kam ich zu Euch her.

Mein Schatz hat mich betrogen,
Hat sich von mir gewandt,
Ist fort von mir gezogen,
Fort in ein fremdes Land.

Die Augen sanft und milde,
Die Wangen rot und weiß,
Die Worte still und milde,
Die sind mein Zauberkreis.

Ich selbst muß drin verderben,
Das Herz tut mir so weh;
Vor Schmerzen möcht' ich sterben,
Wenn ich mein Bildnis seh'.

Drum laßt mein Recht mich finden,
Mich sterben wie ein Christ,
Denn alles muß verschwinden,
Weil er mir treulos ist!"

Drei Ritter läßt er holen:
„Bringt sie ins Kloster hin!
Geh, Lore! Gott befohlen
Sei dein berückter Sinn!

Du sollst ein Nönnchen werden,
Ein Nönnchen schwarz und weiß,
Bereite dich auf Erden
Zum Tod mit Gottes Preis!"

Zum Kloster sie nun ritten,
Die Ritter alle drei,
Und traurig in der Mitten
Die schöne Lore Lay.

„O Ritter, laßt mich gehen
Auf diesen Felsen groß,
Ich will noch einmal sehen
Nach meines Lieben Schloß.

Ich will noch einmal sehen
Wohl in den tiefen Rhein
Und dann ins Kloster gehen
Und Gottes Jungfrau sein."

Der Felsen ist so jähe,
So steil ist seine Wand;
Doch klimmt sie in die Höhe,
Bis daß sie oben stand.

Es binden die drei Reiter
Die Rosse unten an
Und klettern immer weiter
Zum Felsen auch hinan.

Die Jungfrau sprach: „Da wehet
Ein Segel auf dem Rhein,
Der in dem Schifflein stehet,
Der soll mein Liebster sein.

Mein Herz wird mir so munter,
Er muß mein Liebster sein!" —
Da lehnt sie sich hinunter
Und stürzet in den Rhein.

Die Ritter mußten sterben,
Sie konnten nicht hinab;
Sie mußten all' verderben
Ohn' Priester und ohn' Grab.

Wer hat dies Lied gesungen?
Ein Schiffer auf dem Rhein,
Und immer hat's geklungen
Von dem Drei-Ritterstein:
Lore Lay!
Lore Lay!
Lore Lay!
Als wären es meiner drei!

### b) Ludwig Achim v. Arnim. (1781—1831.)

Geboren 1781 zu Berlin, aus altadeliger Familie, studierte er zusammen mit seinem unzertrennlichen Freunde Brentano und gab mit ihm in Heidelberg die „Zeitung für Einsiedler" („Trösteinsamkeit") und das „Wunderhorn" heraus. Sein Wertvollstes bot er in den romantischen Romanen „Armut, Reichtum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores" (1810) und dem geschlosseneren, poesieerfüllten „Die Kronenwächter". In seinem „Wintergarten" erneuerte er in Form der Rahmendichtung alte deutsche Erzählungen. Er schrieb auch eigene Novellen, von denen „Isabella von Ägypten" am wenigsten unter seinem Fehler zerfließender Komposition leidet. Seine Dramen sind voll einzelner Schönheiten, zerlaufen ihm aber unter den Händen; am bekanntesten ist seine Wiederbelebung von Gryphius' „Cardenio und Celinde" in dem barock überladenen Studentendrama „Halle und Jerusalem". Er starb 1831 auf seinem Gute in der Mark. Er war eine körperlich wie seelisch mannhaft schöne Persönlichkeit, wenn auch kein so reiches Talent wie Brentano.

#### 1. Mir ist zu licht zum Schlafen.

(Aus „Gräfin Dolores".)

Mir ist zu licht zum Schlafen,
Der Tag bricht in die Nacht,
Die Seele ruht im Hafen,
Ich bin so froh verwacht.

Ich hauchte meine Seele
Im ersten Kusse aus,
Was ist's, daß ich mich quäle,
Ob sie auch fand ein Haus!

Sie hat es wohl gefunden
Auf ihren Lippen schön,
O welche sel'ge Stunden,
Wie ist mir so geschehn!

Was soll ich nun noch sehen,
Ach, alles ist in ihr,
Was fühlen, was erflehen,
Es ward ja alles mir!

Ich habe, was zu sinnen,
Ich hab', was mich beglückt;
In allen meinen Sinnen
Bin ich von ihr entzückt.

#### 2. Gebet.

Gib Liebe mir und einen frohen Mund,
Daß ich dich, Herr, der Erde tue kund,
Gesundheit gib bei sorgenfreiem Gut,
Ein frommes Herz und einen festen Mut;
Gib Kinder mir, die aller Mühe wert,
Verscheuch die Feinde von dem trauten Herd;

Gib Flügel dann und einen Hügel Sand,
Den Hügel Sand im lieben Vaterland,
Die Flügel schenk' dem abschiedsschweren Geist,
Daß er sich leicht der schönen Welt entreißt.

### c) Die Gebrüder Grimm.

Von gleicher Bedeutung für die Wiederbelebung fast vergessener Volkskunst wie Arnim und Brentano wurden die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm (der erste 1785, der zweite 1786 zu Hanau geboren, Jakob 1863, Wilhelm 1859 gestorben), beide erst Bibliothekare in Kassel, dann Professoren in Göttingen (bis 1833, sie gehörten zu den „Göttinger Sieben", die gegen die Aufhebung der Verfassung protestierten), zuletzt Mitglieder der Akademie der Wissenschaften in Berlin. Ein unsterbliches Verdienst erwarben sie sich durch die

Sammlung der „Deutschen Kinder- und Hausmärchen“ (1812—1814). Jakob vor allem ist ferner der Begründer der germanistischen Wissenschaft („Deutsche Grammatik“ 1819, „Deutsche Rechtsaltertümer“ 1828, „Deutsche Mythologie“ 1835). Mit Wilhelm, der in ähnlicher Weise die „Deutsche Heldensage“ (1829) herausgegeben hatte, legte er den Grundstein zu dem gewaltigen, den gesamten deutschen Wortschatz umfassenden „Deutschen Wörterbuch“, das allerdings erst heute seiner Vollendung sich nähert (von ihnen selbst bis „Frucht“ durchgeführt).

### d) Joseph Görres. (1776—1848.)

Wie die Brüder Grimm war der Koblenzer Görres kein Dichter und doch einer der bedeutendsten Romantiker. Begeistert trat er zuerst für die französische Revolution ein, fand aber bei seiner „Sendung nach Paris“ die rechte Stellung zu den Tatsachen. Nach angestrengten wissenschaftlichen Studien schlug er den Weg zur Romantik ein, besonders seitdem er sich 1806 in Heidelberg als Privatdozent niedergelassen hatte. Dort lauschte ihm auch Eichendorff, der ihn einen „Himmel und Erde, Vergangenheit und Zukunft mit seinen magischen Kreisen umschreibenden einsiedlerischen Zauberer“ nennt. An der Wiederbelebung alter Kunst wirkte er durch Herausgabe der „Teutschen Volksbücher“ (1807) mit. Nach Koblenz zurückgekehrt, übernahm er die Redaktion des „Rheinischen Merkur“ (1814), den Napoleon als die „fünfte Großmacht“ fürchtete. Hier liegt der Höhepunkt romantischer, auf vollste Wiederbelebung echten Deutschtums gerichteter Politik. Aber in der „Restauration“ wurde er 1819 wegen des Werkes „Deutschland und die Revolution“ verbannt. Schon in seiner „Mythengeschichte“ (1810) hatte er den Begriff einer weltanschaulichen Wiederbelebung im mittelalterlich-religiösen Sinne ausgesprochen. Bald näherte er sich der katholischen Kirche noch mehr und wurde später, als ihn Ludwig I. als Professor nach München berufen hatte, auch ihr politischer Vorkämpfer. Hier schrieb er auch sein vierbändiges Werk über die „Christliche Mystik“ (1836—1842), das uns heute, da wir uns in vielfacher Hinsicht wieder dieser Richtung zuneigen, als tiefe Einführung in das Wesen dieser Geistesströmung aufs neue wertvoll geworden ist.

### e) Friedrich de la Motte-Fouqué. (1777—1843.)

Je weiter sich die Romantik von ihrem Ausgangspunkte entfernte, desto mehr gingen ihre tieferen Gedanken verloren, während nur die oft verzerrte Form bestehen blieb. Durch „Schauerromantik“ und ausschweifende Phantastik glaubte man den Sinn der zeitgemäßen Bewegung zu erfassen. Dies trifft auch auf den aus einer der unter dem großen Kurfürsten in Brandenburg angesiedelten französischen Hugenottenfamilie stammenden Friedrich de la Motte-Fouqué zu. Man hat ihn wegen mancher Verstiegenheiten nicht mit Unrecht den „feudalen Don Quichote der Romantik“ genannt. Seine Heldenromane sind für uns ungenießbar. Seine Nibelungentragödien „Der Held des Nordens“ sind nur als erste moderne Dramatisierung des aus der Edda geschöpften Stoffes noch nennenswert. Am meisten bekannt wurde er durch sein Märchen von der Wassernixe „Undine“, die durch die Liebe zu einem Menschen eine Seele erhält, aber darum auch alles Erdenleid kennenlernt.

Kriegslied der freiwilligen Jäger. Turmwächterlied. Gottes Zucht.

### f) E. T. A. Hoffmann. (1776—1822.)

Der bekannteste Erzähler unter den Romantikern ist der Königsberger Ernst Theodor Amadeus Hoffmann (Amadeus nannte er sich nach Mozart). Geboren 1776, verlebte er eine freudlose Jugend, wurde Justizassessor, Musiker (er hat u. a. eine Oper „Undine" komponiert) und Kapellmeister, Karikaturenzeichner und zuletzt Kammergerichtsrat in Berlin. Dieses Doppeldasein als zuverlässiger Beamter und zügelloser Künstler, der sich mit seinem Freunde, dem berühmten Schauspieler L. Devrient, beim Becher über die Philister lustig machte, bringt etwas Zerrissenes in sein Wesen, das er als Romantiker in den seltsamen Karikaturen seiner Erzählungen zu grotesken Gestalten ausprägt. In seinen „Phantasiestücken in Callots Manier" (Callot war ein phantastischer Maler) und in den „Nachtstücken", in den toll-phantastischen „Elixieren des Teufels" und den „Lebensansichten des Katers Murr", die durch Stücke aus der Biographie des Kapellmeisters Kreisler nach dem von Jean Paul und Brentano erprobten Rezept der romantischen Ironie durchbrochen werden, irrlichtert eine ungebändigte Phantasie zwischen Gespenstern und Spukgestalten, scharf umrissenen Wirklichkeitsmenschen und grausigen Doppelgängern, Schlafwandlern und Zauberern. Alles ist mit einem seltsam barocken Humor umhüllt, der aber oft das Tragische noch erschütternder werden läßt, wie z. B. im „Fräulein von Scudery". Als Muster des romantischen Kunstmärchens kann man den „Goldenen Topf" bezeichnen, in dem noch inniger als bei Tieck nüchterne Wirklichkeit und märchenhafte Phantastik verschmolzen sind. Am wenigsten verzerrt erscheinen die Menschen in den Rahmenerzählungen der „Serapionsbrüder"; die im Nürnberg der Dürerzeit spielende Novelle „Meister Martin der Küfner und seine Gesellen" hält sich völlig frei von allem Spuk, wenngleich auch hier noch romantisch-märchenhafte Züge hineingeflochten sind.

### g) Joseph Freiherr v. Eichendorff. (1788—1857.)

In Joseph von Eichendorff, den Paul Heyse den „letzten Ritter der Romantik" genannt hat, lebt noch einmal die ganze Tiefe der romantischen Weltanschauung und die reifste Schönheit ihrer poetischen Träume zu hoher Vollendung auf. Geboren 1788, verlebte er eine sonnenüberglänzte Jugend auf dem väterlichen Schlosse Lubowitz bei Ratibor in Oberschlesien. Da liegt der Ausgangs- und Zielpunkt seiner ganzen Kunst. „Wer einen Dichter recht verstehen will, muß seine Heimat kennen; auf ihre stillen Plätze ist der Grundton gebannt, der dann durch alle seine Lieder wie ein unaussprechliches Heimweh fortklingt." Als Student in Halle und Heidelberg kam er der Romantik nahe, im Schlegelschen Hause in Wien atmete er ihren Geist ein. Mitten aus den glänzendsten Aussichten folgte er dem Rufe seines Königs zur Befreiung des Vaterlandes und trat als Jäger ins Lützowsche Freikorps ein. Nach dem Kriege wurde er ein pflichtbewußter Beamter, Regierungsrat in Danzig, Ministerialrat in Berlin. Aber mitten im Aktenstaube behielt seine Poesie die frischen, roten Wangen. Er starb 1857 zu Neisse.

Eichendorff begann seine Dichterlaufbahn mit dem Roman „Ahnung und Gegenwart", der, in „Wilhelm Meisters" Schule gebildet, durch alle Schönheiten und alle Wirrnisse der Welt führt, aber zuletzt mit der Abkehr von den

Scheindingen in Weltflucht endet. Ähnliche Bahnen, aber noch mehr durch Höhen und Tiefen des buntesten Künstlerlebens, schlägt sein zweiter Roman „Dichter und ihre Gesellen“ ein. Diese Dichtungen geben keine sorgfältig ausgeführten Charakterbilder, keine planmäßig durchgeführten Handlungen; es sind flüchtig vorüberhuschende Daseinsausschnitte, die nur in ihrer Gesamtheit ein Stück mit Poetenaugen geschauten Lebens bieten. In ihrem Einswerden von Wahrheit und Dichtung zu unlöslichem Bunde, in ihrem Nebeneinander von frischer Sinnenfreude und tiefster Frömmigkeit erscheinen diese Werke geradezu als Quintessenz der Romantik. Und auch in ihrem Ausgange, aus den Irrungen und Wirrungen des Lebens, gibt es nur einen Ausweg: Aufgehen in frommem Glauben und beschaulichem Wirken für das Reich, das jenseits allen Erdenstreites liegt.

Durchaus romantische Stimmungsbilder bringen auch seine Novellen: das düstere „Schloß Dürande“, „Das Marmorbild“ mit dem Motiv des Kampfes zwischen schwüler Leidenschaft und reiner Liebe, die Rokokogeschichte „Die Entführung“ und die in den ersten Kapiteln unübertrefflichen, an Grimmelshausen, Moscherosch und Schuppius anknüpfenden „Glücksritter“. Die Perle seiner Erzählungskunst aber bleibt „Aus dem Leben eines Taugenichts“. Nie hat die Romantik eine schlichtere und ergreifendere Darstellung gefunden in ihrer Wanderlust, ihrer Sehnsucht, ihrem Naturgefühl, ihrer leisen, durch die Ich-Erzählung zu köstlicher Feinheit gedämpften Selbstironie und dem heimlichen Humor, der alles mit seinen Lichtern überglänzt.

All diese Prosa ist untermischt mit Liedern voll romantischer Stimmung. Den ganzen Reiz ziellosen Wanderns, die volle Pracht der Natur in der Dämmerbeleuchtung des Abends, der Nacht und des frischen Morgens, der Sehnsucht nach der Ferne und wiederum nach der Heimat, Liebe und Liebesleid finden wir hier in Weisen, die vom Volksliede ihre Unmittelbarkeit und Frische erhalten haben. Vor allem ist Eichendorff der Sänger des deutschen Waldes geworden. Durch diese Lieder hindurch aber klingt als Grundton der fromme Glaube des Dichters: All unser Sehnen und Suchen ist doch nur ein Hinneigen nach der ewigen Heimat, „der Heimat hinter den Blitzen rot“. Unser Leben ist nur ein Abglanz des ewigen. Am ergreifendsten kommt dieser Gedanke zum Ausdruck in den von Schmerz und Entsagung durchbebten Gedichten „Auf meines Kindes Tod“ [1].

Eichendorffs Dramen zeigen die Schwächen und die Vorzüge der Romantik. Voll reicher lyrischer Schönheiten, entbehren sie einer klar aufgebauten Komposition. Die Trauerspiele („Der letzte Held von Marienburg“, „Ezzelin von Romano“) wie seine satirischen Dramen sind fast völlig vergessen, während seine liebenswürdigen Lustspiele („Incognito“, „Wider Willen“) in letzter Zeit mehrfach wieder aufgeführt wurden. Gegen Ende seines Lebens wirkte er als glänzender, vom streng katholischen Standpunkte aus urteilender Literarhistoriker („Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands“).

Walte Gott! Morgengebet. Sonntag. Weihnachten. Winternacht. Abschied. Der Jäger Abschied. Reiselied. Der frohe Wandersmann. — An die Tiroler (1810). An die Freunde (1815). Morgenlied. Sehnsucht. Das zerbrochene Ringlein. Mondnacht.

---

[1] Ein glücklicher Nachahmer Eichendorffs ist Lebrecht Dreves (geb. 1816 zu Hamburg, gest. 1870 in Feldkirch) in seinen schlichten, frischen „Gedichten“ („Früh morgens, wenn die Hähne krähn“, „Auf den Bergen die Burgen“).

### 1. Die Heimat.

(An meinen Bruder.)

Denkst du des Schlosses noch auf stiller Höh'?
Das Horn lockt nächtlich dort, als ob's dich riefe,
Am Abgrund grast das Reh,
Es rauscht der Wald verwirrend aus der Tiefe —
O stille, wecke nicht, es war, als schliefe
Da drunten ein unnennbar Weh.

Kennst du den Garten? — Wenn sich Lenz erneut,
Geht dort ein Mädchen auf den kühlen Gängen
Still durch die Einsamkeit
Und weckt den leisen Strom von Zauberklängen,
Als ob die Blumen und die Bäume sängen
Rings von der alten schönen Zeit.

Ihr Wipfel und ihr Bronnen, rauscht nur zu!
Wohin du auch in wilder Lust magst dringen,
Du findest nirgends Ruh,
Erreichen wird dich das geheime Singen —
Ach, dieses Bannes zauberischen Ringen
Entfliehn wir nimmer, ich und du!

### 2. Erinnerung.

Lindes Rauschen in den Wipfeln,
Vöglein, die ihr fernab fliegt,
Bronnen von den stillen Gipfeln,
Sagt, wo meine Heimat liegt?

Heut' im Traum sah ich sie wieder,
Und von allen Bergen ging
Solches Grüßen zu mir nieder,
Daß ich an zu weinen fing.

Ach, hier auf den fremden Gipfeln:
Menschen, Quellen, Fels und Baum,
Wirres Rauschen in den Wipfeln,
Alles ist mir wie ein Traum.

---

Die fernen Heimathöhen,
Das stille, hohe Haus,
Der Berg, von dem ich gesehen
Jeden Frühling ins Land hinaus,
Mutter, Freunde und Brüder,
An die ich so oft gedacht,
Es grüßt mich alles wieder
In stiller Mondesnacht.

---

Ich hör' die Bächlein rauschen
Im Walde her und hin.
Im Walde, in dem Rauschen,
Ich weiß nicht, wo ich bin.

Die Nachtigallen schlagen
Hier in der Einsamkeit,
Als wollten sie was sagen
Von alter, schöner Zeit.

Die Mondesschimmer fliegen,
Als säh' ich unter mir
Das Schloß im Tale liegen,
Und ist doch so weit von hier!

Als müßte in dem Garten,
Voll Rosen weiß und rot,
Mein' Liebste auf mich warten,
Und ist doch lange tot.

### 3. Schöne Fremde.

Es rauschen die Wipfel und schauern,
Als machten zu dieser Stund'
Um die halbversunkenen Mauern
Die alten Götter die Rund'.

Hier hinter den Myrtenbäumen
In heimlich dämmernder Pracht,
Was sprichst du wirr wie in Träumen
Zu mir, phantastische Nacht?

Es funkeln auf mich alle Sterne
Mit glühendem Liebesblick,
Es redet trunken die Ferne
Wie von künftigem, großem Glück.

### 4. Heimweh.

Wer in die Fremde will wandern,
Der muß mit der Liebsten gehn,
Es jubeln und lassen die andern
Den Fremden alleine stehn.

Was wisset ihr, dunkle Wipfel,
Von der alten, schönen Zeit?
Ach, die Heimat hinter den Gipfeln,
Wie liegt sie von hier so weit!

Am liebsten betracht' ich die Sterne,
Die schienen, wie ich ging zu ihr,
Die Nachtigall hör' ich so gerne,
Sie sang vor der Liebsten Tür.

Der Morgen, das ist meine Freude!
Da steig' ich in stiller Stund'
Auf den höchsten Berg in die Weite,
Grüß dich, Deutschland, aus Herzensgrund!

### 5. In der Fremde.

Aus der Heimat, hinter den Blitzen rot,
Da kommen die Wolken her;
Aber Vater und Mutter sind lange tot,
Es kennt mich dort keiner mehr.

Wie bald, wie bald kommt die stille Zeit,
Da ruhe ich auch, und über mir
Rauschet die schöne Waldeinsamkeit,
Und keiner mehr kennt mich auch hier.

### 6. Rückkehr.

Mit meinem Saitenspiele,
Das schön geklungen hat,
Komm' ich durch Länder viele
Zurück in diese Stadt.

Ich ziehe durch die Gassen,
So finster ist die Nacht,
Und alles so verlassen,
Hatt's anders mir gedacht.

Am Brunnen steh' ich lange,
Der rauscht fort, wie vorher,
Kommt mancher wohl gegangen,
Es kennt mich keiner mehr.

Da hört' ich geigen, pfeifen,
Die Fenster glänzten weit,
Dazwischen drehn und schleifen
Viel' fremde fröhliche Leut'.

Und Herz und Sinn' mir brannten,
Mich trieb's in die weite Welt,
Es spielten die Musikanten,
Da fiel ich hin im Feld.

### 7. Der letzte Gruß.

Ich kam vom Walde hernieder,
Da stand noch das alte Haus,
Mein Liebchen, sie schaute wieder
Wie sonst zum Fenster hinaus.

Sie hat einen andern genommen,
Ich war draußen in Schlacht und Sieg,
Nun ist alles anders gekommen,
Ich wollt', 's wär' wieder erst Krieg.

Am Wege dort spielte ihr Kindlein,
Das glich ihr recht auf ein Haar,
Ich küßt's auf sein rotes Mündlein:
„Gott segne dich immerdar!"

Sie aber schaute erschrocken
Noch lange Zeit nach mir hin,
Und schüttelte sinnend die Locken,
Und wußte nicht, wer ich bin.

Da droben hoch stand ich am Baume,
Da rauschten die Wälder so sacht,
Mein Waldhorn, das klang wie im Traume
Hinüber die ganze Nacht.

Und als die Vögelein sangen
Frühmorgens, sie weinte so sehr,
Ich aber war weit schon gegangen,
Nun sieht sie mich nimmermehr!

### 8. Nachklänge.

Mir träumt', ich ruhte wieder
Vor meines Vaters Haus
Und schaute fröhlich nieder
Ins alte Tal hinaus.
Die Luft mit lindem Spielen
Ging durch das Frühlingslaub,
Und Blütenflocken fielen
Mir über Brust und Haupt.

Als ich erwacht', da schimmert'
Der Mond vom Waldesrand;
Im falben Scheine flimmert'
Um mich ein fremdes Land,
Und wie ich ringsher sehe:
Die Flocken waren Eis,
Die Gegend war vom Schnee,
Mein Haar vom Alter weiß.

### 9. Der stille Grund.

Der Mondenschein verwirret
Die Täler weit und breit,
Die Bächlein, wie verirret,
Gehn durch die Einsamkeit.

Da drüben sah ich stehen
Den Wald auf steiler Höh',
Die finstern Tannen sehen
In einen tiefen See.

Ein' Kahn wohl sah ich ragen,
Doch niemand, der ihn lenkt,
Das Ruder war zerschlagen,
Das Schifflein halb versenkt.

Ein' Nixe auf dem Steine
Flocht dort ihr goldnes Haar,
Sie meint', sie wär' alleine,
Und sang so wunderbar.

Sie sang und sang, in den Bäumen
Und Quellen rauscht' es sacht,
Und flüsterte wie in Träumen
Die mondbeglänzte Nacht.

Ich aber stand erschrocken,
Denn über Wald und Kluft
Erklangen Morgenglocken
Schon ferne durch die Luft.

Und hätt' ich nicht vernommen
Den Klang zu guter Stund',
Wär' nimmermehr gekommen
Aus diesem stillen Grund.

### 10. Lorelei.

Es ist schon spät, es wird schon kalt,
Was reit'st du einsam durch den Wald?
Der Wald ist lang, du bist allein,
Du schöne Braut! ich führ' dich heim!

„Groß ist der Männer Trug und List,
Vor Schmerz mein Herz gebrochen ist,
Wohl irrt das Waldhorn her und hin,
O flieh'! Du weißt nicht, wer ich bin."

So reich geschmückt ist Roß und Weib,
So wunderschön der junge Leib,
Jetzt kenn' ich dich — Gott steh mir bei!
Du bist die Hexe Lorelei!

„Du kennst mich wohl — von hohem Stein
Schaut still mein Schloß tief in den Rhein.
Es ist schon spät, es wird schon kalt,
Kommst nimmermehr aus diesem Wald!"

### 11. Sprüche.

1.

Von allen guten Schwingen
Zu brechen durch die Zeit,
Die mächtigste im Ringen,
Das ist ein rechtes Leid.

2.

Gleichwie auf dunklem Grunde
Der Friedensbogen blüht,
So durch die böse Stunde
Versöhnend geht das Lied.

### 12. Der Abend.

Schweigt der Menschen laute Lust:
Rauscht die Erde wie in Träumen
Wunderbar mit allen Bäumen,
Was dem Herzen kaum bewußt,
Alte Zeiten, linde Trauer,
Und es schweifen leise Schauer
Wetterleuchtend durch die Brust.

### 13. Die Nachtigallen.

Möcht' wissen, was sie schlagen
So schön bei der Nacht,
's ist in der Welt ja doch niemand,
Der mit ihnen wacht.

Und die Wolken, die reisen,
Und das Land ist so blaß,
Und die Nacht wandert leise
Durch den Wald übers Gras.

Nacht, Wolken, wohin sie gehen,
Ich weiß es recht gut,
Liegt ein Grund hinter den Höhen,
Wo meine Liebste jetzt ruht.

Zieht der Einsiedel sein Glöcklein,
Sie höret es nicht,
Es fallen ihr die Löcklein
Übers ganze Gesicht.

Und daß sie niemand erschrecket,
Der liebe Gott hat sie hier
Ganz mit Mondschein bedecket,
Da träumt sie von mir.

### 14. Auf meines Kindes Tod.

Freuden wollt' ich dir bereiten;
Zwischen Kämpfen, Lust und Schmerz
Wollt' ich treulich dich geleiten
Durch das Leben himmelwärts.

Doch du hast's allein gefunden,
Wo kein Vater führen kann,
Durch die ernste, dunkle Stunde
Gingst du schuldlos mir voran.

Wie das Säuseln leiser Schwingen
Draußen über Tal und Kluft
Ging zur selben Stund' ein Singen
Ferne durch die stille Luft.

Und so fröhlich glänzt' der Morgen,
's war, als ob das Singen sprach:
Jetzo lasset alle Sorgen;
Liebt ihr mich, so folgt mir nach!

---

Ich führt' dich oft spazieren
In Winter-Einsamkeit;
Kein Laut ließ sich da spüren,
Du schöne, stille Zeit!

Lenz ist's nun, Lerchen singen
Im Blauen über mir;
Ich weine still — sie bringen
Mir einen Gruß von dir.

---

Von fern' die Uhren schlagen,
Es ist schon tiefe Nacht,
Die Lampe brennt so düster,
Das Bettlein ist gemacht.

Die Winde nur noch gehen
Wehklagend um das Haus,
Wir sitzen einsam drinnen
Und lauschen oft hinaus.

Es ist, als müßtest leise
Du klopfen an die Tür,
Du hätt'st dich nur verirret
Und käm'st nun müd' zurück.

Wir armen, armen Toren!
Wir irren ja im Graus
Des Dunkels noch verloren, —
Du fand'st dich längst nach Haus.

---

Dort ist so tiefer Schatten,
Du schläfst in guter Ruh',
Es deckt mit grünen Matten
Der liebe Gott dich zu.

Die alten Weiden neigen
Sich auf dein Bett herein,
Die Vöglein in den Zweigen,
Sie singen treu dich ein.

Und wie in goldnen Träumen
Geht linder Frühlingswind
Rings in den stillen Bäumen —
Schlaf wohl, mein süßes Kind!

---

Mein liebes Kind, Ade!
Ich konnt' Ade nicht sagen,
Als sie dich fortgetragen,
Vor tiefem, tiefem Weh.

Jetzt auf lichtgrünem Plan
Stehst du im Myrtenkranze
Und lächelst aus dem Glanze
Mich still voll Mitleid an.

Und Jahre nahn und gehn,
Wie bald bin ich verstoben —
O bitt' für mich da droben,
Daß wir uns wiedersehn!

## § 37. Die patriotischen Romantiker.

Schon Eichendorff hatte packende Lieder gesungen, um das deutsche Volk gegenüber den fremden Unterdrückern zum Bewußtsein seiner selbst zu bringen, wie auch Fichte in seinen „Reden an die deutsche Nation" die Schlafenden zu neuem Kraftgefühl zu erwecken suchte. Als nun der Krieg begann, da klangen von jungen Dichtern markige Weisen, die zum Kampfe aufriefen gegen die schmachvolle Knechtschaft. Sie knüpften wieder an den Zug zu vaterländischem Denken an, der schon bei Herder und Klopstock zu spüren, aber vor dem Kosmopolitismus der Klassiker verschwunden war. Diese „Sänger der Freiheitskriege" trugen in sich das Feuer nationaler Begeisterung, das an der Wiederbelebung deutscher Art durch die Romantiker sich entzündet hatte. Aber dichterisch wandelten sie zumeist auf ausgetretenen Pfaden und fanden nur selten Form und Ausdruck, die ihr Empfinden wirklich künstlerisch gestaltet hätten. Das vermochten nur Kleist und Eichendorff, während Arndt, Körner, Schenkendorf und Rückert gar zu leicht in das Pathos der Rhetorik verfielen und Gutgemeintes nur unbeholfen auszudrücken wußten. Aber auch heute noch nimmt man, wie man es damals tat, gern das Wollen für das Vollbringen.

### a) Ernst Moritz Arndt (1769—1860),

geb. 1769 zu Schoritz auf der Insel Rügen, studierte Theologie und Geschichte und wurde nach vielen Reisen 1805 Professor der Geschichte zu Greifswald. Durch sein zornmutiges, gegen Napoleon und gegen die schmachvolle Erniedrigung seines Volkes gerichtetes Werk „Geist der Zeit" in seiner Sicherheit bedroht, floh er nach Schweden, kehrte dann heimlich zurück und ging im Jahre 1812 nach Petersburg zu dem von Napoleon gleichfalls geächteten Freiherrn vom Stein. Im folgenden Jahre in das Vaterland heimgekehrt, entflammte er das Volk durch seine von heiliger Vaterlandsliebe durchglühten „Kriegs- und Wehrlieder" und durch seine hinreißenden Flugschriften (u. a. „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann", „Der Rhein Deutsch-

lands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze"). Als er 1818 Professor der neueren Geschichte an der Bonner Universität geworden war, wurde er schon bald „wegen Teilnahme an burschenschaftlichen Umtrieben" seines Amtes entsetzt und erst durch Friedrich Wilhelm IV. 1840 seiner Tätigkeit zurückgegeben. Im Jahre 1848 war er Mitglied der Nationalversammlung und suchte eine Einigung Deutschlands unter Preußens Führung zu erwirken. Durch konfessionellen und auch patriotischen Fanatismus hat er das Bild seiner sonst edlen Persönlichkeit leider getrübt. Er starb am 29. Januar 1860 zu Bonn. Kraftvolle Männlichkeit, die aber oft in gesucht markiges „Teutonentum" verfällt, ist das Kennzeichen seiner Lieder, von denen einige noch im Volke, viele auch im Kommersbuche fortleben.

Des Deutschen Vaterland. Des deutschen Knaben Robert Schwur. Das Lied vom Feldmarschall. — Morgengebet. Des Knaben Abendlied. Gebet eines kleinen Knaben an den heiligen Christ. — Deutscher Trost. Das Lied vom Schill. Die Leipziger Schlacht. Vaterlandslied. — Gebet bei der Wehrhaftmachung eines deutschen Jünglings. Der Waffenschmied der deutschen Freiheit. Wer ist ein Mann? Das Lied vom Stein. Bundeslied. Warum ruf' ich?

### b) Max v. Schenkendorf (1783—1817),

geb. 1783 zu Tilsit, lebte in Königsberg und in Karlsruhe und folgte 1813 freudig dem Rufe des Vaterlands. Am rechten Arme gelähmt, führte er das Schwert in der Linken und focht tapfer in der Schlacht bei Leipzig. Er starb als Regierungsrat bereits 1817 zu Koblenz.

Als Herold des alten Kaisertums denkt er sich in seinen weihevollen Gesängen und Kriegsliedern die Wiedererringung der Freiheit abhängig von der Rückkehr zu dem frommen Glauben und der Zucht der Väter. Viele seiner Lieder sind bleibender Besitz des Volkes geworden, z. B.: „Freiheit, die ich meine", „Andreas Hofer" („Als der Sandwirt von Passeyer"). In seinen geistlichen Liedern nähert er sich dem Katholizismus.

Das Bild in Gelnhausen. Soldatenmorgenlied. Auf den Tod der Königin. Das eiserne Kreuz. Auf Scharnhorsts Tod. Frühlingsgruß an das Vaterland. Muttersprache.

### c) Theodor Körner. (1791—1813.)

Der Heldentod fürs Vaterland hat einem jungen Dichter Unsterblichkeit verliehen, über den das Urteil der zünftigen Literaturgeschichte weit abweicht von der Verehrung und Überschätzung, die er noch heute im Volke und besonders bei der heranwachsenden Jugend genießt. Theodor Körner, geb. 1791 zu Dresden, Sohn des Schiller eng befreundeten Appellationsrates Körner, betrieb in Freiberg das Studium des Bergfaches, ging dann nach Leipzig und nach kurzem Aufenthalte in Berlin nach Wien, wo er nach Eichendorffs Tagebuchnotiz „nichts als dichten tat" und mit kleinen Lustspielen und namentlich mit dem Trauerspiel „Zriny" (1812) großen Erfolg hatte. Trotz glänzender Zukunftsaussichten folgte er 1813 dem Ruf zu den Waffen und trat in das Lützowsche Freikorps ein. Von seiner bei Kitzen empfangenen Wunde kaum genesen, fiel er schon am 26. August desselben Jahres als Adjutant des Majors Lützow in einem siegreichen Gefechte bei Gadebusch in Mecklenburg, nachdem er wenige Stunden vorher das bekannte „Schwertlied" in sein Taschenbuch geschrieben hatte. Er ruht unter einer Doppeleiche im Dorfe Wöbbelin bei Ludwigslust.

Seine unter dem Titel „Leier und Schwert" nach seinem Tode herausgegebenen patriotischen Lieder atmen feurige Begeisterung, religiösen Sinn und zuversichtliches Vertrauen auf den Sieg der gerechten Sache und sind auch heute noch dem deutschen Volke wohlvertraut. Sein bestes Gedicht war aber sein Leben!

Bekannt ist sein Trauerspiel „Zrinyi", in dem er Schiller nachahmt, das aber mehr dessen Schwächen als Vorzüge zeigt. Feinere Abtönungen der Charaktere fehlen. Auch ergreift der Verfasser ganz einseitig Partei. Immerhin wird der Tod des tapfern Verteidigers der ungarischen Festung Sigeth gegen die Übermacht des Sultans Soliman (1566) und des Liebespaares Juranitsch und Helene mit hinreißendem Pathos dargestellt. Die Lustspiele sind possenhaft, aber theatralisch wirksam; sie bedienen sich fast immer der Verwechslung und Verkleidung zu komischem Zweck. Noch heute werden „Der Nachtwächter" und „Die Gouvernante" gern von Liebhabern aufgeführt.

Die Eichen. Vor Rauchs Büste der Königin Luise. Lied zur feierlichen Einsegnung des preußischen Freikorps. Lützows wilde Jagd. Abschied vom Leben. Gebet während der Schlacht. Männer und Buben. Aufruf. — Harras, der kühne Springer.

Über die Zeit der Freiheitskriege hinaus wirkte

### d) Friedrich Rückert (1788—1866),

geb. 1788 zu Schweinfurt a. M. Er widmete sich dem Studium der Rechte in Würzburg und betrieb dann in Jena das Studium der Sprachen und der Literatur. Nachdem er Privatdozent in Jena und Redakteur in Stuttgart gewesen, machte er nach einer Romreise bei wechselndem Aufenthalte orientalische Studien, wurde 1826 als Professor der orientalischen Sprachen nach Erlangen berufen und siedelte 1841, einem Rufe des Königs Friedrich Wilhelm IV. folgend, nach Berlin über. Im Jahre 1848 vertauschte er die unruhige Hauptstadt mit seinem Landgute Neuseß bei Koburg, wo er in ländlicher Stille der Muse und den Studien lebte bis zu seinem Tode am 31. Januar 1866.

An den Freiheitskriegen durfte er wegen seiner schwächlichen Gesundheit und aus Rücksicht auf seine Eltern nicht teilnehmen. Dafür kämpfte er mit der Feder und schrieb die etwas zu sehr gedankenüberladenen, aber von Begeisterung erfüllten „Geharnischten Sonette". Trotz der gesuchten Form fanden sie freudige Aufnahme. Weiter veröffentlichte er eine Sammlung von Liedern, die unter dem Titel „Liebesfrühling" weite Verbreitung fanden. Die meisten sind unerträglich hölzern, aber einige drücken doch echtes Empfinden in schlichter Form aus („Du bist die Ruh'"). Den Volkston traf er besonders in seinem Liede „Aus der Jugendzeit".

Seinem ganzen Wesen entspricht weit mehr die didaktische Poesie. So legt er in der „Weisheit des Brahmanen" (der Brahmane ist Rückert selbst) in Sprüchen im Alexandrinerversmaß die Fülle seiner Lebensweisheit nieder, nicht ohne mitunter in Plattheit zu verfallen. Er hat in seinem Leben Hunderttausende von Versen geschrieben, und es ist ihm fast gleichgültig, ob er den Abschied eines Dienstmädchens, das Ausfliegen eines Kanarienvogels oder den Tod eines Kindes besingt.

Sein bedeutendes, aber nicht genügend gezügeltes Sprachtalent bewies er in zahlreichen Übersetzungen aus orientalischen Dichtern. Besonders bekannt geblieben sind (1826) „Die Makamen (= Erzählungen in ge-

reimter Prosa) des Hariri" (arabischer Gelehrter und Dichter aus Basra, 1054—1121), eine freie Bearbeitung von Abenteuern und Schelmengeschichten des morgenländischen Eulenspiegels Abu Seid, ferner die Heldengeschichte „Rostem und Suhrab", die das Motiv des Hildebrandliedes zum Gegenstande hat.

Vom Büblein, das überall mitgenommen hat sein wollen. Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt. Vom Bäumlein, das spazieren ging. Die Riesen und die Zwerge. Der betrogene Teufel. Drei Paare und einer. Barbarossa. Blücher. Auf die Schlacht an der Katzbach. Die drei Gesellen. — Lohn der Freigebigkeit. Wanderlied. Abendlied. Des fremden Kindes heiliger Christ. Der rechte Weg. — Parabeln: a. Salomon und der Sämann; b. Der Herr und sein Knecht. Die Rache der Schwalbe. Chidher. — Sprüche. — Geharnischte Sonette. Vierzeilen. An unsere Sprache. Körners Geist. Die Gräber zu Ottensen. Parabel.

### 1. Gestillte Sehnsucht.

In goldnen Abendschein getauchet,
Wie feierlich die Wälder stehn!
In leise Stimmen der Vöglein hauchet
Des Abendwindes leises Wehn.
Was lispeln die Winde, die Vögelein?
Sie lispeln die Welt in Schlummer ein.

Ihr Wünsche, die ihr stets euch reget
Im Herzen sonder Rast und Ruh'!
Du Sehnen, das die Brust beweget,
Wann ruhest du, wann schlummerst du?
Beim Lispeln der Winde, der Vögelein,
Ihr sehnenden Wünsche, wann schlaft ihr ein?

Was kommt gezogen auf Traumesflügeln?
Was weht mich an so bang, so hold?
Es kommt gezogen von fernen Hügeln,
Es kommt auf bebendem Sonnengold.
Wohl lispeln die Winde, die Vögelein:
Das Sehnen, das Sehnen, es schläft nicht ein.

Ach, wenn nicht mehr in goldne Fernen
Mein Geist auf Traumgefieder eilt,
Nicht mehr an ewig fernen Sternen
Mit sehnendem Blick mein Auge weilt:
Dann lispeln die Winde, die Vögelein
Mit meinem Sehnen mein Leben ein.

### 2. Du bist die Ruh'.

Du bist die Ruh',
Der Friede mild,
Die Sehnsucht Du,
Und was sie stillt.

Ich weihe Dir
Voll Lust und Schmerz
Zur Wohnung hier
Mein Aug' und Herz.

Kehr ein bei mir
Und schließe Du
Still hinter Dir
Die Pforten zu!

Treib andern Schmerz
Aus dieser Brust!
Voll sei dies Herz
Von Deiner Lust.

Dies Augenzelt,
Von Deinem Glanz
Allein erhellt,
O, füll' es ganz!

### 3. Angereihte Perlen.

O blicke, wenn den Sinn dir will die Welt verwirren,
Zum ew'gen Himmel auf, wo nie die Sterne irren.

Der Vater straft sein Kind und fühlet selbst den Streich;
Die Härt' ist ein Verdienst, wo dir das Herz ist weich.

Im selben Maß du willst empfangen, mußt du geben;
Willst du ein ganzes Herz, so gib ein ganzes Leben.

Wer einem Fremdling sich nicht freundlich mag erweisen,
Der war wohl selber nie im fremden Land auf Reisen.

Du wirst nicht musterhaft durch Jagd nach andrer Fehlern,
Und nie wirst du berühmt durch fremden Ruhmes Schmälern.

Sei gut und laß von dir die Menschen Böses sagen;
Wer eigne Schuld nicht trägt, kann leichter fremde tragen.

Und wenn ich auf der Welt das Gute nirgends fände,
Ich glaubt' ans Gute doch, weil ich's in mir empfände.

Wer ist dein ärgster Feind? Des Herzens böse Lust,
Die widerspenst'ger wird, je mehr du Lieb's ihr tust.

Zu deinem Hochmut sprich: Staub wird, was ist von Erden;
Komm, laß uns werden Staub, eh' wir zum Staube werden!

Gibst du dem Feinde nach, so gibt er dir den Frieden;
Und gibst du dir nicht nach, so ist dir Sieg beschieden.

Wie groß für dich du seist, vorm Ganzen bist du nichtig;
Doch als des Ganzen Glied bist du als kleinstes wichtig.

O Herz, versuch es nur! so leicht ist gut zu sein;
Und es zu scheinen, ist so eine schwere Pein.

Vor jedem steht ein Bild des, was er werden soll;
Solang' er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll.

Der Prüfstein trügt dich nie: Gut ist, was wohl dir tut,
Und das ist schlimm, o Herz, wobei dir schlimm zu Mut.

Daß sie die Perle trägt, das macht die Muschel krank;
Dem Himmel sag für Schmerz, der dich veredelt, Dank.

### 4. Aus der „Weisheit des Brahmanen".

1.

Lern von der Erde, die du baueſt, die Geduld;
Der Pflug zerreißt ihr Herz, und sie vergilt's mit Huld.

2.

O fühle: was du hast, das hast du nur empfangen;
Und laß, wie dir es kam, es andern zugelangen.
Sei wie der Mond, der von der Sonn' entlehnt sein Licht
Und leiht's der Erdennacht, für sich behält er's nicht.
Gott ist die Sonne, die läßt ewig Licht ausgehn,
Um hell die Welt und sich hell in der Welt zu sehn.

3.

Verlier', o Jüngling, nur Geduld und Hoffnung nicht;
Richt' auf die Welt Vertraun, auf Gott die Zuversicht,
An dich die Forderung, zu kämpfen als ein Mann,
Und freue dich am Kampf, wenn dir der Sieg entrann.
Wenn er dir oft entrann, wird er nicht stets entrinnen;
Nur wer noch nichts gewann, hat alles zu gewinnen.
Mir selber ist, was mir gelang, gar spät gelungen,
Doch mehr nun freut mich, daß ich rang, als was errungen.
Ich wünsche nicht, daß sie so gar lang hin dich halten,
Doch gut ist's, daß sie Zeit dir gönnen zum Entfalten.

4.

Der Welt soll man vertraun, auf sie nicht sich verlassen;
Hab' auf dich selbst Vertraun, wo andre dich verlassen;
Und wo dein Selbstvertraun wie das auf Menschen bricht,
Da hab' auf Gott Vertraun, nur er verläßt uns nicht.

5.

Wenn Freiheit du begehrst, des Menschen höchste Zierde,
Herrsch' über Leidenschaft und Neigung und Begierde.
Doch bilde dir nicht viel auf diese Herrschaft ein;
Des freien Willens Stolz ist: Gott gehorsam sein.

6.

Was in der Schule du gelernt, ist's wohl vergebens,
Weil du gebrauchen es nicht kannst im Lauf des Lebens?
O nein, den Acker hat zum Anbau es entwildet,
Zum Wesentlichen hat's dich förmlich vorgebildet.
So, was im Leben selbst, der großen Schule, du
Gelernt hast, bringst du nicht umsonst dem Himmel zu,
Du mußt die irdischen Aufgaben recht nur treiben,
Und ewig wird davon die Segenswirkung bleiben.

## 5. Aus den „Makamen des Hariri“ [1].

### Der Schulmeister von Hims [2].

Hareth Ben Hemmam erzählt: Mich zog ein Verlangen bergauf und talab — nach Halab [3], — und ich war damals munter und aufgeräumt, — wohlgesattelt und aufgezäumt. — Rasch wie ein Vogel auf seinem Gefieder, — so ließ ich in den Luftgärten dort mich nieder, — in der Mitte von Wonnen und Freuden, — Bronnen und Gebäuden, — und begann die Tage zu vergeuden, — um meinen Wunsch zu letzen — und meinen Durst zu netzen. — Als des Herzens Begierde nachließ — und der Sturmwind des Genusses gemach blies, — schwang nach kurzer Rast — auf dem grünen Ast — der ungeduldige Rabe des Zuges — sich auf zur Lust des Weiterfluges, — und ich schritt mit Tagesanbruch zum Aufbruch, — zum Abzug mit gutem Anzug und Aufzug. — Ich war vom Übermut versucht, — mein Wanderschiff zu steuern in die Bucht — von Hims, das berühmt ist durch die Zucht — von Torheitsgewächs und Narrheitsfrucht. — Als ich nun abgestiegen vor ihren Toren — und mich umsah nach einer Probe von ihren Toren, — erblickte ich nebenaus auf einer Grüne — aufgeschlagen eine Lehrbühne — von einem Scheich, der, zu schließen nach seinen Schläfen, — über den Schaum hinaus war gelangt zu den Hefen, — umgeben von einem Rudel Knaben, — durcheinander wie Tauben und Raben, — wie kleine und große Buchstaben. — Ich nahte mich und führte im Schilde nichts Schlimms, — als nur zu erforschen die Weisheit von Hims. — Er aber war keiner von den Gastverhöhnern — und erwiderte meinen Gruß mit einem schönern, — hieß mich niedersetzen in der Mitte der Heerrunde — und fuhr mit Würde fort in der Lehrstunde, — indem er deutete mit dem schwanken Stäbchen — nach einem schlanken Knäbchen, — rufend: „Du Rehkälbchen, — du Seeschwälbchen! — auf und zeige mir Glied für Glied — zwischen G und Ch den Unterschied! — Worauf jener anhub ohne Zaudern — und vortrug ohne Schaudern:

„Zeichen sind des Korans Verse Gläubigen;
Doch was an dir ist, mußt du uns zeigen.
Teichen süßen Wassers fehlt's an Fischen nicht;
Guten Öfen fehlt es nie an Teigen.

[1] Die Makame ist eine Dichtung ohne strophische Gliederung, welche aus unregelmäßigen Reihen metrisch ungleichmäßiger, aber gereimter Sätze besteht und zuweilen aus Versen und Prosa gemischt ist. Die Makamen haben stets die gleiche Einkleidung, indem der Erzähler Hareth Ben Hemmam von Geschäften oder Vorgängen berichtet, bei denen der schlaue Landfahrer Abu Seid von Serug in wechselnder Maske die Hauptrolle spielt.

[2] Emesa in Syrien. Seine Einwohner stehen in demselben Rufe wie die deutschen Schildbürger. [3] Aleppo in Syrien.

Reichen dünken sich die Bettler gleich, wenn sie
Trunken sich die Hand gereicht zum Reigen.
Eichen haben feste Wurzeln tief im Grund;
Nur dem Schilfrohr ist das Schwanken eigen."

Der Lehrer sprach: „Brav, mein Paviänchen, — mein Silbersasänchen und Goldhähnchen! — Ich finde keinen Unterschied zwischen deiner Eigenschaft — und einem Eichenschaft; — du versprichst zu werden kein schwacher Schwager, — sondern ein wacher Wager — und jacher Jager, — an den sich wagt kein Widersacher und Widersager." — Dann rief er: „Maikätzchen! — Schreimätzchen!" — und Antwort gab ihm ein Junge wie ein Schätzchen. — Der Lehrer sprach: „Komm und entwickle mir gescheit — zwischen D und T den Unterscheid." — Und heranstob jener wie ein Düftchen — und anhob er wie ein Lüftchen:

„Beiten ist ein Wort für weilen, alt und gut;
Wähle nach Gefallen zwischen beiden!
Leiten sollst du die Verirrten auf den Pfad
Und mitleidend trösten, die da leiden.
Weiten Ländern ziehet zu ein Stamm, wann eng
Werden für sein Vieh der Heimat Weiden.
Saitenspiel und Wein stell' auf die Seit', und fromm
Kleide dich in Wolle, nicht in Seiden.

Der Lehrer sprach: „Du Witzzunge, — du Blitzjunge! — Ich sehe, daß du bist von den Gescheitern, — die unterscheiden zwischen Prügeln und Scheitern." — Dann rief er: „Ringlöckchen! — Springböckchen — mit dem Klingglöckchen!" — Und ihm gab Antwort ein Junge, frisch wie ein Funke, — wie ein Vogel, der auffliegt vom Trunke. — Der Lehrer sprach: „Du in der Wissenschaft kein Lai', — sondern ein Leu, — sage mir den Unterschied zwischen ei und eu." — Und jener räusperte sich gründlich — und äußerte sich bündig:

„Eitern muß die Wund', in welcher steckt der Pfeil;
Herbes Gras gibt süße Milch in Eutern.
Leitern dienen, zu besteigen hohen Baum,
Noten, dunkle Texte zu erläutern.
Heitern Sinnen ist die Schöpfung angenehm,
Und verdrießlich dumpfen Bärenhäutern.
Reitern[1] muß der Bauersmann das Korn; der Fürst
Führt den Krieg mit Reitern oder Reutern."

Der Lehrer sprach: „Trefflich, mein Lämmchen! — vortrefflich, mein Stämmchen! — übertrefflich, unübertrefflich, mein Flämmchen!" — Dann rief er: „Neuntöter! — Leuntöter!" — Da stellte sich ein Knabe wie ein Baumschröter[2]. — Der Lehrer sprach: „Du, den ich mir erkür' und erkor, — dessen Verstand sprengt Tür und Tor, — sage mir den Unterschied von für und vor!" — worauf sich jener zurechtsetzte — und seine Zunge zum Gefecht wetzte:

„Vorsprach' halt' im Vorübergehen vorm Nachbarstor;
Fürsprache such' im Himmel dir und im Palast.
Vorliebe für die eignen Kinder ziemt dem Mann;
Fürlieb mit dem ihm Vorgesetzten nimmt ein Gast.
Vorwitz ist lächerlich, wenn er für Witz sich hält;
Vorsicht und Fürsicht ist des Schiffes Steu'r und Mast.
Gott sieht für dich, wo du nicht siehst, und sieht vor dir!
Heil dir, daß du den Für- und Vorhersehr hast."

Da rief der Lehrer: „Heil dir, mein Stolz! — du grader Bolz — aus gutem Holz! — Du brauchst für deinen Mund keinen Vormund; — für dich geschart stehn Engel im Hintergrund und im Vorgrund. — Ich fürchte nicht für dich; — denn vor dir fürchten die Furchtbaren sich." — Dann rief er: „Bitterkorn! Rittersporn!" — Da erschien ein Knabe wie ein Gewitterzorn. — Der Lehrer sprach: „Nun, du Weisheiteinschwärzer[3]! — du Buchstabenausmerzer! — du Weinwässerer — und Sprachbesserer! — auf und sprich deinen Grabspruch — über den Buchstab, der verwirkt hat den Stabbruch — und verdiente den Lebensabbruch und -abspruch!" — worauf jener bloßzog — und so gegen das S loszog:

„Ja, sieghoffnungtrunken schwör' ich Hilfgenoß
Mich zur Kriegfahn' aller Eßverheerer.

[1] sieben. [2] Hirschkäfer. [3] Schwärzer: Schmuggler.

Künftig sei mein Lebenslauf ein Lebenlauf
Und ein Todstoß aller Eßverehrer.
Nie mehr wandeln will ich zwischen Frühlingsfau'n;
Die sind unrein; Frühlingsau'n sind hehrer.
Glücklos ist mein Glückslos, meine Liebesnot
Liebenot, die ohne S ist schwerer.
Auch mein Blutsfreund mög' ein Blutfreund sein, und mein
Glaubenslehrer sei ein Glaubenleerer.
Und zu essen gebe künftig niemand was
Mir und jedem edlen Eßverzehrer."

Der Lehrer sprach: „Wohl, mein Knappe! — nicht scheue dir dein Rappe! — denn der Krieg ist schwer — und der Sieg ist hehr."

. . . . . .

„Doch was macht mich denn abwendig? — Zwei von der Schar sind noch rückständig. — Geschwind mein Reitgäulchen! — mein Schreitsäulchen! — mein Streitmäulchen! — wickle mir ab dein breit Knäulchen! — sag her ohn' Anstand, — doch mit Anstand, — die Verse vom Anstand!"

Da kam ein Range — wie eine Stange — und sprach mit Gesange:

„An Stand ist sie ein Hirtenkind, doch eine Königin von Anstand. Anstand es lange Zeit, bis ich eröffnet ihr, wie sie mir anstand. Anstand sie mit Gespielen einst zum Tanz. Da stand ich auf dem Anstand; anstand ich nicht, bot ihr die Hand, und ihre gab sie mir ohn' Anstand!" —

Der Lehrer sprach: „Schön, du Buntschecktiger! — du Rundbäckiger! — dein Pfund besteht die Probe; — ich besiegle deinen Mund mit meinem Lobe." — Dann rief er: „Nun, du Spitzfund! — du Witzmund! du Blitzkund! — Flußader meiner Freude! — Schlußquader am Gebäude! — du Simpel, du Gimpel, du Gelbschnabel! — warst du bei der Sprachverwirrung von Babel? — So sag es unverblödlich: — was ist der Unterschied zwischen redlich, rätlich und rötlich?" — Da reckte sich ein Männchen, — streckte sich um ein Spännchen, — steckte sich hin wie ein Tännchen, — erreckte sich und leerte so ein Kännchen:

„Redlich kommt vom Reden her;
Doch im Handeln sei du redlich.
Rätlich ist von Rat genannt;
Toren raten ist nicht rätlich.
Rötlich ist nicht weit vom Rot;
Meines Meisters Bart ist rötlich."

Da rief der Lehrer: „Wie ordentlich! — außerordentlich! — meisterhaft! — musterhaft! — Du Flegel! — du triffst die Kegel nach der Regel; — ich streiche vor dir die Segel. — Du hast dem Werke die Kron' aufgesetzt — und deines Lehrers Augen mit Freudentränen genetzt. — Du lügst, um zu leimen, — und rügst, um zu reimen; — du gehörst zu den Philologen, — die so heißen, weil viele logen. — So hab' ich nun dir und deinen Genossen — die Schreine mit den Perlen des Wissens erschlossen — und die Wolken mit dem Strome der Weisheit ergossen, — auf daß ihr, vom Himmel begnadet, — mit Lust darin gebadet, — des Staubes und Schmutzes der Unwissenheit euch entladet. — Ich habe auch nach dem Maße meiner Kräfte — euch poliert wie Lanzenschäfte — und wie Schwerter versehn mit dem Hefte, — daß ihr brauchbar seiet zu jedem Geschäfte. — Ihr habt die Blüten der Sitte gepflückt — und euch mit dem Schmuck der Bildung geschmückt. — Das gedenket mir, und vergesset es nie auf der Erde, — wie ich euer gedenken und nie vergessen werde, — und fest stehe in Unwankbarkeit — in euren Herzen gegen euren Lehrer die Dankbarkeit. — Jetzt singet zu der Lehrstunde Schlusse — die Vaterstadt an mit dem Gruße — des Liedes, das auf jedem Tone — zur Ehre von Hims trägt von H eine Krone!" — Da verschlang sich der ganze Rudel — in einen Strudel, — und sie sangen mit feierlichem Gedudel:

„Heil'ge, hohe Himmelsheimat, hehre Hims,
Heil! du hast den Herrn zum Huldverheißer.
Heitre Hügel, heimlich hohles Haingeheg',
Höhn euch herb kein harscher[1] Hauch noch heißer!
Holder Hirsche Herde hütet hier der Hirt,
Hoffnungshalm' erhabner Herrscherhäuser.
Heißa, hussa, hurra, hu, hihi, haha
Halle hell, bis Herz und Hals ist heiser."

[1] hart, rauh.

Dann stob der Schwarm auseinander, — und ich blieb mit dem Scheich selbander. — Der zog aus seinem Gesicht hinweg eine Falte — und war Abu Seid, der alte. — Ich war verwundert und erstaunt; — er aber sprach munter und frohgelaunt: — „Steck ein deines Schwertes Schärfen — und behalt für dich, was du mir vor willst werfen. — Denn vernimm, und denke von mir nicht schlimm:

So getan ist diese Zeit,
Daß die Weisheit büßt die Starrheit
Ihres Kopfes, wenn sie nicht
Gehn will in den Dienst der Narrheit.

Übrigens, was ist hehrer — als ein Lehrer, — der ein Vater ist, nicht des Fleisches und Geblütes, — sondern des Geistes und Gemütes? — Und wo ist anmutiger ein Stand als dessen, der steht — in der Mitte von der Jugend Rosenbeet, — dessen Anhauch den Greis erfrischt — und in seinen Frost sanfte Wärme mischt? — Oder welcher Beruf — ist förderlicher zu des Ruhmes Behuf, — als der Weisheit Korn, das unvergängliche, — zu streun in das Land, das frisch empfängliche, — daß es aufgeh' und Ernte trag' überschwengliche, — wenn die Jugend den Klang deiner Rede bewahrt in tiefern — Herzen wie die Züge deiner Schrift auf Schiefern, — um sie der Nachwelt zu überliefern, — wann der Tod zerbrochen hat deines Mundes Kiefern? — Das schreib' auf, und leg' es auf dein Gesims, — was ich zu dir gesprochen vor den Toren von Hims." — So sprach er und hielt sich das Ohr zu — vor allem, was ich ihm schwor zu; — er wandte den Rücken und schritt mit Würde dem Tor zu, — wo ihm eilte der Bürger Chor zu: — und vor meinen Blicken fiel des Kummers Flor zu.

## § 38. Nachfahren der Romantiker.

Bereits in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts begann die Teilnahme des Publikums für den tieferen Sinn der Romantik zu schwinden. Aber noch immer blieb sein Ohr offen für den Ton gemütvoller Volkstümlichkeit, den die Nachfahren der jüngeren Generation sich als Hauptkennzeichen ihrer Herkunft bewahrt hatten. Die Poesie der verfallenen Burgruinen, der altertümlichen, biederen Städtchen, der Ritter und Helden wie der fahrenden Gesellen blieb als äußeres Merkmal bestehen und zeigte sich bei Wilhelm Müller, Chamisso, sowie bei der Gruppe der tief im Wesen und in der Geschichte ihrer Heimat wurzelnden schwäbischen Dichter.

### a) Wilhelm Müller. (1794—1827.)

Den wahren Geist des episch-lyrischen Volksliedes hat der Dichter in sich aufgenommen, der neben Eichendorff am vollendetsten die Poesie des Wanderns in seinen frischen, leicht sangbaren Liedern erfaßt hat.

Wilhelm Müller, geb. zu Dessau 1794, nahm mit Unterbrechung seiner philologischen und historischen Studien als Freiwilliger an den Freiheitskriegen teil, lebte längere Zeit in Italien, wirkte als Lehrer am Gymnasium seiner Vaterstadt und starb dort als Hofrat und Bibliothekar bereits 1827.

Seine „Gedichte aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten", „Der Frühlingskranz", die „Müller- und Wanderlieder" sind, zumal durch die herrlichen Vertonungen von Franz Schubert, vielfach volles Eigentum des Volkes geworden. Bekannt ist auch die grausige Dichtung „Der Glockenguß zu Breslau". Seine während des griechischen Freiheitskampfes gedichteten „Griechenlieder" treten voll schwunghafter Begeisterung für die Sache des um seine Freiheit ringenden Volkes ein, für das auch der englische Dichter Lord Byron in den Tod ging (vgl. S. 249).

Morgenlied. Frühlingseinzug. Wanderschaft. Der kleine Hydriot. Das Frühlingsmahl. — Der Lindenbaum. Alexander Ypsilanti auf Munkacs. — Hellas und die Welt.

### 1. Wohin.

Ich hört' ein Bächlein rauschen
Wohl aus dem Felsenquell,
Hinab zum Tale rauschen
So frisch und wunderhell.

Ich weiß nicht, wie mir wurde,
Nicht, wer den Rat mir gab,
Ich mußte gleich hinunter
Mit meinem Wanderstab.

Hinunter und immer weiter
Und immer dem Bache nach,
Und immer frischer rauschte
Und immer heller der Bach.

Ist das denn meine Straße?
O Bächlein, sprich, wohin?
Du hast mit deinem Rauschen
Mir ganz berauscht den Sinn.

Was sag' ich denn vom Rauschen?
Das kann kein Rauschen sein:
Es singen wohl die Nixen
Dort unten ihren Reihn.

Laß singen, Gesell, laß rauschen
Und wandre fröhlich nach!
Es gehn ja Mühlenräder
In jedem klaren Bach.

### 2. Vineta.

Aus des Meeres tiefem, tiefem Grunde
Klingen Abendglocken dumpf und matt,
Uns zu geben wunderbare Kunde
Von der schönen, alten Wunderstadt.

In der Fluten Schoß hinabgesunken,
Blieben unten ihre Trümmer stehn.
Ihre Zinnen lassen goldne Funken
Widerscheinend auf dem Spiegel sehn.

Und der Schiffer, der den Zauberschimmer
Einmal sah im hellen Abendrot,
Nach derselben Stelle schifft er immer,
Ob auch ringsumher die Klippe droht.

Aus des Herzens tiefem, tiefem Grunde
Klingt es mir wie Glocken tief und matt;
Ach, sie geben wunderbare Kunde
Von der Liebe, die geliebt es hat.

Eine schöne Welt ist da versunken,
Ihre Trümmer blieben unten stehn,
Lassen sich als goldne Himmelsfunken
Oft im Spiegel meiner Träume sehn.

Und dann möcht' ich tauchen in die Tiefen,
Mich versenken in den Widerschein,
Und mir ist, als ob mich Engel riefen
In die alte Wunderstadt herein.

## b) Adalbert v. Chamisso (1781—1838),

auf dem Schlosse Boncourt in der Champagne 1781 geboren, floh mit seinen Eltern vor der französischen Revolution nach Berlin, wo er Page beim Könige Friedrich Wilhelm II., dann preußischer Offizier wurde. Nach seinem Abschiede wanderte er lange Zeit ruhelos umher, studierte darauf Naturwissenschaften zu Berlin und erhielt nach einer dreijährigen Reise um die Welt (1815—1818) die Stelle des Kustos der botanischen Sammlung zu Berlin. Er starb dort in hoher Achtung 1838. Trotz seiner französischen Abstammung ist Chamisso ein echt deutscher Dichter, der freilich in gewisser Hinsicht auch seine Rasse nicht verleugnen kann. Daher stammt z. B. die der französischen Romantik eigentümliche Vorliebe für das Unheimliche und Grausige in seinen „Balladen und Romanzen". Auch das unruhige Suchen nach einer festen Stellungnahme zum Vaterlandsproblem, das erst nach seiner Weltreise sich abklärte, zeigt sich in seinen Dichtungen. Als dichterische Gestaltung dieser seelischen Zerrissenheit schuf er sein Meisterwerk, das romantische, in manchen Beziehungen an Hoffmann erinnernde Märchen von **„Peter Schlemihl"**, der um ein Fortunatsgoldsäcklein dem Satan seinen Schatten verkauft und nun

vor dem Grauen, das er überall erregt, ruhelos umherzieht, bis er mit seinen Siebenmeilenstiefeln aus der Welt flieht und in der Erforschung der Natur (wie Chamisso selbst) den Frieden findet. Um so erstaunlicher ist es, daß er oft den Ton echt deutscher Innigkeit und Gemütstiefe trifft, wie in seinem besonders durch Robert Schumanns Vertonung unsterblichen Lieder-Zyklus „Frauen-Liebe und -Leben", in dem freilich mitunter ein sentimentaler Einschlag sich fühlbar macht. Prächtig ist seine Dichtung von „Sales y Gomez"; gern gelesen werden auch seine humoristischen Balladen.

Der Soldat. Das Riesenspielzeug. — Die Weiber von Winsperg. Der rechte Barbier. Die Sonne bringt es an den Tag. — Frisch gesungen. Die Kreuzschau. Tragische Geschichte. — Das Schloß Boncourt. Die alte Waschfrau. Der Szekler Landtag.

### 1. Aus „Frauen-Liebe und -Leben".

Seit ich ihn gesehen,
Glaub' ich blind zu sein;
Wo ich hin nur blicke,
Seh' ich ihn allein;
Wie im wachen Traume
Schwebt sein Bild mir vor,
Taucht aus tiefstem Dunkel
Heller nur empor.

Sonst ist licht- und farblos
Alles um mich her,
Nach der Schwestern Spiele
Nicht begehr' ich mehr,
Möchte lieber weinen
Still im Kämmerlein;
Seit ich ihn gesehen,
Glaub' ich blind zu sein.

---

Du Ring an meinem Finger,
Mein goldnes Ringelein,
Ich drücke dich fromm an die Lippen,
Dich fromm an das Herze mein.

Ich hatt' ihn ausgeträumet,
Der Kindheit friedlichen Traum,
Ich fand allein mich verloren
Im öden unendlichen Raum.

Du Ring an meinem Finger,
Da hast du mich erst belehrt,
Hast meinem Blick erschlossen
Des Lebens unendlichen Wert.

Ich werd' ihm dienen, ihm leben,
Ihm angehören ganz,
Hin selber mich geben und finden
Verklärt mich in seinem Glanz.

Du Ring an meinem Finger,
Mein goldnes Ringelein,
Ich drücke dich fromm an die Lippen,
Dich fromm an das Herze mein.

---

Nun hast du mir den ersten Schmerz getan,
Der aber traf.
Du schläfst, du harter, unbarmherz'ger Mann,
Den Todesschlaf.

Es blicket die Verlass'ne vor sich hin,
Die Welt ist leer.
Geliebet hab' ich und gelebt, ich bin
Nicht lebend mehr.

Ich zieh' mich in mein Innres still zurück,
Der Schleier fällt,
Da hab' ich dich und mein vergangnes Glück,
Du meine Welt!

## 2. Salas y Gomez [1].

Salas y Gomez raget aus den Fluten
Des Stillen Meeres, ein Felsen kahl und bloß,
Verbrannt von scheitelrechter Sonne Gluten,

Ein Steingestell ohn' alles Gras und Moos,
Das sich das Volk der Vögel auserkor
Zur Ruhstatt im bewegten Meeresschoß.

So stieg vor unsern Blicken sie empor,
Als auf dem Rurik: „Land im Westen! Land!"
Der Ruf vom Mastkorb drang zu unserm Ohr.

Als uns die Klippe nah vor Augen stand,
Gewahrten wir der Meeresvögel Scharen
Und ihre Brüteplätze längs dem Strand.

Da frischer Nahrung wir bedürftig waren,
So ward beschlossen, den Versuch zu wagen,
In zweien Booten an das Land zu fahren.

Es ward, dabei zu sein, mir angetragen.
Das Schrecknis, das der Ort mir offenbart,
Ich werd' es jetzt mit schlichten Worten sagen.

Wir legten bei, bestiegen wohlbewahrt
Die ausgesetzten Boote, stießen ab,
Und längs der Brandung rudernd ging die Fahrt.

Wo unterm Wind das Ufer Schutz uns gab,
Ward angelegt bei einer Felsengruppe,
Wir setzten auf das Trockne unsern Stab.

Und eine rechts und links die andre Truppe,
Verteilten sich den Strand entlang die Mannen,
Ich aber stieg hinan die Felsenkuppe.

Vor meinen Füßen wichen kaum von dannen
Die Vögel, welche die Gefahr nicht kannten
Und mit gestreckten Hälsen sich besannen.

Der Gipfel war erreicht, die Sohlen brannten
Mir auf dem heißen Schieferstein, indessen
Die Blicke den Gesichtskreis rings umspannten.

Und wie die Wüstenei sie erst ermessen
Und wieder erdwärts sich gesenket haben,
Läßt *eines* alles andere mich vergessen.

---

[1] Chamisso erzählt in seiner Reisebeschreibung: „Man soll bei Salas y Gomez (einer einsamen, öden Klippe in der Südsee, an der er am 25. März 1816 vorüberfuhr) Trümmer eines gescheiterten Schiffes wahrgenommen haben; wir spähten umsonst nach denselben. Man schaudert, sich den möglichen Fall vorzustellen, daß ein menschliches Wesen lebend darauf verschlagen werden konnte; denn die Eier der Wasservögel möchten sein verlassenes Dasein zwischen Meer und Himmel auf diesem kahlen, sonnengebrannten Steingestell nur allzusehr zu verlängern hingereicht haben." So ist diese auf den drei Schiefertafeln 13 Jahre (1829) später niedergeschriebene Lebensgeschichte jenes Verschlagenen nur die Ausführung einer poetischen Vermutung. Das prachtvolle Gedicht ist geschrieben in Terzinen, die zuerst von Dante in seiner Divina Commedia angewandt wurden.

Es hat die Hand des Menschen eingegraben
Das Siegel seines Geistes in den Stein,
Worauf ich steh', — Schriftzeichen sind's, Buchstaben,

Der Kreuze fünfmal zehn in gleichen Reihn;
Es will mich dünken, daß sie lang bestehen,
Doch muß die flücht'ge Schrift hier jünger sein.

Und nicht zu lesen! — deutlich noch zu sehen
Der Tritte Spur, die sie verlöschet fast;
Es scheint ein Pfad darüber hinzugehen.

Und dort am Abhang war ein Ort der Rast,
Dort nahm er Nahrung ein, dort Eierschalen!
Wer war, wer ist der grausen Wildnis Gast?

Und spähend, lauschend schritt ich auf dem kahlen
Gesims einher zum andern Felsenhaupte,
Das zugewendet liegt den Morgenstrahlen.

Und wie ich, der ich ganz mich einsam glaubte,
Erklomm die letzte von den Schieferstiegen,
Die mir die Ansicht von dem Abhang raubte:

Da sah ich einen Greisen vor mir liegen,
Wohl hundert Jahre, mocht' ich schätzen, alt,
Des Züge, schien es, wie im Tode schwiegen.

Nackt, langgestreckt die riesige Gestalt,
Von Bart und Haupthaar abwärts zu den Lenden
Den hagern Leib mit Silberglanz umwallt,

Das Haupt getragen von des Felsen Wänden,
Im starren Antlitz Ruh', die breite Brust
Bedeckt mit übers Kreuz gelegten Händen.

Und wie entsetzt, mit schauerlicher Lust,
Ich unverwandt das große Bild betrachte,
Entflossen mir die Tränen unbewußt.

Als endlich, wie aus Starrkrampf, ich erwache,
Entbot ich zu der Stelle die Gefährten,
Die bald mein lauter Ruf zusammenbrachte.

Sie lärmend herwärts ihre Schritte kehrten
Und stellten, bald verstummend, sich zum Kreis,
Die fromm die Feier solchen Anblicks ehrten.

Und seht, noch reget sich, noch atmet leis,
Noch schlägt die müden Augen auf und hebt
Das Haupt empor der wundersame Greis.

Er schaut uns zweifelnd, staunend an, bestrebt
Sich noch, zu sprechen mit erstorbnem Munde —
Umsonst! er sinkt zurück, er hat gelebt.

Es sprach der Arzt, bemüh'nd in dieser Stunde
Sich um den Leichnam noch: „Es ist vorbei."
Wir aber standen betend in der Runde.

Es lagen da der Schiefertafeln drei
Mit eingeritzter Schrift; mir ward zuteile
Der Nachlaß von dem Sohn der Wüstenei.

Und wie ich bei den Schriften mich verweile,
Die rein in span'scher Zunge sind geschrieben,
Gebot ein Schuß vom Schiffe her uns Eile.

Ein zweiter Schuß und bald ein dritter trieben
Von dannen uns mit Hast zu unsern Booten.
Wie dort er lag, ist liegen er geblieben.

Es dient der Stein, worauf er litt, dem Toten
Zur Ruhestätte wie zum Monumente.
Und Friede sei dir, Schmerzenssohn, entboten!

Die Hülle gibst du hin dem Elemente;
Allnächtlich strahlend über dir entzünden
Des Kreuzes Sterne sich am Firmamente [1],
Und was du littest, wird dein Lied verkünden.

### Die erste Schiefertafel.

„Mir war von Freud' und Stolz die Brust geschwellt,
Ich sah bereits im Geiste hoch vor mir
Gehäuft die Schätze der gesamten Welt.

Der Edelsteine Licht, der Perlen Zier
Und der Gewänder Indiens reichste Pracht,
Die legt' ich alle nur zu Füßen ihr.

Das Gold, den Mammon, diese Erdenmacht,
An welcher sich das Alter liebt zu sonnen,
Ich hatt's dem grauen Vater dargebracht.

Und selber hatt' ich Ruhe mir gewonnen,
Gekühlt der tatendurst'gen Jugend Glut
Und war geduldig worden und besonnen.

Sie schalt nicht fürder mein zu rasches Blut;
Ich wärmte mich an ihres Herzens Schlägen,
Von ihren weichen Armen sanft umruht.

Es sprach der Vater über uns den Segen,
Ich fand den Himmel in des Hauses Schranken
Und fühlte keinen Wunsch sich fürder regen.

So wehten töricht vorwärts die Gedanken;
Ich aber lag auf dem Verdeck zur Nacht
Und sah die Sterne durch das Tauwerk schwanken.

Ich ward vom Wind mit Kühlung angefacht,
Der so die Segel spannte, daß wir kaum
Den flücht'gen Weg je schnellern Laufs gemacht.

Da schreckte mich ein Stoß aus meinem Traum,
Erdröhnend durch das schwache Bretterhaus;
Ein Wehruf hallte aus dem untern Raum.

[1] Kreuz das schönste Sternbild des südlichen Himmels.

Ein zweiter Stoß, ein dritter; krachend aus
Den Fugen riß das Plankenwerk, die Welle
Schlug schäumend ein und endete den Graus.

Verlorner Schwimmer in der Brandung Schwelle,
Noch rang ich jugendkräftig mit den Wogen
Und sah noch über mir die Sternenhelle.

Da fühlt' ich in den Abgrund mich gezogen,
Und wieder aufwärts fühlt' ich mich gehoben
Und schaute einmal noch des Himmels Bogen.

Dann brach die Kraft in der Gewässer Toben,
Ich übergab dem Tod mich in der Tiefe
Und sagte Lebewohl dem Tag dort oben.

Da schien mir, daß in tiefem Schlaf ich schliefe
Und sei mir aufzuwachen nicht verliehen,
Obgleich die Stimme mir's im Innern riefe.

Ich rang, mich solchem Schlafe zu entziehen,
Und ich besann mich, schaut' umher und fand,
Es habe hier das Meer mich ausgespieen.

Und wie vom Todesschlaf ich auferstand,
Bemüht' ich mich, die Höhe zu ersteigen,
Um zu erkunden dies mein Rettungsland.

Da wollten Meer und Himmel nur sich zeigen,
Die diesen einsam nackten Stein umwanden,
Dem nackt und einsam selbst ich fiel zu eigen.

Wo dort mit voller Wut die Wellen branden,
Auf fernem Riffe war das Wrack zu sehen,
Woselbst es lange Jahre noch gestanden.

Mir unerreichbar! — und des Windes Wehen,
Der Strom entführen seewärts weiter fort
Des Schiffbruchs Trümmer, welcher dort geschehen.

Ich aber dachte: Nicht an solchem Ort
Wirst lange die Gefährten du beneiden,
Die früher ihr Geschick ereilte dort.

Nicht also! — mich, es will nur mich vermeiden!
Der Vögel Eier reichen hin allein,
Mein Leben zu verlängern und mein Leiden.

Selbander leb' ich so mit meiner Pein
Und kratze mit den scharfen Muschelscherben
Auf diesen mehr als ich geduld'gen Stein:
Ich bin noch ohne Hoffnung, bald zu sterben."

### Die andere Schiefertafel.

„Ich saß vor Sonnenaufgang an dem Strande,
Das Sternenkreuz verkündete den Tag,
Sich neigend zu des Horizontes Rande.

Und noch gehüllt in tiefes Dunkel lag
Vor mir der Osten, leuchtend nur entrollte
Zu meinen Füßen sich der Wellenschlag.

Mir war, als ob die Nacht nicht enden wollte;
Mein starrer Blick lag auf des Meeres Saum,
Wo bald die Sonne sich erheben sollte.

Die Vögel auf den Nestern, wie im Traum,
Erhoben ihre Stimmen, blaß und blasser
Erlosch der Schimmer in der Brandung Schaum.

Es sonderte die Luft sich von dem Wasser,
In tiefem Blau verschwand der Sterne Chor;
Ich kniet' in Andacht, und mein Aug' ward nasser.

Nun trat die Pracht der Sonne selbst hervor,
Die Freude noch in wunde Herzen senkt;
Ich richtete zu ihr den Blick empor.

Ein Schiff! ein Schiff! mit vollen Segeln lenkt
Es herwärts seinen Lauf, mit vollem Winde;
Noch lebt ein Gott, der meines Elends denkt!

O Gott der Liebe, ja, du strafst gelinde:
Kaum hab' ich dir gebeichtet meine Reu',
Erbarmen übst du schon an deinem Kinde.

Du öffnest mir das Grab und führst aufs neu
Zu Menschen mich, sie an mein Herz zu drücken,
Zu leben und zu lieben warm und treu.

Und oben von der Klippe höchstem Rücken,
Betrachtend scharf das Fahrzeug, ward ich bleich;
Noch mußte mir bemerkt zu werden glücken.

Es wuchs das hergetragne Schiff, zugleich
Die Angst in meinem Busen namenlos;
Es galt des Fernrohrs möglichen Bereich.

Nicht Rauch! nicht Flaggentuch! so bar und bloß,
Die Arme nur vermögend auszubreiten!
Du kennst, barmherz'ger Gott, du fühlst mein Los!

Und ruhig sah ich her das Fahrzeug gleiten
Mit windgeschwellten Segeln auf den Wogen
Und schwinden zwischen ihm und mir die Weiten.

Und jetzt —! es hat mein Ohr mich nicht betrogen,
Des Meisters Pfeife war's, vom Wind getragen,
Die wohl ich gier'gen Durstes eingesogen.

Wie wirst du erst, den seit so langen Tagen
Entbehrt ich habe, wonnereicher Laut
Der Menschenred', ans alte Herz mir schlagen!

Sie haben mich, die Klippe doch erschaut,
Sie rücken an die Segel, im Begriff,
Den Lauf zu ändern. — Gott, dem ich vertraut!

Nach Süden — —? wohl! sie müssen ja das Riff
Umfahren, fern sich halten von der Brandung.
O gleite sicher, hoffnungsschweres Schiff!

Jetzt wär' es an der Zeit! o meine Ahndung!
Blickt her! blickt her! legt bei! setzt aus das Boot!
Dort unterm Winde, dort versucht die Landung!

Und ruhig vorwärts strebend, ward das Boot
Nicht ausgesetzt, nicht ließ es ab zu gleiten,
Es wußt' gefühllos nichts von meiner Not.

Und ruhig sah ich hin das Fahrzeug gleiten
Mit windgeschwellten Segeln auf den Wogen
Und wachsen zwischen ihm und mir die Weiten.

Und als es meinem Blicke sich entzogen,
Der's noch im leeren Blau vergebens sucht,
Und ich verhöhnt mich wußte und belogen:

Da hab' ich meinem Gott und mir geflucht,
Und an den Felsen meine Stirne schlagend,
Gewütet sinnverwirret und verrucht.

Drei Tag' und Nächte lag ich so verzagend,
Wie einer, den der Wahnsinn hat gebunden,
Im grimmen Zorn am eignen Herzen nagend;

Und hab' am dritten Tränen erst gefunden
Und endlich es vermocht, mich aufzuraffen,
Vom allgewalt'gen Hunger überwunden,
Um meinem Leibe Nahrung zu verschaffen."

### Die letzte Schiefertafel.

„Geduld! Die Sonne steigt im Osten auf,
Sie sinkt im Westen zu des Meeres Plan,
Sie hat vollendet eines Tages Lauf.

Geduld! Nach Süden wirft auf ihrer Bahn
Sie jetzt bald wieder senkrecht meinen Schatten;
Ein Jahr ist um, es fängt ein andres an.

Geduld! Die Jahre ziehen ohn' Ermatten,
Nur grub für sie kein Kreuz mehr deine Hand,
Seit ihrer fünfzig sich gereihet hatten.

Geduld! Du harrest stumm am Meeresrand
Und blickest starr in öde blaue Ferne
Und lauschst dem Wellenschlag am Felsenstrand.

Geduld! Laß kreisen Sonne, Mond und Sterne
Und Regenschauer mit der Sonnenglut
Abwechseln über dir; Geduld erlerne!

Ein leichtes ist's, der Elemente Wut
Im hellen Tagesscheine zu ertragen,
Bei regem Augenlicht und wachem Mut.

Allein der Schlaf, darin uns Träume plagen,
Und mehr die schlaflos lange, bange Nacht,
Darin sie aus dem Hirn hinaus sich wagen,

Sie halten grausig neben uns die Wacht
Und reden Worte, welche Wahnsinn locken: —
Hinweg! hinweg! wer gab euch solche Macht?

Was schüttelst du im Winde deine Locken?
Ich kenne dich, du rascher, wilder Knabe,
Ich seh' dich an, und meine Pulse stocken.

Du bist ich selbst, wie ich gestrebet habe
In meiner Hoffnung Wahn vor grauen Jahren;
Ich bin du selbst, das Bild auf deinem Grabe.

Was sprichst du noch vom Schönen, Guten, Wahren,
Von Lieb' und Haß, von Tatendurst? Du Tor!
Sieh her, ich bin, was deine Träume waren.

Und führest wiederum mir diese vor?
Laß ab, o Weib, ich habe längst verzichtet,
Du hauchst aus Aschen noch die Glut empor!

Nicht so den süßen Blick auf mich gerichtet!
Das Licht der Augen und der Stimme Laut,
Es hat der Tod ja alles schon vernichtet.

Aus deinem hohlen, morschen Schädel schaut
Kein solcher Himmel mehr voll Seligkeit;
Versunken ist die Welt, der ich vertraut.

Ich habe nur die allgewalt'ge Zeit
Auf diesem öden Felsen überragt
In grausenhafter Abgeschiedenheit.

Was, Bilder ihr des Lebens, widersagt
Ihr dem, der schon den Toten angehöret?
Zerfließet in das Nichts zurück, es tagt!

Steig auf, o Sonne, deren Schein beschwöret
Zu Ruh' den Aufruhr dieser Nachtgenossen,
Und ende du den Kampf, der mich zerstöret.

Sie bricht hervor, und jene sind zerflossen. —
Ich bin mit mir allein und halte wieder
Die Kinder meines Hirns in mir verschlossen. —

O tragt noch heut', ihr altersstarren Glieder,
Mich dort hinunter, wo die Nester liegen;
Ich lege bald zur letzten Rast euch nieder.

Verwehrt ihr, meinem Willen euch zu schmiegen,
Wo machtlos innere Qualen sich erprobt,
Wird endlich, endlich doch der Hunger siegen.

Es hat der Sturm im Herzen ausgetobt,
Und hier, wo ich gelitten und gerungen,
Hier hab' ich auszuatmen auch gelobt.

Laß, Herr, durch den ich selber mich bezwungen,
Nicht Schiff und Menschen diesen Stein erreichen,
Bevor mein letzter Klagelaut verklungen.

Laß klanglos mich und friedsam hier erbleichen:
Was frommte mir annoch in später Stunde
Zu wandeln, eine Leiche über Leichen?

Sie schlummern in der Erde kühlem Grunde,
Die meinen Eintritt in die Welt begrüßt,
Und längst verschollen ist von mir die Kunde.

Ich habe, Herr, gelitten und gebüßt, —
Doch fremd zu wallen in der Heimat — nein!
Durch Wermut wird das Bittre nicht versüßt.

Laß weltverlassen sterben mich allein
Und nur auf deine Gnade noch vertrauen;
Von deinem Himmel wird auf mein Gebein
Das Sternbild deines Kreuzes niederschauen."

## c) Der schwäbische Dichterkreis.

Aus dem schon im 13. Jahrhundert als Heimat der Sänger und Lieder bekannten Schwabenlande erwuchsen in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts mehrere Dichter, die, wie schon gesagt, in mehr äußerlichen Beziehungen zur Romantik stehen. Sie wandten sich besonders der vaterländischen Sage und der alten deutschen Dichtung zu und sind ihrem ganzen Wesen nach mehr der Epik als der Lyrik zugetan. Fast alle besitzen auch den Zug zu einem gesunden, bodenständigen Humor. Durch das Volkslied dazu verführt, werden sie gern allzu wahllos in der Form, so daß oft die Menge ihrer Produktion nicht der Güte die Wage hält.

Zu diesen Dichtern gehören:

1. **Gustav Schwab** (1792—1850), erst Gymnasialprofessor in seiner Vaterstadt Stuttgart, dann Pfarrer und Oberkonsistorialrat. In seinen lyrischen Dichtungen (bekannt das vielgesungene: „Bemooster Bursche zieh ich aus") steht er Uhland nach, kommt ihm aber nahe in einigen Balladen und Romanzen („Das Gewitter", „Der Reiter und der Bodensee", „Das Mahl zu Heidelberg", „Johannes Kant", „Romanzen aus dem Jugendleben des Herzogs Christoph von Württemberg"). Bedeutsamer ist er durch seine „Sagen des klassischen Altertums" und die Nacherzählung alter deutscher Volksbücher.

2. **Justinus Kerner** (1786—1862), geb. zu Ludwigsburg, schloß mit Uhland auf der Universität zu Tübingen Freundschaft, war Arzt in Wildbad und seit 1818 Oberamtsarzt in Weinsberg, wo er 1862 starb. Als Lyriker wußte er oft den echten Ton des Volksliedes zu treffen. Viel gesungen sind: „Wohlauf noch getrunken" und „Preisend mit viel schönen Reden". In seinen Romanzen und Balladen verrät er seine Lieblingsbeschäftigung mit den Nachtseiten der Natur durch unheimliche und gespensterhafte Züge.

Preis der Tanne. Der Wanderer in der Sägemühle. Der tote Müller. — Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe. Wanderlied.

3. Bekannter als diese beiden ist der früh verstorbene **Wilhelm Hauff** (1802—1827) aus Stuttgart. Auch von seinen Liedern („Morgenrot", „Steh ich in finstrer Mitternacht") sind einige wegen ihres, freilich etwas zu gefühlvollen, Tones in den Besitz des Volkes übergegangen. Seine als Rahmenerzählungen zusammengestellten Märchen werden mit Recht von der Jugend geschätzt, während der auf den Spuren Walter Scotts (1771—1832) wandelnde Roman „Lichtenstein" sich einen noch weiteren Leserkreis gewonnen hat durch den anmutig fesselnden, volkstümlich schlichten Erzählungston und durch das lebendige, wenn auch nicht ganz echte Bild aus der Zeit des Herzogs Ulrich von Württemberg, das er zeichnet.

Sie alle übertrifft an Volkstümlichkeit der neben Schiller vielleicht bekannteste deutsche Dichter

## 4. Ludwig Uhland. (1787—1862.)

Johann Ludwig Uhland wurde geb. am 26. April 1787 zu Tübingen. Er widmete sich „gegen seines Herzens Drang", der ihn zu den Sprachen und zur Poesie zog, in seiner Vaterstadt der Jurisprudenz. Dann ging er, angeregt von den Romantikern, 1810 nach Paris, um in den Bibliotheken Handschriften altdeutscher und altfranzösischer Literatur zu studieren. Als er in seine Heimat zurückgekehrt war, wurde er Advokat in Stuttgart. 1819 trat er in den Verfassungskämpfen seines Heimatlandes als Verfechter des „guten alten Rechts" in die württembergische Ständeversammlung. Drei Jahre lang war er Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Tübingen, widmete sich dann immer stärker der demokratischen Politik und gehörte auch im Sturmjahre 1848 dem Parlament zu Frankfurt a. M.[1] an. Dann zog er sich ins Privatleben zurück und lebte wieder in stiller Zurückgezogenheit seinen Studien und Arbeiten, die besonders mit der vaterländischen Literatur sich beschäftigten. Er starb zu Tübingen am 13. November 1862, allgemein geachtet und geliebt.

Gedichtet hat Uhland nur in seiner Jugend. Und auch da ist seine Kunst unpersönlicher als die aller Zeitgenossen. Sein Bestes hat er in den vereinzelten kleinen Liedern gegeben, die in schlichter Innigkeit und freudigem Naturversenken zu Goethescher Vollendung gereift sind („Die linden Lüfte sind erwacht"). Im übrigen konnte er von seinem Dichten sagen: „Im Volke mußte es wurzeln, in seiner Sitte, seiner Religion, was mich anziehen sollte." Und so ist sein unvergänglichster Ruhm, daß das Volk viele seiner Lieder im Herzen trägt, ohne den Namen des Dichters zu kennen. Sie sind zum Teil, wie „Der gute Kamerad", „Der Wirtin Töchterlein", geradezu Volkslieder im besten Sinne des Wortes und vielfach Gegenstand der musikalischen Komposition unserer bedeutendsten Musiker geworden, wie eines Silcher, Kreutzer, Schumann, Mendelssohn. Nicht minder vertraut sind allen seine Romanzen und Balladen. Er findet den Stoff in dem national-deutschen Heldentum des romantischen Mittelalters; er stellt jedoch nicht,

[1] Mitglied des Frankfurter Parlaments war auch der religiöse („Gedichte"; geistliche „Spruchlieder"; die schönen Mariengesänge „Gruß an Maria") und patriotische Lyriker Wilhelm Smets von Ehrenstein, geb. 1796 in Reval als Sohn der Schauspielerin Sophie Schröder; 1815 machte er als Offizier die Schlacht bei Waterloo mit, wurde Schauspieler, 1822 katholischer Priester, gest. 1848 als Stiftsherr in Aachen. Auch als Bühnendichter leistete er Hervorragendes („Soldatenglück", „Die Blutbraut", „Tassos Tod").

wie die meisten Romantiker es getan, die abenteuerlich bunte, träumerisch-phantastische Seite jener Zeit in märchenhaftem Glanze und bunten Farben dar, sondern er liefert uns den germanischen und mittelalterlichen Geist durchweg in geschichtlicher Färbung, wenn wir von künstlich verschönten Bildern, wie dem „Blinden König", dem „Schloß am Meer" und „Des Sängers Fluch", mit ihrem uns etwas übertrieben scheinenden Gefühlseinschlag und deklamatorischen Ton absehen. Daher läßt der Dichter, wenn er seinem Gegenstande auch den lebhaftesten, wärmsten Anteil widmet, in voller Objektivität nur die Ereignisse selbst reden und bleibt mit persönlichen Empfindungen, mit Ideen und Betrachtungen seinen Gestalten völlig fern. Dadurch bewirkt er zugleich die größte Klarheit und Anschaulichkeit, so daß wir die Begebenheit förmlich vor uns zu sehen glauben. So ist die Begebenheit, die Handlung dem Dichter an sich wichtig, noch wichtiger aber sind ihm die Träger, seine Helden. Diese sind nach Ort und Lage streng individuell, sind mit bestimmten Namen, dem ganzen Gepräge ihrer Zeit und ihrer Nationalität ausgestattet und zeigen „das Menschlich-Edle nur in individuellem Bilde des spezifisch Nationalen". Das Glanzstück dieser Art ist das aus altfranzösischer Quelle stammende Gedicht „Taillefer". Seinem ganzen Wesen nach liegt ihm der gemütvolle, mitunter launige Ton dieser Romanzen mehr als die düstere Ballade, wenn er auch da Meisterstücke in knapper, wuchtig sich steigernder Form geschaffen hat, wie „Die Rache". In größerem Rahmen versucht er in dem Romanzenzyklus „Graf Eberhard der Rauschebart" ein geschichtliches Bild aus der Vergangenheit seiner Heimat zu zeichnen; wenn es auch historisch nicht getreu ist, so fesselt es uns doch durch die herzhafte und humorvolle Darstellung der „guten alten Zeit", wie er sie sich denkt, und durch die kraftvolle Schwabenart, die da zu uns spricht.

Auch auf dramatischem Gebiete hat Uhland sich versucht. Von vielen Entwürfen wurden nur zwei vollendet. Aber es fehlt ihnen völlig an starkem dramatischen Leben. Das Beste bleibt in ihnen der epische Einschlag; doch das ist für eine Bühnendichtung kein Verdienst, sondern ein Fehler. Beide, „Ludwig der Bayer" und „Ernst, Herzog von Schwaben", sind ein Preis der vielgerühmten deutschen Treue. Das erstere handelt von dem Kampf der Gegenkönige, der Herzöge Ludwig von Bayern und Friedrich des Schönen von Österreich, von ihrer Aussöhnung und gemeinsamen Regierung; das letztere stellt dar, wie Ernst, weil er von seinem Freunde Werner von Kyburg nicht lassen will, zugrunde geht und auch die hingebendste Mutterliebe der Kaiserin Gisela ihn nicht zu retten vermag.

Am wertvollsten sind Uhlands für die Geschichte der Literatur und Kultur bedeutsame gelehrte Schriften. Durch seine Studien über das altfranzösische Epos half er das romanische Sprachstudium begründen und erwarb sich durch seine Werke „Walther von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter" (1822), „Der Mythus des Thor, nach nordischen Quellen" (1830), und besonders durch die Abhandlung und Sammlung „Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder" (1844) reiche Verdienste. In der ersten wertvollen Monographie zeichnet er klar und mit innerer Wärme die Bedeutung Walthers, dem er sich geistig innig verwandt fühlte in dem lebendigen Sinn für die Natur, in dem tiefen Empfinden der seligen goldenen Zeit des Lenzes und alles Süßen, was Menschenbrust durch-

bebt, und in der begeisterten Liebe zum deutschen Vaterland; in der zweiten Arbeit hat er der deutschen Mythen- und Sagenforschung für immer Richtung und Ziel angewiesen, in der dritten einen bedeutsamen „Beitrag zur Geschichte des deutschen Volkslebens" geliefert.

So dürfen wir mit vollem Recht auf Uhland sein eigenes Wort anwenden:

Fortleben wird er in dem Mund des Volks;
Er lebt in jedem fühlenden Gemüt;
Er lebet dort, wo reines Leben ist.[1]

Einkehr. Der weiße Hirsch. Siegfrieds Schwert. Schwäbische Kunde. — Des Knaben Berglied. Das Schwert. — Klein Roland. Roland Schildträger. Graf Richard Ohnefurcht. Die Kapelle. Schäfers Sonntagslied. — König Karls Meerfahrt. Des Glück von Edenhall. Der Schenk von Limburg. Ein Abend. Der König auf dem Turme. Lied eines deutschen Sängers. Die Siegesbotschaft. An das Vaterland. Am 18. Oktober 1816. Die verlorene Kirche. Der schwarze Ritter. Bertran de Born. Künftiger Frühling.

## 1. Frühlingslieder.

### a) Frühlingsahnung.

O sanfter, süßer Hauch!
Schon weckest du wieder
Mir Frühlingslieder.
Bald blühen die Veilchen auch.

### b) Frühlingsruhe.

O legt mich nicht ins dunkle Grab,
Nicht unter die grüne Erd' hinab!
Soll ich begraben sein,
Legt mich ins tiefe Gras hinein.

In Gras und Blumen lieg' ich gern,
Wenn eine Flöte tönt von fern,
Und wenn hoch oben hin
Die hellen Frühlingswolken ziehn.

### c) Frühlingsfeier.

Süßer, goldner Frühlingstag!
Inniges Entzücken!
Wenn mir je ein Lied gelang,
Sollt' es heut' nicht glücken?

Doch warum in dieser Zeit
An die Arbeit treten?
Frühling ist ein hohes Fest:
Laßt mich ruhn und beten!

### d) Lob des Frühlings.

Saatengrün, Veilchenduft,
Lerchenwirbel, Amselschlag,
Sonnenregen, linde Luft!

Wenn ich solche Worte singe,
Braucht es dann noch große Dinge,
Dich zu preisen, Frühlingstag?

### e) Frühlingstrost.

Was zagst du, Herz, in solchen Tagen,
Wo selbst die Dornen Rosen tragen?

[1] An Uhland schließt sich als ein verspäteter Romantiker an Karl Simrock (1802—1876), ein Rheinländer aus Bonn, wo er lange als Professor gewirkt hat und gestorben ist. Gleich Görres und Arnim begeisterte er sich für die altdeutsche Dichtung, gleich Brentano dichtete er selbst Balladen und Lieder, von denen manches noch heute lebendig ist. Wie Uhland hat er sich verdient gemacht um die Erforschung deutscher Mythologie und Sagenkunde (vgl. die Erneuerung der „deutschen Volksbücher", die treffliche Übersetzung alt- und mittelhochdeutscher Dichtungen, bes. des Nibelungenliedes, die neben vielen anderen, sogar besseren, immer noch ihren Platz behauptet). Bekannte Gedichte: Der Schmied von Solingen; Drusus' Tod. Drei Bitten. Der versenkte Hort. Das Pferd als Kläger. Die halbe Flasche; Die Schlacht bei Zülpich. Die Schule der Stutzer. — Schalkhaft, doch kerndeutsch ist sein Lied: „Warnung vor dem Rhein!"

Von einem andern Rheinländer und Zeitgenossen Simrocks, Wolfgang Müller aus Königswinter (1816—1873), der sich in seinen epischen Dichtungen besonders in die Sagenwelt und das Volksleben am Rhein vertieft, hat die immer höher schwellende Flut des Jahrhunderts viel schönes Dichtergut hinweggespült. Am bekanntesten ist außer „Wickher" und dem „Priester zu Marienburg" die Verserzählung von dem „Mönch von Heisterbach".

### 2. Morgenlied.

Noch ahnt man kaum der Sonne Licht,
Noch sind die Morgenglocken nicht
Im finstern Tal erklungen.

Wie still des Waldes weiter Raum!
Die Vöglein zwitschern nur im Traum,
Kein Sang hat sich erschwungen.

Ich hab' mich längst ins Feld gemacht
Und habe schon dies Lied erdacht
Und hab' es laut gesungen.

### 3. Ver sacrum.

Als die Latiner aus Lavinium
Nicht mehr dem Sturm der Feinde hielten stand,
Da hoben sie zu ihrem Heiligtum,
Dem Speer des Mavors, flehend Blick und Hand.

Da sprach der Priester, der die Lanze trug:
„Euch künd' ich, statt des Gottes, der euch grollt:
Nicht wird er senden günst'gen Vogelflug,
Wenn ihr ihm nicht den Weihefrühling zollt."

„Ihm sei der Frühling heilig!" rief das Heer,
„Und was der Frühling bringt, sei ihm gebracht!"
Da rauschten Fittiche, da klang der Speer,
Da ward geworfen der Etrusker Macht.

Und jene zogen heim mit Siegesruf,
Und wo sie jauchzten, ward die Gegend grün;
Feldblumen sproßten unter jedem Huf;
Wo Speere streiften, sah man Bäum' erblühn.

Doch vor der Heimat Toren, am Altar,
Da harrten schon zum festlichen Empfang
Die Frauen und der Jungfraun helle Schar,
Bekränzt mit Blüte, welche heut' entsprang.

Als nun verrauscht der freudige Willkomm,
Da trat der Priester auf den Hügel, stieß
Ins Gras den heil'gen Schaft, verneigte fromm
Sein Haupt und sprach vor allem Volke dies:

„Heil dir, der Sieg uns gab in Todesgraus!
Was wir gelobten, das erfüllen wir.
Die Arme breit' ich auf dies Land hinaus
Und weihe diesen vollen Frühling dir.

Was jene Trift, die herdenreiche, trug,
Das Lamm, das Zicklein flamme deinem Herd!
Das junge Rind erwachse nicht dem Pflug,
Und für den Zügel nicht das mut'ge Pferd!

Und was in jenen Blütengärten reift,
Was aus der Saat, der grünenden, gedeiht,
Es werde nicht von Menschenhand gestreift;
Dir sei es alles, alles dir geweiht."

Schon lag die Menge schweigend auf den Knien.
Der gottgeweihte Frühling schwieg umher,
So leuchtend, wie kein Frühling je erschien;
Ein heil'ger Schauer waltet' ahnungschwer.

Und weiter sprach der Priester: „Schon gefreit[1]
Wähnt ihr die Häupter, das Gelübd' vollbracht?
Vergaßt ihr ganz die Satzung alter Zeit?
Habt ihr, was ihr gelobt, nicht vorbedacht?

Der Blüten Duft, die Saat im heitern Licht,
Die Trift, von neugeborner Zucht belebt,
Sind sie ein Frühling, wenn die Jugend nicht,
Die menschliche, durch sie den Reigen webt?

Mehr als die Lämmer sind dem Gotte wert
Die Jungfraun in der Jugend erstem Kranz;
Mehr als der Füllen auch hat er begehrt
Der Jünglinge im ersten Waffenglanz.

O, nicht umsonst, ihr Söhne, waret ihr
Im Kampfe so von Gottes Kraft durchglüht.
O, nicht umsonst, ihr Töchter, fanden wir,
Rückkehrend, euch so wundervoll erblüht!

Ein Volk hast du vom Fall erlöst, o Mars,
Von Schmach der Knechtschaft hieltest du es rein
Und willst dafür die Jugend eines Jahrs.
Nimm sie! Sie ist dir heilig, sie ist dein."

Und wieder warf das Volk sich auf den Grund;
Nur die Geweihten standen noch umher,
Von Schönheit leuchtend, wenn auch bleich der Mund,
Und heil'ger Schauer lag auf allen schwer.

Noch lag die Menge schweigend wie das Grab,
Dem Gotte zitternd, den sie erst beschwor;
Da fuhr aus blauer Luft ein Strahl herab
Und traf den Speer und flammt' auf ihm empor.

Der Priester hob dahin sein Angesicht
(Ihm wallte glänzend Bart und Silberhaar),
Das Auge strahlend von dem Himmelslicht,
Verkündet' er, was ihm eröffnet war:

„Nicht läßt der Gott von seinem heil'gen Raub,
Doch will er nicht den Tod, er will die Kraft;
Nicht will er einen Frühling welk und taub,
Nein, einen Frühling, welcher treibt im Saft.

Aus der Latiner alten Mauern soll
Dem Kriegsgott eine neue Pflanzung gehn;
Aus diesem Lenz, inkräft'ger Keime voll,
Wird eine große Zukunft ihm erstehn.

[1] befreit.

Drum wähle jeder Jüngling sich die Braut,
Mit Blumen sind die Locken schon bekränzt;
Die Jungfrau folge dem, dem sie vertraut.
So zieht dahin, wo euer Stern erglänzt!

Die Körner, deren Halme jetzt noch grün,
Sie nehmet mit zur Aussaat in die Fern',
Und von den Bäumen, welche jetzt noch blühn,
Bewahret euch den Schößling und den Kern!

Der junge Stier pflüg' euer Neubruchland,
Auf eure Weiden führt das muntre Lamm,
Das rasche Füllen spring' an eurer Hand,
Für künft'ge Schlachten ein gesunder Stamm!

Denn Schlacht und Sturm ist euch vorausgezeigt;
Das ist ja dieses starken Gottes Recht,
Der selbst in eure Mitte niedersteigt,
Zu zeugen eurer Könige Geschlecht[1].

In eurem Tempel haften wird sein Speer;
Da schlagen ihn die Feldherrn schütternd an,
Wann sie ausfahren über Land und Meer
Und um den Erdkreis ziehn die Siegesbahn.

Ihr habt vernommen, was dem Gott gefällt;
Geht hin, bereitet euch, gehorchet still!
Ihr seid das Saatkorn einer neuen Welt.
Das ist der Weihefrühling, den er will."

## 5. Eduard Mörike. (1804—1875.)

An dichterischer Bedeutung all seinen Landsleuten weit überlegen ist Eduard Mörike, der freilich auch so sehr ein Eigener ist, in so mancher Beziehung über seine Zeit hinausragt, daß man ihn nur bedingt zur „schwäbischen Schule" rechnen kann. Er wurde geb. am 8. September 1804 zu Ludwigsburg, studierte Theologie im Stift zu Tübingen, war Pfarrer zu Kleversulzbach im Unterland (1834—1843), dann Privatgelehrter und 1851 Professor am Katharinenstift zu Stuttgart, wo er im selben Jahre die katholische Margarete von Spaeth heiratete (nachdem er zwei Jahrzehnte vorher mehrere Jahre mit Luise Rau verlobt war) und im Ruhestande (seit 1866) am 4. Juni 1875 starb. So war sein Dasein arm an äußeren Ereignissen, arm auch an leidenschaftlichem Erleben, zu dem er wohl veranlagt war, das er aber in seiner Neigung zu idyllischer, echt schwäbischer „Gemütlichkeit" gern vermied. In diesem Sinne betete er zu Gott:

„Herr, schicke, was du willt,
Ein Liebes oder Leides,
Ich bin vergnügt, daß beides
Aus deinen Händen quillt.

Wolleſt mit Freuden
Und wolleſt mit Leiden
Mich nicht überschütten!
Doch in der Mitten
Liegt holdes Bescheiden."

[1] Romulus und Remus.

Aus dieser Neigung erwuchsen seine häuslich gemütvollen Idyllen („Der alte Turmhahn", „Idylle vom Bodensee") und seine aus echtem Volksempfinden erwachsenen Märchen (so das vom Stuttgarter Hutzelmännlein mit der hineingewobenen „Historie von der schönen Lau", das sein Freund Moritz von Schwind mit entzückenden Zeichnungen geschmückt hat). Überhaupt kam er weit mehr noch als Uhland und Kerner, deren Eigenschaften er in sich vereinigte, dem echten Tone der Volksdichtung nahe, sowohl in seinen Balladen, deren sicher gezeichnete Linien vom Dämmerhauch romantisch spukhaften Schauerns umflossen sind, wie auch in seinen Liedern[1], die von jauchzender Liebe und herzbrechendem Leid erzählen. Aber ebenso sicher beherrscht er die klaren Formen der Antike („Erinna an Sappho", „Auf eine Lampe") und das Sonett, dessen Kränze „sich wie von selber unter seinen Händen" flechten. So ist seine Lyrik vielseitiger als die Eichendorffs und in der Echtheit des Empfindens und der Auflösung der Wirklichkeit und der Natur zu poetischen Bildern nur mit der Goethes zu vergleichen („Um Mitternacht"). Darin geht er in vielen Beziehungen über die Romantik hinaus.

Dasselbe gilt von seinem einzigen Roman, dem „Maler Nolten", der trotz der Überarbeitung Fragment blieb und erst von einem Freunde zu Ende geführt wurde. Romantisch war er in seiner Nachahmung des „Wilhelm Meister", in der von Lyrik durchsetzten und von phantastischen Elementen umwucherten Anlage sowie in dem Problem, das die Nachtseiten der Natur, den beginnenden Wahnsinn, zum Gegenstande einer psychologisch meisterhaften Studie macht. Aber eben die tiefgründige Psychologie und die Strenge des sittlichen Problems, das die Tragik der durch des Lebens Fügung unvermeidlichen Unwahrhaftigkeit entwickelt, führt wieder einen Schritt weiter.

Sein vollendetstes Prosawerk jedoch ist die köstliche Erzählung von „Mozart auf der Reise nach Prag", wohl die wertvollste Novelle, die unsere Literatur besitzt. In unnachahmlicher Weise werden der Geist des ausgehenden Rokoko, die Gestalt des von Todesahnungen umwehten Komponisten des „Don Juan", die seelische Einfühlung in das Werden eines Kunstwerkes zu einer entzückenden Dichtung verschmolzen. Hier reichen sich der Zauber der Romantik und die köstlichste Reife der Wirklichkeitskunst die Hand.

Der Feuerreiter. Die traurige Krönung. Die Geister am Mummelsee. Die schöne Buche.

### 1. In der Frühe.

Kein Schlaf noch kühlt das Auge mir,
Dort gehet schon der Tag herfür
An meinem Kammerfenster,
Es wühlet mein verstörter Sinn
Noch zwischen Zweifeln her und hin
Und schaffet Nachtgespenster.
— Ängste, quäle
Dich nicht länger, meine Seele!
Freu' dich, schon sind da und dorten
Morgenglocken wach geworden.

### 2. Er ist's.

Frühling läßt sein blaues Band
Wieder flattern durch die Lüfte;
Süße, wohlbekannte Düfte
Streifen ahnungsvoll das Land.
Veilchen träumen schon,
Wollen balde kommen.
— Horch! von fern ein leiser Harfenton!
Frühling, ja du bist's!
Dich hab' ich vernommen.

[1] Sie wurden besonders von Hugo Wolff meisterhaft vertont.

### 3. Im Frühling.

Hier lieg' ich auf dem Frühlingshügel:
Die Wolke wird mein Flügel,
Ein Vogel fliegt mir voraus.
Ach, sag' mir, alleinzige Liebe,
Wo du bleibst, daß ich bei dir bliebe!
Doch du und die Lüfte, ihr habt kein Haus.

Der Sonnenblume gleich steht mein Gemüte offen,
Sehnend,
Sich dehnend
In Liebe und Hoffen.
Frühling, was bist du gewillt?
Wann werd' ich gestillt?

Die Wolke seh' ich wandeln und den Fluß,
Es dringt der Sonne goldner Kuß
Mir tief bis ins Geblüt hinein;
Die Augen, wunderbar berauschet,
Tun, als schliefen sie ein,
Nur noch das Ohr dem Ton der Biene lauschet.

Ich denke dies und denke das,
Ich sehne mich und weiß nicht recht nach was;
Halb ist es Lust, halb ist es Klage.
Mein Herz, o sage,
Was webst du für Erinnerung
In golden grüner Zweige Dämmerung?
— Alte unnennbare Tage!

### 4. Septembermorgen.

Im Nebel ruhet noch die Welt,
Noch träumen Wald und Wiesen:
Bald siehst du, wenn der Schleier fällt,
Den blauen Himmel unverstellt,
Herbstkräftig die gedämpfte Welt
In warmem Golde fließen.

### 5. Verborgenheit.

Laß, o Welt, o laß mich sein!
Locket nicht mit Liebesgaben,
Laßt dies Herz alleine haben
Seine Wonne, seine Pein!

Was ich traure, weiß ich nicht,
Es ist unbekanntes Wehe;
Immerdar durch Tränen sehe
Ich der Sonne liebes Licht.

Oft bin ich mir kaum bewußt,
Und die helle Freude zücket
Durch die Schwere, so mich drücket
Wonniglich in meiner Brust.

Laß, o Welt, o laß mich sein!
Locket nicht mit Liebesgaben,
Laßt dies Herz alleine haben
Seine Wonne, seine Pein!

### 6. Denk' es, o Seele!

Ein Tännlein grünet wo,
Wer weiß, im Walde,
Ein Rosenstrauch, wer sagt,
In welchem Garten?
Sie sind erlesen schon,
Denk' es, o Seele,
Auf deinem Grab zu wurzeln
Und zu wachsen. —
Zwei schwarze Rößlein weiden
Auf der Wiese,
Sie kehren heim zur Stadt
In muntern Sprüngen.
Sie werden schrittweis gehn
Mit deiner Leiche;
Vielleicht, vielleicht, noch eh'
An ihren Hufen
Das Eisen los wird,
Das ich blitzen sehe.

### 7. Aus „Peregrina".

Warum, Geliebte, denk' ich dein
Auf einmal nun mit tausend Tränen
Und kann gar nicht zufrieden sein
Und will die Brust in alle Weite dehnen?
Ach, gestern in den hellen Kindersaal,
Beim Flimmer zierlich aufgesteckter Kerzen,
Wo ich mein selbst vergaß in Lärm und Scherzen,
Trafst du, o Bildnis mitleidschöner Qual;
Es war dein Geist, er setzte sich ans Mahl,
Fremd saßen wir mit stumm verhaltnen Schmerzen;
Zuletzt brach ich in lautes Schluchzen aus,
Und Hand in Hand verließen wir das Haus.

### 8. Schön Rohtraut.

Wie heißt König Ringangs Töchterlein?
Rohtraut, Schön-Rohtraut.
Was tut sie denn den ganzen Tag,
Da sie wohl nicht spinnen und nähen mag?
Tut fischen und jagen.
O, daß ich doch ihr Jäger wär'!
Fischen und Jagen freute mich sehr.
— Schweig stille, mein Herze!

Und über eine kleine Weil',
Rohtraut, Schön-Rohtraut,
So dient der Knab' auf Ringangs Schloß
In Jägertracht und hat ein Roß,
Mit Rohtraut zu jagen.
O, daß ich doch ein Königssohn wär'!
Rohtraut, Schön-Rohtraut lieb' ich so sehr.
— Schweig stille, mein Herze!

Einsmals sie ruhten am Eichenbaum,
Da lacht Schön-Rohtraut:
„Was siehst mich an so wunniglich?
Wenn du das Herz hast, küsse mich!"
Ach! erschrak der Knabe!
Doch denket er: „Mir ist's vergunnt",
Und küsset Schön-Rohtraut auf den Mund.
— Schweig stille, mein Herze!

Darauf sie ritten schweigend heim,
Rohtraut, Schön-Rohtraut;
Es jauchzt der Knab' in seinem Sinn:
„Und würd'st du heute Kaiserin,
Mich sollt's nicht kränken.
Ihr tausend Blätter im Walde wißt,
Ich hab' Schön-Rohtrauts Mund geküßt!"
— Schweig stille, mein Herze!

### 9. An einem Wintermorgen vor Sonnenaufgang.

O flaumenleichte Zeit der dunkeln Frühe!
Welch neue Welt bewegest du in mir?
Was ist's, daß ich auf einmal nun in dir
Von sanfter Wollust meines Daseins glühe?

Einem Kristall gleicht meine Seele nun,
Den noch kein falscher Strahl des Lichts getroffen;
Zu fluten scheint mein Geist, er scheint zu ruhn,
Dem Eindruck naher Wunderkräfte offen,
Die aus dem klaren Gürtel blauer Luft
Zuletzt ein Zauberwort vor meine Sinne ruft.

Bei hellen Augen glaub' ich doch zu schwanken;
Ich schließe sie, daß nicht der Traum entweiche.
Seh' ich hinab in lichte Feenreiche?
Wer hat den bunten Schwarm von Bildern und Gedanken
Zur Pforte meines Herzens hergeladen,
Die glänzend sich in diesem Busen baden,
Goldfarb'gen Fischlein gleich im Gartenteiche?
Ich höre bald der Hirtenflöten Klänge,
Wie um die Krippe jener Wundernacht,
Bald weinbekränzter Jugend Lustgesänge;
Wer hat das friedenselige Gedränge
In meine traurigen Wände hergebracht?

Und welch Gefühl entzückter Stärke,
Indem mein Sinn sich frisch zur Ferne lenkt!
Vom ersten Mark des heut'gen Tags getränkt,
Fühl' ich mir Mut zu jedem frommen Werke.
Die Seele fliegt, soweit der Himmel reicht,
Der Genius jauchzt in mir. Doch sage,
Warum wird jetzt der Blick von Wehmut feucht?
Ist's ein verloren Glück, was mich erweicht?
Ist es ein werdendes, was ich im Herzen trage? —
Hinweg, mein Geist! hier gilt kein Stillestehn:
Es ist ein Augenblick, und alles wird verwehn.

Dort, sieh! am Horizont lüpft sich der Vorhang schon!
Es träumt der Tag, nun sei die Nacht entflohn;
Die Purpurlippe, die geschlossen lag,
Haucht, halbgeöffnet, süße Atemzüge:
Auf einmal blitzt das Aug', und, wie ein Gott, der Tag
Beginnt im Sprung die königlichen Flüge.

### 10. Um Mitternacht.

Gelassen stieg die Nacht ans Land,
Lehnt träumend an der Berge Wand,
Ihr Auge sieht die goldne Wage nun
Der Zeit in gleichen Schalen stille ruhn;
Und kecker rauschen die Quellen hervor,
Sie singen der Mutter, der Nacht, ins Ohr
Vom Tage,
Vom heute gewesenen Tage.

Das uralt alte Schlummerlied,
Sie achtet's nicht, sie ist es müd'.
Ihr klingt des Himmels Bläue süßer noch,
Der flücht'gen Stunden gleich geschwungnes Joch.
Doch immer behalten die Quellen das Wort,
Es singen die Wasser im Schlafe noch fort
Vom Tage,
Vom heute gewesenen Tage.

### 11. Die Soldatenbraut.

Ach, wenn's nur der König auch wüßt',
Wie wacker mein Schätzelein ist!
Für den König, da ließ er sein Blut,
Für mich aber ebensogut.

Mein Schatz hat kein Band und kein' Stern,
Kein Kreuz, wie die vornehmen Herrn;
Mein Schatz wird auch kein General, —
Hätt' er nur seinen Abschied einmal!

Es scheinen drei Sterne so hell
Dort über Marien-Kapell:
Da knüpft uns ein rosenrot Band,
Und ein Hauskreuz ist auch bei der Hand.

### 12. Das verlassene Mägdlein.

Früh, wann die Hähne krähn,
Eh' die Sternlein verschwinden,
Muß ich am Herde stehn,
Muß Feuer zünden.

Schön ist der Flammen Schein,
Es springen die Funken:
Ich schaue so drein,
In Leid versunken.

Plötzlich da kommt es mir,
Treuloser Knabe,
Daß ich die Nacht von dir
Geträumet habe.

Träne auf Träne dann
Stürzet hernieder.
So kommt der Tag heran —
O ging' er wieder!

### 13. Der Tambour.

Wenn meine Mutter hexen könnt',
Da müßt' sie mit dem Regiment
Nach Frankreich überall mit hin
Und wär' die Marketenderin.
Im Lager, wohl um Mitternacht,
Wenn niemand auf ist als die Wacht
Und alles schnarchet, Roß und Mann,
Vor meiner Trommel säß' ich dann:
Die Trommel müßt' eine Schüssel sein,
Ein warmes Sauerkraut darein,

Die Schlegel Messer und Gabel,
Eine lange Wurst mein Sabel;
Mein Tschako wär' ein Humpen gut,
Den füll' ich mit Burgunderblut.
Und weil es mir an Lichte fehlt,
Da scheint der Mond in mein Gezelt,
Scheint er auch auf Franzö'sch herein,
Mir fällt doch meine Liebste ein:
Ach weh! jetzt hat der Spaß ein End'. —
Wenn nur meine Mutter hexen könnt'!

## § 39. Die Dramatiker der Romantik.

Ihrem Wesen nach war die Romantik nicht dazu angetan, in dramatischer Dichtung Großes zu leisten. So sahen wir bei Tieck, Brentano, Eichendorff usw. wohl mancherlei beachtenswerte und zum Teil auch poetisch wertvolle Versuche auf diesem Gebiete, ohne jedoch nur ein einziges bühnenwirksames Meisterwerk zu finden. Auch ein Dichter wie Zacharias Werner (geb. 1768 zu Königsberg, gest. nach einem unsteten Leben, das ihn zuletzt zum Katholizismus führte, als Kanzelredner zu Wien 1823) vermochte trotz unleugbarer Begabung mit seinen Dramen nur Augenblickserfolge zu erringen (das zwölfaktige Spiel „Die Söhne des Tals" stellt in phantastischer Weise den Untergang des Templerordens dar, „Die Weihe der Kraft" [später durch die Allegorie „Die Weihe der Unkraft" widerrufen] gibt ein farbenreiches, aber unhistorisches Bild aus dem Leben Luthers; am besten ist seine unvollendete Tragödie „Das Kreuz an der Ostsee", in der die Bekehrung der Preußen dargestellt wird). Verhängnisvoll wirkte er durch sein einaktiges Trauerspiel „Der 24. Februar", weil er dadurch die Reihe jener schauervollen „Schicksalsdramen" eröffnete[1], in denen alles Geschehen aus unentrinnbarer Verkettung verhängnisvoller äußerer Umstände an einem bestimmten Tage oder einer bestimmten Stätte erwächst. Die bekanntesten sind „Der 29. Februar" und „Die Schuld" von Ad. Müllner, „Das Bild" von E. von Houwald und „Die Ahnfrau" von Grillparzer. Die Verfasser, die sich mit Unrecht auf Schillers „Braut von Messina" beriefen, beherrschten mit ihren Stücken lange Zeit die deutsche Bühne, bis diese endlich dem verdienten Spott in Platens „Verhängnisvoller Gabel" zum Opfer fielen.

Die beiden großen Dramatiker dieser Zeit, Kleist und Grillparzer, kann man nicht ohne Einschränkung der Romantik zurechnen. Wohl besaßen sie den hohen Gedankenflug des romantischen Geistes, wohl befanden sie sich mit ihm im Widerspruch zum Klassizismus, aber sie besaßen doch beide eine so starke dramatische Begabung, daß sie bei ihrem Schaffen die Anforderungen der Bühne nicht aus den Augen verloren, und einen so ausgesprochenen Wirklichkeitssinn, daß sie im ganzen von phantastischen Träumereien sich fernhielten. Beider Dichter Schicksal war tragisch, weil sie, wie später auch Hebbel, Ludwig und andere, in ständigem Streite lagen mit ihrer auf charakterisierende Kunst eingestellten Art und der vermeintlichen Notwendigkeit, den Bahnen des Klassizismus zu folgen.

### a) Heinrich von Kleist. (1777—1811.)

Bernd Heinrich Wilh. von Kleist, ein Sproß des berühmten Offiziergeschlechtes und Neffe von Lessings Freund Ewald von Kleist, wurde geboren zu Frankfurt a. d. O. am 18. Oktober 1777. Von seiner Mutter hatte er das weiche Gemüt und die Empfindlichkeit gegen Schicksalsschläge, die sein Verderben werden sollte. Er wurde von Hauslehrern erzogen und sprach anfangs nur Französisch. Daher rührt das oft Harte und „Unbequeme" seiner Sprache. Er trat in die Armee, beteiligte sich als Junker 1795 am Rheinfeldzuge, nahm aber als Offizier den Abschied, um an der Universität seiner Heimatstadt zu studieren und „sein Selbst zu voller Ausbildung zu bringen".

[1] Das erste ist eigentlich Kleists „Familie Schroffenstein".

Nach mannigfachen Reisen, die ihn mehrmals auch nach Paris führten und auf denen ihn oft seine getreue Stiefschwester Ulrike (mitunter in Männertracht[1]) begleitete, kam er nach der Schweiz. Dort las er seinen Freunden Heinr. Zschokke, dem jüngeren Wieland und dem Sohne Sal. Geßners sein erstes Drama „Die Familie Schroffenstein" vor, das unter Shakespeares („Romeo und Julia") und Schillers Einfluß mit romantischem Einschlage den Untergang zweier Familien zum Gegenstande hat. In Zschokkes Zimmer hing ein Stich La cruche cassée, der Kleist zu seinem später entstandenen Lustspiel „Der zerbrochene Krug", Wieland zu einer Satire und Zschokke zu einer Erzählung anregte.

In seinem Erstlingsdrama hatte Kleist sich noch nicht selbst gefunden. Nun aber strebte er nach dem höchsten Dichterruhme, wollte dem „Juppiter von Weimar den Kranz von der Stirne reißen". In verzweifeltem Ringen suchte er neue Wege für die dramatische Dichtung, indem er charakterisierende und stilisierende, romantische und klassizistische Kunst verschmelzen wollte. Aber all sein Mühen war vergebens. Immer wieder arbeitete er an seinem „Robert Guiscard", der den neuen Kunststil verwirklichen sollte. Zuletzt warf er in Paris, wohin er nochmals gereist war, das Manuskript ins Feuer. Später hat er wieder zehn Auftritte dieses Dramas niedergeschrieben, und dieses Fragment zeigt uns die Größe des Wurfs, der das Schicksal des alten Normannenherzogs am Ende seines Lebens aufzurollen beginnt.

Auf Kleist wirkte sein Mißerfolg geradezu niederschmetternd, besonders nachdem ihm der alte Wieland in Weimar (der einzige, der seine Bedeutung wirklich erkannte) höchsten Ruhm verheißen hatte. Er brach auch körperlich zusammen. Nach seiner Genesung irrte er rastlos von Ort zu Ort. Eine bescheidene Staatsstellung gab er bald wieder auf. Er geriet in französische Gefangenschaft und kehrte als feurigster Patriot zurück, voll Haß vor allem gegen Napoleon, in dessen Dienste er einst hatte treten wollen. Mannigfache literarische Unternehmungen in Dresden und Berlin schlugen fehl. Den „Zerbrochenen Krug" ließ Goethe in Weimar zu Tode spielen. Das „Käthchen von Heilbronn" hatte in Wien einen Mißerfolg, seine „Hermannsschlacht" fand keinen Verleger, und sogar sein „Prinz von Homburg", die glänzendste Verherrlichung des Hohenzollernschen Staatsgeistes, wurde von der Zensur verboten. Ein Gnadengehalt der Königin Luise konnte ihm nicht helfen. Mit seiner Familie zerfiel er völlig. Da warf er, zu Tode gehetzt, das Leben hin und erschoß sich am 21. November 1811 am Wannsee bei Berlin. —

Kleist war ohne Zweifel das bedeutendste dramatische Genie des 19. Jahrhunderts. Wir haben aber bereits angedeutet, warum er nicht zur höchsten Vollendung gelangen konnte. Der Einfluß des Klassizismus führte ihn auf Wege, die seinem Wesen fremd waren; die Romantik trübte mitunter seinen dramatischen Scharfblick, und sein Realismus lag mit beiden in verhängnisvollem Streite. Dazu war seine Sprache oft hart, knorrig, holperig, und manche Geschmacklosigkeit störte den ungetrübten Genuß seiner Werke.

Die quälende Zerrissenheit seines Geistes hat er am glanzvollsten in der auf einer wenig bekannten mythischen Überlieferung aufgebauten „Penthesilea" dargestellt. „Mein innerstes Wesen liegt darin . . ., der ganze Schmerz

[1] Diese Sitte, die in den romantischen Erzählungen immer wiederkehrt, war damals nicht außergewöhnlich.

zugleich und Glanz meiner Seele." Sein Ringen um den höchsten Dichterruhm und seine Selbstvernichtung hat er in dem Schicksal der Amazonenkönigin dargestellt, die von Achilles überwunden, in einem von ihm eingeleiteten Scheinkampf aber siegreich, die Täuschung erkennt und nun im Wahnsinn den Geliebten zerfleischt, aber wieder zu sich kommt und in namenloser Reue stirbt. Der Stoff ist antik, und die grausigen Szenen sind aus Euripides entlehnt. Aber das Ganze ist in seiner leidenschaftlichen Erregtheit, mit dem Realismus und der romantischen Seelenanalyse dem klassischen Ideal aufs schärfste entgegengesetzt. So ist „Penthesilea" das Wahrste, aber auch das Grausigste, was je einem Dichterherzen entsprungen.

Diese Tragödie und das romantische Schauspiel „Das Käthchen von Heilbronn" gehören zusammen wie plus und minus. Kleist selbst nannte die Heldin des letzteren „die Kehrseite der Penthesilea, ihren andern Pol, ein Wesen, das ebenso groß ist durch Hingebung wie jene durch Handeln". In dieser Dichtung hat Kleist der Romantik seinen stärksten Tribut gezollt. Der Somnambulismus des Mädchens, das wie durch einen Liebeszauber an seinen „hohen Herrn" gekettet ist, stellt die dichterische Gestaltung psychologischer Untersuchungen dar, wie sie in seiner Zeit betrieben und unter andern auch von Kerner und Mörike (Maler Nolten) verwandt wurden. Dabei muß man festhalten, daß Käthchen durchaus gesund ist[1]. Die ganze Umgebung aber ist märchenhaft-romantisch. Die mittelalterliche Ritterwelt ist völlig unhistorisch, aber die Personen sind prachtvoll volkstümlich, besonders Käthchen besitzt schlichte, unverwelkliche Anmut und entzückenden Liebreiz. Leider hat der Dichter, der sich sonst um die Bühne wenig kümmerte, hier den Theateranforderungen krampfhaft gerecht zu werden gesucht; dadurch hat dieses bekannteste seiner Stücke eine Reihe von künstlerischen Schwächen, die er selbst hätte „beweinen" mögen. Besonders die Kontrastfigur der Kunigunde ist dermaßen zur Karikatur geworden, daß sie unwahr erscheinen muß.

### Inhalt:

A. (I.) Der Waffenschmied Theobald Friedeborn verklagt den Grafen Friedrich Wetter vom Strahl, seine Tochter Käthchen entführt zu haben. Der Graf gibt vor dem heiligen Gericht der Feme zu, daß Käthchen ihm tatsächlich — wider seinen Willen — auf Schritt und Tritt folge, nachdem sie ihn in der väterlichen Werkstätte zum ersten Male gesehen habe. Unbekümmert darum, ob er sie mißachtet oder von sich stößt — sie folgt ihm; in träumerischer Unschuld bekennt sie vor den Richtern dem Grafen, ihrem „hohen Herrn", daß sie nicht weiß, was sie treibt. Sie folgt nur einer liebenden Eingebung und fühlt sich in seiner Nähe wohlgeborgen. Der Graf aber fordert sie auf, nunmehr zu ihrem Vater zurückzukehren. So wird der Angeklagte von der Feme freigesprochen und der Kläger wegen mangelnden Beweismaterials abgewiesen.

B. (II—III, 13.) Kunigunde von Thurneck verliert und Käthchen gewinnt des Grafen Liebe. Käthchens reines, unschuldvolles Wesen hat auf den Grafen bezaubernd gewirkt; aber er kämpft Neigung und Liebe nieder, weil Standesrücksichten und sein Stolz, der sich gegen eine Mißheirat auflehnt, es so von ihm verlangen. —

Nebenhandlung: (II, 12—III, 4.) Da wird neue Fehde angesagt: Kunigunde von Thurneck hat im Rheingrafen einen Ritter als Anwalt ihrer Ansprüche auf die Herrschaft Staufen des Grafen vom Strahl gewonnen. Aber ein glücklicher Zufall bringt die gefährliche und gehaßte Feindin in die Gewalt des Grafen vom Strahl, der sie in ritterliche Haft auf sein Schloß führen läßt. Kunigunde ist ein Ausbund von Häßlichkeit, aber unter Zuhilfenahme unglaublicher Toilettenkünste weiß sie sich mit

[1] Die Laubenszene hat der Dichter eigens eingefügt, um zu zeigen, daß diese unbedingte Hingabe ganz Natur ist und gar nichts Bewußtes oder Affektiertes hat.

den höchsten Reizen zu umkleiden; unter der scheinheiligen Maske von Dankbarkeit und Edelmut verbirgt sie einen kalt berechnenden Egoismus.

a) Allzu willig gibt sich der Graf ihren Künsten gefangen, macht ihr die strittige Herrschaft Staufen zum Geschenk und trägt ihr seine Hand an, die sie begierig ergreift.

b) Der Rheingraf, der verlassene Liebhaber der Treulosen, sinnt auf Rache und bereitet einen Überfall auf die Burg Thurneck vor, während Kunigunde dort mit ihrem neuen Geliebten frohe Feste feiert.

1. Im Kloster, wo sie auf der erzwungenen Flucht vor ihrem geheimnisvollen Dämon ausruhte, hat Käthchen durch Zufall den ganzen Anschlag erfahren; sie erscheint plötzlich auf Kunigundens Schloß, um dem Grafen das Heranrücken seiner Feinde zu verkünden.

2. Der Graf begegnet ihr dennoch anfangs mit grausamer Härte und Strenge; wild und rücksichtslos weist er sie ab und droht sogar mit der Peitsche. Schließlich aber besiegt doch diese rührende Treue, die trotz Nacht und Nebel ihn zu retten herbeieilte, seine Heftigkeit und stimmt ihn allmählich um.

3. Während der Vorbereitungen zum Kampf gerät das Schloß in Brand; die Insassen können es noch rechtzeitig verlassen und ihr nacktes Leben retten. Die Schenkungsurkunde des Grafen ist jedoch im brennenden Schloß liegengeblieben. Kunigunde heuchelt, das ihr so wertvolle Futteral mit des Grafen Bild — in Wahrheit birgt es die ihr weit wichtigere Schenkungsurkunde! — sei noch im Schloß, und sie schickt das allzeit hilfsbereite Käthchen in die Flammen.

C. (III, 14—15.) Diese Herzlosigkeit stößt den Grafen ab, um so mehr, als er für das sich so selbstlos hinopfernde Kind unverkennbar ein tiefes Mitgefühl empfindet. — Da stürzt das Haus zusammen, in Rauch und Glut scheint Käthchen verloren zu sein; aber ein Cherub führt sie unversehrt aus den Trümmern: sie hat des Grafen Bild gerettet.

D. (IV—V, 2.) Ob ihrer Tücke wird Kunigunde vom Grafen verstoßen, Käthchen ist fortan die Auserwählte seines Herzens.

1. Der Feind ist geschlagen. Mit magischer Gewalt treibt es den Grafen zu Käthchen, die er unter einem Holunderbusch an der Mauer seines Schlosses schlafend findet. Er entlockt ihr im Schlafe das Geheimnis ihres Traumes in der Silvesternacht, wo ein Cherub ihr den zukünftigen Gatten gezeigt, wird der merkwürdigen Übereinstimmung mit seinem Traum inne, den er zur selben Zeit hatte, als er krank am Fieber lag und im Geiste zu ihr entführt wurde. So erfährt er die wahre Deutung seines fälschlich auf Kunigunde bezogenen Traumes. Ihr felsenfester Glaube an sein Herz, ihre Zuversicht, daß er sie „zu Ostern übers Jahr heuern werde", ihre träumerische Vergötterung erscheinen ihm wie vom Himmel selbst gewirkte Wunder. Er erkennt Käthchens reine Liebe, aber auch seine eigene zu ihr. Er führt sie hinauf ins Schloß zu seiner Mutter, alsdann will er ihren Vater aufsuchen.

2. Der Silvestertraum und vor allem die Verkündigung des Engels, daß die Auserwählte seines Herzens die Tochter des Kaisers sei, geben dem Grafen zu denken. Er eilt nach Heilbronn, um hier vielleicht Spuren zu entdecken, die den Widerspruch zu lösen vermögen und Käthchens Abkunft enthüllen. Tatsächlich wird ihm hier sein Ahnen zur Gewißheit, und rücksichtslos enthüllt er dem alten Theobald, der bisher für Käthchens Vater galt und sich selbst dafür hält, den Traum, jene Verkündigung und seine Mutmaßung. Der Alte sieht natürlich in allem nur Lug und Trug, verklagt den Grafen vor dem Kaiser und ruht nicht eher, als bis er im Gottesgericht des Zweikampfes seinem Feind erliegt.

3. Nachdem so des Ritters verwegene Behauptung durch den Himmel bekräftigt zu sein scheint, erklärt der Kaiser, von Gewissensbissen getrieben, Käthchen als seine natürliche Tochter und ernennt sie gleichzeitig zur Prinzessin von Schwaben. —

Inzwischen hat Käthchen Kunigunde im Bade beobachten können und mit Entsetzen die unheimliche Mißgestalt erkannt. Durch Gift sucht Kunigunde die so lästige Augenzeugin und Nebenbuhlerin aus dem Wege zu räumen; indes wird Käthchen rechtzeitig vor den Nachstellungen der Megäre in Sicherheit gebracht.

E. (V, 3—14.) Schon nahen die Boten des Kaisers und dann dieser selbst, um die neue Prinzessin zu begrüßen. Der Graf vom Strahl, aller Verpflichtungen gegen die Giftmischerin ledig, erbittet und erhält vom Kaiser die holde Geliebte als Braut. Unvermutet trifft Kunigunde die Strafe der empfindlichsten Demütigung vor der Nebenbuhlerin. Reicher Lohn und schönstes Glück aber nach so viel Leiden und Treue winken dem Käthchen von Heilbronn.

Ganz anders geartet als dieses Spiel voll holdester Anmut ist das in derber Holzschnittmanier angelegte Lustspiel „Der zerbrochene Krug", das trotz seines Weimarer Mißerfolges die wirkungsvollste Komödie bleibt, die wir

in unserer Literatur besitzen. Hier ist der Einfluß des Klassizismus auf ein Mindestmaß zurückgeführt. Stärkste Wirklichkeitskunst nur vermag eine in jeder Linie so echte und urwüchsig komische Gestalt zu zeichnen wie den Dorfrichter Adam, der sich selbst immer mehr durch List, Tücke und Schlauheit in sein Lügennetz verstrickt, und all die kernhaften Leute, die vor seinem Richterstuhl erscheinen. Unnachahmlich sind dabei vor allem auch die im Wortschwall sich überstürzende Frau Marthe und die in ihrer Angst um den Geliebten bebende und dadurch doppelt liebreizende und frische Eva. Das ganze Stück voll „gewaltig sich aufdrängender Gegenwart" muß, in flottem Zuge durchgespielt, fast atemraubend an uns vorübergleiten — dann erst vermögen wir es in seiner Wirkung ganz zu ermessen.

Inhalt:

1. Auftritt: Adam, der Dorfrichter von Huisum, hat eine böse Nacht gehabt: mit jämmerlich entstelltem Gesicht und einer Wunde am linken Bein erscheint er in der Gerichtsstube, wo er zu seiner Bestürzung von Licht, dem Schreiber, erfährt, daß Gerichtsrat Walter aus Utrecht zur Revision stündlich zu erwarten sei und daß dieser bereits im Nachbarort mit aller Strenge in den Schlendrian des dortigen Richters eingegriffen habe.

2. Auftritt: Ein Diener meldet den Besuch des Gerichtsrats an. Darob unheimliche Aufregung und Verwirrung in der Gerichtsstube! In aller Eile muß nun die als Speisekammer dienende Registratur ausgeräumt werden; zu allem Unglück ist Adams Perücke nicht aufzufinden.

3. Auftritt: Dem Dorfrichter ist sehr schwül zu Mute, zumal heute auch noch Gerichtstag ist und unheilverkündende Träume ihn beunruhigen.

4. Auftritt: Dennoch weiß er den Gerichtsrat mit schönen Worten zu begrüßen, aber nur allzubald verliert er seine Ruhe und Fassung wieder.

5. Auftritt: Indessen hat die Magd sich vergeblich bemüht, für Adam des Küsters Perücke leihweise zu erbitten. Auf das Drängen des Gerichtsrates soll nun die Sitzung beginnen.

6. Auftritt: Vor dem Richterstuhl erscheint die gute Frau Martha Rull mit ihrer Tochter Eva: bei einer nächtlichen Prügelei ist ihr ein wertvoller Krug daheim zerschlagen worden, wie sie glaubt, von dem bisherigen Liebhaber ihres Evchens, Ruprecht Tümpel, der sich gleichfalls eingefunden hat, um der wütenden Alten gegenüber seine Sache zu verteidigen.

7.—10. Auftritt: Adam muß nun das Verhör vornehmen, er, der sehr gut weiß, wer den Krug zerbrochen. Denn trotz der krausen Prozeßführung von seiten Adams, trotz seines ganzen Lügengewebes und seiner Unverfrorenheit, die er den immer deutlicher auf ihn selbst weisenden Verdachtsgründen entgegenstellt, enthüllt sich dem Gerichtsrat und den andern Anwesenden langsam der ganze Sachverhalt: Adam ist nächtlicherweile zu Eva Rull ins Haus geschlichen, im rechten Augenblick kam Ruprecht, ihr Verlobter, hinzu und versetzte dem in der Dunkelheit unerkannt Entkommenden noch einige Schläge mit der Türklinke auf den Kopf. Bei dieser Schlägerei hat Adam den Krug von Frau Martha Rull zerbrochen.

Während der Verhandlung sucht sich der Dorfrichter mit verzweifeltem Mut aus der Falle herauszuwinden und die Schuld bald auf Ruprecht, bald auf Lebrecht, einen andern Bauernburschen, abzuwälzen; er bemüht sich krampfhaft, durch allerlei Wendungen die Wahrheit nicht an den Tag kommen zu lassen, wobei er oft köstliche Proben seiner nicht nur juridischen Halbbildung gibt. Mit der Drohung, den Geliebten als Soldat nach Indien zu schicken, hat er Eva zum Schweigen verpflichtet — so hofft er unverzagt und mit rührendem Galgenhumor bis zuletzt, das drohende Unheil abwenden zu können.

11. Auftritt: Schließlich bringt die Nachbarin Brigitte die im Weinspalier hinter Frau Marthens Haus aufgefundene Perücke Adams und berichtet, wie sie im Schnee die merkwürdige Spur des Krugzertrümmerers bis an des Dorfrichters Wohnung verfolgt habe. Als sich dem von ihr vorgebrachten Teufelsspuk Adam gläubig und allzu eilig anschließen will, reißt dem längst aufgeklärten Gerichtsrat die Geduld, und er verlangt nunmehr nach der verworrenen Beweisaufnahme die Urteilsverkündigung. Ruprecht wird von Adam zu Gefängnisstrafe verurteilt. Da enthüllt die arme Eva den wahren Hergang des Streitfalles. Adam ist entlarvt und entzieht sich durch schleunige Flucht den Schlägen Ruprechts.

12. und 13. Auftritt: Der Gerichtsrat beruhigt die geängstigte Eva, deren Unschuld klar zu Tage liegt und mit der deshalb Ruprecht alsbald seinen Herzensbund erneuert.

Die verblüffte Mutter aber besteht trotz des wiederhergestellten Friedens in urkomischer Starrköpfigkeit auch jetzt noch auf ihrem Recht: sie will an die Regierung in Utrecht appellieren, dort soll auch der eigentliche Gegenstand ihrer Klage sein Recht finden — der zerbrochene Krug!

Der glühende Haß gegen Napoleon und sein immer stärker erwachendes Nationalgefühl gewinnen bei Kleist ihre dramatische Formung in der „Hermannsschlacht". Um historisch-richtige Einzelheiten ist es ihm in diesem in größter Hast hingeworfenen Werke nicht zu tun; manche Anachronismen laufen unter, die „Barden" treten auf, die Charaktere entsprechen nicht durchweg der Geschichte. Es gilt ihm nur, den Todfeind zu treffen, seinen Zeitgenossen das Bild des Befreiers zu zeichnen, wie er ihn sich denkt, nicht eine Idealfigur, sondern einen klugen, selbstbewußten, mißtrauischen und doch wieder zuversichtlichen Wirklichkeitsmenschen mit eiserner Tatkraft und glühender Vaterlandsliebe. Die Tragödie zeigt uns einen noch weiter fortgeschrittenen Naturalismus, fast schon so kraß, wie er gegen Ende des Jahrhunderts wurde, aber beseelt von einer ungeheuer suggestiven Stimmung.

### Inhalt.

A. (I.) Das freie Germanien seufzt unter dem harten Druck der römischen Fremdherrschaft. Eigennutz und Selbstsucht, Zwietracht und Auseinanderstreben der einzelnen germanischen Fürsten machen eine einheitliche Erhebung unmöglich. Im Gegensatz zu den kleinen Geistern und kurzsichtigen Egoisten, die von einem Kampf um eine große Idee nichts wissen, steht Hermann, der Cherusker, der in schmerzlichem Empfinden der Schmach seines Vaterlandes von dem heißen Verlangen beseelt ist, das römische Joch abzuschütteln. Von seinen Beziehungen zu den übrigen Fürsten, von seiner schwierigen Lage Marbod und den Römern gegenüber berichtet der 1. Akt im 1. und 3. Auftritt.

Der 2. Auftritt gehört der Nebenhandlung an, deren Trägerin Thusnelda ist; wir hören von den ersten Beziehungen des Legaten Ventidius zur Gemahlin Hermanns. Man sucht dem eitlen Römer allenthalben zu schmeicheln, und mit auffallender Liebenswürdigkeit fordert Hermann den Legaten auf, seine Gattin nach Teutoburg zu begleiten, während er mit den Fürsten zusammenbleiben will, um mit ihnen die traurige Lage des Vaterlandes weiter zu erörtern.

B. Hermanns Bemühungen um die Befreiung seines Vaterlandes (I, 3—III, 6). Hermann ist entschlossen, den Kampf gegen die frechen Eindringlinge anzuregen, er will „einen Krieg entflammen, der in Deutschland rasselnd gleich einem dürren Walde um sich greifen soll".

1. (II, 1.) In einem Fürstenzelt der Teutoburg unterhandeln Hermann und Ventidius über ein von Rom angebotenes Schutz- und Trutzbündnis gegen Marbod, auf das Hermann zum Schein eingeht.

Für die Durchführung seiner Pläne bedarf er auch der Hilfe seiner Gattin, die er veranlaßt, mit Ventidius zu spielen, sich von ihm den Hof machen zu lassen.

Der Römer macht ihr eine stürmische Liebeserklärung und fleht sie fußfällig um eine Locke an, und während Thusnelda zur Laute singt, weiß der Römer ihr heimlich eine Locke abzuschneiden, mit der er wie mit einem Siegeszeichen der Liebe davonstürzt. Wiewohl Thusnelda über diese Vermessenheit entrüstet ist, so kann sie doch ihr Herz einem gewissen Wohlgefallen nicht verschließen, das sie für den eleganten Römer empfindet, dessen Überspanntheit und Leidenschaft sie für wahre Liebe hält. Hermann weiß zwar die Gefühle des Legaten richtig zu bewerten; dennoch zeigt Thusnelda ein wachsendes Interesse für ihn, ohne damit freilich seine vermeintliche leidenschaftliche Liebe zu erwidern (II, 2—8).

2. (II, 9—10.) Hermann entsendet Liutgar an Marbod und enthüllt ihm seine wahren Absichten; die Arglist der Römer, die zuerst Marbod gegen Hermann unterstützt haben und nun mit Hermanns Hilfe Marbod zu vernichten suchen, hat er durchschaut. Er kennt auch die Schwäche seines Landes, die statt zu engem Zusammenschluß immer wieder zur Zersplitterung und Zerklüftung von Staaten und Völkern führt, die sich gegenseitig bitter befehden. Darum tut vor allem ein einheitlicher Wille und eine einheitliche Führung not. Er ist bereit, sich selbst unter die Fahnen Marbods zu stellen, ihn als seinen Oberherrn anzuerkennen in der Erwartung, so ein einmütiges Zusammengehen zu gewährleisten. Er fordert ihn daher auf, sich dem anrückenden Varus entgegenzustellen und ihn anzugreifen, während er selbst nachrücken und die Römer von hinten anfallen will.

3. (III, 1—2 u. 4—6.) An der Spitze seines Heeres ist Varus im Cheruskerland erschienen. Von allen Seiten berichtet man bereits von Greuel- und Gewalttaten, die die Römer verüben.

In berechnendem Hasse läßt Hermann alle Ausschreitungen in übertriebener Darstellung verbreiten, um so Wut und Zorn seines Volkes gegen die Unterdrücker zu schüren.

Thusnelda hat sich zum Empfang des Varus festlich geschmückt und sich dazu von Ventidius über römische Moden und Trachten gerne belehren lassen. Hermann weiß aber in geschicktem Gegenspiel auch von Schattenseiten römischer Kultur oder vielmehr Unkultur zu berichten, von römischer Härte und Grausamkeit den Besiegten gegenüber, wodurch bei Thusnelda Abscheu und Haß gegen die Römer sich zu regen beginnt (III, 3). Ehrfurchtsvoll begrüßt Hermann den römischen Oberfeldherrn, dessen Herz er leicht gewinnt. In geheuchelter Unterwürfigkeit entschuldigt Hermann jetzt sogar die Untaten der römischen Soldaten.

C. (III, 6.) Hermanns Trugspiel mit Varus.

Die Absicht der Römer geht dahin, das Cheruskerland in ihre Gewalt zu bringen. Hermann unterwirft sich scheinbar vollständig; auf seine Arglosigkeit kann Varus nach den Versicherungen des Diplomaten Ventidius bauen und vertrauen. So steht die römische Macht anscheinend fester denn je zuvor auf deutschem Boden. Hermanns Versicherung, daß der Tag der Ankunft der römischen Legionen für Cheruska allzeit ein Festtag bleiben werde, wird von Varus als ehrende Huldigung aufgefaßt, während sie in Wahrheit Hermanns Freude über die gelungene Täuschung des Römers ausdrückt, der sich in völliger Sicherheit wiegt und darnach seine Anordnungen trifft.

D. (IV—V, 17.) Hermanns siegreicher Kampf.

1. Luitgar hat sich seines Auftrages entledigt. Marbod überzeugt sich von der Aufrichtigkeit der Hermannschen Botschaft und hegt nach des römischen Legaten plötzlicher Abreise aus seinem Lager an Hermanns ehrlicher Gesinnung wie an dem falschen Spiel der Römer keinen Zweifel mehr. Dem ihm anvertrauten Plan zufolge beschließt er, sogleich über die Weser zu gehen, um am Nornentage zur Schlacht im Teutoburger Wald bereit zu sein.

2. Hermann weiß in geschickter Ausnutzung der an Hally verübten Gewalttat den Römerhaß in den Herzen der Seinen weiter zu entflammen. Dann trifft er die letzten Anstalten zum Abmarsch nach Arkon, dem Teutoburger Waldplatz.

Hermann weiht sein Weib in seinen Kriegsplan ein: „Nicht einer bleibt am Leben!" Thusnelda bittet flehentlich, wenigstens Ventidius zu schonen. — Da wird ihr durch den aufgefangenen Brief des Legaten an die Kaiserin Livia dessen Falschheit offenbar: Die geraubte Locke sendet er als Probe nach Rom, der gesamte Haarschmuck der Cheruskerin soll bald folgen (IV, 9).

Damit sind alle freundschaftlichen Regungen der Fürstin jäh in ein dämonisches Haß- und Rachegefühl verkehrt. Sie ist jetzt entschlossen, selbst an Ventidius Rache zu nehmen (IV, 10).

Indessen gibt Hermann die letzten Befehle zur Vernichtung der Römer ohne Rücksicht auf die Sicherheit des Landes.

3. Infolge der Kriegslist Hermanns wird das römische Heer in unwegsames Gelände geführt. Varus ist aufs tiefste erschüttert, als die prophetischen Worte der Alraune ihm seinen Untergang verkünden.

4. Durch den Ubierfürsten Aristan und durch römische Meldungen erfährt Varus von Hermanns Verrat und von dem bereits erfolgten Abfall der Germanenfürsten. Gefaßt und mutig findet er sich in seine verzweifelte Lage.

5. Die Cherusker — in dem Wahn, Hermann führe sie als Verbündete der Römer gegen Marbod — verweigern den Dienst. Nun erst enthüllt Hermann ihnen die ganze Wahrheit, und mit Jubel wird der Kampf jetzt begrüßt.

Ventidius bittet um eine Zusammenkunft mit Thusnelda, die ihm scheinbar gewährt wird (V, 15). Freudig begibt sich der Römer zu dem ihm bezeichneten Park (V, 16—17). Hier aber findet er statt der Fürstin eine hungrige Bärin, die ihn zerreißt. Thusnelda hat ihr grausames Rachewerk erfüllt (V, 18).

E. (V, 19—24.) Varus' Untergang.

Auf dem Schlachtfeld im Teutoburger Wald erringen die Germanen noch vor Hermanns persönlichem Eingreifen den Sieg: das Römerheer wird vernichtet, Varus getötet. Vor den Trümmern der Teutoburg begrüßen sich Hermann und Marbod als die Sieger des großen Tages. Hermann, der Befreier des Vaterlandes, wird zum König der Germanen ausgerufen.

Auch sein letztes und wohl auch bestes Werk hat Kleist aus der Fülle seines vaterlandsliebenden Herzens geschrieben, den „Prinzen Friedrich von Homburg". Wieder verzichtet er auf unbedingte geschichtliche Treue — die Handlung baut sich auf einer auf Hofklatsch und Mißverständnissen beruhenden

Sage auf —, aber der Geist des zu seiner Größe heranwachsenden Homburg ist unnachahmlich getroffen. In diesem Werke nähert er sich auch Schiller wieder, vor allem in der Sprache; ebenso ist der Einfluß von Euripides' „Iphigenie in Aulis" unverkennbar. Auch der romantische Einschlag ist deutlicher zu merken, vor allem in den umrahmenden Eingangs- und Schlußszenen mit ihrem an das „Käthchen" gemahnenden Traumwandeln, das freilich nicht bloß als poetischer Zierat zu fassen ist, da es ja den Keim der Verwicklung in sich trägt. Und doch ist die ganze Handlung mit zwingender psychologischer Klarheit aufgebaut. Wie der Prinz innerlich wächst, wie die Größe des Staatsgedankens[1] in ihm schließlich die menschlich so verständliche Todesfurcht besiegt, das ist mit unnachahmlicher Kunst überzeugend durchgeführt. Und jede Gestalt ist bis auf die kleinsten Einzelzüge meisterhaft angelegt, von dem prachtvoll gezeichneten Großen Kurfürsten bis zu dem kernigen Kottwitz und der auch in ihrer Liebe über sich hinauswachsenden Natalie.

A. (I, 1—4.) Nach mehrtägiger Verfolgung der Schweden ist der Prinz von Homburg ins brandenburgische Hauptquartier geeilt, um hier für die bevorstehende Schlacht neue Befehle zu empfangen. Von den Aufregungen und Strapazen der letzten Tage übermannt, schläft er während der kurzen Rast ein. So findet ihn der Kurfürst — in der Nacht vor dem Kampfe — in einem traumhaften Zustande im Schloßpark von Fehrbellin, wie er einen Lorbeerkranz windet; den nimmt ihm der Kurfürst aus der Hand, schlingt seine Halskette darum und überreicht beides der Prinzessin Natalie, seiner verwaisten, vom Prinzen heimlich geliebten Nichte. Während die beiden sich nun entfernen, folgt ihnen der Prinz, der nach dem Kranze langt und dabei einen Handschuh der Prinzessin erhascht. — Im Gespräch mit dem Grafen von Hohenzollern, seinem treuen Freunde, erwacht er aus seinem Traumzustande: er erinnert sich sehr wohl, den Kurfürsten, die Kurfürstin und jene dritte, die er nicht nennen kann und will, gesehen zu haben; ihm ist, als habe der Kurfürst ihm einen Lorbeerkranz mit seinem Halsschmuck überreicht; er wähnt, den in seinem Besitz befindlichen Handschuh, dessen Herkunft er sich nicht erklären kann, habe er einer „süßen Traumgestalt" vom Arme gestreift.

B. (I, 5—III, 1.) Der Kurfürst hat im Beisein der zur Abreise gerüsteten Frauen die Truppenführer um sich versammelt und läßt durch Feldmarschall Dörfling den Plan für die morgige Schlacht diktieren. Jedem Offizier wird eine besondere strategische Aufgabe übertragen; der Prinz erhält die für sein Alter und Temperament vielleicht schwierigste: während des eigentlichen Kampfes soll er sich mit seinen Reitern außerhalb des Feuerbereiches abwartend verhalten und erst nach erfochtenem Siege bei Verfolgung des Feindes aktiv eingreifen, wenn eine besondere Ordre ihn dazu ermächtigt. Während dieser Parole ist der Prinz noch ganz von den in seinem Traumzustand gewonnenen Eindrücken beherrscht und überdies durch die Anwesenheit der Geliebten so gebannt, daß er auf den Schlachtplan nicht achtet und seine besondern Befehle überhört, zumal sich auch herausstellt, daß der Handschuh wirklich der Prinzessin Natalie gehört. — Der Kurfürst und die Offiziere brechen zum Schlachtfeld auf. Mit Begeisterung und großer Hoffnung sieht der Prinz jetzt dem Kampf entgegen, er will Kriegsruhm und Glück in der Schlacht gewinnen, er denkt an die Lorbeeren und an das Mädchen, dem er sie zu Füßen legen will.

1. Wir werden auf das Schlachtfeld von Fehrbellin geführt. Die befohlenen Stellungen sind von den Truppen eingenommen. Mit gespanntem Interesse verfolgt der Prinz den Verlauf des Kampfes. Als die Schweden zu weichen beginnen, will er gegen den Schlachtplan und trotz des Widerspruches der Offiziere selbst sogleich eingreifen. Mit dem Ruf: „Die Parole ist jetzt: ein Schurke, wer seinem General zur Schlacht nicht folgt!" sprengt er mit seinen Reitern davon; die Offiziere folgen ihm. Auf dem Schlachtfeld verbreitet sich gerade das Gerücht, der Kurfürst sei gefallen. Diese Hiobspost läßt ihn Wunder der Tapferkeit verrichten: so wie er ihn einst geliebt, so will er ihn jetzt rächen. Der Sieg ist bald erstritten. — Mit Natalie und den Hofdamen rastet die Kurfürstin indessen in einem Bauernhause, wo sie die Trauerkunde vom Tode des Kurfürsten vernimmt. Die Unglücksbotschaft wird bald darauf vom Prinzen selbst bestätigt, der sich nun zum Vollstrecker des letzten Willens des Kurfürsten bekennt und die Schweden gänzlich zu vertreiben verspricht. Sein männliches, sicheres und festes Auftreten bleibt nicht ohne Eindruck auf Natalie, die, von der Wucht des Schicksals überwältigt, in rührenden Worten ihre gänzliche Verlassenheit beklagt. Der Vater- und Mutter-

[1] Man vergleiche die Behandlung desselben Problems in Hebbels „Agnes Bernauer".

losen, die in dem gewaltigen Oheim nun ihre letzte Stütze verloren zu haben glaubt, offenbart der Prinz sein Herz; die Liebenden nähern sich einander, auch Natalie gesteht dem Geliebten ihre Neigung. Da kommt unerwartet freudige Kunde: das Gerücht von des Kurfürsten Tod hat sich als falsch erwiesen! Die Schlacht hat den Krieg entschieden, und mit dem Feind ist ein Waffenstillstand abgeschlossen; der Kurfürst selbst ist bereits auf dem Wege nach Berlin. Freudiger Jubel! Besonders in der Seele des Prinzen! Er vertraut der tief ergriffenen, gerührten Kurfürstin sein süßes Geheimnis an, sie schenkt ihm freundliches Gehör und ist bereit, die Liebe des siegreichen Helden von Fehrbellin zu begünstigen. Als der Glücklichste der Sterblichen hat der Prinz das Höchste erreicht, Siegeslorbeer und Liebesglück winken ihm.

2. In Berlin hat der Kurfürst unterdessen angeordnet, daß der Offizier, der die Reiterei eigenmächtig ins Feuer geführt habe, vor ein Kriegsgericht zu stellen und ohne Ansehen der Person zum Tode zu verurteilen sei. Daß der Prinz der Schuldige ist, weiß der Kurfürst zunächst nicht, da er ihm zu Beginn der Schlacht als verwundet gemeldet worden war. Nun stellt sich heraus, daß der Prinz, der stolz und freudig drei erbeutete feindliche Fahnen seinem Kriegsherrn überbringt, der Schuldige ist. Trotz aller Einwände und Bitten der Offiziere befiehlt der Kurfürst dem Prinzen, seinen Degen abzulegen, und läßt ihn wegen Ungehorsams der kriegsgerichtlichen Aburteilung zuführen. — Wie ein Blitz aus heiterem Himmel hat den Prinzen diese ungeahnte Wendung der Dinge getroffen. Aber er ist guten Muts. Daß er gefehlt, den Sieg dem ausgegebenen Schlachtbefehl entgegen erkämpft hat, weiß er; daß der Kurfürst an ihm so handeln mußte, versteht er. Aber er baut auf menschliches Mitgefühl und erwartet trotz des kriegsrechtlich gesprochenen Todesurteils seine Begnadigung durch den edlen Fürsten.

Da erfährt er durch Hohenzollern, daß das Urteil bereits zur Unterschrift vorgelegt werden soll. Angesichts des furchtbaren Ernstes seiner Lage verliert er plötzlich alle Fassung und allen Mut. „Ich bin verloren!“ ruft er verzweifelnd aus. Ein letzter Hoffnungsstrahl! Die Kurfürstin will er um ihre Vermittlung anflehen.

C. (III, 2—5.) Auf dem Wege zur Kurfürstin wird ihm die drohende Nähe seines furchtbaren Geschicks grausig bestätigt: bei Fackelschein sieht er sein offenes Grab. In seiner so gesteigerten Todesfurcht bittet er in Anwesenheit der Geliebten die Fürstin um sein Leben — in unrühmlichster Weise: er, der in der Schlacht dem Tod so oft unerschrocken ins Auge geblickt, will jetzt, um sein Leben zu retten, ehrenkränkende Bestrafung auf sich nehmen, will auf Natalie verzichten in der Hoffnung, dadurch den Kurfürsten, der durch die Ablehnung eines schwedischen Antrages durch Natalie verärgert ist, milder und versöhnlicher zu stimmen. Schaudernd über diese Art der Erniedrigung hat die Prinzessin dennoch Gefühl und Verständnis für das unmännliche und unwürdige Verhalten des Prinzen, und wiewohl die Kurfürstin jeden weiteren Schritt für erfolglos hält, sucht sie den Fassungslosen mitleidig wieder aufzurichten; sie will — selbst im Innern schwer verletzt — noch ein letztes Wort bei dem Oheim für ihn wagen. Ermutigt kehrt der Prinz ins Gefängnis zurück.

D. (IV, 1—V, 8.) 1. Nataliens Darstellung von der Verzweiflung des Prinzen bleibt bei dem Kurfürsten nicht ohne Eindruck. Die Möglichkeit, daß seine Auffassung der Rechtsfrage von dem Verurteilten nicht geteilt werde, bestimmt ihn, den Prinzen selbst als Richter über die Rechtmäßigkeit des eingeschlagenen Verfahrens anzurufen. „Wenn Ihr glaubt, Euch sei ein Unrecht widerfahren, so sagt's mir mit zwei Worten, und ich schicke Euch den Degen zurück!“ — Der Prinz ist indes ein anderer geworden; aus der völligen Erkenntnis seiner Schuld zieht er die einzig mögliche Folgerung, und gefaßt sieht er dem Tod entgegen. Von Nataliens Mitteilung ist er zuerst freudig bewegt, er wird aber bald nachdenklicher; im Bewußtsein, das Prinzip der Subordination, von dem schließlich der erfolgreiche Ausgang des Krieges, ja der Bestand des Staates selbst abhängt, verletzt zu haben, ringt er sich zu sittlicher Höhe und echter Heldenhaftigkeit durch und weist die bedingte Begnadigung entschieden ab. Diese Wandlung seines Wesens macht ihn der Geliebten wieder würdig, die trotz ihres Schmerzes die Selbsterhebung des Geliebten freudig zu werten weiß.

2. Von allen Seiten wird der Kurfürst bestürmt, den Prinzen zu begnadigen; allen Bemühungen der Offiziere bringt er jedoch eine fast auffallende Gleichgültigkeit entgegen. Er läßt den Prinzen selbst kommen, und dieser wiederholt jetzt vor der gesamten Generalität seine dem Kurfürsten bereits schriftlich übersandte Erklärung, daß er den Urteilsspruch als gerecht anerkenne und willens sei, das verletzte Gesetz durch einen freien Tod zu verherrlichen. In gehobener Stimmung kehrt er ins Gefängnis zurück.

E. (V, 9—11.) Jetzt, wo dem Gesetz Genugtuung geschehen ist, erfolgt die Begnadigung des geläuterten Prinzen; der Kurfürst zerreißt das Todesurteil. Mit verbundenen Augen wird der Prinz in den Park geführt, wie er glaubt, dem Tod entgegen. In dem Augenblick, wo die Binde von seinem Auge fällt, erblickt er die Geliebte vor sich, die ihm den Lorbeerkranz aufs Haupt setzt, die Kette umhängt und seine Hand an ihr Herz drückt: er ist begnadigt, und das einst erträumte Glück wird zur schönen Wirklichkeit — für den Sieger von Fehrbellin.

Den gleichen Geist glühender Vaterlandsliebe wie seine beiden letzten Stücke atmen die wenigen lyrischen Gedichte Kleists, unter denen das zweite Sonett „An die Königin von Preußen" einen Ehrenplatz verdient.

Heinrich von Kleist war seinem Wesen nach kein Lyriker. Aber dieselbe packende Gewalt wie im Drama hat er auch in der Prosaerzählung entfaltet. Da ist seine Darstellung so geschlossen, knapp, wuchtig sich steigernd, so völlig unpersönlich, daß die Ereignisse in ihrer ganzen Stärke, ungehemmt durch Episoden oder lyrische Ergüsse, auf den Leser wirken. Sein Meisterstück ist die Novelle „Michael Kohlhaas", von der Hebbel treffend sagt: „Ich behaupte, daß in keiner deutschen Erzählung die gräßliche Tiefe des Lebens in der Fläche auf so lebendige Weise hervortritt wie in dieser, wo der Raub, den ein Junker an zwei elenden Pferden begeht, das erste Glied einer Kette ist, die sich von dem Roßhändler Kohlhaas aus bis zum deutschen Kaiser hinaufwindet und eine Welt erdrückt, indem sie dieselbe einschließt." Der Dichter lehnt sich an den alten märkischen Chronisten Haft oder Hafftiz an, der von dem zur Zeit Luthers lebenden Roßhändler Kohlhaas erzählt, dem „rechtschaffensten zugleich und entsetzlichsten Menschen seiner Zeit", wie Kleist ihn gleich im Anfange kennzeichnet. Aber eben „das Rechtsgefühl (und damit ist der Inhalt der Novelle in einem Satz zusammengefaßt) machte ihn zum Räuber und Mörder". Mitunter werden wir bei dieser mit markigen Strichen umrissenen Gestalt an Götz von Berlichingen erinnert, der ja auch verzweifelt und vergeblich um sein Recht ringt. In ihrer nüchternen Kühle aber, die doch nur gebändigte Kraft ist, ist diese Erzählung ohne eigentliches Vorbild und auch ohne Nachfahren in der Literatur.

Nichts ist begreiflicher als das Schicksal Heinrich von Kleists. In allem wich er vom Herkömmlichen ab; der breiten Masse kam er kaum einmal einen Schritt entgegen. Aber auch bei den Literaturgrößen vermochte seine herbe, in die Zukunft weisende Eigenart keine Anerkennung zu finden. Erst lange nach seinem Tode erschienen, von Tieck herausgegeben, seine gesammelten Werke. Jedoch unsere Zeit erst beginnt seine Größe zu ahnen und zu würdigen.

## b) Franz Grillparzer. (1791—1872.)

Ebenso tragisch wie Kleists Leben war das Leben Grillparzers, wenn auch die Katastrophe nicht jäh und weithin sichtbar ausbrach, sondern ganz unmerklich heranschlich. Er war ein echter Sohn Wiens, dessen erschlaffenden Einfluß er selbst mit dem Namen „Capua der Geister" gekennzeichnet hat. Die Hauptstadt Österreichs war literarisch und politisch zurückgeblieben und durch die Herrschaft einer lächerlichen Zensur geknebelt. Der Dichter war überaus empfindlich, ja geradezu Neurastheniker, halb bewußt, halb aus Schüchternheit zurückhaltend und mutlos. Er hat im Hinblick auf sich selbst gesagt: „Nur aus der Verbindung eines Charakters mit dem Talente geht das hervor, was man Genie nennt."

Franz Grillparzer, geb. am 15. Januar 1791 zu Wien, wurde in seiner Jugend von schweren Schicksalsschlägen heimgesucht; er verlor während seiner juristischen Studienzeit seinen Vater, dessen Vermögen in den Kriegsjahren dahingeschwunden war, und mußte dann als Hauslehrer sich, die Mutter, die bald darauf durch Selbstmord endete, und die Geschwister durchzubringen suchen. Er rückte nur langsam aus niedriger, ihn unsäglich drückender Kanzlei-

beamtenstellung auf, bis er im Jahre 1832 Archivdirektor der Hofkammer wurde. Als 1838 die Reihe seiner Mißerfolge durch die Ablehnung seines Lustspiels „Weh dem, der lügt" vollendet wurde, schloß er sich selbstquälerisch von der Außenwelt ab und verbarg seine letzten Dramen in der Lade seines Schreibtisches. Als Hofrat trat er 1856 in den Ruhestand und fand in der Pflege der drei Schwestern Fröhlich, deren zweitjüngste, die prächtige Katharina, seine „ewige Braut" war, einen ruhigen, aber innerlich verbitterten Lebensabend. Erst in seinem hohen Greisenalter fand er die verdiente Anerkennung. Er starb zu Wien am 21. Januar 1872, allgemein betrauert und gepriesen als „Klassiker Österreichs". —

Verhängnisvoll für Grillparzer wurde gleich der glänzende Erfolg seiner mit äußerlich romantischen Mitteln arbeitenden Schicksalstragödie „Die Ahnfrau", die, in flüssigen Versen geschrieben, reich an dramatisch fortstürmender Handlung und an erschütternder Tragik ist, aber mit Räuberphantastik und Gespensterercheinungen den Fluch der Ahnfrau zu melodramatischer Wirkung gelangen läßt.

Auf den Rat des Dramaturgen Joseph Schreyvogel macht er die Ahnfrau des Geschlechtes Borotin zur letzten Ursache für das Unglück und die schließliche Vernichtung ihres Stammes; sie läßt er alle Stufen dieses Unterganges miterleben. Der rostige Dolch, der einst die Ahnherrin Berta für ihren Ehebruch strafte, spielt eine bedeutende Rolle. Zwanzig Jahre vor Beginn der Handlung ist dem Grafen von Borotin sein dreijähriges Söhnlein ertrunken. Damit ist das Ende des Namens besiegelt. In dumpfer Verbitterung darüber, der letzte des Hauses zu sein, siecht der alte Borotin dahin. Da wird ihm eine Freude in seinem Leid. Ein tapferer junger Mann, der sich Jaromir von Eschen nennt, rettet seine einzige Tochter Berta. Er gewinnt ihre Liebe und die väterliche Zustimmung zur Verlobung. Aber er muß der Braut gestehen, daß er ein Räuber ist. Trotzdem zeigt sie sich entschlossen, ihm anzugehören, und weil sie nach dieser Entdeckung nicht mehr auf des Vaters Einwilligung zur Heirat hoffen kann will sie des Nachts mit dem Geliebten fliehen. In der Notwehr ersticht Jaromir den Grafen mit dem verhängnisvollen Dolche. Dem Sterbenden berichtet ein alter Räuber, daß der verloren geglaubte Sohn noch lebt, aber als Räuber. Berta tötet sich durch Gift. Jaromir, der über seine Vergangenheit aufgeklärt wird, eilt um die Mitternacht der Braut entgegen, aber statt ihrer umfängt ihn die Ahnfrau, in deren Armen er tot zusammenbricht. Der letzte Borotin ist tot, die Schuld ist gesühnt, und die Ahnfrau kehrt in ihre stille Klause zurück.

Nach diesem Tribut an den Zeitgeschmack wandte sich der Dichter, der Goethe leidenschaftlich verehrte, wenn er auch von dem Altmeister schließlich nur Worte statt Anerkennung erhielt, der Antike zu. Es entstand „Sappho", die unter stärkstem Druck in kürzester Zeit niedergeschrieben wurde. Er gesteht selbst, er habe darin „mit dem Kalbe des Altmeisters gepflügt". Deutlich ist der Einfluß der „Iphigenie" in der Anlage, des „Tasso" im Motiv zu merken. Aber es liegt doch der holdere Duft lyrischer Schönheit und romantischen Zaubers über diesem Werke. Es ist „des Dichters glänzend-trauriges Geschick", das zu eindringlicher Wirkung gestaltet wird. Anderseits gehört „Sappho" wie Kleists „Penthesilea" zur Brunhildtragödie der verschmähten Liebe. Die Personen sind, wie im klassischen Drama, typisch gehalten, aber sie erwecken alle gleiche Anteilnahme. Noch heute ist auch die Bühnenwirksamkeit dieses erstaunlich reifen Jugendwerkes nicht verloren.

Lorbeergekrönt aus Olympia in die Heimat zurückkehrend, aber von ihrem hohen dichterischen Ruhme nicht voll befriedigt, strebt Sappho nach dem Glück der Liebe. Sie schenkt ihr Herz dem Phaon, einem für ihre Kunst begeisterten, durch Schönheit ausgezeichneten Jüngling. Doch bald schon gewinnt sie die Überzeugung, daß er zu ihr als einem höheren, mit göttlichen Gaben ausgestatteten Wesen wohl bewunderungsvoll emporschaut, aber nicht wahre Liebe für sie empfindet, ja sein Herz ihrer reizenden, anmutigen Dienerin Melitta geweiht hat. Von Eifersucht und Verzweiflung gequält, läßt sie das entflohene Liebespaar rachsüchtig verfolgen und zurück-

bringen, ringt sich aber dann in schwerem Seelenkampfe zu edler Entsagung durch und weiht sich „zurückkehrend zu den Ihren" durch einen Sturz von einem über das Meer hinausragenden Felsen den Göttern.

Der bühnenwirksame Aufbau des Dramas vollzieht sich in fünf Akten.

A. (I, 1—6.) Der Sklave Rhamnes meldet, daß Sappho als sieggekrönte Dichterin von Olympia heimkehre. Sie kommt auf einem mit weißen Rossen bespannten Wagen, glänzend gekleidet, mit der goldenen Leier in der Hand; ihr zur Seite schreitet Phaon. Dem schönen, ihr huldigenden Jüngling erklärt sie ihre Liebe, in der Hoffnung, daß auch er ihr Liebe entgegenbringe.

Laß uns denn trachten, mein geliebter Freund,
Uns beiden Kränze um die Stirn zu flechten,
Das Leben aus der Künste Taumelkelch,
Die Kunst zu schlürfen aus der Hand des Lebens.

B. (II, 1—7 und III, 1—2.) Phaon und Melitta.

1. Phaon verehrt und bewundert Sappho; aber Verehrung ist nicht Liebe: ein schwerer Nebel liegt brütend „wie eine schwüle Sommernacht über seinen Sinnen". Er hat Melitta, Sapphos junge und liebreizende Sklavin, kennen gelernt. Diese stiehlt sich leise mit ihrer Kindlichkeit und Unschuld in sein Herz.

2. Phaon wird von Sappho überrascht, als er der Geliebten den ersten Kuß auf die Lippen drückt (Grund zu Sapphos Eifersucht). Sie aber wünscht nicht, „daß je ein unbedachtsam flücht'ger Scherz In dieses Mädchens Busen Wünsche weckte, Die, unerfüllt, mit bitterm Stachel martern".

3. Sappho vermag „jenes tiefverhaßte Bild" nicht zu bannen: „Schon der Gedanke tötet tausendfach." Sie fühlt sich vollends zurückgestoßen, als sie von dem aus dem Schlummer erwachenden Phaon das Wort „Melitta" lispeln hört. Ihre Eifersucht steigert sich zu hoher Aufregung, als sie aus der Erzählung des Traumes, den Phaon gehabt hat, entnehmen muß, daß sie, die ganz Griechenland mit lautem Jubel als sein Kleinod grüßte, um ihrer Sklavin willen verschmäht sei.

C. Ausbruch von Sapphos Eifersucht. Umsonst ruft Sappho ihren Stolz zu Hilfe. Sie wirft Melitta schmachvolle Undankbarkeit vor und verlangt von ihr die Entfernung des Kranzes, der sie schmückt. Melitta vollführt ihren Wunsch, will aber die Rose, die sie als Liebespfand Phaons an ihrer Brust trägt, nicht ablegen. Als Sappho wutentbrannt den Dolch gegen sie zückt, tritt Phaon ein und schützt die Geliebte. „Und niemand soll der Blume sie berauben!" (III, 3—6.)

D. Sapphos Rache und deren Vernichtung. (IV, 1—8.)

1. Sappho kann von ihrer Liebe zu Phaon nicht lassen und plant die Trennung der Liebenden durch eine sofortige Entsendung Melittens zu ihrem Gastfreunde in Chios.

2. Phaon erhält Kunde von Sapphos Plan. „Ihr zeigt mir selbst den Weg. Ich will ihn gehn! Melitta, ja, du sollst nach Chios, ja, doch nicht allein! — Mit mir, an meiner Seite!"

3. Rhamnes meldet die Flucht, und Sappho befiehlt schleunige Verfolgung. „Laßt meine Wünsche euren Fuß beflügeln Und meine Rache stärken euren Arm!"

E. Die flüchtigen Liebenden werden eingeholt und heimgebracht. Phaon will Sappho das Recht seiner Gefangennahme nicht zugestehen, auch spricht er in heftigen Schmähungen ihr die Würde der Dichterin ab und vereitelt die Wirkung der kindlich flehenden Bitten Melittas. „Sei Richter, Sappho, zwischen mir und ihm! Heiß mich ihm folgen, und ich folge ihm. Heiß mich ihn fliehn — o Götter! Alles, alles! Du zitterst! — Sappho, hörest du mich nicht?" Doch Sappho wendet sich und geht. Rhamnes hält Abrechnung mit Phaon und spricht über ihn einen grausigen Bannfluch aus:

Kein Schutzort ist für dich auf dieser Erde,
Und vogelfrei wirst du das Land durchirren
Mit ihr, der du Verderben gabst für Schutz.

Eucharis, die zweite Dienerin, meldet, wie Sappho in der großen Halle ihres Hauses sich seltsam gebare und sich festlich geschmückt habe. Bald erscheint sie reich gekleidet wie im ersten Aufzuge, söhnt sich mit Melitta und Phaon aus und spricht den Göttern, die sie mit reichem Segen geschmückt haben, herzlichen Dank aus. „Laßt mich vollenden, so wie ich begonnen, Gebt mir den Sieg, erlasset mir den Kampf." Nachdem sie rührenden Abschied von Phaon und Melitta genommen, tritt sie auf die Erhöhung des Ufers und stürzt sich vom Felsen ins Meer mit den Worten:

Den Menschen Liebe und den Göttern Ehrfurcht!
Genießet, was euch blüht, und denket mein!
So zahle ich die letzte Schuld des Lebens;
Ihr Götter, segnet sie und nehmt mich auf!

Und Rhamnes schließt die Szene mit den Worten:

Es war auf Erden ihre Heimat nicht.
Sie ist zurückgekehret zu den Ihren. (V, 1--6.)

Auch das nächste Werk, die Trilogie „Das goldene Vließ", hält sich im Bannkreis der Antike; doch ist der romantische Charakter besonders in der Zeichnung der sagenhaft-mythischen Umwelt stärker betont, während anderseits die charakterisierende Wirklichkeitskunst viel deutlicher in die Erscheinung tritt. Der Wert der drei Teile, die jeder für sich dramatisch gegliedert sind, ist sehr ungleich. Die „Medea" ist, besonders in den drei ersten Akten, ein wahres Meisterwerk, während der „Gastfreund" und besonders „Die Argonauten" ungleich schwächer sind. Schon im ersten Teile geht vor allem die scharfe Gegenüberstellung der Barbarenwelt und des Griechentums über den Klassizismus hinaus (während z. B. in der „Iphigenie" Thoas in seinem Wesen kaum von den andern Personen abweicht). Auch hier ist schon das Wilde und doch Edle der Medea besonders wirkungsvoll gezeichnet. Im dritten Spiel erscheint Grillparzer in der Gegenüberstellung von Medea und Kreusa als Vorläufer von Hebbels und Ibsens Ehedramen.

„Der Gastfreund", Trauerspiel in einem Aufzug. Phrixus kommt nach dem Verluste seiner Schwester nach Kolchis und weiht das „goldene Vließ" dem Gotte des Landes. Von Habsucht getrieben, stößt ihm der König Aietes das Schwert in die Brust. Dem Tode nahe, spricht Phrixus einen schweren Fluch aus über seinen Mörder. „Fluch dem treulosen Mann! Ihm muß kein Freund sein und kein Kind, kein Bruder, Kein frohes Mahl — kein Labetrunk; Er hat den Mann erschlagen, der sein Gast — Und vorenthält das anvertraute Gut — Rache! — Rache! —" Auch Medea flucht dem Mörder: „Fluch dem, der den Gastfreund schlug! Fluch ihm, tausendfachen Fluch! Weh über dich, Über dich, über uns! Weh! Weh!"

„Die Argonauten", Trauerspiel in vier Aufzügen. Medea hat sich in die Einsamkeit zurückgezogen und geheimem Zauberwesen ergeben. Inzwischen kommt Jason mit griechischem Gefolge zum Barbarenlande, um das goldene Vließ zurückzugewinnen. Er dringt ein in Medeas Turm und ist überrascht von der Schönheit der Zauberin, die allmählich auch gegen ihren Willen für ihn entbrennt. Aber erst Jasons Abschied und der Versuch ihres Vaters, Jason zu töten, entreißen ihr den Ausruf: „Vater, töt' ihn nicht! Ich lieb' ihn!" Aietes aber verflucht sie: „Nicht mehr betreten sollst du mein Haus! Ausgestoßen sollst du sein wie das Tier der Wildnis! Sollst in der Fremde sterben, verlassen, allein!" Mit Medeas Hilfe erlangt Jason das Vließ und weigert sich, es ihrem Bruder Absyrtus trotz seiner stürmischen Forderung zurückzugeben. Um nicht Jason auf sein Schiff folgen zu müssen, stürzt Absyrtus sich von der Klippe ins Meer, so daß sein Vater entsetzt ausruft: „Weh mir! Weh! Laßt mich ins Grab zu meinem Sohn!"

„Medea", Trauerspiel in fünf Aufzügen. War in den beiden ersten Teilen Kolchis der Ort der Handlung, so versetzt uns der dritte vor die Mauern Korinths. Die tragische Heldin ist Medea; sie hat ihren Gatten Jason vier Jahre lang auf den Irrfahrten der Argo begleitet und ihm zwei Kinder geschenkt. Schließlich ist sie mit ihm und ihren Knaben nach der Heimat Jolkos in Thessalien gekommen; aber nach kaum vierwöchigem Aufenthalt werden sie verbannt, weil der plötzliche Tod des Königs Pelias, des Oheims Jasons, dem fremdländischen Weibe und ihrem Gatten zugeschrieben wird. So kommen sie nach Korinth zu dem früher mit Jason befreundeten König Kreon.

A. (I, 1—277.) Medea läßt ihre Zaubermittel und das Vließ, „das verderbliche Gastgeschenk", durch einen Sklaven vergraben, um die Erinnerung an Kolchis ganz zu tilgen.

B. Jasons Bitte um Aufnahme wird von Kreon und seiner freundlich gesinnten Tochter Kreusa erfüllt (I, 280—299).

Auch Medea findet mit ihren Knaben auf Kreusas Fürbitte gütige Aufnahme trotz der über sie verbreiteten schlimmen Gerüchte (I, 300—558).

Als Medea die Überzeugung gewinnt, daß sie die Liebe ihres Gatten nicht mehr besitze, bemüht sie sich vergebens, sie zurückzugewinnen (II, 1—345).

2. Da tritt ein Herold des Amphiktyonengerichtes auf und zeiht Jason und sein Weib der Schuld an dem plötzlichen Tode des Oheims Pelias, „den Bann ausrufend in des Himmels Lüfte" (II, 346—429).

3. Kreon weigert sich, dem Freunde das gegebene Wort zu brechen, und erklärt ihn für seinen Eidam, während er Medea ausweist: „Hinweg aus meinem Haus, aus meiner Stadt!" Als sie verlangt, daß Jason sie begleite: „Gemeinsam, wie die Schuld, sei auch die Strafe!" kommt es zwischen den Ehegatten zu einem vollen Bruch, sie zerreißt ihre Liebe und ihren Ehebund. „Gebt meine Kinder mir und laßt mich gehn!" Und als ihre Kinder ihr verweigert werden, ruft sie warnend aus: „Gebt Raum! Ich geh'! Die Rache nehm' ich mit!" (II, 430 bis 571.)

4. Die Amme Gora, die aus Kolchis ihr gefolgt ist, reizt sie auf zu wilden Rachegedanken (III, 1—167).

5. Kreon versucht Jason zu bestimmen, Medea, die noch an demselben Tage Korinth verlassen soll, das Vließ zu nehmen. In wilder Eifersucht gegen Kreusa entflammt, verlangt sie gebieterisch und zuletzt demütig flehend die Herausgabe ihrer Kinder. Als diese von Jason verweigert wird, fleht sie um wenigstens einen der beiden Knaben. Diese Bitte soll ihr erfüllt, den Kindern selbst aber die Wahl anheimgegeben werden. „Und welcher will, den nimmst du mit dir fort" (III, 168—449).

C. Als die Kinder in Furcht vor ihrer Mutter zu Kreusa fliehen, da wirft sie sich zur Erde nieder mit dem Ausruf: „Ich bin besiegt, vernichtet, zertreten! Sie fliehn mich, fliehn! Laß mich sterben!" (III, 450—561.)

D. 1. Medeas Rache. Die Flucht der Kinder, die ihre Freude, ihr Glück gewesen sind, die sie gehütet hat wie den Apfel ihres Auges, zu Kreusa, kann Medea nicht verschmerzen. „O Jason! warum tatest du mir das? Was treibst du mir die guten Geister aus Und führest Rachegedanken in mein Herz?" Doch ist sie sich noch nicht klar über die Ausführung ihrer Rachepläne; diese gewinnen erst feste Gestalt, als ihr die eingegrabene Kiste mit den Zaubermitteln und dem Vließ übergeben wird (IV, 1—233).

2. „Sei sicher", sagt sie zum König, „du erhältst, was dir gebührt. Medea bin ich wieder; Dank euch, Götter!" „Das Vließ lockt euch, vielleicht gefällt ihr (Kreusa) Schmuck." Sie schickt das Vließ mit dem Zaubergerät zu Kreusa, und bald ertönt der Schreckensruf: „Weh! Kreusa tot! Flammend der Palast." Alsbald darauf tötet sie auch ihre beiden Kinder (IV, 234—454).

E. (V, 1—210.) In gerechtem Schmerz über den schweren Verlust der in den Flammen umgekommenen Tochter klagt Kreon und verbannt Jason. „Du hast die Tochter mir genommen: geh! daß du nicht auch der Klage Trost mir nimmst!" (V, 1—113.)

Jason zieht hinaus in die Verbannung. Völlig gebrochen trifft er noch einmal mit Medea zusammen. Doch sie hat mit ihm kein Mitleid. „Du trage, was dich trifft! Denn wahrlich, unverdient trifft es dich nicht!" (V, 114—160.)

Sie will mit dem Vließ nach Delphi, um des Gottes Priester zu befragen, ob sie ihr Haupt zum Opfer annehmen wollen oder ob sie zu ihrer endlichen Sühne „längre Qual in längerm Leben finden" soll (V, 161—210).

Mit den bedeutungsvollen, dem Dichter ganz aus der Seele gesprochenen Worten: „Was ist der Erde Glück? — Ein Schatten! Was ist der Erde Ruhm? — Ein Traum!" und mit der an Jason gerichteten Mahnung: „Trage! dulde! büße!" schließt das Trauerspiel. Es endet also nicht mit dem Tode der beiden Hauptpersonen, aber wohl mit ihrer *seelischen Vernichtung*, während ihr späteres Geschick uns verhüllt bleibt.

Noch ein drittes Mal hat der Dichter auf antiker Überlieferung aufgebaut, in „Hero und Leander". Es ist die uralte, in unzähligen Gestaltungen in den Dichtungen aller Völker wiederkehrende Sage von den „zwei Königskindern". Aber noch stärker ist diesmal der romantische Stimmungszauber, die lyrische Tönung, die auch schon in dem Titel „*Des Meeres und der Liebe Wellen*" zum Ausdruck kommt. Die dramatische Gestaltung ist schwächer; der vierte Akt zumal ist völlig handlungsarm. Und doch bewahrt das Stück wegen seiner hohen dichterischen Schönheit und Anmut dauernd seine Bühnenwirksamkeit.

Hero wird in Sestos am Feste der Aphrodite von ihrem Oheim zur Priesterin geweiht und übernimmt damit die Verpflichtung zu ewiger Jungfräulichkeit. Doch kaum hat sie den Schritt getan, da regt sich in ihr zum ersten Male die Liebe. Während sie die Gelöbnisformel spricht, fällt ihr Blick auf den aus dem Volke zu ihr emporblickenden Leander, der mit seinem Freunde Naukleros zum Feste Heros herübergekommen ist. Sie ist verwirrt und schüttet eine Fülle Rauchwerk ins Feuer, so daß es flammend loht. Auch auf Leander ist ihre Erscheinung nicht ohne Eindruck geblieben. Im Tempelhain begegnet er ihr wieder, und wie er vor ihr kniet, kann sie nur schwer ihre Teilnahme verbergen. Das Gespräch wird abgebrochen, da der Oberpriester erscheint. Er führt sie, die er nach ihrer Weihe glücklich und zufrieden anzutreffen glaubte, statt dessen aber „stumm und kalt" findet, in ihr Heiligtum, den Turm am Meeresstrand, sie zu Pflicht und Sammlung mahnend. Aber wie sie allein ist in der Stille der Nacht und nur ihre Lampe bleiche Lichter durch die dunkle Luft wirft, während der Hellespont die frommen Wellen gleich Kindern spielen läßt, denkt sie voll Sehnsucht des braunen Jünglings von Abydos. Da sieht sie plötzlich Leander, der das Meer durchschwommen und mit Lebensgefahr den Turm erklommen hat, leibhaftig vor sich stehen. In ihrer Reinheit bebt sie erst zurück vor dem kühnen Eindringling, und doch wird sie immer mehr mit unwiderstehlicher Gewalt zu ihm hingedrängt. Zitternd gewährt sie den ersten Kuß, flieht erschreckt davon und kehrt doch wieder zurück zu ihm, dem Geliebten! Doch das Glück der Liebenden bleibt nicht verborgen; der Tempelhüter und der Priester ahnen, was geschehen. Dieser sucht hinter ihr Geheimnis zu kommen. Klug und geschickt weiß sie erst allen Fragen auszuweichen oder schalkhaft und spöttisch zu begegnen. Aber aus der Jungfrau ist das liebende Weib geworden, das zuletzt dem drohenden Priester kaum noch leugnet, was sich begeben hat. Dieser trifft seine Vorkehrungen; er hat erraten, daß sie mit sehnender Ungeduld am Abend Leander erwartet. Als Hero, von des Tages Geschäften ermüdet, einschlummert an der Lampe, die dem Geliebten in der Sturmesnacht der winkende Stern sein soll, löscht er sie aus und läßt die Götter walten, denen das Opfer nicht entrinnen kann. Am andern Morgen findet man Leander zerschellt am Turm im Meergras. Vergebens sucht Hero, sich im äußersten Jammer noch kluge Fassung abzuringen. Deutlich fühlt sie, daß mit des Geliebten Tode auch ihr Leben abgeschlossen ist. Als die Leiche aus dem Tempel, wohin der Oberpriester sie hat bringen lassen, fortgetragen werden soll, bricht sie, vom Schmerz überwältigt, entseelt zusammen.

Stand Grillparzer in diesen Werken unter Goethes Einfluß, so wirkte in seinen Dramen aus der österreichischen Geschichte Schiller auf ihn ein — nicht zu seinem Vorteile; denn er lernte von ihm Wortgepränge und äußerlich theatralische Wirkungen, die zu dem immer mehr der Wirklichkeitskunst zustrebenden Stil des Dichters nur wenig paßten.

So wollte der Dichter schon in „König Ottokars Glück und Ende", das durch Napoleons Sturz angeregt wurde, die geschichtlichen Ereignisse unmittelbar wirken lassen. Und es gelang ihm, sein Ziel, wenn auch nicht völlig, zu erreichen. Das Werk ist voll starken dramatischen Lebens; die historischen Persönlichkeiten treten kraftvoll hervor, wenn sie auch wohl hier und da durch die österreichisch-habsburgische Tendenz verzeichnet erscheinen, Ottokar schwärzer, Rudolf lichter, als sie es tatsächlich waren.

Das Drama beginnt an dem Punkt, wo Ottokar auf der Höhe seiner Macht steht. Ein mächtiges Reich hat er durch große Erfolge zusammengebracht und hält sich nun für berechtigt, Recht und Gesetz in blindem Übermut mit Füßen zu treten. Von seiner Gattin Margareta, die ihm Österreich und Steiermark zugebracht hat, läßt er sich um der jungen und schönen Kunigunde von Massovien, der Enkelin des Königs von Ungarn, willen scheiden, die ihn nur aus selbstischen Gründen an sich fesselt. Viele seiner Edlen und Ritter beleidigt er; gerade seine Getreuesten macht er sich zu Feinden. Da tritt ihm in dem neuerwählten Kaiser Rudolf von Habsburg, den er höhnisch verachtet und dem er die Anerkennung versagt hat, ein Rächer entgegen. Von vielen seiner Ritter verlassen, unterwirft sich Ottokar schließlich und erhält seine rechtmäßigen Länder zu Lehen. Aber als seine neue Gattin, die ihn im Geheimen mit einem seiner ärgsten Feinde betrügt, vom Ehrgeiz gestachelt ihn mit höhnischen Worten wegen dieser Schwäche herausfordert, zerreißt er den mit Rudolf geschlossenen Vertrag und beginnt den Kampf aufs neue. Von allen verlassen, findet er in der Schlacht auf dem Marchfelde (1278) den Tod. So fällt Ottokar trotz vieler edlen Eigenschaften seiner Gier nach Macht und seinem leidenschaftlichen Stolz zum Opfer, während der Habsburger Rudolf, der es mit dem Recht hält, siegt. (A. Biese.)

Es erging dem Dichter mit diesem Werke, das anfangs einen glänzenden Erfolg hatte, ähnlich wie Kleist mit dem „Prinzen von Homburg". Es wurde von der Zensur unterdrückt. Dennoch wagte er einen zweiten und dritten Wurf der gleichen Art mit den beiden folgenden Stücken, die einen weiteren Schritt auf dem Wege zum Realismus tun.

Bedingungslose Untertanentreue lehrt das im Jahre 1826 erschienene Trauerspiel „Ein treuer Diener seines Herrn" in fünf Aufzügen. Bancbanus, ungarischer Statthalter, erfüllt seine Pflicht gegen seinen König und Herrn, der zu einem Kriege ausgezogen ist, auf das treueste, selbst als der sittenlose Bruder der Königin die junge Gattin des Statthalters durch Bedrohung ihrer Ehre in den Tod treibt. Die Kritik hat schon längst aufgehört, den treuen Beamten eines niedrigen Servilismus zu beschuldigen.

Prachtvoll ist in dem nächsten Werke „Ein Bruderzwist im Hause Habsburg" die Gestalt des düsteren Schwärmers Rudolf II.[1] und die Spannung zwischen ihm und Matthias geglückt; aber der Aufbau des Dramas ist diesmal weniger gelungen.

Grillparzers Meisterwerk auf dem Wege zum Realismus ist die in seinem Nachlaß gefundene, noch heute viel umstrittene „Jüdin von Toledo". Der Stoff ist Lope de Vega entlehnt. Es zeigt uns den in der Enge des Hoflebens weltfremd gebliebenen König Alfonso, der von der sinnlich schönen, aber seelenlosen Jüdin Rahel umgarnt wird, sein Land vergißt, aber nach dem von der Königin veranlaßten Tode der Verführerin sich selbst wiederfindet. Die Durchführung dieser seelischen Entwicklung ist von einer Meisterschaft, wie wir sie selten bei einem Dichter finden. Nirgendwo unterliegt der Dichter der Gefahr, lehrhaft zu werden. In immer neuen Einfällen, in immer neuen Bildern wird der geistige Werdegang zur greifbaren Handlung. Die Gestalten sind alle von wundervoller Plastik, voll echten, blutwarmen Lebens. Neben den beiden Hauptpersonen zieht vor allem die vollendet charakterisierte Persönlichkeit des schmutzigen und gemeinen Juden Isaak an, der noch bei allem Graus des Mordes und der Zerstörung an sein nichtswürdig erworbenes Geld denkt. Aber Grillparzer ist kein einseitiger, engherziger Mensch. Er wollte nicht, wie umgekehrt Lessing in „Nathan dem Weisen" es getan hat, um irgendeiner Absicht willen ein ganzes Volk, eine ganze Religion verächtlich machen. Darum stellt er in echter Toleranz neben Isaak und Rahel die Prachtgestalt der Esther, ein Wesen voll klarer Hoheit und edler Menschlichkeit. Als der König seine Rache aufgibt, da verflucht sie die Christen; aber als sie sieht, wie ihr Vater noch im letzten Augenblicke zusammenschachert, was er erreichen kann, da nimmt sie ihren Fluch zurück. Jeden trifft ein Teil der Schuld: „Verzeihn wir denn, damit uns Gott verzeihe."

Dieser Abschluß gereifter Lebensweisheit entspricht dem Ausklang des zwar auch mit realistischen Mitteln arbeitenden, aber im Grunde doch durchaus romantischen Lustspiels „Weh dem, der lügt", das zu dem köstlichen, aber so verschwindend kleinen Bestande an echten Lustspielen gehört, die wir besitzen. Der Wert dieses Stückes beruht nicht auf der bald launigen und ausgelassenen, bald ernsteren Art, wie Leon seine schwierige Aufgabe löst, nicht auf der Spannung auf den Ausgang des kühnen Abenteuers, in die uns der Dichter versetzt, auch nicht auf dem wirkungsvollen Wechsel jetzt

[1] Vgl. auch Brod, „Tycho de Brahes Weg zu Gott".

übermütig scherzender, jetzt unter Tränen lächelnder Szenen, die er in buntem Nebeneinander an uns vorüberführt. All dieses äußere Geschehen könnte — in plumperer Weise freilich — auch das Kino bringen. Eine Dichtung wurde erst daraus, als Grillparzer in diesen Stoff hinein ein Problem trug, das den leidenschaftlich wahrheitsliebenden Mann sein ganzes Leben hindurch beschäftigte, nämlich den Gegensatz von Sein und Schein, von Wirklichkeit und Trug, von Lüge und Wahrheit.

In dem inneren Werden und Wachsen Leons von der Lüge zur Wahrheit, mit seinen Fährnissen und seiner seelischen Läuterung liegt der prachtvoll tiefe Kern dieses Stückes, — liegt aber auch der feine Humor des Lustspiels begründet. Denn mit leisem Lächeln läßt uns der Dichter darin erkennen, daß es kein Vollkommenes auf dieser „buntverworrenen Welt" gibt.

„Du wardst getäuscht im Land der Täuschung, Sohn", tröstet der weise Bischof Leon, der mit sich selbst nicht recht zufrieden ist. Und nachdenklich fügt er hinzu:

Das Unkraut, merk' ich, rottet man nicht aus,
Glück auf, wächst nur der Weizen etwa drüber.

Der Himmel allein, so meint er, habe sich die reine Wahrheit vorbehalten, „daß unsre Augen nicht am Strahl erblinden". Damit ist nun aber natürlich nicht der Verzicht auf dieses Sittengesetz ausgesprochen, das vielmehr, soweit es auf Erden möglich, sich siegend durchsetzt, sondern es werden uns nur mit lächelndem Humor die Augen über unsere Unvollkommenheit geöffnet.

Prachtvoll ist auch die Charakterisierungskunst des Dichters in diesem Werke, besonders die Gegenüberstellung der feingebildeten Franken und der rohen Barbaren. Das Wesen des ungeschlachtesten von ihnen, Galomirs, hat Grillparzer selbst gekennzeichnet: „Galomir ist so wenig dumm, als die Tiere dumm sind; sie denken nur nicht. Galomir kann darum nicht sprechen, weil er auch nicht denkt; das würde ihn aber nicht hindern, z. B. in der Schlacht den rechten Angriffspunkt instinktmäßig recht gut herauszufinden."

Vergessen wir nicht hinzuzufügen, daß über dieses Stück voll echter, gesunder Romantik mitunter auch der Schleier feinster Poesie gebreitet ist. Vor allem den letzten Akt umwebt ein Hauch duftigster Morgenstimmung, und in die Geschehnisse des Dramas mischen sich Stellen von reinster, lyrischer Schönheit.

A. (I.) Gregor, der Bischof von Châlons, ist mit zärtlicher Liebe Atalus, dem Sohn seiner einzigen Schwester, zugetan, besonders seitdem dieser von dem heidnischen Grafen Kattwald im Rheingau als Geisel gefangengehalten und schlecht behandelt wird. Um für seine Befreiung das hohe Lösegeld zu erschwingen, legt er sich größte Sparsamkeit auf. Als Leon, des Bischofs Küchenjunge, davon erfährt, erbietet er sich seinem hohen Herrn, in dem er ein Idealbild edler Menschlichkeit verehrt, mit Mut und List die Befreiung zu erwirken.

B. (I—III.) Der Bischof nimmt das Anerbieten an; aber er verlangt und erhält von Leon das Versprechen, stets die Lüge zu meiden.

1. Um Zutritt im Hause des Grafen Kattwald zu erlangen, schließt sich Leon einem nach dem Rheingau wandernden Pilger an und läßt sich von diesem als Küchensklave an den Grafen verkaufen. Die auferlegte Pflicht der Wahrhaftigkeit erfüllt er dadurch, daß er sein ganzes Verhalten auf Täuschung des Gegners einstellt, indem er mit unglaublicher Offenheit, bald rücksichtslos, bald spitzfindig, seine Gedanken äußert, wodurch man ihn für einen Spaßvogel hält und seine Worte nicht ernst nimmt.

2. Leon soll seine Kochkunst bei Zubereitung eines Mittagsmahles dartun. Mit wahrem Übereifer geht er in der Küche ans Werk, wo er Knechte und Mägde beschäftigt und dabei poltert, schilt und singt. Edrita, der wißbegierigen Tochter Kattwalds, schenkt er daher anfangs keine Beachtung; erst als er merkt, daß sie von anderem Schlage ist als ihre Landsleute, daß sie an ihm, dem muntern und vergnügten Koch, vielleicht mehr Gefallen findet als an ihrem dummen und tölpelhaften Bräutigam Galomir, sucht er sein abstoßendes, ungezogenes Ver-

halten gegen sie wieder gutzumachen. Geschickt weiß er ihre Freundlichkeit für seine Zwecke auszunutzen, indem er sich von ihr den Garten und die nähere Umgebung zeigen läßt.

3. Während Edrita im Garten des Verwalters Küchengewürze holt, macht er Atalus, der gerade Pferde hütet, heimlich mit dem Zweck seines Kommens bekannt; jedoch vermag er ihn nicht zu bewegen, sich fürderhin als Gehilfe in der Küche zu betätigen. Erst muß es der Graf befehlen.

4. Durch starkgewürzte, dem Gaumen der Gäste schmeichelnde Speisen hat Leon deren Trinklust so gereizt, daß sie am Abend müde und trunken sind. Leon schreitet darum zur Ausführung seines Fluchtplanes. Er schleicht sich ins Schlafgemach seines Herrn, um den Schlüssel zum Hoftor zu holen — da erwacht der Graf, und der ganze Plan scheint mißglückt zu sein.

C. (III.) Leon entdeckt, daß der begehrte Schlüssel — wie durch ein Wunder des Himmels! — bereits im Hoftor steckt. Edrita bekennt sich als die stumme Gehilfin, die die letzte Schwierigkeit aus dem Wege geräumt hat. Sie hätte gern Leon den Fluchtgedanken ausgeredet; er aber scheint ihrer Liebe unzugänglich zu sein und bleiben zu wollen. In ihrer wahren Aufrichtigkeit tadelt sie Leons trügerisches Gebaren, sie deckt sein unehrliches Spiel auf und verurteilt seine Doppelzüngigkeit als unmoralisch. Leon erkennt, daß seine künstlich erdachten Listen ihm zu nichts geholfen haben. Das Mädchen erscheint ihm jetzt als ein Werkzeug der Vorsehung, und in seiner Seele wird der christliche Glaube wieder lebendiger. In uneigennütziger Weise erteilt Edrita noch wertvolle Ratschläge, dann eilen Leon und Atalus fliehend davon. — Aus Furcht vor des Vaters Zorn stürzt Edrita den Fliehenden nach. Kattwald nimmt sogleich die Verfolgung auf.

D. (IV—V.) Trotz aller Hindernisse erreicht Leon mit seinen Gefährten das Ziel.

1. Edrita stößt zu den Flüchtlingen und will sie begleiten. Aber Leon will dem Vater nicht die Tochter entführen und fürchtet überdies, daß sein hoher Herr ihm um ihretwillen zürnen wird. So schließt sie sich Atalus an.

2. An der Spitze der Verfolger erreicht Galomir das Versteck der Flüchtigen, wird aber durch erkünstelte Zärtlichkeit Edritas überlistet, so daß die Fliehenden einen großen Vorsprung gewinnen.

3. An der Mosel droht neues Unheil: der Fährmann hat Böses gegen sie im Schilde, aber Leons mutiges Bekenntnis der Wahrheit rettet sie, und sie gelangen glücklich über den Strom, während Kattwald am Ufer erscheint.

4. Vor den Toren der Stadt Metz werden sie von den Häschern eingeholt. Leon erfleht in der Not ein Wunder vom Himmel. Da öffnen sich unter Glockenklang die Tore der Stadt; bewaffnete fränkische Christen treten heraus, die tags zuvor Metz genommen haben.

E. (V.) In ihrer Mitte ist Bischof Gregor, der freudig überrascht die Bedrängten begrüßt und den Feinden großmütig die Freiheit schenkt. Leon nimmt er als zweiten Neffen an und vermählt ihn mit Edrita, die ihre Abneigung gegen Atalus offen bekannt hat, als Leon sie verlassen wollte. Inzwischen ist auch der Bischof duldsamer geworden gegen die menschlicher Schwäche, nicht bösem Willen entspringende Unwahrheit. Er sieht ein, daß man mit der strengen Wahrheit nicht jedwede Lebenslage zu überwinden vermag, daß sein starrer Abscheu vor der Lüge eine Übertreibung gewesen ist. „Das Unkraut, merk' ich, rottet man nicht aus, Glück auf, wächst nur der Weizen etwa drüber!"

Durchaus romantisch im besten Sinne des Wortes ist auch das dramatische Märchen „Der Traum ein Leben" in vier Aufzügen, ein Gegenstück zu Calderons „Das Leben ein Traum". Es ist nur aus der Stimmung der Metternichzeit zu verstehen, in der dem Menschen, der sich in das äußere Leben stürzt, tausend Gefahren drohen, während in der resignierenden Beschränkung auf den engen häuslichen Kreis allein das Glück zu erblühen scheint. So sieht Rustan, ehe er an den Hof von Samarkand zieht, im Traume alle Fährnisse voraus, die ihn dort umgarnen werden, und als er erwacht, spricht er in klarer Einsicht in die menschlichen Verhältnisse die Worte aus, die „wie ein sehnsüchtiger Seufzer aus der eigenen Brust des Dichters klingen":

Eines nur ist Glück hienieden,
Eins: des Innern stiller Frieden
Und die schuldbefreite Brust!
Und die Größe ist gefährlich,
Und der Ruhm ein leeres Spiel!

Im Nachlaß des Dichters endlich fand sich sein tiefstes romantisches Werk, die Tragödie aus der Urgeschichte Böhmens, „Libussa", die das gleiche Motiv behandelt wie Brentanos „Gründung Prags". Libussa steigt aus der Märchenwelt in die Wirklichkeit hinab; sie opfert auch ihre königliche Würde, um ihren geliebten Primislaus zu erringen. Aber sie bleibt doch in der kraftvoll neuen Zeit, die von dem jungen Fürsten heraufgeführt wird, immer eine Fremde, und so stirbt sie an der Liebe, wie Sappho daran gestorben ist.

Grillparzer hat auch zwei Novellen in Prosa geschrieben: „Das Kloster bei Sendomir" (1828), eine Geschichte von betrogener Liebe, Rache und Buße, die auch Gerhart Hauptmann für sein Drama „Elga" verwertet hat, und „Der arme Spielmann" (1847), ein Meisterwerk feiner Seelenmalerei.

Seine Lyrik dagegen hat, ebenso wie die seiner Verbitterung entsprungenen Epigramme, im wesentlichen nur zeitgeschichtlichen Wert.

Grillparzers Sprache ist nicht immer wohllautend und harmonisch, sein Versbau ist oft nachlässig und nicht ohne Mängel, aber seine dichterische Begabung und Bedeutung ist mit der Zeit immer mehr und mehr anerkannt worden, so daß man ihn jetzt zu den klassischen Meistern des Dramas zählt und ihn in eine Reihe mit Goethe, Schiller, Kleist, Hebbel und Hauptmann stellt.

### 1. Abschied von Wien.

Leb' wohl, du stolze Kaiserstadt,
Zwar nicht auf immer, denk' ich;
Zu andern Grenzen, lebensmatt,
Die irren Schritte lenk' ich.

Schön bist du, doch gefährlich auch,
Dem Schüler wie dem Meister,
Entnervend weht dein Sommerhauch,
Du Capua der Geister!

Auf deinen Fluren geht sich's weich,
Und Berg' und Wälder breiten
Rings um dich her ein Zauberreich,
Durch das die Ströme gleiten.

Weithin Musik, wie wenn im Baum
Der Vögel Chor erwachte,
Man spricht nicht, denkt wohl etwa kaum
Und fühlt das Halb-Gedachte.

Dazu ein Volk, ein wackres Herz,
Verstand, und vom gesunden,
Das sich mit Märchen und mit Scherz
Der Wahrheit Bild umwunden.

Man lebt in halber Poesie,
Gefährlich für die ganze,
Und ist ein Dichter, ob man nie
An Vers gedacht und Stanze.

Doch weil, von so viel Schönheit voll,
Wir nur zu atmen brauchen,
Vergißt man, was zum Herzen quoll,
Auch wieder auszuhauchen:

Die Tafel bleibt, die Leinwand leer,
Drum fort aus diesen Gründen!
Ob von der Reiselast Beschwer
Sich festre Bilder ründen.

### 2. Hannibal und Scipio.

Szene aus einem unvollendeten Trauerspiele.

Hannibal: Dies also ist der Platz, den man ersehen
Zur Unterredung?
Mago: Dieser ist's, mein Feldherr.
Hannibal: So, so. Nun, wir sind hier. Der Römer zaudert,
Er fühlt sich, scheint es, schon als Herrn.
Mago: Der Tor!
Kennt er den Hannibal und seinen Arm?
Hannibal: Und seinen Arm; das heißt: sein Heer! Wo ist das?
Allein auch so wird sich's wohl fügen, denk' ich.
Sieh dort: wie übermütig! einen Teil
Des Römerheers, wie hingestellt zur Schau. —
Die Reiter dort, dort vorne bei dem Berge,
Die schneid' ich ab mit einer Handvoll Macht.

Ich will dich Reiter stellen lehren, Fant!
Denn Scipio sieht wie ein Varro aus,
Und Zama klingt viel anders nicht als Cannä.
Nun, nun, wir wollen sehn. Zwar sonst, fürwahr,
Die Ordnung nicht ganz übel! Gut! — Dort sieh!
Dort in der Mitte! — Wer hat ihn's gelehrt?
Er hat nicht gegen mich gedient. In Spanien
Wächst derlei an den Bäumen nicht. — Sehr gut! —
Mein Freund, das ist kein Varro; auch kein Fabius zwar;
Der hätte nimmermehr die Reiter hingestellt —
Kein Schild vielleicht, allein gewiß ein Schwert,
Und Hannibal allein, zu seiner Zeit,
War Schild und Schwert zugleich — zu seiner Zeit!

Mago: Ist doch die Zeit, wozu der Mann sie macht,
Und jede Zeit ist Hannibaln die seine.

Hannibal: Schreib' dir das auf und sag' es deinen Kindern,
Das hört sich fein und macht zum Anfang Mut,
Das Ende findet sich ja doch zuletzt von selbst. —
Ja, wie gesagt, bis auf die Reiter dort
Und bis auf das, daß er mich warten läßt —
Ein rechter Mann ehrt sich in andern auch;
Das hätte nimmer Hannibal getan.

Mago: Dort sprengt ein Mann, weithin vor den Begleitern —
's ist Scipio!

Hannibal: Nun endlich, endlich denn!
Gält's nicht mein Vaterland, beim Herkules,
Er fände sich allein, wie ich mich früher.

Scipio, der rasch auftritt, zu Mago: Verzeih, mein Feldherr, wenn ich zögerte —

Mago (auf Hannibal zeigend): Der dort ist Hannibal.

Scipio: Der dort?

Hannibal: Ich bin's.
So glaubtest du den Hannibal so jung?

Scipio: Weil Hannibal den Scipio sprechen wollte,
Und dieser mir entgegenkam, indes
Du selbst dich ab von meinem Anschaun wandtest,
Hielt ich den Suchenden für den, der mich gesucht.
Sei mir willkommen denn!

Hannibal: Und du!

Scipio: Dein Wunsch?
Mich sprechen wolltest du: sieh mich bereit.

Hannibal: Teils eigner Antrieb, teils Karthagos Auftrag,
Das Mitleid fühlt ob des vergoßnen Bluts —

Scipio: Fühlt' es das Mitleid auch bei Cannä schon?
Am Trasimen und —? Doch verzeih die Unterbrechung.

Hannibal: Teils eigner Wille, teils Karthagos Auftrag,
Das Mitleid fühlt ob des vergoßnen Bluts,
Bestimmt mich, dich zu sehn, mit dir zu sprechen,
Eh' noch der Schlag geschehn, den wir bereitet.
Die Welt hat Krieg und braucht den Frieden,
Der Pflug will auch sein Recht, nicht bloß das Schwert.
Rom und Karthago haben sich gemessen
Und beiderseits zu stark gefunden; drum
Laß uns die Kämpfer trennen, eh' der Atem,
Im Streit entgehend, beide niederstreckt.
Will Rom den Frieden, wohl, so sprech' es nun.

Scipio: Den Anbot tut sonst, wer die Ware bietet.
Es ist der Friede gut, und Gutes nimmt man
Wohl auch aus Feindes Hand. Sag an den Preis!

Hannibal: Der Zufall, der denn auch sein Recht verlangt,
Und feiger Menschen Rat und — was weiß ich! —
Genug, es hat für einen Augenblick

Gewendet sich des Krieges Los und Glück,
Und, wie einst Hannibal im Römerland,
So stehet jetzt, nur minder vorbedacht
Und minder nachbedacht und nachgesichert auch,
Vom Ostwind hergeweht, ein Römerheer
An Afrikas zu spät verschloßner Pforte.

Scipio: Sprich immer zu, ich bin nicht eitel! Nun?

Hannibal: Da gält' es nun, die Türe zuzuschlagen,
Dem Feinde zuzusperren vor den Augen;
Allein, wie du gehört, um Blut zu schonen,
Hat man den Weg der Güte fürgewählt,
Und weil ihr für den Augenblick im Vorteil,
Ist's billig, daß ein Fried' euch Vorteil gönnt.
Italien sei geräumt, und Asdrubal zieht ab.

Scipio: Und das gewährt ihr uns? Zieht jener ab,
So schenken wir Karthago den Gefangenen,
Den Eingeschlossenen, den Vernichteten.

Hannibal: Wer sagt das?

Scipio: Ich! Und du weißt, ob ich irre!

Hannibal: Sizilien sei Roms. Mäht ab die Ernten,
Die römisch und karthagisch Blut gedüngt.
Der Punier holt sich Korn auch anders her.

Scipio: Du gibst uns unser Eigentum!

Hannibal: Noch habt
Ihr Hannibaln den Kaufpreis nicht gelöst.

Scipio: Wozu der Streit? Nun gut, ihr gebt Sizilien!

Hannibal: Doch Spanien bleibt unser, bleibt Karthagos,
Und Tod dem Römer, der im Handelsschiff,
Der sich aus Gallien schleicht in unser Land!
Das laß uns unterzeichnen, und dann gut

Scipio: Sprichst du im Ernst?

Hannibal: Mit Römern scherzt' ich nie.

Scipio: Spricht so Karthago?

Hannibal: So spricht Hannibal.
Es ist mein Land, mir dankt es, was es ist.
Da ist kein Berg, an dem ich nicht gesiegt,
Da ist kein Strom, der nicht mein Heer getragen,
Kein Feld, das meiner Sorge Spur entbehrt,
Kein Mensch, der zitternd oder hoffend mich nicht kennt.
Hispanien war meines Geistes Wiege,
Von dort her zog ich aus, um Rom zu fällen,
Dort dacht ich meine Siege, meinen Ruhm.
Hispanien muß bleiben, wem es ist.

Scipio: Denkt auch Karthago so?

Hannibal (auf die Brust schlagend): Hier ist Karthago.

Scipio (auf seine Brust zeigend): Hier ist nicht Rom, sonst gönnte Scipio wohl
Dem alten Helden, was ihm Rom verweigert.
Hispanien ist unser, oder Krieg!

Hannibal: So sei's! Geh zu den Deinen.

Scipio: Lebe wohl!

Hannibal: Du gehst? Du gehst so ruhig? Junger Mann,
Dünkt Hannibal dir denn so wenig,
Daß du mit Ruhe gehst zum Streit gen ihn?

Scipio: Nicht Hannibal so wenig — Rom so viel!

Hannibal: Und doch hat er dein Rom so oft besiegt.

Scipio: Er — Rom? Der Römer Feldherrn doch wohl nur!

Hannibal: Die Männer machen doch, so scheint's, die Stadt!

Scipio: Die Männer; nicht der Mann, der einzelne!
Du schlugst den Varro und erschlugest Römer,
Doch Rom blieb auch bei Cannä unbesiegt.

Hat es sich dir gebeugt, dir Wort gegönnt?
Wenn nicht, so rühme keines Siegs dich über sie.
Hannibal: Doch war's ja Rom, das jene Feldherrn wählte.
Und also seine Besten fielen mir.
Scipio: Roms Beste glaubst du jene Feldherrn? Kaum!
Zum mindesten die besten Krieger nicht.
Sie waren Konsuln, und zu anderm noch,
Als bloß zum Fechten, waren die erwählt.
Vom Wechsel frei und unaufhaltsam, wie
Der Wesen Kreis im Umschwung der Natur,
Geht unsers Staates immer kreisend Rad;
Das Einzelne wird wohl erwägt, das Ganze —
Wie Winter sich und Sommer, Herbst und Lenz
Mit Sturm und Sonne, Frucht und Blüte folgen —
Bleibt sich in ewig gleichen Bahnen gleich!
Auch schwache Führer liebt mein Staat zu haben,
Damit der starke nicht zum stärksten werde,
Und lieber sei ein Varro selbst besiegt,
Als daß ein Konsul mit der Siegerfaust
An seinen Busen schlag' und rufe: Hier ist Rom! —
Leb' wohl!
Hannibal: Bleib noch und laß uns weiter sehen!
Scipio: Die Römer hättest du besiegt? Das waren —
Die du besiegt, sie waren keine Römer,
Selbstsüchtig eitle Toren waren sie,
Nach Kränzen trachtend für ihr eigen Haupt.
Ein Römer aber sieht in sich nur Rom,
Rom will er heben, Rom verherrlichen,
Rom dienen, sterben nur für Rom;
Als einen solchen siehst du mich; ein solcher
Bin ich des Siegs für morgen so gewiß,
Als diese Hand gewiß ist meinem Arm.
Und wär's, daß ich erläge – sieh, ich glaub's nicht,
Wenn ich auch wollte, kann ich es nicht denken —
Wenn ich erläge, wird ein andrer Römer
Vollenden, was der erstere begann.
Wenn Hannibal erliegt, erliegt Karthago —
Wenn Scipio fällt, doch triumphieret Rom!
Hannibal: Ich sah, daß du ein Mann; daß du ein Feldherr,
Hat mir die Stellung deines Heers gezeigt.
Scipio: Siehst du, das ist's! Du glaubst das Scipios Werk?
Roms Werk allein nur ist es, Roms Verdienst,
So stellte Rom sein Heer in ältster Zeit:
Hier die Hastaten, dort die Legion,
Die Schleudrer vorn, die Reiter an den Flügeln
Und in der Nachhut die Triarier,
Die noch gewinnen selbst nach dem Verlust.
So stellte schon Posthumius seine Krieger
Im ersten Keime unsrer Republik,
Camillus so, als er den Gallier
Mit schwerem Eisen zahlte, statt mit Gold
Am Trasimen und am Ticin, beim blut'gen Cannä
Ging töricht man von alter Übung ab,
Und schnell war auch der alte Sieg entwandt.
Ich habe hergestellt und nicht erfunden —
Nicht mich hast du gelobt, du lobtest Rom!
Hannibal: So möge jenes Zama dort entscheiden,
Wieviel ein Mann kann, und wieviel ein Staat,
Ob dieser Staat gleich Männer hat — wie du!

# Neunte Periode. Das junge Deutschland.

## § 40. Geistesströmungen.

Um das Jahr 1830 hatte die Romantik sich überlebt; ihre tieferen Gedanken wurden mehr und mehr vergessen, nur ihre Äußerlichkeiten wirkten noch fort und konnten nicht befriedigen. Der hohe Geistesflug senkte sich zur Erde nieder. Die nüchterne Wirklichkeit verlangte immer stärker ihr Recht. Das lag zumal in den politischen Verhältnissen begründet. Die französische Revolution hatte die Befreiung des Menschen verkündet; die Helden der Freiheitskriege hatten ihr Blut verströmt, um im Vaterlande eine glücklichere Zeit herbeizuführen, wo das Volk seinen berechtigten Anteil an der Regierung haben sollte. Statt dessen setzte sich allenthalben das Metternichsche System durch, das auf der Anschauung beruhte, der Staat sei etwas organisch Gewordenes, also in sich vollkommen. Es unterband jede Regung politischer Selbsttätigkeit, es schloß die Menschen vom öffentlichen Leben aus und beschränkte sie auf die Enge des häuslichen Kreises (daraus erwuchs dann die hohe Kultur des Familienlebens, die sich in den köstlichen Formen des „Biedermeierstils" äußerte). Aber die geistig Hochstrebenden litten furchtbar unter dem Druck. Und als nun die französische Julirevolution 1830 den Auftakt gab, da wurden auch in Deutschland die Stimmen laut, die sich gegen den harten Zwang auflehnten. Aber vergeblich! Noch herrschte die mit einem ausgedehnten Spitzelsystem arbeitende Polizei. So ergab sich als Stimmung der Zeit ein lebensmüder Pessimismus.

Dieser hatte aber auch andere Wurzeln. Schon bei Rousseau finden wir die Keime, in Goethes „Werther" die dichterische Gestaltung dieses Gefühls, das dann auch in der Romantik in mannigfachen Formen wiederkehrt. Frau von Staël erklärte den Weltschmerz (mal du siècle) als die Lebensmelancholie, die aus dem Bewußtsein hervorgehe, daß die Seele nicht imstande sei, eine Empfindung, und wenn sie noch so stark sei, längere Zeit festzuhalten — alles vergehe wie die Wellen eines Flusses —, und zweitens, daß der Mensch innerlich völlig vereinsamt dastehe, da auch die nächsten Freunde keinen Teil an unserem tiefsten Wesen haben könnten. Nun aber begann man diesen Weltschmerz mit Bewußtsein zu pflegen; man kam sich in seinem Leiden interessant vor und paradierte damit vor der Außenwelt. Das taten in Frankreich besonders Alfred de Musset, in England Byron, in Deutschland Heine und Lenau. Man verachtete die Welt, weil sie den Idealen nicht entsprach, die Ideale, weil sie nicht zu verwirklichen waren. In dieser Zeit entwickelte, ohne freilich jetzt schon bekannt zu werden, Schopenhauer in seinem Werk „Die Welt als Wille und Vorstellung" die Philosophie des Pessimismus.

Durch die Julirevolution wurde Frankreich, das nun bereits jahrzehntelang seine geistige Nahrung von Deutschland bezog und durch die napoleonischen Kriege und den nationalen Aufschwung bei uns verhaßt und verachtet war,

allmählich wieder vorbildlich. Die junge Generation, Heine an der Spitze, suchte nach neuen Wegen zur Lösung des sozialen Problems. Man fand sie in den Schriften Saint-Simons und las mit Vorliebe daraus den Ruf nach einer „Wiedereinsetzung des Fleisches in seine alten Rechte". So hoffte Heine nach der Antike und dem Christentum ein „drittes Reich" heraufführen zu können, wo Materie und Geist gleichwertig regierten. Aber die Neigung zur Materie hin ist schon recht deutlich. In der Philosophie hatte sich aus dem scheinbar christlichen Idealismus Hegels (geb. 1770 zu Stuttgart, gest. 1831 als Universitätsprofessor in Berlin), der wieder Glauben und Wissen vereinigen und das Christentum als die absolute Religion erweisen zu können glaubte, der Weg zum Materialismus hin eröffnet, der in D. Fr. Strauß' „Leben Jesu" an den Grundlagen des Glaubens rüttelte und in Ludw. Feuerbachs „Wesen des Christentums" jegliche Religion als eine Selbsttäuschung ablehnte.

All diese gärenden Gedanken erfüllten das heranwachsende Geschlecht der dreißiger Jahre. Seine Führer waren die beiden Juden Ludwig Börne (Löw Baruch) und Heinrich Heine. Den Namen gab ihm Ludolf Wienbarg (1834), der seine „Ästhetischen Feldzüge" „dem jungen Deutschland, nicht dem alten" widmete. Für die Poesie war diese Zeit wenig fruchtbar; sie gab ihre besten Kräfte in der Polemik aus, und zwar in der Form des feingeschliffenen, geistreichelnden, aber über das Höchste wie das Nichtigste gleichmäßig hinweghüpfenden Prosa-Feuilletons. Der Meister dieser neuen Form war Börne, der nach seiner Verbannung (die ihn zusammen mit Heine, Gutzkow, Laube, Wienbarg traf) in seinen „Briefen aus Paris an die deutsche Nation" gegen die Bedrückung des Volkes durch Zensur und Tyrannei der Fürsten und für eine bürgerliche Demokratie eintrat. Für den Tag geschrieben, konnte sein Werk keinen dauernden Wert behalten.

Die Prosa tritt in dieser Zeit auch im Roman immer stärker hervor. Er ist schon ganz auf den Realismus eingestellt, wie ihn Wienbarg fordert: „Das Leben des Volkes soll Grundlage der neuen Dichtung werden. Wir haben uns herausstudiert aus dem Leben, wir müssen uns wieder hineinleben. Die schönste Kunst ist die, sein eigenes Leben zu gestalten und ihm eine zeitentsprechende Form zu geben. Die ganze Welt soll dem Menschen gehören, soll der Schönheit wieder erobert werden." Über ihn noch hinaus geht Büchner: „Man versuche es einmal und senke sich in das Leben des Geringsten und gebe es wieder in den Zuckungen, den Andeutungen, dem ganzen kaum bemerkten Mienenspiel."

Auch eine neue Technik schuf sich der „Zeitroman", in dem freilich naturgemäß die Tendenz die künstlerische Wirkung beeinträchtigt. Karl Gutzkow sprach sich darüber im Vorwort zu seinen „Rittern vom Geist" aus. Nicht mehr soll der Roman wie bisher ein Nacheinander verschlungener Begebenheiten darstellen, nicht die Entwicklung eines Einzelschicksals, sondern er soll alle Strahlen des Zeitlebens auffangen und ein Zustandsbild malen, er soll ein Roman des Nebeneinanders sein. „Die ganze Fülle des Lebens" soll, wie von oben geschaut, gleich einem bunten Teppich sich vor uns ausbreiten. Damit trat die Prosadichtung in eine neue Epoche ein. Wenn es auch Gutzkow selbst nicht gelang, ein seinem Wollen entsprechendes Kunstwerk zu schaffen, so bestimmte er doch die weitere Entwicklung, die in Gustav Freytags „Soll und Haben" ein Muster dieser Gattung bringen sollte.

## § 41. Hauptvertreter.

**Heinrich Heine,** von jüdischen Eltern am 13. Dezember 1799 zu Düsseldorf geboren, war zuerst Kaufmann, widmete sich dann der Rechtswissenschaft und trat 1825 zum Christentum über, ohne christliche Gesinnung und Gesittung anzunehmen. Voll Bewunderung des französischen und voll Verachtung des deutschen Wesens, ging er 1831 nach Paris, wo er vorwiegend der journalistischen Beschäftigung mit den Tagesfragen sich zuwandte und nach einer langjährigen, schmerzvollen Krankheit am 17. Februar 1856 starb.

„In meiner Wiege lag schon meine Marschroute für das ganze Leben", schrieb Heine 1833 an den Publizisten und Politiker Varnhagen von Ense. Damit deutet er die Zerrissenheit seines Innern als ein Erbteil seiner Rasse. Aber in eben dieser Zerrissenheit dünkt er sich interessant, in der Weltschmerzpose und in der Geste des ewigen, unheilbaren Liebeskummers bewundert er sich selbst. Anders sein als die andern, alles verneinen, was den Menschen hoch und heilig erschien, „mit dem Tod in der eigenen Brust den sterbenden Fechter spielen", das scheint ihm erstrebenswert. Er schreibt Gedichte voller Heimweh und Vaterlandsliebe und übergießt dann in der zweifellos humorvollen Satire „Deutschland, ein Wintermärchen" die Heimat mit der Lauge bittersten und unflätigsten Spottes. Er klagt über seine Verbannung, läßt sich aber von der französischen Regierung ein ansehnliches Jahresgehalt auszahlen. Man weiß auch bei seinen tiefsten Herzensergüssen niemals, ob es sich um Wirklichkeit oder Theater handelt. Mit den Mitteln der romantischen Ironie zerstört er selbst immer wieder, was er eben aufgebaut, durch eine spöttische Pointe am Ende des Gedichtes („Nordseelieder", „Friede" usw.). Diese französische Pointe hat er zum Unheil der deutschen Literatur bei uns eingebürgert. Die besseren Geister traten jedoch gegen ihn auf; so nennt Grillparzer ihn einen „innerlich lumpigen Patron", und Gottfried Keller bezeichnet ihn als „großen Herzverleugner".

Erst gegen das Ende seines Lebens, da er mit großer Geduld in seiner „Matratzengruft" schmachtete, festigte sich seine Lebensanschauung etwas mehr, und er kam auch, wie er im Nachwort zum „Romanzero" dartut, wieder zum Glauben an einen persönlichen Gott.

Als Dichter ging Heine von der Romantik aus und stand fast dauernd unter ihrem Einflusse (vgl. „Waldeinsamkeit" im „Romanzero"). Die schrankenlose Subjektivität, die durchaus volkstümlich lyrische Stimmung seiner ersten Sammlung „Buch der Lieder" (1827) zeigen seine Abhängigkeit von der in seiner Schrift „Die romantische Schule" (1836) später so bitter geschmähten Richtung. In dieser Sammlung, die ihn schnell berühmt machte, findet sich neben mancherlei Spreu auch echt Empfundenes in schlichter, sangbarer und wundervoll rhythmischer Form. Durch die Vertonungen eines Silcher, Schubert, Schumann, Franz und Mendelssohn wurden viele seiner Lieder zum Gemeingut des Volkes, einige, wie die etwas sentimentale, O. H. v. Loeben („Der Lurleyfels") nachgedichtete „Lorelei", zum wirklichen Volksliede. Die einmal angewandte Form mit ihren Schwächen und Vorzügen wirkte bei ihm auf die Dauer (zumal in den „Neuen Liedern") wie ein „geheimer Leierkastenton". Am wenigsten freilich ist das der Fall in den packenden Balladen „Belsazer" und „Die zwei Grenadiere". Ein neues Gebiet erschloß er der deutschen Lyrik in den prachtvollen Meerstimmungen des „Nordseezyklus", in

denen er, modernem Empfinden vorgreifend, die wunderbar melodischen sog. „freien Rhythmen" anwandte. Später kehrte er sich mehr von der Subjektivität ab und stärkerer Wirklichkeitskunst zu. In der Geschichte des „Tendenzbären" „Atta Troll", dem von ihm fälschlich so genannten „letzten freien Waldlied der Romantik", überwiegt noch eine häßliche Satire. Aber im „Romanzero" findet er an manchen Stellen die unpersönliche, starke Balladenwirkung, die geschichtliche Ereignisse mit packendster Anschaulichkeit darstellt und lyrisch-epische Stimmungen zu reiner Schönheit steigert („Schelm von Bergen", „Der Asra", „Der Dichter Firdusi"). Doch kann er auch hier seiner Gewohnheit, alles ironisch-pessimistisch zu bespötteln, nicht entsagen, und wenn er sein eigenes Gefühl zu der „Mouche" (Camilla Senden), der Pflegerin in seinen letzten Tagen, zum ersten Male nicht ohne Leidenschaft und durchgeistigt darstellt, so verschont er zuletzt doch auch wieder sie und sich selbst nicht.

Noch mögen seine in Prosa geschriebenen und mit Versen durchsetzten „Reisebilder" erwähnt sein, in denen er im journalistischen Stile freilich weniger von Geschautem und Erlebtem plaudert, als Stimmungsbilder entwirft und spöttische Hiebe nach allen Seiten austeilt. Am bekanntesten ist die erste Dichtung dieser Art, „Die Harzreise", die noch ganz im Banne der Romantik steht.

Leise zieht durch mein Gemüt. Du bist wie eine Blume. Im wunderschönen Monat Mai. Ich wollt', meine Schmerzen ergössen sich. Das Meer erglänzte weit hinaus. — Belsazer. Die Wallfahrt nach Kevlaar.

### 1. Es fiel ein Reif.

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,
Er fiel auf die zarten Blaublümelein,
Sie sind verwelket, verdorret.

Ein Jüngling hatte ein Mädchen lieb,
Sie flohen heimlich von Hause fort,
Es wußt' weder Vater noch Mutter.

Sie sind gewandert hin und her,
Sie haben gehabt weder Glück noch Stern,
Sie sind verdorben, gestorben.

### 2. Es ragt ins Meer der Runenstein.

Es ragt ins Meer der Runenstein,
Da sitz' ich mit meinen Träumen,
Es pfeift der Wind, die Möwen schrein,
Die Wellen, die wandern und schäumen.

Ich habe geliebt manch schönes Kind
Und manchen guten Gesellen —
Wo sind sie hin? Es pfeift der Wind,
Es schäumen und wandern die Wellen.

### 3. Waldeinsamkeit. (Gekürzt.)

Ich hab' in meinen Jugendtagen
Wohl auf dem Haupt einen Kranz getragen;
Die Blumen glänzten wunderbar,
Ein Zauber in dem Kranze war.

Der schöne Kranz gefiel wohl allen,
Doch der ihn trug, hat manchem mißfallen;
Ich floh den gelben Menschenneid,
Ich floh in die grüne Waldeinsamkeit.

Im Wald, im Wald! da konnt' ich führen
Ein freies Leben mit Geistern und Tieren;
Feen und Hochwild von stolzem Geweih,
Sie nahten sich mir ganz ohne Scheu.

Wie haben mich lieblich die Elfen umflattert!
Ein luftiges Völkchen! Das plaudert und schnattert!
Ein bißchen stechend ist der Blick,
Verheißend ein süßes, doch tödliches Glück.

Saß ich am Bache, so tauchten und sprangen
Hervor aus der Flut mit ihrem langen
Silberschleier und flatterndem Haar
Die Wasserbacchanten, die Nixenschar.

Anmutig und schalkhaft sind Nixen und Elfen;
Nicht so die Erdgeister, sie dienen und helfen
Treuherzig den Menschen; ich liebte zumeist
Die, welche man Wichtelmännchen heißt.

Niemals verkehrt' ich mit Salamandern,
Und über ihr Treiben erfuhr ich von andern
Waldgeistern sehr wenig. Sie huschten mir scheu
Des Nachts wie leuchtende Schatten vorbei.

Die klügsten Waldgeister sind die Alräunchen,
Langbärtige Männlein mit kurzen Beinchen,
Ein fingerlanges Greisengeschlecht;
Woher sie stammen, man weiß es nicht recht.

Sie lehrten mich Sterne und Zeichen deuten,
Sattellos auf dem Winde reiten,
Auch Runensprüche, womit man ruft
Die Toten hervor aus ihrer Gruft.

O schöne Zeit! wo voller Geigen
Der Himmel hing, wo Elfenreigen
Und Nixentanz und Koboldscherz
Umgaukelt' mein märchentrunkenes Herz!

O schöne Zeit! wo sich zu grünen
Triumphespforten zu wölben schienen
Die Bäume des Waldes — ich ging einher
Bekränzt, als ob ich der Sieger wär'!

Die schöne Zeit, sie ist verschlendert,
Und alles hat sich seitdem verändert,
Und ach! mir ist der Kranz geraubt,
Den ich getragen auf meinem Haupt.

## 4. Meergruß[1] (Gekürzt.)

Thalatta! Thalatta!
Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer!
Sei mir gegrüßt zehntausendmal
Aus jauchzendem Herzen,
Wie einst dich begrüßten
Zehntausend Griechenherzen,
Unglückbekämpfende, heimatverlangende,
Weltberühmte Griechenherzen.

Es wogten die Fluten,
Sie wogten und brausten.
Die Sonne goß eilig herunter
Die spielenden Rosenlichter.
Die aufgescheuchten Möwenzüge
Flatterten fort, lautschreiend,
Es stampften die Rosse, es klirrten die Schilde,
Und weithin erscholl es wie Siegesruf:
Thalatta! Thalatta!

Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer!
Wie Sprache der Heimat rauscht mir dein Wasser,
Wie Träume der Kindheit seh' ich es flimmern
Auf deinem wogenden Wellengebiet.
Und alte Erinnrung erzählt mir aufs neue
Von all dem lieben, herrlichen Spielzeug,
Von all den blinkenden Weihnachtsgaben,
Von all den roten Korallenbäumen,
Goldfischchen, Perlen und bunten Muscheln,
Die du geheimnisvoll bewahrst
Dort unten im klaren Kristallhaus.

O, wie hab' ich geschmachtet in öder Fremde!
Gleich einer welken Blume
In des Botanikers blecherner Kapsel
Lag mir das Herz in der Brust.
Mir ist, als saß ich winterlange,
Ein Kranker, in dunkler Krankenstube,
Und nun verlass' ich sie plötzlich,
Und blendend strahlt mir entgegen
Der smaragdene Frühling, der sonnengeweckte,
Und es rauschen die weißen Blütenbäume,
Und die jungen Blumen schauen mich an
Mit bunten, duftenden Augen,
Und es duftet und summt und atmet und lacht,
Und im blauen Himmel singen die Vöglein —
Thalatta! Thalatta!

## 5. Seegespenst.

Ich aber lag am Rande des Schiffes
Und schaute träumenden Auges
Hinab in das spiegelklare Wasser
Und schaute tiefer und tiefer —
Bis tief im Meeresgrunde,
Anfangs wie dämmernde Nebel,

[1] Motto: Xenophons Anabasis IV, 7.

Jedoch allmählich farbenbestimmter,
Kirchenkuppel und Türme sich zeigten,
Und endlich, sonnenklar, eine ganze Stadt,
Altertümlich niederländisch
Und menschenbelebt.
Bedächtige Männer, schwarzbemäntelt,
Mit weißen Halskrausen und Ehrenketten
Und langen Degen und langen Gesichtern,
Schreiten über den wimmelnden Marktplatz
Nach dem treppenhohen Rathaus,
Wo steinerne Kaiserbilder
Wacht halten mit Zepter und Schwert.
Unferne, vor langen Häuserreihn,
Wo spiegelblanke Fenster
Und pyramidisch beschnittene Linden,
Wandeln seidenrauschende Jungfern,
Schlanke Leibchen, die Blumengesichter
Sittsam umschlossen von schwarzen Mützchen
Und hervorquellendem Goldhaar.
Bunte Gesellen in spanischer Tracht
Stolzieren vorüber und nicken.
Bejahrte Frauen,
In braunen, verschollnen Gewändern,
Gesangbuch und Rosenkranz in der Hand,
Eilen trippelnden Schritts
Nach dem großen Dome,
Getrieben von Glockengeläute
Und rauschendem Orgelton.
Mich selbst ergreift des fernen Klangs
Geheimnisvoller Schauer!
Unendliches Sehnen, tiefe Wehmut
Beschleicht mein Herz,
Mein kaum geheiltes Herz;
Mir ist, als würden seine Wunden
Von lieben Lippen aufgeküßt
Und täten wieder bluten —
Heiße, rote Tropfen,
Die lang und langsam niederfalln
Auf ein altes Haus, dort unten
In der tiefen Meerstadt,
Auf ein altes, hochgegiebeltes Haus,
Das melancholisch menschenleer ist,
Nur daß am untern Fenster
Ein Mädchen sitzt,
Den Kopf auf den Arm gestützt,
Wie ein armes, vergessenes Kind —
Und ich kenne dich, armes, vergessenes Kind!

So tief, meertief also
Versteckt'st du dich vor mir
Aus kindischer Laune,
Und konntest nicht mehr herauf,
Und saßest fremd unter fremden Leuten,
Jahrhundertelang,
Derweilen ich, die Seele voll Gram,
Auf der ganzen Erde dich suchte
Und immer dich suchte,
Du Immergeliebte,
Du Längstverlorene,
Du Endlichgefundene —
Ich hab' dich gefunden und schaue wieder
Ein süßes Gesicht,
Die klugen, treuen Augen,
Das liebe Lächeln —
Und nimmer will ich dich wieder verlassen,
Und ich komme hinab zu dir,
Und mit ausgebreiteten Armen
Stürz' ich hinab an dein Herz —

Aber zur rechten Zeit noch
Ergriff mich beim Fuß der Kapitän
Und zog mich vom Schiffsrand
Und rief, ärgerlich lachend:
„Doktor, sind Sie des Teufels?"

## 6. Frieden.

Hoch am Himmel stand die Sonne,
Von weißen Wolken umwogt;
Das Meer war still,
Und sinnend lag ich am Steuer des Schiffes,
Träumerisch sinnend — und, halb im Wachen
Und halb im Schlummer, schaute ich Christus,
Den Heiland der Welt.
Im wallend weißen Gewande
Wandelt' er riesengroß
Über Land und Meer;
Es ragte sein Haupt in den Himmel,
Die Hände streckte er segnend
Über Land und Meer;
Und als ein Herz in der Brust
Trug er die Sonne,
Die rote, flammende Sonne;
Und das rote, flammende Sonnenherz
Goß seine Gnadenstrahlen
Und sein holdes, liebseliges Licht
Erleuchtend und wärmend
Über Land und Meer. —
Glockenklänge zogen feierlich
Hin und her, zogen wie Schwäne
An Rosenbändern das gleitende Schiff
Und zogen es spielend ans grüne Ufer,
Wo Menschen wohnen in hochgetürmter,

Ragender Stadt. —
O Friedenswunder! Wie still die Stadt!
Es ruhte das dumpfe Geräusch
Der schwatzenden, schwülen Gewerbe,
Und durch die reinen, hallenden Straßen
Wandelten Menschen, weißgekleidete,
Palmzweig tragende,
Und wo sich zwei begegneten,
Sahn sie sich an, verständnisinnig,
Und schauernd, in Liebe und süßer Entsagung,
Küßten sie sich auf die Stirne
Und schauten hinauf
Nach des Heilands Sonnenherzen,
Das freudig versöhnend sein rotes Blut
Hinunterstrahlte,
Und dreimal selig sprachen sie:
„Gelobt sei Jesus Christ!"

* * *

Hättest du doch dies Traumbild ersonnen,
Was gäbest du drum,
Geliebtester!
Der du in Kopf und Lenden so schwach
Und im Glauben so stark bist
Und die Dreifaltigkeit ehrst in Einfalt
Und den Mops und das Kreuz und die Pfote
Der hohen Gönnerin täglich küssest,
Und dich hinaufgefrömmelt hast
Zum Hofrat und dann zum Justizrat
Und endlich zum Rate bei der Regierung
In der frommen Stadt,
Wo der Sand und der Glauben blüht,
Und der heiligen Sprea geduldiges Wasser
Die Seelen wäscht und den Tee verdünnt —
Hättest du doch dies Traumbild ersonnen,
Geliebtester!
Du trügest es höheren Orts zu Markt,
Dein weiches, blinzelndes Antlitz
Verschwämme ganz in Andacht und Demut,
Und die Hocherlauchte,
Verzückt und wonnebebend,
Sänke betend mit dir aufs Knie,
Und ihr Auge, selig strahlend,
Verhieße dir eine Gehaltzulage
Von hundert Talern preußisch Kurant,
Und du stammeltest händefaltend:
Gelobt sei Jesus Christ!

## 7. Die Grenadiere.

Nach Frankreich zogen zwei Grenadier',
Die waren in Rußland gefangen.
Und als sie kamen ins deutsche Quartier,
Sie ließen die Köpfe hangen.

Da hörten sie beide die traurige Mär,
Daß Frankreich verlorengegangen,
Besiegt und zerschlagen das große Heer —
Und der Kaiser, der Kaiser gefangen.

Da weinten zusammen die Grenadier'
Wohl ob der kläglichen Kunde.
Der eine sprach: „Wie weh wird mir,
Wie brennt meine alte Wunde!"

Der andre sprach: „Das Lied ist aus,
Auch ich möcht' mit dir sterben,
Doch hab' ich Weib und Kind zu Haus,
Die ohne mich verderben."

„Was schert mich Weib, was schert mich Kind,
Ich trage weit beß'res Verlangen;
Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind —
Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!

Gewähr' mir, Bruder, eine Bitt':
Wenn ich jetzt sterben werde,
So nimm meine Leiche nach Frankreich mit,
Begrab mich in Frankreichs Erde.

Das Ehrenkreuz am roten Band
Sollst du aufs Herz mir legen;
Die Flinte gib mir in die Hand
Und gürt' mir um den Degen.

So will ich liegen und horchen still,
Wie eine Schildwach', im Grabe,
Bis einst ich höre Kanonengebrüll
Und wiehernder Rosse Getrabe.

Dann reitet mein Kaiser wohl über mein Grab,
Viel Schwerter klirren und blitzen;
Dann steig' ich gewaffnet hervor aus dem Grab —
Den Kaiser, den Kaiser zu schützen!"

### 8. Schelm von Bergen.

Im Schloß zu Düsseldorf am Rhein
Wird Mummenschanz gehalten;
Da flimmern die Kerzen, da rauscht die Musik,
Da tanzen die bunten Gestalten.

Da tanzt die schöne Herzogin,
Sie lacht laut auf beständig;
Ihr Tänzer ist ein schlanker Fant,
Gar höfisch und behendig.

Er trägt eine Maske von schwarzem Samt,
Daraus gar freudig blicket
Ein Auge, wie ein blanker Dolch,
Halb aus der Scheide gezücket.

Es jubelt die Fastnachtsgeckenschar,
Wenn jene vorüberwalzen.
Der Drickes und die Marizebill
Grüßen mit Schnarren und Schnalzen.

Und die Trompeten schmettern drein,
Der närrische Brummbaß brummet,
Bis endlich der Tanz ein Ende nimmt
Und die Musik verstummet.

Durchlauchtigste Frau, gebt Urlaub mir,
Ich muß nach Hause gehen. —
Die Herzogin lacht: Ich lass' dich nicht fort,
Bevor ich dein Antlitz gesehen. —

Durchlauchtigste Frau, gebt Urlaub mir,
Mein Anblick bringt Schrecken und Grauen —
Die Herzogin lacht: Ich fürchte mich nicht,
Ich will dein Antlitz schauen.

Durchlauchtigste Frau, gebt Urlaub mir,
Der Nacht und dem Tode gehör' ich —
Die Herzogin lacht: Ich lasse dich nicht,
Dein Antlitz zu schauen begehr' ich.

Wohl sträubt sich der Mann mit finsterm Wort,
Das Weib nicht zähmen kunnt' er;
Sie riß zuletzt ihm mit Gewalt
Die Maske vom Antlitz herunter.

Das ist der Scharfrichter von Bergen! so schreit
Entsetzt die Menge im Saale
Und weichet scheusam — die Herzogin
Stürzt fort zu ihrem Gemahle.

Der Herzog ist klug, er tilgte die Schmach
Der Gattin auf der Stelle.
Er zog sein blankes Schwert und sprach:
Knie vor mir nieder, Geselle!

Mit diesem Schwertschlag mach' ich dich
Jetzt ehrlich und ritterzünftig,
Und weil du ein Schelm, so nenne dich
Herr Schelm von Bergen künftig.

So ward der Henker ein Edelmann
Und Ahnherr der Schelme von Bergen.
Ein stolzes Geschlecht! es blühte am Rhein.
Jetzt schläft es in steinernen Särgen.

### 9. Der Asra.

Täglich ging die wunderschöne
Sultanstochter auf und nieder
Um die Abendzeit am Springbrunn,
Wo die weißen Wasser plätschern.

Täglich stand der junge Sklave
Um die Abendzeit am Springbrunn,
Wo die weißen Wasser plätschern;
Täglich ward er bleich und bleicher.

Eines Abends trat die Fürstin
Auf ihn zu mit raschen Worten:
Deinen Namen will ich wissen,
Deine Heimat, deine Sippschaft!

Und der Sklave sprach: Ich heiße
Mohammed, ich bin aus Yemen,
Und mein Stamm sind jene Asra,
Welche sterben, wenn sie lieben.

### 10. Für die Mouche. (Gekürzt.)

Es träumte mir von einer Sommernacht,
Wo bleich, verwittert, in des Mondes Glanze
Bauwerke lagen, Reste alter Pracht,
Ruinen aus der Zeit der Renaissance.

Es steht ein offner Marmorsarkophag
Ganz unverstümmelt unter den Ruinen,
Und gleichfalls unversehrt im Sarge lag
Ein toter Mann mit leidend sanften Mienen.

Karyatiden mit gerecktem Hals,
Sie scheinen mühsam ihn emporzuhalten.
An beiden Seiten sieht man ebenfalls
Viel basrelief gemeißelte Gestalten.

Die Gegensätze sind hier grell gepaart,
Des Griechen Lustsinn und der Gottgedanke
Judäas! Und in Arabeskenart
Um beide schlingt der Efeu seine Ranke.

Doch, wunderbar! Derweilen solcherlei
Bildwerke träumend ich betrachtet habe,
Wird plötzlich mir zu Sinn, ich selber sei
Der tote Mann im schönen Marmorgrabe.

Zu Häupten aber meiner Ruhestätt'
Stand eine Blume, rätselhaft gestaltet,
Die Blätter schwefelgelb und violett,
Doch wilder Liebreiz in der Blume waltet.

Das Volk nennt sie die Blum' der Passion
Und sagt, sie sei dem Schädelberg entsprossen,
Als man gekreuzigt hat den Gottessohn
Und dort sein welterlösend Blut geflossen.

Blutzeugnis, heißt es, gebe diese Blum',
Und alle Marterinstrumente, welche
Dem Henker dienten bei dem Martyrtum,
Sie trüge sie abkonterfeit im Kelche.

Solch eine Blum' an meinem Grabe stand,
Und über meinen Leichnam niederbeugend,
Wie Frauentrauer, küßt' sie mir die Hand,
Küßt' Stirne mir und Augen, trostlos schweigend. —

Du warst die Blume, du geliebtes Kind,
An deinen Küssen mußt' ich dich erkennen.
So zärtlich keine Blumenlippen sind,
So feurig keine Blumentränen brennen!

Geschlossen war mein Aug', doch angeblickt
Hat meine Seel' beständig dein Gesichte,
Du sahst mich an, beseligt und verzückt,
Und geisterhaft beglänzt vom Mondenlichte.

Wir sprachen nicht, jedoch mein Herz vernahm,
Was du verschwiegen dachtest im Gemüte —
Das ausgesprochne Wort ist ohne Scham,
Das Schweigen ist der Liebe keusche Blüte.

Lautloses Zwiegespräch! man glaubt es kaum,
Wie bei dem stummen, zärtlichen Geplauder
So schnell die Zeit verstreicht im schönen Traum
Der Sommernacht, gewebt aus Lust und Schauder.

Ich weiß es nicht, wie lange ich genoß
In meiner schlummerkühlen Marmortruhe
Den schönen Freudentraum. Ach, es zerfloß
Die Wonne meiner ungestörten Ruhe!

O Tod! mit deiner Grabesstille, du,
Nur du kannst uns die beste Wollust geben;
Den Kampf der Leidenschaft, Lust ohne Ruh'
Gibt uns für Glück das albern rohe Leben!

Doch wehe mir! es schwand die Seligkeit,
Als draußen plötzlich sich ein Lärm erhoben;
Es war ein scheltend, stampfend wüster Streit,
Ach, meine Blum' verscheuchte dieses Toben.

Ja, draußen sich erhob mit wildem Grimm
Ein Zanken, ein Gekeife, ein Gekläffe.
Ich glaubte zu erkennen manche Stimm' —
Es waren meines Grabmals Basreliefse.

Spukt in dem Stein der alte Glaubenswahn?
Und disputieren diese Marmorschemen?
Der Schreckensruf des wilden Waldgotts Pan,
Wetteifernd wild mit Mosis Anathemen!

O, dieser Streit wird enden nimmermehr,
Stets wird die Wahrheit hadern mit dem Schönen,
Stets wird geschieden sein der Menschheit Heer
In zwei Partei'n: Barbaren und Hellenen.

### 11. Wo?

Wo wird einst des Wandermüden
Letzte Ruhestätte sein?
Unter Palmen in dem Süden?
Unter Linden an dem Rhein?

Werd' ich wo in einer Wüste
Eingescharrt von fremder Hand?
Oder ruh' ich an der Küste
Eines Meeres in dem Sand?

Immerhin! Mich wird umgeben
Gottes Himmel dort wie hier,
Und als Totenlampen schweben
Nachts die Sterne über mir.

Typischere Vertreter des „Jungen Deutschland" als Heine, der sich selbst „den letzten und abgedankten Fabelkönig" der Romantik nennt, sind Gutzkow und Laube.

**Karl Gutzkow,** geb. 1811 in Berlin, gest. 1878 in Sachsenhausen (Frankfurt), war ein vielseitiger und anregender Geist. Er machte sich und seine Werke hauptsächlich zum Träger der neuen Ideen auf Kosten des künstlerischen Wertes. Seine Romane sind in ihrer in unendliche Breite gedehnten Form Muster seiner Theorie, aber für uns fast ungenießbar. „Wally die Zweiflerin" bewegte sich in David Strauß' Spuren; besser sind „Die Ritter vom Geist" und „Der Zauberer von Rom", die „weitläufige Welt- und Zeitbilder" geben. Auch in seinen Dramen hielt er mit Vorliebe „Reden zum Fenster hinaus", aber sie sind zum Teil noch heute bühnenwirksam. Bekannt wurde er vor allem durch sein Drama des „Judenschmerzes", wie er später spottete, „Uriel Acosta"

(Verherrlichung Spinozas auf dem Boden der jüdischen Gemeinde zu Amsterdam und Kampf der Aufklärung gegen die Autorität). Seine historischen Lustspiele sind unhistorisch, aber wirkungsvoll. Sie lehnen sich in ihrer Art an die historischen Intrigenstücke des Franzosen Scribe an (Le verre d'eau). Am besten ist: „Zopf und Schwert" (eine Charakteristik des Königs Friedrich Wilhelm I. und seines Hofes), schwächer „Das Urbild des Tartüffe" (eine literarische Komödie aus dem Leben Molières) und „Der Königsleutnant" (Graf Thorane und Goethe nach Goethes „Dichtung und Wahrheit").

**Heinrich Laube** (1806—1884) aus Sprottau in Schlesien, Theaterdirektor in Wien, hat, wie Gutzkow, heute vergessene Zeitromane geschrieben. Bekannt ist er durch seine ziemlich oberflächlichen Dramen „Die Karlsschüler" (Schillers Flucht aus dem militärischen Druck, eine Art Seitenstück zu Gutzkows „Königsleutnant") und „Graf Essex" (Darstellung des Verhältnisses zwischen der Königin Elisabeth von England und ihrem Günstling Essex).

Weitaus bedeutender als diese Dramatiker, ja geradezu genialisch veranlagt war **Christian Dietrich Grabbe** aus Detmold (1801—1836). Goethe wandte auf ihn und seine Zeitgenossen den Ausdruck „forciertes Talent" an. Er war im Leben und Dichten ein maß- und haltloser Stürmer, der an der Loderglut seines Innern verbrannte, wie ein Meteor aufzuckte und versank. Aber er hat Großes gewollt und neue Wege gewiesen, ohne auch nur ein Werk zu dauernder Bedeutung gestalten zu können. Immer wieder zeigt er in „Napoleon", „Hannibal", in „Don Juan und Faust" das Genie in tragischem Ringen mit der dumpf beharrenden Menge. In der Groteske „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung" (1822) machte er sich mit genialischen Luftsprüngen über die romantischen Komödien Tiecks und anderer lustig. Aber wo er lacht, da gellt es wie blutiger Hohn. Er hat bereits völlig mit dem Klassizismus gebrochen und bereitet den Weg des naturalistischen Dramas vor.

Noch weiter geht der früh verstorbene **Georg Büchner** (1813—1837), der in der Tragödie „Dantons Tod" jüngste Vergangenheit mit ungeheurer Wucht dramatisierte. Aber die neue Form zerfließt ihm noch zu losen Einzelbildern. Er hatte im Leben und Dichten viel gemein mit dem Stürmer und Dränger Reinh. Lenz (1751—1792), dessen Schicksal er in einem Novellenbruchstück tief einfühlend gestalten wollte.

## § 42. Die politischen Lyriker.

Als 1840 mit Friedrich Wilhelm IV. der „Romantiker auf dem Thron" zur Herrschaft kam, stiegen die Hoffnungen der „Patrioten" wieder hoch. Aber die Enttäuschung folgte bald. Vergebens suchte Bettina von Arnim in „Dies Buch gehört dem Könige" ihm nahezukommen. Da schlug die revolutionäre Welle höher auf und machte sich vor allem in der politischen Lyrik Luft. Am lautesten klang die Empörung aus den „Gedichten eines Lebendigen" des Stuttgarters

### a) Georg Herwegh (1817—1875),

der nach einer kläglich verlaufenen Unterredung mit Friedrich Wilhelm IV. verbannt wurde, an der Revolution von 1848 in Baden teil hatte, aber schmählich floh, so daß er nach einem bissigen Gedichte Heines von da ab

erledigt war. Seine Lieder sind voll wilder Glut, aber großenteils etwas marktschreierisch, wie seine berüchtigte „Arbeitermarseillaise“ (1864, „Mann der Tat, aufgewacht! Und erkenne deine Macht! Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will!“). Hier und da jedoch erreicht er unvergängliche Wirkungen, vor allem in seinem „Reiterlied“ („Die bange Nacht ist nun herum . . .“). Er starb als Sänger der Sozialdemokratie, in deren Sinne er auch nach dem Kriege von 1870/71 gegen die Monarchie wirkte.

### 1. Das Lied vom Hasse.

Wohlauf, wohlauf, über Berg und Fluß
Dem Morgenrot entgegen,
Dem treuen Weib den letzten Kuß
Und dann zum treuen Degen!
Bis unsre Hand in Asche stiebt,
Soll sie vom Schwert nicht lassen;
Wir haben lang genug geliebt
Und wollen endlich hassen!

Die Liebe kann uns helfen nicht,
Die Liebe nicht erretten;
Halt' du, o Haß, dein jüngst Gericht,
Brich du, o Haß, die Ketten!
Und wo es noch Tyrannen gibt,
Die laß uns keck erfassen;
Wir haben lang genug geliebt
Und wollen endlich hassen!

Wer noch ein Herz besitzt, dem soll's
Im Hasse nur sich rühren;
Allüberall ist dürres Holz,
Um unsre Glut zu schüren.
Die ihr der Freiheit noch verbliebt,
Singt durch die deutschen Straßen:
„Ihr habet lang genug geliebt,
O lernet endlich hassen!“

Bekämpfet sie ohn' Unterlaß,
Die Tyrannei auf Erden,
Und heiliger wird unser Haß,
Als unsre Liebe, werden.
Bis unsre Hand in Asche stiebt,
Soll sie vom Schwert nicht lassen;
Wir haben lang genug geliebt
Und wollen endlich hassen!

### 2. Ich möchte hingehn wie das Abendrot.

Ich möchte hingehn wie das Abendrot
Und wie der Tag in seinen letzten Gluten —
O leichter, sanfter, ungefühlter Tod! —
Mich in den Schoß des Ewigen verbluten.

Ich möchte hingehn wie der heitre Stern,
Im vollsten Glanz, in ungeschwächtem Blinken;
So stille und so schmerzlos möchte gern
Ich in des Himmels blaue Tiefen sinken.

Ich möchte hingehn wie der Blume Duft,
Der freudig sich dem schönen Kelch entringet
Und auf dem Fittich blütenschwangrer Luft
Als Weihrauch auf des Herren Altar schwinget.

Ich möchte hingehn wie der Tau im Tal,
Wenn durstig ihm des Morgens Feuer winken;
O wollte Gott, wie ihn der Sonnenstrahl,
Auch meine lebensmüde Seele trinken!

Ich möchte hingehn wie der bange Ton,
Der aus den Saiten einer Harfe dringet,
Und, kaum dem irdischen Metall entflohn,
Ein Wohllaut in des Schöpfers Brust erklinget.

Du wirst nicht hingehn wie das Abendrot,
Du wirst nicht stille wie der Stern versinken,
Du stirbst nicht einer Blume leichten Tod,
Kein Morgenstrahl wird deine Seele trinken.

Wohl wirst du hingehn, hingehn ohne Spur,
Doch wird das Elend deine Kraft erst schwächen,
Sanft stirbt es einzig sich in der Natur,
Das arme Menschenherz muß stückweis brechen.

Weit weniger ungebärdig sind Hoffmann und Freiligrath.

## b) Heinrich Hoffmann (1798—1874),

geb. am 2. April 1798, nach seinem Geburtsstädtchen Fallersleben unweit Braunschweig Hoffmann von Fallersleben genannt, bedeutender Germanist und Professor der deutschen Literatur zu Breslau. Er wurde 1842 wegen seiner „Unpolitischen Lieder", die scharfe Angriffe auf den Staat enthielten, aus Preußen ausgewiesen, kehrte aber 1848 zurück und starb zu Corvey bei Höxter a. d. Weser als Bibliothekar des Herzogs von Ratibor im Jahre 1874. Bedeutender als seine politischen Dichtungen sind seine volkstümlichen und vaterländischen Lieder und seine schlichten Kinderverse[1]. Allbekannt: „Deutschland, Deutschland über alles" (1841 auf der Insel Helgoland gedichtet), „Treue Liebe bis zum Grabe", „Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald".

Mein Vaterland. Kaiser Wilhelm. Das Lied der Deutschen. Morgenlied. Abendlied. Das Lied vom Monde. Wanderlied. Winters Flucht. Spiellust im Frühlinge. Bescheidenheit siegt. Herbstlied. Der Schneemann. Der Eislauf. — Heimkehr von Frankreich. Mein Lieben. Sonntag. Sehnsucht nach dem Frühling. Der Blümlein Antwort. — Der Husar von Anno 13. Das Ährenfeld. Der Mutter Grab. Heimat.

### 1. Der Volksdichter.

Ihr lieben Herrn, was forschet ihr,
Ob ich wohl sei ein Dichter?
Ich habe nichts für euch gemacht,
Ich habe nur ans Volk gedacht,
Das Volk nur ist mein Richter.

Und wie des Volkes Not und Pein
Mir ist ins Herz gedrungen,
So hab' ich, was ich sah und fand,
Zurück ins Volk, ins Vaterland
Auch wiederum gesungen.

Nun weiß von seiner Not und Pein
Das ganze Volk zu singen;
Es fragt nicht, ob es euch gefällt,
Es singet frei durch alle Welt,
Daß euch die Ohren klingen.

### 2. Wie ist das Leben reich an Leiden!

Wie ist das Leben reich an Leiden!
Die Freunde sterben oder scheiden,
Geboren werden, die uns neiden.
Wie ist das Leben reich an Plage!
Wie wenig sind der guten Tage!
Wann schweigt der Unmut, wann die Klage?

Wie ist das Leben reich an Zähren!
Oft will das Schicksal nichts gewähren
Als nur Verlieren und Entbehren.
O glücklich, wem noch Mut gegeben,
Nicht nur zu leben, um zu leben,
Auch gut zu sein und frei daneben.

[1] Zu den Schöpfern unserer schönsten Kinderlieder und Kindergeschichten (vgl. den Maler Ludwig Richter!) gehört auch der Danziger Maler Robert Reinick (1805—1852), befreundet mit Eichendorff und Chamisso, der in die klangreichen, melodischen Gedichte aus seinem „Liederbuch eines Malers", in die „Lieder und Fabeln für die Jugend" und in sein „ABC-Buch für große und kleine Kinder" allen Zauber einer lebensfrohen, frischen und naiven Kindesnatur hineinlegte (Deutscher Rat. Sonntags am Rhein. Sonntagsmorgen. Frühlingsglocken. Versuchung. Wie ist doch die Erde so schön. Sommerlied. Weihnachtsfest. Der Herbst. Der Faule. Der Hahn. Reimsprüche. — Sprüche. Sprichwörter).

### 3. Bundeszeichen.

Frei und unerschütterlich
Wachsen unsre Eichen;
Mit dem Schmuck der grünen Blätter
Stehn sie fest in Sturm und Wetter,
Wanken nicht, noch weichen.

Wie die Eichen himmelan
Trotz den Stürmen streben,
Wollen wir auch, ihnen gleich,
Frei und fest wie deutsche Eichen
Unser Haupt erheben.

Darum sei der Eichenbaum
Unser Bundeszeichen,
Daß in Taten und Gedanken
Wir nicht schwanken oder wanken,
Niemals mutlos weichen.

## c) Ferdinand Freiligrath (1810—1876),

geb. am 17. Juli 1810 zu Detmold, wurde zunächst Kaufmann in Soest und Amsterdam, dann Schriftsteller. Die Zeitverhältnisse führten den im Grunde konservativen Mann zur politischen Dichtung („Ein Glaubensbekenntnis" [1844], „Zwischen den Garben" [1849, reich an einzelnen Perlen], „Neuere politische und soziale Gedichte" [1849 und 1851] als Stimmungen des vierten Standes). Wegen politischer Umtriebe flüchtig geworden, lebte er in London, bis ihn die 1866 erlassene Amnestie und eine reiche Unterstützung seiner Freunde im Jahre 1868 zurückriefen. Ausgesöhnt mit den staatlichen Verhältnissen, stimmte er seine Leier für das geeinte Vaterland; er starb am 18. März 1876 in Cannstadt bei Stuttgart.

Mit Vorliebe schwelgt er in der glühenden Farbenpracht ferner, nie gesehener Länder, der Urwälder Amerikas, der Wüsten Afrikas und der tropischen Meere (vgl. „Löwenritt", „Gesicht des Reisenden", „Der Mohrenfürst", „Nebo", „Ammonium"). Dadurch überbietet er, an Viktor Hugo geschult, noch den Exotismus Chamissos und Lenaus. Daher auch seine bis zur Lächerlichkeit gesteigerte Vorliebe für Reime in klangvollen Fremdwörtern:

Und in Seide, bunt aus China,
Und in Tüchern aus Hoangho
Tanzt die schöne Juanina
Mit dem Bootsmann den Fandango.

Viele seiner Gedichte gehören zu den Lieblingen des Volkes; besonders die rein empfundenen Lieder wie „O lieb', solang du lieben kannst" und „Die Auswanderer", die trefflichen Balladen „Prinz Eugen, der edle Ritter" und „Der Blumen Rache" und die dem Kriege von 1870 geltenden letzten Gesänge des alternden Dichters („So wird es geschehen", „An Wolfgang im Felde", „Die Trompete von Gravelotte", „Hurra, Germania") werden unvergessen bleiben. Im „Glaubensbekenntnis" (1844), im Liederheft „Ça ira" (1846) und in den „Neuen politischen und sozialen Zeitgedichten" (1849, 1851) brachte er seine revolutionären Gedanken zum Ausdruck (vgl. „Von unten auf", das stürmisch prophetische „Wie man's macht", „Die Schlacht am Birkenbaum", dichterisch vielleicht das schönste, endlich das furchtbare Lied „Die Toten an die Lebendigen"). — Man rühmt vielfach auch seine freien Übersetzungen englischer und französischer Lieder; doch entsprechen sie unsrer Vorstellung von „Nachdichtungen" nur zum geringen Teile („Mein Herz ist im Hochland").

## 1. Am Baum der Menschheit.

Am Baum der Menschheit drängt sich Blüt' an Blüte,
Nach ew'gen Regeln wiegen sie sich drauf;
Wenn hier die eine matt und welk verglühte,
Springt dort die andre voll und prächtig auf.
Ein ewig Kommen und ein ewig Gehen,
Und nun und nimmer träger Stillestand!
Wir sehn sie auf-, wir sehn sie niederwehen,
Und jede Blüte ist ein Volk, ein Land!

Wir, die wir wandeln noch auf jungen Sohlen,
Sahn doch schon manche sterbend und geknickt.
Vom Steppengeier ward die Rose Polen
Vor unsern Augen wild und grimm zerpflückt!
Durchs Laub Hispanien ernst auf ihrem Gange
Stürmt die Geschichte — ob es fallen muß?
Ob nicht ein andres, morsch und faul schon lange,
Zerflatternd hinsaust übern Bosporus?

Doch neben diesen, die des Weltgeists Weben
Vom Aste schüttelt mit gewalt'ger Kraft,
Sehn wir ans Licht auch andre Triebe streben,
Helläugig, freudig, voll von jungem Saft.
O welch ein Sprossen, welch ein reich Entfalten!
O welch ein Drang in alt und neuem Holz!
Wie manche Knospe sahn auch wir sich spalten,
Wie manche platzen, laut und voll und stolz!

Der Knospe Deutschland auch, Gott sei gepriesen!
Regt sich's im Schoß! Dem Borsten scheint sie nah —
Frisch, wie sie Hermann auf den Weserwiesen,
Frisch, wie sie Luther von der Wartburg sah!
Ein alter Trieb! Doch immer mutig keimend,
Doch immer lechzend nach der Sonne Strahl, —
Doch immer Frühling, immer Freiheit träumend —
O wird die Knospe Blume nicht einmal?

Ja, voller Kelch! — Dafern man nur nicht hütet,
Was frei und freudig sich entwickeln muß!
Dafern man nicht, was die Natur gebietet,
Für Ranke nimmt und eitel wilden Schuß!
Dafern man zusieht, daß kein Meltau zehre
Tief an der Blätter edlem, zartem Kern!
Dafern den Bast man wegwirft und die Schere!
Dafern — ja nun, ich meine nur: Dafern!

Der du die Blume auseinanderfaltest,
O Hauch des Lenzes, weh' auch uns heran!
Der du der Völker heil'ge Knospen spaltest,
O Hauch der Freiheit, weh' auch diese an!
In ihrem tiefsten, stillsten Heiligtume,
O küß sie auf zu Duft und Glanz und Schein —
Herr Gott im Himmel, welche Wunderblume
Wird einst vor allen dieses Deutschland sein!

Am Baum der Menschheit drängt sich Blüt' an Blüte,
Nach ew'gen Regeln wiegen sie sich drauf;
Wenn hier die eine matt und welk verglühte,
Springt dort die andre voll und prächtig auf.
Ein ewig Kommen und ein ewig Gehen,
Und nun und nimmer träger Stillestand!
Wir sehn sie auf-, wir sehn sie niederwehen —
Und ihre Lose ruhn in Gottes Hand!

### 2. Requiescat!

Wer den wucht'gen Hammer schwingt;
Wer im Felde mäht die Ähren;
Wer ins Mark der Erde dringt,
Weib und Kinder zu ernähren;
Wer stroman den Nachen zieht;
Wer bei Woll' und Werk und Flachse
Hinterm Webestuhl sich müht,
Daß sein blonder Junge wachse: —

Jedem Ehre, jedem Preis!
Ehre jeder Hand voll Schwielen!
Ehre jedem Tropfen Schweiß,
Der in Hütten fällt und Mühlen!
Ehre jeder nassen Stirn
Hinterm Pfluge! — Doch auch dessen,
Der mit Schädel und mit Hirn
Hungernd pflügt, sei nicht vergessen!

Ob in enger Bücherei
Dunst und Moder ihn umstäube:
Ob er Sklav' der Messe sei,
Lieder oder Dramen schreibe;
Ob er um verruchten Lohn
Fremden Ungeschmack vertiere;
Ob er in gelehrter Fron
Griechisch und Latein doziere: —

Er auch ist ein Proletar!
Ihm auch heißt es: „Darbe, borge!"
Ihm auch bleicht das dunkle Haar,
Ihn auch hetzt ins Gras die Sorge!
Mit dem Zwange, mit der Not
Wie die andern muß er ringen,
Und der Kinder Schrei nach Brot
Lähmt auch ihm die freien Schwingen!

Manchen hab' ich so gekannt!
Nach den Wolken flog sein Streben: —
Tief im Staube von der Hand
In den Mund doch mußt' er leben!
Eingepfercht und eingedornt,
Ächzt' er zwischen Tür und Angel;
Der Bedarf hat ihn gespornt,
Und gepeitscht hat ihn der Mangel.

Also schrieb er Blatt auf Blatt,
Bleich und mit verhärmten Wangen,
Während draußen Blum' und Blatt
Sich im Morgenwinde schwangen.
Nachtigall und Drossel schlug,
Lerche sang und Habicht kreiste: —
Er hing über seinem Buch,
Tagelöhner mit dem Geiste!

Dennoch, ob sein Herz auch schrie,
Blieb er tapfer, blieb ergeben:
„Dieses auch ist Poesie,
Denn es ist das Menschenleben!"
Und wenn gar der Mut ihm sank,
Hielt er fest sich an dem einen:
„Meine Ehre wahrt' ich blank!
Was ich tu', ist für die Meinen!"

Endlich ließ ihn doch die Kraft!
Aus sein Ringen, aus sein Schaffen!
Nur zuweilen, fieberhaft,
Konnt' er noch empor sich raffen!
Nachts oft von der Muse Kuß
Fühlt er seine Schläfen pochen;
Frei dann flog der Genius,
Den des Tages Drang gebrochen!

Lang' jetzt ruht er unterm Rain,
Drauf im Gras die Winde wühlen;
Ohne Kreuz und ohne Stein
Schläft er aus auf seinen Pfühlen.
Notgeweinten Angesichts
Irrt sein Weib und irrt sein Samen —
Bettlerkinder erben nichts
Als des Vaters reinen Namen!

Ruhm und Ehre jedem Fleiß!
Ehre jeder Hand voll Schwielen!
Ehre jedem Tropfen Schweiß,
Der in Hütten fällt und Mühlen!
Ehre jeder nassen Stirn
Hinterm Pfluge! — Doch auch dessen,
Der mit Schädel und mit Hirn
Hungernd pflügt, sei nicht vergessen!

Auch der Sachse Julius Mosen (aus Marieney im Vogtland, 1803—1867) huldigte vorübergehend der Tendenzpoesie, schuf aber auch so reine Dichtungen wie „Hofers Tod", „Der Trompeter an der Katzbach", „Der Kreuzschnabel".

Politische Lyriker sind ferner Franz Dingelstedt (1814—1881) mit seinen „Liedern eines kosmopolitischen Nachtwächters", Karl Beck (1817—1879) mit seinen „Gepanzerten Liedern", Robert Prutz (1817—1872) mit seinem witzig-satirischen Lustspiel „Die politische Wochenstube" und

Gottfried Kinkel, geb. 1815 zu Oberkassel bei Bonn, bekannt besonders dadurch, daß Karl Schurz (der spätere nordamerikanische Minister, gest. 1906 in New York) ihn 1850 aus dem Spandauer Gefängnis befreite. 1866 erhielt er einen Ruf als Professor der Kunstgeschichte und Archäologie an das Polytechnikum in Zürich, wo er 1882 starb. Er war, wenn wir von den politischen Gedichten absehen, eine phantasiereiche Dichternatur, besonders für die poetische Erzählung und Beschreibung angelegt („Scipio", „Cäsar", „Petrus", „Ein geistlich Abendlied", „Abendstille"). Er ist der Verfasser des vielgelesenen, eine rheinische Geschichte behandelnden, romantischen Epos „Otto der Schütz", das immer noch als ein beachtenswertes Stück Dichterarbeit gelten kann, bis auf „die allzu süße Innig-Minnig-Sinnigkeit der Heldin". Seine reifste Leistung und von kräftigerem Stoff ist das interessante Epos „Der Grobschmied von Antwerpen".

Als aristokratischer Poet steht diesen Demokraten gegenüber der schlesische Graf

## d) Moritz von Strachwitz,

geb. am 13. März 1822 auf Peterwitz bei Frankenstein, gest. zu Wien am 11. Dezember 1847, in den „Liedern eines Erwachenden" und in seinen „Neuen Gedichten", ein hochbegabter, auch in der Form ausgezeichneter Dichter, der indes leider nicht über die wilde, herausfordernde, noch etwas unreife Begeisterung der Jugend hinaus und zur Klärung gelangt ist, von dem wir aber in den kurzen 25 Jahren seines Lebens auch andere als politische Lieder ersten Ranges erhalten haben („Der Strom": Tief in waldgrüner Nacht). Unter den erzählenden Balladen, die gern nordische Stoffe behandeln, ist keine vollendeter als „Das Herz von Douglas". Von den Stimmungsballaden gebührt der Preis dem „Gefangenen Admiral". Bekannt sind auch „Ein Faustschlag" und „Helges Treue".

### 1. Der gordische Knoten.

Ihr rüttelt an dem Königspalast
Mit unverdrossenem Mute,
Ihr baut ein neues Haus mit Hast
Und schreit zum Kitt nach Blute.
Doch ist es fertig, das neue Haus,
Nach manchem saueren Tage,
Der Bonaparte bleibt nicht aus,
Der's stürzt mit einem Schlage.

Die Arme gekreuzt, gewaltig und stumm,
So wird er vor euch stehen,
Ihr aber zieht den Buckel krumm
Und traget seine Livreen.
Und schlachten laßt ihr euch gern und froh
Mit dienstergebener Miene
Und denket: Besser in Waterloo
Als unter der Guillotine! —

So kommt es, ihr Männer des ewigen Nein,
So kommt's, ihr Tyrannenvertreiber,
Es wird eine Zeit der Helden sein
Nach der Zeit der Schreier und Schreiber.
Bis dahin webt mit Fleiß und List
Eure Schlingen ineinander;
Wenn der gordische Knoten fertig ist,
Schickt Gott den Alexander.

## 2. Das Herz von Douglas.

„Graf Douglas, presse den Helm ins Haar,
Gürt' um dein lichtblau Schwert,
Schnall an dein schärfstes Sporenpaar
Und sattle dein schnellstes Pferd!

Der Totenwurm pickt in Scones Saal,
Ganz Schottland hört ihn hämmern,
König Robert liegt in Todesqual,
Sieht nimmer den Morgen dämmern!" —

Sie ritten vierzig Meilen fast
Und sprachen Worte nicht vier,
Und als sie kamen vor Königs Palast,
Da blutete Sporn und Tier.

König Robert lag im Norderturn,
Sein Auge begann zu zittern:
„Ich höre das Schwert von Bannockburn
Auf der Treppe rasseln und schüttern! —

Ha! Gottwillkomm, mein tapfrer Lord!
Es geht mit mir zu End',
Und du sollst hören mein letztes Wort
Und schreiben mein Testament!

Es war am Tag von Bannockburn,
Da aufging Schottlands Stern,
Es war am Tag von Bannockburn,
Da schwur ich's Gott dem Herrn:

Ich schwur, wenn der Sieg mir sei verliehn
Und fest mein Diadem,
Mit tausend Lanzen wollt' ich ziehn
Hin gen Jerusalem.

Der Schwur wird falsch, mein Herz steht still,
Es brach in Müh' und Streit;
Es hat, wer Schottland bändigen will,
Zum Pilgern wenig Zeit.

Du aber, wenn mein Wort verhallt
Und aus ist Stolz und Schmerz,
Sollst schneiden aus meiner Brust alsbald
Mein schlachtenmüdes Herz.

Du sollst es hüllen in roten Samt
Und schließen in gelbes Gold,
Und es sei, wenn gelesen mein Totenamt,
Im Banner das Kreuz entrollt.

Und nehmen sollst du tausend Pferd'
Und tausend Helden frei
Und geleiten mein Herz in des Heilands Erd',
Damit es ruhig sei!"

* * *

„Nun vorwärts, Angus und Lothian,
Laßt flattern den Busch vom Haupt!
Der Douglas hat des Königs Herz;
Wer ist es, der's ihm raubt?

Mit den Schwertern schneidet die Taue ab,
Alle Segel in die Höh'!
Der König fährt in das schwarze Grab
Und wir in die schwarzblaue See!"

Sie fuhren Tage neunzig und neun,
Gen Ost war der Wind gewandt,
Und bei dem hundertsten Morgenschein,
Da stießen sie an das Land.

Sie ritten über die Wüste gelb,
Wie im Tale blitzt der Fluß,
Die Sonne stach durchs Helmgewölb'
Als wie ein Bogenschuß.

Und die Wüste war still, und kein Lufthauch blies,
Und schlaff hing Schärpe und Fahn',
Da flog in Wolken der stäubende Kies,
Draus flimmernde Spitzen sahn.

Und die Wüste ward voll, und die Luft erscholl,
Und es hob sich Wolk' an Wolk',
Aus jeder berstenden Wolke quoll
Speerwerfendes Reitervolk.

Zehntausend Lanzen funkelten rechts,
Zehntausend schimmerten links. —
„Allah, il Allah!" scholl es rechts,
„Il Allah!" scholl es links. —

Der Douglas zog die Zügel an,
Und still stand Herr und Knecht:
„Beim heiligen Kreuz und Sankt Alban,
Das gibt ein grimmig Gefecht!"

Eine Kette von Gold um den Hals ihm hing,
Dreimal um ging sie rund,
Eine Kapsel an der Kette hing,
Die zog er an den Mund:

„Du bist mir immer gegangen voran,
O Herz! bei Tag und Nacht.
Drum sollst du auch heut', wie du stets getan,
Vorangehn in die Schlacht.

Und verlasse der Herr mich drüben nicht,
Wie ich hier dir treu verblieb,
Und gönne mir noch auf das Heidengezücht
Einen christlichen Schwerteshieb!"

Er warf den Schild auf die linke Seit'
Und band den Helm herauf,
Und als zum Würgen er saß bereit,
In den Bügeln stand er auf:

„Wer dies Geschmeid' mir wieder schafft,
Des Tages Ruhm sei *sein*!"
Da warf er das Herz mit aller Kraft
In die Feinde mitten hinein.

Sie schlugen das Kreuz mit dem linken Daum',
Die Rechte den Schaft legt' ein,
Die Schilde zurück und los den Zaum!
Und sie ritten drauf und drein. —

Und es war ein Stoß, und es war eine Flucht
Und rasender Tod rundum,
Und die Sonne versank in die Meeresbucht,
Und die Wüste war wieder stumm.

Und der Stolz des Ostens, er lag gefällt,
Im meilenweiten Kreis,
Und der Sand ward rot auf dem Leichenfeld,
Der nie mehr wurde weiß.

Von den Heiden allen durch Gottes Huld
Entrann nicht Mann noch Pferd,
Kurz ist die schottische Geduld
Und lang ein schottisch Schwert!

Doch wo am dichsten ringsumher
Die Feinde lagen im Sand,
Da hatte ein falscher Heidenspeer
Dem Grafen das Herz durchrannt.

Und er schlief mit klaffendem Kettenhemd,
Längst aus war Stolz und Schmerz;
Doch unter dem Schilde festgeklemmt
Lag König Roberts Herz.

## § 43. Die österreichischen Dichter.

### a) Nikolaus Lenau. (1802—1850.)

Nicht Modesache, sondern tief erlebt war die Melancholie des Weltschmerzes bei dem innerlich zerrissenen Nik. Lenau, den schon die deutsch-magyarisch-slavische Blutmischung mit jener Unruhe erfüllte, die ihn, „unbefriedigt jeden Augenblick", zuletzt scheitern ließ.

Nikolaus Lenau, mit wahrem Namen Nikolaus Niembsch Edler von Strehlenau, wurde geboren 1802 in Csatád bei Temesvar in Ungarn. Das Leben im Vaterhause war unerquicklich. Seine bald zur Witwe gewordene Mutter verzog den heißgeliebten Sohn. In seinen Studentenjahren verlor er seinen katholischen Glauben, ohne je die Sehnsucht nach dem Frieden der Religion zu verlieren. Haltlos schwankte er dann in ständigem Berufswechsel durchs Leben. Eine Reise nach Amerika enttäuschte den „Europamüden" aufs bitterste. Zuletzt riß eine unglückliche Liebesleidenschaft so hart an seiner Seele, daß er, „von Lüsten und Reue zerrissen die Brust", 1844 in Wahnsinn verfiel, aus dem erst sechs Jahre später der Tod ihn erlöste.

Lenau war Gegner der Romantik und hatte doch eine seelische Verwandtschaft mit ihr. Ja, er hat den Exotismus am vollendetsten entwickelt. Aber auch die Natur seiner Heimat, schwermütig und lockend wie ein Zigeunerlied, hat er in seiner Lyrik aufs tiefste beseelt. Freilich wird er da in der angespannten Beobachtung jedes Einzelzuges zum realistischen Künstler. Die Melancholie der Steppe, die düsteren Stimmungen in den „Schilfliedern" wie die österreichische Alpenwelt, das Meer und die Landschaft der schönen Fremde werden lebendig. Aber schon in diese Naturlyrik klingt die Note der Todessehnsucht und der seelischen Zerrissenheit, die er wie kein zweiter besungen hat. Vergebens sucht er in der Musik Erlösung. Nichts kann seine Qual stillen.

Auch als Epiker hat er sich versucht, ohne jemals sich dabei von dem Einfluß des Lyrischen freimachen zu können. Am wenigsten gelungen sind die „Albigenser", die, von Kirchenhaß erfüllt, Hegelsche Ideen verkünden. Auch der „Savonarola", der düstere Weltflucht predigt, ist allzusehr verschwommen. Im episch-dramatischen „Ewigen Juden" und im „Faust" sucht er vergebens Gegenstücke zu Goethe zu geben. Bei allen Schönheiten im einzelnen und bei aller genialischen Größe bleiben diese Werke doch nur eine Darstellung seiner eigenen, ohnmächtig gegen das Leben ringenden Dichterseele.

An den Frühling. Primula veris. Herbstklage. — Der Postillon. An mein Vaterland.

### 1. An die Melancholie.

Du geleitest mich durchs Leben,
Sinnende Melancholie!
Mag mein Stern sich strahlend heben,
Mag er sinken — weichest nie!

Führst mich oft in Felsenklüfte,
Wo der Adler einsam haust,
Tannen starren in die Lüfte
Und der Waldstrom donnernd braust.

Meiner Toten dann gedenk' ich,
Wild hervor die Träne bricht,
Und an deinen Busen senk' ich
Mein umnachtet Angesicht.

### 2. Bitte.

Weil auf mir, du dunkles Auge,
Übe deine ganze Macht,
Ernste, milde, träumerische,
Unergründlich süße Nacht!

Nimm mit deinem Zauberdunkel
Diese Welt von hinnen mir,
Daß du über meinem Leben
Einsam schwebest für und für.

### 3. Schilflieder.

I.

Drüben geht die Sonne scheiden,
Und der müde Tag entschlief.
Niederhangen hier die Weiden
In den Teich, so still, so tief.

Und ich muß mein Liebstes meiden:
Quill, o Träne, quill hervor!
Traurig säuseln hier die Weiden,
Und im Winde bebt das Rohr.

In mein stilles, tiefes Leiden
Strahlst du, Ferne! hell und mild,
Wie durch Binsen hier und Weiden
Strahlt des Abendsternes Bild.

II.

Auf dem Teich, dem regungslosen,
Weilt des Mondes holder Glanz,
Flechtend seine bleichen Rosen
In des Schilfes grünen Kranz.

Hirsche wandeln dort am Hügel,
Blicken in die Nacht empor;
Manchmal regt sich das Geflügel
Träumerisch im tiefen Rohr.

Weinend muß mein Blick sich senken;
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken
Wie ein stilles Nachtgebet!

### 4. Liebesfeier.

An ihren bunten Liedern klettert
Die Lerche selig in die Luft;
Ein Jubelchor von Sängern schmettert
Im Walde, voller Blüt' und Duft.

Da sind, soweit die Blicke gleiten,
Altäre festlich aufgebaut,
Und all die tausend Herzen läuten
Zur Liebesfeier dringend laut.

Der Lenz hat Rosen angezündet
An Leuchtern von Smaragd im Dom,
Und jede Seele schwillt und mündet
Hinüber in den Opferstrom.

### 5. Herbstgefühl.

Der Buchenwald ist herbstlich schon gerötet,
So wie ein Kranker, der sich neigt zum Sterben,
Wenn flüchtig noch sich seine Wangen färben;
Doch Rosen sind's, wobei kein Lied mehr flötet.

Das Bächlein zieht und rieselt, kaum zu hören,
Das Tal hinab, und seine Wellen gleiten,
Wie durch das Sterbgemach die Freunde schreiten,
Den letzten Traum des Lebens nicht zu stören.

Ein trüber Wandrer findet hier Genossen;
Es ist Natur, der auch die Freuden schwanden,
Mit seiner ganzen Schwermut einverstanden,
Er ist in ihre Klagen eingeschlossen.

### 6. Winternacht.

Vor Kälte ist die Luft erstarrt,
Es kracht der Schnee von meinen Tritten,
Es dampft mein Hauch, es klirrt mein Bart;
Nur fort, nur immer fort geschritten!

Wie feierlich die Gegend schweigt!
Der Mond bescheint die alten Fichten,
Die, sehnsuchtsvoll zum Tod geneigt,
Den Zweig zurück zur Erde richten.

Frost! friere mir ins Herz hinein,
Tief in das heißbewegte, wilde!
Daß einmal Ruh' mag drinnen sein,
Wie hier im nächtlichen Gefilde!

### 7. Nächtliche Wanderung.

Die Nacht ist finster, schwül und bang,
Der Wind im Walde tost;
Ich wandre fort die Nacht entlang
Und finde keinen Trost.

Und mir zur Seite, engelmild,
Und, ach! so schmerzlich traut,
Zieht mein Geleite hin, das Bild
Von meiner toten Braut.

Ihr bleiches Antlitz bittet mich,
Was mich ihr süßer Mund
So zärtlich bat und feierlich
In ihrer Sterbestund':

„Bezwinge fromm die Todeslust,
Die dir im Auge starrt,
Wenn man mich bald von deiner Brust
Fortreißet und verscharrt!"

Da unten braust der wilde Bach,
Führt reichen, frischen Tod,
Die Wogen rufen laut mir nach:
„Komm, komm und trinke Tod!"

Das klingt so lieblich wie Musik,
Wird wo ein Paar getraut:
Doch zieht vom Sprunge mich zurück
Das Wort der toten Braut.

Stets finstrer wird der Wolkendrang,
Der Sturm im Walde brüllt,
Und ferne hebt sich Donnerklang,
Der immer stärker schwillt.

O, schlängle dich, du Wetterstrahl,
Herab, ein Faden mir,
Der aus dem Labyrinth der Qual
Hinaus mich führt zu ihr!

### 8. Die drei Zigeuner.

Drei Zigeuner fand ich einmal
Liegen an einer Weide,
Als mein Fuhrwerk mit müder Qual
Schlich durch sandige Heide.

Hielt der eine für sich allein
In den Händen die Fiedel,
Spielte, umglüht vom Abendschein,
Sich ein feuriges Liedel.

Hielt der zweite die Pfeif' im Mund,
Blickte nach seinem Rauche,
Froh, als ob er vom Erdenrund
Nichts zum Glück mehr brauche.

Und der dritte behaglich schlief,
Und sein Zimbal am Baum hing,
Über die Saiten der Windhauch lief,
Über sein Herz ein Traum ging.

An den Kleidern trugen die drei
Löcher und bunte Flicken,
Aber sie boten trotzig frei
Spott den Erdengeschicken.

Dreifach haben sie mir gezeigt,
Wenn das Leben uns nachtet,
Wie man's verraucht, verschläft, vergeigt
Und es dreimal verachtet.

Nach den Zigeunern lang noch schaun
Mußt' ich im Weiterfahren,
Nach den Gesichtern dunkelbraun,
Den schwarzlockigen Haaren.

### 9. Der Nachtwind hat in den Bäumen.

Der Nachtwind hat in den Bäumen
Sein Rauschen eingestellt,
Die Vögel sitzen und träumen
Am Aste traut gesellt.

Die ferne, schmächtige Quelle,
Weil alles andre ruht,
Läßt hörbar nun Welle auf Welle
Hinflüstern ihre Flut.

Und wenn die Nähe verklungen,
Dann kommen an die Reih'
Die leisen Erinnerungen,
Und weinen fern vorbei.

Daß alles vorübersterbe,
Ist alt und allbekannt;
Doch diese Wehmut, die herbe,
Hat niemand noch gebannt.

### 10. Welke Rose.

In einem Buche blätternd fand
Ich eine Rose welk, zerdrückt,
Und weiß auch nicht mehr, wessen Hand
Sie einst für mich gepflückt.

Ach, mehr und mehr im Abendhauch
Verweht Erinnrung; bald zerstiebt
Mein Erdenlos, dann weiß ich auch
Nicht mehr, wer mich geliebt.

### 11. Aus!

Ob jeder Freude sah ich schweben
Den Geier bald, der sie bedroht;
Was ich geliebt, gesucht im Leben,
Es ist verloren oder tot.

Fort riß der Tod in seinem Grimme
Von meinem Glück die letzte Spur;
Das Menschenherz hat keine Stimme
Im finstern Rate der Natur.

Ich will nicht länger töricht haschen
Nach trüber Fluten hellem Schaum,
Hab' aus den Augen nur gewaschen
Mit Tränen scharf den letzten Traum.

## b) Anastasius Grün. (1806—1876.)

Anastasius Grün (Anton Alexander Graf von Auersperg), geb. 1806 zu Laibach, wurde 1848 Mitglied der deutschen Nationalversammlung, später Mitglied des Herrenhauses in Wien und starb 1876 zu Graz. Furchtlos und mächtig erhob er seine Stimme gegen den Druck des Ministers Metternich für politische Freiheit in freilich schon vergessenen Liedern. Seine Sprache ist kühn und glänzend, aber infolge einer übermäßigen Häufung von Bildern nicht ganz frei von Schwulst. Im Grunde des Herzens ist er Romantiker. Außer Gedichten, unter denen die „Spaziergänge eines Wiener Poeten" (1831), lyrische Dichtungen politischen Inhaltes, zu bemerken sind, ist bekannt sein Romanzenzyklus „Der letzte Ritter", in dem er den ritterlichen Kaiser Maximilian I. im Nibelungenversmaß verherrlicht.

Deutscher Brauch. Zwei Heimgekehrte. Mannestränen. Der letzte Dichter.

### 1. Das Blatt im Buche.

Ich hab' eine alte Muhme,
Die ein altes Büchlein hat;
Es liegt in dem alten Buche
Ein altes dürres Blatt.

So dürr sind wohl auch die Hände,
Die einst im Lenz ihr's gepflückt.
Was mag doch die Alte haben?
Sie weint, so oft sie's erblickt.

### 2. Der Ring.

Ich saß auf einem Berge
Gar fern dem Heimatland,
Tief unter mir Hügelreihen,
Talgründe, Saatenland.

In stillen Träumen zog ich
Den Ring vom Finger ab,
Den sie, ein Pfand der Liebe,
Beim Lebewohl mir gab.

Ich hielt ihn vor das Auge,
Wie man ein Fernrohr hält,
Und guckte durch das Reifchen
Hernieder auf die Welt.

Ei, lustig grüne Berge
Und goldnes Saatgefild,
Zu solchem schönen Rahmen
Fürwahr ein schönes Bild!

Hier schmucke Häuschen schimmernd
Am grünen Bergeshang,
Dort Sicheln und Sensen blitzend
Die reiche Flur entlang!

Und weiterhin die Ebne,
Die stolz der Strom durchzieht;
Und fern die blauen Berge,
Grenzwächter von Granit.

Und Städte mit blanken Kuppeln
Und grünes Wälderreich,
Und Wolken, ziehend zur Ferne,
Wohl meiner Sehnsucht gleich!

Die Erde und den Himmel,
Die Menschen und ihr Land,
Dies alles hielt als Rahmen
Mein goldner Reif umspannt.

O schönes Bild, zu sehen,
Vom Ring der Lieb' umspannt,
Die Erde und den Himmel,
Die Menschen und ihr Land!

### 3. Man schreibt auf manchen Stein.

Man schreibt auf manchen Stein:
„Er hatte keinen Feind!"
Als Lobspruch ist's gemeint,
Doch schließt's viel Schlimmes ein:

Es klänge just so gut:
Ihm fehlte Herz und Blut,
Er ließ wie Kies sich treten,
Er ließ wie Ton sich kneten,
Sein Aug' war blind dem Lichte,
Sein Mund war stumm für Wichte.

O raubt mir nicht am Grabe
Noch meine beste Habe:
Die Feinde, deren Zorn
Mein Schmuck, mein Stolz, mein Sporn;
Von jenem Worte rein
Laßt meinen Stein.

### c) Joseph von Zedlitz. (1790–1862.)

Joseph Freiherr von Zedlitz (geb. 1790 auf dem Schlosse Johannisberg im österreichischen Schlesien, Kämpfer in der Schlacht bei Aspern, später kaiserlicher Kammerherr, starb zu Wien 1862) ist bekannt durch Lieder, Balladen („Die nächtliche Heerschau", „Das Geisterschiff") und durch seine „Totenkränze", einen Zyklus schwermütiger, formschöner Elegien.

#### Die Worte des Koran.

Emir Hassan, Enkel des Propheten,
Faltet seine Hände, um zu beten,
Setzt sich auf den Teppich dann im Saale
Nieder, um zu kosten von dem Mahle. —

Und ein Sklave trägt vor ihm die Speise,
Und er schüttet ungeschickterweise
Von der Schüssel Inhalt, daß die Seide
Wird befleckt auf des Emirs Kleide.

Und der Sklave wirft sich auf die Erde
Und beginnt mit ängstlicher Gebärde:
Herr! Des Paradieses Freuden teilen,
Die ihr Zürnen zu bemeistern eilen.

„Nun, ich zürne nicht!" antwortet heiter
Hassan, und der Sklav' versetzte weiter:
Doch noch mehr belohnt wird, wer Verzeihen
Dem Beleidiger läßt angedeihen! —

„Ich verzeihe!" So des Emirs Worte.
Doch geschrieben steht am selben Orte,
Sprach der Sklave, daß am höchsten thronen
Soll, wer Böses wird mit Gutem lohnen! —

„Deine Freiheit will ich dir gewähren
Und dies Gold hier, das Gebot zu ehren;
Mög' es nie geschehn, daß die Gesetze
Des Propheten Gottes ich verletze!"

### d) Robert Hamerling (1830–1889),

geb. 1830 zu Kirchberg in Niederösterreich, Gymnasiallehrer in Wien, Graz und Triest, gest. nach mehr als dreißigjährigem schweren Leiden 1889 in Graz, schrieb die Epen „Ahasver in Rom" (in fünffüßigen Jamben), darstellend den ewigen Juden Ahasver unter dem lüsternen Kaiser Nero; „König von Sion" (in Hexametern), schildernd die Herrschaft der Wiedertäufer in Münster im Jahre 1534–1535 und Leben und Ende ihres Königs Johann von Leiden; „Homunkulus", enthaltend eine scharfe Satire gegen den Materialismus der modernen Menschheit. In seinen früheren Dichtungen „Venus im Exil", „Sinnen und Minnen" (1860) hält er sich nicht frei von Sinnlichem und Lüsternem, auch nicht in seinem späteren Roman „Aspasia". Sein Revolutionsdrama „Danton und Robespierre" (1876) ist in lehrhafter Darstellung mehr ein dramatisiertes Epos. Seine Schilderung ist farbenprächtig und reich an glänzenden Bildern, enthält aber überflüssige Breite und viel tönenden Wortschall, der das Gemüt nicht ergreift.

Auch zu unsren großen Lyrikern gehört er nicht; es gibt kein einziges Lied von ihm, das sich neben unsrer klassischen neuen Lyrik behaupten kann. Selbst in seinem „Vaterlandsliede" und im „Schwanenliede der Romantik" ist „viel wohltönende Beredsamkeit, auch edelste Gesinnung, aber leider kein lyrischer Goldton".

---

Noch nicht ganz vergessen sind einige bescheidene Dichter Österreichs, deren kleine Verserzählungen zum eisernen Bestand unserer Schullesebücher gehören, so Karl Egon Ebert aus Prag (1801—1882); vgl. „Frau Hitt", „Schwerting der Sachsenherzog", „Waldlied"; Johann Nepomuk Vogl (1802 bis 1866); vgl. „Blumenparade", „Ein Friedhofsgang", „Das Erkennen", „Gruß an das Vaterland", „Die Sieger", „Heinrich der Vogler", „Der Mönch zu Pisa", und Johann Gabriel Seidl aus Wien (1804—1875); vgl. „Gott ist groß", „Der tote Soldat", „Hans Euler", „Vogelweide", „Der König und der Landmann".

## § 44. Einzelerscheinungen der Zeit.

Nicht alle Dichter dieses Zeitraumes nähern sich den Tendenzen oder Empfindungen des „Jungen Deutschland". Manche wurzeln noch in der Vergangenheit oder bekämpfen sie, weisen wohl auch über ihre Mitstrebenden hinaus oder sind völlig unabhängig in ihrer Art. Hier sind zu nennen Platen, Droste-Hülshoff, Immermann, Jeremias Gotthelf, Auerbach und Alexis.

Gegner der Romantik wie des „Jungen Deutschland", seinem ganzen Wesen nach der Formschönheit des Klassizismus zugeneigt, war

### a) August Graf von Platen-Hallermünde. (1796—1835.)

Geb. 1796 zu Ansbach, kämpfte er als bayrischer Leutnant gegen Frankreich, studierte dann Philologie, lebte nach vielen Reisen in Rom und Neapel und starb, noch nicht vierzig Jahre alt, 1835 in Syrakus. Trotz seiner Abneigung gegen den Zeitgeist war auch er, allerdings aus anderen Gründen, ein innerlich zerrissener, unglücklicher Mensch; aber er paradierte nicht mit seinem Schmerz, sondern verbarg ihn nach seiner vornehmen Art, wie er auch in seiner Dichtung, zu ihrem Nachteile, das persönliche Gefühl nur beherrscht sprechen läßt. So wirkt er weniger durch Tiefe und Fülle der Phantasie und des Gemütes als durch formelle Meisterschaft, mit der er in glänzender Sprachkunst die schwierigsten metrischen, bald griechischen, bald italienischen, bald orientalischen Versmaße anwendet.

Den größten Wert legte er gerade dem mit der Sprache gewaltsam und willkürlich umgehenden Heine gegenüber auf unbedingte Reinheit der Reime.

Er schrieb nur wenige Lieder, meist Hymnen, Oden, Sonette, Epigramme, Eklogen, Idyllen. Meister ist er besonders in der schwierigen Form des orientalischen Ghasels. In die literarischen Kämpfe seiner Zeit griff er ein mit den satirischen Lustspielen „Die verhängnisvolle Gabel" und „Der romantische Ödipus". In dem ersten geißelt er in der Weise des Aristophanes die romantische Schule, namentlich ihren Auswuchs, die Schicksalstragödie. Die zweite richtet sich ebenfalls gegen die Romantik und vor allem

gegen Heine und Immermann, die beide die Antwort nicht schuldig blieben. Wenn Platens Poesie auch von männlicher und sittlicher Größe zeugt — betrachtete er doch den Dichterberuf als eine Verpflichtung zu höchster künstlerischer und sittlicher Arbeit —, so hat sie doch in ihrem etwas kühl vornehmen Wesen das Volk nicht recht zu erwärmen vermocht[1].

Das Grab im Busento. Klagelied Kaiser Ottos des Dritten. Der Pilgrim vor St. Just. Der Fischer auf Capri.

### 1. Wie rafft' ich mich auf.

Wie rafft' ich mich auf in der Nacht,
in der Nacht,
Und fühlte mich fürder gezogen!
Die Gassen verließ ich, vom Wächter bewacht,
Durchwandelte sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Das Tor mit dem gotischen Bogen.

Der Mühlbach rauschte durch felsigen Schacht,
Ich lehnte mich über die Brücke,
Tief unter mir nahm ich der Wogen in acht,
Die wallten so sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Doch wallte nicht eine zurücke.

Es drehte sich oben, unzählig entfacht,
Melodischer Wandel der Sterne,
Mit ihnen der Mond in beruhigter Pracht,
Sie funkelten sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Durch täuschend entlegene Ferne.

Ich blickte hinauf in der Nacht, in der Nacht,
Ich blickte hinunter aufs neue:
O wehe, wie hast du die Tage verbracht!
Nun stille du sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Im pochenden Herzen die Reue!

### 2. Tristan.

Wer die Schönheit angeschaut mit Augen,
Ist dem Tode schon anheimgegeben,
Wird für keinen Dienst auf Erden taugen,
Und doch wird er vor dem Tode beben,
Wer die Schönheit angeschaut mit Augen!

Ewig währt für ihn der Schmerz der Liebe,
Denn ein Tor nur kann auf Erden hoffen
Zu genügen einem solchen Triebe:
Wen der Pfeil des Schönen je getroffen,
Ewig währt für ihn der Schmerz der Liebe!

Ach, er möchte wie ein Quell versiechen,
Jedem Hauch der Luft ein Gift entsaugen
Und den Tod aus jeder Blume riechen:
Wer die Schönheit angeschaut mit Augen,
Ach, er möchte wie ein Quell versiechen!

### 3. Vergebt, daß alle meine Lieder klagen.

Vergebt, daß alle meine Lieder klagen
Und manche Träne diesen Blick umflort;
Auch ich, o glaubt mir! habe viel ertragen,
Das Schwert der Schmerzen hat auch mich durchbohrt.

Ihr könnt mich nur nach leichten Worten messen,
In diesen Busen konntet ihr nicht sehn:
Ach, jeder Schmerz ist nur ein Selbstvergessen,
Und jedes Lächeln kommt mich hoch zu stehn.

[1] Mit Platen, dem er in der Strenge der Form nachstrebt, schloß während seines Aufenthalts in Italien innige Freundschaft der sonst ganz selbständige Dichter August Kopisch, der Entdecker der blauen Grotte auf Capri (geb. 1799 in Breslau, gest. 1853 in Berlin), der für seine Gedichtsammlung „Allerlei Geister" Sagenstoffe, worin Elfen, Kobolde und Heinzelmännchen ihr Wesen treiben, oder humoristische Volksschwänke wählte. Vgl. Die Heinzelmännchen. Die Histörchen. Die Zwerge auf dem Baum. Des kleinen Volkes Überfahrt. — Das Ilefelder Nadelöhr. Frankfurt. Blücher am Rhein. — Gelimer. Der Schneiderjunge von Krippstedt. Der Klabautermann. Der Trompeter. Willegis.

### 4. Venedig.

Wie lieblich ist's, wenn sich der Tag verkühlet,
Hinauszusehn, wo Schiff und Gondel schweben,
Wenn die Lagune, ruhig, spiegeleben,
In sich verfließt, Venedig sanft umspület!

Ins Innre wieder dann gezogen fühlet
Das Auge sich, wo nach den Wolken streben
Palast und Kirche, wo ein lautes Leben
Auf allen Stufen des Rialto wühlet.

Ein frohes Völkchen lieber Müßiggänger,
Es schwärmt umher, es läßt durch nichts sich stören
Und stört auch niemals einen Grillenfänger.

Des Abends sammelt sich's zu ganzen Chören,
Denn auf dem Markusplatze will's den Sänger
Und den Erzähler auf der Riva hören.

### 5. Venedig.

Venedig liegt nur noch im Land der Träume
Und wirft nur Schatten her aus alten Tagen,
Es liegt der Leu der Republik erschlagen,
Und öde feiern seines Kerkers Räume.

Die ehrnen Hengste, die, durch salz'ge Schäume
Dahergeschleppt, auf jener Kirche ragen,
Nicht mehr dieselben sind sie, ach, sie tragen
Des korsikan'schen Überwinders Zäume[1].

Wo ist das Volk von Königen geblieben,
Das diese Marmorhäuser durfte bauen,
Die nun verfallen und gemach zerstieben?

Nur selten finden auf der Enkel Brauen
Der Ahnen große Züge sich geschrieben,
An Dogengräbern in den Stein gehauen.

### 6. Ghasele[2].

I.

Im Wasser wogt die Lilie, die blanke, hin und her,
Doch irrst du, Freund, sobald du sagst, sie schwanke hin und her.
Es wurzelt ja so fest ihr Fuß im tiefen Meeresgrund,
Ihr Haupt nur wiegt ein lieblicher Gedanke hin und her.

II.

Früh und viel zu frühe trat ich in die Zeit mit Ton und Klang,
Und sie konnte kaum empfinden, was dem Busen kaum entsprang,
Nicht den Geist, der scharf und sicher in des Lebens Auge blickt,
Nicht die zarten Klagelaute jener Seele voll Gesang.

---

[1] Im vierten Kreuzzuge (1204) wurden diese vier berühmten altgriechischen Erzrosse von Konstantinopel nach Venedig geschafft und dort auf dem Hauptportal des Markusdomes aufgestellt. 1797 entführte sie Napoleon nach Paris, von wo sie 1815 nach Venedig zurückkamen.

[2] Das Ghasel (arab. = Gespinst) ist ein lyrisches Gedicht von 4 bis 12 Doppelversen; der Endreim der ersten beiden Zeilen kehrt in der 4., 6., 8. usw. Zeile wieder.

Kalt und ahnungslos und schweigend, ja mit Hohn empfing sie mich,
Während sie um niedre Stirnen ihre schnöden Zweige schlang.
Mir indessen, dem's im Busen tatenschwanger wühlte, gor,
Diente selbst der Scherz als Maske, wenn ich tiefe Schmerzen sang.
Doch getrost! Vielleicht nach Jahren, wenn den Körper Erde deckt,
Wird mein Schatten glänzend wandeln dieses deutsche Volk entlang.

### 7. Epigramm.

Odyssee.

Dich zum Begleiter empfehl' ich dem Reisenden, aber vor allem,
Wenn des italischen Meeres hohes Gestad' er umschifft;
Wunder und doch Wahrheit, Ehrfurcht vor dem Göttlichen lern' er,
Lerne das Menschengemüt kennen und Menschengeschick.
Schönstes Gedicht! Nichts kommt dir gleich an Behagen und Anmut,
Unter den Neuen erschuf Ähnliches bloß Ariost[1].

### 8. Grabschrift.

Ich war ein Dichter und empfand die Schläge
Der bösen Zeit, in welcher ich entsprossen;
Doch schon als Jüngling hab' ich Ruhm genossen,
Und auf die Sprache drückt' ich mein Gepräge.

Die Kunst zu lernen, war ich nie zu träge;
Drum hab' ich neue Bahnen aufgeschlossen,
In Reim und Rhythmus meinen Geist ergossen,
Die dauernd sind, wofern ich recht erwäge.

Gesänge formt' ich aus verschiednen Stoffen,
Lustspiele sind und Märchen mir gelungen
In einem Stil, den keiner übertroffen,

Der ich der Ode zweiten Preis errungen
Und im Sonett des Lebens Schmerz und Hoffen
Und diesen Vers für meine Gruft gesungen.

Völlig unabhängig von Zeitströmungen, in kraftvoller Herbheit ganz auf sich gestellt, wie eine einsam aufgeblühte wundervolle Feldblume ist die aus altem katholischen Adelshause stammende größte deutsche Dichterin

## b) Annette Elisabeth Freiin von Droste-Hülshoff. (1797—1848.)

Sie wurde geboren am 10. Januar 1797 auf dem Gute Hülshoff bei Münster i. W, wo sie, gemeinsam mit ihren Brüdern unterrichtet und sorgfältig erzogen, durch ihr Aufwachsen halb im Freien einen Natursinn entwickelte, der zum Kern ihrer Dichtung gehört. Nach dem Tode ihres Vaters (1826) lebte sie meist einsam auf Rüschhaus, dem Witwensitz ihrer Mutter, und wegen zunehmender Kränklichkeit seit 1840 bei ihrem Schwager, dem Germanisten Freiherrn von Laßberg, auf Schloß Meersburg am Bodensee, wo sie am 24. Mai 1848 starb.

[1] Italienischer Dichter, 1474—1533, auf dessen Hauptwerk, das romantische Epos „Orlando Furioso", hier hingedeutet wird.

Annette wuchs als Dichterin ohne fremden Einfluß auf. Mit tief religiösem Gefühl und warmer Heimatliebe verbindet sie seltene Fähigkeit genauester Beobachtung und plastischer Gestaltung. Sie nimmt das Leben in der Natur mit angespanntesten Sinnen bis in seine leisesten Regungen auf und kommt so in der Kleinmalerei oft zu ähnlichen Schilderungen wie Stifter. Dabei steht ihr zur Darstellung ihrer Eindrücke und Empfindungen ein vielseitiger, aus dem Volkstum und leider auch aus fremden Sprachen bereicherter Wortschatz zur Verfügung. Die innerlich starke Melodik ihrer Verse fällt besonders auf, wenn sie auch mitunter etwas schwer und hart klingt. Bei all ihrer Herbheit besitzen ihre Dichtungen seltene Zartheit und Tiefe echt weiblicher Empfindung und den leuchtenden Adel reinster Gesinnung. So sagt ihr Freund und Biograph Levin Schücking von ihr: „Hier sind erhabene Schönheiten, große Gedanken, sibyllinische Bilder, geniale und kühne Fehler — kurz, hier ist eine Welt für sich: hier hat ein Geist gebaut und geschaffen, der, originell und eigensinnig, von der Alltäglichkeit abgewendet, seines Weges gegangen ist, der sich von niemand hat Regeln geben lassen."

Neu ist bei ihr ferner der starke „Erdgeruch der Scholle", die bodenständige, allem Kosmopolitismus ihrer Zeit ferne, echte Heimatkunst. In wundervollen Stimmungsbildern läßt sie uns die düstere Schönheit der münsterländischen Heide- und Moorlandschaft erleben. Aber auch das gerade dort heimische Gefühl des Schauerlichen und Gespensterhaften, wie es sonst die Romantik liebte, ist ihr nicht fremd und wirkt besonders in ihren Balladen unheimliche Lichter in dämmerndes Dunkel. Auch sie zeigen sprachgewaltige Gestaltungskraft und zeichnen mit packender Stärke auch historische Bilder. Ähnliches gilt von ihren längeren erzählenden Versdichtungen, unter denen besonders „Der spiritus familiaris des Roßtäuschers" hervorragt, in dem die alte Sage von dem Reichtum und Untergang bringenden „Galgenmännlein" mit Anklang an das Faustmotiv dargestellt wird. Bekannt ist auch ihr Epos aus dem Dreißigjährigen Kriege, das die Geschichte des „tollen Christian" erzählt: „Die Schlacht im Loener Bruch".

Ihr Tiefstes vielleicht hat sie in dem „Geistlichen Jahr" gegeben, in dessen Liedern sich die ganze Inbrunst ihres frommen Herzens, aber auch das Ringen ihrer Seele im Anschluß an das katholische Kirchenjahr ergreifend ausspricht. Daneben aber gelingen ihr auch gemütvolle Idyllen wie „Des alten Pfarrers Woche".

Voll kraftvoller Realistik ist die Dorfnovelle „Die Judenbuche", die in ihrer sachlichen Nüchternheit und ergreifenden Tragik mit Kleists „Kohlhaas" auf eine Stufe zu stellen ist. Die Dichterin zeigt mit unerbittlicher Folgerichtigkeit, wie Friedrich Menzel den Einflüssen der dörflichen Umgebung erliegt, einen Mord verübt und nach langen Jahren ein Opfer seines bösen Gewissens wird.

Junge Liebe. Das vierzehnjährige Herz. Die Lerche. Der Knabe im Moor. Das Haus in der Heide. Die beschränkte Frau. Der Geierpfiff. Am Feste der heiligen drei Könige.

### 1. Mein Beruf.

„Was meinem Kreise mich entrieb,
Der Kammer friedlichem Gelasse?"
Das fragt ihr mich, als sei, ein Dieb,
Ich eingebrochen am Parnasse.

So hört denn, hört, weil ihr gefragt:
Bei der Geburt bin ich geladen,
Mein Recht, so weit der Himmel tagt,
Und meine Macht von Gottes Gnaden.

### 2. Heidebild.

Es verrieselt, es verraucht,
Mählich aus der Wolke taucht
Neu hervor der Sonnennadel.
In den feinen Dunst die Fichte
Ihre grünen Dornen streckt,
Wie ein schönes Weib die Nadel
In den Spitzenschleier steckt;
Und die Heide steht im Lichte
Zahllos blanker Tropfen, die
Am Wacholder zittern, wie
Glasgehänge an dem Lüster.
Überm Grund geht ein Geflüster,
Jedes Kräutchen reckt sich auf,
Und in langgestrecktem Lauf,
Durch den Sand des Pfades eilend,
Blitzt das goldne Panzerhemd
Des Kuriers[1]; am Halme weilend
Streicht die Grille sich das Naß
Von der Flügel grünem Glas.
Grashalm glänzt wie eine Klinge,
Und die kleinen Schmetterlinge,
Blau, orange, gelb und weiß,
Jagen tummelnd sich im Kreis.
Alles Schimmer, alles Licht;
Bergwald mag und Welle nicht
Solche Farbentöne hegen
Wie die Heide nach dem Regen.

### 3. Die Krähen.

Heiß, heiß der Sonnenbrand
Drückt vom Zenith herunter,
Weit, weit der gelbe Sand
Zieht sein Gestäube drunter;
Nur wie ein grüner Strich
Am Horizont die Föhren;
Mich dünkt, man müßt' es hören,
Wenn nur ein Kanker[2] schlich.

Der blasse Äther siecht,
Ein Ruhen rings, ein Schweigen,
Dem matt das Ohr erliegt;
Nur an der Düne steigen
Zwei Fichten, dürr, ergraut,
Wie Trauernde am Grabe,
Wo einsam sich ein Rabe
Die rupp'gen Federn kraut.

Da zieht's in Westen schwer
Wie eine Wetterwolke,
Kreist um die Föhren her
Und fällt am Heidekolke;
Und wieder steigt es dann,
Es flattert und es ächzet,
Und immer näher krächzet
Das Galgenvolk heran.

Recht, wo der Sand sich dämmt,
Da lagert es am Hügel;
Es badet sich und schwemmt,
Stäubt Asche durch die Flügel,
Bis jede Feder grau;
Dann rasten sie im Bade
Und horchen der Suade
Der alten Krähenfrau,

Die sich im Sande reckt,
Das Bein lang ausgeschossen,
Ihr eines Aug' gefleckt,
Das andre ist geschlossen;
Zweihundert Jahr' und mehr
Gehetzt mit allen Hunden,
Schnarrt sie nun ihre Kunden
Dem jungen Volke her:

„Ja, ritterlich und kühn all sein Gebar![3]
Wenn er so herstolzierte vor der Schar
Und ließ sein bäumend Roß so drehn und schwenken,
Da mußt' ich immer an Sankt Görgen denken,
Den Wettermann, der — als am Schlot ich saß
Und ließ die Sonne mir den Rücken brennen —
Vom Wind getrillt mich schlug so hart, daß baß
Ich es dem alten Raben möchte gönnen,
Der dort von seiner Hopfenstange schaut,
Als sei ein Baum er und wir andern Kraut! —

[1] Buprestis, ein in allen Farben schimmernder Prachtkäfer, der sich im Heidekraut aufhält.
[2] Krebs.
[3] Gemeint ist der in der folgenden Strophe bezeichnete Halberstadt, der Herzog Christian von Braunschweig, gewöhnlich der tolle Christian genannt, der in der Schlacht bei Stadtlohn (1623) von dem bayrischen Feldherrn Tilly geschlagen wurde.

Kühn war der Halberstadt, das ist gewiß!
Wenn er die Braue zog, die Lippe biß,
Dann standen seine Landsknecht' auf den Füßen
Wie Speere, solche Blicke konnt' er schießen.
Einst brach sein Schwert; er riß die Kuppel los,
Stieß mit der Scheide einen Mann vom Pferde.
Ich war nur immer froh, daß flügellos,
Ganz sonder Witz der Mensch geboren werde:
Denn nie hab' ich gesehn, daß aus der Schlacht
Er eine Leber nur beiseit' gebracht.

An einem Sommertag — heut' sind es grad
Zweihundert fünfzehn Jahr', es lief die Schnat
Am Damme drüben damals bei den Föhren —,
Da konnte man ein frisch Drommeten hören,
Ein Schwerterklirren und ein Feldgeschrei;
Radschlagen sah man Reiter von den Rossen,
Und die Kanone fuhr ihr Hirn zu Brei;
Entlang die Gleise ist das Blut geflossen,
Granat' und Wachtel liefen kunterbunt
Wie junge Kiebitze am sand'gen Grund.

Ich saß auf einem Galgen, wo das Bruch
Man überschauen konnte recht mit Fug;
Dort an der Schnat hat Halberstadt gestanden,
Mit seinem Sehrohr streifend durch die Banden,
Hat seinen Stab geschwungen so und so;
Und wie er schwenkte, zogen die Soldaten —
Da plötzlich aus den Mörsern fuhr die Loh',
Es knallte, daß ich bin zu Fall geraten,
Und als kopfüber ich vom Galgen schoß,
Da pfiff der Halberstadt davon zu Roß.

Mir stieg der Rauch in Ohr und Kehl', ich schwang
Mich auf, und nach der Qualm in Strömen drang;
Entlang die Heide fuhr ich mit Gekrächze.
Am Grunde welch Geschrei, Geschnaub', Geächze!
Die Rosse wälzten sich und zappelten,
Todwunde zuckten auf, Landsknecht' und Reiter
Knirschten den Sand, da näher trappelten
Schwadronen, manche krochen winselnd weiter,
Und mancher hat noch einen Stich versucht,
Als über ihn der Bayer weggeflucht.

Noch lange haben sie getobt, geknallt,
Ich hatte mich geflüchtet in den Wald;
Doch als die Sonne färbt' der Föhren Spalten,
Ha, welch ein köstlich Mahl ward da gehalten!
Kein Geier schmaust', kein Weihe je so reich!
In achtzehn Schwärmen fuhren wir herunter,
Das gab ein Hacken, Picken, Leich' auf Leich' —
Allein der Halberstadt war nicht darunter:
Nicht kam er heut' noch sonst mir zu Gesicht;
Wer ihn gefressen hat, ich weiß es nicht."

Sie zuckt die Klaue, kraut den Schopf
Und streckt behaglich sich im Bade;
Da streckt ein grauer Herr den Kopf,
Weit älter als die Scheh'razade[1].
„Ha", krächzt er, „das war wüste Zeit, —
Da gab's nicht Frauen wie vor Jahren,
Als Ritter mit dem Kreuz gefahren
Und man die Münster hat geweiht!"
Er hustet, speit ein wenig Sand und Ton,
Dann hebt er an, ein grauer Seladon[2]:

„Und wenn er kühn, so war sie schön,
Die heil'ge Frau im Ordenskleide!
Ihr mocht' der Weihel süßer stehn
Als andern Güldenstück und Seide.
Kaum war sie holder an dem Tag,
Da ihr jungfräulich Haar man fällte,
Als ich ans Kirchenfenster schnellte
Und schier Tobias' Hündlein brach.

Da stand die alte Gräfin, stand
Der alte Graf, geduldig harrend;
Er aufs Barettlein in der Hand,
Sie fest aufs Paternoster starrend;
Ehrbar, wie bronzen sein Gesicht —
Und aus der Mutter Wimpern glitten
Zwei Tränen auf der Schaube Mitten,
Doch ihre Lippe zuckte nicht.

Und sie in ihrem Sammetkleid,
Von Perlen und Juwel' umfunkelt,
Bleich war sie, aber nicht von Leid,
Ihr Blick, doch nicht von Gram, umdunkelt.
So mild hat sie das Haupt gebeugt,
Als woll' auf den Altar sie legen
Des Haares königlichen Segen,
Vom Antlitz ging ein süß Geleucht.

Doch als nun, wie am Blutgerüst,
Ein Mann die Seidenstränge packte,
Da faßte mich ein wild Gelüst,
Ich schlug die Scheiben, daß es knackte,
Und flattert' fort, als ob der Stahl
Nach meinem Nacken wolle zücken.
Ja wahrlich, über Kopf und Rücken
Fühlt' ich den ganzen Tag mich kahl!

Und später sah ich manche Stund'
Sie betend durch den Kreuzgang schreiten,
Ihr süßes Auge über Grund
Entlang die Totenlager gleiten;
Ins Quadrum flog ich dann hinab,
Spazierte auf dem Leichensteine,
Sang oder suchte auch zum Scheine
Nach einem Regenwurm am Grab.

Wie sie gestorben, weiß ich nicht;
Die Fenster hatte man verhangen,
Ich sah am Vorhang nur das Licht
Und hörte, wie die Schwestern sangen;
Auch hat man keinen Stein geschafft
Ins Quadrum, doch ich hörte sagen,
Daß manchem Kranken Heil getragen
Der sel'gen Frauen Wunderkraft.

Ein Loch gibt es am Kirchenend',
Da kann man ins Gewölbe schauen,
Wo matt die ew'ge Lampe brennt,
Steinsärge ragen, fein gehauen;
Da streck' ich oft im Dämmergrau
Den Kopf durchs Gitter, klage, klage
Die Schlafende im Sarkophage,
So hold, wie keine Krähenfrau!"

Er schließt die Augen, stößt ein lang „Krahah!"
Gestreckt die Zunge und den Schnabel offen;
Matt, flügelhängend, ein zertrümmert Hoffen;
Ein Bild gebrochnen Herzens, sitzt er da. —
Da schnarrt es über ihm: „Ihr Narren all!'
Und nieder von der Fichte plumpt der Rabe:
„Ist einer hier, der hörte von Walhall,
Von Teut und Thor und von dem Hünengrabe?
Saht ihr den Opferstein" — da mit Gekrächz'
Hebt sich die Schar und klatscht entlang den Hügel.

[1] Märchenerzählerin in „Tausend und eine Nacht".
[2] Held in dem französischen Schäferroman „Asträa" des 17. Jahrhunderts (s. S. 24).

Der Rabe blinzt, er stößt ein kurz Geächz',
Die Federn sträubend wie ein zorn'ger Igel;
Dann duckt er nieder, kraut das kahle Ohr,
Noch immer schnarrend fort von Teut und Thor.

### 4. Im Grase.

Süße Ruh', süßer Taumel im Gras,
Von des Krautes Arom umhaucht,
Tiefe Flut, tief, tiefstrunkne Flut,
Wenn die Wolk' am Azure verraucht,
Wenn aufs müde, schwimmende Haupt
Süßes Lachen gaukelt herab,
Liebe Stimme säuselt und träuft
Wie die Lindenblüt' auf ein Grab.

Wenn im Busen die Toten dann,
Jede Leiche sich streckt und regt,
Leise, leise den Odem zieht,
Die geschloßne Wimper bewegt,
Tote Lieb', tote Lust, tote Zeit,
All die Schätze, im Schutt verwühlt,
Sich berühren mit schüchternem Klang
Gleich den Glöckchen, vom Winde umspielt.

Stunden, flüchtiger ihr als der Kuß
Eines Strahls auf den trauernden See,
Als des ziehenden Vogels Lied,
Das mir niederperlt aus der Höh',
Als des schillernden Käfers Blitz,
Wenn den Sonnenpfad er durcheilt,
Als der flücht'ge Druck einer Hand,
Die zum letzten Male verweilt.

Dennoch, Himmel, immer mir nur
Dieses eine: nur für das Lied
Jedes freien Vogels im Blau
Eine Seele, die mit ihm zieht,
Nur für jeden kärglichen Strahl
Meinen farbigschillernden Saum,
Jeder warmen Hand meinen Druck,
Und für jedes Glück einen Traum.

### 5. Am Turme.

Ich steh' auf hohem Balkone am Turm,
Umstrichen vom schreienden Stare,
Und laff' gleich einer Mänade den Sturm
Mir wühlen im flatternden Haare;
O wilder Geselle, o toller Fant,
Ich möchte dich kräftig umschlingen,
Und, Sehne an Sehne, zwei Schritte vom Rand,
Auf Tod und Leben dann ringen!

Und drunten seh' ich am Strand, so frisch
Wie spielende Doggen, die Wellen
Sich tummeln rings mit Geklaff und Gezisch
Und glänzende Flocken schnellen.
O, springen möcht' ich hinein alsbald,
Recht in die tobende Meute,
Und jagen durch den korallenen Wald
Das Walroß, die luftige Beute!

Und drüben seh' ich ein Wimpel wehn
So keck wie eine Standarte,
Seh' auf und nieder den Kiel sich drehn
Von meiner luftigen Warte;
O, sitzen möcht' ich im kämpfenden Schiff,
Das Steuerruder ergreifen
Und zischend über das brandende Riff
Wie eine Seemöve streifen.

Wär' ich ein Jäger auf freier Flur,
Ein Stück nur von einem Soldaten,
Wär' ich ein Mann doch mindestens nur,
So würde der Himmel mir raten;
Nun muß ich sitzen so fein und klar,
Gleich einem artigen Kinde,
Und darf nur heimlich lösen mein Haar
Und lassen es flattern im Winde!

### 6. Mondesaufgang.

An des Balkones Gitter lehnte ich
Und wartete, du mildes Licht, auf dich.
Hoch über mir, gleich trübem Eiskristalle,
Zerschmolzen schwamm des Firmamentes Halle;
Der See verschimmerte mit leisem Dehnen —
Zerflossne Perlen oder Wolkentränen?
Es rieselte, es dämmerte um mich,
Ich wartete, du mildes Licht, auf dich.

Hoch stand ich, neben mir der Linden Kamm,
Tief unter mir Gezweige, Ast und Stamm;
Im Laube summte der Phalänen[1] Reigen,
Die Feuerfliege sah ich glimmend steigen,
Und Blüten taumelten wie halb entschlafen;
Mir war, als treibe hier ein Herz zum Hafen,
Ein Herz, das übervoll von Glück und Leid
Und Bildern seliger Vergangenheit. — —

Das Dunkel stieg, die Schatten drangen ein —
Wo weilst du, weilst du denn, mein milder Schein? —
Sie drangen ein, wie sündige Gedanken,
Des Firmamentes Woge schien zu schwanken.
Verzittert war der Feuerfliege Funken,
Längst die Phaläne an den Grund gesunken,
Nur Bergeshäupter standen hart und nah,
Ein düstrer Richterkreis, im Düster da.

Und Zweige zischelten an meinem Fuß,
Wie Warnungsflüstern oder Todesgruß;
Ein Summen stieg im weiten Wassertale,
Wie Volksgemurmel vor dem Tribunale;
Mir war, als müßte etwas Rechnung geben,
Als stehe zagend ein verlornes Leben,
Als stehe ein verkümmert Herz allein,
Einsam mit seiner Schuld und seiner Pein. — —

Da — auf die Wellen sank ein Silberflor,
Und langsam stiegst du, frommes Licht, empor;
Der Alpen finstre Stirnen strichst du leise,
Und aus den Richtern wurden sanfte Greise;
Der Wellen Zucken ward ein lächelnd Winken,
An jedem Zweige sah ich Tropfen blinken,
Und jeder Tropfen schien ein Kämmerlein,
Drin flimmerte der Heimatlampe Schein.

O Mond, du bist mir wie ein später Freund,
Der seine Jugend dem Verarmten eint,
Um seine sterbenden Erinnerungen
Des Lebens zarten Widerschein geschlungen,
Bist keine Sonne, die entzückt und blendet,
In Feuerströmen lebt, in Blute endet —
Bist, was dem kranken Sänger sein Gedicht,
Ein fremdes, aber o! ein mildes Licht.

### 7. Durchwachte Nacht.

Wie sank die Sonne glüh[2] und schwer,
Und aus versengter Welle dann
Wie wirbelte der Nebel Heer
Die sternenlose Nacht heran! —
Ich höre ferne Schritte gehn —
Die Uhr schlägt zehn.

[1] Lichtmotten, Nachtschmetterlinge. [2] Norddeutsch für „glühend".

Noch ist nicht alles Leben eingenickt,
Der Schlafgemächer letzte Türen knarren;
Vorsichtig in der Rinne Bauch gedrückt,
Schlüpft noch der Iltis an des Giebels Sparren,
Die schlummertrunkne Färse[1] murrend nickt,
Und fern im Stalle dröhnt des Rosses Scharren,
Sein müdes Schnauben, bis, vom Mohn getränkt[2],
Es schlaff die regungslose Flanke senkt.

Betäubend gleitet Fliederhauch
Durch meines Fensters offnen Spalt,
Und an der Scheibe grauem Rauch
Der Zweige wimmelnd Neigen wallt.
Matt bin ich, matt wie die Natur! —
Elf schlägt die Uhr.

O wunderliches Schlummerwachen, bist
Der zartren Nerve Fluch du oder Segen? —
's ist eine Nacht, vom Taue wachgeküßt,
Das Dunkel fühl' ich kühl wie feinen Regen
An meine Wange gleiten, das Gerüst
Des Vorhangs scheint sich schaukelnd zu bewegen,
Und dort das Wappen an der Decke Gips
Schwimmt sachte mit dem Schlängeln des Polyps.

Wie mir das Blut im Hirne zuckt!
Am Söller geht Geknister um,
Im Pulte raschelt es und ruckt,
Als drehe sich der Schlüssel um.
Und — horch! der Seiger[3] hat gewacht!
s' ist Mitternacht.

War das ein Geisterlaut? So schwach und leicht
Wie kaum berührten Glases schwirrend Klingen,
Und wieder wie verhaltnes Weinen steigt
Ein langer Klageton aus den Syringen[4],
Gedämpfter, süßer nun, wie tränenfeucht
Und selig kämpft verschämter Liebe Ringen; —
O Nachtigall, das ist kein wacher Sang,
Ist nur im Traum gelöster Seele Drang.

Da kollert's nieder vom Gestein!
Des Turmes morsche Trümmer[5] fällt,
Das Käuzlein knackt und hustet drein;
Ein jäher Windesodem schwellt
Gezweig und Kronenschmuck des Hains; —
Die Uhr schlägt eins.

Und drunten das Gewölbe rollt und klimmt;
Gleich einer Lampe aus dem Hünenmale
Hervor des Mondes Silbergondel schwimmt,
Verzitternd auf der Gasse blauem Stahle;

[1] Junge Kuh. [2] schlaftrunken. [3] (Sand)uhr. [4] Syringe: spanischer Flieder. [5] „Die Trümmer" (Pluralis „die Trümmern") ist der von Klopstock neugebildete Singularis an Stelle des alten Singularis „das Trumm" (Pluralis „die Trümmer").

An jedem Fliederblatt ein Fünkchen glimmt,
Und hell gezeichnet von dem blassen Strahle
Legt auf mein Lager sich des Fensters Bild,
Vom schwanken Laubgewimmel überhüllt.

Jetzt möcht' ich schlafen, schlafen gleich,
Entschlafen unterm Mondeshauch,
Umspielt vom flüsternden Gezweig,
Im Blute Funken, Funk' im Strauch
Und mir im Ohre Melodei; —
Die Uhr schlägt zwei.

Und immer heller wird der süße Klang,
Das liebe Lachen; es beginnt zu ziehen
Gleich Bildern von Daguerre[1] die Deck' entlang,
Die aufwärts steigen mit des Pfeiles Fliehen;
Mir ist, als seh' ich lichter Locken Hang,
Gleich Feuerwürmern seh' ich Augen glühen,
Dann werden feucht sie, werden blau und lind,
Und mir zu Füßen sitzt ein schönes Kind.

Es sieht empor, so froh gespannt,
Die Seele strömend aus dem Blick;
Nun hebt es gaukelnd seine Hand,
Nun zieht es lachend sie zurück;
Und — horch! des Hahnes erster Schrei! —
Die Uhr schlägt drei.

Wie bin ich aufgeschreckt, — o süßes Bild,
Du bist dahin, zerflossen mit dem Dunkel!
Die unerfreulich graue Dämmrung quillt,
Verloschen ist des Flieders Taugefunkel,
Verrostet steht des Mondes Silberschild,
Im Walde gleitet ängstliches Gemunkel,
Und meine Schwalbe an des Frieses Saum
Zirpt leise, leise auf im schweren Traum.

Der Tauben Schwärme kreisen scheu,
Wie trunken, in des Hofes Rund,
Und wieder gellt des Hahnes Schrei,
Auf seiner Streue rückt der Hund,
Und langsam knarrt des Stalles Tür, —
Die Uhr schlägt vier.

Da flammt's im Osten auf — o Morgenglut!
Sie steigt, sie steigt, und mit dem ersten Strahle
Strömt Wald und Heide vor Gesangesflut;
Das Leben quillt aus schäumendem Pokale,
Es klirrt die Sense, flattert Falkenbrut,
Im nahen Forste schmettern Jagdsignale,
Und wie ein Gletscher sinkt der Träume Land
Zerrinnend in des Horizontes Brand.

[1] Daguerre, der von 1789 bis 1851 lebende Erfinder der Photographie.

### 8. Abschied von der Jugend.

Wie der zitternde Verbannte
Steht an seiner Heimat Grenzen,
Rückwärts er das Antlitz wendet,
Rückwärts seine Augen glänzen,
Winde, die hinüber streichen,
Vögel in der Luft beneidet,
Schaudernd vor der kleinen Scholle,
Die das Land vom Lande scheidet;

Wie die Gräber seiner Toten,
Seine Lebenden, die süßen,
Alle stehn am Horizonte,
Und er muß sie weinend grüßen;
Alle kleinen Liebesschätze,
Unerkannt und unempfunden,
Alle ihn wie Sünden brennen
Und wie ewig offne Wunden:

So an seiner Jugend Scheide
Steht ein Herz voll stolzer Träume,
Blickt in ihre Paradiese
Und der Zukunft öde Räume,
Seine Neigungen, verkümmert,
Seine Hoffnungen, begraben,
Alle stehn am Horizonte,
Wollen ihre Träne haben.

Und die Jahre, die sich langsam,
Tückisch reihten aus Minuten,
Alle brechen auf im Herzen,
Alle nun wie Wunden bluten;
Mit der armen, kargen Habe,
Aus dem reichen Schacht erbeutet,
Mutlos, ein gebrochner Wandrer,
In das fremde Land er schreitet.

Und doch ist des Sommers Garbe
Nicht geringer als die Blüten,
Und nur in der feuchten Scholle
Kann der frische Keim sich hüten.
Über Fels und öde Flächen
Muß der Strom, daß er sich breite,
Und es segnet Gottes Rechte
Übermorgen so wie heute.

### 9. Die Unbesungenen.

'S gibt Gräber, wo die Klage schweigt
Und nur das Herz von innen blutet,
Kein Tropfen in die Wimper steigt
Und doch die Lava drinnen flutet;
's gibt Gräber, die wie Wetternacht
An unserm Horizonte stehn
Und alles Leben niederhalten
Und doch, wenn Abendrot erwacht,
Mit ihren goldnen Flügeln wehn
Wie milde Seraphimgestalten.

Zu heilig sind sie für das Lied
Und mächt'ge Redner doch vor allen,
Sie nennen dir, was nimmer schied,
Was nie und nimmer kann zerfallen.
O, wenn dich Zweifel drückt herab
Und möchtest atmen Atherluft
Und möchtest schauen Seraphsflügel,
Dann tritt an deines Vaters Grab!
Dann tritt an deines Bruders Gruft!
Dann tritt an deines Kindes Hügel!

### 10. Die junge Mutter.

Im grün verhangnen duftigen Gemach
Auf weichen Kissen liegt die junge Mutter;
Wie brennt die Stirn! sie hebt das Auge schwach
Zum Bauer, wo die Nachtigall das Futter
Den nackten Jungen reicht: „Mein armes Tier",
So flüstert sie, „und bist du auch gefangen
Gleich mir, wenn draußen Lenz und Sonne prangen,
So hast du deine Kleinen doch bei dir."

Den Vorhang hebt die graue Wärterin
Und legt den Finger mahnend auf die Lippen;
Die Kranke dreht das schwere Auge hin,
Gefällig will sie von dem Tranke nippen;

Er mundet schon, und ihre bleiche Hand
Faßt fester den Kristall — o milde Labe! —
„Elisabeth, was macht mein kleiner Knabe?“
„Er schläft“, versetzt die Alte abgewandt.

„Wie mag er zierlich liegen! — Kleines Ding!“ —
Und selig lächelnd sinkt sie in die Kissen;
Ob man den Schleier um die Wiege hing,
Den Schleier, der am Erntefest zerrissen?
Man sieht es kaum, sie flickte ihn so nett,
Daß alle Frauen höchlich es gepriesen,
Und eine Ranke ließ sie drüber sprießen.
„Was läutet man im Dom, Elisabeth?“ —

„Madame, wir haben heut' Mariatag.“
So hoch im Mond? sie kann sich nicht besinnen. —
Wie war es nur? — Doch ihr Gehirn ist schwach,
Und leise suchend zieht sie aus den Linnen
Ein Häubchen, in dem Strahle kümmerlich
Läßt sie den Faden in die Nadel gleiten;
So ganz verborgen will sie es bereiten,
Und leise, leise zieht sie Stich um Stich.

Da öffnet knarrend sich die Kammertür,
Vorsicht'ge Schritte übern Teppich schleichen.
„Ich schlafe nicht, Rainer, komm her, komm hier!
Wann wird man endlich mir den Knaben reichen?“
Der Gatte blickt verstohlen himmelwärts,
Küßt wie ein Hauch die kleinen heißen Hände:
„Geduld, Geduld, mein Liebchen, bis zum Ende!
Du bist noch gar zu leidend, gutes Herz.“

„Du duftest Weihrauch, Mann.“ — „Ich war im Dom;
Schlaf, Kind!“ und wieder gleitet er von dannen.
Sie aber näht, und liebliches Phantom
Spielt um ihr Aug' von Auen, Blumen, Tannen. —
Ach, wenn du wieder siehst die grüne Au,
Siehst über einem kleinen Hügel schwanken
Den Tannenzweig und Blumen drüber ranken,
Dann tröste Gott dich, arme junge Frau!

### 11. Das Fräulein von Rodenschild.

Sind denn so schwül die Nächt' im April?
Oder ist so siedend jungfräulich Blut?
Sie schließt die Wimper, sie liegt so still
Und horcht des Herzens pochender Flut.
„O, will es denn nimmer und nimmer tagen?
O, will denn nicht endlich die Stunde schlagen?
Ich wache, und selbst der Seiger ruht!

Doch horch! es summt, eins, zwei und drei —
Noch immer fort? — sechs, sieben und acht,
Elf, zwölf — o Himmel, war das ein Schrei?
Doch nein, Gesang steigt über der Wacht,
Nun wird mir's klar, mit frommem Munde
Begrüßt das Hausgesinde die Stunde,
Anbrach die hochheilige Osternacht.“

Seitab das Fräulein die Kissen stößt
Und wie eine Hindin vom Lager setzt,
Sie hat des Mieders Schleifen gelöst,
Ins Häubchen drängt sie die Locken jetzt,
Dann leise das Fenster öffnend, leise,
Horcht sie der mählich schwellenden Weise,
Vom wimmernden Schrei der Eule durchsetzt.

O dunkel die Nacht! und schaurig der Wind!
Die Fahnen wirbeln am knarrenden Tor —
Da tritt aus der Halle das Hausgesind'
Mit Blendlaternen und einzeln vor.
Der Pförtner dehnet sich, halb schon träumend,
Am Dochte zupfet der Jäger säumend,
Und wie ein Oger[1] gähnet der Mohr.

Was ist? — wie das auseinanderschnellt!
In Reihen ordnen die Männer sich,
Und eine Wacht vor die Dirnen stellt
Die graue Zofe sich ehrbarlich,
„Ward ich gesehn an des Vorhangs Lücke?"
Doch nein, zum Balkone starren die Blicke,
Nur langsam wenden die Häupter sich.

„O weh, meine Augen! Bin ich verrückt?
Was gleitet entlang das Treppengeländ'?
Hab' ich nicht so aus dem Spiegel geblickt?
Das sind meine Glieder — welch ein Geblend'!
Nun hebt es die Hände, wie Zwirnes Flocken,
Das ist mein Strich über Stirn und Locken!
Weh, bin ich toll, oder nahet mein End'?"

Das Fräulein erbleicht und wieder erglüht,
Das Fräulein wendet die Blicke nicht,
Und leise rührend die Stufen zieht
Am Steingelände das Nebelgesicht,
In seiner Rechten trägt es die Lampe,
Ihr Flämmchen zittert über der Rampe,
Verdämmernd, blau, wie ein Elfenlicht.

Nun schwebt es unter dem Sternendom,
Nachtwandlern gleich in Traumes Geleit,
Nun durch die Reihen zieht das Phantom,
Und jeder tritt einen Schritt zur Seit'. —
Nun lautlos gleitet's über die Schwelle —
Nun wieder drinnen erscheint die Helle,
Hinauf sich windend die Stiegen breit.

Das Fräulein hört das Gemurmel nicht,
Sieht nicht die Blicke, stier und verscheucht,
Fest folgt ihr Auge dem bläulichen Licht,
Wie dunstig über die Scheiben es streicht.
— Nun ist's im Saale, nun im Archive —
Nun steht es still an der Nische Tiefe —
Nun matter, matter — ha! es erbleicht!

[1] franz. ogre „der Menschenfresser des Märchens".

„Du sollst mir stehen! Ich will dich fahn!"
Und wie ein Aal die beherzte Maid
Durch Nacht und Krümmen schlüpft ihre Bahn,
Hier droht ein Stoß, dort häkelt das Kleid,
Leis tritt sie, leise, o Geistersinne
Sind scharf! daß nicht das Gesicht entrinne!
Ja, mutig ist sie, bei meinem Eid!

Ein dunkler Rahmen, Archives Tor;
— Ha, Schloß und Riegel! — sie steht gebannt,
Sacht, sacht das Auge und dann das Ohr
Drückt zögernd sie an der Spalte Rand,
Tiefdunkel drinnen — doch einem Rauschen
Der Pergamente glaubt sie zu lauschen
Und einem Streichen entlang der Wand.

So niederkämpfend des Herzens Schlag,
Hält sie den Odem, sie lauscht, sie neigt —
Was dämmert ihr zur Seite gemach?
Ein Glühwurmleuchten — es schwillt, es steigt,
Und Arm an Arme, auf Schrittes Weite,
Lehnt das Gespenst an der Pforte Breite,
Gleich ihr zur Nachbarspalte gebeugt.

Sie fährt zurück — das Gebilde auch —
Dann tritt sie näher — so die Gestalt —
Nun stehen die beiden, Auge in Aug',
Und bohren sich an mit Vampyres Gewalt.
Das gleiche Häubchen decket die Locken,
Das gleiche Linnen, wie Schnees Flocken,
Gleich ordnungslos um die Glieder wallt.

Langsam das Fräulein die Rechte streckt,
Und langsam, wie aus der Spiegelwand,
Sich Linie um Linie entgegenreckt
Mit gleichem Rubine die gleiche Hand;
Nun rührt sich's — die Lebendige spüret,
Als ob ein Luftzug schneidend sie rühret,
Der Schemen dämmert — zerrinnt — entschwand. —

Und wo im Saale der Reihen fliegt,
Da siehst ein Mädchen du, schön und wild
— Vor Jahren hat's eine Weile gesiecht —,
Das stets in den Handschuh die Rechte hüllt.
Man sagt, kalt sei sie wie Eises Flimmer,
Doch lustig die Maid, sie hieß ja immer:
„Das tolle Fräulein von Rodenschild."

## 12. Mein kleines Land.

(Aus „Die Schlacht im Loener Bruch". Einleitung.)

'S ist Abend, und des Himmels Schein
Spielt um Westfalens Eichenhain,
Gibt jeder Blume Abschiedskuß
Und auch dem Weiher linden Gruß,
Der ihm mit seinen blanken Wellen
Will tausendfach entgegenschwellen.
Am Ufer Wasserlilien stehn,
Und durch das Schilf Gesäusel gehn,

Wie Kinder, wenn sie, eingewiegt,
Verfallen halb des Schlafes Macht,
Noch einmal flüstern: „Gute Nacht!“
Es ist so still; die Ebene liegt
So fromm, in Abendduft gehüllt,
Der Witwe gleich in Trauer mild,
Die um sich zieht den Schleier fein,
So doch nicht birgt der Tränen Schein.
Am Horizont das Wolkenbild,
Ganz, wie ihr Sinnen, zuckend Licht,
Das bald sich birgt, bald aufwärts bricht,
Phantastisch, fremd, ein Traumgesicht.
Seh' ich dich so, mein kleines Land,
In deinem Abendfestgewand:
Ich meine, auch der Fremdling muß
Dir traulich bieten Freundesgruß.
Du bist nicht mächtig, bist nicht wild,
Bist deines stillen Kindes Bild,
Das, ach, mit allen seinen Trieben
Gelernt, vor allem dich zu lieben!
So daß auch keines Menschen Hohn,
Der an des Herzens Fäden reißt,
Und keine Pracht, wie sie auch gleißt,
Dir mag entfremden deinen Sohn.
Wenn neben ihm der Gletscher glüht,
Des Berges Aar sein Haupt umzieht,
Was grübelt er? Er schaut nach Norden!
Und wo ein Schiff die Segel bläht
An würzereichen Meeresborden:
Er träumerisch am Ufer steht.
Ich meine, was so heiß geliebt,
Es darf des Stolzes sich erkühnen.
Ich liebe dich, ich sag' es laut,
Mein Kleinod ist dein Name traut!
Und oft mein Auge ward getrübt,
Sah ich in Südens reichen Zonen,
Erdrückt von tausend Blumenkronen,
Ein schüchtern Heidekräutchen grünen.
Es wär' mir eine werte Saat,
Blieb' ich so treu der guten Tat,
Als ich mit allen tiefsten Trieben,
Mein kleines Land, dir treu geblieben!
So sei dir alles zugewandt,
Mein Geist, mein Sinnen, meine Hand,
Zu brechen die Vergessenheit,
Der rechtlos dein Geschick geweiht.
Wacht auf, ihr Geister früher Zeit,
Und mögt an jenen Himmelsstreifen
Ihr Schatten gleich vorüberschweifen!
Wacht auf, wacht auf, der Sänger ruft!

## 13. Liebe.

Das ist mein Trost in allen Leiden,
Daß nichts mich kann von Jesu scheiden,
Von seiner Liebe keine Macht,
Und daß der größte aller Schmerzen
Hat nicht Gewalt ob einem Herzen,
Worin die Liebe Jesu wacht.

Wenn er mir bleibt, was kann mir fehlen?
Wenn er mich labt, was kann mich quälen?
Wie hat er alles wohl bestellt!
Wenn ich nur seinen Namen nenne,
Dann ist's, als ob das Herz mir brenne;
Im Lichte steht die ganze Welt.

Sein Kreuz ist wie der Himmelsbogen
Um meinen Horizont gezogen;
Wohin ich schau', da steht es schon.
O teures Kreuz, laß dich umfangen,
Woran mein liebstes Lieb gehangen
Für unsrer Sünden bittern Lohn!

Wenn meine Pflichten oft mich drücken,
So muß ich Liebesrosen pflücken
Aus seinem bittern Kreuzestod.
Wie kommt mir wunderbare Stärke!
Wie sind so süß die schweren Werke,
Dieweil mein Jesu sie gebot!

Mein Leid muß mir zu Freuden werden,
Denk' ich an Jesu Leid auf Erden
Und seinen blut'gen Kreuzespfad.
Mein Jesu ist vorangegangen;
Ach, kann mir noch vor Dornen bangen
Auf Wegen, die mein Gott betrat?

Er hat den bittern Weg erkoren:
Was flieht ihr denn, ihr schwachen Toren,
So sehr die Bitterkeit und Pein?
Muß ich durch Dornenweg mich schlagen,
So soll mich doch die Furcht nicht plagen,
Mein Jesu kann nicht ferne sein.

Ach, könnt' ich diese Hülle meiden!
Doch still, mein Herz, verschließ bescheiden
Den heißen Wunsch in deine Brust;
Es ist ja meines Jesu Wille,
Und daß ich den getreu erfülle,
Das sei doch meine größte Lust.

Geduld! sie wird ja endlich kommen,
Die Stunde, mir zum Heil und Frommen;
Gott hat sie keinem noch versagt.
Bis dahin denk' in allen Leiden,
Daß nichts dich kann von Jesu scheiden,
Von seiner Liebe keine Macht.

Mit Mörikes Dorfidyllen und Annettens „Judenbuche" beginnt die Reihe der Dorfgeschichten, die im späteren 19. Jahrhundert sich so fruchtbar weiterentwickelten und Joh. Heinr. Pestalozzis (1746—1827) und Heinr. Zschokkes (1771—1848) Versuche künstlerisch überholten. Auf diesem Gebiete leistete auch

### c) Karl Lebrecht Immermann (1796—1840)

sein Bestes. Auch er war ein unglücklicher, ringender Mensch. Er hielt sich für einen Dramatiker und hat auch als Theaterdirektor in Düsseldorf bedeutend gewirkt. Aber selbst sein wertvollstes Drama „Ein Trauerspiel in Tirol" („Andreas Hofer") ist heute vergessen. Auch sein dramatisches, im Geiste der Romantik geschriebenes, tiefsinniges Gedicht Merlin, in dem er mittelalterliche Sagen vom Gral und vom Antichrist mit dem Faustmotiv verschmilzt, ist veraltet. Lebendiger ist er in seiner Epik geblieben. Aber selbst der Erziehungsroman „Die Epigonen" hat nur noch Wert als Erscheinungsform der an den „Wilhelm Meister" sich anschließenden Reihe. Dagegen wird seine „Geschichte in Arabesken": „Münchhausen", die den Bürgerschen Aufschneider als Sinnbild des zeitgenössischen Lügengeistes und verkommener Adelswirtschaft zeichnet, seinen Namen weitertragen. Denn mitten hineingestellt ist die prachtvolle westfälische Bauernnovelle **„Der Oberhof"**, die ein ungeschminktes, Licht und Schatten gleichmäßig verteilendes, aber doch von poetischem Schimmer überhauchtes Bild gesunden Landlebens zeichnet. Das Bild ist etwas lichter als die „Judenbuche", aber ebenfalls voll kraftvoller Wirklichkeitskunst. Die ruhige und anspruchslose Fülle der Landschaft, die Jahrhunderte alten Sitten der Bewohner wie die „heilige Vehme", die markige, den knorrigen Eichbäumen, die den Hof umgeben, verwandte Eigenart der Landleute, besonders des alten Hofschulzen, das alles wird so lebendig, daß man es greifbar vor sich zu sehen glaubt.

Ist bei Annette und bei Immermann die Dorfgeschichte nur eine Einzelerscheinung in ihrer Dichtung, so hat

### d) Jeremias Gotthelf (1797—1854),

der reformierte Pfarrer zu Lützelflub in der Schweiz, sich ihr ungeteilt zugewandt. Ihm, den Gottfried Keller das größte epische Talent genannt hat, kommt es in seinen Erzählungen wie Pestalozzi und Zschokke auf die Erziehung seiner Leser an. Er will sie zu einer gesunden und ökonomischen Lebensweise hinführen. So herrscht auch bei ihm eine Tendenz vor; aber sie ist nicht auf den Pessimismus eingestellt, sondern auf frische Ergreifung des Alltags. Dabei schreckt er nicht vor der Zeichnung der Mißbräuche zurück; ja er wird mitunter so derb und drastisch, daß man ihn in dieser Beziehung als Vorläufer des Naturalismus bezeichnen kann. Daneben besitzt er einen kernigen Humor. Anderseits trägt er gar zuviel von seinen Gedanken und seinen sozialen Theorien über Entwicklung und Vervollkommnung durch persönliche Tüchtigkeit in seine Erzählungen hinein.

Sein Meisterwerk ist „Uli der Knecht". Es zeigt uns den trotz allen Schwierigkeiten in unablässiger Pflichterfüllung erzielten Aufstieg eines einfachen, aber wackeren Knechtes bis zum Gutspächter und bis zu seiner Vermählung mit dem armen, aber innerlich gesunden Vreneli. Diese Erzählung

wird fortgeführt in „Uli der Pächter". Weniger bedeutend sind „Käthi die Großmutter" und „Leiden und Freuden eines Schulmeisters".

e) In die gleiche Reihe gehören die „Schwarzwälder Dorfgeschichten" des Juden **Berthold Auerbach** (1812—1882). Auch er ist von den Tendenzen des „Jungen Deutschland" weit entfernt. Aber er ist zu sehr Beobachter, idealisiert seine Gestalten zu „Salonbauern" und legt ihnen gar seine philosophischen Erörterungen in den Mund, so daß die Schwarzwälder dieses ihr Spiegelbild nachdrücklich ablehnen. Am besten und bekanntesten ist die auf einer wirklichen Begebenheit beruhende Erzählung „Barfüßele".

f) Aus der jungdeutschen Gefolgschaft löste sich bald der aus einer französischen Hugenottenfamilie stammende **Willibald Alexis** (Wilh. Häring, 1798 bis 1871). Er behandelt in einer Reihe von neun Romanen die Entwicklung des brandenburgisch-preußischen Staates. Dabei zeichnet er mit gleich kraftvollen Strichen die knorrige Landschaft der Mark wie ihre schwerblütigen, starken und tüchtigen Bewohner. Die geschichtlichen Ereignisse gewinnen starkes Leben. Am besten gelungen sind der „Roland von Berlin", der in die Anfänge der Hohenzollernherrschaft führt, und „Die Hosen des Herrn von Bredow", worin ein farbenprächtiges und humorvolles Bild aus der Zeit der Adelsaufstände entworfen wird.

# Zehnte Periode. Der Realismus.

## § 45. Geistesströmungen.

Als Hebbel 1844 sein bürgerliches Trauerspiel „Maria Magdalene" schrieb, da empfand er die Tragik des Geschehens als notwendiges Ergebnis des Wandels zweier Zeitalter. Und damit bewies er ein richtiges Gefühl. Selten hat sich in der Menschheitsgeschichte eine völligere Umstellung aller Anschauungen vollzogen als um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Es ist der entscheidende Schritt vom Geistigen zum Materiellen. Wieder bereiteten die Naturwissenschaften den Umschwung vor. Die Romantik hatte bereits für geheimnisvolle Seiten der Natur besonderes Interesse bewiesen, hatte auch der Wissenschaft die Bahnen historischer, entwicklungsgeschichtlicher Betrachtungsweise gezeigt. Aber dann erst kamen die großen Forscher, K. Fr. Gauß und W. Weber, die nicht nur Staunen, sondern auch Erkenntnis suchten, kam Rob. Mayer, der 1842 das Gesetz von der Erhaltung der Kraft entdeckte, das der weiteren Forschung die Wege ebnete. Auch die praktische Auswertung der neuen Entdeckungen ließ nicht auf sich warten. Nach dem ersten Dampfschiff, das Rob. Fulton noch zu Napoleons Zeit gebaut hatte, folgten bald die ersten Eisenbahnen, die der Verkehrsentwicklung ungeahnte Möglichkeiten boten (1835 die erste deutsche Bahn von Nürnberg nach Fürth). In England verfocht um die gleiche Zeit Charles Darwin (1809—1882) in seinem Buche „Die natürliche Zuchtwahl" die Anwendung des entwicklungsgeschichtlichen Prinzips auf die organische Welt und stützte und ergänzte damit ältere Studien über Vererbungslehre und Kampf ums Dasein.

Die Philosophie ging Schritt für Schritt neben der Naturwissenschaft her, ja hielt sie bald für die einzig zuverlässige Erkenntnisquelle. Damit mußte natürlich die Metaphysik, wie sie vor allem in Hegels System den Anfang des Jahrhunderts beherrscht hatte, völlig zurücktreten. Dabei wirkte aber nicht der noch in höheren Bahnen sich bewegende Positivismus[1], wie ihn in Frankreich Auguste Comte (1798—1857), in England John Stuart Mill (1806—1873) und Herbert Spencer (1820—1903) vertraten, auf die breiten Massen, sondern ein immer krasserer, immer einseitigerer Materialismus[2], wie er in den verhängnisvollen Büchern der fünfziger Jahre, zum Teil in Anlehnung an die Werke von D. F. Strauß und L. A. Feuerbach sowie in Wiederaufnahme von Dietr. v. Holbachs „Natursystem" (1770), sich

[1] Er ist dasjenige philosophische System, das nur die Tatsachen der äußeren und inneren Sinneswahrnehmung und deren gesetzmäßigen Zusammenhang als sicheres Wissen gelten läßt, alles andere, alles Übersinnliche, Metaphysische, als unsicher hinstellt oder ganz leugnet.

[2] Er erklärt unter Leugnung eines vom Stoff wesentlich verschiedenen geistigen Seins den Stoff selbst als Urgrund alles Seins und alle Erscheinungen aus Umwandlung und Bewegung des Stoffes. Theoretisch gibt er keine Erklärung des Ursprungs der Dinge, besonders nicht des Lebens, noch weniger des Geistigen; als praktische Weltanschauung erniedrigt er den Menschen und führt ihn zu einem rein sinnlichen Leben.

in den Massen Bahn brach und bis in unsere Zeit hinein verheerend und zersetzend wirkt. Es waren Karl Vogts „Köhlerglaube und Wissenschaft" (1855), Jak. Moleschotts „Kreislauf des Lebens" (1852) und Ludwig Büchners „Kraft und Stoff" (1855). Vor allem das letztgenannte Werk mit seiner glatten und unlogischen Beweisführung eroberte sich die deutsche Geisteswelt, die darin einen Ersatz zu finden glaubte für eine auf der Verschmelzung von Kultur und Religion beruhenden Weltanschauung; d. h. von einer „Weltanschauung" kann bis zu Ernst Häckels „Welträtseln" (1899) nicht mehr die Rede sein, sondern nur noch von einer Diesseitsbetrachtung mit Ausschaltung aller höheren Einflüsse.

Wie konnte sich dieser Wandel so rasch und ungehemmt vollziehen? Die Antwort gibt die eben schon angedeutete wirtschaftliche Umwälzung, die an Stelle des landwirtschaftlichen Deutschlands ein industrielles setzte. Aus dem Volke der „Dichter und Denker" wurde somit ein Volk der Tat, das in immer heftigerer Erwerbssucht sein einziges Lebensziel erblickte. Dadurch entwickelte sich naturgemäß ein rücksichtsloser Kapitalismus, in dem die wirtschaftlich Starken die Schwachen unnachsichtlich ausbeuteten. Wenn der Körper nur eine Maschine war, wie es der Materialismus lehrte, so hatte jeder das Recht, für sich möglichst großen Diesseitsgenuß herauszuschlagen. Ganz von selbst erzeugte dieser Kapitalismus die Gegenbewegung in der Sozialdemokratie; ihr zeichnete 1848 Karl Marx (1818—1883) und Friedrich Engels (1820—1895) in dem ebenfalls auf materialistischer Anschauung aufgebauten „Manifest der kommunistischen Partei" ein Programm vor, dem Ferdinand Lassalle (1825—1864) vergeblich höher gerichtete Linien zu geben suchte. Noch deutlicher wurde in Marx' „Kapital" (1867) die Wirklichkeitsphilosophie und die Umformung der geschichtlichen Betrachtungsweise zur Grundlage gemacht, so daß nun die Kultur nur noch als Ausfluß wirtschaftlicher Zustände erschien.

Die volle dichterische Ausmünzung dieser Anschauungen nahm erst der spätere Naturalismus vor. Die zeitgenössischen Künstler folgten nur zögernd oder widerstrebend der Entwicklung. Freilich vollzog sich der Bruch mit der romantischen Auffassung sowie mit den Tendenzen des „Jungen Deutschland" auf allen Gebieten. Aus dem Traumlande der Seele und aus der Wirrnis politischer Sehnsüchte wandte man sich entschieden der Wirklichkeit zu. Aber noch verklärte man die Welt, die man mit offenen Augen so ansah, wie sie war, gern durch einen Schimmer der Poesie. Daher die Bezeichnung „poetischer Realismus", die auf diese Entwicklungsstufe angewandt wird. Man gab doch immer noch eine Auslese der Wirklichkeit; die „Flucht vor dem Trivialen" ist der Mehrzahl der Künstler dieser Zeit noch immer eigen. Aber man sah das Objekt nun nicht mehr im Dämmerschein des Zwielichts, sondern im hellen, oft erbarmungslos hellen Tageslicht. Noch blieb die Malerei auf diesem Wege zurück und begnügte sich mit Ateliereffekten und beschönlichenden Historienbildern. Werke wie Gust. Courbets „Steinklopfer" entstehen schon, zeigen bereits das ausschließliche Interesse an der ungeschminkten Darstellung der Wirklichkeit, sind aber doch Vorläufer des Naturalismus. In der Zeit des beginnenden Manchestertums werden sich die Bürger erst recht des inneren Friedens und der bescheidenen Schönheit des Alltagslebens bewußt. Gustav Freytag zeigt sie bei ihrer beharrlich getreuen Arbeit im Kaufmannsdasein, weist auf die Klippen des Übergangs vom Agrarier zum

Industriellen in „Soll und Haben", setzt sich aber noch nicht im entferntesten mit den Problemen des vierten Standes auseinander. Auch Otto Ludwig sieht den Mann aus dem Volke und das frische Bauernkind bei ihrer Arbeit. Ebenso stellen die Romane Friedr. Spielhagens bürgerliche Tüchtigkeit dem Adelsdünkel überlebter Geschlechter gegenüber. Alle zeigen ein Sichbescheiden auf die anspruchslose Wirklichkeit der Werkstatt, des Kontors oder der Ratsstube, ohne den hochfliegenden Plänen des Geistes dabei einen Raum zu gewähren. Freude an der behaglichen Wirklichkeit des Daseins atmen auch Fritz Reuters Romane, in denen herbe Eindrücke durch sonnigen Humor übergoldet erscheinen. Aber nicht alle lassen sich genügen an der Annehmlichkeit bürgerlichen Gleichmaßes in aufstrebender Entwicklung. Viele werden durch die geistmordende Schnelligkeit des Aufstiegs, durch die erstickende Luft des Materialismus in die Abwehr gedrängt. Ihre Stimmung muß daher aus anderen Gründen als in den vorhergehenden Epochen zum Pessimismus führen. So kommt der Philosoph des Pessimismus, der aus der Romantik hervorging, aber in seiner Zeit übersehen wurde, zu weitestgehendem Einfluß: Arthur Schopenhauer (1788—1860). Romantiker war der Frankfurter Grübler insofern, als auch er in seinem Werk „Die Welt als Wille und Vorstellung" (1819) das Diesseits mit all seinen Wünschen und all seiner Qual verwirft. Aber er sieht den Ausweg nicht im Aufblick zum Himmel, sondern in einem Vergessen gleich dem indischen Nirwana. Und als bestes Mittel dazu erscheint ihm die Anschauung des Schönen in der Kunst, vor allem, und das ist wieder ganz romantisch, die Musik. Dazu verkündet er die befreiende Wirkung des Mitleids. So konnte Schopenhauer der Führer Rich. Wagners werden, der von Feuerbach ausgegangen war, zuletzt aber über den Pessimismus hinaus zur tiefsten Erfassung des Christentums im „Parsifal" gelangte. Auch gegen den Mammonismus seiner Zeit, die blinde Erwerbssucht, wendet sich Wagner, der im „Ring des Nibelungen" das großartige Symbol des Fluches, der auf dem Golde lastet, mit deutlicher Spitze gegen seine Zeit wieder erneuert.

Ebenso betrachtet Wilh. Raabe voller Bitternis die Entwicklung der Dinge. Vor dem Hasten des Tages entflieht er daher in den engen Frieden des Kleinbürgertums, blickt sehnsüchtig empor zu den Sternen und erwehrt sich in herber Ironie der erschreckenden Einflüsse der Gegenwart. Auch Viktor Scheffel und Wilhelm Busch verbergen unter dem Humor die Bitterkeit ihres Pessimismus. Nur Gottfried Keller, der besonders in seinem „Grünen Heinrich" von Feuerbach ausgeht, steht dieser Verneinung fremd gegenüber, wenn er auch in den „Leuten von Seldwyla" und vor allem in „Martin Salander" zeitgenössische Schwächen geißelt. Er umfaßt alle Lebenserscheinungen mit verstehender Liebe und Überlegenheit, wie es einst Goethe getan hatte. — Selbst Friedr. Hebbel besitzt nicht diese Form des Pessimismus, obwohl die Bitternisse seines Lebens sich oft genug in seinen Werken spiegeln. Überhaupt steht er, der noch stark von Hegelschen Ideen beeinflußt ist, nur zum Teil unter der Herrschaft des Realismus.

Diese Zeit nun, die bewußt sich von aller romantischen Kunst abwendet, vermeidet auch ängstlich den Eindruck, als ob sie die Form um ihrer selbst willen pflege. Ihr Ausdrucksmittel ist daher überwiegend die Prosa.

Der „Roman des Nebeneinanders", an dem Gutzkow vergeblich seine Kräfte versucht hatte, wird nun zum wirklichen Zeitroman, der

Gegenwartszustände in breiter Fläche entwickelt und Sittenbilder einer ganzen Volksschicht mit all ihren Schattierungen zu zeichnen versucht. Noch erreicht diese Epoche nicht die Höhe dieser Kunst, wie sie Balzac (s. S. 113) geübt hatte. Auch vermochte der Roman sich noch nicht allenthalben von den ausländischen Einflüssen zu befreien, die künstliche Spannungen, Schauergeschichten, überraschende Abenteuer verlangten. Noch war manches von der romantischen Technik übriggeblieben, die den Erzähler von Zeit zu Zeit hervortreten, über die Dichtung reflektieren oder gar sich mit dem Leser auseinandersetzen ließ. Dieses Mittel wendet z. B. Raabe noch durchgängig an. Erst Spielhagen kam zu einer objektiven Technik, die den Dichter völlig hinter seinen Stoff zurücktreten läßt. Damit geht freilich der eigentliche Erzählerton verloren, und die Darstellung erhält immer mehr dramatisches Gepräge.

Ein Zeitbild anderer Art bringt auch der historische Roman, der über die von Walter Scott (s. S. 306) vorgezeichneten Linien hinauswächst. Nicht mehr um romantische Abenteuer aus der Vergangenheit handelt es sich, sondern um kulturgeschichtliche, auf wissenschaftlicher Erkenntnis beruhende Zustandsbilder verflossener Epochen. Aber man verfällt, wie im nächsten Abschnitt zu zeigen sein wird, leicht in die Gefahr, Gegenwartsmenschen in die Welt früherer Jahrhunderte hineinzustellen.

Neben dem Zeitroman blieb auch der Entwicklungsroman bestehen, wie ihn der „Wilhelm Meister" vorgebildet hatte. Er erhielt in Kellers „Grünem Heinrich" einen glänzenden Vertreter, verriet aber auch seine Schwächen, da er gar zu leicht ins Uferlose zerfließt oder nicht geschlossen genug im Aufbau ist, weshalb ja auch Keller seinen ersten Entwurf, ähnlich wie Goethe, nicht immer zum Vorteil der Dichtung später umgeformt hat.

Neben den mehr und mehr zurücktretenden Einfluß des französischen Schauerromans im Stile Viktor Hugos (1802—1885) und Eugen Sues (1804—1857) trat um diese Zeit das Vorbild des englischen Erzählers Charles Dickens (1812—1870). Er lehrte vor allem die maßvolle und stille Verwendung des Humors, die bei Freytag, Raabe und Reuter in immer deutscherer Weise ausgebildet wurde. In seinen Bahnen wandelt auch Otto Ludwig in der „Heiterethei", während er in „Zwischen Himmel und Erde" das erste Beispiel des psychologischen Romans liefert. Aus seinen Shakespearestudien war ihm die allmähliche Entwicklung eines seelischen Zustandes mit seinen Steigerungen geläufig. Er verwandte dieses dramatische Mittel in schrittweiser Fortführung auch in der Erzählung. Aus einer bestimmten Anlage des Menschen heraus entwickelt sich Schritt für Schritt folgerichtig die Handlung.

Außer dem Roman blühte in dieser Zeit die Novelle, die nun erst, in der Weiterführung des von Tieck vorgezeichneten Weges, ihre Vollendung erreichte. Keller, C. F. Meyer, Storm und Heyse schufen sie zu einem in sich geschlossenen Kunstwerk. Auch sie konnte Zeitbilder zeichnen oder die Vergangenheit beleben, konnte seelische Entwicklungen vorführen oder auch ein besonderes Einzelschicksal lebendig machen. Die Dichter bedienten sich dabei gern eines Rahmens, der eine aufsteigende Erinnerung von einem andern erzählen oder an seinem Gedächtnis vorübergleiten läßt. Mitunter umspannte der Rahmen, lose oder mit den einzelnen Erzählungen verwoben, mehrere solcher Dichtungen und schloß sie zu einem großen Ganzen zusammen. Gern auch, wenn es sich um historische Ereignisse handelte, täuschte der

Verfasser den Ton alter Chroniken vor, wie vor allem Storm es gerne tat, ohne dabei so sorgfältig Klang und Farbe vergangener Sprache treffen zu wollen, wie es die Romane Joh. Wilh. Meinholds „Maria Schweidler, die Bernsteinhexe“ (1843) und „Der getreue Ritter oder Sigismund Hager und die Reformation“ (1858) gelehrt hatten.

## § 46. Die Dramatiker.

Die Dramatiker dieser Zeit stehen, genau besehen, nach Stoff und Technik nicht so vollständig unter dem Einflusse des Realismus, wenn sie auch alle neue und eigene Wege gehen. Drei bedeutende Dichter sind da zu nennen, die alle im Kriegsjahre 1813 geboren wurden, sich untereinander heftig befehdeten und doch, jeder auf seinem Gebiete, zu den Höhen der Kunst emporstiegen: Friedrich Hebbel, Richard Wagner und Otto Ludwig.

### a) Friedrich Hebbel (1813—1863)

wurde geboren am 18. März 1813 zu Wesselburen in Holstein (Dithmarschen) als Sohn eines armen Maurers. In seiner traurigen, von schwersten Entbehrungen bedrängten Jugend- und Jünglingszeit wurzeln der düstere Ernst und der Trotz, die sein Leben verdunkelten und auch auf seine Dichtung ihre Schatten warfen. Nach zerrissenen und qualvollen Lern- und Wanderjahren lebte er seit 1846 in Wien in glücklicher Ehe mit der edlen und bedeutenden Hofschauspielerin Christine Enghaus bis zu seinem Tode am 13. Dezember 1863.

Nach mancherlei Versuchen dichterischer Art schrieb er 1839 sein erstes Drama „Judith“. Schon lange hatte er in seinen umfangreichen, für die Kenntnis des Menschen und des Dichters sowie des poetischen Schaffens überhaupt hochbedeutsamen „Tagebüchern“ sich in theoretischen Betrachtungen über das Wesen des Dramas ausgesprochen[1]. Es schildert nach ihm „den Gedanken, der Tat werden will durch Handeln“. Seine Theorie fußt auf Hegelschen Anschauungen, ist aber von ihm zu einem System ausgebaut worden, das man als „Pantragismus“ zu bezeichnen pflegt. Die vollkommenste Darstellung dieser Auffassung vermag das Drama zu geben, das „den Lebensprozeß an sich“ wiedergibt. Und das Leben betrachtete er als durch einen klaffenden Zwiespalt zerschnitten. Dieser Dualismus geht nach seiner Ansicht durch alle Dinge. Es ist der Widerspruch zwischen Leben und Tod, Zeit und Ewigkeit, Sein und Sollen, der Gegensatz dann vor allem zwischen Mann und Weib, sowie zwischen dem Einzelwesen und der Gesamtheit.

So geht bei Hebbel das Tragische nicht wie bei den Alten aus dem Ringen und Unterliegen des Individuums gegenüber einem blinden Schicksal, aber ebensowenig wie bei Schiller aus persönlichem Verschulden hervor; sondern dadurch, daß das Einzelwesen seine Eigenart gegen die Gesamtheit durchzusetzen versucht, lehnt es sich gegen die Gleichförmigkeit des Weltenlaufes (den „Schlaf der Welt“) auf, um so stärker, je bedeutender es ist, und darin allein besteht seine tragische Schuld, die nicht mit einer sittlichen zu verwechseln ist. So muß es schließlich auch zu Grunde gehen.

[1] Ausführlicher dann später in verschiedenen Schriften, vor allem in „Mein Wort über das Drama“ und im „Vorwort zu Maria Magdalene“.

Aber auch den Dualismus der im Sinne der Hegelschen Geschichtsphilosophie entwicklungsgeschichtlichen Betrachtungsweise nutzt er aus, insofern als er alle seine Dramen an der Wende zweier Zeitalter spielen läßt. Seine eigene Zeit empfindet er mit Recht auch als einen solchen Übergang:

Der Bau der Welt bricht in sich selbst zusammen,
Und dämmernd tritt die neue aus dem Nichts.

Auch den Dualismus von Mann und Weib macht er mit besonderer Vorliebe zum Gegenstande seiner Darstellung, den „großen, zwischen den Geschlechtern anhängigen Kampf".

So will er drei Arten von Dramen in einem Werke zusammenschmelzen: das soziale Drama, das meist den letztgenannten Dualismus behandelt, das historische, das in den Kämpfen der Vergangenheit die der Gegenwart versinnbildlicht, das philosophisch-metaphysische, das die Idee aus dem Leben herauszieht.

Hebbels Pantragismus mußte nun in seiner Durchführung entsetzlich niederdrückend wirken. Der Dichter sucht ihn zu mildern, indem er die Einheit dem Dualismus entgegenstellt; erst durch das Opfer seines Lebens geht das Einzelwesen in der Allgemeinheit auf. Aber so wirkt es mit an der Erreichung des Menschheitszieles, das der sonst unreligiöse Dichter mitunter so formt: „In Gott ist die Ausgleichung." Auf seine Kunst angewandt, muß die Ausbildung seiner Idee schließlich auf ein Problem hinauslaufen. Und tatsächlich ist die Problemstellung bei Hebbel in fast allen Dramen ähnlich. Dem Kunstwerke selbst gereicht diese oft fühlbare Reflexion zum Nachteile. Aber es ist ein Beweis für Hebbels dichterische Bedeutung, daß er sie zumeist doch in Poesie aufgelöst hat. Freilich merkt man den Personen oft an, daß sie als Träger einer Idee gedacht sind. Sie müssen des Dichters Gedanken entwickeln. Daher die mancherlei schauspielerisch kaum zu bewältigenden Monologe und das mitunter unerträgliche Beiseitesprechen. So stellt z. B. Herodes an Mariamne eine Frage. Sie antwortet sich selbst, beiseite, in einer Reihe von Versen, und der König fragt: „— Du schweigst?!"

Alle Vorzüge und Fehler des Dichters zeigt bereits die „Judith". Holofernes, „der erste und letzte Mann der Welt", geht zu Grunde als Vertreter des „sich überstürzenden Heidentums", dessen Kultur vom Judentum abgelöst wird. Aber auch Judiths Schicksal ist tragisch. Sie hat in ihrem Kampfe mit dem Manne ihr Weibtum geopfert, ist damit über die Grenzen ihres Geschlechts hinausgetreten und bricht innerlich zusammen. Bestehen bleibt aber die Menge, der Durchschnitt. Vollendet sind die Volksszenen in diesem Stücke, besser als sie später dem Dichter geglückt sind, der immer mehr von dem Realismus der Einzelbeobachtung zum Realismus der gedanklichen Beobachtung fortschreitet und in „Herodes und Mariamne" die jüdische Umwelt mehr andeutet als darstellt.

Den Plan zu seinem zweiten Drama „Genoveva" hatte Hebbel schon vor der „Judith" gefaßt, angeregt durch Maler Müllers und später durch Tiecks Dichtung. Aber gleich erscheint ihm Golo nicht mehr als der Bösewicht an sich, sondern als bedeutender Mensch, der jedoch, vom Wirbel der Leidenschaft ergriffen, unwiderstehlich in das Verbrechen hineinwächst. Diese psychologische Entwicklung ist freilich nicht völlig gelungen. Nach einer glänzenden Exposition erlahmt das Interesse. Genovevas Gestalt, die als reine

Christin den Untergang des Heidentums vordeutet, ist zu blaß, zu passiv. Und wir wissen nicht recht, ob Golo oder sie die Hauptgestalt ist. Hebbel selbst hat später bedauert, daß er diese wundervolle, aber schwierige Aufgabe zu früh lösen wollte. Um dem Theaterpublikum entgegenzukommen und der Legende genugzutun, hat er später ein „Nachspiel" dazu verfaßt, das zu der Tragödie einen sanften Ausklang schafft.

In dem „Vorwort" zu seinem nächsten Drama „Maria Magdalene" spricht sich Hebbel über seine Auffassung des bürgerlichen Trauerspiels aus und wirft seinen Vorgängern vor, daß sie die Konflikte aus dem Zusammentreffen des Bürgertums mit dem ersten und zweiten Stande holten. Er wollte dagegen zeigen, „daß auch im eingeschränktesten Kreise eine zerschmetternde Tragik möglich ist". Aus der Gebundenheit der Personen, besonders des Meisters Anton, der an einen verknöcherten Ehrbegriff gekettet ist, während rings die Welt weitergeschritten ist, erwächst das Schicksal. Er ist es eigentlich, der unbewußt seine Tochter Klara in Schuld und Tod stürzt, und muß zuletzt mit müder Resignation sagen: „Ich verstehe die Welt nicht mehr."

Diese Tragödie ist mehr als die anderen „ganz Bild, nirgends Gedanke". Seine Theorie lebt zwar auch in ihr, ist aber stärker verdeckt. Wir haben hier das fast unübertreffliche Muster des realistischen Dramas: einen Ausschnitt alltäglicher Wirklichkeit, scharf gesehen, ohne jedes Pathos hingestellt, geradezu die „Flucht ins Triviale". Aber an sich auch einen Einzelfall, der nichts Allgemeingültiges hat und darum mehr erdrückend als tragisch wirkt. Diese Dichtung hat vor allem die Naturalisten, hat Ibsen, Hauptmann und Sudermann die Technik des „Milieustückes" gelehrt.

Der Dichter selbst kehrte nicht wieder zu ihr zurück. Nach verschiedenen, weniger geglückten Versuchen schrieb er als erstes Wiener Stück „Herodes und Mariamne". Den Stoff fand er in den „Jüdischen Altertümern" des Flavius Josephus. Hier bot sich ihm die Gelegenheit, seine immer schärfer ausgebildete Idee rein zu verwirklichen. Das wird schon aus der Inhaltsangabe ersichtlich.

A. (I, 1—2; Ergänzung II, 1—3.) Wir werden in die Kämpfe der Zeit vor Christi Geburt hineingeführt. Es ist eine Epoche voll von Wirrnissen und unheimlichen Schwankungen. Mitten hineingestellt in dieses gärende Chaos ist Herodes, der König der Juden, der die aus dem alten Hohenpriestergeschlecht der Makkabäer stammende Mariamne geheiratet hat, um seine Lage bei den Juden zu sichern, doch auch aus Liebe zu der schönsten der Frauen. Aber aus ihrem Hause, zumal von ihrer Mutter Alexandra, die den stolzen und gewaltigen edomitischen Emporkömmling haßt, droht seiner Herrschaft Verderben. Um seinen Thron zu retten, muß er ihren einzigen Sohn, den schönen, eitlen und weichlichen Aristobolus, der sich von des Königs Feinden zum Parteiabzeichen und Parteiwerkzeuge mißbrauchen ließ, ertränken lassen, nicht aus Blutgier des Tyrannen, sondern aus Gründen der Staatsnotwendigkeit, gesehen freilich mit der Kraft seines überstarken Egoismus. Auch Mariamne begreift, obwohl schaudernd, diese Gründe, und trotz des leisen Grauens vor der Bluttat bewahrt sie, über die Umtriebe ihrer Mutter kalt und fremd hinwegsehend, dem Gemahl ihre tiefe, unerschütterliche Liebe. Auch ihm ist sie allein die Gewähr vorhandener Treue in der Welt, ja sein menschlich kostbarstes Besitztum. Und dennoch tritt jetzt, echt tragisch, das Gespenst des Toten verhängnisvoll zwischen sie. Herodes fühlt sich nicht mehr sicher ihr gegenüber. Gleich zu Anfang wird dieses Motiv angeschlagen. Es ist ihm der Tod einer Frau gemeldet worden, die Selbstmord begangen hat, um ihren Mann nicht zu überleben. „Das will ich Mariamnen doch erzählen und ihr dabei ins Auge schauen", flüstert er vor sich hin.

B. (I, 3—III, 5.) Die Entstehung des Konfliktes zwischen Herodes und Mariamne. Herodes verletzt die Menschenwürde seiner Gattin. Gerade in seinem Zweifel wird sich Herodes seiner grenzenlosen, wenn auch durchaus egoistischen Liebe bewußt. Er möchte sie zwingen, ihm zu sagen, daß der Tod ihres Bruders ihr Gefühl nicht erschüttert

hat. Kein Gedanke peinigt ihn wilder als der, daß sie nach seinem Tode anders handeln könnte als jene Makkabäerin, daß sie einem andern gehören würde. Er weiß nicht, daß sie sich schon früher geschworen hat, ihn nicht zu überleben. Dieses quälende Bewußtsein macht ihn blind. Er will sie zu dem Worte zwingen, das eine Frau nur aus tiefster Freiheit heraus verraten kann. Und indem er erzählt, daß er schon einmal bereit gewesen sei, ihr in den Tod zu folgen, fügt er hinzu, daß er imstande sei, ihr den Giftbecher zu reichen, damit niemand sie ihm rauben könne. Tiefverletzt weist sie die Zumutung zurück: „Das kann man tun, erleiden kann man's nicht." In dieser unvorsichtigen, rücksichtslosen Ungeduld hat er ihr für immer die Möglichkeit verschlossen, aus freiem Willen das als Opfer anzubieten, was er als Beweis ihrer Liebe verlangt. (I, 3.)

1. Doch er fühlt die Kränkung nicht, die er ihr angetan hat. Sein leidenschaftlicher Argwohn macht sein Wort zur Tat. Als Antonius, der römische Gewalthaber, bei dem Alexandra den König verklagt hat, ihn zu sich befiehlt, um sich wegen des unter verdächtigen Umständen ertrunkenen Hohenpriesters Aristobolus zu verantworten, und er für sein Leben fürchten muß, da betraut er seinen Schwager Joseph damit, wenn er nicht zurückkehre, Mariamne zu töten. Dann eilt er nach Alexandrien (I, 4—6). Wir erfahren bald, wie unrecht Herodes seiner Gemahlin tat. Alexandra, die alles zum Aufruhr wider den König hetzt, sucht auch die Tochter von seiner Seite wegzuziehen; aber Mariamne weicht nicht: „Tu, was du willst", entgegnet sie der Mutter, „den Schwur, den ich zurückhielt, als er scheidend ihn forderte, den leist' ich jetzt: Ich sterbe, wenn er stirbt" (II, 1—3).

2. Und nun erfährt sie, wie wenig Herodes solchen Schwures wert ist. Als ein Aufstand in Jerusalem droht, errät Mariamne aus Josephs ungeschicktem Betragen den Auftrag, den er hat, und daß ihr Gemahl sie „wie ein Ding und weiter nichts" behandelt. Sie ist in ihrem tiefsten Wesen durch diese entsetzliche Entdeckung erniedrigt und gekränkt (II, 4—6).

3. Herodes kehrt zurück; Antonius war ihm freundlich; der Aufstand wird niedergeworfen; das Glück scheint ihm günstig. Aber Mariamne begrüßt ihn nicht. Von seiner Schwester Salome wird sie des Ehebruchs mit deren Gatten Joseph verdächtigt. Von Herodes in den Audienzsaal gerufen, tritt sie ihm, nachdem alle Anwesenden abgetreten sind, im Gefühle ihrer entehrten Menschenwürde mit schweren Vorwürfen entgegen. Aber er sieht nicht ihre schmerzlich zuckende Seele; er glaubt nach diesem Geschehnis nur noch mehr Zweifel in ihre Liebe setzen zu müssen. Er hat vergessen, daß sie ein Mensch ist; er sieht in ihr als wahrer Despot, der er nun mehr und mehr wird, nur die Sache, die ihm verlorengehen könnte. Den Verräter des Geheimnisses läßt er sofort töten, entkräftet damit jedoch nicht den Vorwurf der Treulosigkeit, den Salome der Mariamne macht. Diese ist zu stolz, sich zu verteidigen. Nicht seine erwachende Eifersucht, nur vollstes Vertrauen könnte das Vergehen an ihr wieder gutmachen (III, 1—5).

C. (III, 6.) Da scheint das Schicksal ihr zu Hilfe zu kommen und ihm Gelegenheit zu einem Beweis zu geben. Herodes wird unter größter Gefahr (die politischen Unruhen nehmen an Stärke zu) von Antonius zum Beistand und zum Kampf gegen Oktavian abberufen. Mariamne jubelt; ist doch für sie wieder Hoffnung da. Wenn er ihr jetzt rückhaltlos vertraut, ist alles wieder gut. Aber sein aufsteigender Argwohn muß ja ihre Freude falsch auslegen. Er vergeht sich zum zweitenmal, indem er Mariamne unters Schwert seines Freundes und ergebensten Getreuen Soemus stellt (III, 6).

D. (IV., V.) Der durch die Entdeckung bewirkte Umschlag. Die gewaltsame Lösung des Konfliktes.

1. Wieder wird das Geheimnis verraten. Soemus hat den grausigen Auftrag nur angenommen, weil er Mariamne schützen wollte. Er ist ein Mann, der sich nicht zum Mörder dingen läßt, und so teilt er der Königin den Blutbefehl mit, als er glaubt, daß Herodes, in des Antonius Niederlage bei Actium verstrickt, umgekommen ist. Nun sieht sie unwiderruflich, daß alles aus ist. Es ist, als ob ein Nebel sich vor ihre Augen lege, wie schlafwandelnd handelt sie von nun ab. Sie sagt sich innerlich von ihrem Gatten los, kann aber nicht mehr leben mit dieser völligen Leere im Herzen. Erst will sie sich selbst töten, aber dann fällt ihr etwas Schrecklicheres ein (IV, 1—3).

2. Sie fühlt, daß Herodes nicht tot ist; ihn vor allem soll ihr Tod treffen, ihm schrecklich die Augen öffnen. Sie sagt sich auch äußerlich von ihm los. Ein rauschendes Fest bei seiner Ankunft soll seine Eifersucht wecken und scheinbar ihre Untreue bestätigen. Alle täuscht sie glücklich, da sie an des Königs Tod glauben; selbst der kühle Römer Titus schrickt vor ihr wie vor einer neuen Judith zurück. Während sie mit Soemus in Prunkkleidern tanzt, kommt Herodes, der durch sein würdig-stolzes Benehmen auch die Gunst Oktavians davongetragen, zurück und stürzt sogleich in Mariamnes Falle; er glaubt, was sie wünscht, daß sie ihn betrog. Er läßt Soemus abführen, sie soll vor ein Gericht gestellt werden (IV, 4—8).

3. Von Salome gehetzt, von Titus nicht zurückgehalten, ruft Herodes am nächsten Morgen aus Angehörigen seines Hauses das Gericht zusammen. Auf die Anklage, daß Mariamne ihren Herrn und Gemahl betrogen, verteidigt sie sich nicht, sie will den Tod. Herodes, durch Mariamnes Stolz gereizt, erzwingt die Verurteilung, und Mariamne wird mit Soemus enthauptet (V, 1—5).

E. Vorher jedoch hat sie sich als letzte Gunst eine Unterredung mit Titus erbeten (Moment der letzten Spannung). Ihm enthüllt sie die Wahrheit gegen den Schwur, daß Herodes sie nicht vor ihrem Tode erfahre. Vergebens stellt sich Titus ihrem Vorhaben in den Weg. Auch er muß einsehen, daß nichts mehr zu retten ist. Mariamnes Tod wird verkündet. Und sogleich bricht auch über Herodes das Gericht herein. Titus berichtet ihm die Unschuld der Gattin, und Alexandra verschärft den Pfeil und erzählt ihm, daß Mariamne den einst verlangten Schwur freiwillig getan. Aber Herodes hält sich in wildem Trotz aufrecht; „Ich bin ein König, und ich will's die Welt empfinden lassen." Die Krone soll ihm „an Weibes Statt gelten". Aber auch die ziehen ihm unsichtbare Hände von der Stirn. Über Bethlehem ist der Stern eines größeren Königs aufgegangen. Als die Weisen aus dem Morgenlande erscheinen, gibt er, in den Greueln der Tyrannenherrschaft Betäubung suchend, den Befehl zum bethlehemitischen Kindermord, bricht dann aber bei dem Gedanken, daß er Mariamne zu begraben hat, in den Armen des ihn auffangenden Titus zusammen (V, 6—Schluß).

Prachtvoll ist die Charakterzeichnung des Herodes, der sich vom selbstbewußten Herrscher zum Tyrannen entwickelt, während bei Hebbel sonst die Personen sich unverrückbar gleich bleiben. Er verkörpert in sich die heidnisch-jüdische Lebensanschauung von der Rechtlosigkeit der Frau. Er ist größer als seine Zeit und geht zu Grunde. Noch mehr aber wächst Mariamne über ihre Zeit hinaus, weil sie die christliche Auffassung vom Recht der Persönlichkeit hat. Sie bricht zusammen, weil Herodes zweimal ihre Seele mordet. Wie später Ibsens „Nora" kann sie mit dem Manne nicht mehr zusammenleben, der sie nur als Sache betrachtet. So sind die beiden äußerste Fälle ihrer Art, müssen daher der Allgemeinheit geopfert werden. Deutlich ist auch die Gebrochenheit der Zeit, die den Übergang von der egoistisch-antiken Auffassung zum altruistischen Christentum bringt. Durch die äußerlich angeklebte Szene der heiligen drei Könige hat Hebbel das noch besonders unterstreichen zu müssen geglaubt. Endlich haben wir hier ein Muster des Kampfes der Geschlechter, wobei der Dichter völlig objektiv zuzuschauen scheint. Auffallend ist, wie die Sprache des Dichters gegenüber der auch in Versen geschriebenen „Genoveva" hart und hölzern geworden ist.

Nach einer Reihe kleinerer Arbeiten (großartig ist das Fragment „Moloch") wandte sich der Dichter wieder zu einem historischen Stoffe in der oft behandelten, auch von einem Volkslied besungenen Geschichte der „Agnes Bernauer" [1].

A. (I, 1—14.) Die prächtigen Eingangsszenen geben uns ein Bild des bürgerlichen Lebens im 15. Jahrhundert: Die Baderstube, Menschen verschiedenster Art, ernsthaft oder ergötzlich, aber doch alle in ihrem Wesen verwandt, Bürger und Bürgerstöchter, jeder in den beschränkten Kreis gebannt. Und gleich lernen wir auch eine andere Gruppe kennen: die Ritter mit ihrem Herrn, dem jungen Bayernherzog Albrecht. Wie das Stück beginnt, ist das Entscheidende bereits geschehen. Er hat Agnes, den „Engel von Augsburg", wie sie der Volksmund ob ihrer Schönheit nannte, schon erblickt und ist von wahnsinniger Leidenschaft zu ihr erfaßt. Damit wir wissen, was das für ihn bedeutet, erzählt uns bald einer seiner Ritter mit zwei Worten seine Geschichte: „Er ist beim faulen Wenzel in Prag aufgezogen, und was der bei Geigen- und Flötenklang in ihn hineingesät hat, das bringt Gott selbst nicht wieder heraus."

B. (I, 15—III, 12.) Albrecht und Agnes treffen auf dem Tanzhause zusammen. Das Erwachen der Liebe in ihr, das schüchterne Fragen und Zurückdrängen des Gefühls, das doch nicht mehr zurückzudrängen ist, wird unnachahmlich dargestellt (I, 15—18). Zwar warnen die Ge-

[1] Vgl. das wundervolle Gedicht „Agnes Bernauerin" von Agnes Miegel, sowie Ludwigs Versuche und Greifs mißglücktes Drama.

treuen Albrecht vor den Folgen seines Schrittes. Aber seine Liebe kennt nur einen Weg. Daher wird Törrings Vorschlag einer illegalen Verbindung abgewiesen. Der Gedanke einer unehrenhaften Annäherung erweckt sogar seinen wildesten Zorn (II, 1—8).

1. Er bittet in einer packenden Szene den Meister Kaspar Bernauer um die Hand seiner Tochter. Der Vater muß einwilligen, ob auch Sorgen für die Zukunft seine Stirn umschatten. Auch Agnes wirft sich erglühend in seine Arme, „und müßt' ich's mit dem Tode bezahlen". Sie lassen sich heimlich trauen (II, 9—10).

2. Aber das Glück dauert nicht lange; durch den Kanzler Preising erhebt Albrechts Vater, der Herzog Ernst, Einspruch gegen die Verbindung mit der Unebenbürtigen. Doch Albrecht glaubt das ganze Volk hinter sich zu wissen, wenn er seinem Gefühle folgt und eines seiner Kinder zu sich emporzieht. Das Glück der Liebenden führt sie zum Anspruch auf Anerkennung einer ebenbürtigen Fürstenehe, weshalb Albrecht die Ehe mit Anna von Braunschweig ablehnt (III, 1—12).

C. (III, 13.) Bei einem Turnier macht der Vater den letzten Versuch; er erinnert den Sohn an seine Herrscherpflicht; als Albrecht sich weigert, schließt er ihn von der Thronfolge aus und ernennt Adolf, das kranke Söhnchen seines Bruders, zum Erben.

D. (IV, 1—12.)

1. Doch nach langer Zeit, da der junge Fürst mit seiner Gattin friedlich und glücklich lebt, stirbt das Kind, und nun ist er der einzige, der den Staat führen *muß*. Auf zwei Augen steht die Linie — Bayern muß einen berechtigten Erben haben. All das überlegt Ernst in schwerem Kampfe mit sich; es gibt keinen Ausweg: nur Agnes' Tod kann das Land vor schrecklichen Bürgerkriegen bewahren. Die eine muß für die Millionen Menschen geopfert werden. Er unterzeichnet das Todesurteil für Agnes, um seinen Thron und damit die Ordnung des Staates zu retten (IV, 1—4).

2. Albrecht wird auf seiner Burg in Straubing überfallen und gefangengenommen. Agnes läßt man noch eine Rettung offen: ihrem Gemahl zu entsagen. In der großartigsten Szene des Stückes stellt ihr Preising diese Bedingung. (*Moment der letzten Spannung.*) Sie, die anfangs nicht an das Schreckliche glauben wollte, sieht nun mit wachsendem Grauen dem Tode ins Antlitz; aber ihr letztes Wort ist: „Fragt ihn, wenn ich dahin bin, ob er lieber eine Unwürdige verfluchen oder eine Tote beweinen wolle: Ich kenne seine Antwort" (IV, 5—12).

E. Agnes wird in der Donau ertränkt. In wahnsinnigem Schmerz unternimmt Albrecht einen Rachezug gegen den Vater und besiegt ihn. Da entwickelt ihm Ernst überzeugend alle seine Gründe. Es nützt nichts. Auch als nun — ein deus ex machina! — die Acht- und Bannerklärung von Reich und Kirche ihn trifft, bleibt er unerschüttert. Aber da übergibt ihm der Vater in Erkennung seiner menschlichen Schuld den Herzogsstab, macht ihn zum Richter über sich selbst und verspricht, das Andenken an Agnes als an Albrechts *Witwe* zu ehren. Der Widerstand des Sohnes ist gebrochen — er sinkt vor dem Vater nieder.

Wir sehen hier deutlich, wie der einst revolutionär gesinnte Dichter sich der Bedeutung der Idee des Staates bewußt geworden ist. Der einzelne, und wenn er auch so hold und rein ist wie *Agnes*, muß ihr geopfert werden, wie ja auch der *Herzog Ernst* und sein Sohn *Albrecht* ihr ihr Lebensglück opfern müssen. Uns freilich wollen die letzten Szenen trotz ihrer unwiderleglichen Logik nicht ganz befriedigen, da unser Gefühl von tiefstem Mitleid aufgewühlt ist. Aber der Dichter folgt getreu seiner Idee: „Es ist in dem Stücke das Verhältnis des Individuums zur Gesellschaft dargestellt und demgemäß in zwei Charakteren, von denen der eine aus der höchsten Region hervorging, der andere aus der niedrigsten, anschaulich gemacht, daß das Individuum, wie herrlich und groß, wie edel und schön es immer sei, sich der Gesellschaft unter allen Umständen beugen muß, weil in dieser und ihrem notwendigen formalen Ausdrucke, dem Staate, die ganze Menschheit lebt, in jenem aber immer nur eine einzelne Seite derselben zur Entfaltung gelangt." (Umgekehrt fordert später Ibsen, daß die Gesellschaft sich umbilden muß, damit der einzelne sich ausleben kann.) Zuletzt muß auch Albrecht diese Notwendigkeit begreifen, wie es der Prinz von Homburg und der König in der „Jüdin von Toledo" tun.

Obwohl Hebbel auch hier „auf der Menschheit Höhen wandelt", treten uns die Personen menschlich näher als in irgendeinem seiner anderen Stücke. Auch die Sprache ist weicher und volltönender, hält sich freier von den Geschmacklosigkeiten, die Hebbel so oft unterlaufen und die wohl eine Folge seiner lückenhaften Erziehung und Ausbildung sind.

Es folgte im Jahre 1854 die Tragödie „Gyges und sein Ring", in welcher der Dichter eine von Herodot und Platon erzählte Fabel in klassischer Vollendung dramatisch behandelt hat.

Kandaules, der letzte Lydierkönig aus dem Stamme der Herakliden, hat die schönste der Frauen, die im fernen Indien in der engsten Hut des Hauses aufgewachsene Rhodope, zur Gemahlin. Aber der ruhige Besitz genügt ihm nicht. Er ist unsicher in seinem Innern; er weiß nicht, ob er sich selbst ein Urteil zutrauen darf. Er hat einen jungen Griechen zum Freunde, dessen Geist und künstlerische Lebensanschauung scharf abstechen von der dumpfen Beschränktheit der Lydier. Nun hat der Freund auch im Wettkampfe spielend alle Siege errungen. Ein ihm selbst kaum bewußtes Gefühl des Neides steigt im König auf. Er möchte dem Fremdling etwas entgegensetzen, das den Herrscher auch als Menschen über den glücklichen Jüngling stellte: er möchte ihm das Beste zeigen, was er besitzt. So ist der barbarische Vorschlag doppelt motiviert, ihn seine Gemahlin sehen zu lassen, die noch keines Sterblichen Auge außer Vater und Gatte erblicken durfte:

Ich brauche einen Zeugen, daß ich nicht
Ein eitler Tor bin, der sich selbst belügt,
Wenn er sich rühmt, das schönste Weib zu küssen. (I, 531 f.)

Gyges widersetzt sich, läßt sich aber doch halb widerwillig bestimmen. Ein Zauberring, den ein Zufall ihm in die Hand gespielt hat, soll die Absicht verwirklichen helfen. Er sieht Rhodope. Aber ihr ungemein fein entwickeltes Gefühl verrät ihr die Gegenwart eines Fremden. Auch hat Gyges für eine Sekunde den Ring gedreht, so daß er plötzlich, „vom hellsten Strahl der Ampel grell beleuchtet", da stand. Sie ist aufs tiefste entsetzt und kann doch nicht los von ihrer Ahnung, bis dann ihr Verdacht bestätigt wird. Da fühlt sie sich im innersten Wesen entehrt, tödlich verletzt. Nur einen Ausweg gibt es noch für sie: der Schuldige muß sterben.

Kandaules erkennt die Berechtigung ihrer Forderung an; er will Gyges verbannen, zumal da er sieht, wie der Anblick der Königin in diesem eine jäh aufflackernde Leidenschaft für sie entfesselt hat. Aber, da sie schaudernd im eigenen Gatten den eigentlich Schuldigen erblicken muß, kann ihr das nicht genügen,. Sie selbst zwingt den Gyges, den König im Zweikampf zu töten, und vermählt sich mit ihm am Altar der Hestia. So hat doch nur ihr Gatte sie gesehen. Aber mit dem Frevler kann sie nicht zusammenleben und gibt sich daher selbst den Tod.

Mit Ausnahme der „Agnes Bernauer" drehten sich fast alle Stücke Hebbels um das Problem der Reinheit des Weibes. Hier kehrte der Dichter zu ihm zurück und gestaltete es zu seiner höchsten Vollendung, näherte sich aber damit der Gefahr, gar zu abstrakt zu werden. Lebendiger als sonst ist freilich die Entwicklung der Charaktere nicht nur in ihren Worten, sondern auch in ihren Handlungen dargestellt. Besonders gut ist Kandaules geraten, eine wahrhaft tragische Gestalt. Er ist über seine Zeit hinausgewachsen; aber er greift nach einem falschen Mittel, um seine Freiheit von überlieferten Vorurteilen zu beweisen. Und so muß er sehen, wie gefährlich es ist, „den Schlaf der Welt zu stören". Auch Rhodopes Geschick ist tragisch, weil sie umgekehrt sich durch das Festhalten an ihrer Anschauung in den Untergang getrieben sieht. Man hat dieses Stück Hebbels am meisten bewundert, weil es von sicherer Bühnenwirkung ist, weil es einen „edlen Stil" besitzt, den Hebbel selbst mit Goethes „Iphigenie" und Shakespeares „Troilus und Cressida" verglichen hat, und mit Recht vor allem, weil hier des Dichters Sprache in Biegsamkeit, Farbenpracht und bezwingendem Wohllaut ihre höchste Vollendung erreicht hat.

Alle bisherigen Dramen Hebbels hatten gar keinen oder nur vorübergehenden Bühnenerfolg zu seinen Lebzeiten gehabt. Nun, da er sich seinem

Ende nahte, brachten ihm die „Nibelungen“ auf einmal einen glänzenden Triumph, so daß er bitter sagte: „Das ist Menschenlos. Bald fehlt uns der Wein, bald fehlt uns der Becher.“ Die neue große Dichtung führt von seinen bisherigen Problemen ab, bedeutet aber sichtlich auch schon ein Nachlassen seiner Schöpferkraft. Er hatte wohl die Schwierigkeiten gesehen, die darin bestanden, „die Basreliefs des alten Liedes von der Wand loszulösen“ und zu Bühnengestalten zu machen. Er fühlte sich verpflichtet, psychologisch zu begründen, hielt sich aber zu eng an sein Vorbild, als daß er dieses Ziel völlig hätte durchführen können. Am verfehltesten jedoch ist sein Versuch, in loser Anlehnung an die „Edda“ eine mythische Einlage zu erfinden, die Brunhilds Verhalten motivieren soll. Sie bleibt ein rein äußerlich aufgeklebter Zierat. So muß der Vergleich mit dem alten Epos unbedingt zu Hebbels Ungunsten ausfallen. Weder ihm noch Wagner, weder Geibel noch Jordan gelang die Erneuerung; höchstens Ibsens „Nordische Heerfahrt“ kann der Urdichtung an die Seite gestellt werden.

Und doch bleiben die „Nibelungen“ ein gewaltiges und vor allem bühnenwirksames Werk. Das liegt zunächst am Stoff, an wundervollen Einzelheiten, an Prachtgestalten wie der Hagens und Rüdigers, an Stellen von tiefster lyrischer Schönheit wie der Szene in Bechlarn. Daneben findet sich völlig Verunglücktes wie der täppische Wettkampf im „Vorspiel“ und vor allem die unerträglich geschmacklose Szene von Siegfrieds Tod. Auch der Schluß, der auf einmal Dietrich von Bern als Christen zeigt, ist rein äußerlich angeklebt. Denn er soll die Theorie der Gebrochenheit der Zeit durchführen; das alte Heidentum soll vom Christentum abgelöst werden. Aber vom Geiste des Christentums ist kein Hauch zu spüren. Denn Rüdigers und Dietrichs „Entsagung“ ist nicht tief begründet. Übrigens wird „das große Rad der Welt“ zweimal „umgehängt“. Denn im Anfang finden wir uns zum Teil noch in der mythischen, übermenschlichen Welt der Götter und Riesen. Auch sonst, im Kampf der Geschlechter — Brunhild und Siegfried —, in der Tragik des Genies ist die Theorie verwirklicht, fast ohne daß der Dichter Eigenes hinzuzufügen brauchte.

Das Werk zerfällt in drei Teile:

I. „Der gehörnte Siegfried“, Vorspiel in 1 Aufzug; II. „Siegfrieds Tod“, ein Trauerspiel in 5 Aufzügen; III. „Kriemhilds Rache“, ein Trauerspiel in 5 Aufzügen.

Der gehörnte Siegfried. (I, 1—4.) Einführung. Wir werden bekannt mit den Hauptpersonen des Dramas und mit den Knotenpunkten der Handlung. Brunhild, Königin von Isenland, soll die Gemahlin Gunthers und Königin von Burgund werden. Siegfried, der Held aus Niederland, wird von Gunther in Worms freundlich aufgenommen. Kriemhild erzählt ihrer Mutter Ute von ihrem Traum und bezeugt ihre lebhafte Anteilnahme an den Steinwürfen Siegfrieds. Gunther schließt mit Siegfried einen Vertrag: „Wohlan! Für Brunhild gebe ich dir Kriemhild, Und unsere Hochzeit feiern wir zugleich!“

Siegfrieds Tod. A. (I, 1—2.) Frigga, Brunhilds Amme, opfert den alten Göttern des Heidentums, während Brunhild, welche die Taufe empfangen hat, die Herrschaft des Kreuzes anerkennt. Siegfried, Gunther, Hagen und Volker treten zu Brunhild ein, die den Schwur leistet, dem König der Burgunden sofort zu folgen, wenn sie im Kampf unterliegen sollte.

B. (II, 1—8.) Siegfried erfährt bei seiner Heimkehr nach Worms von Giselher, daß Kriemhild ihm volle Teilnahme widme, und er empfängt alsbald von ihr ein Tuch, das sie selbst gewirkt hat. Auf der Fahrt nach Worms hat Brunhild noch einmal ihre Kraft an Gunther versucht, der sie nur mit Hilfe Siegfrieds im Isenlande überwunden hatte. Mit ausgestrecktem Arm hat sie ihn „weit in den Rhein hinaus“ gehalten. So muß Siegfried Gunther auf Hagens dringliches Verlangen zum zweitenmal Hilfe leisten. Siegfried leistet sie widerwillig.

C. (III, 1—4.) Kriemhild erscheint geschmückt mit dem Gürtel, den Siegfried der Brunhild bei ihrem nochmaligen Kampfe mit Gunther fortgenommen, aber verloren hat. Kriemhild hat ihn gefunden, und vergebens bemüht Siegfried sich, ihn zurückzuerhalten: „Gib her, gib her, Kein Brunnen ist so tief, den zu verbergen, Ein Stein daran und in den Rhein hinab!" Brunhild verlangt, eifersüchtig auf die Stellung ihres Gatten, von ihm einen Kampf mit Siegfried, der sich als König so weit erniedrigt habe, Führerdienst zu leisten. „Du bist der Stärkste auf der Welt, drum peitsche ihn Zu meiner Lust aus seiner goldnen Wolke."

(III, 5—9.) Auf dem Wege von den Kampfspielen zum Dome geraten Brunhild und Kriemhild über den Wert und die Stellung ihrer Männer in einen grimmen Wortstreit, in dem die schwer gereizte Kriemhild der Schwägerin das Geheimnis ihrer zweimaligen Besiegung durch Siegfried enthüllt.

D. (III, 9—IV, 16.) Als Hagen den Verrat des Geheimnisses erfährt, erklärt er Brunhild sofort: „Du edles Heldenbild, Der Mann muß sterben, der dir das getan!" Und Brunhild stimmt ihm zu mit den Worten: „Ihm selbst zum Weib zu schlecht, War ich der Pfennig, der ihm eins verschaffte! Das ist noch mehr als Mord, und dafür will ich Rache! Rache! Rache!" Obwohl Gunther sich auf Siegfrieds Seite stellt, will Hagen Rache für die schwerbeleidigte Königin; er will zu dem Zwecke Kenntnis gewinnen von der einzigen verwundbaren Stelle Siegfrieds. Als er von der ahnungslosen Kriemhild das Geheimnis erfahren, bricht er in die Worte aus: „Nun ist dein Held nur noch ein Wild für mich!" Statt eines Krieges gegen Lübeger und Lübegast wird eine Jagd angesetzt, an der Siegfried sich beteiligen will, obwohl Kriemhild, gequält von bösen Ahnungen, ihn zurückzuhalten sich bemüht.

(V, 1—2.) Siegfried erklärt auf der Jagd die Bereitwilligkeit seiner Gattin, Brunhild um Verzeihung zu bitten. „Kriemhild will sie vor allem deinem Volk, Bevor wir ziehen (in die Heimat), um Verzeihung bitten, Das hat sie frei gelobt."

E. (V, 2—9.) Tötung Siegfrieds durch den heimtückischen Hagen. Seine Leiche findet Kriemhild in der Morgenfrühe vor ihrem Gemach; nachdem die Leiche auf einer Bahre in den Dom getragen ist, blutet sie von neuem, als Hagen sich über den Sarg neigt. Da ist der Mörder entdeckt, und Kriemhild ruft racherfüllt aus: „Gericht! Gericht! Und wenn's der König weigert, So ist er selbst mit diesem Blut bedeckt."

Kriemhilds Rache. A. (I, 1—6.) Rüdiger bittet im Auftrage des Hunnenkönigs Etzel um die Hand Kriemhilds. — Hagen tritt mit aller Entschiedenheit gegen den Plan auf, weil er Kriemhilds Rache an den Burgunden fürchtet. Als sie wieder und wieder vergebens ihren Bruder um Gericht gegen Hagen angefleht hat: „Ich rufe Klage über Hagen Tronje, Und Klage werd' ich rufen bis zum Tod", ist ihr der Markgraf Rüdiger willkommen.

B. (I, 7—III, 6.) Als dieser ihr endlich versichert, daß weder Etzel noch er selbst ihr einen „Dienst versagen" würde, antwortet sie: „Herr Markgraf Rüdiger, reicht mir die Hand, Ich fasse sie, als ob es Etzels wäre, Und bin von jetzt der Heunen Königin." Nach sieben Jahren machen die Burgunden auf Kriemhilds dringliche Einladung einen Zug ins Hunnenland. Nach einer Donaufahrt kommen sie nach Bechlarn, wo Giselher sich mit Rüdigers Tochter Gudrun verlobt. Dietrichs Warnung: „Frau Kriemhild weint noch Tag und Nacht", wird wohl verstanden, aber Gunther will „keinen Schritt zurückweichen". Die Burgunden nähern sich Etzels Burg, und Kriemhild versichert sich ihrer Getreuen. „Mir ist's nur um den Geier, deine Falken Sind sicher bis auf ihre letzte Feder, Es wäre denn — Doch nein, sie hassen sich."

C. (III, 7.) Nach dem Wunsche ihres Gemahls begrüßt sie ihre Brüder, namentlich Giselher, und den alten Dietrich mit freundlichen Worten. Da sieht sie Hagen und fährt ihn an: „Auch du bist da? Wer hat denn dich geladen?" Sie verlangt die Auslieferung des Nibelungenhorts, doch Hagen erwidert ihr: „Er liegt im Rhein, wo er am tiefsten ist." — (III, 8—15.) Die Aufforderung Kriemhilds, die Waffen abzulegen, wird nicht befolgt. Die Burgunden merken gar bald, daß ihnen Verderben drohe, so daß Hagen zu Volker, der eine lustige Melodie geigen will, in die Worte ausbricht: „Nein, das vom Totenschiff, Das letzte, wie der Freund den Freund ersticht, Und dann die Fackel — Das geht morgen los."

D. (IV—V, 10.) Steigerung der Erbitterung Kriemhilds infolge von Hagens schroffem Verhalten. Weigerung des Königs Gunther, auf die Forderung Kriemhilds einzugehen, daß ein Gericht über Hagen berufen werde. Auch Gerenot und Giselher treten für Hagen ein. Etzel sieht erst jetzt ein, „wie die Rechnung steht", doch tritt er für das Gastrecht ein, während Kriemhild die Tötung Hagens will. „Nein, Etzel, Mord um Mord!" In den Bankettsaal tritt Dankwart in blutbedecktem Panzer und meldet: „Von allen den Burgunden, die Ihr mir anvertrautet, ist nicht einer Am Leben mehr." Da schlägt Hagen dem kleinen einzigen Sohne Etzels und Kriemhilds, der kurz vorher auf goldenem Schilde in den Saal getragen worden

war, den Kopf ab. Nun muß auch Etzel Rache nehmen: „Jetzt seid ihr aus dem Frieden der Welt gesetzt und habt zugleich die Rechte des Kriegs verwirkt! Ihr werdet diesen Saal nicht mehr verlassen." Bald steht der Saal in hellen Flammen, und doch tobt der Kampf weiter trotz Hildebrands Versuchen, ihm ein Ende zu machen. Auch Hagens Bitte, offenen Kampf in freier Luft zu gestatten, bleibt unerhört. — Rüdigers Seelennot. Alle seine Vorstellungen, den Kampf gegen die Burgunden, unter denen sein Eidam sich befindet, nicht unternehmen zu können, bleiben fruchtlos, wie auch die Bitten Giselhers um Erbarmen kein Gehör finden. „Ich schlag' den Drachen tot und jeden mit, der sich zu ihm gesellt und ihn beschirmt."

E. (V, 12—14.) Rüdiger wirft sich in den Kampf, nachdem er seinen Schild Hagen übergeben hat. Dieser wütet mit seinem Schwerte Balmung; Gerenot und Giselher fallen, und auch Rüdiger bittet „um sein Grab". Dietrich kommt dem König Etzel zuvor und bringt Hagen und Gunther gefesselt. Ein Hunne schlägt auf Kriemhilds Geheiß Gunther das Haupt ab: „Der schuldigste Von Utes Söhnen soll nicht übrig bleiben, Das wär' ein Hohn auf dieses Weltgericht!" Als Hagen den Ort, wo der Nibelungenhort liege, auch nun nicht nennen will, da ruft sie: „Dann, Balmung, leiste deinen letzten Dienst!" und erschlägt ihren Todfeind, empfängt dafür aber von Hildebrand den Todesstoß. Etzel, der Herrschaft überdrüssig, übergibt seine Krone an Dietrich, der sie annimmt mit dem Schlußwort: „Im Namen dessen, der am Kreuz erblich!"

Mitten aus der Arbeit heraus wurde der Dichter vom Tode hinweggerissen. Er hinterließ, wie Schiller, ein gewaltiges Fragment im „Demetrius", das in seiner Anlage natürlich völlig verschieden ist von dem seines Vorgängers. Hebbel selbst stellte seine lyrischen Dichtungen an Wert über die dramatischen. Wirklich hat er eine Reihe vollendeter Gedichte geschrieben, neben einer Unzahl ganz prosaischer. Auch hier erschwert oft die Reflexion die reine Wiedergabe des Gefühls, das sich nur selten frei, dann aber mit stärkster Innerlichkeit entfaltet. Seine Balladen sind meist von quälender Düsterheit, oft auch zu weit zerdehnt. Einige aber, wie der „Heideknabe" und „Das alte Haus", gehören zu den wertvollsten Erzeugnissen auf diesem Gebiete. Er schrieb auch Prosaerzählungen, die von Kleist beeinflußt erscheinen, und ein feines idyllisches Epos „Mutter und Kind".

### 1. Sommerbild.

Ich sah des Sommers letzte Rose stehn,
Sie war, als ob sie bluten könne, rot;
Da sprach ich schauernd im Vorübergehn:
So weit im Leben, ist zu nah am Tod!

Es regte sich kein Hauch am heißen Tag,
Nur leise strich ein weißer Schmetterling;
Doch, ob auch kaum die Luft sein Flügelschlag
Bewegte, sie empfand es und verging.

### 2. Herbstbild.

Dies ist ein Herbsttag, wie ich keinen sah!
Die Luft ist still, als atmete man kaum,
Und dennoch fallen raschelnd, fern und nah,
Die schönsten Früchte ab von jedem Baum.

O stört sie nicht, die Feier der Natur!
Dies ist die Lese, die sie selber hält;
Denn heute löst sich von den Zweigen nur,
Was vor dem milden Strahl der Sonne fällt.

### 3. Gebet.

Die du, über die Sterne weg,
Mit der geleerten Schale
Aufschwebst, um sie am ew'gen Born
Eilig wieder zu füllen:
Einmal schwenke sie noch, o Glück,
Einmal, lächelnde Göttin!
Sieh, ein einziger Tropfen hängt
Noch verloren am Rande,
Und der einzige Tropfen genügt,
Eine himmlische Seele,
Die hier unten in Schmerz erstarrt,
Wieder in Wonne zu lösen.
Ach! sie weint dir süßeren Dank
Als die anderen alle,
Die du glücklich und reich gemacht;
Laß ihn fallen, den Tropfen!

### 4. Das Kind[1].

Die Mutter lag im Totenschrein,
Zum letztenmal geschmückt;
Da spielt das kleine Kind herein,
Das staunend sie erblickt.

Die Blumenkron' im blonden Haar
Gefällt ihm gar zu sehr,
Die Busenblumen bunt und klar,
Zum Strauß gereiht, noch mehr.

Und sanft und schmeichelnd ruft es aus:
Du liebe Mutter, gib
Mir eine Blum' aus deinem Strauß,
Ich hab' dich auch so lieb!

Und als die Mutter es nicht tut,
Da denkt das Kind für sich:
Sie schläft, doch wenn sie ausgeruht,
So tut sie's sicherlich.

Schleicht fort, so leis es immer kann,
Und schließt die Türe sacht
Und lauscht von Zeit zu Zeit daran,
Ob Mutter noch nicht wacht.

### 5. Heimkehr.

Laut durch die Luft, die dunkle Wüste,
Fuhr nächtlich ungestüm der Sturm;
Die erste Stimme, die mich grüßte,
Erscholl herab vom Glockenturm.

Du, Glocke, die so oft geschlagen
Zu meiner Lust, zu meiner Qual,
Was hattest du mir da zu sagen?
Das Alte alles noch einmal.

### 6. Requiem.

Seele, vergiß sie nicht,
Seele, vergiß nicht die Toten!

Sieh, sie umschweben dich,
Schauernd, verlassen,
Und in den heiligen Gluten,
Die den Armen die Liebe schürt,
Atmen sie auf und erwarmen
Und genießen zum letztenmal
Ihr verglimmendes Leben.
Seele, vergiß sie nicht,
Seele, vergiß nicht die Toten!

Sieh, sie umschweben dich,
Schauernd, verlassen.
Und wenn du dich erkaltend
Ihnen verschließest, erstarren sie
Bis hinein in das Tiefste.
Dann ergreift sie der Sturm der Nacht,
Dem sie, zusammengekrampft in sich,
Trotzten im Schoße der Liebe,
Und er jagt sie mit Ungestüm
Durch die unendliche Wüste hin,
Wo nicht Leben mehr ist, nur Kampf
Losgelassener Kräfte
Um erneuertes Sein.

Seele, vergiß sie nicht,
Seele, vergiß nicht die Toten!

---

[1] Vgl. die Radierung von Max Klinger.

## b) Richard Wagner. (1813—1883.)

Richard Wagner gehört nur zum Teil der Literaturgeschichte an. Er strebte nicht nach dem Ruhme des Dichters, er wollte „das Kunstwerk der Zukunft" schaffen, das „alle Gattungen der Kunst zu einem Gesamtwerk vereinigen", also Wort, Gesang, Instrumentalmusik, Dekoration, Tanz und Spiel zu einheitlicher Wirkung zusammenfassen sollte. Das Ergebnis ist die neue Form des „Musikdramas", das schon den Romantikern vorgeschwebt hatte und zu dem deutliche Ansätze bei Lortzing vorliegen. Romantisch im echten Sinne ist auch die Wucht der Steigerung und die Kraft vertiefender Beseelung, die er durch die Verwendung des Leitmotivs erreicht. Romantisch ist ferner seine Stoffwahl. Aus der Welt mittelalterlicher Sage und höfischer Dichtung holt er die Gestalten seiner Werke. Dabei folgt er nicht selten Heines von französischem Geiste durchwehter Art. Nach einer noch wesentlich in überlieferten Bahnen wandelnden Oper von dem römischen Tribun und Freiheitshelden „Rienzi" entsteht der „Fliegende Holländer", zu dem er durch Hauffs und Hoffmanns Erzählungen sowie Heines Reisebild von Norderney angeregt wird. Auch „Tannhäuser", der aus der süßen Schwüle des Venusberges „nach Bitternissen schmachtet", ist deutlich von Heines Ballade beeinflußt. Ebenso bewegt sich der „Lohengrin" in einem Stoffgebiete, das Heine bevorzugte. Mit der großzügigen Tetralogie „Der Ring des Nibelungen" steigt er tiefer in die germanische Mythenwelt hinein, schließt sich eng an die „Edda" an, trägt aber den modernen Gedanken vom Fluche der Goldgier hinein, ohne jedoch so weit zu gehen wie sein Zeitgenosse Wilhelm Jordan[1], der das alte Epos nacherzählt, um die Ideen der Zuchtwahl und vom Kampf ums Dasein zu erhärten. Am ungetrübtesten und innigsten erscheint deutsche Art im Sinne des bürgerlichen Ideals seiner Zeit in den „Meistersingern von Nürnberg". Da zeichnet er in Anlehnung an Wagenseils altes „Buch von der Meister-Singer holdseligen Kunst" und Hoffmanns „Meister Martin der Küfner" in warmen Farben ein Bild aus der Blütezeit deutschen Städtetums, wobei ihm besonders in Hans Sachs eine Prachtgestalt gelingt, deren Bedeutung in entsagender Liebe zur Höhe wächst. Während alle seine anderen Werke mehr oder minder tragischer Art sind, hat er hier eines der besten deutschen Lustspiele geschaffen. Mit „Tristan und Isolde" kehrt er zur mittelalterlichen Dichtung zurück, der er auch in seinem letzten großen „Bühnenweihfestspiel" „Parsifal" (Wagner deutet nach Görres den Namen als „reiner Tor") treu bleibt. Die beiden letzten Werke vor allem zeigen deutlich, in welchem Grade er es vermag, den Stoff zusammenzudrängen und in drei Akten das für seine Idee Wesentliche einheitlich zu konzentrieren. Dabei wird ihm der dramatische Aufbau zu einem Muster regelrechter und symmetrischer Form. Der Höhepunkt liegt jeweils in der Mitte des zweiten Aktes. Leider geht diese gedrungene Gestaltungsweise auf Kosten der sprachlichen Formung. Oft vermag nur die Musik die knapp andeutenden Verse, die häufig genug auf die Beziehungswörter verzichten, verständlich zu machen. Noch bedenklicher ist, vor allem im „Ring des Nibelungen", seine Sucht, die altertümliche Färbung durch künstliche Neuschaffung von Ausdrücken und durch den in seinem Wesen völlig

[1] Wilh. Jordan aus Insterburg (1819—1904, lebte meist in Frankfurt a. M.) in seinem im Stabreim geschriebenen Epos „Die Nibelunge" („Siegfriedsage" und „Hildebrands Heimkehr").

mißverstandenen Stabreim zu erreichen. Aber immer wieder schwingen die Töne sich triumphierend über diese sprachlichen Schwächen hin.

Wie schon gesagt, ging Wagner in seinen Anfängen von *Feuerbach* aus, der ihm die jauchzende Freude an der Sinnenwelt brachte. Aber bald schon zog *Schopenhauer* ihn in seinen Bann und lehrte ihn die düstere Resignation gegenüber der Möglichkeit des irdischen Genusses, lehrte ihn aber auch den im Grunde christlichen Gedanken von der erlösenden Kraft des Mitleids. Mitleid und große Liebe, die auch zu entsagen vermag und dadurch, nach einem raschen Aufflackern sinnlicher Glut, entsagend über sich selbst hinauswächst, bilden die Grundmotive fast aller Werke Wagners. So zeigt sich auch in den Einflüssen Feuerbachs und Schopenhauers der faustische Zwiespalt in Wagners Seele. Aber es siegte in ihm zuletzt die höhere Idee und führte ihn damit zugleich über Schopenhauer hinaus zu den Grundgedanken des Christentums: *Überwindung der Welt durch sittliche Reinheit, Einkehr in sich selbst und Aufstieg zum höchsten Gottesbegriff.* Was Nietzsche dem Schöpfer des „Parsifal", der diesen Höhepunkt erreicht, vorgeworfen hat, daß er am Ende seines Lebens „hilflos und zerbrochen am christlichen Kreuz niedergesunken sei", erscheint uns demnach als eine durchaus folgerichtige Entwicklung. In diesem grandiosen Werk vollzieht sich die Erlösung, die sonst nur angebahnt war, in dem Sinne, der den Künstler schon lange beschäftigte, nämlich in dem einer Wiedergeburt der Menschheit durch Christentum und Deutschtum, die uns dahin führt, „den Blick auf den Erlöser am Kreuze als letzte erhabene Zuflucht zu richten".

Wagner konnte am Ende seines an Bitternissen und Enttäuschungen reichen Lebens wie kaum ein anderer triumphierend auf die zurückgelegte Bahn zurückschauen. Es gelang ihm, in Bayreuth ein *Festspielhaus* zu errichten, das zur Feierstätte der Kunst bestimmt war. Und doch blieb das Problem seiner Kunst an seine Persönlichkeit gebunden. Die ihm nachfolgten, vermochten nicht mehr die Vereinigung der verschiedensten Ausdrucksformen zu einem Gesamtwerke vollendet durchzuführen.

## c) Otto Ludwig.

Viel mehr als Wagner hat *Otto Ludwig* (geb. 1813 zu Eisfeld in Meiningen, gest. 1865 zu Dresden) die Tragik des Künstlertums in seinem Leben auskosten müssen. In seiner Jugend schwankte er wie Hoffmann zwischen Poesie und Musik. Später führten ihn seine dramatischen Studien zu Shakespeare. Er erkennt die gewaltige Bedeutung des Riesen und verliert sich in dem eitlen Streben, ihm gleichzukommen, anstatt *seine* Eigenart auszugestalten. In einer Unmenge von Entwürfen verzettelt er seine Kraft (so hat er z. B. „Agnes Bernauer" in verschiedenster Form entworfen). Und er merkt dabei auch selbst nicht, wie seine stärkste Begabung auf dem Gebiete der Prosaerzählung liegt. Da konnte sich weit mehr als im Drama seine Fähigkeit getreuester realistischer Beobachtung entfalten. In seinem Kampfe gegen Schiller und Hebbel wandte er sich gegen die durch die Stellung des Menschen im Weltganzen gebundene Tragik und wollte nur aus der seelischen Anlage des Menschen heraus die Tragik entwickeln. Dabei war er seinen beiden Vorgängern weit überlegen durch die Gabe innerer Anschauung. Er *sah* seine Gestalten mit allen Einzelzügen lebendig vor sich. Er kannte jede ihrer

Bewegungen; aber die Feder konnte den traumartig vor ihm vorüberhuschenden Eindrücken nicht schnell genug folgen.

In seinen beiden großen Dramen, die stofflich von Hebbel beeinflußt sind, bewundern wir daher die unzähligen feinen Einzelzüge der Charakteristik, die prachtvoll wirklichkeitsecht gezeichnete Umwelt, müssen jedoch beobachten, wie ihm zuletzt die Gestaltungskraft erlahmt und im „Erbförster" schließlich die Entscheidung durch äußerliche Zufälle herbeigeführt wird, während in den „Makkabäern" durch das Fehlen einer Hauptperson das Interesse geteilt wird.

Unübertrefflich ist in dem erstgenannten Werke die Begründung des Konfliktes zwischen dem auf seine Macht pochenden Gutsherrn und dem auf der Vernunft fußenden Erbförster. Folgendes ist der Inhalt des Stückes:

A. (I, 1—7.) Die Exposition führt in die Charaktere der Personen ein und in die Beziehungen der Personen zueinander, wobei besonders der Ankauf des Forstes durch den Grundherrn Stein wichtig ist. Dieser und der Förster Ulrich wollen durch Vermählung ihrer Kinder Robert und Marie ihre Freundschaftsbande noch enger knüpfen. Da geraten sie vor dem Verlobungsfestmahle beim Kartenspiel in Streit; in groteskem Gegensatz zu der kleinlichen Ursache und dem geplanten Fest erhebt sich der tragische Konflikt. Der hitzköpfige Stein sagt: „Der Wald soll durchgeforstet werden", und Ulrich in seinem störrischen Eigensinn sagt: „Er soll nicht durchgeforstet werden." Jener ist der Herr und pocht auf seine Macht; dieser ist der Diener, aber er pocht auf das Recht der Vernunft, der Erfahrung. So zerreißt der Freundschaftsbund, und das Unheil, dessen Brand geschäftig von Übelwollenden geschürt wird, bricht herein.

B. (I, 8—IV, 3.) Der Erbförster wird bei dem hartnäckigen Behaupten seines Rechts zur Erbitterung und Verzweiflung gedrängt.

1. Im Bewußtsein seines Rechts empfängt der Erbförster durch Steins Buchhalter Möller die Nachricht von seiner Absetzung und der Einsetzung des Buchjägers, läßt sich aber dadurch keineswegs beirren. Der Vetter Wilkens bemüht sich vergeblich, ihn von seinem vermeintlichen Rechtsstandpunkt abzubringen. Als auch Roberts Vermittlungsversuch vergeblich bleibt, bitten die Försterin und Marie diesen, seinen Vater zum Nachgeben zu bestimmen.

2. Roberts leidenschaftliche Vorwürfe bringen Stein in Hitze. Robert will sein Recht auf Marie nicht aufgeben. Er stürzt davon, indem er den Vater für alles Unglück, das etwa entstehen könnte, verantwortlich macht. Als Stein von der übereilten Dienstfertigkeit Möllers hört, der dem Buchjäger schon die Bestallung gebracht hat, die er gar nicht ernstlich beabsichtigt hatte, bittet er den Pastor, bei dem Förster zu vermitteln: er solle die Stelle vorderhand aufgeben, aber seinen doppelten Gehalt als Pension beziehen. Ulrich aber weist den Vermittlungsversuch des Pastors zurück. Er will kein Gnadengehalt, trotzt darauf, daß er, der Erbförster, nicht absetzbar sei, wenn man ihm nicht eine Schuld nachweisen könne, und trifft wie sonst seine Anordnung für den Forst. Infolge dieser Maßnahmen gerät sein Sohn Andres mit dem Buchjäger, dem neueingesetzten Förster, in Konflikt, der mit einer brutalen Mißhandlung des zum Holzdiebe gestempelten Andres endigt. Durch die ihm angetane Schmach wird Ulrich aufs leidenschaftlichste erregt und noch weiter in den Trotz getrieben. Er gibt Andres und dem alten Forsthüter Weiler den Befehl, jeden, außer Stein und Sohn, der mit der Flinte in „seinen" Forst komme, anzurufen und gegebenenfalls niederzuschießen; gleichzeitig schickt er seinen jüngsten Sohn Wilhelm in die Stadt zum Advokaten, um Stein und den Buchjäger zu verklagen. Wilkens' und des Pastors Einwände, daß dem Buchjäger trotz des Racheaktes das formelle Recht zur Seite gestanden habe, sind vergeblich. Der Erbförster bleibt dabei: Was vor dem Herzen recht sei, müsse auch vor dem Gerichte recht sein.

3. Andres erwartet seinen Bruder Wilhelm zurück in der Grenzschenke, wo zwei Wilddiebe von den besseren Zeiten reden, die die Revolution mit sich bringe. Einer von ihnen, Lindenschmied, hat tödlichen Haß auf den Buchjäger geworfen, da er den Sohn des Erbförsters so grausam gezüchtigt hat; er nimmt, als Andres, der sich unwohl fühlte, eingeschlafen war, dessen Flinte an sich, stiehlt sich davon und erschießt im heimlichen Grund den Buchjäger, der vor seinem Tode Andres als seinen Mörder bezeichnet, da er dessen Flinte an dem gelben Riemen erkannt hat. Als Robert, durch des halb ohnmächtigen Andres' Bericht aufgeklärt, den Lindenschmied trotz Andres' Warnung verfolgt, hört man zwei Schüsse fallen.

4. Inzwischen hat Stein von dem brutalen Verfahren des Buchjägers gegen Andres gehört; er gibt Befehl, den Buchjäger sofort wieder abzusetzen und einzusperren. Er will Düsternwalde

an Robert abtreten, damit er den Alten wieder einsetze, und beauftragt den Pastor, die Botschaft schnell ins Jägerhaus zu tragen. Hier trifft zu gleicher Zeit Frau Ulrich Anstalten, ihren Gatten zu verlassen und mit den Kindern zum Vetter Wilkens zu gehen, wenn Ulrich nicht nachgeben wolle.

C. (IV, 4—5.) Da kommt Wilhelm aus der Stadt zurück und berichtet von der Ablehnung der Klage und dem Nachweis des Advokaten, daß der Förster im Unrecht sei. Dieser wird, weil er keinen Ausweg sieht, auf dem geordneten Wege Recht zu erhalten, weitergedrängt zur Verzweiflung und zu dem Entschluß, sich das Leben zu nehmen. Die Försterin, die in dem Gedanken an den Abschied voll Angst und Betrübnis ist, klammert sich an die Hoffnung, daß von Robert, der an Marie einen Brief geschrieben hat, noch Rat und Hilfe kommen könne. Um des Vaters willen läßt sich Marie schließlich von der Mutter überreden, zu Robert in den heimlichen Grund zu gehen.

D. (IV, 6—V, 7.) Die Verzweiflung macht den Erbförster zum Mörder, der Mord zum Selbstmörder.

1. Wilhelm hat auch die Nachricht gebracht, daß Militär aufgeboten werde, und Weiler erzählt, daß Andres, den er mit Robert im ärgsten Zank gesehen, im Walde erschossen worden und in den Bach gestürzt sei; das bunte Tuch, mit dem das Flintenschloß von Andres umwickelt worden war, hat er blutbefleckt aus dem Wasser herausgeholt. Der Vater vermutet, daß Robert der Täter sei — in Wirklichkeit fiel unter dessen Schuß der Wilddieb, der mit seinem Schuß den Robert verfehlt hatte und nach seiner Verwundung mit dem Gewehr in den Bach gesprungen war —, und unter dem Eindruck der Bibellektüre, aus der er die Berechtigung ableitet, Vergeltung zu üben, und erregt durch den Weingenuß bricht er auf, ohne sich von der durch sein Aussehen und seine Reden erschreckten Försterin abhalten zu lassen.

2. Die Försterin bleibt in Todesangst um ihre Tochter zurück, während Wilhelm sich aufmacht, um Marie zu holen. Der Förster aber trifft statt des vermeintlichen Mörders seines Sohnes die eigene Tochter, die im heimlichen Grund mit ihrem Geliebten zusammengetroffen ist und, die Gefahr erkennend, absichtlich dem Vater in den Schuß läuft, um Robert zu retten. Andres' Rückkehr und Bericht bringen den Erbförster zur Erkenntnis, daß er an Robert unrecht getan; aber erst Andres' Versicherung, daß Robert lebe und soeben eine Tragbahre nach dem heimlichen Grund habe schaffen lassen, weckt in dem Förster die furchtbare Ahnung der Wahrheit. Die Entdeckung, daß Marie nicht in ihrer Kammer ist, bringt ihn in gräßlichste Verzweiflung.

E. (V, 8.) Als Robert Mariens Leiche hereinbringen läßt, wirkt die Lösung der Irrungen auf den Alten mit entsetzlicher Wucht; er geht nicht auf die Gerichte, sondern richtet sich selbst.

Wie dieses „bürgerliche Trauerspiel" durch Hebbels „Maria Magdalene" angeregt wurde, so „Die Makkabäer" durch dessen „Judith". Noch machtvoller weiß hier O. Ludwig die hebräische Welt und das ganze Volk lebendig werden zu lassen. In düsterer Großartigkeit und erschütternder Tragik spielen sich die Ereignisse ab; aber dennoch bleibt uns nicht der Eindruck eines in sich vollendeten Kunstwerkes, sondern ein peinliches Gefühl des Gequältseins.

### Inhalt:

A. (I. Aufzug.) Von der freien Bergeshöhe, auf der Modin liegt, schweift der Blick über das jüdische Land. Lea, aus dem Hause Davids, die Gattin des jüdischen Priesters Mattathias aus dem Geschlechte der Makkabäer, tritt auf und trifft mit ihren jüngsten Söhnen und ihren Mägden die Vorbereitungen zu dem ländlichen Feste der Schafschur. Ihr heißes Sinnen ist auf die Größe ihres Vaterlandes und ihrer Söhne gerichtet. In ihnen sieht sie die künftigen Retter des jüdischen Volkes, das jetzt noch ohnmächtig und in religiöser Gleichgültigkeit unter der Zwingherrschaft des Antiochus, des Königs von Syrien, dahinlebt. In diesem Glauben hat sie die Kinder im Schoße getragen, von Träumen und Visionen umgeben. Sie ist voll schroffer Tatkraft — „Hindernisse findet nur, der an sie glaubt" —, voll Scharfsinn, der die Falschheit erkennt, wo ihres Gatten Mattathias Auge blind ist und sein mildes Herz töricht vertraut. Aber die Mutter schwankt in ihrer Liebe und Hoffnung zwischen zweien ihrer Söhne, dem Eleazar und Judah; sie haßt den letzteren niedrig geborenes Weib, das den Semeiten angehört, und setzt nun ihre Hoffnung auf Eleazar. Die beiden sind Gegensätze stärkster Art: der ehrgeizige, die Worte künstlich setzende, auf den Bruder eifersüchtige Eleazar ist der Vertreter des blendenden Scheins, und der wortkarge, im stillen reifende, die Stunde des Handelns abwartende Judah der Vertreter des wahren, echten Seins. Nicht ohne Schadenfreude läßt

dieser, als Jojakim die Nachricht von des Hohenpriesters Onias und seiner Söhne Ermordung gebracht hat, seine Mutter gewähren und den Eleazar nach Jerusalem zu dem Syrer gehen, um den Anspruch der Familie auf das Hohepriestertum geltend zu machen. Er freut sich im voraus, daß, was ihnen so glänzt, hinter dem, was er tun wird, als kleinlich, eitel verschwinden wird, und wählt die vorübergehende Verdunklung, um dann um so heller vor sich selbst zu strahlen. Auch Lea weiß wohl, daß es nur des großen Augenblicks bedarf, um den großen Mann in ihm zu wecken.

B. (II. u. III Aufzug, 1—67.)

1. Lea erlebt die vermeintliche Größe ihres Hauses: Eleazar wird der Freund des jüngeren Antiochus. Da er jedoch vor dessen Augen den fremden Göttern geopfert, fordert Jojakim den dem Tode nahen Mattathias auf, ihn zu verfluchen. Da kommt für Judah „der große Augenblick", als die Unterdrücker von den Juden fordern, daß sie Jehova abschwören und vor Zeus und Athene ihre Knie beugen sollen. Eleazar schlägt die Mahnung der Mutter: „Groß sollst du sein durch dich, nicht durch die Gunst des Syrers" in den Wind. Da erhebt sich Judah zur vollen Größe. Voll prophetischen Geistes und stürmischer Begeisterung schlägt er den abtrünnigen Oheim, den Heuchler Simei, wie er vor dem fremden Götterbilde kniet, nieder und ruft sein Volk zur Erhebung auf. Da löst sich auch von dem greisen Vater der Bann; er erkennt den lange Verkannten, und mit dem Segen des Sterbenden eilt Judah unter den Jubelrufen des Volkes und dem Dröhnen der Posaunen zum großen Kampfe hinaus. Eleazar aber verschwindet, um die Residenz des Antiochus aufzusuchen.

2. Der von Modin ausgegangene Freiheitskampf hat das ganze jüdische Volk ergriffen. Judahs Heldentum hat es in der höchsten Not zum Kampfe für seine heiligsten Güter mit fortgerissen. Ganz im Dienste des göttlichen Rufes, vollbringt Judah seine Heldentaten. In zwanzig Schlachten hat er gesiegt und den Weg nach Jerusalem freigemacht. Der glänzende Sieg bei Ammaus zeigt ihn auf dem Höhepunkt seiner Erfolge und seines Lebens. So glänzend hat er seine Feldherrngröße betätigt, daß selbst Rom ihm ein Schutzbündnis anbietet. Aber nun verschiebt sich langsam und fast unmerklich sein Ziel und Lebenszweck. Mit der immer klarer und fester werdenden Überzeugung, daß nur er imstande sei, das fremde Joch abzuwerfen, wächst unmerklich das Selbstgefühl, das er bei dem Römer bewundert, auch in ihm und erstarkt schließlich zu stolzer Selbstüberhebung und brennendem Ehrgeiz.

C. (III. Aufzug, 68 bis Schluß).

Judah hat Boten ausgeschickt und dem Volke befohlen, sich zu lagern und das Siegesfest mit Weintrinken zu feiern. Sein Befehl verstößt gegen die jüdischen Sabbatgesetze; aber mit frivolem Spotte setzt er sich über die Warnung des frommen Jojakim hinweg, nicht um eines höheren Zweckes willen, sondern weil er seinen einmal gegebenen Befehl aufrechterhalten will. Da geschieht, was niemand erwartet hat: die fliehenden Syrer sammeln sich von neuem und greifen an. Jojakim selbst hat wegen des hereinbrechenden Feiertages die Wachen eingezogen und damit Judahs Befehle verletzt. Der Feldherr gerät in maßlose Wut; er hört Gottes Stimme nicht mehr, die aus seinem Knechte spricht; er sieht nur seinen Ruhm schwinden und die Vollendung des von ihm begonnenen Werkes bedroht. Er, der sein Volk befreit, befiehlt dem Volke zu fechten. Das Volk aber, das seine alte Glaubensfreudigkeit wiedergefunden, läßt sich, von dem eifernden Jojakim zu der Überzeugung gebracht, daß an seinem Leben wenig gelegen sei, wenn nur das Gesetz des Herrn gewahrt sei, in ganzen Haufen ohne Gegenwehr, Psalmen singend, von den Syrern niedermetzeln. Judah, der den Sinn des Augenblicks nicht erfaßt und im Mangel an Gottvertrauen und im Übermaß an Selbstgefühl seiner göttlichen Sendung und Aufgabe untreu wird, verliert das Ansehen und die Autorität des Volkes, da es in ihm nicht mehr Gottes Werkzeug erkennt, sondern einen Gotteslästerer. Vergebens stürzt er sich mit Löwenmut in die Schlacht; an seiner Stelle zieht Antiochus gen Jerusalem — in seinem Gefolge Eleazar-Ajax als Hohepriester der Juden. — Die Ereignisse in Ammaus finden ihr lautes Echo in Modin. In bewegten Volksszenen triumphiert hier die leidenschaftlich aufs höchste erregte Lea bei der Nachricht von Judahs glänzendem Siege; sie triumphiert voll Selbstbewußtsein und Stolz auf ihren heldenhaften Sohn über das kleinmütige, boshafte Geschlecht der Semeiten, das der Erhebung Judahs immer widerstrebt hat und selbst vor Verrat jetzt nicht zurückschreckt. In kleinlichem Haß achtet sie es nicht, daß sogar die zarte Naemi, ihres Sohnes Weib, als Semeitin der Wut des fanatisierten Volkes ausgeliefert wird. In prophetischem Eifer hält sie im Volke den Glauben an Sieg und Erfolg aufrecht, als Bote um Bote kommt, um Kriegsglück und -not abwechselnd zu verkünden. Da wird sie aus ihrem Siegesjubel jäh herausgerissen durch Jojakims Erscheinen und strafende Rede: Judah sei geschlagen und erniedrigt, Eleazar ein Verräter an Gott und Vaterland. Alles Volk verläßt sie. Sie, die soeben noch die stolzeste von allen war, steht nun ganz allein da, selbst ihrer Kinder durch die Rache des Semeiten Amri beraubt, ein erschütterndes Bild des Jammers und der Verzweiflung.

D. (IV. Aufzug.) Wir sehen Lea auf ihrem Leidenswege nach Jerusalem ins syrische Lager, wohin die Semeiten ihre Kinder schleppen. Hand in Hand mit der äußeren Erniedrigung und Demütigung — man bindet die Arme und Hilflose sogar an einer Sykomore fest, um sie zu hindern, ihren Kindern nachzufolgen; sie verflucht ihre „Größe“ und demütigt sich vor Naemi, die in rührender Treue sich ihrer angenommen und sie losgebunden — geht ihre innere Wandlung und Läuterung, nachdem sie das Verwerfliche ihres Strebens erkannt hat. Auch Judah ist ein anderer geworden; in Unglück und Leid hat er seine Selbstsucht bezwungen und den Weg zu Gott zurückgefunden. Er verläßt sein Weib, um seine göttliche Mission zu erfüllen, wendet sich nicht zur Befreiung von Mutter und Brüdern, deren Schicksal er von Naemi erfährt, sondern der Befreiung Jerusalems zu, weil der Herr es will. Er ist wieder eins mit seinem Volke: wie jubelnde Erlösung und Rettung dringt's bei seinem Erscheinen in Jerusalem von den Lippen der Hungernden und Verzweifelnden: „Der Judah! der Vater! Hosianna in der Höhe!!“ Eins mit seinem Volke vor allem in dem Letzten und Höchsten: dem Vertrauen auf Gott als den Helfer und Retter. Eine wunderbar ergreifende Szene in schroffstem Gegensatz zu der auf dem Schlachtfelde von Ammaus! Wieder heißt Judah das Volk sich zum Mahle lagern, um sich zum letzten Schlage zu stärken; aber aus dem Wetterleuchten droben durchschauert die Nähe des Herrn ihn und sie alle und erfüllt sie mit Zuversicht. Was wäre auch ohne Gott das Häuflein Juden gegen den gewaltigen Syrer?

E. (V. Aufzug.) In der Tat! Gott besiegt den Syrer ohne Judahs Kraft und Klugheit, ohne Schwert und Kampf. Die heldenmütige Gesetzestreue der Juden bei Ammaus hat die Siegeszuversicht der Syrer erschüttert. Antiochus erwartet daher mit Ungeduld die Übergabe Jerusalems. Da erscheint Lea im Lager und fordert ihre gefangenen Kinder, die der herzlose und blutdürstige Tyrann dem Feuertode opfern will, um an Judah Rache zu üben. Als Antiochus Tod und Leben in der Kinder eigene Hand legt und ihnen die Freiheit verspricht, wenn sie sich zu seinen Göttern bekehren wollen, glaubt sie den Zorn des Königs dadurch auf sich selbst zu lenken, daß sie ihre Söhne schwören läßt, dem Gott der Väter treu zu bleiben. Als auch dies vergebens ist, da erhebt sie sich unter den furchtbarsten Seelenqualen über den Tod ihrer Lieben zur vollen sittlichen Größe, die auch Eleazar den Weg zu seinem Gotte zurückfinden läßt, so daß er mit seinen Brüdern entschlossen dem Marterofen zuschreitet, die vor allem aber Antiochus die bange Frage auf die Lippen drängt: „Soll's heißen: meine Heere schlug ein Mann, mich selbst ein sterbend Weib mit ihrem Knaben?“ Da zwingt die Meuterei seiner Soldaten, die bei dem Anblicke der Folterqualen sich entsetzen, und der bedrohlich durchs feindliche Lager schallende Ruf: „Fort, eh' das Weib, das riesige, den Himmel niederbetet, uns zu erdrücken!“ den Antiochus zu dem Befehle: „Zum Aufbruch blast! Zurück nach Syrien!“ — Jetzt künden Posaunen das Nahen Judahs. Er erscheint als Sieger vor Antiochus, der schaudernd und voll heiliger Scheu vor dem Volk der Juden ihm die Hand zum Frieden reicht. Voller Selbstbescheidung und Demut gibt sich Judah damit zufrieden. Aber das Schwerste hat er noch vor sich: die Nachricht von dem Tode seiner jüngeren Brüder. Nun stürmt er auf Antiochus ein; doch der sterbenden Mutter Mahnung: „Setz' nicht der Brüder Sieg aufs Spiel, den sterbend sie ersiegten. — Hier hat Gott geweilt; — bet' an!“ stillt sein Gelüst nach Rache. Wie die ehrsüchtige, stolze Frau sich zur Demut durchgerungen hat, so besteht auch er, an der Leiche Leas niederkniend, siegreich den letzten schweren Seelenkampf und schließt zum Wohle seines Volkes Frieden. Da huldigt das Volk ihm als seinem König und Retter; doch er ist geläutert von aller Selbstsucht: nicht als weltlicher König, sondern als Jehovas Priester will er der Vollender des von Lea und seinen Brüdern begonnenen Erneuerungswerkes werden.

Die Kunst, wirklichkeitsgetreue Bilder aus dem Leben zu malen, konnte sich bei Otto Ludwig stärker in der Prosaerzählung entfalten, wo er sich nicht durch überkritisch untersuchte dramatische Aufbaugesetze gebunden fühlte. Freilich spürt man auch da allenthalben den Dramatiker in der Art, wie er die Personen durch besondere Gesten und eigene Wendungen und Ausdrucksformen kennzeichnet. Wie weit ihm da die Mittel unterscheidender Charakterisierung zu Gebote stehen, zeigt schon seine thüringische „Landschaftsnovelle“: „Die Heiterethei“, wo die gesamte Dorfbewohnerschaft zu starkem Leben erwacht. Aber auch die ländliche Umgebung, der ganze Zauber mitteldeutscher Natur ist als Rahmen um diese bald tiefernste, bald humorvoll auflächelnde Handlung gespannt. Der Dichter erzählt in vollster Schlichtheit und ohne sich der früheren Spannungs- und Überraschungsmittel zu bedienen, die Geschichte

des stets heitern Dorfkindes, das erst nach vielen Schwierigkeiten, dem Geschwätz der Klatschbasen des Dorfes zum Trotz, sich mit dem kerngesunden Liebsten vereinigen kann.

Ist diese ganze Dichtung trotz dem ernsten Grundtone in ihrem Ausklang durchaus *lustspielmäßig*, so kann man den Roman „*Zwischen Himmel und Erde*" als eine erschütternde Tragödie bezeichnen. Hier finden wir tatsächlich die reifste Frucht von Otto Ludwigs Shakespearestudien. In der Kunst seelischer Zergliederung und im Entwickeln geistiger Anlagen zu ihrer weitesten Ausbildung bietet diese Dichtung das erste Beispiel des *psychologischen Romans* in Deutschland. In den beiden Söhnen des Dachdeckers, Apollonius und Fritz, hat Ludwig vor Zola und Ibsen Gesetze der Vererbung dichterisch verwertet. Der eine verzichtet nach schweren Kämpfen aus überspannter Ehrenhaftigkeit schließlich auf sein Lebensglück, der andere gerät aus Leichtsinn und Renommiersucht („Da ist er ja, nun wird's famos!" als Leitmotiv zu seinem Auftreten!) an die Grenze des Verbrechens und geht dabei zu Grunde. Die in unnachahmlich schlichter Eindringlichkeit erzählte Geschichte nimmt auch insofern Zola vorweg, als der Dichter ein Gewerbe mit all seinen Einzelheiten gewissermaßen zum Untergrunde, ja zum Träger seiner Handlung macht.

So finden wir in Ludwigs Romanen Vordeutungen der Entwicklung, die zum Naturalismus der Franzosen, Norweger und Russen führt.

## § 47. Prosadichtung.

### a) Gottfried Keller (1819—1890)

wurde am 19. Juli 1819 im Dorfe Glattfelden bei Zürich als Sohn eines Drechslers geboren. Entschlossen, trotz nur dürftiger Geldmittel sich der Landschaftsmalerei zu widmen, ging er 1840 nach München zur Malerakademie. Er erkannte aber bald den Mangel eines schöpferischen Talentes, kehrte nach Zürich zurück und reifte allmählich zum Dichter heran. 1846 ließ er die erste Sammlung seiner *Gedichte* erscheinen, die ihm ein Stipendium einbrachte und dadurch Universitätsstudien in Heidelberg und Berlin ermöglichte. In die Heimat zurückgekehrt, übernahm er eine amtliche Stellung als Staatsschreiber des Kantons Zürich. Von 1861—1876 erfüllte er treu seine Pflicht. Dann aber widmete er sich ausschließlich der Poesie, bis er am 16. Juli 1890 starb.

Kellers überragende Begabung liegt auf dem Gebiete der epischen Dichtung. Doch begann er mit *lyrischen Gedichten*, die er im Alter großenteils überarbeitet hat. Das eigentümliche Merkmal dieser oft etwas schwerflüssigen, aber immer tiefen und gehaltvollen Erzeugnisse ist ihr „visueller" Charakter. Sie beruhen auf starker Anschauung, besitzen große Bildkraft, aber es fehlt ihnen meist die Weichheit des musikalischen Klanges. Sehr oft und mit fortschreitendem Alter immer mehr macht sich ein epischer Einschlag bemerkbar, ja die letzten Gedichte sind fast schon Novellen in Versen.

Sommernacht. Der Taugenichts. — Abendlied. Jung gewohnt, alt getan.

#### 1. Winternacht.

Nicht ein Flügelschlag ging durch die Welt,
Still und blendend lag der weiße Schnee.
Nicht ein Wölklein hing am Sternenzelt,
Keine Welle schlug im starren See.

Aus der Tiefe stieg der Seebaum auf,
Bis sein Wipfel in dem Eis gefror;
An den Ästen klomm die Nix' herauf,
Schaute durch das grüne Eis empor.

Auf dem dünnen Glase stand ich da,
Das die schwarze Tiefe von mir schied;
Dicht ich unter meinen Füßen sah
Ihre weiße Schönheit Glied um Glied.

Mit ersticktem Jammer tastet' sie
An der harten Decke her und hin,
Ich vergeß das dunkle Antlitz nie,
Immer, immer liegt es mir im Sinn!

### 2. Stille der Nacht.

Willkommen, klare Sommernacht,
Die auf betauten Fluren liegt!
Gegrüßt mir, goldne Sternenpracht,
Die spielend sich im Weltraum wiegt!

Das Urgebirge um mich her
Ist schweigend, wie mein Nachtgebet;
Weit hinter ihm hör' ich das Meer
Im Geist und wie die Brandung geht.

Ich höre einen Flötenton,
Den mir die Luft von Westen bringt,
Indes herauf im Osten schon
Des Tages leise Ahnung dringt.

Ich sinne, wo in weiter Welt
Jetzt sterben mag ein Menschenkind —
Und ob vielleicht den Einzug hält
Das vielersehnte Heldenkind.

Doch wie im dunklen Erdental
Ein unergründlich Schweigen ruht,
Ich fühle mich so leicht zumal
Und wie die Welt so still und gut.

Der letzte leise Schmerz und Spott
Verschwindet aus des Herzens Grund;
Es ist, als tät' der alte Gott
Mir endlich seinen Namen kund.

### 3. Abendregen.

Langsam und schimmernd fiel ein Regen,
In den die Abendsonne schien;
Der Wandrer schritt auf schmalen Wegen
Mit düstrer Seele drunter hin.

Er sah die großen Tropfen blinken
Im Fallen durch den goldnen Strahl;
Er fühlt' es kühl aufs Haupt ihm sinken
Und sprach mit schauernd süßer Qual:

„Nun weiß ich, daß ein Regenbogen
Sich hoch um meine Stirne zieht,
Den auf dem Pfad, so ich gezogen,
Die heitre Ferne spielen sieht.

Und die mir hier am nächsten stehen,
Und wer mich wohl zu kennen meint,
Sie können selber doch nicht sehen,
Wie er versöhnend ob mir scheint.

So wird, wenn andre Tage kamen,
Die sonnig auf dies Heute sehn,
Um meinen fernen, blassen Namen
Des Friedens heller Bogen stehn."

### 4. An das Vaterland.

O mein Heimatland! O mein Vaterland!
Wie so innig, feurig lieb' ich dich!
Schönste Ros', ob jede mir verblich,
Dufte noch an meinem öden Strand!

Als ich arm, doch froh, fremdes Land durchstrich,
Königsglanz mit deinen Bergen maß,
Thronenflitter bald ob dir vergaß,
Wie war da der Bettler stolz auf dich!

Als ich fern dir war, o Helvetia!
Faßte manchmal mich ein tiefes Leid;
Doch wie kehrte schnell es sich in Freud',
Wenn ich einen deiner Söhne sah!

O mein Schweizerland, all mein Gut und Hab'!
Wann dereinst die letzte Stunde kommt,
Ob ich Schwacher dir auch nichts gefrommt,
Nicht versage mir ein stilles Grab!

Werf' ich von mir einst dies mein Staubgewand,
Beten will ich dann zu Gott dem Herrn:
„Lasse strahlen deinen schönsten Stern
Nieder auf mein irdisch Vaterland!"

## 5. Schein und Wirklichkeit.

1.

In Mittagsglut, auf des Gebirges Grat,
Schlief unter alten Fichten müd' ich ein;
Ich schlief und träumte bis zum Abendschein
Von leerem Hoffen und verlorner Tat.

Schlaftrunken und verwirrt erwacht' ich spat;
Gerötet war ringsum Gebüsch und Stein,
Des Hochgebirges Eishaupt und Gebein,
Der Horizont ein sprühend Feuerrad.

Und rascher fühlt' ich meine Pulse gehen,
Ich hielt die Glut für lichtes Morgenrot,
Erharrend nun der Sonne Auferstehen,

Doch Berg um Berg versank in Schlaf und Tod,
Die Nacht stieg auf mit frostig rauhem Wehen,
Und mit dem Mond des Herzens alte Not.

2.

So manchmal werd' ich irre an der Stunde,
An Tag und Jahr, ach, an der ganzen Zeit;
Es gärt und tost, doch mitten auf dem Grunde
Ist es so still, so kalt, so zugeschneit!

Habt ihr euch auf ein neues Jahr gefreut,
Die Zukunft preisend mit beredtem Munde?
Es rollt heran und schleudert, o wie weit!
Euch rückwärts. — Ihr versinkt im alten Schlunde.

Doch kann ich nie die Hoffnung ganz verlieren,
Sind auch noch viele Nächte zu durchträumen,
Zu schlafen, zu durchwachen, zu durchfrieren!

So wahr erzürnte Wasser müssen schäumen,
Muß, ob der tiefsten Nacht, Tag triumphieren,
Und sieh: Schon bricht es rot aus Wolkensäumen!

### 6. Wegelied.

Drei Ellen gute Bannerseide,
Ein Häuflein Volkes, ehrenwert,
Mit klarem Aug', im Sonntagskleide,
Ist alles, was mein Herz begehrt!
So end' ich mit der Morgenhelle
Der Sommernacht beschränkte Ruh'
Und wandre rasch dem frischen Quelle
Der vaterländ'schen Freuden zu.

Die Schiffe fahren und die Wagen,
Bekränzt, auf allen Pfaden her;
Die luft'ge Halle seh' ich ragen,
Von Steinen nicht noch Sorgen schwer;
Vom Rednersimse schimmert lieblich
Des Festpokales Silberhort:
Heil uns, noch ist bei Freien üblich
Ein leidenschaftlich freies Wort!

Und Wort und Lied, von Mund zu Munde,
Von Herz zu Herzen hallt es hin;
So blüht des Festes Rosenstunde
Und muß mit goldner Wende fliehn!
Und jede Pflicht hat sie erneuet
Und jede Kraft hat sie gestählt
Und eine Körnersaat gestreuet,
Die nimmer ihre Frucht verhehlt.

Drum weilet, wo im Feierkleide
Ein rüstig Volk zum Feste geht
Und leis' die feine Bannerseide
Hoch über ihm zum Himmel weht!
In Vaterlandes Saus und Brause,
Da ist die Freude sündenrein,
Und kehr' nicht besser ich nach Hause,
So werd' ich auch nicht schlechter sein.

### 7. An das Herz.

Willst du nicht dich schließen,
Herz, du offnes Haus!
Worin Freund' und Feinde
Gehen ein und aus?

Schau, wie sie verletzen
Dir das Hausrecht stets!
Fühllos auf und nieder,
Polternd, lärmend geht's.

Keiner putzt die Schuhe,
Keiner sieht sich um,
Staubig brechen alle
Dir ins Heiligtum;

Trinken aus den goldnen
Kelchen des Altars,
Schänden Müh und Segen
Dir des ganzen Jahrs;

Werfen die Penaten
Wild vom Herde dir,
Pflanzen drauf mit Prahlen
Ihr entfärbt Panier.

Und wenn zu verwüsten
Nichts sie finden mehr,
Lassen sie im Scheiden
Dich, mein Herz, so leer!

Nein! und wenn nun alles
Still und tot in dir,
O, noch halt' dich offen,
Offen für und für!

Laß die Sonne scheinen
Heiß in dich herein,
Stürme dich durchfahren
Und den Wetterschein!

Wenn durch deine Kammern
So die Windsbraut zieht,
Laß dein Glöcklein stürmen,
Schallen Lied um Lied!

Denn noch kann's geschehen
Daß auf irrer Flucht
Eine treue Seele
Bei dir Obdach sucht!

Den Weg zur Prosa beschritt er zuerst in dem wesentlich autobiographischen Roman „Der grüne Heinrich", der 1855 erschien und fünfundzwanzig Jahre später umgearbeitet wurde. Die Erzählung eines Lebensschicksals, wie es der „Wilhelm Meister" gebracht hatte, bot mancherlei technische Schwierigkeiten im Aufbau, die auch durch die zweite Fassung nicht völlig beseitigt werden konnten.

In seinem eigenen Lebensgange stellt er das Bild der Entwicklung einer jener „problematischen Naturen" dar, wie jene Übergangszeit sie hervorbrachte. Er erzählt, wie der früh vaterlose, von der Mutter allzu weich erzogene Knabe infolge eines kleinen Vergehens von der

Schule verwiesen wird. Im Hause eines Oheims wächst er weiter heran, lernt die Liebe in ihrer reinen und ihrer sinnenfreudigen Gestalt kennen; er widmet sich der Malerei, kommt aber zuletzt auch in München nicht über den Dilettantismus hinaus, seine Not steigert sich immer mehr, ein vorübergehendes Behagen wird bei der Heimkehr durch die Nachricht vom Tode der Mutter, die ihn schuldig glaubte, jäh zerrissen — er überlebt sie nicht lange. Dieser Schluß ist später geändert worden, aber das Schicksal ist dem Weiterlebenden nicht viel holder, da er einen verhältnismäßig ruhigen Weg weiterwandelt.

Dieser Roman besitzt einen ungeheuren Reichtum starker Lebensbilder, er führt über Höhen und durch Niederungen, fesselt stets durch die Vertiefung der Anschauung, die allerdings immer mehr im Sinne Feuerbachs sich entwickelt. In seiner Gesamtheit stellt er ein von herrlichster Poesie übersonntes Meisterwerk des 19. Jahrhunderts dar.

Vom Roman gelangt Keller zu der ihm eigensten Gattung, der Novelle. Als erste Sammlung erscheinen „Die Leute von Seldwyla", die eine Galerie von sonderbaren Käuzen und Charakterköpfen aus einer Schweizer Stadt enthalten, mit sichern Strichen gezeichnet und mit lachendem, oft krausem Humor dargestellt. Am bekanntesten sind daraus die Erzählungen „Frau Regula Amrain", „Pankraz der Schmoller", „Die drei gerechten Kammacher" und „Romeo und Julia auf dem Dorfe". In den „Züricher Novellen" schließt der Dichter eine Reihe von historischen Novellen aus der Geschichte seiner Vaterstadt aneinander. Ein knapper Rahmen umspannt sie: Ein Patriziersohn möchte um jeden Preis ein Original werden. Aber sein Pate schildert ihm eine Reihe solcher Sonderlinge aus der Vergangenheit und Gegenwart, um ihn abzuschrecken. Ein Meisterstück, die Erzählung von dem Minnesänger „Johannes Hadlaub", der zum Schreiber der Manessischen Liederhandschrift wird, eröffnet den Reigen.

Kunstvoller noch hat der Dichter die Rahmenhandlung durch die Einzelnovellen hindurchgeschlungen im „Sinngedicht". Da zieht einer aus, um Logaus Spruch zu erproben:

Wie willst du weiße Lilien zu roten Rosen machen?
Küss' eine weiße Galatee: sie wird errötend lachen.

Lange scheitern seine Versuche, bis er auf einem Schlosse nach einem Erzählungswettstreit über die Grundlagen der Ehe die Lösung des Sinngedichtes und damit die Braut gewinnt.

Künstlerisch vollendet durch die Fähigkeit der Ironie, aber für jeden Katholiken abstoßend sind die „Sieben Legenden", die das Religiöse von überlieferten Legenden abstreifen und sie verweltlichen, „eine deutliche, gut protestantische Verspottung der katholischen Mythologie", wie Keller selbst sagt.

Gegen Ende seines Lebens schrieb der Dichter wieder einen Roman: „Martin Salander". Der allein vollendete erste Teil ist menschlich und künstlerisch unbefriedigend.

Keller verzichtet in seinen Werken völlig auf die abgegriffenen, romanhaften Mittel künstlicher Spannung und Erweckung der Neugier. Indem er auf die kommenden Ereignisse hindeutet, lenkt er den Leser ganz auf den augenblicklichen Gegenstand, den er mit ruhigem Behagen und auf Grund genauer Beobachtung und Kenntnis des Seelenlebens hinstellt. Dieser Realismus entfernt ihn aber nicht völlig von der Romantik, da ihn der Reichtum seiner Phantasie und die quellende Kraft seiner Erfindungsgabe ihr verwandt machen. Meisterhaft ist sein epischer Stil. Unaufdringliche

Schlichtheit und packende Gegenständlichkeit zeichnen ihn aus. Seine oft überraschenden Bilder treffen, genau besehen, immer das Wesen der Sache, die er beleuchten will. Obwohl er aus ganzem Herzen Schweizer ist und Land und Leute lebendig macht, verzichtet er auf das realistische Kunstmittel der Verwertung des Dialekts.

### b) Gustav Freytag. (1816—1895.)

Eine gesunde und kernige Erscheinung ist der Schlesier Gustav Freytag. Er verstand die Tendenzen seiner Zeit. Er sah die Wirklichkeit mit kühlen Augen und „suchte das deutsche Volk bei der Arbeit auf". Freilich noch bei der Arbeit, die kräftiges und am Überlieferten getreulich festhaltendes Bürgertum leistet. Sein Meisterwerk ist der klar aufgebaute Roman aus dem Kaufmannsleben „Soll und Haben". Wieder finden wir eine biographische Erzählung, welche die Schicksale des Anton Wohlfahrt auf dem Hintergrunde der deutsch-polnischen Kämpfe jener Zeit und der vorwärtshastenden Entwicklung darstellt. Hier kommt die gesunde Art des Philisters im Gegensatze zu seiner romantischen Verspottung recht zur Geltung. Vortrefflich gelungen ist die abstufende und oft humorvolle Charakterisierung der vielen Gestalten vom selbstbewußten und verkommenden Adeligen bis zum gerissenen jüdischen Wucherer, prachtvoll vor allem der geniale Deutschamerikaner Fink.

Weniger bedeutend, weil humorloser, ist das Gelehrtenleben in der „Verlorenen Handschrift" dargestellt. Später kommt Freytag auf dem Wege über seine trefflichen „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" zu der sechsbändigen Reihe historischer Romane „Die Ahnen", von der für unsern Geschmack aber nur noch die beiden ersten Erzählungen „Ingo und Ingraban" und „Das Nest der Zaunkönige" zu genießen sind.

Schon vor seinen Prosaschriften hatte der Dichter, der später ein gründliches Werk über „Die Technik des Dramas" schrieb, sich zur Bühnendichtung gewandt. Nach Versuchen im französischen Geschmack gelang ihm eines der wirkungsvollsten Lustspiele des 19. Jahrhunderts in seinen „Journalisten". Die Bedeutung der Presse in den Verfassungskämpfen seiner Zeit wird freilich nicht hinreichend klar aus dem blassen Gegensatz der politischen Parteien, die sich bei Gelegenheit der Wahl befehden. Dafür erfreuen uns in Ernst und Humor lebendig gezeichnete Gestalten, von denen der allzeit launige und wagemutige Redakteur Bolz, der urwüchsige Weinhändler Piepenbrink und der kümmerliche jüdische Zeilenschreiber Schmock zu stehenden Figuren geworden sind.

### c) Friedrich Spielhagen. (1829—1911.)

In dem Magdeburger Friedrich Spielhagen lebt der Zeitroman tendenziöser Art, wie ihn das „Junge Deutschland" gepflegt hatte, weiter. Er behandelt Tagesfragen, wie die Entstehung der Sozialdemokratie („In Reih und Glied"), besonders gern aber Probleme der Gesellschaftsentwicklung im demokratischen Sinne. Sein Meisterwerk dieser Art, das auch seine neue Technik bereits aufweist, sind die „Problematischen Naturen" mit ihrem Gegensatz zwischen überlebtem Junkertum und gesunder, freilich etwas gar zu genialischer Bürgerart. Dabei weiß er beständig durch scharf gezeichnete Szenen zu fesseln, gelingen ihm Landschaftsbilder vor allem aus Pommern und von der Ostseeküste, die seine Erzählungen in die Reihe der besten „Landschaftsromane" rücken. Höchst beachtenswert in Erfindung und Darstellung sind auch seine

anschaulichen Bilder der Zeit, unter denen noch „Hammer und Amboß“ und „Sturmflut“ hervorragen. Doch liegt es im Wesen seiner Tendenzen, daß die Mehrzahl seiner zahlreichen Werke heute bereits vergessen ist.

### d) Wilhelm Raabe. (1831—1910.)

Eine der eigenwilligsten Erscheinungen in der deutschen Literatur ist Wilhelm Raabe, geb. 1831 zu Eschershausen im Braunschweigischen, erst Buchhändler, dann Literat, seit 1870 in Braunschweig, gest. daselbst 1910. Auch er sieht das Leben als Realist. Aber die Zeitentwicklung in materialistischem Sinne treibt ihn zur Flucht in die Enge, wo allein das Glück noch zu finden ist, und mitunter hart an die Grenze des Traumlandes. „Sieh nach den Sternen! Gib acht auf die Gassen!“ so deutet er seine Lebensauffassung in den „Leuten aus dem Walde“. Doch die Sterne sind unerreichbar, und so entwickelt sich in ihm ein tiefer Pessimismus, der, wie so oft, mit einem leise wehmütigen Humor gepaart ist. Diesen Humor, wie auch die lose Technik seiner Erzählungen, seinen Hang zu absonderlichen Gestalten und seine oft krause Sprache teilt er mit seinem Vorbilde Jean Paul. Gleich ihm beginnt er mit einer durchaus romantischen Art, die in der „Chronik der Sperlingsgasse“ ein idyllisches Bild aus dem alten Berlin zu zeichnen versteht. Hier kann man noch sagen, daß er „mit dem Glück und Leid des Lebens gleichsam spielt“. Die zweite Periode folgt, in der er in pessimistischer Stimmung den das Leben durchziehenden „dämonischen Mächten der Sünde, des Irrtums, der Lüge und der Selbstsucht die unbesiegbare Macht warmer Liebe und kräftiger Ergebung“ entgegensetzt („Der Hungerpastor“, sein bester Roman von sozialer Bedeutung, „Abu Telfan“, „Der Schüdderump“, reich an tiefergreifender Tragik). Diese „Trilogie“, die seine bedeutendsten Werke umfaßt, steigt in immer düsterere Tiefen des Lebens hinein und führt vom Siege des Guten zum Triumph des Bösen. Man könnte das Schlußwort aus „Abu Telfan“ als Motto darüber setzen: „Wenn ihr wüßtet, was ich weiß, sprach Mahomed, so würdet ihr viel weinen und wenig lachen.“ Daraus entwickelt sich eine dritte Periode, in der er, dem Pessimismus entwachsen, einen eigenartigen Humor entwickelt („Horacker“, „Wunnigel“, „Alte Nester“), eine vierte, in der ihn „seine Neigung zu rätselvollen Gestalten und traumhaften Schicksalen hart an die Grenze manieristischer Wildwege gedrängt hat“ („Unruhige Gäste“, „Im alten Eisen“, „Die Akten des Vogelsangs“). Seine kleinen Erzählungen, die 1895 als „Gesammelte Erzählungen“ erschienen, sind gleich den meisten seiner größeren Werke frisch und lebenswahr in reichster Gestaltung.

Als Gesamteindruck von seinen Werken bleibt trotz allem Düsteren der Eindruck einer Persönlichkeit, die dem deutschen Volke wieder Wege zum Idealismus weisen kann.

### e) Fritz Reuter. (1810—1874.)

Der Humor ist auch bei dem größten niederdeutschen Dichter das hervorstechendste Merkmal, aber ohne daß man das Gegengewicht des Pessimismus gar so lastend fühlt. Wie Freytag und Raabe hat Fritz Reuter in dieser Beziehung vor allem von dem englischen Erzähler Charles Dickens gelernt, der mit gütigem Lächeln und nachsichtigem Spott auch Sonderlingen ihre beste Seite abzugewinnen wußte. Reuters Humor ist fast noch heiterer; er

berührt uns um so stärker, als er auf dem Grunde bitterer Lebensschicksale erwachsen ist. Geboren 1810 zu Stavenhagen in Mecklenburg, wurde Reuter als Student wegen des Verdachtes der Teilnahme an politischen Bestrebungen als „Demagog" zum Tode verurteilt, zu Festungshaft „begnadigt" und erst nach sieben Jahren freigelassen, ohne aber sogleich festen Halt im Leben finden zu können. Dann lebte er einige Jahre als „Strom", d. h. Landwirt, und widmete sich zuletzt ganz der Schriftstellerei. Er begann mit Schwänken und Erzählungen in Versen, „Läuschen un Rimels", die noch wenig Eigenart, aber doch bereits Humor zeigen. Eine düstere soziale Verserzählung „Kein Hüsung" machte seinen Namen bekannter. Dann erreichte er mit den Büchern „Ut de Franzosentid", „Ut mine Festungstid", „Ut mine Stromtid" die Höhe seiner Kunst. Dazwischen und darnach entstanden noch „Hanne Nüte", „Dörchläuchting" und „De Reis' nah Konstantinopel", Reuters letztes, schon schwächeres Werk.

Fritz Reuter ist der echte Erzähler, der, behaglich in den Sessel gelehnt, die Fülle seiner Fabulierkunst in immer neuen Szenen vor uns ausschüttet und uns im Wechsel von Ernst und Scherz stets zu fesseln weiß. Die Persönlichkeiten, von denen er plaudert, werden Gestalten von Fleisch und Blut. Sein „Unkel Bräsig" aus der „Stromtid" ist geradezu ein Liebling des deutschen Volkes geworden in seiner gesunden, kernigen, gemütstiefen und humorvollen Art, die das Beste des Mecklenburgischen Wesens ausmacht. Aber nicht nur die Leute mit ihrer kräftigen Eigenart, sondern das ganze Land, das ganze „Milieu", in dem sie leben, wird auf Grund scharfer Beobachtung wirklichkeitsgetreu geschildert. Vor allem aber weckt die durch Reuter wieder zu literarischer Bedeutung erhobene niederdeutsche Sprache in ihrer breiten Behäbigkeit die Vorstellung von dem, was man später den „Erdgeruch der Scholle" nannte.

De Reknung ahn Wirt. De Koppweihdag. — En betten anners. Großmudding, hei is dod.

### 1. Aus „Hanne Nüte".

„De Hauptsak is, lihr[1] wat, Jehann,
Un kumm taurügg as Ihrenmann.
Makt 't Handwark Di ok buten[2] swart,
Holl rein de Hand und rein dat Hart;
Is 't Wark tau Enn' un dod dat Für,
Denn mak di sauber, glatt und schir[3];
Dat is ok binn'n kein rendlich[4] Mann,
De nich sauber geiht, wenn hei 't hewwen kann.
Drei Johr, dat is 'ne lange Tid,
Wenn Ein sei vör sik liggen füht;
Drei Johr, dat is 'ne korte Spann,
Wenn Ein sei füht von achter[5] an.
Sei sünd tau lang, üm f' tau verliren;
Sei sünd tau kort, üm ut tau lihren.
Reis' nich ümher as blinne Hess';
Und finnst du wat, denn kik irst tau;
Wat up de Straat liggt, up den Meß[6],
Dat nimm nich up, dat lat in Rauh.
Gedanken gläuh in helle Ess',
Doch sünd sei rein von Slack[7] un Slir[8],
Denn fat Din Wark mit Tangen an —
Holl wiß[9], holl wiß, min Sähn Jehann! —
Un smäd[10] Din Wark in frischen Für!
Un heft Du dörch de Welt Di slagen
Un hett Di 't buten nich gefoll'n,
Denn kannst bi mi mal Umschau holl'n
Un kannst nah Arbeit wedder fragen.
Süh so, min Sähn! Un nu adjü;
Un denk an Muddern un an mi!
Un nu, min Sähn, herun[11] den Haut!"
Un leggt de Hand em up den Kopp:
„Noch büst du gaud, nu bliew ok gaud!"
Un langt den Hamer ut de Eck:
„So, nu man tau! Nu, Jung, nu treck!"[12]
Jehann un Mudder gahn herut.
„Treck düller[13], Jung!" seggt Meister Snut,
Un sweißt un smäd't, de Funken flogen
Em in 't Gesicht un in de Ogen,
Dat hei sei, wenn 't de Jung nich füht,
Sik ut de Ogen wischen müßt.
„Na, seggt hei, ortlich narschen is 't,
Wo dumm un dämlich spritzt dat hüt"

[1] lerne. [2] außen. [3] schmuck. [4] reinlich. [5] hinten. [6] Mist.
[7] Schlacke. [8] Dreck. [9] fest. [10] schmiede. [11] herunter. [12] zieh.
[13] toller = stärker.

## 2. De Wedd'[1].

De Bäcker Swenn, de sitt in sine Stuw
Un hött[2] sin Tweiback un sin Kringel,
Dunn kamen tau em 'rin twei lange Slüngel:
„O Meister, bring'n S' doch mal eins swin'n
För uns en gaudes Frühstück 'rin!" —
„Ja woll!" Hei halt nu Eier, Schinken;
De Gäst, dei föddern ok tau drinken,
'ne Buddel Win, von 'n Besten fall dat sin.
De Wirt, dei bringt f'; de Gäst, dei sünd taufreden
Un fangen an von dit un dat tau reden.
„Na hür mal, Brauder Möller, kumm!
Schenk die mal in, wi will'n mal drinken",
Seggt irst de Ein un ward den Annern plinken[3].
„Nu segg mal blot, wat was de Kirl doch dumm!" —
„Du meinst den Ollen an den Mark,
Den ollen Bäckermeister Hauck?
Ja, den'n sin Dummheit, dei is stark.
De Oll, dei höllt sick schrecklich klauk
Un hett sick doch so dull blamirt!"
De olle Hauck? — Oll Bäcker Swenn, dei hürt
Ganz nipping[4] tau. — „O, wenn ick fragen kann,
Wobi let dei oll Voß sick faten,
Hei is doch süs so'n nägenklauken[5] Mann?" —
„Se weiten doch: hei kann dat Wedden jo nich laten,
Un dorbi kregen wi em 'ran.
Wie wedd't mit em, un hei verlur,
Dat hei vör sine Stubenuhr
'ne Viertelstun'n nich sitten künn
Un nich so langsam un so swin'n,
So as de Parpendickel slög,
De Würd' ahn Stamern[6] 'ruter kreg:
„Hir geiht 'e hen, dor geiht 'e hen,
Hir geiht 'e hen, dor geiht 'e hen."
„Ih, dat 's doch nich so swer", seggt Swenn,
Dei gor tau girn ok wedden müggt,
„Dei olle Schapskopp? Na, mi dücht,
Dei Sak, dei is doch gor tau licht."
„Je", seggt de Ein, „dat is doch so 'n Geschicht!
Sei dörwen nich upstahn, nicks anners reden,
Sei möten ümmertau den Vers herbeden."
„Ick dauh't[7], un ick gewinn", seggt Swenn;
„Hir geiht 'e hen, dor geiht 'e hen.
Hir, föfteihn Daler sett ick hen!" —
De beiden Kirls kregen
Nu ehren Bübel 'rut un set'ten föfteihn gegen,
Un vör de Klock set't sick oll Swenn:
„Hir geiht 'e hen, dor geiht 'e hen!"
„Adjüs! Herr Swenn", seggt nu de Ein
Un makt sick an de Dalers 'ranner,
Un sick dunn fix up sine Bein.
„Adjüs! Herr Swenn", seggt ok de Anner,
„Sei dörwen nich upstahn, nicks anners reden,
Sei möten ümmertau den Vers herbeden,
Ick wünsch Sei ok recht vel Plesir."
„Je, dat ick doch en Schapskopp wir,
Un dorbörch mine Wedd' verlür!
Ne, lopt Ji man", denkt Bäcker Swenn;
Hir geiht 'e hen, dor geiht 'e hen; —
Üm mine Wedd' ward mi nich bang'n:
So licht lat ick mi noch nich fang'n." —
Hei drömt sick nu all as Gewinner.
Dunn kümmt tau em sin Fru herinner,
De ut de Stuw' wat 'ruterhalt:
„Na, Vader, heww'n de Kirls betalt?" —
„Hir geiht 'e hen, dor geiht 'e hen." —
„Wat is 'e los? Wat fehlt Di, Mann?
Wat redst Du dor? Wat is Di denn?
Wat kikst du denn de Klock so an?" —
„Hir geiht 'e hen, dor geiht 'e hen." —
„Mein Gott! Wat fehlt Di? Segg doch, Swenn!
Du büst doch woll nich dun[8] hüt morg'n?
Du büst doch woll verrückt nich word'n?" —
„Hir geiht 'e hen, dor geiht 'e hen." —
„Herr Jesus, kumm doch 'rinner, Fif![9]
Lat allens liggen, lop und rönn
Doch mal nah Dokter Hansen glik,
Hei sül doch kamen in den Ogenblick,
Unj' Vader hadd nich finen Schick." —
„Hir geiht 'e hen, dor geiht 'e hen." —
„Hür, Vadding! Swenning! Leiwe Swenn!
Herr Gott doch! Vadding! Hürst Du nich?" —
De Ogen gahn em fürchterlich.
„Segg, Vadding, Segg! Kennst Du mi denn?"
„Hir geiht 'e hen, dor geiht 'e hen.
So, Mudder! jo! nu heww ick wun'n!
Nu is 't 'ne richt'ge Viertelstun'n.
So, Mudder! ick gewünn de Wedd'." —
„Ih, Vadding, kumm! Legg di tau Bedd;
Ick bidd di d'rüm in Gottes Namen.
Ick denk, de Dokter fall glik kamen." —
„Gotts Dunner, Mudder! Ne! Ick heww gewun'n. —
Dor fall doch glik dat Wetter 'rinner slagen!
De Kirls, de heww'n mi doch bedragen,
De niderträchtigen, entfamten Hun'n!
Wat? Meinst du, dat verrückt ick bün?"
Un as hei noch so schellt, dunn kümmt de Dokter 'rin.
„Ja, ja! er ist in schrecklicher Erregung,
Der Puls in heftiger Bewegung,
Das glüh'nde Auge rollt und irrt
Umher. — Das Faseln von der Wette! —

---

[1] Wette. [2] hütete. [3] wird, d. h. fängt an zu blinzeln, mit den Augen zu winken. [4] genau. [5] überklug. [6] Stottern. [7] tue es. [8] betrunken. [9] Sophie(chen).

Der arme Mann ist leider ganz verwirrt
Und ganz gestört, er muß zu Bette."
„Gotts Dunner! Hür'n Sei mi doch an!" —
„Min leiw' Herr Swenn, man keinen Larm!
Wir weiten 't all! Nu kamen S' man."
Un dormit kriggt de Dokter em bi'n Arm,
Un sine Fru, dei nimmt den annern,
„Kumm, Männing, Swenning, kumm un gah!"
Un Fiken, dei schüwwt achter nah;
So möt hei nah de Kammer wannern.
Hei flucht un schwört, hei deiht [1] un seggt,
Dat helpt em nicks, hei ward, mit Bidden bald,
Wenn dei nich helpen, mit Gewalt
In 't warme Bedd herinnerleggt. —
Nu geiht dat los mit Aderlaten!
Up sinen Kopp ward Water gaten [2];
Un wenn hei blot mal wedder röppt:
„Ick heww jo wedd't, un ick heww wun'n!"
Denn ward hei glik von Fläsken [3] schröppt,
Em acht're Uhren Ilen [4] set't,
Un Luft ward em denn schafft von unnen.
So liggt hei nu den einen Dag, den tweiten
Bi Hawergrütt un Watersupp,
Un Keiner will von em wat weiten.
Un deiht hei blot den Mund mal up,
Denn heit dat glik: „Wat willst Du, Swenning,
Ligg ruhig, stilling, leiwes Männing!"
Un fängt hei an mal tau vertellen
Von sine Wedd' un an tau schellen,
Denn geiht dat glik: „O, Fiken, lop un rönn
Doch glik mal nah den Dokter hen.
Hei müßt em wedder Ilen setten,
Un füll de Spritz ok nich vergeten."
„Na", denkt hei endlich, „giww Di man!
Verrückt? Ne, dat 's nich wohr, dat bün 'ck nich west,
Doch dumm, as Einer wesen kann!
Ick glöw binah, dat is dat Best:
Ick segg hir weder in dat Bedd
Noch äwerall [5] wat von mine Wedd':
Ick glöw, ick swig man ganz und gor.
Dat Geld is weg, de Schimp is dor.
Sei heww'n mi doch tau arg traktirt,
Von 't Wedden bün ick nu kurirt!"

## § 48. Klaus Groth (1819—1899)

### und andere mundartliche Dichter.

Reuters auf das Verständnis weiterer Volkskreise berechnete Verwendung des Dialekts erregte das Mißfallen des Norderdithmarschen Klaus Groth. Er wollte das Niederdeutsche in wissenschaftlicher Reinheit zur gleichberechtigten Literatursprache machen. Dieser Versuch konnte nicht gelingen. Aber dennoch bleibt seine Gedichtsammlung „Quickborn" wirklich ein „lebendiger Quell" echtester Poesie, der alle Gefühle des Menschenherzens ergreifend zu Versen werden und sich dabei vom Volkslied die Bahnen weisen läßt. Unter den mundartlichen Sängern ist er der größte Lyriker und ein Geistesverwandter seines Landsmannes Storm.

Min Modersprak. Matten Haf'. — Abendfreden. Min Jehann. — Ol Büsum.

#### 1. Prinzessin.

Se weer as en Pöppen [6], so smuck un so kleen,
Se seet mi in Schummern [7] to dröm' oppe Kneen,
Se fat mi de Hand, un ik strak [8] er Gesicht,
Vertell ik er jümmer de ole Geschicht:

„Dar weer en Prinzessin, de seet in en Bur,
Harr Haar as en Gold un seet jümmer un lur [9];
Do keem mal en Prinz, un de hal er herut,
Un he war de König, un se war de Brut."

Un gau [10] is se wussen [11], un nu is se grot;
Se sitt mi in Schummern noch still oppen Schot,
Se hollt mi de Hand, un ik küß er Gesicht,
Vertell ik er jümmer de ole Geschichte:

[1] tut. [2] gegossen. [3] neuem. [4] Blutegel. [5] überhaupt. [6] Püppchen. [7] Dämmerung. [8] strich, streichelte. [9] lauerte, wartete. [10] schnell. [11] gewachsen.

„Dar weer en Prinzessin, de sitt bi en Bur,
Harr Haar as en Gold un seet jümmer un lur;
Do keem mal en Prinz, un de hal er herut,
Un ik bün de König, un du büst de Brut!"

### 2. He sä mi so vel.

He sä[1] mi so vel, un ik sä em keen Wort,
Un all wat ik sä, weer: Jehann, ik mutt fort!

He sä mi vun Lev[2] und vun Himmel un Eer,
He sä mi vun allens — ik weet ni mal mehr!

He sä mi so vel, un ik sä em keen Wort,
Un all wat ik sä, weer: Jehann, ik mutt fort!

He heel mi de Hann', un he be[3] mi so dull[4],
Ik schull em doch gut wen[5], un ob ik ni wull?

Ik weer je ni bös, awer sä doch keen Wort,
Un all wat ik sä, weer: Jehann, ik mutt fort!

Nu sitt ik un denk, un denk jümmer[6] deran,
Mi düch[7], ik muß seggt hebbn: Wa geern, min Jehann!

Un doch, kumt dat wedder, so segg ik keen Wort,
Un hollt he mi, segg ik: Jehann, ik mutt fort!

### 3. Min Platz voer Doer[8].

De Weg an unsen Tun[9] hentlank
Dar weer dat wunnerschön!
Dar weer des Morns min eersten Gank
Int Gras bet anne Kneen.

Dar spel ik bet to Schummern[10] hin,
Dar gev[11] dat Steen und Sand;
Des Abends hal[12] mi Obbe[13] rin
Un harr[14] mi bi de Hand.

Denn wünsch ik mi, ik weer so grot,
Dat ik der roewer[15] seh,
Un Obbe meen un schütt den Hot,
Dat keem noch vels to fröh.

Dat keem so wit, ik heff se sehn,
De Welt dar buten voer[16]:
Ik wull, se weer man half so schön
As do min Platz voer Doer.

### 4. Hans Iwer.

De Kath[17] liggt dal, de Krog liggt wöst:
De arme Seel hett Gott erlöst. —

Hans Iwer reep des Morgens fröh:
Sta op! sta op! un melk de Köh!

Dat Mäden flog voer Schreck tosam:
O ja, Hans Iwer, ik will kam'!

Se weer en arm verlaten Blot,
Se be[18] to eerst ton lewen Gott.

Er Hemd is deker[19], dünn de Rock,
Se bindt umt lange Haar en Dok.

Se schörrt umt smalle Lif en Egg[20],
Se nimt de Drach[21] un is torech.

Dat Mäden weer so junk un möd,
Er sangeln[22] noch de weken Föt.

Dat Gras is kold vun Dak[23] un Dau,
Dat Feld liggt bleek int Morgengrau.

Do weet se gar ni, wa er ward,
Er kruppt[24] de kole Angst umt Hart!

Is dat de Voß, de jankt[25] int Feld?
Is dat en Hund, de hult und bellt?

---

[1] sagte. [2] Liebe. [3] bat. [4] sehr. [5] sein. [6] immer. [7] dünkt. [8] Tür. [9] Zaun. [10] Dämmerung. [11] gab. [12] holte. [13] Großvater. [14] hatte. [15] hinüber. [16] draußen, davor. [17] kleines Haus. [18] betete. [19] verschlissen. [20] Tuchkante. [21] Tracht. [22] vor Schmerz brennen. [23] Nebel. [24] kriecht. [25] winselt und heult vor Gier.

Se hört, as reep Hans Iwer fröh:
Sta op! sta op! un melk de Köh!

Do springt se schüchtern op dat Steg[1]:
Herr Gott! Dar steit en Wulf in'n Weg!

In Newel steit he, hult und bellt,
Do klingt dat doer dat wide Feld!

Do schütt[2] se as en Lamm tosam
Un röppt: Hans Iwer, ja! ik kam! —

As se voer Schrecken sik besunn,
Do weer de böse Wulf verswunn'.

Se keem to Hus mit Drach un Melk,
Do weer Hans Iwer leeg[3] un welk.

Denn is he storbn, bi Nacht, alleen,
De Werwulf is ni wedder sehn.

Gott hett sin arme Seel erlöst:
Sin Kath un Krog liggt wild un wöst.

Schon im vorigen Zeitraum war als ein Zeichen der Wertschätzung des Volkstümlichen die mundartliche Dichtung aufgeblüht. Durch Hebels (s. S. 252) Beispiel angeregt, schrieb der Breslauer Karl Ed. von Holtei (1797—1880) echt empfundene Gedichte in schlesischem Dialekt. Von den österreichischen Sängern in den heimischen Mundarten ist der fromme Franz Stelzhamer (1802—1874) der bedeutendste. Voll schelmischen Humors stecken Franz von Kobells (1803—1882) pfälzische und oberbayrische Lieder und Versgedichtlein („Schneidahüpferl"). — Noch viel allgemeiner aber wurde die Pflege der Mundartdichtung in diesem Zeitraum. Unmöglich ist es, all die örtlichen Größen zu nennen: Karl Stieler (1842—1885) für Oberbayern, Friedrich Stoltze (1816—1891) für Frankfurt a. M., Edwin Bormann (geb. 1851) als besten Vertreter der sächsischen Muse, Ludwig Schneeganz (geb. 1852) aus Straßburg mit seinen kleinen Gedichten im „Elsässer Ditsch" usw. Alle Landschaften, auch Westfalen und Rheinland, haben ihre Vertreter. Mit Reuter und Groth aber, die es zu solch allgemeiner Geltung brachten wie kein anderer mundartlicher Dichter, rissen die Niederdeutschen die Führung an sich, unter denen noch der Rostocker John Brinckmann (1814—1870) hervorragt und mit seinem gemütlichen Erzählbuch „Ohm Kasper un ick" dem Geschichtenerzähler Reuter am nächsten kommt.

## § 49. Nachklänge der Romantik.

Wie Raabe aus der Welt materialistischer Genußsucht entfloh, so hielten sich eine Reihe anderer Dichter fern von der Wirklichkeit und glaubten sich in einen Garten voll Gelbveigelein und Blaublümelein einschließen zu können. Sie meinten damit die Dichtung der Romantik fortzusetzen, aber deren Geist verstanden sie nicht. Diese Pseudoromantiker sind es vor allem, die lange Zeit den Blick für die Bedeutung echt romantischer Poesie getrübt haben. Wenn sie sich in ein Phantasiereich zurückzogen und von holden Minneträumen erzählten, so dachten sie damit echte Kunst zu geben. Als charakteristische Form dieser Richtung erscheint die Verserzählung, die in losem, bald strophischem, bald freiem Reim- und Versgefüge abenteuerliche Fahrten historischer oder erfundener Gestalten erzählt. Den Reigen eröffnete der seiner politischen Gesinnung wegen von seiner Bonner Professur nach England, dann nach der Schweiz entflohene Gottfried Kinkel mit „Otto der Schütz" (s. S. 354). Es folgte die süßliche „Amaranth" des **Oskar von Redwitz** (1823—1891), die ihrer Gesinnung wegen lange von den Katholiken über Gebühr gepriesen

[1] Brett als Brücke über den Graben. [2] schießt. [3] krank.

wurde, und **Otto Roquettes** (1824—1896) ebenso beliebte, zierliche Dichtung von „Waldmeisters Brautfahrt". Auch der treffliche Übersetzer altdeutscher Dichtungen Karl Simrock (s. S. 308) hat sich auf diesem Gebiete versucht. Später führte **Julius Wolff** (1834—1910) diese Dichtungsart völlig auf Abwege, während Fr. Wilh. Weber ihr wieder kraftvollere und gesundere Töne abzugewinnen wußte.

Den sentimentalen Ton der meisten „Goldschnitt"-Dichtungen dieser Art hat auch das meistbekannte dieser Epen, **Jos. Viktor von Scheffels** (1826 bis 1886) „Trompeter von Säckingen". Aber ein kräftiger Humor, als dessen Träger der (Tieck und Hoffmann nachgebildete) Kater Hiddigeigei erscheint, macht die rührselige Liebesgeschichte erträglich. Als Hintergrund wählt er die Barockzeit des ausgehenden 17. Jahrhunderts und die Landschaft des Oberrheins. Hier, wie vor allem in der von den Carmina Burana beeinflußten kräftig-humorvollen Studentenliedersammlung „Gaudeamus" erscheint die Romantik nicht als Wiederbelebung des weltabgewandten, sondern des lebens- und genußfreudigen Mittelalters[1]. So zeichnet es auch sein historischer Roman „Ekkehard". Hier versucht sich der Dichter an einem humorvoll gemalten Bilde mittelalterlicher Kultur und des Klosterlebens des 10. Jahrhunderts. Dabei gelingen ihm ganz vortreffliche Schilderungen im einzelnen, aber im ganzen sind die Linien doch sehr verzerrt und anachronistisch. Man weiß nicht recht, ob seine gelehrten Anmerkungen die historische Richtigkeit unterstreichen oder ironisieren wollen. Jedenfalls sind die dargestellten Zustände in dieser Form ungeschichtlich. Am verhängnisvollsten aber erwies sich das Mißverstehen der kraftvollen Zeit in dem sentimental-romantischen Liebespaar der Herzogin Hadwig und des Mönchs Ekkehard, die beide nicht ins 10., sondern ins 19. Jahrhundert gehören[2].

Bei Scheffel mischt sich bereits in die romantische Tendenz deutlich die Welt des Realismus mit ihrer genauen Einzelbeobachtung. Die „kulturgeschichtliche" Erzählung entsteht aus dieser Verbindung, in der die Dichter den Versuch machen, auf wissenschaftlich erforschtem Boden der Vergangenheit geschichtliche oder erfundene Persönlichkeiten sich bewegen zu lassen. Vortrefflich gelang das dem gelehrten Professor **W. H. Riehl** (1823—1897) in seinen „Kulturhistorischen Novellen", die dem Zeitgeiste entsprechend ihren Stoff im Bürgertum der Vergangenheit suchen, sowie K. F. Meyer, weniger bereits Gust. Freytag in der Romanreihe „Die Ahnen", die aus grauer Vorzeit bis zur Gegenwart die Geschichte eines edlen Geschlechtes erzählt. Völlig mißlungen erscheinen dann aber die „Professorenromane" der einst vielgelesenen **F. Dahn** (1834—1912) und **G. Ebers** (1837—1898), die französische Romantechnik zur Darstellung versunkener Welten nützten. Man hängte banalen Erfindungen ein historisches, oft genug fadenscheiniges Mäntelchen um; die überlieferte Bedeutung einer Persönlichkeit mußte die Kraft dichterischer Beseelung ersetzen[3]. Erst in neuester Zeit hat Enrica von Handel-Mazzetti es vermocht, dem historischen Roman wieder künstlerische Größe zu verleihen,

[1] Die von Scheffel angeregte „Butzenscheibenlyrik" pflegte auch Rudolf Baumbach (aus Kranichfeld i. Thür., 1840—1905) in seinen Spielmannsdichtungen.

[2] Den Gegensatz zwischen unsrem Empfinden und dem der Vorzeit hatte der Franzose Gust. Flaubert (1821—1880) in seinem Roman aus der Blütezeit Karthagos „Salammbô" deutlich gefühlt und bewußt unterstrichen.

[3] Eine köstliche Satire auf den „Professorenroman" schrieb F. Th. Vischer (1807—1887) in der „Pfahldorfgeschichte", die in seinen Roman „Auch einer" eingeflochten ist.

wie es vor ihr nur noch Luise von François (1817—1893) in der „Letzten Reckenburgerin" gelungen war.

Wie Scheffel und vor allem Freytag genaue Wirklichkeitsbeobachtung in ihre Dichtungen hineinverwoben, wie umgekehrt Hebbel in einigen seiner Dramen (etwa „Genoveva") und besonders Wagner romantische Stoffe mit den Mitteln neuer Technik gestalteten, so finden wir bei den bedeutendsten Dichtern dieser Gruppe eine so innige Verschmelzung des echt romantischen Geistes und des poetischen Realismus, daß man nicht recht weiß, welcher Richtung man sie zuweisen soll. Es sind die beiden Erzähler, der Österreicher Adalbert Stifter und der Schleswiger Theodor Storm.

## a) Friedrich Wilhelm Weber (1813—1894),

geb. am 26. Dezember 1813 zu Alhausen in Westfalen, studierte zunächst Philologie, namentlich germanische, und wandte sich dann zum Studium der Medizin. Er machte große Reisen zu Fuß, um eine gründliche Kenntnis von Land und Leuten zu gewinnen. Als Arzt wirkte er in Driburg, Lippspringe, Pyrmont und von da ab zu Nieheim im Kreise Höxter, wo er am 5. April 1894 starb.

Berühmt wurde er mit einem Schlage durch sein im Jahre 1878 erschienenes lyrisch-episches Gedicht „Dreizehnlinden", dem 1881 ein Band „Gedichte", 1882 die Dichtung „Goliath" und 1892 „Marienblumen" folgten. Aus seinem Nachlaß wurden noch „Herbstblätter" veröffentlicht (1895).

Weber war somit schon 65 Jahre alt, als er „Dreizehnlinden" herausgab. Der Ruf dieser herrlichen Dichtung hat sich schnell verbreitet; sie ist in die verschiedensten Sprachen übersetzt worden. Ihr Inhalt ist folgender:

Zur Zeit des Kaisers Ludwig des Frommen (um das Jahr 822) haben sich die Sachsen, wenn auch widerwillig, dem Joche der christlichen Franken gebeugt. Der edelste unter ihnen ist der noch dem Heidentum ergebene Elmar, Herr vom Habichtshofe. Der Einladung zum Erntefest des fränkischen Grafen Bodo auf Bodinkthorpe folgt er gern, zumal er Bodos Tochter, Hildegunde, liebt. Bei dem Feste lodert der aus Eifersucht erwachsene Haß des „fränkischen Königsboten" Gero auf. Er reizt den jungen Sachsen, bis dieser zum Schwerte greift, so daß er vom Hofe verwiesen wird. In der Nacht rettet Elmar Hildegund aus dem Brande des väterlichen Hauses. Doch Gero bezeichnet ihn als Urheber der Feuersbrunst und verwundet dann seinen Feind im Walde, wo Elmar bei der greisen Drude sich Rat holen wollte. Verächtlich läßt dieser den Meuchler laufen. Doch der klagt ihn der Götzendienerei und der Brandstiftung an, und rechtlos muß der Sachse den väterlichen Hof verlassen. Krank an Geist und siech am Körper sinkt er vor der Tür des Klosters „Dreizehnlinden" nieder. Die frommen Mönche pflegen ihn, aber nur ein Zaubertrank der Drude Swanahild vermag die Gewalt des Giftes zu brechen. Nun folgen in der Genesung schwere Seelenkämpfe, bis er zuletzt der Gewalt des christlichen Gedankens sich unterwirft und sich taufen läßt.

Hildegunde hat dem geächteten Geliebten schmerzlich nachgetrauert. Da wird die Unschuld Elmars aufgedeckt, und am Totenbette des Grafen legen sie ihre Hände ineinander.

Der Name „Dreizehnlinden" macht auf geschichtliche Unterlage keinen Anspruch; jedoch darf man sich die altehrwürdige Benediktinerabtei Korvey bei Höxter darunter vorstellen. Wir schauen in dem Werke ein farbenreiches, klares Bild der germanischen Altzeit, eine Summe eigenartig gestalteter, scharf und kraftvoll gezeichneter Charaktere, unter denen Elmar, Hildegunde und Swanahild besonders hervorragen; wir sehen vor uns die Verherrlichung des Christentums in seinem Siege über das germanische Heidentum; wir erblicken als ethischen Kern des Ganzen den Kampf des Idealen mit dem modern-liberalen Heidentum.

Freilich beschweren nicht selten die Reflexion und durchaus unpoetische Polemik gegen den Materialismus seiner Zeit die Dichtung, zumal nach Scheffels Vorbild, Weber sie einem Uhu(!) in den — Schnabel legt. Bestechend ist daneben die Frische vor allem der realistischen Volksszenen und die wundervolle Verknüpfung der Menschenseele mit der Naturseele. Die Sprache ist kräftig und meist klangvoll; doch beeinträchtigen die Eintönigkeit des immer gleichen Strophenbaues und die gar zu reichliche Verwendung der „poetischen Lizenzen" die Wirkung in oft bedenklicher Weise.

Dichterisch wertvoller ist das weniger bekannte, in reimlosen Jamben geschriebene Epos „Goliath", das einen Stoff aus dem norwegischen Bauernleben kräftig und anziehend gestaltet und die gewaltige Landschaft Skandinaviens zum Hintergrunde hat.

Die Gedichte Webers: Lieder, Romanzen, Balladen und Sinngedichte, die oft von „stahlhartem" Geiste erfüllt sind, zeigen Originalität der Gedanken, einen kräftigen, männlichen Geist, eine charaktervolle und glaubensstarke Haltung. Lyrische Innerlichkeit findet sich seltener in so reiner Form wie in den Liedern Elmars und Hildegundens, die dem Epos „Dreizehnlinden" wie bei Scheffel eingeflochten sind. Am besten sind die Gedichte mit epischem Einschlage, die auch einen tiefempfundenen sozialen Geist atmen („Der Handschuh").

Wonnig ist's, in Frühlingstagen. Donnars Hammiersegen. — Abendglocken. Morgen ist es besser. Im Kreuze Heil. Sprüche.

### 1. Du sonnige, wonnige Welt!

Das ist des Lenzes belebender Hauch,
Der atmet durch Flur und Feld!
Schon schlägt die Drossel im Erlenstrauch,
Die Lerche singt und der Buchfink auch:
O du sonnige, wonnige Welt!

Bald kommt der Mai, und der Wald wird grün
Und wölbt sein duftiges Zelt.
Die weißen Wolken am Himmel ziehn,
Der Apfelbaum und die Rose blühn.
O du sonnige, wonnige Welt!

Ihr Knaben und Mädchen, nun kränzt das Haupt,
Zum Tanz um die Linde gesellt!
Was heute prangt, ist morgen entlaubt,
Und es schneit und stürmt, bevor ihr es glaubt,
In die sonnige, wonnige Welt.

Die Tage verrauschen in Lust und Leid,
Wie Pfeile, vom Bogen geschnellt.
O jubelt und lacht; denn es kommt die Zeit,
Bevor ihr es glaubt, wo es stürmt und schneit
In die sonnige, wonnige Welt.

### 2. Zwischen Halde und Heerweg.

Im Spritzenhause des Dorfes liegt
Des fremden Bettlers erstarrte Leiche;
Der Förster fand sie im Morgengraun
Am Heerweg unter der großen Eiche.

Kalt bläst der Wind durch das Ziegeldach
Und hüllt mit des Schnees weichfallenden Flocken,
Mitleid'ger als Menschen, die nackte Brust,
Die fahle Stirn und die greisen Locken.

Landstreicher halten die Leichenwacht:
Der Marder drückt sich unter die Latte;
Die öden Taschen des toten Kumpans
Beschnobert umsonst die enterbte Ratte.

Sein Nachlaß hängt an dem Nagel dort,
Ein Schwarzdornstab mit eiserner Spitze,
Ein leerer, durchlöcherter Bettelsack
Und eine vergriffne Soldatenmütze. —

Wer war und woher der fahrende Mann? —
Ein Findling, weint' er an grüner Halde;
Sein Vater der Sturm, seine Mutter die Nacht,
Sein Vetter der wilde Vogel im Walde.

Was zwischen Halde und Heerweg liegt? —
Seiltänzer frag' und den Wärter im Spittel,
Die rote Wirtin im Heidekrug,
Zigeuner und Roßkamm[1], Köhler und Büttel. —

Wer hebt die Hand? Wer schleudert den Stein?
Wer wirft sich auf zum Richter und Rächer?
Er war, was du bist; er ist, was du wirst:
Wir alle sind arg, wir alle sind Schächer.

Tragt leis' ihn fort und versenkt ihn sanft,
Befehlt die Seele dem Born der Gnaden,
Und eine Träne des Mitleids zollt
Den dunklen Wallern auf dunkeln Pfaden,

### 3. Herbstabend. (Gekürzt.)

Nun dämmern Flur und Halde,
Und heimwärts treibt der letzte Hirt;
Fern klagt ein Lamm im Walde,
Das von der Herde sich verirrt.

Die welken Blätter beben,
Der Herbstwind rauscht, der Winter droht;
O flücht'ges Blütenleben,
O kurzer Traum, o kalter Tod!

Noch glüht am Himmelsrande
Die Abendwolke, glanzumsäumt:
Ob sie vom Morgenlande,
Vom Lenz und seinen Rosen träumt? —

Wie bist du so beklommen,
Du kummervolles Menschenkind?
Das Spätrot ist verglommen,
Die Nacht bricht an, kalt saust der Wind.

Was will dein banges Klagen,
Du harmerfüllte Menschenbrust?
Die nackten Arme sagen,
Daß du, wie alles, sterben mußt.

Zerstieben und verwehen
Wie gelbes Laub im öden Raum?
Verglimmen und vergehen
Wie dort im West ein Wolkentraum?

O Nacht auf Flur und Halde,
Die dunkler, immer dunkler wird!
Laut klagt das Lamm im Walde,
Das von der Herde sich verirrt. —

### 4. Am Amboß.

Mir griff des Lebens harte Faust
Schon in die krausen Kinderlocken;
Den Knaben hat es derb zerzaust,
Hat ihn umsungen und umsaust,
Und wahrlich nicht mit Blütenflocken.

Und „Schaffen!" rief's; „die Stunde flieht!"
Und trieb mich aus der Mutter Kammer:
„Nur der hat recht, der recht sich müht;
Du selbst bist deines Glückes Schmied."
Ich weint' und faßte Zang' und Hammer.

Weit fuhr ich, wie die Sehnsucht fährt;
Von Riesen lernt' ich und von Zwergen,
Und braun und stark zurückgekehrt,
Bestellt' ich frisch den eignen Herd
In meiner Heimat grünen Bergen.

Da hub ich an, mit Mut und Fleiß
Zu ernsten Schlägen auszuholen;
Den spröden Stahl bezwang mein Schweiß,
Und mancher Tropfen, herb und heiß,
Fiel zischend in der Esse Kohlen.

Und ob im Lenz die Schwalbe sang,
Ob draußen Ros' und Lilie sprossen,
Ob fern vom stillen Waldeshang
Der Herdenglocken Läuten klang:
Ich stand am Feuer unverdrossen.

Und wenn im kalten Januar
Die Winterstürme nimmer ruhten,
Ob spiegelblank das Eis, ob klar
Im Schnee des Gablers Fährte war:
Ich schürte trotzig meine Gluten.

[1] Pferdehändler.

So Mond auf Mond, jahraus jahrein,
So Tage lang und halbe Nächte!
Stets brannte meines Feuers Schein
Wie Vestas Feuer hell und rein,
Und hoch den Hammer schwang die Rechte.

Wohl träumten mir im Herzen tief
Viel wunderbare Melodieen,
Ein Zauberwald, der schlief und schlief,
Den keine Frühlingssonne rief,
In Frühlingsschönheit aufzublühen.

Mir war ein andres Ziel gestellt,
Mir blieb nicht Zeit zu süßen Weisen.
Oft war die Brust wohl hochgeschwellt,
Doch „Schaffen, schaffen!" rief die Welt,
Und rüstig griff ich nach dem Eisen.

Zuweilen nur erklang mein Sang,
Wenn feuriger die Pulse glühten:
Zum ernsten Schlag der Kling und Klang,
Nur Funken, die beim heißen Drang
Der Arbeit mir vom Amboß sprühten,

Der Arbeit, die da nützt und nährt
Und vorwärts trägt der Menschheit Fahnen,
Die Mut verleiht und Manneswert
Und Adel, trotz des Kaisers Schwert
Und langen Reihn verschollner Ahnen!

Ob mir's gelang, bei Tag und Nacht
Mein Glück, mein eignes Glück zu schmieden? —
Oft hab' ich andre froh gemacht
Und stets an mich zuletzt gedacht:
Ich diente — und mein Lohn ist Frieden. —

Nun mählich wird die Hand mir müd',
Bald schlaf ich in der stillen Kammer.
Zu Häupten legt dem toten Schmied
Den Amboß und sein letztes Lied,
Legt ihm zu Füßen Zang' und Hammer.

## b) Webers Nachfolger.

Die epische Dichtung in gebundener Form erfreut sich bei dem heutigen Geschlecht, das sich nicht gerne in langatmige Versreihen vertieft, nicht mehr allzu großer Beliebtheit. So wird eine Reihe von Dichtern, die in den Traditionen Webers, aber auf selbständig gebahnten Pfaden sich bewegen, zu Unrecht vernachlässigt, wenn man auch den meisten den Vorwurf nicht ersparen kann, daß sie sich den strengeren Anforderungen der Zeit an Versbau und Originalität des Ausdrucks gar zu sehr verschließen.

a) Webers Landsmann **Friedrich Wilhelm Helle** (1834—1901) türmte eine wuchtige christologische Epopöe „Jesus Messias" auf, die eine gewaltige Schöpfung von hoher Flugkraft der Gedanken darstellt und das Erdenwallen des Heilands uns weit näher bringt als Klopstocks Werk.

b) Noch erhabener, aber auch noch schwerer zugänglich ist das Lebenswerk des Österreichers **Eduard Hlatky** (1834—1913) „Weltenmorgen", das in drei Handlungen die Schöpfungsgeschichte umfaßt. Es ist ein „dramatisches Gedicht" von vorwiegend epischem Gepräge, das in wechselnden Rhythmen ein umfassendes Weltbild gestaltet, aber oft gar zu gedankenbeschwert ist, als daß es die Lektüre erleichterte. Im Schicksal des ersten Menschen ist das Schicksal aller Menschen symbolisch dargestellt.

c) Der Bayer **Edmund Behringer** (1828—1900) lehnte sich mit dem idyllischen Epos „Das Felsenkreuz" noch an „Amaranth" an, offenbarte sich aber dann in dem 1879 erschienenen Epos „Die Apostel des Herrn" als einen Dichter von kraftvollster Originalität. Der Stoff ist der denkbar großartigste und gewaltigste, die Ausführung durchaus gelungen. Johannes, der einzige noch lebende Apostel, erwartet am See Genesareth die Gefährten an dem Tage, den sie einst beim Abschied zum Wiedersehen bestimmt haben. Da

wallen im Mondlicht aus den vier Weltgegenden hehr und majestätisch die Gestalten der entschlafenen Apostel heran und laden in gewaltigen Worten die Völker, denen sie das Evangelium gepredigt, vor ihren Richterstuhl. Die gesamte Weltgeschichte bis zum Ende der Zeiten entrollt sich; in grandiosen Fresken werden die Geschicke der Völker der Erde gezeichnet. Die Dichtung verlangt freilich geistiges Mitarbeiten und Versenken des Lesers; dann aber gewährt sie hohen Genuß.

d) Der noch lebende Tiroler **Joseph Seeber** (1856—1919) trägt gar zuviel theologisches und ethisches Rüstzeug in seinem kraftvollen, in Jamben geschriebenen Epos „Der ewige Jude" zusammen, das von Ahasver und dem Antichristen singt. Aber dennoch ist die Handlung spannend, verzahnen sich die Ereignisse wirkungsvoll. Die Menschen seiner Dichtung sind zum großen Teile lebensecht. Immer ist der landschaftliche Hintergrund farbenprächtig und mit warmer Naturliebe gezeichnet.

e) Einen biblischen Stoff wählte auch der Schwabe **Eduard Eggert** (geb. 1852) in seinem „Letzten Propheten", der das Wirken Johannes des Täufers in schwungvollen — gar zu schwungvollen Versen erzählt. Weit wirkungsechter ist sein „Bauernjörg", der in kräftigen Farben Bilder aus dem Leben des Truchseß Georg von Waldburg zeichnet. Auch auf dramatischem Gebiete hat sich Eggert betätigt. Sein düsteres, stark bewegtes Drama aus dem Verbrecherleben „Gerechtigkeit" hat er weit überholt in dem farbensatten und psychologisch neuartigen biblischen Drama „Simson", das man unbedenklich neben Hebbels „Judith" und Ludwigs „Makkabäer" stellen darf.

f) Sinn und Neigung für das Dramatische zeigte schon früh in ihrem elterlichen Hause zu München auch **Emilie Ringseis** (1831—1895). Ihre Schauspiele „Veronika", „Die Sibylle von Tibur", das mit lyrischen Gedichten durchwobene, formvollendete Märchenspiel „Die Getreue" und die Martyrertragödie „Sebastian" zeichnen sich aus durch glänzende Sprache, vorzügliche Charakteristik und spannende Handlung. Ihre poetische Trilogie „Der Königin Lied" (Magnifikat, Hosanna, Kreuz und Halleluja) behandelt das Marienleben, jedoch mit so bedeutsamer Hereinziehung des Erlösers, daß man das Gedicht fast eine Messiade nennen könnte. An künstlerischer Kraft, an glänzender Ideenfülle und Tiefe des Gefühls steht sie Annette von Droste nahe.

## c) Konrad Ferdinand Meyer (1825—1898)

wurde am 12. Oktober 1825 als Sohn eines wohlhabenden Staatsbeamten zu Zürich geboren. In Lausanne widmete er sich vorzugsweise der französischen Literatur und schwankte dann lange Zeit, ob er sich der Rechtswissenschaft, der Malerei oder der Dichtung weihen solle, bis ihn erst die Ereignisse von 1870 der deutschen Literatur zuwandten. Seine Bedeutung zeigt sich daher erst im hohen Mannesalter. Er starb am 28. November 1898 auf seiner Besitzung Kilchberg bei Zürich. Zu seinem Landsmann Keller bildet er einen bedeutenden Gegensatz; während dieser das kraftvoll, oft derb Volkstümliche liebt und aus diesem reichen Borne immer von neuem schöpft, ist Meyer ein vornehm aristokratischer „Kulturpoet", der seine Stoffe mit Vorliebe der bewegten Zeit des Reformationszeitalters entnimmt, in dem überstarke, leidenschaftliche, oft wild erregte Naturen mit sich und ihrer Umgebung in schweren Kampf geraten.

Aus des befreundeten Jakob Burckhardt glänzendem Werk über die „Kultur der Renaissance“ hat er diese versunkene Zeit in ihrer Größe und in der seelischen Eigenart ihres Herrenmenschentums kennengelernt. Aus ihrer und der sie umgrenzenden Welt schöpft er mit Vorliebe seinen Stoff, sucht er die Persönlichkeiten, die er mit so sicherer und objektiver Art gestaltet, wie es kaum einem andern gelungen ist. Er beginnt mit dem Balladenkranz von „Huttens letzten Tagen“, der den Untergang des Humanisten und die ihm nahegetretenen Männer ergreifend darstellt, aber schon die Einseitigkeit der Geschichtsauffassung zeigt, die den Reformierten mit blindem Haß gegen den Katholizismus und vor allem gegen die Jesuiten erfüllt und nie ganz verlassen hat. Es folgt die einzige Geschichte aus der Schweizer Vergangenheit „Jürg Jenatsch“, die, wie es auch meist in den späteren Novellen der Fall ist, eine Kraftgestalt am Scheidewege zeigt und ihren Untergang psychologisch begründet. Schon diese Novelle läßt uns erkennen, wie ganz anders Meyers kulturhistorische Dichtungen sind als die seiner Zeitgenossen: die Menschen versunkener Epochen sind nur aus ihrer Umwelt zu erklären, treten uns fremd und durchaus unmodern entgegen. Das bestätigt sich auch in den folgenden Novellen, von denen die bedeutendsten sind: „Der Heilige“ (ein Schweizer Armbruster erzählt die Geschichte von Thomas Becket, dem englischen Kanzler Heinrichs II., ohne jedoch der Geschichte voll gerecht zu werden), „Die Hochzeit des Mönchs“, über die Dante am Hofe von Verona berichtet, und „Die Versuchung des Pescara“, die uns Schicksal und Tod des berühmten spanischen Feldherrn Karls V. nach der Schlacht bei Pavia vor Augen führt (weniger befriedigt die Zeichnung der großen Vittoria Colonna).

Der Eindruck, den K. F. Meyers Kunst hinterläßt, ist derjenige abgeklärter Reife. Der Dichter begann ja auch erst in späten Jahren und hat unablässig an seinen Arbeiten gefeilt. Besondern Wert legt er auf die Komposition. Dabei bevorzugt er die Rahmennovelle, die dem Dichter gestattet, sich „ganz souverän“ über die Geschichte zu erheben, indem „durch die subjektive Färbung der Erzählung die historische Wahrheit eingeschränkt, die poetische erhöht“ wird. Durch die enge Verknüpfung der Rahmenerzählung mit der eigentlichen Handlung gewinnt er zudem einen besonders warmen und doch wie durch einen Schleier gedämpften Stimmungston. In höchster Vollendung erscheint die Verknüpfung der äußeren und inneren Geschichte in der „Hochzeit des Mönchs“, wo Dante gewissermaßen uns teilnehmen läßt an dem technischen Aufbau seiner Novelle: „Seine Fabel lag in ausgeschütteter Fülle vor ihm, aber sein strenger Geist wählte und vereinfachte“. Die Getragenheit der Darstellungsweise spiegelt sich auch in der Sprache, die, schlicht und doch kunstvoll und prunkhaft gewoben, wie schwerer alter Brokat erscheint oder wie ein goldener, reich ziselierter Helm (nach Liliencrons Gedicht).

Die sorgfältige Arbeit, die er seiner Prosa widmete, verwandte er auch auf seine Gedichte. So trägt seine fast immer stark empfundene Lyrik den gedämpften und vornehmen Ton, der dem Künstler eignet. Jedes einzelne ist ein in sich geschlossenes Kleinod. Es entspricht dem Wesen K. F. Meyers, daß wir in der Sammlung seltener unmittelbare, subjektive Herzenstöne vernehmen als allgemeingültige, aber darum nicht minder echte Empfindungen, wie sie Natur und Leben auslösen. Den größeren Raum in dem stattlichen Bande aber füllen die erzählenden Balladen und Romanzen, die alle Vorzüge seiner Prosa zeigen, mitunter freilich gar zu sehr die sorgsame Goldschmiedearbeit

des Künstlers verraten. Der Stoffkreis, den sie umspannen, entspricht im wesentlichen dem der Novellen. Dabei zeigt er in der Auswahl des historischen Stoffes eine glückliche Hand, indem er stets den entscheidenden und stimmungskräftigsten Augenblick zu seiner Dichtung wählt.

Firnlicht. Das Geisterroß. Bettlerballade.

### 1. In Harmesnächten.

Die Rechte streckt' ich schmerzlich oft
In Harmesnächten
Und fühlt' gedrückt sie unverhofft
Von einer Rechten —

Was Gott ist, wird in Ewigkeit
Kein Mensch ergründen,
Doch will er treu sich allezeit
Mit uns verbünden.

### 2. Lenzfahrt.

Am Himmel wächst der Sonne Glut,
Aufquillt der See, das Eis zersprang,
Das erste Segel teilt die Flut,
Mir schwillt das Herz wie Segeldrang.

Zu wandern ist das Herz verdammt,
Das seinen Jugendtag versäumt,
Sobald die Lenzessonne flammt,
Sobald die Welle wieder schäumt.

Verscherzte Jugend ist ein Schmerz
Und einer ew'gen Sehnsucht Hort,
Nach seinem Lenze sucht das Herz
In einem fort, in einem fort!

Und ob die Locke mir ergraut
Und bald das Herz wird stille stehn,
Noch muß es, wann die Welle blaut,
Nach seinem Lenze wandern gehn.

### 3. Einem Tagelöhner.

Lange Jahre sah ich dich
Führen deinen Spaten,
Und ein jeder Schaufelstich
Ist dir wohl geraten.

Nie hat dir des Lebens Flucht
Bang gemacht, ich glaube —
Sorgtest für die fremde Frucht,
Für die fremde Traube.

Nie gelodert hat die Glut
Dir in eignem Herde.
Doch du fußtest fest und gut
Auf der Mutter Erde.

Nun hast du das Land erreicht,
Das du fleißig grubest;
Laste dir die Scholle leicht,
Die du täglich hubest!

### 4. Auf Goldgrund.

Ins Museum bin zu später
Stunde heut' ich noch gegangen,
Wo die Heil'gen, wo die Beter
Auf den goldnen Gründen prangen.

Dann durchs Feld bin ich geschritten
Heißer Abendglut entgegen,
Sah, die heut' das Korn geschnitten,
Garben auf die Wagen legen.

Um die Lasten in den Armen,
Um den Schnitter und die Garbe
Floß der Abendglut, der warmen,
Wunderbare Goldesfarbe.

Auch des Tages letzte Bürde,
Auch der Fleiß der Feierstunde
War umflammt von heil'ger Würde,
Stand auf schimmernd goldnem Grunde.

### 5. Hochzeitslied.

Aus der Eltern Macht und Haus
Tritt die zücht'ge Braut heraus
An des Lebens Scheide —
Geh' und lieb' und leide!

Freigesprochen, unterjocht,
Wie der junge Busen pocht
Im Gewand von Seide —
Geh' und lieb' und leide!

Frommer Augen helle Lust
Überstrahlt an voller Brust
Blitzendes Geschmeide —
Geh' und lieb' und leide!

Merke dir's, du blondes Haar:
Schmerz und Lust Geschwisterpaar,
Unzertrennlich beide —
Geh' und lieb' und leide!

### 6. Abendwolke.

So stille ruht im Hafen
Das tiefe Wasser dort,
Die Ruder sind entschlafen,
Die Schifflein sind im Port.

Nur oben in dem Äther
Der lauen Maiennacht,
Dort segelt noch ein später
Friedfert'ger Ferge sacht.

Die Barke still und dunkel
Fährt hin im Dämmerschein
Und leisem Sterngefunkel
Am Himmel und hinein.

### 7. Hesperos.

Über schwarzem Tannenhange
Schimmerst mir zum Abendgange,
Eine Liebe fühl' ich neigen
Sich in deinem Niedersteigen,
Unbemerkt bist du gekommen,
Aus der blassen Luft entglommen.
So mit ungehörten Tritten,
Durch die Dämmrung hergeglitten,
Kam die Mutter, die mir legte
Auf die Schulter die bewegte
Hand, daß ich ihr nicht verhehle,
Was ich leide, was mich quäle,
Und warum ich ohne Klage
Mich verzehre, mich zernage.
Und ich schwieg, und unter Zähren
Ließ sie meinen Trotz gewähren.
Hat sie Wohnung jetzt, die Milde,
Dort in deinem Lichtgefilde?
Deiner Strahlen saug' ich jeden,
Durch das Dunkle hör' ich reden,
— Und mir ist, als ob die kühle
Hand ich auf der Schulter fühle, —
Reden, nicht von Seligkeiten,
Nur Erinnrung alter Zeiten!
Jetzt versteht sie ohne Kunde,
Wer ich bin im Herzensgrunde.
Dies und jenes muß sie schelten,
Andres läßt sie heiter gelten,
Und sie meint, wie sich's entschieden,
Gebe sie sich auch zufrieden ...
Abendstern, du eilst geschwinde!
Laß sie plaudern mit dem Kinde!
Freundlich zitternd gehst du nieder ...
Mutter, Mutter komme wieder!

### 8. Eingelegte Ruder.

Meine eingelegten Ruder triefen,
Tropfen fallen langsam in die Tiefen.

Nichts, das mich verdroß! Nichts, das mich freute!
Niederrinnt ein schmerzenloses Heute!

Unter mir — ach, aus dem Licht verschwunden —
Träumen schon die schönern meiner Stunden.

Aus der blauen Tiefe ruft das Gestern:
Sind im Licht noch manche meiner Schwestern?

### 9. Am Himmelstor.

Mir träumt', ich komm' ans Himmelstor
Und finde dich, die Süße!
Du saßest bei dem Quell davor
Und wuschest dir die Füße.

Du wuschest, wuschest ohne Rast
Den blendend weißen Schimmer,
Begannst mit wunderlicher Hast
Dein Werk von neuem immer.

Ich frug: „Was badest du dich hier
Mit tränennassen Wangen?“
Du sprachst: „Weil ich im Staub mit dir
So tief im Staub gegangen.“

### 10. Ein bißchen Freude.

Wie heilt sich ein verlassen Herz,
Der dunkeln Schwermut Beute?
Mit Becher-Rundgeläute?
Mit bitterm Spott? Mit frevlem Scherz?
Nein, mit ein bißchen Freude!

Wie flicht sich ein zerriss'ner Kranz,
Den jach der Sturm zerstreute?
Wie knüpft sich der erneute?
Mit welchem Endchen bunten Bands?
Mit nur ein bißchen Freude!

Wie sühnt sich die verjährte Schuld,
Die bitterlich bereute?
Mit einem strengen Heute?
Mit Büßerhaft und Ungeduld?
Nein. Mit ein bißchen Freude!

### 11. Friede auf Erden.

Da die Hirten ihre Herde
Ließen und des Engels Worte
Trugen durch die niedre Pforte
Zu der Mutter und dem Kind,
Fuhr das himmlische Gesind
Fort im Sternenraum zu singen,
Fuhr der Himmel fort zu klingen:
„Friede, Friede auf der Erde!“

Seit die Engel so geraten,
O wie viele blut'ge Taten
Hat der Streit auf wildem Pferde,
Der geharnischte, vollbracht!
In wie mancher heil'gen Nacht
Sang der Chor der Geister zagend,
Dringlich flehend, leis' verklagend:
„Friede, Friede . . . auf der Erde!“

Doch es ist ein ew'ger Glaube,
Daß der Schwache nicht zum Raube
Jeder frechen Mordgebärde
Werde fallen allezeit:
Etwas wie Gerechtigkeit
Webt und wirkt in Mord und Grauen,
Und ein Reich will sich erbauen,
Das den Frieden sucht der Erde.

Mählich wird es sich gestalten,
Seines heil'gen Amtes walten,
Waffen schmieden ohne Fährde,
Flammenschwerter für das Recht,
Und ein königlich Geschlecht
Wird erblühn mit starken Söhnen,
Dessen helle Tuben dröhnen:
„Friede, Friede auf der Erde!“

### 12. Der gleitende Purpur.

„Eia Weihnacht! Eia Weihnacht!“
Schallt im Münsterchor der Psalm der Knaben.
Kaiser Otto lauscht der Mette,
Diener hinter sich mit Spend' und Gaben.

Eia Weihnacht! Eia Weihnacht!
Heute, da die Himmel niederschweben,
Wird dem Elend und der Blöße
Mäntel er und warme Röcke geben.

Hundert Bettler stehn erwartend —
Einer hält des Kaisers Knie umfangen
Mit den wundgeriebnen Armen,
Dran zerrißner Fesseln Enden hangen.

— „Schalk! Was zerrst du mir den Purpur?
Harr' und bete! Kennst du mich als Kargen?“
Doch der Bettler hält den Mantel
Fest und jammert: „Kennst du mich, den Argen?

Du Gesalbter und Erlauchter!
Kennst du mich? . . . Du hast mit mir gelegen,
Mit dem Siechen, mit dem Wunden,
Unter *eines* Mutterherzens Schlägen.

Aus demselben Wollentuche
Schnitt man uns die Kappen und die Kleider!
Aus demselben Psalmenbuche
Sang das frische Jugendantlitz beider!

„Heinz, wo bist du? Heinz, wo bleibst du?"
Hast zum Spiele du mich oft gerufen
Durch die Säle, durch die Gänge,
Auf und ab der Wendeltreppe Stufen . . .

Wehe mir! Da du dich krönteſt,
Hat des Neides Natter mich gebissen!
Mit dem Lügengeist im Bunde
Hab' ich dieses deutsche Reich zerrissen!

Als den ungetreuen Bruder
Und Verräter hast du mich erfunden!
Du ergrimmtest und du warfest
In die Kerkertiefe mich gebunden . . .

In der Tiefe meines Kerkers
Hab' ich ohne Mantel heut' gefroren . . .
Eia Weihnacht! Eia Weihnacht!
Heute wird der Welt das Heil geboren!"

„Eia Weihnacht! Eia Weihnacht!"
Hundert Bettler strecken jetzt die Hände.
„Gib uns Mäntel! Gib uns Röcke!
Sei barmherzig! Gib uns deine Spende!"

Eine Spange löst der Kaiser
Sacht. Sein Purpur gleitet, gleitet, gleitet
Über seinen sünd'gen Bruder,
Und der erste Bettler steht bekleidet . . .

Eia Weihnacht! Eia Weihnacht!
Jubelt Erd' und Himmelreich mit Schallen.
Glorie! Glorie! Friede! Freude!
Und am Menschenkind ein Wohlgefallen!

## 13. Die Schlittschuhe.

„Hör, Ohm! In deiner Trödelkammer hangt
Ein Schlittschuhpaar, danach mein Herz verlangt!
Von London hast du einst es heimgebracht,
Zwar ist es nicht nach neuster Art gemacht,
Doch damasziert, verteufelt elegant!
Dir rostet ungebraucht es an der Wand,
Du gibst es mir!" Hier, Junge, hast du Geld,
Kauf' dir ein schmuckes Paar, wie dir's gefällt!
„Ach was! Die damaszierten will ich, deine!
Du läufst ja nimmer auf dem Eis, ich meine?"
Der liebe Quälgeist läßt mir keine Ruh,
Er zieht mich der verschollnen Stube zu;
Da lehnen Masken, Klingen kreuz und quer
An Bayles staubbedecktem Diktionär,
Und seine Beute schon erblickt der Knabe
In dunkelm Winkel hinter einer Truhe:
„Da sind sie!" Ich betrachte meine Habe,
Die Jugendschwingen, die gestählten Schuhe.
Mir um die Schläfen zieht ein leiser Traum . . .
„Du gibst sie mir!" . . . In ihrem blonden Haar,
Dem aufgewehten, wie sie lieblich war,
Der Wangen edel Blaß gerötet kaum! . . .
Im Nebel eingeschleiert lag die Stadt,
Der See, ein Boden spiegelhell und glatt,
Drauf in die Wette flogen, Gleis an Gleis,
Die Läufer; Wimpel flaggten auf dem Eis . . .
Sie schwebte still, zuerst umkreist von vielen
Geflügelten, wettlaufenden Gespielen —
Dort stürmte wild die purpurne Bacchantin,
Hier maß den Lauf die peinliche Pedantin —
Sie aber wiegte sich mit schlanker Kraft,
Und leichten Fußes, luftig, elfenhaft
Glitt sie dahin, das Eis berührend kaum,

Bis sich die Bahn in einem weiten Raum
Verlor und dann in schmal're Bahnen teilte.
Da lockt' es ihren Fuß in Einsamkeiten,
In blaue Dämmerung hinauszugleiten,
Ins Märchenreich: sie zagte nicht und eilte
Und sah, daß ich an ihrer Seite fuhr,
Nahm meine Hand und eilte rascher nur.
Bald hinter uns verklang der Menge Schall,
Die Wintersonne sank, ein Feuerball;
Doch nicht zu hemmen war das leichte Schweben,
Der sel'ge Reigen, die beschwingte Flucht,
Und warme Kreise zog das rasche Leben
Auf harterstarrter, geisterhafter Bucht.
An uns vorüber schoß ein Fackellauf,
Ein glüh Phantom, den grauen See hinauf . . .
In stiller Luft ein ungewisses Klingen,
Wie Glockenlaut, des Eises surrend Singen . . .
Ein dumpf Getos, das aus der Tiefe droht —
Sie lauscht, erschrickt, ihr graut, das ist der Tod!
Jäh wendet sie den Lauf, sie strebt zurück,
Ein scheuer Vogel, durch das Abenddunkel,
Dem Lärm entgegen und dem Lichtgefunkel,
Sie löst gemach die Hand . . . o Märchenglück!
Sie wendet sich von mir und sucht die Stadt,
Dem Kinde gleich, das sich verlaufen hat —
„Ei, Ohm, du träumst? Nicht wahr, du gibst sie mir,
Bevor das Eis geschmolzen?" . . . Junge, hier!

## 14. Mit zwei Worten.

Am Gestade Palästinas, auf und nieder, Tag um Tag,
„London?" frug die Sarazenin, wo ein Schiff vor Anker lag.
„London!" bat sie lang' vergebens, nimmer müde, nimmer zag,
Bis zuletzt an Bord sie brachte eines Bootes Ruderschlag.

Sie betrat das Deck des Seglers, und ihr wurde nicht gewehrt.
Meer und Himmel. „London?" frug sie, von der Heimat abgekehrt,
Suchte, blickte, durch des Schiffers ausgestreckte Hand belehrt,
Nach den Küsten, wo die Sonne sich in Abendglut verzehrt . . .

„Gilbert?" fragt die Sarazenin im Gedräng' der großen Stadt,
Und die Menge lacht und spottet, bis sie dann Erbarmen hat.
„Tausend Gilbert gibt's in London!" Doch sie sucht und wird nicht matt.
„Labe dich mit Trank und Speise!" Doch sie wird von Tränen satt.

„Gilbert!" „Nichts als Gilbert? Weißt du keine andern Worte? Nein?"
„Gilbert!" . . . „Hört, das wird der weiland Pilger Gilbert Becket sein —
Den gebräunt in Sklavenketten glüher Wüste Sonnenschein —
Dem die Bande löste heimlich eines Emirs Töchterlein!"

„Pilgrim Gilbert Becket!" dröhnt es, braust es längs der Themse Strand.
Sieh, da kommt er ihr entgegen, von des Volkes Mund genannt,
Über seine Schwelle führt er, die das Ziel der Reise fand.
Liebe wandert mit zwei Worten gläubig über Meer und Land.

### 15. Die Füße im Feuer.

Wild zuckt der Blitz. In fahlem Lichte steht ein Turm.
Der Donner rollt. Ein Reiter kämpft mit seinem Roß,
Springt ab und pocht ans Tor und lärmt. Sein Mantel saust
Im Wind. Er hält den scheuen Fuchs am Zügel fest.
Ein schmales Gitterfenster schimmert goldenhell,
Und knarrend öffnet jetzt das Tor ein Edelmann . . .

— „Ich bin ein Knecht des Königs, als Kurier geschickt
Nach Nimes. Herbergt mich! Ihr kennt des Königs Rock!"
— „Es stürmt. Mein Gast bist du. Dein Kleid, was kümmert's mich?
Tritt ein und wärme dich! Ich sorge für dein Tier."
Der Reiter tritt in einen dunkeln Ahnensaal,
Von eines weiten Herdes Feuer schwach erhellt,
Und je nach seines Flackerns launenhaftem Licht
Droht hier ein Hugenott im Harnisch, dort ein Weib,
Ein stolzes Edelweib aus braunem Ahnenbild . . .
Der Reiter wirft sich in den Sessel vor dem Herd
Und starrt in den lebend'gen Brand. Er brütet, gafft . . .
Leis sträubt sich ihm das Haar. Er kennt den Herd, den Saal . . .
Die Flamme zischt. Zwei Füße zucken in der Glut.

Den Abendtisch bestellt die greise Schaffnerin
Mit Linnen blendend weiß. Das Edelmägdlein hilft.
Ein Knabe trug den Krug mit Wein. Der Kinder Blick
Hangt schreckensstarr am Gast und hangt am Herd entsetzt . . .
Die Flamme zischt. Zwei Füße zucken in der Glut.

— „Verdammt! Dasselbe Wappen! Dieser selbe Saal!
Drei Jahre sind's . . . Auf einer Hugenottenjagd . . .
Ein fein, halsstarrig Weib . . . ‚Wo steckt der Junker? Sprich!'
Sie schweigt. ‚Bekenn'!' Sie schweigt. ‚Gib ihn heraus!' Sie schweigt.
Ich werde wild. Der Stolz! Ich zerre das Geschöpf . . .
Die nackten Füße pack' ich ihr und strecke sie
Tief mitten in die Glut. . . . ‚Gib ihn heraus!' . . . Sie schweigt . . .
Sie windet sich. — Sahst du das Wappen nicht am Tor?
Wer hieß dich hier zu Gaste gehen, dummer Narr?
Hat er nur einen Tropfen Bluts, erwürgt er dich."
Eintritt der Edelmann. „Du träumst! Zu Tische, Gast . . ."

Da sitzen sie. Die drei in ihrer schwarzen Tracht
Und er. Doch keins der Kinder spricht das Tischgebet.
Ihn starren sie mit aufgeriss'nen Augen an. —
Den Becher füllt und übergießt er, stürzt den Trunk,
Springt auf: „Herr, gebet jetzt mir meine Lagerstatt!
Müd' bin ich wie ein Hund!" Ein Diener leuchtet ihm,
Doch auf der Schwelle wirft er einen Blick zurück
Und sieht den Knaben flüstern in des Vaters Ohr . . .
Dem Diener folgt er taumelnd in das Turmgemach.

Fest riegelt er die Tür. Er prüft Pistol und Schwert.
Gell pfeift der Sturm. Die Diele bebt. Die Decke stöhnt.
Die Treppe kracht. . . . Dröhnt hier ein Tritt? . . . Schleicht dort ein Schritt? . . .
Ihn täuscht das Ohr. Vorüber wandelt Mitternacht.
Auf seinen Lidern lastet Blei, und schlummernd sinkt
Er auf das Lager. Draußen plätschert Regenflut.

Er träumt. „Gesteh!" Sie schweigt. „Gib ihn heraus!" Sie schweigt.
Er zerrt das Weib. Zwei Füße zucken in der Glut.
Aufsprüht und zischt ein Feuermeer, das ihn verschlingt . . .
— „Erwach'! Du solltest längst von hinnen sein! Es tagt!"
Durch die Tapetentür in das Gemach gelangt,
Vor seinem Lager steht des Schlosses Herr — ergraut,
Dem gestern dunkelbraun sich noch gekraust das Haar.

Sie reiten durch den Wald. Kein Lüftchen regt sich heut.
Zersplittert liegen Ästetrümmer quer im Pfad.
Die frühsten Vöglein zwitschern, halb im Traume noch.
Friedsel'ge Wolken schwimmen durch die klare Luft,
Als kehrten Engel heim von einer nächt'gen Wacht.
Die dunkeln Schollen atmen kräft'gen Erdgeruch.
Die Ebne öffnet sich. Im Felde geht ein Pflug.
Der Reiter lauert aus den Augenwinkeln: „Herr,
Ihr seid ein kluger Mann und voll Besonnenheit
Und wißt, daß ich dem größten König eigen bin.
Lebt wohl! Auf Nimmerwiedersehn!" Der andre spricht:
„Du sagst's! Dem größten König eigen! Heute ward
Sein Dienst mir schwer. . . . Gemordet hast du teuflisch mir
Mein Weib! Und lebst! . . . Mein ist die Rache, redet Gott."

### d) Adalbert Stifter (1805—1868),

(geb. am 23. Oktober 1805 zu Oberplan im Böhmerwalde als der Sohn eines Leinewebers, seit 1848 Schulrat für die Volksschulen Oberösterreichs, gest. den 28. Januar 1868 zu Linz) ist eine der anziehendsten Erscheinungen des literarischen Österreichs. Auch er neigt im Grunde seines Wesens zum Pessimismus wie Lenau und Grillparzer. Wie letzterer liebt er auch die Ruhe des unpolitischen Lebens, und wie Raabe flüchtet er sich aus der Welt, die seiner im tiefsten romantischen Natur gar zu hart und trübe erscheint. Und er findet die Stille und das Ausruhen in der Natur, an der das Kind des Böhmerwaldes mit tausend Fasern hängt. Aber er zeichnet nicht gleich den Romantikern allgemeine Stimmungsbilder, sondern, wie er in seiner Jugend mit Stift und Pinsel sorgsam jeden Einzelzug bis zum bescheidenen Grashälmchen nachbildete, so entwirft er auch in seinen Novellen scharf beobachtete, aus unzähligen Strichen zusammengesetzte Bilder. Dabei zeigt er eine Vorliebe für das oft übersehene Kleinleben, „das Wehen der Luft, das Rieseln des Wassers, das Wachsen des Getreides . . .", er liebt mehr die Stille als den Sturm, mehr das Beharrende als das mächtig Dahinbrausende. Auch im Menschenleben zeichnet er lieber Gestalten, die dem sanften Zuge ihres Innern in leiser Beschaulichkeit folgen, als gewaltige, von Leidenschaften wild bewegte Helden. In den sechs Bänden der „Studien" und den zwei der „Bunten Steine" faßt er seine besten Dichtungen zusammen. Höhepunkte seiner künstlerischen Entwicklung sind etwa „Das Heidedorf", „Der Hochwald", „Aus der Mappe meines Urgroßvaters", „Die Narrenburg". Ganz romantisch im Sinne seines Vorbildes Jean Paul ist noch die erste Erzählung, nicht nur in der auch später oft wiederkehrenden Technik des Eingreifens in die Erzählung von seiten des Autors, sondern vor allem in der Stimmung. Die Handlung verblaßt, die Personen sind körperlich und seelisch nur wie Schattenrisse gezeichnet, das Wesentliche der Entwicklung ist nur angedeutet. Dafür aber liegt über dem

Ganzen ein zwingender Naturzauber, der wie ein duftiger Hauch die Ferne verschleiert und das Nahe verschönt. Meisterhaft ist die Einheitlichkeit des Landschaftscharakters der Heide, die in den verschiedensten Phasen dargestellt wird, wie es schon die Überschriften zeigen. So ist es auch in vielen andern Novellen: der ganze Waldzauber, wie ihn Eichendorff besungen hat, in allen Beleuchtungen und Wandlungen im „Hochwald", die Ausläufer des Hochgebirges im schmalen Wildbachtal oder in dem in die Ebene sich verlierenden Wald- und Wiesenland in den beiden andern Erzählungen. All diese Stimmungen aber entwickelt der Dichter aus genauest beobachteten und mit gewissenhafter Kleinmalerei abgezeichneten Einzelelementen.

So ist die Anlage zum Realismus offensichtlich vorhanden. Er bildet diese auch für die Erzählung selbst allmählich weiter aus. Noch ist im „Hochwald" die stärker hervortretende Handlung vom Stimmungsnebel stark verhüllt. Aber in den beiden nächsten sehen wir ein weiteres Fortschreiten auf dem Wege der sachlichen Darstellung. Schon verwendet der Dichter die Mittel der Spannung, mit denen die Rahmenerzählung zu arbeiten vermag. In der „Narrenburg" ist er so weit gekommen, daß Wirklichkeit und Stimmung unlöslich ineinander verschmelzen. Sehr geschickt verwendet er in beiden Erzählungen die analytische Technik, die allmählich enthüllt, was zunächst nur kurz angedeutet war. Aber immer noch läßt er als Romantiker so viel im Dunklen, daß die Phantasie zu lebhaftester Mitarbeit angeregt wird. Auch gewinnt er aus dem Gegensatz düsterer Vergangenheit und heiter-stiller Gegenwart packende Wirkungen. Die Gestalten werden immer klarer umrissen, der alte Obrist und der junge Doktor aus der „Mappe", vor allem aber die ganze verschiedenartige Schar von Leuten und Leutchen in der „Narrenburg". Gerade hier aber, wo er von schwüler Leidenschaft und verbrecherischem Tun zu erzählen hat, können wir die abdämpfende Kunst des Dichters bewundern, der in allem, freilich anders als der Klassizismus, edle Einfalt und stille Größe darzustellen liebt. Übrigens dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß der Dichter auch da, wo er auf die Verwendung des Naturrahmens fast ganz verzichtet, zu künstlerisch wertvoller Dichtung kommt, wie etwa in „Abdias". Seine letzten Werke, der unvollendete Roman „Nachsommer" und die aus der böhmischen Geschichte entnommene Erzählung „Witiko", stehen nicht auf gleicher Höhe mit den früheren Novellen.

### e) Theodor Storm (1817—1888)

wurde geboren am 14. September 1817 zu Husum in Schleswig. Nach Vollendung seiner juristischen Studien wirkte er als Rechtsanwalt in seiner Vaterstadt, bis die dänische Regierung dem deutsch gesinnten Manne im Jahre 1853 den ferneren Aufenthalt unmöglich machte. Er trat deshalb in den preußischen Staatsdienst und war als Assessor in Potsdam, dann als Amtsrichter in Heiligenstadt tätig. Nach dem schleswig-holsteinischen Kriege kehrte er als Amtsrichter in die ihm unlösbar ans Herz gewachsene Heimat zurück. Er starb am 4. Juli 1888 zu Hademarschen in Holstein, nachdem er 1880 in den Ruhestand getreten war. Storm ging einen ähnlichen Weg wie Stifter, aber seine kraftvolle norddeutsche Art gelangte doch wesentlich weiter auf der Bahn zu einem gesunden Realismus. Wie K. F. Meyer beschränkt er sich in der Prosa ausschließlich auf die künstlerisch ausgebildete Novelle, wobei zu beachten ist, daß

seine Märchen im wesentlichen auch novellenartig gehalten sind. Er betrachtet diese Art der Darstellung als „die strengste Form der Prosadichtung", die die höchsten Anforderungen stellt, und er hat sie nach allen Seiten hin ausgebildet, als Simmungs-, psychologische, historische Novelle, als Rahmendichtung, Chroniknovelle und alleinstehende Erzählung.

Wie Stifter geht auch Storm von der Natur aus, aber es ist nicht der aufgetürmte, vielbelebte Wald des Gebirges, es sind die schwermütigen Flächen der norddeutschen Tiefebene, Heide, Marsch und Meeresstrand. Es ist dann das Meer selbst, dessen Wellen lockend oder unheilbringend an die schleswigsche Küste schlagen. Und es ist vor allem „die graue Stadt", in der er aufgewachsen, deren Giebel, Straßen und Plätze dem schweigsam ernsten Menschen friesischen Schlages nie aus der Erinnerung kommen können. Die Gestalten seiner Jugend oder auch noch ferner in der Vergangenheit wandelnde ziehen durch seine Dichtung: behäbige, selbstbewußte Kaufherren, stille Träumer und Gelehrte, kernige Leute aus dem Volke.

Storm wurde mit einem Schlage berühmt durch die noch ganz romantische Rahmennovelle „Immensee". Zur Dämmerstunde läßt ein Greis seine Jugend in der Erinnerung vorüberziehen: keimende Liebe, verhaltene Leidenschaft, Untreue, Wiedersehen, Entsagung. Das sind stimmungsreiche, aber wie von dämmerndem Hauch überschleierte Bilder, die fast ohne Zusammenhang vorübergleiten. Gegenwart und Zukunft liegen wie in blau zerfließender Ferne. Romantische Gestalten, weiche Träumer, Zigeuner, Studenten. Der Ton der sprachschönen Dichtung ist auf das Volksliedmäßige abgestimmt; ja die eingestreuten Lieder geben sich oft geradezu als Volksweisen. Noch ist alles zu weich, zu zerfließend. Ähnlich bleibt Inhalt und Stimmung noch eine Zeitlang, etwa in „Ein grünes Blatt", „Abseits", „Auf der Universität". Mit Vorliebe behandelt der Dichter das Motiv einer entsagenden oder zerbrochenen Jugendliebe, die, vom Alter aus gesehen, unsagbare Wehmut und Süßigkeit gewinnt.

Dann aber entwickelt sich des Dichters Kunst weiter. Der Einfluß der Natur bleibt bestehen — bis in sein Alter hinein. Aber seine Gestalten werden kernhafter, seine Probleme spannender. Gern stellt er z. B. den Konflikt zwischen ungleichen Vätern und Kindern dar, wie in „Carsten Curator", „Hans und Heinz Kirch", „Im Sonnenschein". Psychologisch meisterhaft ist die aus eigenem Erleben in völliger Klarheit aufgebaute Novelle „Viola tricolor", die das Problem der zweiten Ehe und der Stiefmutter in bejahender Form löst.

Am glanzvollsten enthüllt sich Storms Kunst in den Chroniknovellen, die ein Menschenschicksal aus der Vergangenheit (kein kulturhistorisches Bild) so erzählen, als habe der Dichter sie in einer alten Chronik gelesen oder aus Inschriften und zerfallenen Burgen enträtselt. Anfangs färbt er dabei seine Sprache mit altertümlichen Wendungen, verzichtet aber später mehr und mehr auf dieses äußerliche Kunstmittel. Meisterwerke dieser Art sind „Aquis submersus", „Zur Chronik von Grieshuus", „Ein Fest auf Hadersleyhuus", „Renate". In all diesen Dichtungen wird seine Darstellungskunst immer realistischer, obwohl sie niemals den Zauber romantischer Stimmung verliert. Die Menschen, die einst kraftlos ihr Glück sich haben entwinden lassen, greifen das Leben mit immer festeren Händen an — aber, wie in Storms letzter und größter Dichtung „Der Schimmelreiter", vermögen sie es zumeist gegenüber dem harten Geschick doch nicht dauernd zu bezwingen.

Noch ist ein Wort zu sagen von seiner Märchendichtung, die sich gern an Tiecks oder Hoffmanns phantastische Erfindungen anlehnt. Sie trifft dabei den Ton, der Kinder und noch mehr Erwachsene zu fesseln versteht.

Theodor Storm ist nicht nur Novellist, sondern auch einer der innigsten und gefühlsechtesten Lyriker des 19. Jahrhunderts. Er ist stark von Eichendorff beeinflußt, ohne jedoch epigonenhaft zu erscheinen. Wie der große Schlesier vermag er den Zauber der Natur in wundervoller Stimmung zu erfassen, besingt er Liebe und Heimat. Aus dem Kreise, dem seine ersten Erzählungen erwachsen, holt er sich die Motive seiner schlichten, knapp aufgebauten sangbaren Lieder. Er trifft die Stimmung der sonnenüberzitterten Heide, des mövenbelebten Meeresstrandes, der in der Abenddämmerung verschwimmenden Stadt. Er enthüllt in wenig Versen den Zauber des nahenden Frühlings, des reifen Sommers, des schwermütigen Herbstes. Gerade der Hauch von Schwermut, der über seinen Novellen liegt, umhüllt auch viele seiner Gedichte, so wenn er mit dem Harfenmädchen trauert oder volksliedartig über Untreue und verlorenes Glück klagt. Aber er findet auch mannhaft starke Töne im Gedenken an die in Feindeshände gefallene Heimat oder in kernhaften Lebenssprüchen:

„. . . alles Andere ist Lüge —
Kein Mann gedeihet ohne Vaterland!"

Diese Gedichte sind indes völlig unpolitisch, wie ja auch all die Ereignisse der großen Kriege spurlos an seiner Dichtung vorübergehen. Und doch gibt es kaum ein Gedicht in unserer Literatur, das tiefer empfundene Heimatliebe atmet als etwa „Abschied". Storms Lieder werden noch leben, wenn seine Novellen längst vergessen sind.

Abseits. Ostern. Herbst. — Die Stadt. Meeresstrand. O bleibe treu den Toten!

### 1. Schließe mir die Augen beide.

Schließe mir die Augen beide
Mit den lieben Händen zu!
Geht doch alles, was ich leide,
Unter deiner Hand zur Ruh.

Und wie leise sich der Schmerz
Well' um Welle schlafen leget,
Wie der letzte Schlag sich reget,
Fülleſt du mein ganzes Herz.

### 2. Lied des Harfenmädchens.

Heute, nur heute
Bin ich so schön,
Morgen, ach morgen
Muß alles vergehn!

Nur diese Stunde
Bist du noch mein;
Sterben, ach sterben
Soll ich allein.

### 3. Die Nachtigall.

Das macht, es hat die Nachtigall
Die ganze Nacht gesungen;
Da sind von ihrem süßen Schall,
Da sind in Hall und Widerhall
Die Rosen aufgesprungen.

Sie war doch sonst ein wildes Kind;
Nun geht sie tief in Sinnen,
Trägt in der Hand den Sommerhut
Und duldet still der Sonne Glut
Und weiß nicht, was beginnen.

Das macht, es hat die Nachtigall
Die ganze Nacht gesungen;
Da sind von ihrem süßen Schall,
Da sind in Hall und Widerhall
Die Rosen aufgesprungen.

### 4. Eine Frühlingsnacht.

Im Zimmer drinnen ist's so schwül;
Der Kranke liegt auf dem heißen Pfühl.

Im Fieber hat er die Nacht verbracht;
Sein Herz ist müde, sein Auge verwacht.

Er lauscht auf der Stunden rinnenden Sand;
Er hält die Uhr in der weißen Hand.

Er zählt die Schläge, die sie pickt,
Er forschet, wie der Weiser rückt;

Er fragt ihn, ob er noch leb' vielleicht,
Wenn der Weiser die schwarze Drei erreicht.

Die Wartfrau sitzt geduldig dabei,
Harrend, bis alles vorüber sei. —

Schon auf dem Herzen drückt ihn der Tod,
Und draußen dämmert das Morgenrot.

An die Fenster klettert der Frühlingstag,
Mädchen und Vögel werden wach.

Die Erde lacht in Liebesschein,
Pfingstglocken läuten das Brautfest ein;

Singende Burschе ziehn übers Feld
Hinein in die blühende, klingende Welt. —

Und immer stiller wird es drin;
Die Alte tritt zum Kranken hin.

Der hat die Hände gefaltet dicht;
Sie zieht ihm das Laken übers Gesicht.

Dann geht sie fort. Stumm wird's und leer;
Und drinnen wacht kein Auge mehr.

### 5. Oktoberlied.

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;
Schenk ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden!

Und geht es draußen noch so toll,
Unchristlich oder christlich,
Ist doch die Welt, die schöne Welt
So gänzlich unverwüstlich!

Und wimmert auch einmal das Herz —
Stoß an und laß es klingen!
Wir wissen's doch, ein rechtes Herz
Ist gar nicht umzubringen.

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;
Schenk ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden!

Wohl ist es Herbst; doch warte nur,
Doch warte nur ein Weilchen!
Der Frühling kommt, der Himmel lacht,
Es steht die Welt in Veilchen.

Die blauen Tage brechen an,
Und ehe sie verfließen,
Wir wollen sie, mein wackrer Freund,
Genießen, ja genießen!

### 6. Trost.

So komme, was da kommen mag,
Solang' du lebest, ist es Tag.

Und geht es in die Welt hinaus,
Wo du mir bist, bin ich zu Haus.

Ich seh' dein liebes Angesicht,
Ich sehe die Schatten der Zukunft nicht.

### 7. Sprüche.

1.

Der eine fragt: Was kommt danach?
Der andre fragt nur: Ist es recht?
Und also unterscheidet sich
Der Freie von dem Knecht.

2.

Vom Unglück erst
Zieh ab die Schuld;
Was übrig ist,
Trag in Geduld!

### 8. Begrabe nur dein Liebstes.

Begrabe nur dein Liebstes! Dennoch gilt's
Nun weiterleben; — und im Drang des Tages,
Dein Ich behauptend, stehst bald wieder du.
— So jüngst im Kreis der Freunde war es, wo
Hinreißend Wort zu lauter Rede schwoll;
Und nicht der Stillsten einer war ich selbst.
Der Wein schoß Perlen im kristallnen Glas,
Und in den Schläfen hämmerte das Blut;
Da plötzlich in dem hellen Tosen hört' ich —
Nicht Täuschung war's, doch wunderbar zu sagen —
Aus weiter Ferne hört' ich eine Stille;
Und einer Stimme Laut, wie mühsam zu mir ringend,
Sprach todesmüd, doch süß, daß ich erbebte:
„Was lärmst du so und weißt doch, daß ich schlafe!"

### 9. Einer Toten.

Das aber kann ich nicht ertragen,
Daß so wie sonst die Sonne lacht;
Daß wie in deinen Lebenstagen
Die Uhren gehn, die Glocken schlagen,
Einförmig wechseln Tag und Nacht;

Daß, wenn des Tages Lichter schwanden,
Wie sonst der Abend uns vereint;
Und daß, wo sonst dein Stuhl gestanden,
Schon andre ihre Plätze fanden,
Und nichts dich zu vermissen scheint;

Indessen von den Gitterstäben
Die Mondesstreifen schmal und karg
In deine Gruft hinunterweben
Und mit gespenstig trübem Leben
Hinwandeln über deinen Sarg.

### 10. Abschied.

Kein Wort, auch nicht das kleinste, kann ich sagen,
Wozu das Herz den vollen Schlag verwehrt.
Die Stunde drängt, gerüstet steht der Wagen,
Es ist die Fahrt der Heimat abgekehrt.

Geht immerhin — denn eure Tat ist euer —
Und widerruft, was einst das Herz gebot;
Und kauft, wenn dieser Preis euch nicht zu teuer,
Dafür euch in der Heimat euer Brot!

Ich aber kann des Landes nicht, des eignen,
In Schmerz verstummte Klagen mißverstehn;
Ich kann die stillen Gräber nicht verleugnen,
Wie tief sie jetzt in Unkraut auch vergehn. —

Du, deren zarte Augen mich befragen —
Der dich mir gab, gesegnet sei der Tag!
Laß nur dein Herz an meinem Herzen schlagen
Und zage nicht! Es ist derselbe Schlag.

Es strömt die Luft — Die Knaben stehn und lauschen
Vom Strand herüber bringt ein Möwenschrei.
Das ist die Flut! das ist des Meeres Rauschen;
Ihr kennt es wohl; wir waren oft dabei.

Von meinem Arm in dieser letzten Stunde
Blickt einmal noch ins weite Land hinaus!
Und merkt es wohl: es steht auf diesem Grunde,
Wo wir auch weilen, unser Vaterhaus.

Wir scheiden jetzt, bis dieser Zeit Beschwerde
Ein andrer Tag, ein besserer, gesühnt;
Denn Raum ist auf der heimatlichen Erde
Für Fremde nur und was den Fremden dient.

Doch ist's das flehendste von den Gebeten:
Ihr mögt dereinst, wenn mir es nicht vergönnt,
Mit festem Fuß auf diese Scholle treten,
Von der sich jetzt mein heißes Auge trennt! —

Und du, mein Kind, mein jüngstes, dessen Wiege
Auch noch auf diesem teuren Boden stand,
Hör' mich! — denn alles Andere ist Lüge —
Kein Mann gedeihet ohne Vaterland!

Kannst du den Sinn, den diese Worte führen,
Mit deiner Kinderseele nicht verstehn,
So soll es wie ein Schauer dich berühren
Und wie ein Pulsschlag in dein Leben gehn!

### 11. Für meine Söhne.

Hehle nimmer mit der Wahrheit!
Bringt sie Leid, nicht bringt sie Reue;
Doch, weil Wahrheit eine Perle,
Wirf sie auch nicht vor die Säue.

Blüte edelsten Gemütes
Ist die Rücksicht; doch zuzeiten
Sind erfrischend wie Gewitter
Goldne Rücksichtslosigkeiten.

Wackrer heimatlicher Grobheit
Setze deine Stirn entgegen;
Artigen Leutseligkeiten
Gehe schweigend aus den Wegen.

Wo zum Weib du nicht die Tochter
Wagen würdest zu begehren,
Halte dich zu wert, um gastlich
In dem Hause zu verkehren.

Was du immer kannst, zu werden,
Arbeit scheue nicht und Wachen;
Aber hüte deine Seele
Vor dem Karrière-Machen.

Wenn der Pöbel aller Sorte
Tanzet um die goldnen Kälber,
Halte fest: du hast vom Leben
Doch am Ende nur dich selber.

## § 50. Der Formkult.

Die Neigung zu falsch verstandener Romantik auf der einen Seite und das Bedürfnis, der Formlosigkeit des Realismus sorgfältig gefeilte Verse entgegenzustellen, auf der anderen, führte in den fünfziger Jahren eine Reihe von Männern am Hofe Maximilians II. von Bayern zusammen. Sie suchten alle nicht dem Zeitgeiste die entsprechende Gestaltung zu geben, sondern mühten sich, aus wissenschaftlicher Erkenntnis der vergangenen Stilarten einen geglätteten, eklektischen Stil zu entwickeln. Das führte in der Baukunst zu prunkvollen, aber nichtssagenden Werken, das führte Bildhauer und Maler zu der rhetorischen Geste, die schwülstig und erkünstelt wirkt. Es war die Zeit, da W. Kaulbach und K. v. Piloty ihre geschickt gruppierten und raffiniert beleuchteten „historischen" Bilder schufen, die, ach, so unhistorisch sind. Ateliérkunst mit künstlichen Lichteffekten ist auch die Dichtung der „Münchener", die sich zum ersten Male seit langer Zeit wieder zu einer geschlossenen Gruppe zusammenfanden. Sie pflegten vor allem die Lyrik; aber auch da kam es ihnen nicht auf Tiefe der Empfindung, sondern, wie den etwa gleichzeitig in Paris wirkenden „Parnassiens" auf epigonenhafte Glätte der Form und Reinheit des Reimes an. So lassen uns diese nicht aus dem Herzen quellenden

Gedichte zumeist kalt, wenn auch heute noch mancher sich eben durch die Vollendung der Form über die Inhaltsleere hinwegtäuschen läßt und einzelne Lieder, aus dem geschichtlichen Zusammenhang gelöst, „schön" sein mögen. Für diese Männer vor allem kann man Schillers Wort wiederholen:

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein.

Auch das Epos pflegten sie wie die Ballade und die Verserzählung, aber das rhetorische Pathos und der rhythmische Wohlklang können nicht über die Hohlheit dieser Erzeugnisse hinwegtäuschen. Wenn sie sich gar auf das Drama (in Versen!) werfen, so fehlt ihnen hier vor allem die gestaltende Kraft und die Stärke der Leidenschaft. Es bleibt, wie auf den eben genannten Bildern, nur die heroische Geste, während die Gestalten in Wahrheit Atelierpuppen sind. Diese Dichter hielten sich ihrer Formkunst wegen für Wiedererwecker des klassischen Geistes, hatten aber von der wahren Antike kaum einen Hauch verspürt.

Die beiden Hauptvertreter dieser Gruppe sind Norddeutsche, Paul Heyse und Emanuel Geibel. Der erstgenannte wandte sich bald der realistischen Novelle zu, ohne indes jemals ganz die Eigenheiten der Münchener abzustreifen. Neben ihnen verdient vor allem als trefflicher Nachdichter altfranzösischer Versnovellen sowie von Wolframs „Parzival" und Gottfrieds „Tristan" der gelehrte Wilhelm Hertz (1835—1902) Erwähnung. Im ganzen bedeuten die Münchener einen Tiefstand der deutschen Dichtung, der eine Reaktion notwendig herausforderte.

### a) Emanuel Geibel (1815—1884)

wurde geboren am 18. Oktober 1815 zu Lübeck als Sohn eines reformierten Predigers. Er studierte in Bonn, wo sein bestes und bekanntestes Lied entstand: „Der Mai ist gekommen". Nach einer Reise durch Griechenland und den Archipel kehrte er 1840 in die Heimat zurück. Seine in demselben Jahre erschienenen „Gedichte" und die 1841 herausgegebenen „Zeitstimmen", in denen er als Christ und Patriot dem „Jungen Deutschland" entgegenwirkte in der Hoffnung auf Deutschlands Einigung, erregten die Aufmerksamkeit des Königs Friedrich Wilhelm IV., von dem er 1843 mit einem Jahresgehalte bedacht wurde. Im Jahre 1848 veröffentlichte er die vielseitigen „Juniuslieder". Nach wechselndem Aufenthalte wurde er 1852 von dem Könige Max II. von Bayern als Professor der Literatur und Ästhetik nach München berufen. Dort entstanden die „Neuen Gedichte" (1857) und „Gedichte und Gedenkblätter" (1864). Im Jahre 1868 kehrte er in seine Vaterstadt Lübeck zurück, gab in patriotischer Begeisterung 1871 die „Heroldsrufe" heraus, die unsre politische Entwicklung von 1848 bis Mai 1871 begleiten. Er starb zu Lübeck am 6. April 1884.

Man kann Geibels Gedichten glatte Form und eine gewisse Innigkeit nicht absprechen. Jedenfalls traf er den Geschmack des Publikums und wurde der meistgelesene Lyriker des Jahrhunderts. Auch die Komponisten vertonten mit Vorliebe seine Weisen. In seinen vaterländischen Gedichten enthielt er sich, treu den Worten Goethes, daß die Muse wohl zu begleiten, doch nicht zu leiten versteht, jeder Tendenz. Lieblingsgedichte des Volkes sind geblieben: „An Deutschland", „Durch tiefe Nacht ein Brausen zieht", „Am

3. September". Das einst so hochgepriesene Gedicht „Nun laßt die Glocken von Turm zu Turm", das vom Erbfeind und Drachen handelt, der mit der Hölle im Bunde auszog, die Welt zu knechten, wird wohl allmählich der Vergessenheit anheimfallen. Ruhigere Zeiten können diesen chauvinistischen Ton nicht ertragen. Mit großem Erfolge versuchte er sich an Übersetzungen aus fremder antiker und moderner Lyrik, wobei er aber auch mehr auf äußere Glätte als auf Wiedergabe der fremden Eigenart bedacht ist.

Von Geibels Dramen erweckt nur noch seine „Brunhild" als Nibelungendichtung Interesse. Er hat alles Mythische ausgeschaltet und will moderne Menschen zeigen. Und sie sind wirklich „modern". Das Hauptgewicht legt er auch da auf „Sprachschönheit", und so versteht man Hebbels bissiges Wort von den „Marzipanfiguren".

Hoffnung. Morgenwanderung. Gute Nacht. Im Grünen. Um des Kaisers Bart. Rheinsage. Das Lied von Düppel. — Gudruns Klage. Friedrich Rotbart. Des Deutschritters Ave. Der Ulan. Eine Seeräubergeschichte. Aus dem Walde. Cita mors ruit. — Herbstlied. Ermunterung. Wann, o wann? Der Rhein. Deutsches Lied. Deutsch und fremd. — Heimweh. Nachts am Meere. Der Bildhauer des Hadrian. — Sanssouci.

### 1. Herbstlich sonnige Tage.

Herbstlich sonnige Tage,
Mir beschieden zur Lust,
Euch mit leiserem Schlage
Grüßt die atmende Brust.

O, wie waltet die Stunde
Nun in seliger Ruh'!
Jede schmerzende Wunde
Schließet leise sich zu.

Nur zu rasten, zu lieben,
Still an sich selber zu baun,
Fühlt sich die Seele getrieben,
Und mit Liebe zu schaun.

Und so schreit' ich im Tale,
In den Bergen, am Bach,
Jedem segnenden Strahle,
Jedem verzehrenden nach.

Jedem leisen Verfärben
Lausch' ich mit stillem Bemühn,
Jedem Wachsen und Sterben,
Jedem Welken und Blühn.

Selig lern' ich es spüren,
Wie der Schöpfung entlang
Geist und Welt sich berühren
Zu harmonischem Klang.

Was da webet im Ringe,
Was da blüht auf der Flur,
Sinnbild ewiger Dinge
Ist's dem Schauenden nur.

Jede sprossende Pflanze,
Die mit Düften sich füllt,
Trägt im Kelche das ganze
Weltgeheimnis verhüllt.

Schweigend blickt's aus der Klippe,
Spricht im Wellengebraus,
Doch mit heiliger Lippe
Deutet die Muse es aus.

### 2. Ostermorgen.

Die Lerche stieg am Ostermorgen
Empor ins klarste Luftgebiet
Und schmettert', hoch im Blau verborgen,
Ein freudig Auferstehungslied.
Und wie sie schmetterte, da klangen
Es tausend Stimmen nach im Feld:
Wach auf, das Alte ist vergangen,
Wach auf, du froh verjüngte Welt!

Wacht auf und rauscht durchs Tal, ihr Bronnen,
Und lobt den Herrn mit frohem Schall!
Wacht auf im Frühlingsglanz der Sonnen,
Ihr grünen Halm' und Läuber all!
Ihr Veilchen in den Waldesgründen,
Ihr Primeln weiß, ihr Blüten rot,
Ihr sollt es alle mitverkünden:
Die Lieb' ist stärker als der Tod.

Wacht auf, ihr trägen Menschenherzen,
Die ihr im Winterschlafe säumt,
In dumpfen Lüften, dumpfen Schmerzen
Ein gottentfremdet Dasein träumt.
Die Kraft des Herrn weht durch die Lande
Wie Jugendhauch, o laßt sie ein!
Zerreißt wie Simson eure Bande,
Und wie die Adler sollt ihr sein.

Wacht auf, ihr Geister, deren Sehnen
Gebrochen an den Gräbern steht,
Ihr trüben Augen, die vor Tränen
Ihr nicht des Frühlings Blüten seht!
Ihr Grübler, die ihr fern verloren
Traumwandelnd irrt auf wüster Bahn!
Wacht auf, die Welt ist neu geboren,
Hier ist ein Wunder, nehmt es an!

Ihr sollt euch all des Heiles freuen,
Das über euch ergossen ward!
Es ist ein inniges Erneuen
Im Bild des Frühlings offenbart.
Was dürr war, grünt im Wehn der Lüfte,
Jung wird das Alte fern und nah,
Der Odem Gottes sprengt die Grüfte —
Wacht auf! der Ostertag ist da.

### 3. Der Tod des Tiberius.

Bei Kap Misenum winkt ein fürstlich Haus
Aus Lorbeerwipfeln zu des Meeres Küsten,
Mit Säulengängen, Mosaiken, Büsten
Und jedem Prunkgerät zu Fest und Schmaus.
Oft sah es nächtlicher Gelage Glanz,
Wo lock'ge Knaben, Efeu um die Stirnen,
Mit Bechern flogen, silberfüß'ge Dirnen
Den Thyrsus schwangen in berauschtem Tanz
Und Jauchzen scholl, Gelächter, Saitenspiel,
Bis auf die Gärten rings der Frühtau fiel.

Doch heut', wie stumm das Haus! Nur hier und dort
Ein Fenster hell. — Und wo die Säulen düstern,
Wogt am Portal der Sklaven Schwarm mit Flüstern;
Es kommen Sänften, Boten sprengen fort;
Und jedesmal dann zuckt umher im Kreise
Ein Fragen, das nur scheu um Antwort wirbt:
„Was sagt der Arzt? Wie steht es?" — „Leise, leise!
Zu Ende geht's; der greise Tiger stirbt."

Bei matter Ampeln Zwielicht droben lag
Der kranke Cäsar auf den Purpurkissen.
Sein fahl Gesicht, von Schwären wild zerrissen,
Erschien noch grauser heut', als sonst es pflag.
Hohl glomm das Auge. Durch die Schläfe wallte
Des Fiebers Glut, daß jede Ader schlug;
Niemand war bei ihm als der Arzt, der alte,
Und Macro, der des Hauses Schlüssel trug.

Und jetzt mit halb ersticktem Schreckensruf
Aus seinen Decken fuhr empor der Sieche,
Hochauf sich bäumend: „Schaff mir Kühlung, Grieche!
Eis! Eis! Im Busen trag' ich den Vesuv.
O wie das brennt! Doch grimmer brennt das Denken
Im Haupt mir; ich verfluch' es tausendmal
Und kann's doch lassen nicht zu meiner Qual;
O gib mir Lethe, Lethe, mich zu tränken! —

Umsonst! Dort wälzt sich's wieder schon heran
Wie Rauchgewölk und ballt sich zu Gestalten —
Sieh, von den Wunden heben sie die Falten
Und starren mich gebrochnen Auges an,
Germanikus und Drusus und Sejan —
Wer rief euch her? Kann euch das Grab nicht halten?
Was saugt ihr mit dem Leichenblick, dem stieren,
An meinem Blut und dörrt mir das Gebein?
's ist wahr, ich tötet' euch; doch mußt' es sein.
Wer hieß im Würfelspiel euch auch verlieren?
Hinweg! — Weh mir! Wann endet diese Pein?"

Der Arzt bot ihm den Kelch; er sog ihn leer
Und sank zurück in tödlichem Ermatten;
Dann aus den Kissen blickt' er scheu umher
Und frug verstört: „Nicht wahr, du siehst nichts mehr?
Fort sind sie, fort die fürchterlichen Schatten. —
Vielleicht auch war's nur Dunst. — Doch glaube mir,
Sie kamen oft schon nachts, und wie sie quälen,
Das weiß nur ich. — Doch still! — Komm, setz dich hier
Nah, nah; von anderm will ich dir erzählen.

Auch ich war jung einst, traut' auf meinen Stern
Und glaubt' an Menschen. Doch der Wahn der Jugend
Zerstob zu bald nur; und, ins Innre lugend,
Verfault erfand ich alles Wesens Kern.
Da war kein Ding so hoch und bar der Rüge,
Der Wurm saß drin; aus jeder Großtat sahn
Der Selbstsucht Züge mich versteinernd an.
Lieb', Ehre, Tugend, alles Schein und Lüge!
Nichts unterschied vom reißenden Getier
Dies Kotgeschlecht als im ehrlosen Munde
Der Falschheit Honig und im Herzensgrunde
Die größre Feigheit und die wildre Gier.
Wo war ein Freund, der nicht den Freund verriet?
Ein Bruder, der nicht Brudermord gestiftet?
Ein Weib, das lächelnd nicht den Mann vergiftet?
Nichtswürdig alle — stets dasselbe Lied.
Da ward auch ich wie sie. Und weil nur Schrecken
Sie zähmte, lernt' ich Schrecken zu erwecken;
Und Krieg mit ihnen führt' ich. Zum Genuß
Ward ihre Qual mir, ihr verendend Röcheln;
Ich schritt ins Blut hinein bis zu den Knöcheln —
Doch auch das Grausen wird zum Überdruß.
Und jetzt, nur noch gequält vom Strahl des Lichts,
Matt, trostlos, reulos starr' ich in das Nichts."

Sein Wort ging tonlos aus; er keuchte leis
Im Krampf, von seinen Schläfen floß der Schweiß,
Und graß verstellt, wie eine Larve, sah
Sein blutlos Antlitz. Zu des Lagers Stufen
Trat Macro da: „Soll ich den Cajus rufen,
Herr, deinen Enkel, den Caligula?
Du bist sehr krank —"

Doch jener: „Schlange! falle
Mein Fluch auf dich! Was geht dich Cajus an?

Noch leb' ich, Mensch. Und Cajus ist, wie alle,
Ein Narr, ein Schurk', ein Lügner, nur kein Mann!
Und wär' er's, frommt' es nicht; kein Held verjüngt
Rom und die Welt, wie er mit Blut sie düngt.
Wenn's Götter gäb', auf diesem Berg der Scherben
Vermöcht' ein Gott selbst nicht mehr Frucht zu ziehn;
Und nun der blöde Knab'! Nein, nein, nicht ihn,
Die Rachegeister, welche mich verderben,
Die Furien, die der Abgrund ausgespien,
Sie und das Chaos setz' ich ein zu Erben,
Für sie dies Zepter!" —

Und im Schlafgewand
Jach sprang er auf, und wie die Glieder flogen
Im Todesschweiß, riß er vom Fensterbogen
Den Vorhang fort und warf mit irrer Hand
Hinaus den Stab der Herrschaft in die Nacht.
Dann schlug er sinnlos hin.

Im Hofe stand
In sich vertieft ein Kriegsknecht auf der Wacht,
Blondbärtig, hoch. Zu dessen Füßen rollte
Des Zepters rundes Elfenbein und sprang
Vom glatten Marmorgrund mit hellem Klang
An ihm empor, als ob's ihn grüßen wollte.
Er nahm es auf, unwissend, was es sei,
Und sank zurück in seine Träumerei.
Er dacht' an seinen Wald im Wesertal:
Die düstern Wipfelkronen sah er ragen;
Er sah am Malstein die Genossen tagen,
Blank jedes Wort wie ihrer Streitaxt Stahl,
Und treu die Hand zum Sühnen wie zum Schlagen.
Und an sein liebes Weib gedacht' er dann;
Er sah sie sitzen an des Hüttleins Schwelle
Im langen, gelben Haar, wie sie, mit Schnelle
Die Spindel wirbelnd, in die Ferne sann,
Wohl her zu ihm; und vor ihr spielt' am Rain
Sein Knabe, der den ersten Speer sich schnitzte
Und dem so kühn das blaue Auge blitzte,
Als sprach's: Ein Schwert nur, und die Welt ist mein!
Und plötzlich floß dann — wie, verstand er kaum —
Ein andres Bild in seinen Heimatstraum:
Vor seine Seele drängt es sich mit Macht,
Wie er dereinst in heißen Morgenlanden
Als Wacht an eines Mannes Kreuz gestanden,
Bei dessen Tod die Sonn' erlosch in Nacht.
Wohl lag dazwischen manch durchstürmter Tag;
Doch konnt' er nie des Dulders Blick vergessen,
Darin ein Leidensabgrund unermessen
Und dennoch alles Segens Fülle lag.
Und nun — wie kam's nur? — über seinen Eichen
Sah er dies Kreuz erhöht als Siegeszeichen,
Und seines Volks Geschlechter sah er ziehn,
Unzählig, stromgleich; über den Gefilden
Von Waffen wogt' es, und auf ihren Schilden
Stand jener Mann, und Glorie strahlt' um ihn.

Da fuhr er auf. Aus des Palastes Hallen
Kam dumpf Geräusch; der Herr der Welt war tot.
Er aber schaute kühn ins Morgenrot
Und sah's wie einer Zukunft Vorhang wallen.

### 4. Distichen.

1.

Was ich bin und weiß, dem verständigen Norden verdank' ich's,
Doch das Geheimnis der Form hat mich der Süden gelehrt.

2.

Wer sich selbst zu bescheiden vermag aus Liebe zum Ganzen,
Den vor allen im Staat preis' ich groß und als frei;
Denn ihm ward das Gesetz zum eigenen Willen, und freudig
Übt er aus innerstem Trieb, was ihn beglücket, das Maß.
Jeglichem leistet er gern das Gebührende, daß er es selber
Wieder empfange, vom Recht, dem er sich beuget, beschützt.
Lebte jeglicher so vom König herunter zum Bauern,
Ach, kein bitterer Zwist spaltete schmählich das Land,
Sondern wir ständen vereint wie ein Forst hochragender Eichen
Auf uns selber, dem Feind schrecklich und glücklich am Herd.

3.

Architektur und Musik, euch beide begrüß' ich als Schwestern,
Die ihr die zwingende Kraft ewiger Maße bewährt.
Was dort sichtbar im Raum als Verhältnis das Auge bezaubert,
Bannt hier wogenden Klangs in der Bewegung das Ohr.

## b) Paul Heyse. (1830—1914.)

Der Berliner Paul Heyse, den Maximilian auf Geibels Rat mit einem Jahresgehalt in seine Residenz berief, der später den Schiller- und den Nobelpreis erhielt und geadelt wurde, steht in seinen Anfängen ganz im Banne des Münchener Kreises. Er begann mit Versnovellen („Der Salamander"), die Glätte und spielende Anmut besaßen. Etwas von diesem übertriebenen Formkult blieb seiner stark romanisch bestimmten Art beständig anhaften. Er sieht „schöne" Gestalten, Bilder, Landschaften, er meidet alles Düstere, Abstoßende und Aufwühlende. Er liebt vor allem Italien, und seine Personen stehen meist plastisch umrissen wie vor dem besonnten blauen Himmel des Südens. Es ist nicht Zufall, daß er eine seiner Sammlungen „Troubadournovellen" genannt hat. Es fehlt seinen Dichtungen vielfach die Seele, nie Farbe und Form. Sie sind nicht tief, aber für den Augenblick bestechend. Und doch wuchs er weit über die Münchener in die Wirklichkeitsschilderung hinein, und unter seinen mehr als hundert Novellen finden sich Meisterwerke wie „Andrea Delfin" und „Der letzte Centaur", der in Böcklinsche Stimmung getaucht ist. Am bekanntesten ist auch bei ihm die Erstlingsnovelle, „L'Arrabbiata". Seine Weltanschauung ist dem positiven Christentum abgeneigt, seine Probleme sind meist Liebe, Leidenschaft, Ehe. Auch in Romanen hat er sich versucht. Der beste von ihnen, der aber kompositionell nur eine breit ausgeführte Novelle ist, ist „Der Roman der Stiftsdame". „Die Kinder der Welt" wandeln in den

Fußstapfen von D. Fr. Strauß. Heyses formglatte Gedichte besitzen nur zum geringen Teile Dauerwert.

Zeitlebens hat Heyse mit herben Enttäuschungen (die sich in dem Roman „Merlin" spiegeln) um die Palme der dramatischen Dichtung gerungen. Aber er hatte zuviel von der mehr Äußerliches gestaltenden Münchener Art an sich, um wirklich Großes zu schaffen. Die stärkste Bühnenwirkung besitzen die Dramen „Hans Lange" und „Colberg", in denen er fest auf vaterländischem Boden steht. Das letztere stellt in frischer Art die Gestalten Gneisenaus und Nettelbecks auf die Bühne und wird wegen seines geschickten Aufbaus und seiner ungekünstelt patriotischen Stimmung noch immer gern gelesen.

Über ein Stündlein. Mutterliebe. Das Spinett. Das Tal des Espingo.

### 1. Auf der Heimfahrt.

Es steht ein Haus im Garten,
Kühl an ein Wäldchen angelehnt.
Auf allen meinen Fahrten
Hab' ich nach ihm mich heimgesehnt.
Wie süß erklang
Dort Vogelsang,
Wie lachten Blumen ringsumher!
Wie ging's im Lauf
Die Stieg' hinauf —
Nun graut mir vor der Wiederkehr.

Im Haus, da ist ein Zimmer,
So lustig hoch, so blank und rein.
Was nur an Sonnenschimmer
Ums Häuschen streifte, drang hinein.
Wie lustig klang
Dort Kindersang,
Kein Winkel war von Spielen leer;
Dort fand ich Rast
Nach Tageslast —
Nun öffn' ich seine Tür nicht mehr.

Im Haus erklang ein Name
Von allen Lippen fort und fort,
Der hatte wundersame
Gewalt, schier wie ein Zauberwort.
Auf jedem Mund
Ein Lächeln stund,
Als ob's des Frühlings Name wär' —
Jetzt geht er stumm
Gespenstig um,
Und wer ihn ausspricht, lacht nicht mehr.

### 2. Lebensgeheimnis.

Und sie fragen, was mich jung erhält,
Da ich lang' schon wandre durch die Welt,
Und sie staunen, daß noch nicht sich satt
Meine Seel' am Licht getrunken hat.

Fangt nur auch, so wie ich getan,
Jedes Frührot neu zu leben an!
Jedes Tags alltäglichen Gewinn,
Als ein neues Wunder nehmt ihn hin!

Ist's der Jugend holdes Vorrecht doch:
Alles Leben überrascht sie noch.
Unerschöpft im Brunnenschacht der Brust
Sprudeln Quellen ihr der Lebenslust.

Ein Geheimnis dünkt ihr jedes Ding,
Märchenhaft, im weiten Weltenring.
Noch verhüllt ihr eines Zaubers Duft
Den erbarmungslosen Spuk der Gruft.

Noch umfangen, zukunftslos, vom Heut',
Rafft sie an sich, was die Stunde beut.
Und doch hebt sie überm Wust das Haupt,
Da sie schwärmend noch an Ew'ges glaubt.

Oft betrogen, immer neu vertraun,
Freudig auf den Sieg der Wahrheit baun
Als ein arglos frommes Kind der Welt —
Und sie fragen, was mich jung erhält!

### 3. Lied von Sorrent.

Wie die Tage so golden verfliegen,
Wie die Nacht sich so selig verträumt,
Wo am Felsen mit Wogen und Wiegen
Die gelandete Welle verschäumt,
Wo sich Blumen und Früchte gesellen,
Daß das Herz dir in Staunen entbrennt:
O du schimmernde Blüte der Wellen,
Sei gegrüßt, du mein schönes Sorrent!

Und die Nacht, wenn so süß Luisella
Ihre lachenden Lieder uns singt,
Und der Taumel der Lust, Tarantella,
Wie ein Flämmchen im Sturme sie schwingt,
An der Bucht sich die Gärten erhellen
Unterm leuchtenden Nachtfirmament —
O du schimmernde Blüte der Wellen,
Sei gegrüßt, du mein schönes Sorrent!

Hier entrinnst du der Sorgen Getriebe,
Und es trägt dich auf Händen die Lust,
Und sogar das Gedächtnis der Liebe,
Hier beschleicht es gelinder die Brust.
Und du tauchst in die heilenden Quellen,
In des heiligen Meers Element —
O du schimmernde Blüte der Wellen,
Sei gegrüßt, du mein schönes Sorrent!

Auch der tobenden Stürme Getümmel,
Hier belebt es nur Blüten zu Hauf,
Und es lösen die Wetter am Himmel
In ein fruchtbar Gerieſel sich auf.
Wenn die Früchte, die herbstlichen, schwellen,
Ach wie weit, ach, wie bin ich getrennt!
Dann ade, o du Blüte der Wellen,
Dann ade, du mein schönes Sorrent!

## c) Hermann Lingg (1820—1905),

geb. 1820 zu Lindau am Bodensee, wurde bayrischer Militärarzt, nahm 1851 seinen Abschied und lebte seitdem in München geschichtlichen und poetischen Studien bis zu seinem Tode 1905. Einige seiner „Gedichte", 1853 durch Geibel eingeführt, zeigen starkes Empfinden, reiche Phantasie, kräftige Sprache und selbständige Eigenart. Sein Hauptwerk ist sein Epos „Die Völkerwanderung" (1865—1868) in drei Bänden, das in anschaulicher Darstellung der geschichtlichen Ereignisse glänzende Einzelbilder bietet, aber im ganzen zu weit gezogen ist — über 20000(!) Verse — und der Einheitlichkeit entbehrt. Außerdem schrieb er bedeutungslose Dramen und Novellen.

Heimkehr. Die Feme. — Der schwarze Tod. Die Römerstraße.

### 1. Kleines Glück.

Sie geht in aller Frühe,
Noch eh' die Dämmrung schwand,
Den Weg zur Tagesmühe
Im ärmlichen Gewand.
Die dunklen Nebel feuchten
Noch in der Straße dicht,
Sonst sähe man beleuchten
Ein Lächeln ihr Gesicht.
Die Götter mögen wissen,
Warum sie heimlich lacht —
Es weiß es nur das Kissen,
Was ihr geträumt heut' nacht.

### 2. Gesang der Blinden.

Horch, aus tiefstem Lebensabgrund,
Drin kein Lichtstrahl je hinabtaucht,
Sucht die Stimme frommer Blinden
Aufzutönen
Nach dem Schönen,
Im Gesang ein Licht zu finden. —

— Niemals können sie sich selig
Blick in Blick und liebend ansehn,
Nur im Hauch, nur im Berühren
Nahen süße
Seelengrüße,
Wenn sie Hand in Hand sich führen.

### 3. Am Seegestade.

Nacht umgibt mich, im Azur
Heilig hohes Sterngefunkel,
Totenstille, tiefes Dunkel —

Eine kleine Welle nur
Rauscht ans Land
Und verrauscht im Sand; —
Einer Liebe letzte Spur,
Die in Nacht und Leid verschwand.

### 4. Mittagszauber.

Vor Wonne zitternd hat die Mittagsschwüle
Auf Tal und Höh' in Stille sich gebreitet,
Man hört nur, wie der Specht im Tannicht scheitet [1]
Und wie durchs Tobel [2] rauscht die Sägemühle.

Und schneller fließt der Bach, als such' er Kühle,
Die Blume schaut ihm durstig nach und spreitet
Die Blätter sehnend aus, und trunken gleitet
Der Schmetterling vom seidnen Blütenpfühle.

Am Ufer sucht der Fährmann sich im Nachen
Aus Weidenlaub ein Sonnendach zu zimmern
Und sieht ins Wasser, was die Wolken machen.

Jetzt ist die Zeit, wo oft im Schilf ein Wimmern
Den Fischer weckt; der Jäger hört ein Lachen,
Und golden sieht der Hirt die Felsen schimmern.

### 5. Nebeltag.

Nun weicht er nicht mehr von der Erde,
Der graue Nebel, unbewegt;
Er deckt das Feld und deckt die Herde,
Den Wald und was im Wald sich regt.

Er fällt des Nachts in schweren Tropfen
Durchs welke Laub von Baum zu Baum,
Als wollten Elfengeister klopfen
Den Sommer wach aus seinem Traum.

Der aber schläft, von kühlen Schauern
Tief eingehüllt, im Totenkleid.
O, welch ein stilles, sanftes Trauern
Beschleicht das Herz in dieser Zeit!

Im Grund der Seele winkt es leise,
Und vom dahingeschwundnen Glück
Beschwört in ihrem Zauberkreise
Erinnrung uns den Traum zurück.

### 6. Salamis.

Schmücket die Schiffe mit Persertrophä'n!
Lasset die purpurnen Segel sich blähn!
Efeu umflattert die Masten und fliegt —
Evoe, der mächtige Feind ist besiegt!

Wir zerbrachen, o Meer, wir zerbrachen das Band,
Das der persische Fürst um den Nacken dir wand.
Du entrollst nun befreit, dich erbittert nicht mehr
Das verhaßte Gestampf von den Rossen, die schwer
Dein wogender Bug,
Dein brückengefesselter Zorn ertrug.

Das Verhängnis kam über Xerxes und stieg
Aus den Wellen empor zum hellenischen Sieg;
Dem Tyrannen, dem Herrn, der in Willkür thront,
Nicht erlag ihm das Volk, das am Meerstrand wohnt.

[1] Holz spaltet. [2] Waldschlucht.

Denn es stählte der Alte, der Herrscher der Flut,
Mit unendlichem Mut
Sein geliebtes Geschlecht für die Seeschlacht.

Rings jetzt, wo entzückter die Woge vernimmt
Ein ionisches Lied, da erbraust sie und stimmt
In den Päan mit ein. Es erblühn, es erblühn
Nach dem herrlichen Mühn
Dithyrambische Tage der Freiheit.

Dem Münchner Kreise gehörten als Lyriker und Epiker an der fruchtbare Julius Grosse (1828—1902), der Formkünstler Graf Adolf von Schack (1815—1894, trefflicher Übersetzer des Persers Firdusi), der leidenschaftliche Heinrich Leuthold (1827—1879), der durch seine „Lieder des Mirza Schaffy" lange sehr beliebte Friedrich Bodenstedt (1819—1892) und der humorvolle Welt-, Zeit- und Gesellschaftssatiriker Wilhelm Busch (1832—1908). Auch Wilhelm Jensen (1837—1911), der als Lyriker an seinen Landsmann Storm erinnert, mag hier Erwähnung finden, ferner Heinrich Seidel (1842—1906), aus dessen Erzählungen („Leberecht Hühnchen") und Gedichten ein liebenswürdiger, harmloser, behaglicher Humor spricht, und sein Freund Johannes Trojan (1837—1914), der mit launigen Gedichten und Erzählungen der deutschen Literatur angehört. — Daneben blühten manche selbständige Talente auf, so der Innsbrucker Hermann von Gilm (1812—1864; „Allerseelen", „Es liegen Veilchen dunkelblau", „Aus dem Walde tritt die Nacht"), der Österreicher Hieronymus Lorm (1821—1892), der Thüringer Julius Sturm (1816—1896) und, sein Meister im frommen Lied, der Schwabe Karl Gerok (1815—1890).

Jul. Sturm: Gott grüße dich! Das walte Gott! Das Schwalbenlied. Alles singt. Der Bauer und sein Kind. Wie schön leuchtet der Morgenstern. Mein Vaterland. In der Heimat. Ein Kunststück. Belle-Alliance. König Wilhelm. Lied der Krieger beim Friedensschluß. Deutschland für immer. — Gebet in der Fremde. Ein deutscher Postillon. Vor Blüchers Standbild. — Lied. Lied vom Stillesein. Abschiedsworte eines Vaters an seinen Sohn.

Karl Gerok: Wie Kaiser Karl Schulvisitation hielt. Das Volk in Waffen. Des deutschen Knaben Tischgebet. — Die Rosse von Gravelotte. — Regenbogen. Das beste Kreuz. — Grüß Gott! Das Gewitter. Zwei Berge Schwabens.

# Elfte Periode. Naturalismus und Impressionismus.

## § 51. Geistesströmungen.

In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hatte der poetische Realismus sich überlebt. Wohl schufen seine besten Vertreter noch weiter; aber sie wurden nicht mehr gehört. Immer tiefer sank dann das Niveau, immer seltener kam die Mehrzahl der Dichter dazu, Selbstgeschautes in individueller Beseelung eigenartig auszuprägen. Zu reich war die Schönheit des Geschaffenen, zu bestechend, zu suggestiv klangen die Rhythmen; es fehlte die Kraft, sie mit neuem Inhalte zu erfüllen. Man hätte glauben sollen, daß nach der tiefgehenden Erschütterung des Krieges von 1870/71 man auch dichterisch wertvollere Töne gefunden hätte. Aber die selbstgenügsame, unerträglich ungesunde Gründerzeit, die darauf folgte, sank literarisch immer tiefer. Süßlich sentimentale Nachklänge der Romantik hatten das Ohr des Publikums; trink- und kußfrohe Landsknecht- und Zecherlieder klangen in Weinstuben und durch künstlerisch eingesetzte „Butzenscheiben" bewußt altertümlich gemachten Schenken. Das beängstigend niedrige Niveau der Zeit bezeichnen Namen wie P. Lindau, E. Marlitt, R. Baumbach, J. Wolff.

So kamen die achtziger Jahre heran. Man fing an, des schlaffen Zeugs übersättigt zu werden. Man war müde der Gründerzeit. Man fühlte von allen Seiten das Leben in neuen Formen neue Daseinsinhalte schaffen. Die Naturwissenschaft war zu niegekannter Höhe herangewachsen und ließ Einblicke tun in Zusammenhänge, die man früher kaum geahnt hatte. Ein weit innigeres Verhältnis der Seele zum Weltgeschehen entwickelte sich daraus. Das ganze Leben pulste mit heißerem Schlage. Wilder, rücksichtsloser wurde um das Dasein gerungen. Die jäh aufsteigende Entwicklung des Kapitalismus hatte ein Proletariat geschaffen, das von Tag zu Tag unzufriedener wurde, immer lauter berechtigte und noch mehr unberechtigte Forderungen aussprach. Tausend Kräfte waren am Werk. Ein hastendes Weiterjagen, ein schärferes Erfassen und Ausnützen aller Lebensbedingungen war die Folge des stärkeren Wettbewerbs. Und die Literatur, die doch das Leben abspiegeln soll, die die tiefsten Schwingungen der Zeit nachfühlen, die leisesten Untertöne zum Symbol ausgestalten und aus dem Vorübergehenden Ewigkeitswerte schaffen soll — sie hatte keine Antwort auf die Fragen nach tieferen Einblicken in die seelischen Zusammenhänge, nach Ausprägung der neuen Ideen.

Da mußte ein Rückschlag kommen. Es mußte gären unter dem jungen Geschlecht, das aus ernsten Tagen herauswuchs und nicht mehr durch ererbte Tradition mit dem Alten zusammenhing. Und doppelt heiß und rücksichtslos mußte diese Revolution werden, da sie mit Waffen focht, die die Zeit zu Stahl geschmiedet hatte. Mit den „Kritischen Waffengängen" (1882—1884) der Brüder Heinrich und Julius Hart in Berlin setzte der Auftakt ein,

mit der Herausgabe der „Modernen Dichtercharaktere" (1884—1885) begann jäh ausbrechend die eigentliche Revolution. Wir sehen heute, wie sehr die Mitarbeiter der „Modernen Dichtercharaktere" und die meisten ihrer Mitstreber damals selbst sich formell und inhaltlich noch in herkömmlichen Bahnen bewegten, wie herzlich unbedeutend die meisten Beiträge waren, wie aufgeblasen und leer Karl Bleibtreu, der Verfasser der geschmacklosen „Revolution der Literatur", sich zeigte, wie wenig der große Anreger M. G. Conrad, der in München die Zeitschrift der Jüngsten, „Die Gesellschaft", herausgab, als Dichter zu sagen hatte. Wir wissen, daß sie nur erst tasteten und daß die großen Worte der unvermeidlichen Vorreden für die großen Taten eintreten mußten. Aber diese Programmworte waren kühn und stark und wurden mit überlauter Stimme gesprochen. Sie wirkten wie ein hallender Ton hoch oben auf der Höhe der Alpen. Sie lösten eine Lawine, die nun langsam, langsam ins Rollen kam, weiter sich ausdehnte und endlich donnernd und alles Unechte mit sich reißend zu Tal stürzte. Sie waren wie der Föhnsturm, der vernichtend weht und doch auf seinen Schwingen den Frühling ins Land bringt.

Man übersah aber in dem immer lauter werdenden Rufe nach „Wahrheit" in der Dichtung, daß dieser Weg im Sinne der neuen Forderung bereits vom Realismus beschritten worden war. Denn als „Wahrheit" bezeichnete man die Wirklichkeit des Lebens, wie sie die naturwissenschaftlichen Forschungen erkennen zu können glaubten. Der Materialismus hatte sich in den weitesten Kreisen durchgesetzt und wurde als „Monismus" das Schlagwort der Zeit. Jeder Versuch zu metaphysischer Betrachtungsweise wurde abgelehnt. Jede dualistische Lebensdeutung, die Körper und Geist, Welt und Gott als nebeneinander bestehend ansah, galt als unwissenschaftlich. So begnügte man sich mit einer Scheinwirklichkeit, mit einem äußerlichen Abklatsch der Dinge. Man glaubte der Wahrheit um so näher zu kommen, je getreulicher man Zug um Zug der Daseinsformen nachbildete. Und aus einem begreiflichen Widerspruch gegen die ästhetische Einseitigkeit der von der Dichtung bisher dargestellten Lebensausschnitte bevorzugte man nun die „Kehrseiten des Lebens"; man betrachtete die Wiedergabe des Niedrigsten und Schmutzigsten als Hauptaufgabe der Kunst und sah die sorgfältige Abzeichnung eines Kehrichthaufens für wichtiger an als die Ergründung höherer seelischer Vorgänge. Dazu bildete sich eine neue Technik aus, die sorgfältig Zug um Zug beobachtete, Strich für Strich nachbildete und dabei übersah, daß damit zumeist der Blick für die großen Zusammenhänge verloren ging. Der realistische Dichter hatte noch ausgewählt, der **naturalistische** wurde zum Photographen. Wie die photographische Platte wahllos jede Linie des Gesichtsfeldes festhält, so gab der Naturalist jede noch so nebensächliche Erscheinung mit derselben Sorgfalt wieder wie die Haupthandlung.

Dabei knüpfte man, wie gesagt, nicht an die eigene, im Laufe des Jahrhunderts immer weiter fortgeschrittene Kunst des Realismus an, sondern glaubte aus dem Auslande, besonders aus Frankreich, die Vorbilder holen zu müssen, ohne dabei zu beachten, wie sich hinter all den aus Frankreich übernommenen Schlagworten doch nur ein deutsches Lebensgefühl verbarg, das die romanische Neigung zu monumentaler Formkunst zerbrach. Als ersten „Propheten" des Naturalismus erhob man in Deutschland mehr als in seiner Heimat Emile Zola (1840—1902) auf den Thron. Dieser ging in folgerichtiger Weiterbildung der

Anschauungen von Balzac, Flaubert und der Brüder Goncourt von angeblich wissenschaftlichen, von physiologischen Forschungen aus, die über Spencers und Darwins positivistische Entwicklungs- und Anpassungstheorien noch hinausführten. Nach ihm ist jeder Mensch das einfache Additionsresultat von Vererbung und Anpassung an die Umgebung (das „Milieu"). Je nachdem das eine oder das andere Element stärker einwirkt, je nachdem diese oder jene ererbte Eigenschaft sich deutlicher zeigt, ist der Mensch, der also nicht frei nach seinem Willen das Leben gestalten kann. In der Romanreihe „Les Rougon-Macquart" weist er diese Theorie an verschiedenen Gliedern einer Familie im Laufe mehrerer Jahrzehnte nach. Die Eigenschaften der Ahnen zeigen sich abwechselnd in diesem oder jenem Nachkommen mit triebhafter Gewalt und nur bestimmt von der Umgebung, z. B. auf dem Lande („La terre"), in den Bergwerken („Germinal", neben der Darstellung des siebziger Krieges in „La débâcle" sein Meisterwerk), im Pariser Arbeiterviertel („L'assommoir") usw. Gerade in dem letztgenannten Werke wird uns die ungeheuer eindrucksvolle, aber auch brutale Art, wie er das Häßliche, Gemeine, Abstoßende und Grauenvolle darstellt, recht bewußt, während wir in „Germinal" und „La débâcle" seine Kunst bewundern, die Masse lebendig werden und sie zum eigentlichen Träger der Handlung werden zu lassen. Der Streik der Grubenarbeiter ist wohl das glanzvollste Stück des naturalistischen Romans. Zola hat den Satz geprägt: Une œuvre d'art est un coin de la nature vu à travers un tempérament. Dabei ist ihm das „Stück Natur" das Wichtigere, wenn er auch, wie Flaubert, aus seinem Wesen ein Erbteil des verhaßten Romantismus im Sinne Hugos mit seiner Neigung zum Grausigen und zu schreiender Farbengebung nicht bannen kann. Dies „Stück Natur" sucht er auf Grund allergenauester Beobachtung völlig getreu wiederzugeben. Zu diesem Zwecke sammelt er mit dem Notizbuch in der Hand allenthalben die Documents humains und glaubt damit das Leben nach Hause zu tragen. So steigt er selbst in die Bergwerke, studiert das Leben eines Schlachthofes, fährt mit der Lokomotive. Daß neben der abzuphotographierenden Außenseite der Dinge auch eine Seele im Menschen sei, kann und will er nicht anerkennen.

Neben Zola wirkte besonders auch Henrik Ibsen, über den noch zu sprechen sein wird, auf den deutschen Naturalismus ein, wie überhaupt die nordischen Dichter (Jacobsen, Björnson usw.) bei den Jüngstdeutschen sich größter Bewunderung erfreuten; auch die Russen (Turgenjew, Tolstoj, Dostojewskij), die man aus der Ferne alle als Vertreter einer Kunstauffassung ansah. Und doch konnte nur Fedor Dostojewskij (1821—1881) unmittelbar an die Seite Zolas gestellt werden. Er hat die gleiche Neigung, die niedrigsten Schichten der Masse darzustellen; seine Helden sind Säufer, Mörder, Verbrecher, Wahnsinnige. Er durchdringt die eigentümliche Art russischen Volkstums auf Grund tiefer psychologischer Studien; aber seine Werke hinterlassen einen dumpfen, erstickenden Eindruck. Nichts Festes sieht er, alles zerfließt ihm in ein wogendes Nebeneinander von unschuldig Schuldigen, seelisch Belasteten, von den Besitzenden Zertretenen.

Auch Leo Tolstoj (1828—1910) stellt mit Vorliebe die sozial Geknechteten hin. Aber er endet nicht im Pessimismus, sondern ruft nach einer neuen sozialen Ordnung. Er glaubt sie, wie sein Vorläufer Rousseau, in der Rückkehr zur Natur zu finden und predigt als Prophet eine Erneuerung des Christentums in seiner ursprünglichen Reinheit, die für den wahren Christen

eben nichts Neues ist, die Erlösung der Menschheit durch Mitleid und Liebe, wie sie auch im Parsifal verlangt wurde („Auferstehung").

Das waren die Vorbilder, deren Kunstauffassung in den achtziger Jahren Deutschland als Neuentdeckung — „Neuland" sagte man damals — hingestellt wurde. Nun setzte auch hier ein Jagen nach dem Objekt ein. Es möglichst deutlich und auch möglichst kraß darzustellen, galt als höchstes Ziel. Es ist der alte Kreislauf der Kunstauffassung: das Objekt allein bestimmt, das Subjekt, der Künstler, macht sich nur zu seinem Vermittler; er will das Ding darstellen, „wie ich es *sehe*". Möglichst genaues „Treffen" bleibt während etwa dreißig Jahren das höchste Ziel aller Gestaltung. Dabei wählte auch der Naturalist seine Gegenstände aus, und zwar die bisher vernachlässigten, niedrigen, häßlichen, gemeinen. Es galt, schonungslos Dinge bloßzulegen, deren Wiedergabe man bisher gemieden hatte. Die alten Schlagworte von der „Emanzipation des Fleisches und der Sinne" tauchten wieder auf. Wie der Maler mit Vorliebe die brutale Natur der Dinge nachbildete, so sollte auch beim Dichter die Kunst nur die dekadente „Natur" darstellen. Dazu kam die Neigung zur Sozialdemokratie, zum vierten Stande; es war die Zeit der „Armeleutpoesie". Auch die Technik der Dichtung gewann eine neue Ausbildung. In oft abgehackter, nur andeutender Sprache, dann wieder in weitschweifig Kleinigkeiten schildernder Breite lernte man die Dinge von allen Seiten zu beleuchten und bis in ihre letzten Verästelungen „naturgetreu" wiederzugeben. Diese von Zola und seinen deutschen Nachbetern ausgebildete Technik wurde von Holz und Schlaf im „konsequenten Naturalismus" der „Neuen Geleise" bis zum äußersten gesteigert, damit aber auch ihrer Selbstzersetzung zugeführt („Papa Hamlet" und „Familie Selicke"). So konnte der proteusartig sich wandelnde Vorkämpfer aller neuen Richtungen in Deutschland, der glänzende Essayist und vielseitige Dichter *Hermann Bahr* (geb. 1863), der auch den Begriff der „*Moderne*" geprägt hatte, schon zu Beginn der neunziger Jahre „die Überwindung des Naturalismus" verkündigen.

Der dem Naturalismus wesensverwandte **Impressionismus** löste ihn ab und ersetzte ihn. Der Impressionismus ist kein Kunst-, sondern ein Zeitstil, insofern als er der Weltanschauung der verflossenen Generation entspricht und alle Erscheinungen des Lebens durchdringt. Er beruht auf der Ablehnung eines den Augenblick überdauernden Geistes. Er begnügt sich monistisch mit den Dingen: „Fange die Dinge auf, so fällt dir Gott zu." Aber auch die Dinge selbst sind als vorhanden nicht zu erweisen, sondern nur der *Eindruck*, den sie erregen. Diese Anschauung, die Bahr fälschlich als „Philosophie des Impressionismus" bezeichnet hat, brachte der Physiker und Philosoph *Ernst Mach* (geb. 1838) in ein System, das man „*relativistische* Erkenntnistheorie" genannt hat.

Nach ihm sind nur die Empfindungen wirklich; nur mit ihnen können wir uns ein Bild von der Welt machen, das demnach nicht fest, sondern zufallsbestimmt, relativistisch ist. Auch das „Ich" ist dem Augenblick unterworfen, ist überhaupt nur ein zufälliges Beieinander von Eindrücken und Empfindungen. Als Lebensgefühl ergibt sich daher das Verlangen nach möglichst starkem Erleben und Empfinden, als Kunst das Bedürfnis, das Empfinden in seiner ungetrübten Stärke, ohne Zutaten der Erinnerung und des reflektierenden Verstandes wiederzugeben. „Nicht zurückschauend im Reflex des Geistes, nicht vorwärtsblickend mit der Intuition der Phantasie, sondern fest zupackend mit

dem ganzen Sinnenwesen des Leibes will der moderne Mensch den Augenblick erfassen." Es ist klar, daß eine solche Kunst, die auf Erfassen der „Stimmung" ausgehen muß, in der Malerei (versuchsweise sogar in der Bildhauerei), in der Musik und der Poesie vorwiegend lyrisch sein muß. Daher die überragende Stellung der **Lyrik** in der Dichtung und ihr Eindringen in das ihr an sich fremde Gebiet des Dramas und des Romans.

Am leichtesten wird uns das Verständnis dieser Kunst und ihrer neuartigen Technik, wenn wir von der Malerei ausgehen. Um die Mitte der sechziger Jahre hatte in Frankreich eine Bewegung begonnen, die sich in bewußten Gegensatz stellte zu der üblichen Ateliermalerei, da diese mit künstlich angeordnetem Licht hauptsächlich Ideen, Geschehnisse, Anekdoten darzustellen pflegte. Ed. Manet (1832—1883), der Vorkämpfer dieser Umwälzung, warf der üblichen Manier vor, sie stelle die Dinge nicht so dar, wie wir sie *sehen*, sondern wie wir uns durch öftere Beobachtung und Abstraktion ihr Bild in der Vorstellung geschaffen haben. Demgegenüber verlangte er Rückkehr zur Natur im weitesten Sinne. Eine Landschaft z. B. solle im Freilicht, plein air, und nicht im geschlossenen Raume gemalt werden. Denn da gehe der duftige Schmelz verloren, mit dem leicht aufsteigender Dunst Linien und Formen verschleiere, der zitternde Farbenreiz, durch den das Spiel des Lichtes auch das Unbedeutendste verschöne. Nicht Begriffe, in der Vorstellung zu fester Gestalt gewordene Bilder hat der Künstler wiederzugeben, sondern den Eindruck (die Impression[1]), den die Dinge in einem bestimmten Augenblick auf das Auge machen. Das Ziel ist nicht mehr konkrete Versinnbildlichung von abstrakten Ideen, nicht die Erzählung von Episoden, die schließlich nur der verstehen kann, der irgendeinen Kommentar dazu besitzt, der den Zusammenhang der Erzählung oder wenigstens den Titel des Bildes kennt. Es darf nicht so sein, daß der Beschauer vorhandene Vorstellungen in sich reproduzieren, Beziehungen zwischen dem Geschauten und früheren Beobachtungen herstellen muß. Es wird vielmehr die rein malerische Wirkung der Wiedergabe einer auf ungestörten, unmittelbaren Sinneseindrücken beruhenden *Stimmung* angestrebt. Nicht *verstehen* soll man, sondern *fühlen*. Da nun nur durch die Reproduktion von Vorstellungen uns die Dinge plastisch erscheinen, während wir in Wirklichkeit wie kleine Kinder alles flächenhaft sehen, so mußte die neue Kunst von jeder körperhaften Darstellung absehen. Da man das Bild nur in seiner Augenblicklichkeit festhalten wollte, so verschwand notwendig mancherlei Nebensächliches oder wurde, im Gegensatze zur naturalistischen Darstellung in der Dichtung, undeutlich, aber das, was blieb, sollte in höchster Wirkung zur Geltung kommen. Es kam demnach auch nicht auf den Gegenstand an, sondern auf den Stimmungsgehalt im weitesten Sinne. Es zeigte sich sogar eine Vorliebe für absonderliche, überraschende Motive und, wie im Naturalismus der Dichtung, auch für das Abstoßende.

Schien dadurch das Bild an Inhalt zu verlieren, so gewann es doch an Stimmungskraft. Da man den Augenblick mit aller Schärfe festhalten mußte, lernte man jetzt erst recht sehen. Man merkte, daß die Schatten nicht grau, sondern farbig sind, daß beleuchtete, scheinbar eintönige Flächen sich aus einer Fülle von Farbflecken zusammensetzen. Damit ergab sich die Notwendigkeit

[1] Diese Deutung ist aber erst später in das Wort hineingetragen worden. Seine Entstehung ist wie zufällig. Denn Manet hatte das zuerst ausgestellte Bild dieser Art „Impression" genannt.

einer neuen Technik. Man löste die Flächen in ein Nebeneinander von Farbflecken auf, die zusammengefaßt eine nie erreichte Leuchtkraft, eine bestechende Naturwahrheit erzielten. Man malte also „Bilder, die erst im Auge des Beschauers ihr Leben erhalten". Die Übersteigerung dieser Technik zu einem flimmernden Auflösen der Komplementärfarben in einzelne Punkte wird „Pointillismus" genannt.

Es war nötig, dies auszuführen, weil die Poesie, an die Malerei sich eng anschließend, denselben Weg ging. Auch hier wird das Auflösen des Ganzen in seine Teile, die Zerlegung des Eindrucks in seine Einzelelemente und das Ausschalten jeglicher Reflexion zu einem charakteristischen Merkmal. Man hatte bisher eine vollendete Stimmung gegeben, ihre Entstehung oder ihr Auf- und Abschwellen berichtet und daran irgendein Gefühl angeknüpft (z. B. „Wanderers Nachtlied"). Damit hatte man den Leser von dem Naturbilde aus zu irgendeiner Stellungnahme gezwungen. Nun aber wollte man ihn die Stimmung des Augenblicks in ihrer ganzen Stärke erleben lassen, indem man alle einzelnen Erregungsmomente an ihm vorübergleiten ließ und es ihm freistellte, diese oder jene Empfindung daran anzuknüpfen (z. B. Ernst Hardts „Abendlied"). Der Unterschied gegen die Malerei war nur der, daß an Stelle des Nebeneinanders ein kaleidoskopartiges Vorübergleiten der Einzelheiten trat, die im Innern des Genießers in ein Bild zusammenflossen.

Naturgemäß finden wir wegen der Schwierigkeit dieser Technik und wegen der beständig nachwirkenden Tradition in der Lyrik nicht in jedem Gedicht die Kennzeichen des Impressionismus in reiner Ausprägung, vielmehr oft noch gemischt mit älteren Elementen. Auch erscheint nicht überall jedes Merkmal in gleich starker Ausbildung. Aber wir können doch drei Arten von Äußerungen des gleichen Grundprinzips deutlich unterscheiden. In der ersten, überwiegend malerischen, tritt vor allem die Auflösung als besonders charakteristisch in den Vordergrund, und zwar entweder ausgedrückt durch die Aneinanderreihung äußerlich mit den Sinnen aufgenommener Eindrücke oder von seelischen Erlebnissen. In einer zweiten Gruppe erscheint daneben besonders typisch die völlige Aufhebung der Verknüpfung durch die äußere Form, in einer dritten endlich dieselbe Erscheinung in der inneren Form mit völligem Verzicht auf gedankliche Verbindung und mit Betonung des rein Musikalischen.

Übrigens war diese Art nicht völlig neu. Wie Ansätze zu dem neuen Stil in der Malerei sich schon bei den Japanern, bei dem alten Rembrandt und im Rokoko gezeigt hatten, wie der Impressionismus in der Musik, etwa in der neunten Symphonie von Beethoven, vorgedeutet erscheint, so finden wir auch Spuren des modernen Stils in der Lyrik bei Goethe, Hölderlin, Eichendorff, Mörike und bewußt schon bei Lenau. —

Wir haben gesehen, daß Farbenkomplexe in ihre Einzeltöne zerlegt werden und Stimmung im Gedicht aus einer Reihe von Einzeleindrücken erwächst, die in ihrer Wirkung zusammenfließen. Das erfordert aber angespannteste Beobachtung und sorgfältige Scheidung von wirklich Erlebtem und aus dem Gedächtnisse Ergänztem. Man sieht von Reflexionen völlig ab, die verstandesmäßig durch die Stimmung ausgelöst werden. Wenn Matthias Claudius in seinem „Abendlied" dem Naturbilde Menschheitsbetrachtungen und Goethe in „Wanderers Nachtlied" Todesgedanken anhängen, so läßt der moderne

Dichter den Zauber des Abends durch aneinandergereihte Gesichts- und Gehörseindrücke allein wirken. Als Beispiel diene das

**Abendlied von Ernst Hardt.**

Still! Der Wald ist schwarz geworden,
zu Tale zieht des Hirten Melodie . . .
Die Lüfte ruhen — nächt'ge Vögel
entflattern lautlos jedem Strauch.
Walddunkel träufelt Tau und Düfte,
den Kronen stirbt der Winde Hauch,
die rieseln in die Ebene nieder
und spielen mit dem Hüttenrauch.
Nun breitet Finsternis die Flügel,
nun schwindet das Gelände auch. . . .

Still! Der Wald ist stumm geworden.
Im Fernen zagt des Hirten Melodie:
„Gelie . . . bte — du . . . Gelie . . . bte — du . . ."

Das schnelle Aufeinanderfolgen solcher mit blitzartiger Schärfe erfaßter Momentbilder vermag nämlich in unserer Seele zu einer gemeinsamen Grundstimmung zusammenzufließen.

Ähnlich haben ja auch z. B. Mörike in „Septembermorgen" und Storm in „Abseits" (abgesehen von den beiden letzten prosaischen Versen) Naturbilder gezeichnet. Auch der Eindruck der Bewegung kann durch Vorüberhuschen von Einzelempfindungen hervorgerufen werden, wie in „Zwei Meilen Trab" von Liliencron. Ebenso läßt derselbe Dichter uns in „Die Musik kommt" unnachahmlich das Vorüberziehen des Regiments erleben. Auch die Darstellung von Handlungen löst sich in das Nebeneinander lyrischer Einzelbilder auf. Welche ungeheuer starke Wirkung damit zu erzielen ist, zeigt wieder Liliencrons „In memoriam".

Die Vorliebe für das Farbige und Malerische erklärt uns die Neigung der Zeit zur Umsetzung von Gemälden in ein Gedicht (Hartleben: „Der Abenteurer" — zu Böcklins Bild; Hermann Hesse: „Dir liegt auf Auge, Stirn und Hand"). Ein Meister in der Kunst des Nachschaffens und Neuschaffens solcher Bilder ist vor allem Richard Schaukal.

Das Bewußtsein, auf diese Weise nur eine engumgrenzte Gruppe von Eindrücken erfassen zu können, führte dazu, auch seelische Stimmungen intensiv wiederzugeben, dadurch daß man sie in ihre einzelnen psychologischen Momente zerlegte. So löst Karl Busse das bange Fragen tiefer „Verzagtheit" in die widerstreitenden Gefühle auf, die ihn quälen. Da es sich hier naturgemäß zumeist um ein Aneinanderreihen von Symbolen handelt, nennt man diese Richtung „Symbolismus". Er hat sehr stark auch von ausländischen Einflüssen (Verlaine, Huysmans, Maeterlinck, Verhaeren) gezehrt. Weil er Seelisches wiedergab, glaubte man darin eine Abkehr vom Impressionismus zu sehen. Aber es handelt sich in der Tat auch hier um das blitzartige Erfassen von Augenblickseindrücken, nicht um ein Neuaufleben des Geistigen um seiner selbst willen. Freilich wurde dabei bereits weit mehr dem subjektiven Erfassen Wert beigelegt (vgl. Pet. Altenbergs Buch „Wie ich es sehe").

In den bisher genannten Beispielen bestand noch ein innerer Zusammenhang zwischen den Einzelbildern. In der zweiten Erscheinungsform des Im-

pressionismus ist die völlige Aufhebung der Verknüpfung das Charakteristische. Man wollte durch Ausschalten der Bindung in Reim und Rhythmus dem Leser nur „Extrakte des Lebens" geben und ihn selbst sich das Gedicht daraus machen lassen. Die Impressionen sollten völlig frei nebeneinander stehen. Dies ist der Sinn von Arno Holz' „Revolution der Lyrik". Wie seine Vorgänger auf diesem Gebiete, Nietzsche, Dehmel, Mombert, hat er dabei des Amerikaners Walt Whitman (1819—1892) Weise nur theoretisch ausgebaut. Ähnlich hatte ja auch Goethe in „Wanderers Sturmlied" drängende Gedanken und Gefühle in „leidenschaftlichem Halbunsinn" nur so hingeworfen, und auch Lenau hatte in einem Briefe über solche Möglichkeiten sich ausgesprochen. In diesem Sinne ist auch die scheinbare Prosa in Joh. Schlafs „Frühling" und in manchen Gedichten Cäs. Flaischlens aufzufassen.

Was die Gedichte Nietzsches, Dauthendeys, Momberts — und vor allem Arno Holz' — von ihnen unterscheidet, ist eben der innere „immanente Rhythmus", der aus den Dingen selbst herausfließt. Selbstverständlich ist die scheinbare Willkür da, wo es sich um wirkliche Gedichte handelt, nur allerschärfste Beobachtung und bewußtes künstlerisches Gestalten. Man kann diese Dichtart mit der in der bildenden Kunst des Impressionismus so beliebten Skizze vergleichen. Aus möglichst wenigen, aber in ihren Linien ungemein charakteristischen Andeutungen soll das Bild erraten und durch dieses Selbstschaffen des Beschauers, des Lesers, der Genuß erhöht werden.

In dieser scheinbar formlosen Art der Impressionsdichtung können wir nicht Gedichte mit rein äußeren oder rein innerlichen Impressionen scheiden, da auch Reflexe einer Sinneswahrnehmung im Gefühl, sobald sie scharf ausgeprägt sind, scheinbar regellos wechselnd jäh auftauchen, etwa zwischen Landschaftseindrücken. Doch finden wir auch hier bald überwiegend äußere Eindrücke, bald Gefühle, bald Symbole in ihren sich entwickelnden Einzelheiten zusammengefaßt. Im Druck bindet Holz diese Impressionen für das Auge durch die Anordnung um die „Mittelachse". Beispiele finden sich zahlreich in Holz' „Phantasus", für die Aneinanderreihung von Symbolen etwa auch in Dehmels „Geheimnis" und Nietzsches „Schlummerlied": „Tag meines Lebens". Man kann die Technik dieser Art völliger Auflösung der Stimmungskomplexe, vor allem in ihren Extremen, mit den wie absichtslos hingeworfenen „Farbenspritzern", aus denen sich erst in der Seele des Genießenden das Bild zusammensetzt, mit der Technik des Pointillismus vergleichen, die ja auch in der Malerei die extreme Richtung darstellt.

Hier erinnern wir uns auch des Wesens der impressionistischen Musik, die durch das zusammenhangslose Nebeneinander von Variationen immer desselben Themas eine eindringliche Stimmung erstrebt, erinnern uns der „Intensivierung" durch Wiederholung, wie sie etwa in Maeterlincks „L'Intruse" („Der Eindringling") sich deutlich zeigt. Damit kommen wir auf ein wichtiges Element des lyrischen Stils, das bisher noch nicht scharf hervorgetreten ist. Es ist die Neigung, mit einem Gedichte rein musikalische, von jeder sinngemäßen Bedeutung der Worte absehende Wirkungen zu erzielen. Auch das reiht sich in die psychologische Begründung des Stiles ein. Das Ziel ist ja immer, einzig und allein eine Stimmung zu erregen, einen Eindruck mit äußerster Stärke wiederzugeben und dadurch den gleichen zu erzeugen.

Die Forderung nach der Musikalität der Gedichte hatte in Frankreich Paul Verlaine (1844—1896) zu einer „Art poétique" zusammengestellt, die mit

ihrem Grundgedanken: Prends l'éloquence et tords-lui son cou das romanische Prinzip der Lyrik dem germanischen geopfert hatte. Wir heben einige wichtige Stellen heraus:

De la musique avant toute chose,
et pour cela préfère l'impair
plus vague et plus soluble dans l'air
sans rien en lui qui pèse et qui pose....

Car nous voulons la nuance encor,
pas la couleur, rien que la nuance!
Oh, la nuance seule fiance
le rêve au rêve et la flûte au cor!

De la musique encore et toujours!
Que ton vers soit la chose envolée
qu'on sent qui fuit d'une âme en allée
vers d'autres cieux à d'autres amours....
...Et tout le reste est littérature!

Um den Forderungen eines derartigen musikalischen Impressionismus nachzukommen, galt es, die Wörter möglichst ihres plastischen Sinnes, ihres Erinnerungswertes zu entkleiden. Diese Aufgabe stellte sich vor allem der Kreis der „Blätter für die Kunst". Sie bildeten Reim und Rhythmus zu höchster Vollendung aus und hoben die im gleichmäßigen Abgleiten liegende Gruppierung möglichst auf durch Verlegung des Akzentes, durch überraschende Zusammenstellung der Worte. „Alles läuft auf eins hinaus: den großen zusammenklang, wobei wir durch die worte erregt werden wie durch rauschmittel", so heißt es im Programm der „Blätter für die Kunst" [1]. Alle Mittel der Technik, die für dieses Ziel zur Verfügung stehen, werden mit höchster Kunst angewandt, sorgsame Wahl gleichklingender Vokale, Alliterationen, Binnenreime. Das Aufheben der Interpunktion läßt die Sätze ineinander übergleiten. Unerwartete Punkte heben den Gleichklang auf. „Durch genau erwogene wahl und anhäufung von konsonanten und vokalen bekommen wir einen eindruck ohne zutat des sinnes."

Auch hier hatte Verlaine das Vorbild gegeben in seinem berühmten Herbstlied:

Les sanglots longs
Des violons
De l'automne

Blessent mon cœur
D'une langueur
Monotone ...

Da wird das Schwermütige des Herbstes durch die dumpfen Klänge der Nasale in musikalische Harmonie aufgelöst. Die romanischen Sprachen sind für diese Dichtungsart mit ihrer Fülle von Vokalen ja besser geeignet. Daß sich aber ähnliche Wirkungen auch im Deutschen erzielen lassen, zeigen vor allem die Gedichte St. Georges.

Diese Richtung vermengt sich bisweilen mit den andern, wie z. B. in Hofmannsthals „Ballade des äußeren Lebens". Eine Vorstellung, ein Symbol wird neben das andere gestellt. Gequälte Fragen trüber Diesseitigkeit tauchen nacheinander ohne innere Verknüpfung auf; unendlich schwermütig, schleppend, müde ist die Melodie des Rhythmus, die wie mit gepreßtem Atem immer von neuem die Bilder mit „und" aneinanderschließt.

Der neue Stil schuf sich eine neue Technik und eine neue Sprache. Man vermied jeden abgeblaßten, nichtssagenden Ausdruck. Selbstverständliche Epitheta wurden ersetzt durch solche, die das für den einzelnen Fall Besondere bezeichneten. Man sprach nicht mehr von „dunkler Nacht", sondern je nach-

[1] Die gleiche rein musikalische Wirkung übrigens in Eichendorffs wunderfeinem Gedicht „Der Abend": Schweigt der Menschen laute Lust ...

dem von „blauer, brauner, bleicher Nacht". Überhaupt wurde das Adjektiv viel sorgfältiger behandelt als früher. „Papierene Wendungen" und „poetische Lizenzen" wurden verdrängt; aus allen Quellen, aus den Mundarten besonders, wurde geschöpft, um die Anschaulichkeit vollkommen zu machen. Man erstrebte die höchste Prägnanz des Ausdrucks durch Weglassen überflüssiger Partikeln, Hilfsverben, Konjunktionen. An dem oben erwähnten Gedichte Liliencrons „In Erinnerung" können wir sehen, wie nur die Gipfelpunkte in höchster Betonung übrig bleiben: „Morgen. Gräbergraber, Grüfte". Da ersetzt ein Wort jedesmal einen ganzen Satz, ja eine ganze Szene. Gleichzeitig beobachten wir, wie man gerade durch Neubildung der Komposita anschaulichste Wirkungen zu erreichen suchte. Man mühte sich, „das wort aus seinem gemeinen alltäglichen kreis zu reißen und in eine leuchtende sphäre zu heben".

Bemerkenswert ist ferner der weitgehende Gebrauch der auch in der Romantik (s. S. 257) verwendeten gemischten Sinneswahrnehmungen. Augen, Ohren, Tastgefühl vereinigen ihre Eindrücke. Dabei drängt sich besonders die durch den Einfluß der Malerei ungemein gesteigerte und differenzierte Farbenfreudigkeit dieser ganzen Dichtungsart deutlich hervor. Bei L. Finkh („Lied") erscheint ein „roter Ton, hell wie Zinnober"[1]. Als Beispiel diene ferner ein Gedicht von Dauthendey:

Weinrot brennen Gewitterwinde.
Purpurblau der Seerand.
Hyazinthentief die ferne Küste.
Ein Regenbogen, veilchenschwül,
schmilzt durch weihrauchblaue Abendwolken.
Im Taudunkel lacht
eine heiße Nachtigall.

Umgekehrt etwa:

Dort zieht wie ein weicher Flötenlaut
Der sanfte Fjord . . .

Reich sind auch die oben schon angedeuteten Mittel des musikalischen Impressionismus. Besonders durch die Verlegung der Satzpausen in den Vers, das Enjambement, erreicht man wundervolle Wirkungen (Gust. Falkes „Märchen"). Der Romantik entlehnt man ferner die stark entwickelte Personifikation alles Leblosen, die ja der im Grunde monistischen Weltanschauung der Dichtung entspricht. Vorbilder hatte vor allem Friedrich Nietzsche[2] geschaffen, der gewaltigste, schöpferischste Sprachmeister dieser Zeit, dessen Rhythmen auch die Prosa zur Poesie werden ließen.

Aber er wirkte nicht nur als Lehrmeister der Poesie, auch seine von der Lyrik durchtränkte und zersetzte Philosophie gab der ganzen Generation bis zum Weltkriege ihr Gepräge. Es lag im Sinne der zuerst durchaus revolutionär gerichteten und dem „Bürgerlichen" besonders abholden Zeit, daß man den „Umwerter aller Werte" als Propheten begrüßte, der, wie Rousseau, alles abbrach, um es neu aufzubauen, und dabei, wie dieser, den Eindruck zu

[1] Der durch seine Verstiegenheiten sehr einflußreiche A. Rimbaud (1854—1891) hat sogar bestimmte Beziehungen zwischen Tönen und Farben genannt in einem vielzitierten Sonett: „A noir, E blanc, I rouge, U vert, O bleu."

[2] Geb. 1844 in Sachsen (Prov.), mit 24 Jahren Professor in Basel, 1879 muß er krankheitshalber seine Stellung aufgeben und beginnt ein unstetes Wanderleben. Wieder zehn Jahre später bricht der Wahnsinn bei ihm aus. Er stirbt 1900. Seine Philosophie der Lebensbejahung ist gewissermaßen ein Aufbäumen gegen seine Krankheit.

erwecken wußte, als ob er gänzlich Neues biete. Er wertete die naturwissenschaftlich überwundene Theorie Darwins von der Entwicklung durch Zuchtwahl für seine Forderung nicht nur der körperlich, sondern auch der geistig höchstgesteigerten „Übermenschen" aus. Der Jenseitigkeit des Christentums, seiner altruistischen Lehre setzte er die machtstrebende egoistische Auffassung eines voll ausgebildeten Menschentums entgegen, das sich körperlich in der „blonden Bestie", geistig in einer umfassenden Höchstausbildung aller Fähigkeiten zeigen sollte. Diese äußerste Ausbildung des von Hamann und der Romantik verkündeten Individualismus kam der Zeitrichtung in jeder Weise entgegen. Die Abschaffung aller Begriffe christlicher Moral wirkte verhängnisvoll auf die Dichtung und kam vor allem den Neigungen des Naturalismus stark entgegen. Wie unheilvoll aber das Evangelium des kranken Mannes von der rücksichtslosen Ausübung der Macht wirkte, wie sehr es Deutschlands seelische Stärke untergraben und dem Auslande ein Zerrbild deutscher Art gegeben hat, hat uns der Weltkrieg erst voll und ganz gezeigt.

Noch stärker als in der Lyrik zeigten sich die Wirkungen Nietzsches im **Roman** und im Drama. Beide Dichtungsgattungen standen zu Beginn dieses Zeitabschnittes und fast bis zu seinem Ausgang unter dem Banne des ihrem Wesen entsprechenden Naturalismus. Aber die reine Auswirkung dieser Kunstrichtung brachte im wesentlichen nur zeitgeschichtlich beachtenswerte Nachahmungen der Franzosen, Norweger und Russen. Von ihnen lernte man, ohne sie zu erreichen, die allerangespannteste Beobachtung gerade des bisher Übersehenen, Abstoßenden, Häßlichen, das als allein „wahr" und damit als allein „ästhetisch" galt. Auch bei uns überwog die Darstellung des Milieus, trat die Entwicklung eines Charakters oder gar einer sittlichen Idee völlig zurück.

In der Technik brauchten der Naturalismus und der immer stärker hervortretende Impressionismus Neues nicht zu schaffen. Man begnügte sich mit einer Weiterbildung von Spielhagens Darstellungsweise. Die eigentliche Erzählung verschwand immer mehr. Die Handlung entwickelte sich dramatisch aus dem oft seitenlang von keinem Zwischenwort unterbrochenen Gespräch. Der Leser sollte daraus den äußerlichen und innerlichen Vorgang erraten — wie er ja auch im Leben seine Eindrücke zumeist dem Gespräche entnehmen mußte, dessen Andeutungen zu enträtseln ihm überlassen blieb. Dazu wurde das Gefüge der Sprache aufgelöst und der abgebrochenen Alltagsredeweise angepaßt. Also auch hier, wie bei der Lyrik, Verzicht auf die logische Verknüpfung. Ebenso zeigt sich die Auflösung in die Einzeleindrücke, die in ihrer Gesamtheit stärkste Erregung zu erwecken vermögen. So werden Massen bewegt, indem einzelne und Gesamtheit wie ein wogendes Erntefeld dargestellt werden. In gleicher Weise sucht man in der Erzählung das Seelische zergliedernd und wieder lose aneinanderreihend, oft auch unter Zuhilfenahme der Symbole darzustellen. Auch dieser psychologische Roman begnügt sich damit, angespannt innere Vorgänge zu beobachten und sie „objektiv" wiederzugeben. Dabei fügt man, ohne sich um einen architektonischen Aufbau zu kümmern, die Erzählung nur lose in den Rahmen ein. Vorbilder sind vor allem der aus der französischen Romantik neubelebte Henri Beyle-Stendhal (1783—1842) und Paul Bourget (geb. 1852), bei denen die Seelenanalyse oft geradezu schmerzlich wirkt. Sehr beachtenswert ist dabei zumeist der Verzicht auf die Darstellung eines fest umrissenen Charakters

und die Bewertung seiner Handlungen nach sittlichen Grundsätzen. Rätselhaft wie der Mensch, dem wir im Leben begegnen, bleiben oft die Helden dieser Erzählungen. Die Theorie des Relativismus kann ja sittliche Gesetze nicht anerkennen, da auch dafür die Beurteilung stets nur Augenblickswert haben soll. Es soll jedem überlassen bleiben, eine Stellungnahme nach seinem augenblicklichen Empfinden zu wählen. Die Helden dieser Romane gehen oft, wie Jacobsens „Niels Lyhne", an ihrer eigenen Unsicherheit zu Grunde. Es braucht nicht betont zu werden, wie verhängnisvoll diese Ausmünzung des „sittlichen Impressionismus" auf das Volk wirken mußte.

Die äußerste Konsequenz der impressionistischen Technik zeigt sich nur selten, so etwa im lyrischen Stimmungsroman, der durchaus mit den Mitteln des malerischen und die Verknüpfung aufhebenden Impressionismus arbeitet, wie etwa bei Kellermann in „Ingeborg" und „Yester und Li".

Im **Drama** führte G. Hauptmann die Grundsätze des Naturalismus durch. Die genaue Zeichnung des Milieus wurde durch langatmige Szenenanweisungen ermöglicht. Die niedrigsten Kreise, die tiefsten Instinkte wurden auf die Bühne gebracht. Glanzvoll ist dabei auch hier die Kunst, Massen statt der Helden zu Trägern der Handlung zu machen („Die Weber") oder gar eine Bewegung an sich lebendig werden zu lassen („Florian Geyer"). Diese Versuche stellen eine machtvolle Weiterentwicklung deutscher Dramatik dar, die in den Tragödien des jungen Schiller, Kleists, Grillparzers und des jungen Hebbel vorbereitet war. Aber auch hier zeigte sich bald die Gegenströmung zum Impressionismus und Symbolismus hin. Besonders in Anlehnung an den Vlamen Maurice Maeterlinck (geb. 1862) wollte man durch Intensivierung Stimmung statt Handlung geben und, wo die Handlung blieb, diese nur unverknüpft vorüberhuschen lassen, wie etwa Arthur Schnitzler es tat. Vom Wesen des Dramas blieb dabei wenig übrig. Der sittliche Relativismus ist auch hier besonders unter dem Einflusse Aug. Strindbergs vorherrschend, ja, die Charaktere werden zuletzt mit Vorliebe ins Groteske verdreht, Tiefststehendes wird hoch, Hochstehendes niedrig dargestellt. Diese krankhafte Entartung, die Grabbes und Büchners Weise verzerrt und übertreibt, hat in Frank Wedekind ihren begabtesten, aber darum nicht minder abstoßenden Vertreter gefunden. Bloß theoretisch blieben die Versuche des „Neuklassizismus", die alten Grundlagen des Dramas wiederherzustellen.

Wenn man die Ergebnisse dieses Zeitabschnittes bucht, so ergibt sich eine stärkere Scheu vor dem Rhetorischen und Unechten, ein innigeres Verhältnis zur Natur, ein größerer künstlerischer Ernst. Die Anforderungen an Technik, Sprache und Wort sind höher und verlangen vom Dichter ein größeres Maß von Selbstzucht und künstlerischem Ernst. Seiner ganzen Art nach konnte der Impressionismus wohl wesentliche Fortschritte für die Lyrik bringen, aber wenig Dauerwertiges im Roman und Drama hinterlassen. Eine Zeit, deren weltanschauliche Voraussetzungen auf so relativistisch schwankenden Grundlagen ruhten, konnte nicht die Vorbedingung zu sicherem Aufstieg bringen, den man eine Zeit lang zu sehen glaubte, „einen tieferen, geläuterten Befund seiner selbst". Je weiter die Entwicklung schritt, desto qualvoller wurde das Bewußtsein von der Leere dieser entgötterten Welt. Je länger je mehr durchzittert trotz allem die Zeit von Schönaich-Carolath und Nietzsche an bis hin etwa zu Hermann Hesse eine namenlose Sehnsucht nach dem Unbekannten, ein Emporblicken aus der Tiefe nach den ewigen Sternen, ein oft unein-

gestandenes Heimweh nach Gott. Und so zeigt im Grunde dieser Entwicklungsabschnitt deutlicher als je den Kampf der beiden Seelen in der Brust des Menschen:

Die eine hält mit derber Liebeslust
Sich an die Welt mit klammernden Organen,
Die andre hebt gewaltig sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen. („Faust" I.)

## § 52. Die Lyrik.

Man mag zu den Erscheinungsformen des Impressionismus stehen, wie man will, so viel ist sicher: er hat stärker als fast alle vorhergehenden Strömungen das gesamte Kulturschaffen in Literatur, Musik, bildender Kunst und Philosophie durchdrungen, er hat mit seinen hohen Ansprüchen an die Echtheit des Dargestellten dem Geschmack an übertünchten Falschheiten den Todesstoß gegeben und vor allem in Baukunst und Kunstgewerbe wieder eine einheitliche und ansehnliche Blüte hervorgerufen. Aber sein tiefstes Wesen ist dem eben Entwickelten gemäß lyrisch. Und so hat er besonders auf diesem Gebiete sein Wertvollstes hervorgebracht und dies lange verachtete Stiefkind der Literatur zu ungeahnter Geltung geführt.

Gerade hier waren die Unterschiede am deutlichsten fühlbar. In den siebziger Jahren hatte die Lyrik ihren Tiefstand erreicht. Man übersah dabei freilich, daß manche

### a) Vorläufer der Moderne

schon nach neuen Bahnen suchten und sie zum Teil auch fanden. Zu ihnen sind schon der Bremer Hermann Allmers (1821—1902), der Schwabe Joh. Georg Fischer (1816—1897) und Ferdinand von Saar (1833—1906), der bedeutendste Lyriker Österreichs seit Lenau, zu zählen; besonders aber ist neben K. F. Meyer der aus einer Réfugié-Familie stammende Märker

### Theodor Fontane

(geb. 1819 zu Neuruppin, nach längerem Aufenthalt in England meist zu Berlin lebend, gest. 1898) trotz seines Alters von der jungen Generation am uneingeschränktesten als einer der Ihrigen begrüßt worden. In seinen Balladen freilich wandelt er zunächst noch die von Strachwitz und K. F. Meyer vorgezeichneten Wege. Die Stoffe entnimmt er mit Vorliebe englischer und nordischer Geschichte und Sage, und auch im Vortrag schließt er sich dabei an den Volksliedton an. Kraft und Geschlossenheit atmen diese Dichtungen bereits. Sie steigern sich noch, als er mit Motiven aus der brandenburgischen Geschichte eine neue, durch impressionistisch aneinandergereihte Bilder knapp sich steigernde Form findet, die dann auch realistische Gegenwartsbilder mit sagenhaften Vorstellungen wirkungsvoll zu verschmelzen weiß („Die Brück' am Tay"). Seine eigentliche Lyrik ist liebenswürdig und bringt gern auch abgeklärte Lebenserfahrung in ansprechender Kürze.

Der alte Derfflinger. Der alte Zieten. Schwerin. — Seydlitz. Herr von Ribbeck auf Ribbeck in Havelland. Kaiser Friedrichs letzte Fahrt. — Archibald Douglas. Schloß Eger. Wo Bismarck liegen soll. — Meine Gräber. Gorm Grymme.

### 1. Aus: „Unterwegs und wieder daheim".

Ich bin hinauf, hinab gezogen
Und suchte Glück und sucht' es weit,
Es hat mein Suchen mich betrogen,
Und was ich fand, war Einsamkeit.

Ich hörte, wie das Leben lärmte,
Ich sah sein tausendfarbig Licht;
Es war kein Licht, das mich erwärmte,
Und echtes Leben war es nicht.

Und endlich bin ich heimgegangen
Zu alter Stell' und alter Lieb',
Und von mir ab fiel das Verlangen,
Das einst mich in die Ferne trieb.

Die Welt, die fremde, lohnt mit Kränkung,
Was sich, umwerbend, ihr gesellt;
Das Haus, die Heimat, die Beschränkung,
Die sind das Glück und sind die Welt.

### 2. Mittag.

Am Waldessaume träumt die Föhre,
Am Himmel weiße Wölkchen nur;
Es ist so still, daß ich sie höre,
Die tiefe Stille der Natur.

Rings Sonnenschein auf Wies' und Wegen,
Die Wipfel stumm, kein Lüftchen wach,
Und doch, es klingt, als ström' ein Regen
Leis' tönend auf das Blätterdach.

### 3. Guter Rat.

An einem Sommermorgen
Da nimm den Wanderstab,
Es fallen deine Sorgen
Wie Nebel von dir ab.
Des Himmels heitre Bläue
Lacht dir ins Herz hinein
Und schließt, wie Gottes Treue,
Mit seinem Dach dich ein.

Rings Blüten nur und Triebe
Und Halme von Segen schwer,
Dir ist, als zöge die Liebe
Des Weges nebenher.
So heimisch alles klinget
Als wie im Vaterhaus,
Und über die Lerchen schwinget
Die Seele sich hinaus.

### 4. Sprüche.

1.

Nicht Glückes bar sind deine Lenze,
Du forderst nur des Glücks zuviel;
Gib deinem Wunsche Maß und Grenze,
Und dir entgegen kommt das Ziel.

Wie dumpfes Unkraut laß vermodern,
Was in dir noch des Glaubens ist,
Du hättest doppelt einzufodern
Des Lebens Glück, weil du es bist.

Das Glück, kein Reiter wird's erjagen,
Es ist nicht dort, es ist nicht hier;
Lern' überwinden, lern' entsagen,
Und ungeahnt erblüht es dir.

2.

Es kann die Ehre dieser Welt
Dir keine Ehre geben,
Was dich in Wahrheit hebt und hält,
Muß in dir selber leben.

Wenn's deinem Innersten gebricht
An echten Stolzes Stütze,
Ob dann die Welt dir Beifall spricht,
Ist all dir wenig nütze.

Das flücht'ge Lob, des Tages Ruhm
Magst du dem Eitlen gönnen;
Das aber sei dein Heiligtum:
Vor dir bestehen können.

### 5. Der 16. November 1632.

(Schwedische Sage.)

Schwedische Heide, Novembertag,
Der Nebel grau am Boden lag;
Hin über das Steinfeld von Dalarn
Holpert, stolpert ein Räderkarr'n.

Ein Räderkarr'n, beladen mit Korn;
Lorns Atterdag zieht an der Deichsel vorn,
Niels Rudbeck schiebt. Sie zwingen's nicht,
Das Gestrüpp wird dichter, Niels Rudbeck spricht:

„Buschginster wächst hier über den Steg,
Wir gehn in die Irr', wir missen den Weg,
Wir haben links und rechts vertauscht —
Hörst du, wie der Dal-Elf rauscht?"

„Das ist nicht der Dal-Elf, der Dal-Elf ist weit,
Es rauscht nicht vor uns und nicht zur Seit',
Es lärmt in Lüften, es klingt wie Trab,
Wie Reiter wogt es auf und ab.

Es ist wie Schlacht, die herwärts dringt,
Wie Kirchenlied es dazwischen klingt,
Ich hör' in der Rosse wieherndem Trott:
‚Eine feste Burg ist unser Gott!'"

Und kaum gesprochen, da Lärmen und Schrein,
In tiefen Geschwadern bricht es herein,
Es brausen und dröhnen Luft und Erd',
Vorauf ein Reiter auf weißem Pferd.

Signale, Schüsse, Rossegestampf,
Der Nebel wird schwarz wie Pulverdampf,
Wie wilde Jagd, so fliegt es vorbei; —
Zitternd ducken sich die zwei.

Nun ist es vorüber ... da wieder mit Macht
Rückwärts wogt die Reiterschlacht,
Und wieder dröhnt und donnert die Erd',
Und wieder vorauf das weiße Pferd.

Wie ein Lichtstreif durch den Nebel es blitzt,
Kein Reiter mehr im Sattel sitzt,
Das fliehende Tier, es dampft und raucht,
Sein Weiß ist tief in Rot getaucht.

Der Sattel blutig, blutig die Mähn',
Ganz Schweden hat das Roß gesehn —
Auf dem Felde von Lützen am selben Tag
Gustav Adolf in seinem Blute lag.

### 6. Die Brück' am Tay.

„Wann treffen wir drei wieder zusamm'?"
„Um die siebente Stund' am Brückendamm."
„Am Mittelpfeiler."
„Ich lösche die Flamm'."
„Ich mit."
„Ich komme vom Norden her."
„Und ich vom Süden."
„Und ich vom Meer."
„Hei, das gibt einen Ringelreihn,
Und die Brücke muß in den Grund hinein."

„Und der Zug, der in die Brücke tritt
Um die siebente Stund'?"
„Ei, der muß mit."
„Muß mit."
„Tand, Tand
Ist das Gebilde von Menschenhand!"

* * *

Auf der Norderseite das Brückenhaus —
Alle Fenster sehen nach Süden aus,
Und die Brücknersleut' ohne Rast und Ruh'
Und in Bangen sehen nach Süden zu,
Sehen und warten, ob nicht ein Licht
Übers Wasser hin „ich komme" spricht,
„Ich komme, trotz Nacht und Sturmesflug,
Ich, der Edinburger Zug."

Und der Brückner jetzt: „Ich seh' einen Schein
Am andern Ufer. Das muß er sein.
Nun, Mutter, weg mit dem bangen Traum,
Unser Johnie kommt und will seinen Baum,
Und was noch am Baume von Lichtern ist,
Zünd' alles an wie zum heiligen Christ,
Der will heuer zweimal mit uns sein, —
Und in elf Minuten ist er herein."

Und es war der Zug. Am Süderturm
Keucht er vorbei jetzt gegen den Sturm,
Und Johnie spricht: „Die Brücke noch!
Aber was tut es, wir zwingen es doch.
Ein fester Kessel, ein doppelter Dampf,
Die bleiben Sieger in solchem Kampf.
Und wie's auch rast und ringt und rennt,
Wir kriegen es unter, das Element.

Und unser Stolz ist unsre Brück';
Ich lache, denk' ich an früher zurück,
An all den Jammer und all die Not
Mit dem elend alten Schifferboot;
Wie manche liebe Christfestnacht
Hab' ich im Fährhaus zugebracht
Und sah unsrer Fenster lichten Schein
Und zählte und konnte nicht drüben sein."

Auf der Norderseite das Brückenhaus —
Alle Fenster sehen nach Süden aus,
Und die Brücknersleut' ohne Rast und Ruh'
Und in Bangen sehen nach Süden zu;
Denn wütender wurde der Winde Spiel, —
Und jetzt, als ob Feuer vom Himmel fiel',
Erglüht es in niederschießender Pracht
Überm Wasser unten. . . . Und wieder ist Nacht.

* * *

„Wann treffen wir drei wieder zusamm'?"
„Um die Mitternacht am Bergeskamm."
„Auf dem hohen Moor, am Erlenstamm."
„Ich komme."
„Ich mit."
„Ich nenn' euch die Zahl"

„Und ich die Namen."
„Und ich die Qual."
„Hei!
Wie Splitter brach das Gebälk entzwei."
„Tand, Tand
Ist das Gebilde von Menschenhand!"

### 7. Ausgang.

Immer enger, leise, leise
Ziehen sich die Lebenskreise,
Schwindet hin, was prahlt und prunkt,
Schwindet Hoffen, Hassen, Lieben,
Und ist nichts in Sicht geblieben
Als der letzte dunkle Punkt.

Noch näher kommt der Technik des Impressionismus der äußerlich dem Münchener Kreise nahestehende Bayer

## Martin Greif (Friedrich Hermann Frey, 1839—1911),

der sich auch, freilich nicht erfolgreich, auf dramatischem Gebiete mit meist vaterländischen Stoffen betätigt hat („Agnes Bernauer", „Hans Sachs", „Konradin", „Ludwig der Bayer"). Greif gehört zu unsern bedeutsamsten Lyrikern besonders durch die Kunst, ein Naturbild mit aller Kraft der Stimmung, in wundervoller Anschaulichkeit und in knappsten Linien festzuhalten. Das Geschaute gewinnt bei ihm warmes Leben; das Leben bannt er mit zwingender Anschaulichkeit in schlichte, oft echt volkstümliche Form, die nicht gesucht ist, sondern den Dingen entwächst. Dabei ist freilich nicht zu übersehen, daß sein Gebiet verhältnismäßig eng umgrenzt ist.

Sternentrost. — An Deutschland. Der Ottensund. Die Bergföhre. — Der Sieger von Torgau. Zur Vollendung des Kölner Domes. Erster Mai.

### 1. Jugendliebe.

Denkst du an den Sommertag,
Da wir früh uns fanden
Und allein am grünen Hag
Junge Rosen banden?

Lerchen in der blauen Luft
Sangen ungesehen,
Ferne lag der Morgenduft
Über allen Höhen.

Standen still uns zugewandt,
Mochten träumend scheinen —
Wohl ich fühlte deine Hand
Manchmal in der meinen.

Plötzlich schlugst du auf den Blick,
Alles war gestanden —
Sag', wohin ist Ruh' und Glück,
Seit wir dort uns fanden?

### 2. Im Walde.

So einsam ist es um mich her,
So friedlich und so still,
Wenn nicht das Leid im Herzen wär',
Das nimmer schweigen will.

Die Vöglein singen dort und hier,
Im Wipfel lind es bebt,
Es steht ein fernes Grab vor mir —
Ist's wahr, daß ich's erlebt?

Zwei Falter fliegen ab und zu,
Wo eine Knospe sprang:
So schwärmten wir einst, ich und du,
Den grünen Wald entlang.

### 3. Die einsame Wolke.

Sonne warf den letzten Schein
Müd' im Niedersinken,
Eine Wolke nur allein
Schien ihr nachzuwinken.

Lange sie wie sehnend hing
Ferne den Genossen,
Als die Sonne unterging,
War auch sie zerflossen.

### 4. Seelied.

Abendnebel ziehn und wallen
Um der stillen Berge Schnee,
Ferne Glocken überm See
Klingen sehnlich und verhallen.

Was ich floh, das faßt mich wieder,
Ach, ich fühl' mich so allein! —
Himmel, gieß den goldnen Schein
Deiner Sterne auf mich nieder!

### 5. In der Heide.

Schon hebt im weiten Lande
Sich jeder Schatten ab,
Die Sonne geht am Rande
Der Heide voll hinab:

Ich seh' in immer tiefern
Und rötern Glanz hinein,
Ein Forst von ernsten Kiefern
Blaut fern im Abendschein.

### 6. Hochsommernacht.

Stille ruht die weite Welt,
Schlummer füllt des Mondes Horn,
Den der Herr in Händen hält.

Nur am Berge rauscht der Born —
Zu der Ernte Hut bestellt
Wallen Engel durch das Korn.

### 7. Ruhe im Wald.

Um den hohen Mittag
In des zaubrischen Waldes dunkler Stille
Halb träumend und halb im Wachen
Halt' ich einsame Rast,
Hingestreckt auf den unbetretnen Bühel.

Allum zwischen den Schatten hin
Auf der bemoosten, farbigen Erde
Spielen der hoch herblickenden Sonne
Unstet glänzende Lichter.

Manchmal im dämmrigen Laubgezelt
Schwanken zugleich mit der Blätter
Reger Fülle
Ernst rauschende Kronen.

Aber fern dahinter liegt,
Unergründlich dem Auge,
Ganz in den eigenen Glanz gehüllt,
Ruhend der tiefblaue Äther.

### 8. Vor der Ernte.

Nun störet die Ähren im Felde
Ein leiser Hauch,
Wenn eine sich beugt, so bebet
Die andre auch.

Es ist, als ahnten sie alle
Der Sichel Schnitt —
Die Blumen und fremden Halme
Erzittern mit.

### 9. Herbstgefühl.

Wie ferne Tritte hörst du's schallen;
Doch weit umher ist nichts zu sehn,
Als wie die Blätter träumend fallen
Und rauschend mit dem Wind verwehn.

Es dringt hervor wie leise Klagen,
Die immer neuem Schmerz entstehn,
Wie Wehruf aus entschwundnen Tagen,
Wie stetes Kommen und Vergehn.

Du hörst, wie durch der Bäume Gipfel
Die Stunden unaufhaltsam gehn,
Der Nebel regnet in die Wipfel,
Du weinst und kannst es nicht verstehn.

Auch den Prinzen

## Emil von Schönaich-Carolath (1852—1908)

führte die Entwicklung zuletzt der Moderne zu. Geb. 1852 in Breslau, wurde er Offizier, nahm dann seinen Abschied und machte weite Reisen in ferne Länder, deren Eigenart er echter und farbentreuer zu zeichnen versteht als Freiligrath. Er starb 1908 auf Haseldorf in Holstein. Ebenso wie K. F. Meyer liebt er es, sich in die Zeiten der italienischen Renaissance zu versenken oder trotzige Landsknechtlieder mit schwermütigem Unterton zu singen. Eine gehaltene Wehmut lagert überhaupt auf seiner Dichtung; sie ist das Ergebnis der müden Erkenntnis des Weltfahrers: Alles ist eitel. Aber sein innerer Entwicklungsgang führt ihn von dieser Empfindung, vom Weltschmerz, zu christlich vertiefter Lebensanschauung („Ver sacrum"). Weiterhin haben die Dichtungen seines Mannesalters vor denen seiner Jugend voraus die Vertiefung des Vaterlandsgefühles gegenüber der lockenden Fremde und das Erwachen des sozialen Empfindens in dem vornehmen Aristokraten. In seinem Schaffen geht Schönaich-Carolath (der auch wertvolle Prosa hinterlassen hat, wie z. B. „Die Kiesgrube") von Heine, Byron, Eichendorff und Storm allmählich zur Moderne hin. Sein Empfinden wird weniger schlicht, es ist nervös überfeinert; die Motive werden weniger landläufig. Vor allem aber hat er wie kaum ein zweiter die Sprache so wundervoll zu meistern verstanden, daß Bild und Wort unlösbar sich durchdringen. Dabei liegt stets eine unleugbare Vornehmheit wie im Rhythmus so auch in der Wahl der feinabgewogenen, mit Vorliebe nachgestellten Beiwörter.

### 1. Vom Scheiden.

Wenn dir ein Mägdlein recht gefällt
Und sie nimmt einen andern,
Dann heißt es, in die weite Welt
Zu wandern.

Da draußen viele Mädchen sind,
So viele blond' und braune,
Als Rosen blühn im Maienwind
Am Zaune.

Mit neuem Glück an neuem Ort
Zufrieden sind die mehrsten,
Oft treibt ein zweiter Nagel fort
Den ersten.

Doch wenn die Kur dir schlecht gelingt,
So werde Kapuziner,
Und wenn kein Ablaß Frieden bringt,
Trink Valtelliner.

Trink aus und würfle bei Morgenrot
Um Dirnen mit blankem Messer —
Stäch' dich vorher ein Landsknecht tot,
Wär's besser.

Und tut er's nicht, so zeche fort,
Doch wirf hinaus auf die Gasse
Die Menschen mit ihrem Krämerwort,
Daß Liebe sich heilen lasse . . .

Wenn dir ein Mägdlein recht gefällt
Und sie nimmt einen andern,
Dann ist's am besten, aus der Welt
Zu wandern.

### 2. Der säumige Landsknecht.

Der Trommler schlägt Parade,
Die Seidenfahnen wehn,
Nun heißt's, auf Glück und Gnade
Marschieren gehn.

Das Korn reift auf den Feldern,
Es schnappt der Hecht im Strom,
Der Wind streicht heiß durch Geldern
Hinauf gen Berg op Zoom.

Wer weiß, wer dort den Himmel,
Wer hier das Feld gewinnt —
Herab vom Fliegenschimmel
Grüßt Herr Carolus Quint.

Wir schlucken Staub beim Wandern,
Uns hängt der Säckel hohl,
Der Kaiser schluckt ganz Flandern,
Bekommt ihm ewig wohl.

Er weilt beim Länderschmause,
Bis er die Welt erwürb';
Mir lebt ein Lieb zu Hause,
Das weinte, wenn ich stürb'.

### 3. Waldvogel über der Heide.

Waldvogel über der Heide,
Der klagend die Heimat mied,
Ich glaube, wir beide, wir beide
Haben dasselbe Lied.

Dir hat ein Sturm aus Norden
Zerstört das heimische Nest;
Auch mir ist entrissen worden,
Was mein ich wähnte so fest.

Wir wollen zusammen singen
Das Lied vom verlornen Glück,
Und wollen uns weiterschwingen
Und nimmer kehren zurück.

### 4. Daheim.

Ein Weg durch Korn und roten Klee,
Darüber der Lerche Singen,
Das stille Dorf, der helle See,
Süßes Wehen, frohes Klingen.

Es wogt das Korn im Sonnenbrand,
Darüber die Glocken schallen —
Sei mir gegrüßt, mein deutsches Land,
Du schönstes Land vor allen!

### 5. O Deutschland.

Mondschein und Giebeldächer
In einer deutschen Stadt —
Ich weiß nicht, warum der Anblick
Mich stets ergriffen hat.

Es plätschert in alter Weise
Am Simonsplatze der Born,
Von weitem tutet leise
Der Wächter in sein Horn . . .

Dort drüben beim Lampenscheine
Ein Jüngling starrt ins Licht,
Und schwärmt und schluchzt und empfindet
Sein erstes, sein bestes Gedicht.

O Deutschland! mir tat's gefallen
In manchem fremden Land,
Dir aber hat Gott vor allen
Das beste Teil erkannt.

Dort sitzt eine junge Mutter,
Die wiegt ihr Kind zur Ruh',
Sie lächelt und sinnt und betet
Und singt ein Lied dazu.

Du lebst und schwärmst und dämmerst
In tiefer Seelenruh'!
Wenn du dein Eisen hämmerst,
Erklingt ein Lied dazu.

Es blickt auf die mondhellen Giebel
Tiefsinnend ein Greis hinaus,
Er hält in der Hand eine Bibel,
Drin liegt ein welker Strauß.

O lasse dir niemals rauben
Die alte Schwärmerei
Für Frauen, Freiheit und Glauben —
Bleib' unentwegt dabei!

Die Bäume rauschen, es funkeln
Die Sterne ab und zu;
Dort unten liegen die dunkeln
Häuser in tiefer Ruh'.

Daß du vom Born der Sage
Mögst schöpfen Frömmigkeit
Und Kraft zu wuchtigem Schlage
Nun und in Ewigkeit.

### 6. Meeresleuchten.

Das Meer die grünen Wellen hob,
Der Tag ging früh zur Neige,
Der Wind in schwülen Stößen schnob
Durchs sausende Myrtengezweige.

Heißdunstig flogen von Süden her
Die Wolken, die jagenden, feuchten;
Es pflügte der Sturm das donnernde Meer,
Die Wellen begannen zu leuchten.

Da sank dein windumstobnes Haupt
An meine Brust, bezwungen,
Dein Herz, das ich erstarrt geglaubt,
Hat Auferstehung errungen.

Es kam in seinem tiefsten Grund
Des Trotzes Kern zu brechen,
Dein herber, rotgesäumter Mund
Begann von Liebe zu sprechen.

Dein Herz will wie die weite See
Kühl und großatmend branden,
Einsam im Glücke, stolz im Weh,
Unnahbar, unverstanden.

Und nur bei Stürmen großer Art
Wird jäh im Weltgetriebe
Das seltne Leuchten offenbart,
Das Leuchten deiner Liebe.

### 7. Ver sacrum.

Wir saßen am Strande der Syrten,
Es rollte und grollte das Meer,
Ein Duft von Narden und Myrten
Zog tief aus Süden her.

Die Wellen brausen und funkeln,
Doch bäumt sich mein Herz vor Weh,
Wenn ich das große Verdunkeln
Unsres Lebens seh'.

Wir haben die weißen Paläste
Der Träume hoch getürmt,
Wir haben, zwei jubelnde Gäste,
Den Himmel des Glücks erstürmt.

Das mahnt mich an sündige Städte
Voll Lichtgewirr und Samt,
Wo reich aus goldnem Geräte
Der Weihrauch der Luft geflammt.

Da wurde vergeudet, zerrüttet
Der Arbeit Segenstat,
Da wurde der Weizen verschüttet,
Der Jugend heilige Saat.

Da wurde von trunkener Zunge
Manch Hosianna gelacht,
Bis plötzlich mit Raubtiersprunge
Einbrach die Flut bei Nacht.

Versunken im rächenden Meere
Die Städte hochbenannt,
Die Tempel, drin einst Cythere
Im thyrsischen Reigen stand.

Verschwunden die Marmorlöwen,
Die Meisterhand einst schuf —
Nur weiße, raublüsterne Möwen
Kreisen mit hungrigem Ruf.

Die Stadt voll Tempeln und Türmen,
Darüber die Wellen ziehn,
Ist unsre Jugend, in Stürmen
Versunken wie einst Julin[1].

Wir wollen vom Haupt uns streifen
Der Kränze sengenden Saum,
Das fiebernde Lustergreifen,
Den großen Griechentraum.

Wir wollen die Hand erfassen
Des Schiffsherrn von Nazareth,
Der, wenn die Sterne verblassen,
Nachtwandelnd auf Meeren geht.

Der tief in Wellen und Winden
Verlorenen Stimmen lauscht,
Um Städte wiederzufinden,
Darüber die Sintflut gerauscht,

Der aus dem brausenden Leben,
Drin unser Gut verscholl,
Versunkene Tempel heben
Und neu durchgöttern soll.

[1] Anderer Name für Vineta (s. S. 296).

Von den eigentlichen

## b) Pfadfindern der Moderne

haben nur wenige ihre Zeit überdauert. Auffallend ist vor allem der revolutionäre Ton, den sie politisch und künstlerisch anschlugen, das ungeheure Selbstgefühl, dem die Taten nicht entsprachen. Zu nennen sind in diesem Sinne vor allem Karl Henckell, John Henry Mackay, Maurice Reinhold von Stern und Bruno Wille. Sie spielen zum Teil sogar in der Geschichte der Sozialdemokratie eine Rolle. Der Proletarier, dessen Lied am wertvollsten Dehmel gesungen hat („Der Arbeitsmann")[1], erscheint hier mit der Rücksichtslosigkeit dieses lyrischen Frühnaturalismus wirklichkeitstreuer gezeichnet als bei Herwegh.

### Karl Henckell (geb. 1864 zu Hannover).

#### 1. Gang durch die Nacht.

Durch hohe Wiesen gehen
In lauer Sommernacht,
Von linder Lüfte Wehen
Umatmet liebesacht . . .

Der Himmel halb verhüllet,
Fern schwacher Silberschein —
Die müde Seele füllet
Ein süßes Stillesein.

#### 2. Vollmond am See.

Mondlicht durch die Platanen rinnt,
Welle schlägt ans Gestade,
Vollmond silberne Streifen spinnt
Über die feuchten Pfade.

Jetzt mit dir, Geliebte, so
Leicht in den Lichttanz tauchen,
Überrieselt vom Mondentau
In abgründiger Himmel Blau
Unser sehnsuchtschwellendes Herz verhauchen!

#### 3. Der Steinklopfer.

Ich bin kein Minister,
Ich bin kein König,
Ich bin kein Priester,
Ich bin kein Held;
Mir ist kein Orden,
Mir ist kein Titel
Verliehen worden
Und auch kein Geld.

Dich will ich kriegen,
Du harter Plocken,
Die Splitter fliegen,
Der Sand stäubt auf —
„Du armer Flegel",
Mein Vater brummte,
„Nimm meinen Schlägel!"
Und starb darauf.

Heut' hab ich Armer
Noch nichts gegessen,
Der Allerbarmer
Hat nichts gesandt;
Von goldnem Weine
Hab' ich geträumet
Und klopfe Steine
Fürs Vaterland.

[1] Hierher gehört vor allem auch der Zyklus „Phantasus" von Arno Holz, von dem weiter unten die Rede ist.

Seltsam steht neben dem jugendlichen Selbstgefühl dieser Stürmenden das Bewußtsein, daß sie nur erst um ein noch unklar geschautes Ziel rangen, das zu erreichen andere bestimmt seien, daß sie die heiße Flamme in ihrer Brust zu früh verzehren werde. Manch einen von ihnen rissen die hochgehenden Wogen in ihren Strudel, wie zur Zeit des Sturmes und Dranges einst Lenz, ihr gefeiertes Vorbild. Nicht nur sich selbst, sondern jener ganzen Zeit hat

## Hermann Conradi (1862—1890)

in dumpfem Vorgefühl das Grablied gesungen, das, aus tiefstem Empfinden quellend, auch den höchsten Gipfel seiner Kunst darstellt:

### 1. Aus den Schwarzen Blättern XIII.

„Ich weiß — ich weiß: nur wie ein Meteor,
Das flammend kam, jach sich in Nacht verlor,
Werd' ich durch unsre Dichtung streifen!
Die Laute rauscht. Es jauchzt wie Sturmgesang, —
Wie Südwind kost, — es gellt wie Trommelklang
Mein Lied und wird in alle Herzen greifen . . .

Dann bebt's jäh aus in schriller Dissonanz . .
Die Blüten sind verdorrt, versprüht der Glanz —
Es streicht der Abendwind durch die Cypressen . . .
Nur wen'ge weinen. . . . Sie verstummen bald.
Was ich geträumt: sie geben ihm Gestalt —
Ich aber werde bald vergessen.

### 2. Die müde schon verglühte. . . .

Die müde schon verglühte,
Die leise schon verklang,
Jach ist sie wieder aufgeflammt
In jauchzendem Gesang!
Wie Zimbelton, wie Lautenschlag
Ward meine Liebe wieder wach,
Die müde schon verglühte,
Die leise schon verklang . . .

Und heller tönt ihr Rauschen,
Wie junger Frühlingswind,
Wenn er in heißem Schöpferdrang
Die Welt dem Licht gewinnt!
Und das Prophetenwort erläßt,
Daß nun der Menschheit Osterfest —
Ja! heller tönt ihr Rauschen,
Wie junger Frühlingswind!

Und wie durch Nebelschleier
Die Sonne siegreich bricht,
Der jungen Flur ein goldnes Band
Ums Lockenantlitz flicht:
So überglänzt mit Purpurschein
Die Liebe nun mein ganzes Sein,
Gießt goldne Feuer nieder
Und wirbt um neue Lieder . . .

Und nah und ferne quellen
Blitzende Wellen empor
An meinem Lebenshorizont
Aus Dunst und Wolkenflor!
Gedanken, die mir nie genaht,
Und Pfade, die ich nie betrat,
Entsteigen verborgenen Gründen,
Heilige Kraft zu entzünden!

Die leise schon verklungen,
Die müde schon verglüht:
Wild ist sie wieder aufgeflammt,
Im Lenzsturm stark erblüht!
Und lag ich wieder staubbedeckt,
So hab' ich mich nun aufgereckt,
Und die Gedanken schweifen
In großem Weltbegreifen!

Späterhin haben die meisten dieser Dichter diese Probleme aufgegeben und sich stärker der impressionistischen Kunst zugewandt; so der mitunter dunkle, aber nie in Verflachung aufgehende Westfale

## Peter Hille (1854—1904).

### 1. Waldesstimme.

Wie deine grüngoldnen Augen funkeln,
Wald, du mosiger Träumer!
Wie deine Gedanken dunkeln,
Einsiedel, schwer von Leben,
Saftseufzender Tagesversäumer.

Über der Wipfel Hin- und Wiederschweben
Wie's Atem holt und voller wogt und braust
Und weiter zieht —
und stille wird —
und saust.

Über der Wipfel Hin- und Wiederschweben
Hoch droben steht ein ernster Ton,
Dem lauschten tausend Jahre schon
Und werden tausend Jahre lauschen . . .
Und immer dieses starke, donnerdunkle Rauschen.

### 2. Kind.

Süßer Schwindel schlägt hinüber,
Heiße Blicke gehen über,
Und ein neues Leben rinnt.
Unserer Liebe starke Wonnen
Sammelt ein als starke Sonnen
In den Himmel seiner Augen
Unser Kind.

### 3. Selige Grüße.

Bläulicher Flieder.
Ist das ein Grüßen!
Wirbelnde Lieder
Wehen herüber, —
Stürben lieber.
Seligsein — und das heißt büßen.

Vermochten die Neuerer selber auch noch keine Erfüllung zu bieten, so hatten sie doch das Verdienst, den Mann auf den Schild erhoben zu haben, nach dem sie alle suchten, der aber gesondert von ihnen den Weg gegangen war,

## Detlev von Liliencron (1844—1909).

Er war 1844 in Kiel geboren, hatte als Offizier die Kriege von 1866 und 1870—71 mitgemacht, war dann vom Schicksal hin und her getrieben worden, vergeblich nach einer in sich ruhenden Weltanschauung ringend, bis er zuletzt als Deichgraf auf der Nordseeinsel Pellworm ein ruhiges Leben fand, ohne freilich der Not des Daseins völlig entronnen zu sein. Er starb 1909 in Alt-Rahlstedt bei Hamburg, von ganz Deutschland betrauert. Als erste Talentprobe erschienen 1882, mit Recht als erste „moderne" Gedichtsammlung begrüßt, seine aus den Kriegserlebnissen erwachsenen „Adjutantenritte", denen später die meisterhaften, in Prosa geschriebenen, aber mit allen Mitteln der neuen Kunst arbeitenden „Kriegsnovellen" folgten. In diesen Gedichten war er, wenn auch selbst noch vielfach vom Herkömmlichen ausgehend und gewiß nicht überall letzte lyrische Offenbarungen gebend, doch der Erfüllung des Zeit-

traumes nähergekommen. Was die Neuerer erstrebten, das hatte er hier und noch mehr in seinen späteren Sammlungen erreicht: Abkehr von der Konvention, Rückkehr zur Natur mit innigerem Sichversenken und feinerem Einfühlen in ihr tiefstes Sein, aber auch mit einer schärferen Beobachtung, die blitzartig auftauchende Eindrücke mit gespannten Sinnen wahrnahm und in ihrem Zusammenfließen als ein Ganzes erfaßte: der erste bewußte Künder des neuen Stils. Dabei war er, ohne eigentlich tief zu sein, voll quellender Kraft und bildmäßiger Anschaulichkeit, aber doch wieder von verträumter Süßigkeit. Auch in der Form suchte er — es gelang ihm, wie gesagt, nicht immer — sich vom Überkommenen frei zu machen. Er stellte hohe Anforderungen an Vers und Reim, behandelte ihn dann aber wieder mit scheinbarer Willkür, gerade durch Abweichen vom Hergebrachten die stärksten Wirkungen bewußt erzielend. Dabei meisterte er die Sprache und belebte sie durch Blutauffrischung aus der bisher nicht hoffähigen Alltagssprache und durch oft glücklich gefundene Neubildungen.

Sein ganzes Dichten kennzeichnet eine markige Kraft und Lebensfreude, die vor allem in seinen Balladen zum Ausdruck kommt. Hier wählt er mit Vorliebe kühne Krieger und Helden des Alltags aus der Gegenwart oder aus der Geschichte, die seinem Kraftgefühl und Freiheitsdrang am meisten zusagen. Die ungeheure Bildmäßigkeit seiner Sprache zeigt sich in ihren Klangmalereien und in ihrem wuchtigen Rhythmus am ungetrübtesten. Aber auch da ist das lyrische Element wie in seinem ganzen Schaffen vorherrschend. Aus demselben Grunde sind seine Romane und Dramen auch nicht lebensfähig, ebensowenig wie sein an Einzelschönheiten überreiches Hauptwerk, das „kunterbunte" Epos „in 29 Kantussen", „Poggfred", durch dessen romantisch ins Grenzenlose schweifenden Wirrwarr man sich nur schwer hindurchfinden kann.

Wer weiß, wo? Legende. — Der Kampf um die Wasserstelle. Krieg und Friede.

### 1. Spruch.

Gib den Flamberg[1] nie aus Händen,
In Triumph selbst und Genuß,
Denn du brauchst ihn aller Enden
Bis zum letzten Atemschluß.

Frieden wirst du nie erkämpfen —
Dennoch! Schmück dir Schwert und Schmerz
Hin und wieder mit Aurikeln
Und bekränze auch dein Herz.

### 2. Heidebilder.

1.

Tiefeinsamkeit spannt weit die schönen Flügel
Weit über stille Felder aus.
Wie ferne Küsten grenzen graue Hügel;
Sie schützen vor dem Menschengraus.

Im Frühling fliegt in mitternächtiger Stunde
Die Wildgans hoch in raschem Flug.
Das alte Gaukelspiel: in weiter Runde
Hör' ich Gesang im Wolkenzug.

[1] Schlachtschwert.

Verschlafen sinkt der Mond in schwarze Gründe,
Beglänzt noch einmal Schilf und Rohr.
Gelangweilt ob so mancher holden Sünde
Verläßt er Garten, Wald und Moor.

2.

Die Mittagssonne brütet auf der Heide,
Im Süden droht ein schwarzer Ring.
Verdurstet hängt das magere Getreide,
Behaglich treibt ein Schmetterling.

Ermattet ruhn der Hirt und seine Schafe,
Die Ente träumt im Binsenkraut,
Die Ringelnatter sonnt in trägem Schlafe
Unregbar ihre Tigerhaut.

Im Zickzack zuckt ein Blitz, und Wasserfluten
Entstürzen gierig dunklem Zelt.
Es jauchzt der Sturm und peitscht mit seinen Ruten
Erlösend meine Heidewelt.

### 3. Herbst.

Astern blühen schon im Garten;
Schwächer trifft der Sonnenpfeil.
Blumen, die den Tod erwarten
Durch des Frostes Henkerbeil.

Brauner dunkelt längst die Heide,
Blätter zittern durch die Luft.
Und es liegen Wald und Weide
Unbewegt im blauen Duft.

Pfirsich an der Gartenmauer,
Kranich auf der Winterflucht.
Herbstes Freuden, Herbstes Trauer,
Welke Rosen, reife Frucht.

### 4. Einsame Eiche.

Septembermittag. Sommerheiß.
Tiefstille überspinnt die Koppeln.
Des mächtigen Baumes Schattenkreis
Liegt schwarz, ein Fleck, auf weißen Stoppeln.

Der Schnitter bringt den müden Leib
Der Eiche kühlen Dämmerungen.
Vom Dorfe brachte ihm sein Weib
Das Mittagessen und den Jungen.

Vom Vater sieht der Baum den Sohn,
Und Glied auf Glied, die Kette schmieden
Und hört, wie lange Jahre schon,
Der Sense immer gleichen Frieden.

### 5. Tod in Ähren.

Im Weizenfeld, in Korn und Mohn,
Liegt ein Soldat, unaufgefunden,
Zwei Tage schon, zwei Nächte schon,
Mit schweren Wunden, unverbunden.

Durstüberquält und fieberwild,
Im Todeskampf den Kopf erhoben.
Ein letzter Traum, ein letztes Bild;
Sein brechend Auge schlägt nach oben.

Die Sense sirrt im Ährenfeld,
Er sieht sein Dorf im Arbeitsfrieden.
Ade, ade, du Heimatwelt —
Und beugt das Haupt, und ist verschieden.

### 6. Fühler und Vorhang.

Weit der Schwadron war ich vorausgeritten
Und hielt im Nebel, horchend, auf dem Hügel.
Kommandoruf, vom Winde abgeschnitten,
Verworren klang Geklirr von Roß und Bügel.
Da brach ein Reiher, nah, aus Nebelsmitten,
Und nahm den Schleier auf die breiten Flügel:
Sonnübersponnen, unten tief, durchschritten
Die Furt Husaren, Zügel hinter Zügel.

Den Gaul herum, die Seligkeit vergessen,
Schieß ich zurück, mein Schatten ist betrogen,
„Fertig zum Aufsitzen" und „Auf—gesessen",
Dann weg, wie von der Erde aufgesogen,
Vorsichtig, still, in richtigem Ermessen,
Schlau wie die Rothaut zieht im Gräserwogen.
Halt . . . Säbelwink . . . der Eisensporn dem Blessen,
Und in den Feind sind wir hineingeflogen.

### 7. Kleine Ballade.

Hoch weht mein Busch, hell klirrt mein Schild
Im Wolkenbruch der Feindesklingen.
Die malen kein Madonnenbild
Und tönen nicht wie Harfensingen.

Und in den Staub der letzte Schelm,
Der mich vom Sattel wollte stechen!
Ich schlug ihm Feuer aus dem Helm
Und sah ihn tot zusammenbrechen.

Ihr wolltet stören meinen Herd?
Ich zeigte euch die Mannessehne.
Und lachend trockne ich mein Schwert
An meines Rosses schwarzer Mähne.

### 8. In Erinnerung.

Wilde Rosen überschlugen
Tiefer Wunden rotes Blut.
Windverwehte Klänge trugen
Siegesmarsch und Siegesflut.

Nacht. Entsetzen überspülte
Dorf und Dach in Lärm und Glut.
„Wasser!" Und die Hand zerwühlte
Gras und Staub in Dursteswut.

Morgen. Gräbergraber. Grüfte.
Manch ein letzter Atemzug.
Weither, witternd, durch die Lüfte
Braust und graust ein Geierflug.

### 9. Die Musik kommt.

Klingling, bumbum und tschingdada,
Zieht im Triumph der Perserschah?
Und um die Ecke brausend bricht's
Wie Tubaton des Weltgerichts,
Voran der Schellenträger.

Brumbrum, das große Bombardon,
Der Beckenschlag, das Helikon,
Die Piccolo, der Zinkenist,
Die Türkentrommel, der Flötist,
Und dann der Herre Hauptmann.

Der Hauptmann naht mit stolzem Sinn,
Die Schuppenketten unterm Kinn,
Die Schärpe schnürt den schlanken Leib,
Beim Zeus! das ist kein Zeitvertreib,
Und dann die Herren Leutnants.

Zwei Leutnants, rosenrot und braun,
Die Fahne schützen sie als Zaun.
Die Fahne kommt, den Hut nimm ab,
Der bleiben treu wir bis ans Grab!
Und dann die Grenadiere.

Der Grenadier im strammen Tritt,
In Schritt und Tritt und Tritt und Schritt.
Das stampft und dröhnt und klappt und
flirrt,
Laternenglas und Fenster klirrt,
Und dann die kleinen Mädchen.

Die Mädchen alle, Kopf an Kopf,
Das Auge blau und blond der Zopf,
Aus Tür und Tor und Hof und Haus
Schaut Mine, Trine, Stine aus,
Vorbei ist die Musike.

Klingling, tschingtsching und Paukenkrach,
Noch aus der Ferne tönt es schwach,
Ganz leise bumbumbumbum tsching;
Zog da ein bunter Schmetterling,
Tschingtsching, bum, um die Ecke?

### 10. Viererzug.

Vorne vier nickende Pferdeköpfe,
Neben mir zwei blonde Mädchenzöpfe,
Hinten der Groom[1] mit wichtigen Mienen,
An den Rädern Gebell.

In den Dörfern windstillen Lebens Genüge,
Auf den Feldern fleißige Spaten und Pflüge,
Alles das von der Sonne beschienen
So hell, so hell.

### 11. Zwei Meilen Trab.

Es sät der Huf, der Sattel knarrt,
Der Bügel jauft[2], es wippt mein Bart
In immer gleichem Trabe.

Auf stillen Wegen wiegt mich längst
Mein alter Mecklenburger Hengst
Im Trab, im Trab, im Trabe.

Der sammetweichen Sommernacht
Violenduft und Blütenpracht
Begleiten mich im Trabe.

Ein grünes Blatt, ich nahm es mit,
Das meiner Stirn vorüberglitt
Im Trabe, Trabe, Trabe.

Hut ab, ich nestle wohlgemut,
Hut auf, schon sitzt das Zweiglein gut,
Ich blieb im gleichen Trabe.

Bisweilen hätschelt meine Hand
Und liebkost Hals und Mähnenwand
Dem guten Tier im Trabe.

Ich pfeif' aus „Flick und Flock“[3] ihm vor,
Er prustet, er bewegt das Ohr,
Und sing' ihm eins im Trabe.

Ein Nixchen, das im nahen Bach
Sich badet, plantscht und spritzt mir nach
Im Trabe, Trabe, Trabe.

Und wohlig weg im gleichen Maß,
Daß ich die ganze Welt vergaß,
Im Trabe, Trabe, Trabe.

Und immer fort, der Fackel zu,
Dem Torfahrtlicht der ewigen Ruh,
Im Trabe, Trabe, Trabe . . .

### 12. Meiner Mutter[4].

Wie oft sah ich die blassen Hände nähen:
Ein Stück für mich — wie liebevoll du sorgtest!
Ich sah zum Himmel deine Augen flehen:
Ein Wunsch für mich — wie liebevoll du sorgtest!
Und an mein Bett kamst du mit leisen Zehen:
Ein Schutz für mich — wie sorgenvoll du horchtest!
Längst schon dein Grab die Winde überwehen:
Ein Gruß für mich — wie liebevoll du sorgtest!

---

[1] Reitknecht, Diener. [2] Tonmalendes Wort. [3] Eine Operette.
[4] Strophenform ist die „Sizilliane“, die aus acht elffilbigen Jamben mit nur zwei Reimen besteht.

### 13. „Unter den Linden".

Heute spaziert' ich unter den Linden,
Um Menschen zu sehn, Bekannte zu finden,
Und traf dort auch die ganze Welt,
Als hätte sie sich hierher bestellt.
Asien selbst mit den gelben Söhnen
Wandelt vergnügt zwischen märkischen Schönen;
Welch ein Gemisch, bescheiden und stolz!

Wo kommt der Rauch her wie brennendes Holz?
Im Vorüber entdeck' ich in einem Tor:
Ist die Leitung geplatzt, ein Wasserrohr?
Glutbecken, Hammer und Blei verrieten,
Daß sie den kleinen Schaden vernieten.
Als den Rauch ich roch im Straßenlärm,
Versank ich plötzlich in buntes Geschwärm:

Von trockenem Tann ist ein Feuer entfacht
Auf der Feldwach' in kalter Winternacht.
Ich starr' in die Flammen und wärme die Hände
Und freu' mich der wachsenden Tageswende.
Die Ablösung kommt, ihr Führer voran,
Den schon vor Jahren zum Freund ich gewann.
Ernste Gedanken und fröhliche Stunden
Haben im Leben uns eng verbunden.

Wir beide, daß ich ihn unterweise
Über den Feind im umgebenden Kreise,
Lassen die Posten im Nebelgrauen
Und gehen weit vor, um besser zu schauen.
Unendliche Stille, unendlich leer,
Das Schneetuch ein Laken ringsumher.
Nur eine Mühle vor uns im Land
Qualmt noch immer vom gestrigen Brand.

Da fällt, mitten in meinem Berichte,
Ein Schuß — ein Wölkchen an jener Fichte . . .
Mein Kamerad greift sich ans Herz so schnell;
Ein dunkles Tröpfchen, ein winziger Quell.
In Eil' umfaß ich ihn, er schwankt, er sinkt,
Leg' sanft ihn zur Erde — der Tod hat gewinkt.
Das rote Blut auf dem weißen Schnee
Sticht trostloser ab als im grünen Klee.

Im Westen die Mühle qualmt düster empor,
Im Osten die Sonne blitzt blendend hervor.
Bald bilden Gewehre die Trauerbahr',
Soldatenarm hält ihm das blonde Haar.
Am Feuer der Feldwache liegt er gestreckt,
Kein Bitten, kein Rütteln hat ihn geweckt.
Es knistert, der Rauch umzieht mein Gesicht,
Leb' wohl, Kamerad, ich vergesse dich nicht.

Unter den Linden, vorbei ist der Spaß,
Trink' ich bei Hiller ein stilles Glas,
Ein stilles Glas auf ein fernes Grab,
Dann wieder ins Leben, bergauf, bergab.

### 14. Auf dem Kirchhof.

Der Tag ging regenschwer und sturmbewegt,
Ich war an manch vergessenem Grab gewesen.
Verwittert Stein und Kreuz, die Kränze alt,
Die Namen überwachsen, kaum zu lesen.

Der Tag ging sturmbewegt und regenschwer,
Auf allen Gräbern fror das Wort: Gewesen.
Wie sturmestot die Särge schlummerten,
Auf allen Gräbern taute still: Genesen.

### 15. Einer Toten.

Ach, daß du lebtest!
Tausend schwarze Krähen,
Die mich umflatterten auf allen Wegen,
Entflohen, wenn sich deine Tauben zeigten,
Die weißen Tauben deiner Fröhlichkeit.
Daß du noch lebtest!
Schwer und kalt bedrängt
Die Erde deinen Sarg und hält dich fest.

Ich geh' nicht hin, ich finde dich nicht mehr.
Und Wiedersehn?
Was soll ein Wiedersehn?
Wenn wir zusammen Hosianna singen,
Und ich dein Lachen nicht mehr hören kann?
Dein Lachen, deine Sprache, deinen Trost:

„Der Tag ist heut' so schön. Wo ist Chasseur?
Hol' aus dem Schranke deinen Lefaucheux
Und geh ins Feld, die Hühner halten noch.
Doch bieg' nicht in das Buchenwäldchen ab
Und leg' dich nicht ins Moos und träume nicht.
Paß auf die Hühner und sei nicht zerstreut,
Blamier' dich nicht vor deinem Hund, ich bitte.
Und alle Orgeldreher heut' verwünsch' ich,
Die luftgetragnen Ton von fernen Dörfern
Dir zusenden, ich seh' dann keine Hühner.
Und doch, die braune Heide liegt so still,
Dich rührt ihr Zauber, laß dich nur bestricken.

Wir essen heute abend Erbsensuppe,
Und der Margaux hat schon die Zimmerwärme;
Bring' also Hunger mit und gute Laune.
Dann liest du mir aus deinen Lieblingsdichtern.
Und willst du mehr, wir gehen an den Flügel
Und singen Schumann, Robert Franz und Brahms.
Die Geldgeschichten lassen wir heut' ruhn.
Du lieber Himmel, deine Gläubiger
Sind keine Teufel, die dich braten können,
Und alles wird sich machen.
Hier noch eins:
Ich tat dir guten Kognak in die Flasche;
Grüß' Heide mir und Wald und all die Felder,
Die abseits liegen, und vergiß die Schulden.
Ich seh' indessen in der Küche nach,
Daß uns die Erbsensuppe nicht verbrennt."

Daß du noch lebtest!
Tausend schwarze Krähen,
Die mich umflatterten auf allen Wegen,
Entflohen, wenn sich deine Tauben zeigten,
Die weißen Tauben deiner Fröhlichkeit.
Ach, daß du lebtest!

## 16. Pidder Lüng.

„Frii es de Fesksang,
Frii es de Jaght,
Frii es de Strönthgang,
Frii es de Naght,
Frii es de See, de wilde See
En de Hörnemmer Rhee."

Der Amtmann von Tondern, Henning Pogwisch,
Schlägt mit der Faust auf den Eichentisch:
„Heut' fahr' ich selbst hinüber nach Sylt
Und hol' mir mit eigner Hand Zins und Gült[1].
Und kann ich die Abgaben der Fischer nicht fassen,
Sollen sie Nasen und Ohren lassen,
Und ich höhn' ihrem Wort:
Lewwer duad üs Slaav!"

[1] Zins, Abgabe.

Im Schiff vorn der Ritter, panzerbewehrt,
Stützt finster sich auf sein langes Schwert.
Hinter ihm, von der hohen Geistlichkeit,
Steht Jürgen, der Priester, beflissen, bereit;
Er reibt sich die Hände, er bückt den Nacken.
„Der Obrigkeit helf' ich die Frevler packen;
In den Pfuhl das Wort:
Lewwer duad üs Slaav!"

Gen Hörnum[1] hat die Prunkbarke den Schnabel gewetzt,
Ihr folgen die Ewer[2], kriegsvolkbesetzt,
Und es knirschen die Kiele auf den Sand,
Und der Ritter, der Priester springen ans Land,
Und waffenrasselnd hinter den beiden
Entreißen die Söldner die Klingen den Scheiden.
Nun gilt es, Friesen:
Lewwer duad üs Slaav!

Die Knechte umzingeln das erste Haus,
Pidder Lüng schaut verwundert zum Fenster heraus.
Der Ritter, der Priester treten allein
Über die ärmliche Schwelle hinein.
Des langen Peters starkzählige Sippe
Sitzt grad' an der kargen Mittagskrippe.
Jetzt zeige dich, Pidder:
Lewwer duad üs Slaav!

Der Ritter verneigt sich mit hämischem Hohn,
Der Priester will anheben seinen Sermon.
Der Ritter nimmt spöttisch den Helm vom Haupt
Und verbeugt sich noch einmal: „Ihr erlaubt,
Daß wir Euch stören bei Euerm Essen,
Bringt hurtig den Zehnten, den Ihr vergessen,
Und Euer Spruch ist ein Dreck:
Lewwer duad üs Slaav!"

Da reckt sich Pidder, steht wie ein Baum:
„Henning Pogwisch, halt deine Reden im Zaum!
Wir waren der Steuern von jeher frei,
Und ob du sie wünschst, ist uns einerlei!
Zieh ab mit deinen Hungergesellen;
Hörst du meine Hunde bellen?
Und das Wort bleibt stehn:
Lewwer duad üs Slaav!"

„Bettelpack", fährt ihn der Amtmann an,
Und die Stirnader schwillt dem geschienten Mann,
„Du frißt deinen Grünkohl nicht eher auf,
Als bis dein Geld hier liegt zu Hauf."
Der Priester zischelt von Trotzkopf und Bücken
Und verkriecht sich hinter des Eisernen Rücken.
O Wort, geh' nicht unter:
Lewwer duad üs Slaav!

Pidder Lüng starrt wie wirrsinnig den Amtmann an,
Immer heftiger in Wut gerät der Tyrann,
Und er speit in den dampfenden Kohl hinein:
„Nun geh an deinen Trog, du Schwein!"

---

[1] Landungsplatz auf der Südspitze der Insel Sylt.
[2] Ein- und zweimastiges Fahrzeug mit flachem Boden zur Fluß- und Küstenschiffahrt.

Und er will, um die peinliche Stunde zu enden,
Zu seinen Leuten nach draußen sich wenden.
Dumpf dröhnt's von drinnen:
„Lewwer duad üs Slaav!"

Einen einzigen Sprung hat Pidder getan,
Er schleppt an den Napf den Amtmann heran
Und taucht ihm den Kopf ein und läßt ihn nicht frei,
Bis der Ritter erstickt ist im glühheißen Brei.
Die Fäuste dann lassend vom furchtbaren Gittern[1],
Brüllt er, die Türen und Wände zittern,
Das stolzeste Wort:
„Lewwer duad üs Slaav!"

Der Priester liegt ohnmächtig ihm am Fuß,
Die Häscher stürmen mit höllischem Gruß,
Durchbohren den Fischer und zerren ihn fort;
In den Dünen, im Dorf rasen Messer und Mord.
Pidder Lüng doch, ehe sie ganz ihn verderben,
Ruft noch einmal im Leben, im Sterben
Sein Herrenwort:
„Lewwer duad üs Slaav!"

### c) „Konsequente" Naturalisten.

Nach dem ersten Aufrauschen verstummte das Lied der Lyrik eine Zeitlang. Der siegreich vordringende, zuletzt „konsequente" Naturalismus war für sie nicht geeignet. Denn gebundene Form war ja nicht natürlich. Und doch haben Holz und Schlaf durch die Lösung der Sprache von fertigen Formeln und Stimmungskomplexen sehr viel für die Weiterentwicklung getan.

### Johannes Schlaf (geb. 1862)

gab neben den kraß naturalistischen Dramen und Erzählungen das feinste lyrische Stimmungsbild — in Prosa (die freilich rhythmisch beschwingt ist): „Frühling". Es ist geradezu ein Muster impressionistischer Kunst in der Auflösung der Eindrücke zu wundervoll lichtdurchflimmerten Bildern und in dem Zerfließen des Dichters ins All und des Alls in die Seele des Dichters („Überall bist du und nur du, und nichts ist ohne dich und nichts außer dir").

#### 1. Aus: „Frühling".

Der Länge nach lieg' ich auf dem Rücken und lächele mit halbgeschlossenen Augen in das tiefe, tiefe, blendende Blau hinein.

Nah und fern hör' ich eine Musik.

Durch das Gesumme der Bienen und Hummeln, durch das Wispern der Gräser und Binsen, durch das heimliche, verlorene Plätschern blinkenden Gekräusels, aus den tausend Stimmen der Vögel, zwischen den rauschenden Büschen.

Sie lebt in dem Gebrüll der Kühe, in den prächtigen Schwunglinien glänzender Pferdeleiber, wie sie grasen; in dem Muskelspiele ihrer stolzen Formen, wie sie dort gemächlich schreiten oder schnell, mutwillig hingaloppieren durch das hohe, blumenüberragte Gras. Sie flirrt und flimmert und wellt in zierlichen Schwingungen durch die blauen Lüfte, wogt und schwirrt und schwingt wie mit feinen Metallsaiten in dem Spiel der Insekten.

[1] Vom Umkrallen; die Finger schlossen sich wie ein Gitter um den Gepackten.

In unendlichen Farben, Formen, Tönen ein einziges Lied, ein einziger, einender Rhythmus, ein gewaltiger Einklang.

Jauchzt, jubelt, flötet, klagt, singt, braust.

Kommt aus lichtdämmernden, gleißenden Weiten, wird offenbar, süß-schaurig, freundlich in den Nähen, verklingt in den Fernen. Und ich: hingenommen in ihn, sein Wiederklang, ganz, ganz sein Wiederklang für eine Minute der Verlorenheit.

Suchen, Haben und Verlieren, und wieder Suchen, Halten und Verlieren. Immer wieder, und wieder, und immer von neuem.

Das ist das Leben. Das ist alles Schicksal, und aus diesem einen werden alle Leiden und Lieder . . .

* * *

Eine Musik hör' ich, nah und fern. Einen einzigen millionenstimmigen Akkord: das ist das Lied der Kraft! Das ist die Kraft.

Wer versteht es? Wer kann es widertönen lassen aus einer reinen, unverzagten Seele?

Ich will nichts als liegen und lauschen und immer lauschen, und lauschen und stammeln wie ein Kind, hingegeben in Ehrfurcht, in Lust und Jubel, in Schreck und Furcht und Grauen, und mit kindlichem Vertrauen wiederkehren und immer, immer wiederkehren . . .

* * *

Sonne! Sonne! Sonne!

Meine Blicke haften in dem weiten Blau, mit Sehnsucht, mit Sehnsucht . . . — Und nun — nun bin ich ein goldlichtes Wesen. Breites Silbergefieder sprießt aus meinen schimmernden Schultern, und heißes, goldenes Sonnenblut braust durch meine Adern, und ich rausche empor, empor, empor . . .

## 2. Im Heidekraut.

1.

### Auf der Klippe.

Hoch oben lieg' ich
im Heidekraut,
hoch über den dunklen Wäldern,
hoch auf dem sonnenglühenden Geklipp.

Ich denke, ich treibe auf einem endlosen Meer.
Das Spiel seiner Wogen ist das helle Himmelsblau,
das unaufhörliche Rauschen und Wühlen
des freien Bergwindes in den hohen Kronen,
Vogelgezwitscher und wehende Düfte,
Summen, Schrillen und Kniſtern der Käfer,
die hundert Geräusche der windbewegten Zweige,
blitzende Strahlen
und ruhende, gleitende Lichter,
wellende Farben
und das Blinken und Donnern der Wildwasser —
und meine Gedanken,
meine dummen Gedanken . . .
mit Strömen von Wärme und Licht rauscht
die Welt Lieder durch meine Pulse,
dunkle, grausige, süße Lieder der Einheit.
Über die blauen Täler hin,
in die weite, sonnige Welt hinein
schwatzt dich meine Sehnsucht,
du liebes, unergründbares Rätsel;
neckt sich mit kindlichen Torenworten
die uranfängliche Kraft,
ihr eigenes Rätsel
und ihres eigenen Rätsels Sinn . . .

2.

Heidekraut steck' ich an meinen Hut
und wandre.
Was ist mein Ziel?
Der Ruf eines Vogels
glockenhell
aus einem tiefen
fernen Grund. . .

Ähnlich wie Schlaf suchte

### Cäsar Flaischlen (1864—1920)

durch gestaltlose Aneinanderreihung bildmäßig empfundener Einzeleindrücke unmittelbare Wirkungen zu erzielen. Daneben sprach er volkstümliches Empfinden in leicht faßlichen und allverständlichen Versen aus („Hab' Sonne im Herzen") und wurde so einer der auch in weiteren Kreisen vielbekannten Lyriker. Nicht wenig trug dazu auch der Erfolg seines lebenbejahenden autobiographischen Romans „Jost Seyfried" bei, der gleichzeitig einen Einblick in die literarische Entwicklung der neunziger Jahre gewährt.

#### 1. So regnet es sich langsam ein . . .

So regnet es sich langsam ein,
und immer kürzer wird der Tag und immer
seltener der Sonnenschein . . .

Ich sah am Waldrand gestern ein paar Rosen
stehn . . .
gib mir die Hand und komm . . . wir wollen
sie uns pflücken gehn . . .

Es werden wohl die letzten sein!

#### 2. Im Kahn.

Schaukelt weiter mich, ihr Wellen! . . . schaukelt
weiter mich, ihr Winde . . . durch die wunderbare Ruhe dieser lichten Einsamkeit . . . leise, leise
wiegt mich weiter
in die Ferne
zu den stillen, weißen Wolken, die den Horizont
umklimmen . . .

Tragt mich fort, wohin ihr wollt!

Immer mehr versinkt die Küste mit dem
Strand und mit den Bergen . . . Alles wird zu
blauem Glanz . . .

Selig lieg' ich auf dem Rücken, horche auf die
Ammenlieder, die mir Wind und Wellen singen . . .
falte langsam meine Hände . . . schließe lächelnd
meine Augen und verträume in den Himmel,
wie ein Kind in stiller Wiege . . .

Meine Mutter ist die Sonne . . .

. . . . . .

Meine Mutter ist die Sonne,
und ich weiß, sie hat mich lieb!

Zweifellos einer der bedeutendsten und eigenwilligsten, auch wirkungsreichsten Dichter dieser Epoche ist der Ostpreuße

### Arno Holz (geb. 1863).

Er hat führend an allen Wandlungen der Zeit teilgenommen. Er begann im Banne Heines, obwohl er da schon neue Wege zu gehen glaubte, bog in die

soziale Bahn des Frühnaturalismus ein, entdeckte den „konsequenten Naturalismus“ und formulierte dann (von andern Häutungen, wie in „Daffnis“, zu schweigen) 1898 im „Phantasus“ das Gesetz des notwendigen sogenannten „immanenten Rhythmus“. Er sollte aus den Dingen selbst kommen. Die innere Notwendigkeit gruppierte die einzelnen Suggestionen um einen Konzentrationspunkt, der äußerlich durch die Anordnung um die Mittelachse versinnbildlicht wurde. Das führte naturgemäß manchmal zu grotesker Gestaltlosigkeit — oft aber erreicht tatsächlich gerade diese auf verfeinerter Empfindung für den Wert des einzelnen Wortes raffiniert aufgebaute Schlichtheit die stärksten lyrischen Wirkungen.

Noch weiter als der „Phantasus“ der neunziger Jahre, als „Sonnenfinsternis“ und „Ignorabimus“ führt der 1916 erschienene umfangreiche neueste „Phantasus“. Hier wandelt er noch bewußter in den Bahnen Whitmans, überspannt aber dessen Manier zu ungeheuer ins Breite gedehnten Sätzen, die alle äußere Form vernichten wollen, um im Sinne der Expressionisten nur Seele sich auswirken zu lassen.

„Een Boot is noch buten!“ „So einer war auch Er!“

### 1. Aus dem Zyklus „Phantasus“. (1885.)

1.

Ihr Dach stieß fast bis an die Sterne,
vom Hof her stampfte die Fabrik.
Es war die richtige Mietskaserne
mit Flur- und Leiermannsmusik!
Im Keller nistete die Ratte,
parterre gab's Branntwein, Grog und Bier,
und bis ins fünfte Stockwerk hatte
das Vorstadtelend sein Quartier.

Dort saß er nachts vor seinem Lichte
— duck nieder, nieder, wilder Hohn! —
und fieberte und schrieb Gedichte,
ein Träumer, ein verlorner Sohn!
Sein Stübchen konnte grade fassen
ein Tischchen und ein schmales Bett;
er war so arm und so verlassen
wie jener Gott aus Nazareth!

Doch pfiff auch dreist die feile Dirne,
die Welt, ihn aus: Er ist verrückt!
Ihm hatte leuchtend auf die Stirne
der Genius seinen Kuß gedrückt.
Und wenn, vom holden Wahnsinn trunken,
er zitternd Vers an Vers gereiht,
dann schien auf ewig ihm versunken
die Welt und ihre Nüchternheit.

In Fetzen hing ihm seine Bluse,
sein Nachbar lieh ihm trocknes Brot,
er aber stammelte: O Muse!
und wußte nichts von seiner Not.
Er saß nur still vor seinem Lichte,
allnächtlich, wenn der Tag entflohn,
und fieberte und schrieb Gedichte,
ein Träumer, ein verlorner Sohn!

2.

Die Nacht liegt in den letzten Zügen,
der Regen tropft, der Nebel spinnt . . .
o, daß die Märchen immer lügen,
die Märchen, die die Jugend sinnt!
Wie lieblich hat sich einst getrunken
der Hoffnung goldner Feuerwein!
Und jetzt? Erbarmungslos versunken
in dieses Elend der Spelunken —
o Sonnenschein! o Sonnenschein!

Nur einmal, einmal noch im Traume
laßt mich hinaus, o Gott, hinaus!
Denn süß rauscht's nachts im Lindenbaume
vor meines Vaters Försterhaus.
Der Mond lugt golden um den Giebel,
der Vater träumt von Mars-la-Tour,
lieb Mütterchen studiert die Bibel,
ihr Nestling koloriert die Fibel,
und leise, leise tickt die Uhr.

O goldne Lenznacht der Jasminen,
o wär' ich niemals dir entrückt!
Das ew'ge Rädern der Maschinen
hat mir das Hirn zerpflückt, zerstückt!
Einst schlich ich aus dem Haus der Väter
nachts in die Welt mich wie ein Dieb,
und heut' — drei kurze Jährchen später! —
Wie ein geschlagner Missetäter
schluchz' ich: Vergib, o Gott, vergib!

Wozu dein armes Hirn zerwühlen?
Du grübelst, und die Weltlust lacht!
Denn von Gedanken, von Gefühlen
hat noch kein Mensch sich satt gemacht!
Ja, recht hat, o du süße Mutter,
dein Spruch, vor dem's mir stets gegraust:
Was soll uns Shakespeare, Kant und Luther?
Dem Elend dünkt ein Stückchen Butter
erhabner als der ganze Faust!

## 2. Aus „Phantasus". (1898—1899.)

In einem Garten
unter dunklen Bäumen
erwarten wir die Frühlingsnacht.

Noch glänzt kein Stern.

Aus einem Fenster,
schwellend,
die Töne einer Geige . . .

Der Goldregen blinkt,
der Flieder duftet,
in unsern Herzen geht der Mond auf!

---

Aus weißen Wolken
baut sich ein Schloß.

Spiegelnde Seen, selige Wiesen,
singende Brunnen aus tiefstem Smaragd!

In seinen schimmernden Hallen
wohnen
die alten Götter.

Noch immer,
abends,
wenn die Sonne purpurn sinkt,
glühn seine Gärten,
vor ihren Wundern bebt mein Herz,
und lange . . . steh' ich.

Sehnsüchtig!

Dann naht die Nacht,
die Luft verlischt,
wie zitterndes Silber blinkt das Meer,
und über die ganze Welt hin weht ein Duft wie von Rosen.

---

Über die Welt hin ziehen die Wolken.
Grün durch die Wälder
fließt ihr Licht.

Herz, vergiß!

In stiller Sonne
webt linderndster Zauber,
unter wehenden Blumen blüht tausend Trost.

Vergiß! Vergiß!

Aus fernem Grund pfeift, horch, ein Vogel . . .
Er singt sein Lied.

Das Lied vom Glück!

Vom Glück.

---

Hinter blühenden Apfelbaumzweigen
steigt der Mond auf.

Zarte Ranken,
blasse Schatten
zackt sein Schimmer in den Kies.

Lautlos fliegt ein Falter.

Ich wandle wie trunken durch sanftes Licht,
die Fernen flimmern.

Selig silbern blitzt Busch und Gras.

Das Tal verblinkt
aus weichstem Dunkel,
traumsüß flötend, schluchzend, jubelnd,
mein Herz schwillt über,
die Nachtigall!

### d) Symbolisten.

Das gleiche Empfinden, das Holz vom Naturalismus entfernt hatte, war schon Anfang der neunziger Jahre lebendig geworden. Man suchte dem Worte seinen tieferen, *symbolischen Sinn* wiederzugeben. Vom Stofflichen wandte man sich beobachtend zu den feinsten Regungen des Sinnen- und Gefühlslebens und glaubte damit die Seele zu erreichen. Auf den materialistischen Dogmatismus folgte ein schrankenloser Subjektivismus. Von stärkstem Einfluß und größter Vorbildlichkeit zeigte sich dabei Nietzsches Lyrik (ist sein ganzes Werk nicht lyrisch?)

### Friedrich Nietzsche (1844—1900).

Er wußte die tiefsten Symbole zu erfassen und ihnen neues Leben einzuhauchen. Eine wehe Müdigkeit liegt dabei, trotz aller Lebensbejahung, über den meisten Gedichten des Philosophen, die tiefe Sehnsucht nach einem unbekannten Glück, zu dem er doch selbst sich den Weg verbaut, aber auch ein Glanz und Schimmer, der den suggestiven Einfluß seiner Persönlichkeit verständlich macht. Sein ganzer „*Zarathustra*“ ist in seiner aphoristischen Form und der starken Kraft seiner Gleichnisse, seiner Symbole, seiner Naturbeseelung ein lyrisches Gedicht, aus dem einzelne Stellen als geschlossene lyrische Meisterwerke das Philosophische überdauern und neben den Liedern Hölderlins weiterleben werden.

#### 1. Venedig.

An der Brücke stand
Jüngst ich in brauner Nacht.
Fernher kam Gesang:
Goldener Tropfen quoll's
Über die zitternde Fläche weg.
Gondeln, Lichter, Musik —
Trunken schwamm's in die Dämmrung
hinaus . . .

Meine Seele, ein Saitenspiel,
Sang sich, unsichtbar berührt,
Heimlich ein Gondellied dazu,
Zitternd vor bunter Seligkeit.
— Hörte jemand ihr zu? . . .

### 2. Zarathustras Lied.

O Mensch! Gib acht!
Was spricht die tiefe Mitternacht?
„Ich schlief, ich schlief —
Aus tiefem Traum bin ich erwacht!
Die Welt ist tief,
Und tiefer, als der Tag gedacht.

Tief ist ihr Weh —,
Lust — tiefer noch als Herzeleid!
Weh spricht: Vergeh!
Doch alle Lust will Ewigkeit —
Will tiefe, tiefe Ewigkeit!"

### 3. Die Sonne sinkt.

1.

Tag meines Lebens!
Die Sonne sinkt.
Schon steht die glatte
Flut vergüldet.
Warm atmet der Fels:
Schlief wohl zu Mittag
Das Glück auf ihm seinen Mittagsschlaf?
In grünen Lichtern
Spielt Glück noch der braune Abgrund herauf.

Tag meines Lebens!
Gen Abend geht's!
Schon glüht dein Auge
Halb gebrochen,
Schon quillt deines Taues
Tränengeträufel,
Schon läuft still über weiße Meere
Deiner Liebe Purpur,
Deine letzte, zögernde Seligkeit . . .

2.

Heiterkeit, güldene, komm!
Du des Todes
Heimlichster, süßester Vorgenuß!
— Lief ich zu rasch meines Wegs?
Jetzt erst, wo der Fuß müde ward,
Holt dein Blick mich noch ein,
Holt dein Glück mich noch ein.

Rings nur Welle und Spiel.
Was je schwer war,
Sank in blaue Vergessenheit, —
Müßig steht nun mein Kahn.

Sturm und Fahrt — wie verlernt' er das!
Wunsch und Hoffen ertrank,
Glatt liegt Seele und Meer.

Siebente Einsamkeit!
Nie empfand ich
Näher mir süße Sicherheit,
Wärmer der Sonne Blick.
— Glüht nicht das Eis meiner Gipfel noch?
Silbern, leicht, ein Fisch
Schwimmt nun mein Nachen hinaus . . .

### 4. Vereinsamt.

Die Krähen schrein
Und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:
Bald wird es schnein —
Wohl dem, der jetzt noch Heimat hat!

Nun stehst du starr,
Schaust rückwärts, ach, wie lange schon!
Was bist Du, Narr,
Vor Winters in die Welt entflohn?

Die Welt — ein Tor
Zu tausend Wüsten stumm und kalt!
Wer das verlor,
Was du verlorst, macht nirgends halt.

Nun stehst du bleich,
Zur Winter-Wanderschaft verflucht,
Dem Rauche gleich,
Der stets nach kältern Himmeln sucht.

Flieg', Vogel, schnarr'
Dein Lied im Wüstenvogelton! —
Versteck', du Narr,
Dein blutend Herz in Eis und Hohn!

Die Krähen schrein
Und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:
Bald wird es schnein —
Weh dem, der keine Heimat hat!

Man hat das Auftreten des Symbolismus auch dem Einflusse Maeterlincks und Verlaines zuweisen wollen. Aber es ist wohl umgekehrt. In diesen französisch schreibenden Dichtern wird germanisches Blut lebendig. Denn nichts liegt im Wesen deutscher Art so tief begründet, als hellhörig den geheimsten Weisen in seiner Seele und der Natur zu lauschen, Zusammenhänge fühlend zu ahnen, die sich mit klaren Worten nicht aussprechen lassen. Vielfach wird

## Otto Julius Bierbaum (1865—1910)

als Führer dieser Richtung betrachtet, weil seine (auch im Titel „Irrgarten der Liebe" schon entlehnte) Gedichtsammlung die höchste Auflagenziffer aller neueren Lyrikbücher erreicht hat. Aber er ist künstlerisch unbedeutend; er ist der geborene Eklektiker, mit sicherem Anempfinden an fremde Stimmungen[1]. Seine lockeren „Jeanettelieder" weisen über Eduard Grisebach (1845—1906) und A. Holz hin zu Heine. Auch altdeutsche Weisen fühlt er graziös nach. Sein bekanntes „Abendlied" geht auf Paul Gerhardt und Claudius zurück; eines seiner besten Gedichte: „Oft in der stillen Nacht" ist nach Inhalt und Rhythmus Thomas Moores[2] „Oft in the stilly nigth" nachgebildet. Mehr Erfolg als seine sentimentale Lyrik erzielte die burschikos tänzelnde Art seiner „Chansons", die er zu dem von Ernst von Wolzogen in etwa literarisch belebten „Überbrettl" beisteuerte. Leicht sangbare Lautenlieder (in der Art Liliencrons), wie „Ach, mein Schatz ist durchgegangen, Laridah" und „Klingklanggloria, ich tanz' mit meiner Frau", unternahmen vom Münchener Kabarett der „Zwölf Scharfrichter" aus einen kurzlebigen Siegeszug durch Deutschland. Seine seichten und schlüpfrigen Prosawerke sind mit Recht schon jetzt für die Literatur erledigt.

### 1. Abendlied.

Die Nacht ist nieder gangen,
Die schwarzen Schleier hangen
Nun über Busch und Haus.
Leis rauscht es in den Buchen,
Die letzten Winde suchen
Die vollsten Wipfel sich zum Neste aus.

Noch einmal leis ein Wehen,
Dann bleibt der Atem stehen
Der müden, müden Welt.
Nur noch ein zages Beben
Fühl' durch die Nacht ich schweben,
Auf die der Friede seine Hände hält.

### 2. Oft in der stillen Nacht.

Oft in der stillen Nacht,
Wenn zag der Atem geht
Und sichelblank der Mond
Am schwarzen Himmel steht,

Wenn alles ruhig ist
Und kein Begehren schreit,
Führt meine Seele mich
In Kindeslande weit.

Dann seh' ich, wie ich schritt
Unfest mit Füßen klein,
Und seh' mein Kindesaug'
Und seh' die Hände mein,

Und höre meinen Mund,
Wie lauter klar er sprach,
Und senke meinen Kopf
Und denk' mein Leben nach:

Bist du, bist du allweg
Gegangen also rein,
Wie du gegangen bist
Auf Kindes Füßen klein?

Hast du, hast du allweg
Gesprochen also klar,
Wie einstens deines Munds
Lautleise Stimme war?

[1] Seine neueingeführten, oft geschmacklosen „Wortkoppelungen" (erosfüß, jesusbang) verspottet köstlich Hans von Gumppenberg in der „Sommermädchenküssetauschelächelbeichte".
[2] Englischer Dichter, lebte von 1779 bis 1852.

Sahst du, sahst du allweg
So klar ins Angesicht
Der Sonne, wie dereinst
Der Kindesaugen Licht?

Ich blicke, Sichel, auf
Zu deiner weißen Pracht;
Tief, tief bin ich betrübt
Oft in der stillen Nacht.

Am weitesten in der Verwendung der durch keine gedankliche Verknüpfung gebundenen Symbole gingen der pantheistisch allumfassende, aber nicht mehr auf Verständlichkeit zielende Alfred Mombert und der ins Groteske schweifende Paul Scheerbart. Sie weisen schon zu manchen Expressionisten hin. Ebenso ist es mit dem etwas leichter zugänglichen, wenn auch völlig eigenartigen

**Max Dauthendey** (geb. 1867 in Würzburg, gest. 1918 auf Java).

Für ihn gerade ist die Vermengung der Sinnesqualitäten und die Vorliebe für satte Farbenwirkungen kennzeichnend. Er ist noch ganz in Diesseitigkeit befangen und umspannt die Welt mit genießendem Liebesgefühl. Das zeigt sich auch in seiner Prosa, in der die feinen Reisebücher, besonders über Japan, die erste Stelle einnehmen. Bezeichnend für ihn, der in unablässigem Wandertrieb und ungestillter Sehnsucht die Welt durchschweifte, ist die Tatsache, daß er in der Ferne am Heimweh nach Deutschland gestorben ist. Kurze Zeit vor seinem Tode schrieb er folgende Worte in seine Bibel: „Heute morgen, als ich die 50. und 60. Psalmen Davids gelesen hatte, geschah mir eine Erkenntnis: Ich erkannte, daß es einen persönlichen Gott gibt. Drei Wochen vor meinem 50. Geburtstage wurde mir diese Offenbarung, an der ich seit meinem 20. Lebensjahre, also 30 Jahre lang, nachgegrübelt und gezweifelt und ergründet und durchgerungen habe. Welche herrliche Zielsicherheit ist heute in mein Herz, in meinen Geist, in meinen Körper eingezogen! — Gott lebt und ist so persönlich, wie alles durch ihn lebt."

**1. In deinem Angesicht . . .**

In deinem Angesicht
Schwebt Stille.
Stille, welche in sonnenschweren Wäldern lebt,
Auf abendblauem Berge,
Und im Blumenkelche.
Eine Stille, warm und licht,
Die ohne Laut vornehme Laute spricht.

**2. Auf deinem Haupt . . .**

Auf deinem Haupt schmolz eine goldenrote Krone,
Davon glüht nun dein Haar so goldenrot und stolz.
Aus deinen Augen zieht das stille, herbe Lied
Der tiefen ungeweinten Tränen.

Schliefen denn niemals Sonnenstrahlen auf deinen Lippen?
Man könnte wähnen,
Du habest nie dich selbst gesehn,
So arm bist du.

**3. Die Amseln haben . . .**

Die Amseln haben Sonne getrunken,
Aus allen Gärten strahlen die Lieder,
In allen Herzen nisten die Amseln,
Und alle Herzen werden zu Gärten
Und blühen wieder.

Nun wachsen der Erde die großen Flügel,
Und allen Träumen neues Gefieder,
Alle Menschen werden wie Vögel
Und bauen Nester im Blauen.

Nun sprechen die Bäume in grünem Gedränge,
Und rauschen Gesänge zur hohen Sonne,
In allen Seelen badet die Sonne,
Alle Wasser stehen in Flammen,
Frühling bringt Wasser und Feuer
Liebend zusammen.

### 4. Am süßen lila Kleefeld . . .

Am süßen lila Kleefeld vorbei,
Zu den Tannen, den zwei,
Mit der Bank inmitten,
Dort zieht wie ein weicher Flötenlaut
Der sanfte Fjord,
Blau im Schilfgrün ausgeschnitten.

Gib mir die Hand.
Die beiden Tannen stehen so still,
Ich will dir sagen,
Was die Stille rings verschweigen will.
Gib mir die Hand . . .
Gib mir in deiner Hand dein Herz.

### 5. Keine Wolke stille hält . . .

Keine Wolke stille hält,
Wolken fliehn wie weiße Reiher;
Keinen Weg kennt ihre Welt,
Und der Wind, das ist ihr Freier.

Wind, der singt von fernen Meilen,
Springt und kann die Luft nicht lassen,
Einer Landstraß' nachzueilen,
Menschen um den Hals zu fassen.

Und das Herz singt auf zum Reigen,
Schweigen kann nicht mehr die Brust;
Menschen werden wie die Geigen,
Geigen singen unbewußt.

### 6. Abend.

Schwarze Moose,
Erdgeruch in lauen Flocken.
Schmale, dünne Silberblüten
Und Gesang von bleichen Glocken.

Welke Feuer löschen leise,
Nur ein Atmen warmer Flut.
Blühend schmelzen rote Meere,
Dunkle Sonnen saugen Blut.

Hierher gehört auch der eckige, mit Gedanken ringende

## Christian Morgenstern (1871—1914),

der mitunter zu stärkster Aussprache innerer Erlebnisse in gedämpftem Tone gelangt. Daneben gelingen ihm die prachtvoll grotesken Parodien seiner „Galgenlieder" und „Palmström-Gedichte", die in der Übersteigerung von Alltagswendungen zu scheinbar symbolischer Bedeutung echtesten phantastischen Humor enthalten. Aber es ist kein Zufall, daß der Grundton seines Wesens die in seinem wertvollsten Buche ausgesprochene „Melancholie" ist, da ja von Menander[1] bis Molière sich ausgelassene Laune und tiefe Lebenswehmut so gerne paaren.

### 1. Vöglein Schwermut.

Ein schwarzes Vöglein fliegt über die Welt,
Das singt so todestraurig . . .
Wer es hört, der hört nichts andres mehr,
Wer es hört, der tut sich ein Leides an,
Der mag keine Sonne mehr schauen.

[1] Der größte Dichter der neueren griechischen Komödie, 341—290 v. Chr.

Allmitternacht, Allmitternacht
Ruht es sich aus auf dem Finger des Tods.
Der streichelt's leis und spricht ihm zu:
„Flieg, mein Vögelein! Flieg, mein Vögelein!"
Und wieder fliegt's flötend über die Welt.

### 2. Der Blick.

Mir gegenüber,
Dicht unterm Dach,
Sitzt ein Weib
Am geduckten Fenster
Und näht.

Früh
In das steigende Licht,
Spät
In die fallende Nacht.

Manchmal
Blickt es vom Schoße auf
Und verloren hinaus
Auf die Dächer —
Die Wolken —
Die Ewigkeit.

Ich kann
Sein Auge nicht sehn,
Aber ich fühle den Blick —
Ich blicke ihn mit,
Den zehrenden Blick
Auf die Dächer —
Die Wolken —
Die Ewigkeit . . .

### 3. Novembertag.

Nebel hängt wie Rauch ums Haus,
Drängt die Welt nach innen;
Ohne Not geht niemand aus;
Alles fällt in Sinnen.

Leiser wird die Hand, der Mund,
Stiller die Gebärde.
Heimlich, wie auf Meeresgrund,
Träumen Mensch und Erde.

### 4. Raumschwindelgefühl.

Euch engen Berge ein —
Mir zeigt ihr scharfer Saum
nur um so grausiger
den grenzenlosen Raum.

Wie einer Schleuder Kelch
den flugbereiten Stein,
so engt mich des Gebirgs
verwünschter Sattel ein.

### 5. Vor Sonnenaufgang.

Raben halten wie im Alpenland Gericht . . .
Durch den Raum hin schwebt im Morgenlicht
geisterleis der mütterliche Ball . . .
Raben schrein im geisterstummen All.

### 6. Das Lied vom blonden Korken.

(Aus „Galgenlieder".)

Ein blonder Korke spiegelt sich
in einem Lacktablett —
allein er säh' sich dennoch nich',
selbst wenn er Augen hätt'!

Das macht, dieweil er senkrecht steigt
zu seinem Spiegelbild!
Wenn man ihn freilich seitwärts neigt,
zerfällt, was oben gilt.

O Mensch, gesetzt, du spiegelst dich
im, sagen wir, — im All!
Und senkrecht! — wärest du dann nich'
ganz in demselben Fall?

Neben und mit all diesen Richtungen, besonders aber als Führer des Symbolismus, steht

## Richard Dehmel (1863—1918),

der mit seinen Wurzeln in den Naturalismus zurückreicht und über die Symbolisten hinausdeutet. Eine Kampfesnatur voll grüblerischer Tiefe, Zerrissenheit und überquellender Kraft, schritt er über Höhen und durch Niederungen, rang mit Gestalt und Form und suchte, alle Stilarten in sich künstlerisch verarbeitend, nach einer restlosen Ausprägung seiner verwickelten Eigenart. Das Suchen dieses Dichters, der sich „mit Inbrünsten jeder Art zwischen Gott und Tier herumgeschlagen", war ein Ringen um Weltanschauung; aber es mußte, wenn es auch von Gottessehnsucht erfüllt war, doch unbefriedigt bleiben, da er, festgekettet an die Erdwirklichkeit, den Dualismus zwischen Materie und Geist, zwischen Gott und Welt nur dem Namen nach nennt, aber nicht voll erlebt. Im Symbol der Liebe, die aus dem Sumpfe zur höchsten Reinheit hintrachtet, erfaßt er das Erdendasein in seinem Höherstreben. So ist seine Lyrik vielfach gedanklich belastet, gelangt aber mitunter auch zu ungetrübtesten, in ihrer Form eigenartigen Wirkungen. Daneben gibt er Stimmungen von stärkster impressionistischer Kraft und Zartheit. Oft aber bleibt er im Stofflichen und Gedanklichen stecken oder im nicht völlig bewältigten Symbol. In seinem durchaus lyrischen „Roman in Romanzen: Zwei Menschen" sucht er in gekünstelt symmetrischem Aufbau eine Ausprägung seiner Weltanschauung zu einem geschlossenen Ganzen.

Anno Domini 1812. Der Arbeitsmann.

### 1. Die Harfe.

Unruhig steht der hohe Kiefernforst;
Die Wolken wälzen sich von Ost nach Westen.
Lautlos und hastig ziehn die Krähn zu Horst;
Dumpf tönt die Waldung aus den braunen Ästen.
Und dumpfer tönt mein Schritt.

Hier über diese Hügel ging ich schon,
Als ich noch nicht den Sturm der Sehnsucht kannte,
Noch nicht bei euerm urweltlichen Ton
Die Arme hob und ins Erhabne spannte,
Ihr Riesenstämme rings.

In großen Zwischenräumen, kaum bewegt,
Erheben sich die graugewordnen Schäfte;
Durch ihre grüngebliebnen Kronen fegt
Die Wucht der lauten und verhaltnen Kräfte
Wie damals.

Und eine steht, wie eines Erdgotts Hand
In fünf gewaltige Finger hochgespalten;
Die glänzt noch goldbraun bis zum Wurzelstand
Und langt noch höher als die starren alten
Einsamen Stämme.

Durch die fünf Finger geht ein zäher Kampf,
Als wollten sie sich aneinanderzwängen;
Durch ihre Kuppen wühlt und spielt ein Krampf,
Als rissen sie mit Inbrunst an den Strängen
Einer verwunschnen Harfe.

Und von der Harfe kommt ein Himmelston
Und pflanzt sich mächtig fort von Ost nach Westen.
Den kenn' ich tief seit meiner Jugend schon:
Dumpf tönt die Waldung aus den braunen Ästen:
Komm, Sturm, erhöre mich!

Wie hab' ich mich nach einer Hand gesehnt,
Die mächtig ganz in meine würde passen!
Wie hab' ich mir die Finger wund gedehnt!
Die ganze Hand, die konnte niemand fassen!
Da ballt' ich sie zur Faust.

Ich habe mit Inbrünsten jeder Art
Mich zwischen Gott und Tier herumgeschlagen.
Ich steh' und prüfe die bestandne Fahrt:
Nur eine Inbrunst läßt sich treu ertragen:
Zur ganzen Welt.

Komm, Sturm der Allmacht, schüttel den starren Forst!
Schüttelst auch mich, du urweltliches Treiben.
In scheuen Haufen ziehn die Krähn zu Horst;
Gib mir die Kraft, einsam zu bleiben,
Welt! —

### 2. Sommerabend.

Klar ruhn die Lüfte auf der weiten Flur;
Fern dampft der See, das hohe Röhricht flimmert,
Im Schilf verglüht die letzte Sonnenspur,
Ein blasses Wölkchen rötet sich und schimmert.

Vom Wiesengrunde kommt ein Glockenton,
Der Hirte sammelt seine satte Herde;
Im stillen Walde steht die Dämmrung schon,
Ein Duft von Tau entweicht der warmen Erde.

Im jungen Roggen rührt sich nicht ein Halm,
Die Glocke schweigt wie aus der Welt geschieden;
Nur noch die Grillen geigen ihren Psalm.
Sei doch froh, mein Herz, in all dem Frieden!

### 3. Die stille Stadt.

Liegt eine Stadt im Tale,
Ein blasser Tag vergeht;
Es wird nicht lange dauern mehr,
Bis weder Mond noch Sterne,
Nur Nacht am Himmel steht.

Von allen Bergen drücken
Nebel auf die Stadt;
Es dringt kein Dach, nicht Hof noch Haus,
Kein Laut aus ihrem Rauch heraus,
Kaum Türme noch und Brücken.

Doch als den Wandrer graute,
Da ging ein Lichtlein auf im Grund,
Und durch den Rauch und Nebel
Begann ein leiser Lobgesang
Aus Kindermund.

### 4. Manche Nacht.

Wenn die Felder sich verdunkeln,
Fühl' ich, wird mein Auge heller;
Schon versucht ein Stern zu funkeln,
Und die Grillen wispern schneller.

Jeder Laut wird bilderreicher,
Das Gewohnte sonderbarer,
Hinterm Wald der Himmel bleicher,
Jeder Wipfel hebt sich klarer.

Und du merkst es nicht im Schreiten,
Wie das Licht verhundertfältigt
Sich entringt den Dunkelheiten.
Plötzlich stehst du überwältigt.

### 5. Geheimnis.

In die dunkle Bergschlucht
Kehrt der Mond zurück.

Eine Stimme singt am Wasserfturz:

O Geliebtes,
Deine höchste Wonne
Und dein tiefster Schmerz
Sind mein Glück — —

### 6. Ideale Landschaft.

Du hattest einen Glanz auf deiner Stirn,
Und eine hohe Abendklarheit war,
Und sahst nur immer weg von mir,
Ins Licht, ins Licht —
Und fern verscholl das Echo meines Aufschreis.

### 7. Blick ins Licht.

Still von Baum zu Bäumen schaukeln
Meinen Kahn die Uferwellen;
Märchenblütenblau umgaukeln
Meine Fahrt die Schilflibellen,
Schatten küssen den Boden der Flut.

Durch die dunkle Wölbung der Erlen
— Welch ein funkelndes Verschwenden —
Streut die Sonne mit goldnen Händen
Silberne Perlen
In den smaragdenen Wirbel der Flut.

Durch die Flut der Strahlen schweben
Bang nach oben meine Träume,
Wo die Bäume
Ihre krausen Häupter heben
In des Himmels ruhige Flut.

Und in leichtem, lichtem Kreise
Weht ein Blatt zu meinen Füßen
Nieder; und des Friedens leise
Weiße Taube sah ich grüßen,
Fernher grüßen
Meiner Seele dunkle Flut.

### 8. Erntelied.

Es steht ein goldnes Garbenfeld,
Das geht bis an den Rand der Welt.
Mahle, Mühle, mahle!

Es stockt der Wind im weiten Land,
Viel' Mühlen stehn am Himmelsrand.
Mahle, Mühle, mahle!

Es kommt ein dunkles Abendrot,
Viel' arme Leute schrein nach Brot.
Mahle, Mühle, mahle!

Es hält die Nacht den Sturm im Schoß,
Und morgen geht die Arbeit los.
Mahle, Mühle, mahle!

Es fegt der Sturm die Felder rein,
Es wird kein Mensch mehr Hunger schrein.
Mahle, Mühle, mahle.

### 9. Aus „Zwei Menschen".

a) Leitlied.

Öffne still die Fensterscheibe,
Die der volle Mond erhellt;
Zwischen uns liegt Berg und Feld
Und die Nacht, in der ich schreibe.

Aber öffne nur die Scheibe,
Schau voll über Berg und Feld,
Und hell siehst du, was ich schreibe,
An den Himmel schreibe: Wir Welt!

b) Eingang zum 1. Umkreis — Die Erkenntnis.

Steig auf, steig auf mit deinen Leidenschaften,
Tu' ab die lauliche Klagseligkeit;
Lach' oder weine, hab' Luft, hab' Leid,
Und dann recke dich, bleib' nicht haften!

Um den Drehpunkt des Lebens kreisen
Wonne und Schmerz mit gleichem Segen;
Sieh, mit unaufhaltsamer Sehnsucht weisen
Die Menschen einander Gott entgegen!

Stolpert auch jeder über Leichen,
Schaudre nicht davor zurück!
Denn es gilt, o Mensch, ein Glück
Ohnegleichen zu erreichen!

### 10. Aus der „Lebensmesse".

Wenn der Mensch,
Der dem Schicksal gewachsen ist,
Sein zerfurchtes Gesicht
Vor der Allmacht der Menschheit beugt,
Nur noch vor der Menschheit:
Dann wird seine Seele wie ein Kind,
Das im Dunkeln mit geschlossenen Augen
An die Märchen der Mutter denkt.
Alle Sterne werden dann sein Spielzeug;
Durch das wilde Feuerwerk der Welt
Kreist er furchtlos mit den unsichtbaren
Mütterlichen Flügeln,
Sieht er innig und verwundert zu,
Wie das Leben
Aus der Werkstatt des Todes sprüht.
Denn nicht über sich,
Denn nicht außer sich,
Nur noch in sich
Sucht die Allmacht der Mensch,
Der dem Schicksal gewachsen ist.

### 11. Ein Grab.

Das sind die Abende, die bleich verfrühten.
Die Georginen, die im Sonnenscheine
Wie rot und gelbe letzte Rosen glühten,
Stehn fahl, Rosetten aus verfärbtem Steine.
Der Nebel klebt an unsern Hüten.

Komm, Schwester. Dort der Zaun von Erz
Umgittert eine, die zu früh verblich.
Komm heim; mich friert. Sie liebte mich.
Sie hatte nichts vom Leben als ihr Herz;
Still tat sie wohl, still litt sie Schmerz.

Inzwischen hatte eine weitere Gruppe das von Holz vor allem erstrebte Ziel einer Erneuerung der Lyrik auf anderem Wege zu erreichen gesucht. Es ist der um den Rheinhessen

## Stefan George (geb. 1868)

geschaarte Kreis der „Blätter für die Kunst". Noch stärker war bei ihnen die Scheu vor dem Trivialen ausgebildet. Eine Zeitlang schlossen sie sich völlig vom Publikum ab. Und bis heute gefallen sie sich in der vornehm-aristokratischen Zurückhaltung, in der stolzen Gebärde des Odi profanum vulgus. Sie wollen in höchster Ausbildung der Form rein musikalische oder malerische Stimmungen geben. Sie wollen das Sinnenfällige vergeistigen zu unmittelbarer Harmonie für Ohr und Auge. „Wir wollen", sagt ihr Programm, „keine erfindung von geschichten, sondern wiedergabe von stimmungen, keine betrachtung, sondern darstellung, keine unterhaltung, sondern eindruck." Um das in sich selbst ruhende Gleichmaß dieser Stimmungen auch äußerlich nicht zu stören, führte George die Schrift auf das einfachste Ebenmaß zurück, indem er alle Wörter mit kleinen Anfangsbuchstaben schrieb und die Interpunktion auf das Mindestmaß beschränkte.

Diese bis in die Einzelheiten hinein vornehme, künstlerisch stilisierte Form, die wie wallende Prunkgewänder des Barocks rauscht und oft genug auch, das ist nicht zu leugnen, nur eine innerliche Leere verbirgt, hat etwas durchaus Romanisches. So kann auch diese Kunst nur eine Entwicklungsstufe in der deutschen Dichtung darstellen. Aber auch sie hat große Verdienste. Sie steuerte der Gefahr, die von Holz heraufbeschworen wurde (und der seine schon nicht mehr Dichter zu nennenden Nachfolger Scheerbart, Georg Stolzenberg usw. rettungslos verfielen), die Sprache zu zerstückeln, in stammelnden Einzelworten sich zu verlieren. Von ihnen lernte man wieder harmonisch fließende Klänge, sorgsamen und ausgefeilten Versbau — der doch nicht in den gerügten Fehler der Eintönigkeit zurückfiel. Nie war die Kultur des Wortes so weit ausgebildet gewesen. Einer Lyrik, die „auf jede Musik der Worte als Selbstzweck verzichtete", traten auf das Ohr berechnete feinabgestimmte Melodien gegenüber. „Man soll mir Reime nennen, die in der deutschen Sprache noch nicht gebraucht sind!" hatte Holz gesagt. Hier konnte er sie finden, denn eine Fülle ungekannter Reimmöglichkeiten tat sich auf.

Aber George blieb bei dieser reinen Eindruckskunst nicht stehen. Zwar eigenstes Durchzittertsein von starkem Erleben verrät sich nie. Doch will er, je länger je mehr, Erzieher zu höherer Kunst- und Lebensauffassung, zu „neuer Geistigkeit" werden. Aus den Symbolen erwächst bei ihm der Hinweis auf schlackengereinigte Daseinsformen. Er führt zur Einsamkeit (besonders im „Siebenten Ring" und im „Stern des Bundes"), um zur Verinnerlichung zu führen. Die hohepriesterliche Geste, die ihm schon lange eignete, deutet nun seine hohe Sendung an. Selbstbesinnung, Hinwendung von der materialisierten Diesseitsbejahung zu Gott, das ist der tiefere Sinn seiner neuesten Entwicklung, die ihn, von ganz anderer Seite her, zu den Zielen echter Ausdruckskunst hinleitet. Was Wort und Klang war, wird so Wort und Sinn.

### 1. Stimmen im Strom.

Liebende klagende zagende wesen,
Nehmt eure zuflucht in unser bereich,
Werdet genießen und werdet genesen,
Arme und worte umweben euch weich.

Leiber wie muscheln, korallene lippen
Schwimmen und tönen in schwankem palast,
Haare verschlungen in ästige klippen
Nahend und wieder vom strudel erfaßt.

Bläuliche lampen die halb nur erhellen,
Schwebende säulen auf kreisendem schuh —
Geigend erzitternde ziehende wellen
Schaukeln in selig beschauliche ruh.

Müdet euch aber das sinnen das singen,
Fließender freuden bedächtiger lauf,
Trifft euch ein kuß: und ihr löst euch in ringen,
Gleitet als wogen hinab und hinauf.

### 2. Jahr der Seele.

Es lacht in dem steigenden jahr dir
Der duft aus dem garten noch leis
Flicht in dem flatternden haar dir
Eppich und ehrenpreis.

Die wehende saat ist wie gold noch
Vielleicht nicht so hoch mehr und reich
Rosen begrüßen dich hold noch
Ward auch ihr glanz etwas bleich.

Verschweigen wir was uns verwehrt ist
Geloben wir glücklich zu sein
Wenn auch nicht mehr uns beschert ist
Als noch ein rundgang zu zwein.

### 3. Das Lied des Zwergen (I).

Ganz kleine vögel singen,
Ganz kleine blumen springen,
Ihre glocken klingen.

Auf hellblauen heiden
Ganz kleine lämmer weiden,
Ihr fließ ist weiß und seiden.

Ganz kleine kinder neigen
Und drehen sich laut im reigen —
Darf der zwerg sich zeigen?

### 4. Herbstlied.

Zu traurigem behuf
Erweckte sturm die flur,
Aus finstrem tag entfuhr
Ein todesvogel-ruf.

Kaum zeigt der hügel rund
Der grauen stunden flucht
Ein baum tiefhängend sucht
Nach halmen überm grund.

Schon taucht die wüstenei
Zurück zum dunklen schacht —
Ein ton von qual und nacht
Bricht wie ein letzter schrei.

### 5. Herbstlieder.

#### 1.

Komm in den totgesagten park und schau:
Der schimmer ferner lächelnder gestade.
Der reinen wolken unverhofftes blau
Erhellt die weiher und die bunten pfade.

Dort nimm das tiefe gelb. Das weiche grau
Von birken und von buchs. Der wind ist lau.
Die späten rosen welkten noch nicht ganz.
Erlese küsse sie und flicht den kranz.

Vergiß auch diese letzten astern nicht.
Den purpur um die ranken wilder reben
Und auch was übrig blieb von grünem leben
Verwinde leicht im herbstlichen gesicht.

#### 2.

Wir schreiten auf und ab im reichen flitter
Des buchenganges beinah bis zum tore
Und sehen außen in dem feld vom gitter
Den mandelbaum zum zweitenmal im flore.

Wir suchen nach den schattenfreien bänken
Dort wo uns niemals fremde stimmen scheuchten
In träumen unsre arme sich verschränken
Wir laben uns am langen milden leuchten

Wir fühlen dankbar wie zu leisem brausen
Von wipfeln strahlenspuren auf uns tropfen
Und blicken nur und horchen wenn in pausen
Die reifen früchte an den boden klopfen.

### 6. Abend.

Der hügel wo wir wandeln liegt im schatten
Indes der drüben noch im lichte webt
Der mond auf seinen zarten grünen matten
Nur erst als kleine weiße wolke schwebt.

Die straßen weithin-deutend werden blasser
Den wandrern bietet ein gelispel halt
Ist es vom berg ein unsichtbares wasser
Ist es ein vogel der sein schlaflied lallt?

Der dunkelfalter zwei die sich verfrühten
Verfolgen sich von halm zu halm im scherz . . .
Der rain bereitet aus gesträuch und blüten
Den duft des abends für gedämpften schmerz.

### 7. Rückkehr.

Ich fahre heim auf reichem kahne
Das ziel erwacht im abendrot
Vom maste weht die weiße fahne
Wir übereilen manches boot.

Die alten ufer und gebäude
Die alten glocken neu mir sind
Mit der verheißung neuer freude
Bereden mich die winde lind.

Da taucht aus grünen wogenkämmen
Ein wort ein rosenes gesicht:
Du wohntest lang bei fremden stämmen
Doch unsre liebe starb dir nicht.

Du fuhrest aus im morgengrauen
Und als ob einen tag nur fern
Begrüßen dich die wellenfrauen
Die ufer und der erste stern.

### 8. „Eingang" zum „Traumdunkel".

(Aus „Der siebente Ring".)

Welt der gestalten lang lebewohl! . . .
Öffne dich wald voll schlohweißer stämme!
Oben im blau nur tragen die kämme
Laubwerk und früchte: gold karneol.

Mitten beginnt beim marmornen male
Langsame quelle blumige spiele,
Rinnt aus der wölbung sachte als fiele
Korn um korn auf silberne schale.

Schauernde kühle schließt einen ring
Dämmer der frühe wölbt in den kronen
Ahnendes schweigen bannt die hier wohnen . . .
Traumfittich rausche! Traumharfe kling!

### 9. Schlußchor aus dem „Stern des Bundes".

Gottes pfad ist uns geweitet
Gottes land ist uns bestimmt
Gottes krieg ist uns entzündet
Gottes kranz ist uns erkannt.
Gottes ruh in unsren Herzen
Gottes kraft in unsrer brust

Gottes zorn auf unsren stirnen
Gottes brunst auf unsrem mund.
Gottes band hat uns umschlossen
Gottes blitz hat uns durchglüht
Gottes heil ist uns ergossen
Gottes glück ist uns erblüht.

Georges engerer Kreis hat neben dem Führer wenig Bedeutung (höchstens Karl Wolfskehl wäre zu nennen). Dagegen wandeln andere ähnliche Bahnen. So spricht

## Otto Erich Hartleben (1864—1905),

der als Prosaiker im Banne des Naturalismus steht und auch in Bierbaums übermütiger Weise dichtete, noch vor George in den getragenen Weisen seiner Oden starkes und schlicht gebändigtes Empfinden aus.

### 1. Im Lande der Torheit.

Im Lande der Torheit küßt' ich die Hände der schönen Fraun,
Sie waren schmeichelnd und weiß, mit blitzenden Ringen geschmückt.
Ich lachte wohl auch beim lieblich klingenden, lockenden Wort,
Und eitel genoß ich des eigenen spielenden Übermuts.
Doch immer wieder irrte mein Blick ins Leere ab:
Ich sah und fühlte die Hände meiner lieben Frau,
Die weich und still in ruhender Güte sich nach mir
Herſehnen aus der Ferne — deine Hände, die
Allein die Wirrnis dumpfen Wollens je gebannt —
Und ich gedachte jener Stunde, da mir einst
Im Tode diese Hände stummen Trost verleihn.

### 2. Der Abenteurer[1].

Hier ist das Land. So rudert denn den Kahn zurück
Und meldet den Gefährten: Ich betrat mein Reich,
Als Fürsten sehen sie mich wieder, oder nie. —
Was steht ihr noch und zaudert? Laßt mich nun allein,
Allein mit meinem guten Schwert und meinem Roß —
Nun werb' ich in der Fremde mir die eigne Schar. —
Lebt wohl! — Dem wandelbaren Meere kehr' ich heut'
Den Rücken zu — mein Auge sucht die Burgen auf,
In deren Mauern sich der Feige sicher fühlt.
Mein Auge sucht am Horizonte seinen Feind. —

Der Hufstritt meines Rosses klingt an morsch Gebein,
An Menschenschädel — mich zu schrecken sind sie wohl
Vom Schicksal auf des Reiches Schwelle ausgestreut?
Zerstampfe sie, mein Schwarzer, stampfe über sie hinweg:
Sie waren nicht, der ich bin — darum fielen sie.

Neben George steht dann weiter, ohne Abhängigkeitsverhältnis und in seinem tiefsten Wesen doch sehr verschieden von ihm, der Wiener

## Hugo von Hofmannsthal (geb. 1874).

Ihm gelang es, mit ähnlichen Stilmitteln und durch Aneinanderreihung von Lebensausschnitten in Gestalt von Symbolen den Ausdruck für seine auch in der Stammesmischung begründete schwermütige Unsicherheit zu finden oder die (da „nach oben die Aussicht uns verrannt" ist) qualvoll sich aufdrängende Vergänglichkeit des Daseins mit seiner Fülle von Lebensrätseln in schwermütig dahingleitende Bilder zu bannen.

[1] Zu einem Bilde Böcklins.

### 1. Vorfrühling.

Es läuft der Frühlingswind
Durch kahle Alleen,
Seltsame Dinge sind
In seinem Wehn.

Er hat sich gewiegt,
Wo Weinen war,
Und hat sich geschmiegt
In zerrüttetes Haar.

Er schüttelte nieder
Akazienblüten
Und kühlte die Glieder,
Die atmend glühten.

Lippen im Lachen
Hat er berührt,
Die weichen und wachen
Fluren durchspürt.

Er glitt durch die Flöte
Als schluchzender Schrei,
An dämmernder Röte
Flog er vorbei.

Er flog mit Schweigen
Durch flüsternde Zimmer
Und löschte im Neigen
Der Ampel Schimmer.

Es läuft der Frühlingswind
Durch kahle Alleen,
Seltsame Dinge sind
In seinem Wehn.

Durch die glatten,
Kahlen Alleen
Treibt sein Wehn
Blasse Schatten

Und den Duft,
Den er gebracht,
Von wo er gekommen
Seit gestern nacht.

### 2. Die Beiden.

Sie trug den Becher in der Hand,
Ihr Kinn und Mund glich seinem Rand.
So leicht und sicher war ihr Gang,
Kein Tropfen aus dem Becher sprang.

So leicht und fest war seine Hand:
Er ritt auf einem jungen Pferde,
Und mit nachlässiger Gebärde
Erzwang er, daß es zitternd stand.

Jedoch, wenn er aus ihrer Hand
Den leichten Becher nehmen sollte,
So war es beiden allzuschwer:
Denn beide bebten sie so sehr,
Daß keine Hand die andre fand
Und dunkler Wein am Boden rollte.

### 3. Ballade des äußeren Lebens.

Und Kinder wachsen auf mit tiefen Augen,
Die von nichts wissen, wachsen auf und sterben,
Und alte Menschen gehen ihrer Wege.

Und süße Früchte werden aus den herben
Und fallen nachts wie tote Vögel nieder
Und liegen wenig Tage und verderben.

Und immer weht der Wind, und immer wieder
Vernehmen wir und reden viele Worte
Und spüren Lust und Müdigkeit der Glieder.

Und Straßen laufen durch das Gras, und Orte
Sind da und dort, voll Fackeln, Bäumen, Teichen,
Und drohende, und totenhaft verdorrte . . .

Wozu sind diese aufgebaut und gleichen
Einander nie? und sind unzählig viele?
Was wechselt Lachen, Weinen und Erbleichen?

Was frommt das alles uns und diese Spiele,
Die wir doch groß und ewig einsam sind
Und wandernd nimmer suchen irgend Ziele?

Was frommt's, dergleichen viel gesehen haben?
Und dennoch sagt der viel, der „Abend" sagt.
Ein Wort, daraus Tiefsinn und Trauer rinnt
Wie schwerer Honig aus den hohlen Waben.

### 4. Terzinen über Vergänglichkeit.

Noch spür' ich ihren Atem auf den Wangen:
Wie kann das sein, daß diese nahen Tage
Fort sind, für immer fort, und ganz vergangen?

Dies ist ein Ding, das keiner voll ausfinnt,
Und viel zu grauenvoll, als daß man klage:
Daß alles gleitet und vorüberrinnt

Und daß mein eignes Ich, durch nichts gehemmt,
Herüberglitt aus einem kleinen Kind,
Mir wie ein Hund unheimlich stumm und fremd.

Dann: daß ich auch vor hundert Jahren war
Und meine Ahnen, die im Totenhemd,
Mit mir verwandt sind wie mein eignes Haar.

So eins mit mir als wie mein eignes Haar.

### 5. Manche freilich . . .

Manche freilich müssen drunten sterben,
Wo die schweren Ruder der Schiffe streifen,
Andre wohnen bei dem Steuer droben,
Kennen Vogelflug und die Länder der Sterne.

Manche liegen immer mit schweren Gliedern
Bei den Wurzeln des verworrenen Lebens,
Andern sind die Stühle gerichtet
Bei den Sibyllen, den Königinnen,
Und da sitzen sie wie zu Hause,
Leichten Hauptes und leichter Hände.

Doch ein Schatten fällt von jenen Leben
In die anderen Leben hinüber,
Und die leichten sind an die schweren
Wie an Luft und Erde gebunden:

Ganz vergessener Völker Müdigkeiten
Kann ich nicht abtun von meinen Lidern,
Noch weghalten von der erschrockenen Seele
Stummes Niederfallen ferner Sterne.

Viele Geschicke weben neben dem meinen,
Durcheinander spielt sie alle das Dasein,
Und mein Teil ist mehr als dieses Lebens
Schlanke Flamme oder schmale Leier.

Die gleich müde Gebärde dandyhafter Lebensübersättigung hatte anfangs auch Hofmannsthals Landsmann

## Richard (von) Schaukal (geb. 1874),

wenn er mit intuitiver Sicherheit erschaute Bilder der Vergangenheit virtuosenhaft vor uns hinstellte. Doch entwickelte er sich später zu seelisch vertiefterer Kunst, ohne freilich die letzten Spuren artistischen Könnens völlig abzustreifen.

### 1. Porträt eines spanischen Infanten von Diego Velasquez[1].

Mit blutgemiedener langer schmaler Hand,
Feinen Fingern, die den Duft der weißen Rosen fühlen,
Manchmal mager und müd' in warmen Damenhaaren wühlen,
Halt' ich einen zierlich-kalten Degenkorb umspannt.
Meine Blicke gleiten kraftlos von der glatten silbergrauen Wand,
Von rieselnden leisen Gebeten sind meine Lippen schlaff und bleich,
Ein scharfer Dolchschnitt ist mein verachtender Mund,
Ich streichle manchmal einen hohen schlanken Hund.
Manchmal bin ich mit häßlichen Zwergen weich:
Ich beschenke sie reich —
Und peitsche sie wieder wund.
Mit dichten Schleiern schütz' ich mich vor dem Morgenrot:
Die Sonne hat Pfeile. Pfeile wirken Tod.

### 2. Der Fiedler.

Ein Spielmann auf seiner Geige strich.
Es klang so rot, so königlich.
Das harte Kinn lag auf der Fiedel.

Ein Knabe ging und stand und blieb.
Und jeder Strich war ein Sensenhieb.
— — Den andern war's nur ein Straßenliedel.

### 3. Kophetua.

König Kophetua hob seine goldene Krone
Von den goldenen Locken und schwieg.
Auf sein Schwert gestützt ging er und stieg
Über die steilen Stufen, und ohne
Sich umzusehn, ließ er die staunende Schar.

Oben saß in mondlichtschimmernder Blässe
Eine Bettlerin, in den Mantel der dichten
Haare gehüllt. Ein großes Verzichten
Lag in ihrer Augen blinkender Nässe.
Und so träumte sie, jeglichen Schmuckes bar.

König Kophetua legte die goldene Krone
Über die eisengerüsteten Kniee und harrte
Auf einer der Stufen, bis ihn die traurige, zarte
Magd erblicke, flehentlich, ohne
Sich umzusehn, wo sein Gefolge war . . .

[1] Spanischer Maler, der von 1599 bis 1660 lebte.

#### 4. Das Kornfeld.

Meine Gedanken
Sind ein Kornfeld im Wind:
Sie rauschen so und schwanken,
Weil sie hoch gewachsen sind.

#### 5. An den Herrn.

Du, in den wir münden,
Du, aus dem wir erwacht:
Wer, wer darf dich verkünden,
Der du dich selbst erdacht!

Der du über den Zeiten
Thronst in Unendlichkeit,
Über die Meere gleiten
Schatten von deinem Kleid.

Tage und Nächte schleichen
Unten an seinem Saum.
Erblühen und Verbleichen
Gabst du uns als Traum.

### e) Neuromantiker.

Gegen Ende des Jahrhunderts lebte, wie gesagt, im ganzen Volke ein nie gekanntes Interesse für die Dichtkunst. Ein gut Teil des Verdienstes hieran gebührt dem Vorkämpfer deutscher Kultur, Ferd. Avenarius, der aber als Dichter überwiegend Eklektiker ist[1]. Die Lyrik vor allem hatte ein Niveau erreicht, wie nie zuvor, wenn sich naturgemäß auch schon Merkmale des Verfalls geltend machten. Eine Reihe echt und tief empfindender Dichter wandelte die von den großen zeitgenössischen Vorbildern beschrittenen Bahnen, mit besonderer Vorliebe im Schatten Liliencrons. Aber sie vergaßen nicht, auch an das beste deutsche Erbgut sich anzuschließen, gesundes deutsches Volkstum mit echter Ergriffenheit zu gestalten. Man hat sie deshalb, um nur einen Namen zu haben, nicht ganz mit Recht als Neuromantiker bezeichnet. Es sind also Dichter, die bald dieser, bald jener Richtung zuneigen, oft auch ganz eigene Wege gehen, Dichter leiser Übergangsgefühle und sehnenden Suchens, über deren Schaffen man Schönaich-Carolaths Verse schreiben könnte:

Keine Liebe sättigt bis zum Grunde
Ein Herz, das Gott mit ew'ger Sehnsucht schlug.

Ihr bedeutendster Vertreter ist der Lübecker

### Gustav Falke (1853—1916).

Er ging von der geräuschvoll burschikosen Art Liliencrons und Bierbaums aus, rang dann aber, in seinem Streben „vom Lauten zum Stillen" hin, nach eigenem Geständnis immer mehr nach Vereinfachung der Ausdrucksmittel, näherte sich so volkstümlicher Schlichtheit und wußte allerleiseste Schwingungen des Gefühls und allerversonnenste Stimmungen zu gestalten. Das Dichten ist ihm, der durch eine harte Lebensschule gegangen war, eine heilige Aufgabe geworden. Unvergleichlich zart sind seine Lieder von Mutterliebe und Familien-

[1] Geb. 1856 zu Berlin, lebt in Dresden, wo er den „Kunstwart" herausgibt. Das Wertvollste seiner Poesie ist sein episches Gedicht „Lebe!" dessen Schluß auch seine reiffte lyrische Leistung darstellt. — Bekannte Gedichte: Kornrauschen; Der goldene Tod.

sinn -- „Herddämmerglück". Daneben aber leuchtet auch ein schalkhafter Humor wohltuend auf. Als Erzähler („Die Kinder aus Ohlsens Gang") besitzt er die gleichen Vorzüge, ist aber zu sehr Lyriker, um entschlossen zu gestalten.

Die Sorglichen. — Gebet. Der törichte Jäger.

### 1. Ein Tageslauf.

Sitz' ich sinnend, Haupt in Hand gestützt:
Schöner Tag, hab' ich dich recht genützt?

Einen Kuß auf meines Weibes Mund,
Liebesgruß in früher Morgenstund.

Sorg' ums Brot in treuer Tätigkeit,
Offnes Wort in scharfem Männerstreit.

Einen guten Becher froh geleert,
Kräftig einem argen Wunsch gewehrt.

Leuchtend kommt aus ewigem Sternenraum
Noch zuletzt ein seliger Dichtertraum.

Sinnend sitz' ich, Haupt in Hand gestützt:
Schöner Tag, ich hab' dich ausgenützt.

### 2. Die feinen Ohren.

(Meiner Mutter.)

Du warst allein;
Ich sah durchs Schlüsselloch
Den matten Schein
Der späten Lampe noch.

Was stand ich nur und trat nicht ein?
Und brannte doch,
Und war mir doch, es müßte sein,
Daß ich noch einmal deine Stirne strich'
Und zärtlich flüsterte: „Wie lieb' ich dich!"

Die alte, böse Scheu,
Dir ganz mein Herz zu zeigen,
Sie quält mich immer neu.
Nun lieg' ich durch die lange Nacht
Und horche in das Schweigen —
Ob wohl ein weißes Haupt noch wacht?

Und einmal hab' ich leis gelacht:
Was sorgst du noch?
Sie weiß es doch;
Sie hat gar feine Ohren:
Ihr geht von deines Herzens Schlag,
Obwohl die Lippe schweigen mag,
Auch nicht ein leiser Ton verloren.

### 3. Märchen.

In deiner lieben Nähe
Bin ich so glücklich. Ich mein',
Ich müßte wieder der wilde,
Selige Knabe sein.

Das macht deiner süßen Jugend
Sonniger Frühlingshauch.
Ich hab' dich so lieb. Und draußen
Blühen die Rosen ja auch.

O Traum der goldenen Tage!
Herz, es war einmal.
Abendwolken wandern
Über mein Jugendtal.

### 4. An Annie.

Ich ging in der Irre, du riefst mich nicht,
Ließt heller nur brennen der Liebe Licht.

Du warteteſt ruhig und warst gewiß:
Mein Stern bleibt stehn in der Finsternis.

Verworrene Wege, wo lief es hinaus?
Du lächelst und hast mich wieder zu Haus.

### 5. Aus dem Takt.

Mein Weib und all mein holder Kreis,
Mein Kind und all mein lachend Glück.
Ich rühre an die Saite leis,
Wie hell klingt es zurück.

Nur manchmal, wenn von ferne ich
Die großen Ströme rauschen höre,
Wenn sich der vollern Lebenschöre
Ein Ton in meine Stille schlich,

Schrei' laut ich auf und hebe Klag':
Mehr Licht, mehr Licht, nur einen Tag!

Und blutend leg' ich, abgewandt,
Mein Herz in eure Liebeshand,
Bis es von aller Angst entbunden
Und wieder seinen Takt gefunden,
Den Gleichtakt zwischen Wunsch und Pflicht.
Herddämmerglück, Herddämmerlicht.

### 6. Späte Rosen.

Jahrelang sehnten wir uns,
Einen Garten unser zu nennen,
Darin eine kühle Laube steht
Und rote Rosen brennen.

Nun steht das Gärtchen im ersten Grün,
Die Laube in dichten Reben.
Und die erste Rose will
Uns all ihre Schönheit geben.

Wie sind nun deine Wangen so blaß
Und so müde deine Hände.
Wenn ich nun aus den Rosen dir
Ein rotes Kränzlein bände

Und setzte es auf dein schwarzes Haar,
Wie sollt' ich es ertragen,
Wenn unter den leuchtenden Rosen hervor
Zwei stille Augen klagen.

### 7. Fromm.

Der Mond scheint auf mein Lager,
Ich schlafe nicht;
Meine gefalteten Hände ruhen
In seinem Licht.

Meine Seele ist still, sie kehrte
Von Gott zurück;
Und mein Herz hat nur einen Gedanken:
Dich und dein Glück.

### 8. Schweigen.

Nun um mich her die Schatten steigen,
Stellst du dich ein, willkommnes Schweigen,
Du, aller tiefsten Sehnsucht wert.
Sehr hab' ich unter Lärm und Last
Des Tags nach dir, du scheuer Gast,
Wie einem lieben Freund begehrt.

Das wirre Leben ist verklungen,
In Höhen ging und Niederungen
Längst jeder laute Schall zur Ruh'.
Urstimmen, die der Tag verschlang,
Erklingen, mystischer Gesang —
Ja, süßes Schweigen, rede du.

Was über deinen stillen Mund
Aus einem rätseltiefen Grund
Mit leisem Murmeln quillt herauf,
Ich halte zitternd meine Schalen
Und fang' die feinen Silberstrahlen
Verborgner Quellen selig auf.

### 9. Nach Jahren.

Die ruhenden, stillen Felder,
Darüber der Vollmond steht,
Die weiten, schweigenden Wälder,
Daher ein Schauer weht.

Wie hab' ich selig genossen
Die schöne Nachteinsamkeit,
Und habe den Schatz verschlossen
Für kommende, dürstende Zeit.

Nun träum' ich die alten Träume
Und rühre leise den Schatz,
Sacht rauschen die alten Bäume,
Und alles am alten Platz.

Mir ist, als könnt' ich gehen
Nur grad' ins Feld hinein,
Mit geschlossenen Augen sehen
Den klaren Vollmondschein.

Und leise Schauer wehen
Kühl mich wieder an,
Und die alten Sterne stehen
Über dem träumenden Mann.

### 10. Der Dichter.

Links, vom Herd, ein Knistern, leise, leis,
Asche wird ein letztes dürres Reis.
Rechts der Wanduhr harter, fester Schlag,
Rastlos kreist der Zeiger durch den Tag.

Zwischen beiden Mahnern sitzt und sinnt
Einer, der an goldnen Fäden spinnt,
Eine feine, hohe Brücke schlägt,
Die ihn über Tag und Stunden trägt.
Lautlos flammt ein Feuer und erhellt
Eine zeitentrückte heitre Welt.

Auch **Otto Ernst** (O. E. Schmidt, geb. 1862 zu Ottensee) ist der Dichter des Hauses, der Familie, der Bekenner einer stillen, einfachen, klaren Kunst und Gedankenwelt, und über allem strahlt das Lächeln eines unbeirrbaren Optimismus. Mehr zu sein, sollte er nicht wollen.

Nis Randers.

### 1. Gesegnete Wanderung.

In fernes Licht hinein
Schreit' ich schon lange, lange;
Um graue Trümmer hängt's
An jenem Felsenhange.

Um Sagentore blühn
Die abendroten Ranken;
Durch Fensterhöhlen schaun
Verschollene Gedanken.

Und meine Seele schwebt
Durch Tor- und Fensterbogen
Ins Land des warmen Lichts,
Allmächtig hingezogen.

Ich weiß es nun gewiß:
Es schwebt ein selig Leben
Schon über dieser Welt
Und ist uns schon gegeben.

Ich weiß seit diesem Tag:
Es klingt Gesang und Reigen
Aus einer reinen Welt
In jedes tiefe Schweigen.

### 2. Glück.

Um einen Trunk bat mich zur Nacht mein Kind,
Mein wilder Kamerad in Spiel und Scherzen,
Sein Stimmchen bettelte so warm und lind —
Und reiche Liebe strömte mir vom Herzen.

Es schaute groß und still mich an beim Trinken
Und gab verschwiegnen Dank, indem es nahm,
Und schien in meinen Anblick zu versinken,
Als tränk' es mit, was mir vom Herzen kam.

Neben den beiden Norddeutschen steht in gleicher Feinheit und noch größerer Stimmungskraft der Schwabe

## Hermann Hesse (geb. 1877),

der erst Mechaniker war, dann Buchhändler und zuletzt Schriftsteller wurde. Er ist noch mit leisen Banden an seine älteren Landsleute geknüpft, aber er singt

doch in eigenster Weise, in vornehmster und wie matter Opal schimmernder Sprache und immer in zurückhaltenden, gedämpften Tönen von einer Sehnsucht, die im Irdischen Befriedigung nicht finden kann. Auch seine künstlerisch hochstehenden Erzählungen kommen nur langsam vom Lyrischen los, das stimmungsgewaltig in seinem erfolgreichen, autobiographisch beeinflußten Erstlingsroman „Peter Camenzind" sich breit macht. (Weitere Prosa: der Schülerroman „Unterm Rad", das weiche Pastellbild „Gertrud", ferner „Roßhalde", und die Novellensammlungen „Nachbarn", „Diesseits" usw.) Neuerdings nähert sich Hesse in seiner Entwicklung dem Expressionismus. Beleg dafür bietet der (unter dem Pseudonym E. Sinclair) erschienene „Demian", wieder die Geschichte einer Jugend mit dem Grundgedanken: „Das Leben des Menschen ist ein Weg zu sich selber hin. . . ." Aber der Weg geht durch dunkle, mystische, an den Okkultismus streifende Entwicklungen, die den Wünschen von pädagogischen „Neuerern" entgegenkommen. Er hat sich eine eigene Mythologie ausgebildet mit dem höchsten Wesen, das Gott und Teufel zugleich sein will: „Abraxas". Es ist viel Tiefe, aber noch mehr Verstiegenheit in dem Buche.

### 1. Con sordino[1].

Mir zittern die Saiten
Und stimmen die Weise an,
Die ich für dich vorzeiten,
Die ich für dich in einem Mai
Aus lauter Glück ersann.

Ich führe den Bogen
So scheu und leis gespannt,
Wie ich ihn da gezogen,
Da ich in einer fernen Nacht
Vor deinem Fenster stand.

Mein Herz ist beklommen
Von Liedern andrer Zeit —
Weiß Gott, wie das gekommen,
Daß mir aus deiner Liebe ward
So eitel Weh und Leid.

### 2. Fiesole.

Über mir im Blauen reisen
Wolken, die mich heimwärts weisen.

Heimwärts in die namenlose Ferne,
In das Land des Friedens und der Sterne.

Heimat! Soll ich deine blauen
Schönen Ufer niemals schauen?

Dennoch ist mir, hier im Süden müßten
Nah sein und erreichbar deine Küsten.

### 3. Elisabeth.

Ich soll erzählen,
Die Nacht ist schon spät —
Willst du mich quälen,
Schöne Elisabeth?

Daran ich dichte
Und du dazu,
Meine Liebesgeschichte
Ist dieser Abend und du.

Du mußt nicht stören,
Die Reime verwehn.
Bald wirst du sie hören,
Hören und nicht verstehn.

### 4. Die leise Wolke.

Eine schmale, weiße,
Eine sanfte, leise
Wolke weht im Blauen hin.

Senke deinen Blick und fühle
Selig sie mit weißer Kühle
Dir durch blaue Träume ziehn.

[1] Mit Dämpfer. Vgl. auch S. 244.

### 5. Hochgebirgsabend.

(An meine Mutter.)

Ein seliger Tag, die Alpen flammen rot . . .
Nun möcht' ich dir die lichte Weite zeigen
Und stille stehn und lange mit dir schweigen
Vor tiefer Lust. — O warum bist du tot!

Und aus den Talen wandelt feierlich
Die Nacht empor mit der umwölkten Stirn,
Löscht leisen Ganges Flühe, Alm und Firn;
Ich schaue zu. — Was ist es ohne dich?

Nun Finsternis und Stille weit umher;
Mein Herz verdunkelt sich und trauert mit.
Da geht es neben mir wie leiser Schritt:
„Ich bin's! Ich bin's! Kind, kennst du mich nicht mehr?

Der lichten Tage freue dich allein!
Doch wenn die sternelosen Nächte kommen,
Da deine Seele dunkel und beklommen
Nach mir begehrt, muß ich dir nahe sein."

### 6. Kennst du das auch?

Kennst du das auch, daß manchesmal
Inmitten einer lauten Lust,
Bei einem Fest, in einem frohen Saal
Du plötzlich schweigen und hinweggehn mußt?

Dann legst du dich aufs Lager ohne Schlaf
Wie einer, den ein schweres Herzweh traf,
Lust und Gelächter ist verstiebt wie Rauch,
Du weinst, weinst ohne Halt — kennst du das auch?

### 7. Im Nebel.

Seltsam, im Nebel zu wandern!
Einsam ist jeder Busch und Stein,
Kein Baum sieht den andern,
Jeder ist allein.

Voll von Freunden war mir die Welt,
Als noch mein Leben licht war;
Nun, da der Nebel fällt,
Ist keiner mehr sichtbar.

Wahrlich, keiner ist weise,
Der nicht das Dunkel kennt,
Das unentrinnbar und leise
Von allen ihn trennt.

Seltsam, im Nebel zu wandern!
Leben ist Einsamsein.
Kein Mensch kennt den andern,
Jeder ist allein.

Ein eigenes, anfangs in der Formgebung etwas sprödes Talent ist der mit Gedanken ringende Westfale

**Christoph Flaskamp** (geb. 1880),

dem aber auch weicher getönte Stimmungen gelingen. Beachtenswert sind seine durchaus persönlichen literarhistorischen Arbeiten, besonders über die deutsche Romantik.

### 1. Tiefstes Erlebnis.

Nur nicht fragen: still sein, lauschen —
Horch: ein Quell aus Nacht entspringt.
Horch: der Wald beginnt zu rauschen.
Horch: der Märchenvogel singt . . .
Und dein eigen Blut erklingt.

Und der Geist beginnt zu tagen,
Und er treibt des Lebens Fluten:
Und die Menschenherzen schlagen
Und die Menschenherzen bluten —
Still sein, lauschen: nur nicht fragen!

### 2. Sphinx.

November tag. Verworrenes Gebrause
Strömt und verbrandet aus der Stadt.
Um meine tiefeinsiedlerische Klause
Wirbelt im Nebelregen Blatt um Blatt.

O graue Welt! Mit vorgestreckten Pranken
Liegst du. — Ich starre in dein Sphinxgesicht.
Du rührst dich nicht: ohnmächtige Gedanken
Mühn sich in meinem dumpfen Hirn nach Licht.

Bin ich nicht mehr als solch ein Blatt im Winde,
Das eine Zeitlang grünt und dann verschrumpft,
Blutlos wie alle Blätter hier im Winde
Zu Boden fällt, vermodert und versumpft?

Vorm Fenster schwenkt vergessen eine Traube,
Matt, gläsern, wie der Blick des Wahnsinns stiert;
Und vom Gesimse eine weiße Taube
Angstig in grauen Nebel sich verliert.

### 3. Im Gleichklang.

Welt: Das ist ein ewig Wandern,
Ist ein Strom von dem, was ist —
Schau um dich, sieh deine andern,
Forschend, wer du selber bist.

Und so siehst du denn: im Leben
Bist du nie — nur du allein,
Bist von Gleichem stets umgeben
Und saugst neue Nahrung ein.

Laß dein Herz im Gleichklang klopfen:
Ob du kleiner, größer, groß,
Bist du doch im Meer ein Tropfen,
Tropfen unter Tropfen bloß.

Anfangs im Banne Liliencrons stehend, ist

## Karl Busse (1872—1917)

später zu größerer Bedeutung aufgestiegen. Aus dem Dichter übermütiger Backfischlieder und nachempfundener, etwas sentimentaler Stimmungen hat des Lebens „Heilige Not" einen in sich gewachsenen und gereiften Künstler werden lassen.

### 1. Über den Bergen.

Über den Bergen, weit zu wandern,
Sagen die Leute, wohnt das Glück,
Ach, und ich ging im Schwarm der andern,
Kam mit verweinten Augen zurück.
Über den Bergen, weit, weit drüben,
Sagen die Leute, wohnt das Glück . . .

### 2. Heilige Not.

Es hat mir heut so bitter weh,
So seltsam weh die Brust beklemmt:
Wie vielem sagt' ich schon ade,
Wie vielem ward ich fern und fremd!

Mich band mit Rosen weiß und rot
Ein Lebensglück wohl wunderbar,
Doch nahm es mir die heil'ge Not,
Die meines Tags Gesellin war.

O daß des Glückes goldner Pfeil
Doch stets ins Herz der Sehnsucht zielt!
Daß jedes volle Lebensteil
Vom andern immer borgt und stiehlt!

Ich hört' heut' nacht ein Brausen gehn,
Da ward mir jäh das Herze weit.
Ich sah die Sehnsucht vor mir stehn,
Die Sehnsucht meiner Kämpferzeit.

O heil'ge Not, ich grüße dich,
Die mir das Glück so lang verhüllt!
Gib du, daß meine Seele sich
Mit Kräften und mit Zielen füllt!

Daß bald ein Sturm darüber saust,
Wie einst in junger Frühlingskraft,
Und daß sie wieder schluchzt und braust
Und — überströmend schwillt und schafft!

### 3. Meergesicht.

Gewitterschwüle. Steile Felsenklippen.
Die Nacht ist seltsam. Schwarze Wolken hangen.
Die Flut liegt still. Kein Dampfer wirft sie auf.

Sturmsingen ... Brausen ... Aus den Wolken zuckt
Ein Zackenfeuer. Helles, blaues Licht,
Ein weiß-verstörtes Nixenangesicht,
Ein banger Ruf, ein Gurgeln, ein Gewimmer,
Quellende Brüste in dem blauen Schimmer,
Verkrampfte Finger, Augen, goldne Strähnen
Und schaumgequirlte bleiche Flockenmähnen,
Und noch ein Schrei ... Die Luft in gelbem Licht —
Verzerrt ein totes Nixenangesicht.

Das Dunkel gähnt. ... Auf Felsenklippen wacht
Mit düstrem Auge die Gewitternacht.

### 4. An mein Kind.

Wie bin ich ewig von der Fülle
Der eignen Brust nun schwer bedrängt,
Seit sich mir jeder Wunsch und Wille
Nur noch an deine Zukunft hängt!

O sich verlieren, sich vollenden,
Nur noch ein sel'ges Opfer sein!
Nichts als die Sehnsucht zu verschwenden
Und hinzugeben ist noch mein!

Was liegt an mir und meinem Pfade,
Wenn Gott den deinen heller macht!
Mir das Gericht, und dir die Gnade,
Dir Sonne — Sonne, mir die Nacht!

### 5. Lieber Name ...

Lieber Name, den ich niemals nenne,
Den ich lautlos nur mir selbst bekenne,

Manchmal tönt auf Gassen, Plätzen, Wegen
Mir dein Klang aus fremdem Mund entgegen.

Manchmal auch aus eines Buches Zeilen
Springst du auf und lädst mich zu verweilen.

Aber immer schreck' ich scheu betroffen,
Und mich dünkt, mein Herz läg' jedem offen....

### 6. Meiner Frau.

Wenn ich im Irrsal wandre, habe Geduld mit mir,
Alle meine Wege enden zuletzt bei dir!
Hat sich mein Herz vergriffen, — mein Herz war krank.
Still vor dir und den Kindern zügelt sich jeder Drang.

Staub fällt über die Jugend; Asche wird jede Glut.
Hand in meinen Händen, wie wärmst du gut!
Was mich gelockt und gezogen: flüchtiger Flamme Schein.
Helfen mir einst im Sterben wirst du allein.

### 7. Verzagtheit[1].

Mir ist das Herz der Welt erschlossen,
Doch keinem rätselt sie wie mir.
Ich hab' millionenfach Genossen
Und bin verlass'ner als das Tier.

Ich bin ein Frager und Gefragter,
Ich spiel' den Diener, spiel' den Herrn.
Ich bin so oft ein tief Verzagter
Und gläubig doch im tiefsten Kern.

Ich bin Gerichteter und Richter,
Ich weiß nicht, wer ich alles bin,
Ein Kind, ein Greis, ein Narr, ein Dichter —
Wer hat mich lieb? Wer nimmt mich hin?

---

„Der nahtegalen, der ist vil", möchte man mit Gottfried von Straßburg sagen, wenn man wenigstens die Dichter noch nennen will, die „ir ambet wol" können. Da sind die impressionistischen Stimmungsdichter von oft pastellartig weichen und farbigen Tönen: Hans Bethge, der Herausgeber der Anthologie „Deutsche Lyrik seit Liliencron", Hans Benzmann, der sich auch als Balladenforscher einen Namen gemacht hat, der zartempfindende und geistreiche Österreicher Franz Karl Ginzkey, der holde Minnesänger Ludwig Finckh, der Pfarrherr von Festenburg in Steiermark Ottokar Kernstock, dessen Lyrik zum Besten gehört, was die neuere Spielmanns- und Vagantenpoesie hervorgebracht hat, und der in leisester Stille tieferlebte Naturbilder zeichnende Schweizer

## Fridolin Hofer.

### 1. Zwielicht.

Die Berge dämmern so wundersam;
Nur hier und dort über Kluft und Klamm
Zuckt kämpfend das wolkenhohe
Leuchten der Sonnenlohe.

Wie Dunkel mit Helle verworren ringt!
Meine Seele, das Lichtkind, jubelt und singt:
Ob Wolke vor Wolken sich schichte,
Sieg und Segen dem Lichte!

---

[1] Vgl. dazu folgende Stelle aus Nietzsches „Zarathustra": Und auch ihr fragtet euch oft: „Wer ist uns Zarathustra? Wie soll er uns heißen?" Und gleich mir selber gabt ihr euch Fragen zur Antwort.
Ist er ein Versprechender? Oder ein Erfüller? Ein Erobernder oder ein Erbender? Ein Herbst? Oder eine Pflugschar? Ein Arzt oder ein Genesender? Ist er ein Dichter oder ein Wahrhaftiger? Ein Befreier oder ein Bändiger? Ein Guter oder ein Böser?

### 2. Der Gottsucher.

Dumpf war ich durch den Tag gegangen,
Ein Suchender, und fand ihn nicht.
Es dunkelte, schon schwand das Licht,
Und schwer und schwerer preßt' ein Bangen
Die Seele mir wie Bleigewicht.

Da, spät beim Glanz der Sternenfülle,
Wie meine Schwermut leis entschlief,
War's, daß mir eine Stimme rief:
Wenn ich den Reinen mich enthülle,
Was suchst du mich im Staub so tief?

Neben ihnen nennen wir den eigentönigen Georg Busse-Palma sowie die Ostpreußen A. K. T. Tielo (Kurt Mickoleit), der von der Natur seiner litauischen Heimat und ihrem Duft stark beeinflußt ist, und Karl Bulcke, der als Lyriker nichts von der manchmal frivolen Ironie seiner talentverratenden Prosa hat. Der feierliche Franz Evers mit der Gebärde des Opferpriesters vermag mitunter überraschend den Volkston zu treffen, während

## Hermann Löns (1866—1914)

so ganz im völkischen Empfinden untertaucht, daß er einen fröhlich blühenden Kranz völlig echt wirkender Volkslieder hinterlassen konnte.

### 1. Traum.

„Machangel, lieber Machangelbaum,
In Trauern komm ich her;
Ich träumte einen bösen Traum,
Das Herze ist mir schwer.

Mein Myrtenstock trug Blümelein
Als wie das Blut so rot,
Ist krank der Herzgeliebte mein,
Oder ist er am Ende tot?" —

„Dein Herzgeliebter im fernen Land
Ist krank nicht und nicht tot;
Er hat sein Lieben zugewandt
Einem Mägdlein rosenrot.

Einem rosenroten Mägdelein,
Das ist sein ganzes Glück;
Für dich muß er gestorben sein,
Er kehrt nicht mehr zurück." —

„Und wenn er mir die Treue brach,
So will ich schlafen bei dir;
Will schlafen bis zum Jüngsten Tag,
Deinen Schatten über mir.

Es wird dann blühen auf meinem Grab
Die Blume Vergißnichtmein;
Daß ich ihn nicht vergessen hab',
Soll sie ein Zeichen sein."

### 2. Auf Feldwache.

Ich weiß einen Lindenbaum stehen
In einem tiefen Tal,
Den möchte ich wohl sehen
Nur noch ein einziges Mal;
Ich weiß zwei blaue Augen
Und einen Mund so frisch und rot,
O grüner Klee, o weißer Schnee,
O schöner Soldatentod.

Zu Hause auf den Feldern
Da liegt der Schnee so weiß,
Zu Hause in den Wäldern,
Da hängt das blanke Eis;
Hier fällt nicht Schnee noch Regen,
Zu lindern unsre große Not,
O grüner Klee, o weißer Schnee,
O schöner Soldatentod.

So mancher mußte sterben
Allhier in Afrika,
Wir wollen nicht verderben,
Der Tag, der ist bald da;
Die Nacht, die geht zu Ende,
Der Himmel, der wird hell und rot,
O grüner Klee, o weißer Schnee,
O schöner Soldatentod

Wo sich die Straße wendet,
Da wohnt die Liebste mein,
Ist meine Zeit beendet,
So will ich bei ihr sein;
Und kann es nicht so werden,
Und muß ich fort beim Morgenrot,
O grüner Klee, o weißer Schnee,
O schöner Soldatentod.

Weitaus getragener und oft wehmutdurchzittert sind die Gedichte des Deutschböhmen Hugo Salus, der sein Bestes in der Sehnsucht nach dem ihm ver-

sagten Kinderglück gegeben hat. Gar zu abgeklärt, wenn auch nicht ohne Tiefe und formale Gewandtheit sind die Gedichte des Elsässers Fritz Lienhard.

Vielen dieser Dichter leuchtet die Flamme des Gottsuchertums auf der Stirn, so dem immer tiefer schürfenden Rheinhessen Karl Ernst Knodt, dem Brandenburger Gustav Schüler, dessen Dichten mehr und mehr abgeklärte Formen annahm, und Wilhelm Weigand, der auch als Erzähler und Dramatiker anerkennenswerte Erfolge erzielt hat. Wuchtige Unmittelbarkeit und herbste Eigenart spricht aus den unablässig mit Gott ringenden Liedern

**Ernst Thrasolts** (J. M. Tressel, geb. 1878),

dessen Gedichtbände das Bibelwort als Merkmal tragen könnten: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn."

### 1. Reue.

O diese Nacht, die auf der Seele lag,
Und die Verzweiflung, schwer und höllentief,
Und meine Seele fern von Glück und Tag,
Bis ich, o Herr, zu dir in Reue rief — —

Nun sind die Nebel und die Nacht verraucht,
Da du in Huld erhörtest mein Gebet,
Und Stern bei Stern still aus dem Himmel taucht,
Der golden über meiner Seele steht.

### 2. Hochgang.

Ein Pfad aus blauem Schiefer,
Von blühender Heide umbraunt,
Grün säumt ihn Kiefer an Kiefer,
Ein Windhauch raunt und raunt.

Und Sonne und Schatten von Zweigen
Wechseln dir übers Gesicht.
Still schreitest du hin durch das Schweigen,
Durch der Höhen Luft und Licht.

Die Täler drunten wie Särge
Voll Nebel und Schwäche und Not,
Rund hoch die Felsenberge
Sonnenumloht.

### 3. Gebet.

Die wunden Arme schlinge,
O Herr, um mich!
Den trotz'gen Sünder zwinge
An Dich, an Dich.

Und die zerschlagene Wange
Neige zu mir.
Mach, daß ich rede-bange
Schweige vor Dir.

Und in der Stille sage,
Was Du getan,
Daß weinend ich beklage
Dann meinen Wahn.

O lehre mich ermessen,
Wie gut Du bist;
Alles, alles vergessen,
Was sonst noch ist.

Ihnen reiht sich an mit einem ausgesprochenen Zug zu Mystik und dunkler Symbolik der als Dramatiker noch zu nennende Wilhelm von Scholz. Nicht mystisch, sondern apologetisch eifernd, oft voll hinreißender Kraft ist der Österreicher Franz Eichert, der aber in seinem Schaffen mehr der alten

Schule angehört. Sein Landsmann Richard von Kralik (geb. 1852), auch als Ästhetiker, Kulturphilosoph und Sagenforscher bekannt, verfügt über eine fast grenzenlose Skala dichterischen Könnens, das eine stetige, streng folgerichtige Entwicklung zeigt, die von der lyrischen Revolution der achtziger Jahre zur reifen Klärung führt.

### f) Epische Lyrik.

Auffallend arm ist dieser Zeitabschnitt an epischer Dichtung. Es hat sich geradezu eine heftige Abneigung gegen die dem Wesen des Naturalismus widersprechende Erzählung in gebundener Form entwickelt. Bei Dehmels „Zwei Menschen" z. B. ist die Handlung auch ganz gleichgültig; es kommt nur auf die lyrische Entwicklung weltanschaulicher Probleme an. Als einziges größeres Werk ist der „Olympische Frühling" des Schweizers **Karl Spitteler** (geb. 1845) zu nennen, der bekanntlich als Mensch Deutschland während des letzten Krieges nicht gerecht geworden ist. Auch verblaßt bereits der mit Fanfarenklängen eingeblasene Ruhm des etwas künstlich in seinem vierteiligen Bau angelegten Epos, in dem zweifellos Größe und Phantasie, Wucht und Stimmung und ein oft barocker Humor stecken. Aber die Verschmelzung hellenischen Geistes mit modernem ist nicht restlos geglückt. Um klassisch zu sein, ist es zu ungebärdig und zu sehr mit Grübeleien durchsetzt, und um den neuen Anforderungen an Vertiefung zu genügen, hat es zuviel Erkünsteltes, zuviel Lyrisches und zu wenig feste Weltanschauung.

Bedeutendes dagegen hat die Zeit auf dem Gebiete der **Ballade** geschaffen. Da ragt neben Liliencron besonders die Gestalt des auch als Lyriker beachtenswerten Freiherrn

**Börries von Münchhausen** (geb. 1874)

wie ein in Stahl gepanzerter Ritter empor. Er ist ganz durchdrungen von den alten Idealen des Adels, dessen Fehler und Tugenden und vornehm alte Kultur er in seinen Dichtungen zu Fleisch und Blut werden läßt:

Zu Helm und Schild geboren,
Zu Landes Schutz erkoren,
Dem König sein Offizier,
Treu unsern alten Sitten
In unsrer Bauern Mitten,
Das sind wir!

So klingt auch seine Sprache markig wie Schwerterschlag, aber so reich und auch so stimmungsgewaltig, daß seine Dichtung eine neue Ära der Balladenkunst heraufgeführt hat, ob er nun von kampffrohen Helden singt oder mit zarten und ergreifenden Tönen ein stilleres Schicksal in seiner Tragik zeigt. Wie er im modernen Plauderton ungeheuer ergreifende Wirkungen zu erzielen vermag, das zeigt sein „Todspieler".

#### 1. Straßenlied.

Es liegt etwas auf den Straßen im Land umher,
In Welschland und in Britannien und am Meer,
Am Rhein und wo die Scholle der Newa splittert wie Glas,
Es liegt etwas auf den Straßen, ich weiß nicht was.

Ich hab' auf den Straßen verlaufen sieben Paar Schuh,
Mein Stecken blieb immer derselbe, mein Herz dazu,
Ich wanderte sieben Jahre durch Regen und Sonnenlicht,
Und die Straßen wußten mein Glück und sagten es nicht.

Es pfeift eine Drossel in Thule am Holderstrauch,
Und hab' ich Land Elend gefunden, so find' ich Thule auch,
Die Drossel weiß meiner Seele süßesten Reim,
Und alle Straßen im Lande sagen: „Kehr heim!"

### 2. Avalun.

Mir liegt ein Land im Sinn. Ich weiß es nicht,
Wann ich es sah in meinen Heimwehträumen,
Doch meine Sehnsucht, wenn sie Kränze flicht,
Pflückt Blüten sich von seinen Apfelbäumen.

Und meine Sehnsucht wandelt göttlich leicht
Die grünen Gartenhänge auf und nieder,
Mit Schmeichelhänden sie ein Windhauch streicht
Und flüstert ihr ins Ohr verwehte Lieder.

Im fernen Grund spielt eine Mädchenschar,
Die hellen Kleider rot von Abendstrahlen,
Und wie sie laufen, blitzen wunderbar
Die schmalen Sohlen ihrer Goldsandalen.

Wie Silberregen ihr Gelächter fällt
In dieser Hügel feierliches Schweigen
Und schüttelt in der weißen Blütenwelt
Viel tausend Sternchen von den wirren Zweigen.

Und sinnend schreit' ich. Alle Wünsche ruhn,
Ich fühl's, ich bin zu Haus an diesen Bächen,
Traumheimat meiner Seele, Avalun! — —
Mir ist, als hört' ich meine Mutter sprechen.

### 3. Der Marschall.

Ich hörte ein Lied, das ich nicht verstand,
Und lernte es spät verstehen:
Nie hebe der Adel Herz und Hand
Gegen den Herrn der Lehen.

Herr der Lehen der König ist,
Knechte nur sind vermessen,
Und wer des Richters dort oben vergißt,
Der wird leicht selber vergessen.

Treu dem König und seinem Sohn,
Treu in Palast und Hütte,
Treu dem Schwerte, treu der Kron', —
Das ist Adels Sitte.

* * *

Lang und hager, in Gold und Seide,
Das Ordensband über dem Marschallskleide,
Hat er im Schlosse Tag und Nacht
Seines Königs Majestät bewacht.
Sein Ohm war Marschall, sein Vater dann,
Er als dritter den Stab gewann.
Alt seine Treue wie sein Geschlecht —
Graf Königstein diente dem Könige recht.
Durch die Marmorsäle schritt er einher,
Sein Fuß so leicht, sein Herz so schwer.
Vom König sein Degen, dem König sein Sinn,
Sein Herz, sein Herz der Königin.
Er hat keinen Schritt, keinen Blick gewagt,
Er hat kein einziges Wort gesagt.
Aber eines Tages, die Sonne schien heiß,
Und die Sonne weiß vieles, was ich nicht weiß,
Aber eines Tages, er ging in das Tor,
Und die Königswache stand davor,
Er ging in seines Fürsten Haus —
Niemals kam er wieder heraus.
Es schwieg der König, nichts wußte der Troß,
Und nichts die Wache vorm Königsschloß —
Der Älteste des Hauses, im Schlosse Neu-Prag
Rief das Geschlecht zum Familientag.
Da kamen und saßen in Hall und Saal
Der von Ulenhang und der Grotendal,
Der vom Rhein und der von Sassenfähre,
Ratschlagten, was zu beginnen wäre.
Und Assa Königstein, der junge,
Begann in zornigem Überschwunge:
„Die Neuenburger hassen wie wir
Den König, und sie vertrauen dir,

Sie sagen, der König hätt' es getan,
Sie wollen im Streite bei uns stahn.
Seit wann ist edeles Blut so gering,
Daß man es schlachtet ohn' Spruch und Thing?
Laßt uns gegen den König gehn,
Die Bürger von Neuenburg zu uns stehn!"
Sprach der älteste Graf von Königstein:
„Herr Vetter, wollet mir verzeihn:
Adel ist recht, und Bauer ist gut,
Aber ich hasse unedeles Blut,
Adel ist gut, und Bauer ist recht,
Aber ich hasse das kleine Geschlecht!
Seit wann ist Adelsblut so gering,
Daß es mit dem Krämer ging?
Was der Vetter verschuldet, — wir wissen es nicht,
Königes Sache ist das Gericht!
So laßt uns von Geschlechtes wegen
Die Unbill gegen die Gnade wägen.
Was wir waren, wir wollen es sein:
Dem König dienen und ihm allein!
Und ist's euch recht, so melde sofort
Du dich an des Verschollenen Ort,
Trage sein Amt und seine Pflichten,
Adel soll nicht den König richten!" — —

Lang und hager, in Gold und Seide,
Das Ordensband über dem Marschallskleide,
Geht im Schlosse aus und ein
Der junge Graf von Königstein.
Vom alten hat er den leisen Gang,
Die schmalen Nüstern, der Stimme Klang.
Die alte Treue, das alte Geschlecht, —
Die Königstein dienen dem Fürsten recht.
Keine Silbe hat der König gesagt,
Er hat kein armes Wort gewagt.
Nur zuweilen, wenn sich der Schatten stiehlt
Ins Zimmer: „Majestät mein König befiehlt?"
Hat's ihn durchzuckt wie ein heimlicher Schlag, —
König Alfred starb binnen Jahr und Tag.

* * *

Ich hörte ein Lied, das ich nicht verstand,
Und lernte es spät verstehen:
Nie hebe der Adel Herz und Hand
Gegen den Herrn der Lehen.

Herr des Lehens der König ist,
Und Knechte nur sind vermessen,
Tu diene treu zu jeder Frist,
Gott hat noch nichts vergessen.

## 4. Der Todspieler.

„Herr Pastor, kommen Sie! Ihr Abendtisch
War ausgezeichnet, und das Bier ist frisch
Und reicht schon noch zu ein paar Zügen Rauch! —
Danke, ich brenne schon! Nach altem Brauch
Gehn wir noch etwas in Ihr Gartenzimmer,
Nicht wahr?
Ihr Junge schläft, — so 'n Bengel schläft ja immer —,
Da setzen Sie sich mal an Ihr Klavier! —
Nein, keine Redensarten! Ihr Patron
Bittet recht schön und weiß: Sie können's schon!

— Herr Pastor, so bei einem Glase Bier
Hör' ich gern die schönsten drei Musiken,
Die je erdacht:
Radetzkymarsch, in dem die Flöten quieken,
Das Chopinsche Prélude, Sie wissen schon, —
Und dann: „Steh' ich in finstrer Mitternacht."

„Verzeihung, Herr Baron,
Ich kann so wenig heut' wie immer spielen,
Weil gar zu schauerlich und zufallsblind
Aus Gottes ew'ger Hand die Würfel fielen,
Die meinem armen Kopfe doch — Würfel sind!
Warum es mir an Mut zum Spiel gebricht,
Wenn ich's erzähl', — Sie drängen weiter nicht.

Es ist jetzt her so sechs bis sieben Jahr.
Damals, da lebte meine Frau, und gerne
Spielt' ich ihr vor, wenn's Büblein schlafen war,
Und sie sah träumerisch
Vom offnen Gartenzimmer in die Sterne.
Und einmal spielt' ich auch, — ich weiß es noch,

Mir war's, als wüchsen meiner armen Seele
Dabei zwei Schwingen, rein und engelshoch.
So spielt' ich nie vorher, und aus der Kehle
Kam wie von selbst dazu ein Dankgedicht,
Ein Dank an Gott für all sein Gnadenlicht,
Für Weib und Kind, — denn unser Altster schlief
Im Kämmerchen, das nach dem Hof verlief.

Und in mein Spielen hör' ich plötzlich leise
Ein fein Geräusch, wie Schritte hinter mir,
Und seh' im Spiegel über dem Klavier,
Wie unser Kind nach des Chorales Weise
In tiefem Schlaf tanzend ins Zimmer geht.
Und hebt sein Hemdchen zierlich in die Höh',
Zierlich in die Höh',
Und tritt so leis auf nackter kleiner Zeh',
Nackter kleiner Zeh',
Dreht sich und biegt sich im Mondenlicht
Und weiß es nicht,
Macht ein blasses, tiefernstes Gesicht.

Da, ein Geräusch, — im Lehnstuhl meine Frau
Drehte sich um — das Kind schreit, wacht auf
Und fällt taumelnd hin. Wir wußten's nicht genau,
War es der Schreck, war es die Abendluft,
Doch stand der Knabe nicht mehr auf.
Und nach zwei Tagen legte ich die letzten
Rosen auf seinen Sarg, die taubenetzten. . . .

Wir haben damals nicht daran gedacht,
Daß ihm mein Spiel den frühen Tod gebracht,
Wir hatten andrer Sorgen viel, — das zweite
War unterwegs und kam, und dann im nächsten März
Drückt' ich den dritten, der da schläft, ans Herz.
Und dann drei glückliche und stille Jahre.
Da kam die Diphtherie ins Kohrener Land,
Und täglich streckte auf des Kirchspiels Bahre
Ein Opfer ihre mitleidlose Hand.
Hänschen, der ältere, lag schwer danieder,
Und tagelang schwankte der Wage Zunge,
Ob Leben oder Tod. Indes, der Junge
War kräftig von Natur und wurde wieder,
Ganz langsam zwar, doch wurde er gesund
Und lag nun matt im Bett mit blassem Mund.

Mir war so voll das Herz von großem Dank!
Wie hatte Gott erhört die heißen Bitten,
Gewiß, er wußte, was mein Herz gelitten,
Und wollte nicht, daß es noch tiefer sank.
Und in mir rief's: Nun stimme Lieder an,
Nun preise Gott, der solches hat getan!

Ich spielte wieder. Rauschend quoll der Strom
Des mächtigen Chorals empor und hob
Schier über mich hinaus in Gottes Dom
Des ew'gen Tröſters Preis und Lob:
‚Nun danket alle Gott
Mit Herzen . . .'
(Ein Gedanke, der wie eine Ratte huscht, . . .
Nun ist er fort, — wie kam mir der Gedanke! —
Er schläft ja längst schon nebenan, der Kranke!)
‚Der große Dinge tut

An uns und . . .'
(Wieder, wieder Gedanken wie graue Ratten,
Die sich lange versteckt gehalten hatten!!
In der Zimmerecke knistern sie leis
Unter dem großen Schranke, —
Und nebenan schläft doch so ruhig der Kranke!)
‚Der uns von Mutterleib
Und Kindesbeinen . . .'
Knistern sie leis, . . .
Knistern sie leis, . . .
Ob er wohl weiß,
Wann er zuletzt berührt diese Tasten?
Wie, wenn nun wieder, . . .
Wie, wenn nun wieder — just bei Lob und Danke, —
Die grauen Ratten tollen und hasten!! . . . .
Ach, nebenan schläft doch so ruhig der Kranke! —
Die Töne werden schwerer, schleppend fast,
Die Hände zittern, . . . und da läuft ein Grauen
Mir übern Rücken, denn ein kleiner Gast,
Ich fühl' es, kommt ins Zimmer! — —
Ich wage nicht, zum Spiegel aufzuschauen,
Ich wage nicht, die Hände fortzutun,
Ich stiere vor mich hin und spiele, starr vor Grauen
Und wie zum Spott
Mit lauten Machtakkorden: ‚Nun danket alle Gott!'

Und leise hör' ich jedesmal
Bei jedem schweren Takte im Choral
Ein leises nacktes Schreiten,
Tanzen, . . . Gleiten!
Ich spiele lauter, lauter immerzu,
Umsonst, ich decke nicht die leisen Laute zu!
Ich höre in das Gehen
Ein leichtes Hemdchen wehen
Und hör' an feinen Hacken
Ab und zu
Im Tanz ein Knöchlein knacken. —
Da schlag' ich wie toll in die Tasten,
Hilf, allmächtiger Gott:
‚Nun danket alle Gott!' —
Umsonst! — Immerzu
Meines Knäbleins süße
Weiche bloßen Füße
Tanzen ohne Ruh'
Durch die Stube — dort und hier,
Immer hinter mir. . . . .!!

Ein Schrei, ich brach besinnungslos zusammen
Und lag bewußtlos viele Wochen lang,
Vor meinen Augen lauter, lauter Flammen,
In meinen Ohren Kirchenlobgesang,
In meinem Hirn immer wüster und wilder
Entsetzliche Bilder,
Gottlästernde Worte, teuflischer Spott,
Und immer dazwischen die Töne:
‚Nun danket alle Gott.'
— — — — — — — — — — — — —
Als ich nach langer, langer Zeit erwacht,
Da war der Kleine längst zur Ruh' gebracht,
Da war es einsam, einsam um mich her,
Denn auch mein liebes Weib fand ich nicht mehr.

Ich bat, mich aus der Stelle fortzutun,
Ich mußte meine müde Seele ruhn
Und kam dann, Herr Baron, durch Sie
In diese weltentlegne Parochie.

Und wenn vorhin ich mich geweigert habe,
Jetzt wissen Sie: Ich spiele nun und nie: —
Da drinnen schläft mein letzter Knabe!"

Noch mehr mit allen Mitteln moderner Stimmungskunst arbeitet die wohl begabteste neuzeitliche Dichterin, die Ostpreußin

## Agnes Miegel (geb. 1879).

Bei ihren Balladen liegt der Hauptton nicht auf der Erzählung, sondern auf der Stimmungswirkung, die eine Handlung auszuüben vermag. Aber aus dieser oft auf der Verwendung von Traumgesichten erwachsenden Stimmung heraus erhält die Tragik eine so ungeheure Kraft, daß sie stark wirkt wie im Drama („Agnes Bernauerin", „Die Nibelungen"). Alle Zauber der Sprache stehen ihr dabei zu Gebote, um Natureindrücke und mythische Vorstellungen mit stärkster Gegenständlichkeit zu eindrucksvoller Geschlossenheit zu verschmelzen („Schöne Agnete"). Auch in ihrer eigentlichen, sparsam ausreifenden Lyrik besitzt sie dieselbe ungeheure Gewalt über den Leser. Sie überträgt die starke Leidenschaftlichkeit ihres reichen Innenlebens zwingend auf die fremde Seele, aber sie weiß sie dann auch mit einer feierlichen Stille zu erfüllen wie kein anderer der modernen Dichter. Ihre Gedichte werden die der meisten Zeitgenossen überleben.

### 1. Liebe.

Eh' du nicht stirbst in Elend und Not,
Eh' deine Stirn nicht mit Wahnsinn geschlagen —
Keine Rose und Nelke rot
Werde ich mehr im Tanze tragen.
Meine kleinen schneeweißen Schuh',
Die ich getragen bei Reigen und Geigen,
Sollen verstauben in ihrer Truh'
Unter welken Lavendelzweigen.

Aber kommt dann endlich der Tag,
Wo sie mir sagen: „Er ist gestorben;
Fluch auf all seinen Wegen lag,
Unstet und flüchtig ist er verdorben" —
Dann wird lachen mein blasser Mund
Süß und hell wie in alten Tagen,
Seidene Kleider werd' ich zur Stund',
Ringe und Spangen und Ketten tragen;
Werde tanzen drei Nächte lang,
Rosen im Gürtel und Rosen im Haare —
Während dein Weib, verzweifelnd und bang,
Kniend betet an deiner Bahre.

Aber kommt dann die vierte Nacht,
Ist die rote Sonne gegangen,
Dann ist mein Lachen ausgelacht,
Blaß wie der Tod sind dann meine Wangen,
Werde sagen: „Nun liegst du fern
Tief in der gefrorenen Erde,
Gingest dahin — nicht wie ein Stern,
Loschest aus wie ein Fünkchen am Herde."

Wieder werd' ich, in Reu' und Leid,
Deinen geliebten Namen nennen,
Wieder, wie in verschollener Zeit,
Wird mein Mund nach dem deinen brennen,
Und, die Kerze in zitternder Hand,
Schreit' ich hinab die Treppenstufen —
Wie ein Brautkleid rauscht mein Gewand,
Und mir ist, ich hörte dich rufen . . .

### 2. Agnes Bernauerin.

Sie sangen am Herd, als die Flamme schied:
„Es ist eine Ros' entsprungen."
Sie sprechen zu ihr, als verklungen das Lied:
„Was hast du nicht mitgesungen?

Was bist du so blaß, Agnes Bernauerin,
Was starrst du so vor dich nieder?"
Sie sprach wie schlafend vor sich hin
Und schloß ihre schweren Lider:

„Mir träumte in der Andreasnacht,
Ich sei an die Donau gegangen;
Der Himmel glomm in blutiger Pracht,
Und die roten Wellen sangen. —

Sie trugen mir zu in schaukelndem Tanz
Eine Krone, sternbeschienen,
Und wie ich sie hob, war's ein Sterbekranz
Von welkenden Rosmarinen."

### 3. Schöne Agnete.

Als Herrn Ulrichs Wittib in der Kirche gekniet,
Da klang vom Kirchhof herüber ein Lied,
Die Orgel droben, die hörte auf zu gehn,
Die Priester und Knaben, alle blieben stehn,
Es horchte die Gemeinde, Greis, Kind und Braut,
Die Stimme draußen sang wie die Nachtigall so laut:

„Liebste Mutter in der Kirche, wo des Mesners Glöcklein klingt,
Liebe Mutter, hör', wie draußen deine Tochter singt,
Denn ich kann ja nicht zu dir in die Kirche hinein,
Denn ich kann ja nicht mehr knien vor Mariens Schrein,
Denn ich hab' ja verloren die ewige Seligkeit,
Denn ich hab' ja den schlammschwarzen Wassermann gefreit.

Meine Kinder spielen mit den Fischen im See,
Meine Kinder haben Flossen zwischen Finger und Zeh',
Keine Sonne trocknet ihrer Perlenkleidchen Saum,
Meiner Kinder Augen schließt nicht Tod noch Traum. . . .

Liebste Mutter, ach, ich bitte dich,
Liebste Mutter, ach, ich bitte dich flehentlich,
Wolle beten mit deinem Ingesind'
Für meine grünhaarigen Nixenkind,
Wolle beten zu den Heiligen und zu unsrer Lieben Frau,
Vor jeder Kirche und vor jedem Kreuz in Feld und Au!
Liebste Mutter, ach, ich bitte dich sehr,
Alle sieben Jahre einmal darf ich Arme nur hierher,
Sage du dem Priester nun,
Er soll weit auf die Kirchentüre tun,
Daß ich sehen kann der Kerzen Glanz,
Daß ich sehen kann die güldene Monstranz,
Daß ich sagen kann meinen Kinderlein,
Wie so sonnengolden strahlt des Kelches Schein!"

Und die Stimme schwieg. Da hub die Orgel an,
Da ward die Türe weit aufgetan, —
Und das ganze heilige Hochamt lang
Ein weißes, weißes Wasser vor der Kirchentüre sprang.

### 4. Die Nibelungen.

In der dunkelnden Halle saßen sie,
Sie saßen geschart um die Flammen,
Hagen Tronje zur Linken, sein Schwert auf dem Knie,
Die Könige saßen zusammen.

Schön Kriemhild kauerte nah der Glut,
Von ihren schmalen Händen
Zuckte der Schein wie Gold und Blut
Und sprang hinauf an den Wänden.

König Gunther sprach: „Mein Herz geht schwer,
Hör' ich den Ostwind klagen!
Spielmann, lang' deine Fiedel her,
Sing' uns von frohen Tagen!"

Aufflog ein jubelnder Bogenstrich
Und flatterte an den Balken.
Herr Volker sang: „Einst zähmte ich
Einen edelen Falken . . ."

Die blonde Kriemhild blickte auf
Und sprach mit Tränen und leise:
„Spielmann, hör' mit dem Liede auf,
Sing' eine andere Weise!"

Die braune Fiedel raunte alsbald
Träumend und ganz versonnen,
Herr Volker sang: „Im Odenwald,
Da fließt ein kühler Bronnen . . ."

Die blonde Kriemhild wandte sich
Und sprach mit Tränen und bange:
„Mein Herz schlägt laut und fürchtet sich
Und bebt bei deinem Sange . . ."

Anhub die Fiedel zum drittenmal,
Aufweinend in Gram und Leide,
Herrn Volkers Stimme sang im Saal,
Wie ein Vogel auf nächt'ger Heide:

„Es glimmt empor aus ew'ger Nacht
Heißer als alle Feuersglut,
Gelb wie das Aug' der Zwergenbrut,
Das gierig seinen Glanz bewacht —
O weh der Lust, die mich gezeugt!

Wie Brunst nach Brunst im Forste schreit,
Wie nach der Lohe lechzt die Glut,
So treibt die Gier nach Menschenblut
Ans Licht den Hort der Dunkelheit —
O weh dem Schoß, der mich gebar!

Es ruft den Neid, es weckt den Mord,
Stört auf die Drachen Trug und List,
Hetzt Rachsucht, die die Rache frißt, —
Und immer röter glüht der Hort —
O weh der Brust, die mich gesäugt!

Es treibt und schwimmt im Purpurquell,
Es trinkt den Quell und lechzt nach mehr,
Es braust und schäumt, die Flut steigt schnell,
Breit wie die Donau strömt es her —
O weh der Lieb', die lieb mir war.

Es schäumt und braust, atmet und steigt,
Schon brandet's draußen an die Tür,
Es klopft und pocht, der Riegel weicht,
Nun flutet's heiß und rot herfür —
Weh über mich, weh über euch!"

Jäh bei dem letzten Bogenstrich
Sprangen die Saiten und schrien,
Hagen von Tronje neigte sich
Und wiegte sein Schwert auf den Knien.

Die Könige saßen bleich und verstört,
Doch die schöne Kriemhild lachte,
Sie sprach: „Nie hab' ich ein Lied gehört,
Das mich lustiger machte!"

Sie kniete nieder und schürte die Glut,
Von ihren schmalen Händen
Zuckte der Schein wie Gold und Blut
Und sprang hinauf an den Wänden.

Ihr verwandt, aber doch stärker im Banne Strachwitzens und Fontanes stehend ist die leidenschaftliche

## Lulu von Strauß und Torney (geb. 1873)

aus Bückeburg. Um einen Begriff vom Unterschied der modernen Ballade gegenüber früheren Dichtungen dieser Art zu gewinnen, vergleiche man einmal ihre „Tulipan" mit Chamissos „Die Sonne bringt es an den Tag".

### 1. Letzte Ernte.

„Ich brachte in siebzig Jahren viele Ernte ein,
Dies soll mein letztes Fuder wohl gewesen sein!
Die Gäule scheuten am Tore, sie jagten mit Gewalt,
Ich schrie und riß an der Leine, aber mein Arm ist alt.

Vor ihren polternden Hufen der Staub flog auf wie Rauch,
Die Garben schleiften die Steine — mein alter Rücken auch.
Mutter, was hilft das Weinen? Das ist nun, wie es ist,
Siebzig Jahre und drüber war doch eine schöne Frist!

Daß sie den Schmied nur holen, ein Eisen fehlt dem Roß,
Und hinterm Hof am Tore, da ist ein Pfosten los,
Und daß sie nicht vergessen: da, wo die Pappeln stehn,
Im letzten Schlag am Berge, da sollen sie Roggen sä'n.

Kommt jeder an die Reihe, König, Bauer und Knecht!
Ist's unsers Herrgotts Wille, so ist es mir auch recht.
Was stehst du vor dem Bette und beugst dich drüber dicht?
Meinst du, Mutter, ich sähe die Totenlichter nicht?

Vier Lichter an der Lade, wie sich's zu Recht gehört,
Vier Pferde vor dem Wagen, der mich vom Hofe fährt,
Der weißen Klageweiber zween vor meiner Truh',
Im breiten linnenen Laken vom Kopf bis auf die Schuh'!

Mutter, kommen die Kühe schon vom Kamp herein?
Die Schwarze brüllt am Tore, da muß es Melkzeit sein.
Ich höre die Knechte singen vor der Dielentür, —
Morgen um Feierabend bin ich nicht mehr hier!

Viel Hände braucht die Ernte. Der Herrgott hat's gewußt.
Gottlob, daß ich nicht früher habe fortgemußt!
Und wenn ich Feierabend heute machen soll, —
Gemäht sind die letzten Ähren, und alle Scheuern voll!"

## 2. Die Tulipan.

Es gehen so viele Straßen ins Land hinein,
Straßen wie weiße Bänder im Sonnenschein,
Straßen, darüber die Blitze des hohen Sommers stehn,
Straßen, darüber in Wolken Staub und Regen wehn.
Und wer auf den weißen Straßen einen Sommer lang zieht,
Der schreitet mit rüstigen Füßen und frischem Lied,
Und wer zwei Jahr' und dreie wandert her und hin,
Dem werden die Sohlen müde und friedlos der Sinn,
Und wer da liegt auf den Straßen sieben Jahr' und mehr,
Dem verweht im Staube der Straßen das Glück und die Ehr'! — — —

Es wandern zwei durch die Heide, die rot in Blüte steht,
Die waren vom Wind der Straßen zusammengeweht:
Ein brauner Schmiedegeselle mit krausem Haar,
Der fuhr durch Städte und Länder ins siebte Jahr,
Der andre ein junger Gärtner. Der spricht und lacht:
„Was daheim wohl die Mutter für Augen macht!
Meine lederne Katze ist von Gulden schwer,
Ich komme weit aus der Fremde, von Holland her.
Mir schenkte mein guter Meister, als ich wandern ging,
Hier diese Samenzwiebel, ein edel selten Ding.
Die trägt eine feine Blume, wie keiner im Dorf sie kennt,
Die zwischen den grünen Blättern rot wie Feuer brennt!
In meiner Mutter Garten, bei Minz' und Majoran,
Da soll mir wachsen und blühen die Blume Tulipan!"
Der Braune schritt ihm zur Seite und horchte stumm,
Drei Birken standen am Wege, da sah er sich spähend um,
Es glomm ihm unter den Brauen ein gieriges Feuer an,
Es kam eine böse Stunde über den fahrenden Mann.
Er riß aus breitem Gurte den Schmiedehammer hervor, —
Kein Auge hat's gesehen, gehört kein menschlich Ohr.
Er scharrte eine Grube im Laub am Straßenrand
Und vergaß die tote Tulipan in der wächsernen Totenhand. —

Im letzten Haus im Dorfe, da ging es kling und klang,
Daß rot der Funkenregen über die Straße sprang,
Es stand die junge Meisterin und spähte in Sonne und Wind:
„Du fremder brauner Geselle, was läufst du so geschwind?

Sie trugen um die Lichtmeß[1] zu Grabe mir den Mann,
Was sprichst du in der Schmiede nicht das Handwerk an?" —

Die Erntesicheln gingen über das falbe Land,
Als der fremde Geselle zuerst am Amboß stand,
Die raschelnden Blätter stoben im kalten Winde hin,
Da küßte er Feierabends seine Meisterin,
Und als die Straßen im Lande lagen weiß verschneit,
Da nähte die junge Wittib sich wieder ein Hochzeitskleid. —

Es singt die blonde Meistersfrau den lieben langen Tag
Und horcht vom Herd herüber auf den Hammerschlag.
Es führt der neue Meister den Schmiedehammer gut,
Er steht mit nackten Armen in roter Flackerglut,
Er sitzt an eigenem Tische vor Weib und Hausgesind',
Als hätte sein Herz vergessen der Straßen Sonne und Wind
Und stampft vor seiner Schmiede ein eisenloses Pferd,
Es ist des Reiters Woher, Wohin ihm keiner Frage wert.
Und kommt ein fechtender Bruder vorbei mit staubigem Schuh,
Er schlägt mit zornigem Gruße vor ihm die Türe zu.

Es singt die blonde Meistersfrau, solange die Sonne lacht,
Was stört sie auf vom Kissen in mancher Nacht?
Dumpf die Luft der Kammer, die Wand von Mondlicht fahl,
Der Meister fährt vom Schlafe auf in irrer Qual,
Er schreit, als würgt' ihm das Grauen die Kehle zu:
„Liegt einer am Straßenrande, der gibt nicht Ruh'!"
„Mann, wer gibt nicht Ruhe?" Sie fliegt am ganzen Leib.
Da schüttelt er wild die Fäuste: „Verflucht dein Lauschen, Weib!"
Grau der Wintermorgen, der ins Fenster scheint.
Finster des Meisters Stirne. Die Meisterin sitzt und weint.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nun weht das linde Tauen ins Land hinein,
Es schmelzen die weißen Streifen am braunen Ackerrain,
Es geht ein Schwatzen der Stare über das Wiesenland.
Die Weidenkätzchen stäuben draußen am Straßenrand.
Draußen am Straßenrande wacht heimlich Leben auf:
Es hebt sich ein grüner Finger aus dürrem Laub herauf,
Der Finger reckt sich höher, wie wenn er droht,
Es bricht aus seiner Spitze ein dunkeltiefes Rot!
Kinder haben's gesehen, die kamen den Weg entlang,
Als der Küster Schule hielt, lief es von Bank zu Bank.
Der Schäfer trieb vorüber, der hob die Hand:
„Der Böse hat das Kraut gesät! Gott wende Krieg und Brand!"
Der Pfarrer aber schickte des Mesners Sohn hinaus:
„Geh, grab mir für mein Gartenbeet das Herrgottswunder aus!"
Der Bub' hat um sein Messer die braune Faust gepreßt, —
Wie hält die schwarze Erde so zäh ihr Eigen fest!
Und wie die Schollen bröckeln, da blinkt ein fahles Weiß,
Und wie die Klinge tiefer gräbt, da wird ihm kalt und heiß, —
Er kommt im letzten Abendschein schreiend heimgerannt:
„Es wächst die Blume Tulipan aus einer Knochenhand!"

Nun geht im Dorfe ein Fragen und Raunen an:
„Wo draußen die Birken stehen, ist schwere Tat getan!
Aber der heimliche Frevel hat nicht geruht:
Es wuchs eine rote Blume aus ungesühntem Blut!
Gott weiß, wohin des Weges, Gott weiß, woher er kam,
Der hier an offner Straße so böse Abfahrt nahm!
Gott weiß, wo eins im Lande um ihn in Sorgen geht!

[1] 2. Februar.

Gott weiß, wo eine Türe umsonst ihm offen steht!
Und liegt er verscharrt im Sande wie ein verreckter Hund,
Wir wollen ein Grab ihm schenken in geweihtem Grund!"
Lehrling und Geselle liefen ins Dorf hinein,
Am Amboß in der Schmiede der Meister ist allein.
Er schlägt, wie wenn der Amboß in Stücke springen soll
Die gottverdammten Glocken! Was bimmeln sie wie toll?
Sie läuten den zur Ruhe, der an der Straße lag!
Es springen die roten Funken bei jedem Hammerschlag.
Der Meister hört den Hammer und sonst nicht Laut noch Schritt,
Was war das für ein Schatten, der über den Amboß glitt!
Und wie er jäh sich wendet, die Stirne naß von Schweiß,
Steht eine auf der Schwelle, bis in die Lippen weiß.
Die roten Flammen knistern, sonst kein Laut umher,
Es fallen ihre Worte wie Tropfen, bang und schwer.
Aug' in Auge schauen die zwei sich an:
„Der dir nicht Ruh' gegeben, — ist's der mit der Tulipan?"
Stille. Ein hartes Lachen aus des Meisters Mund
„Jetzt muß er wohl Ruhe geben in geweihtem Grund!"
Wieder Schweigen, und Glocken in das Schweigen herein,
In den Augen des Mannes lauert ein böser Schein,
Er schließt die Faust um den Hammer wie spielend zu:
„Schwatzhaft ist Weiberzunge. Wann gibt die Ruh'?"
Da schreit sie in jähem Schrecken, ihr Blut gerinnt,
Sie jagt hinaus, das Dorf entlang wie taub und blind,
Sie hört nicht die wirren Stimmen rufen hinter ihr,
Sie sieht nur des Pfarrers weißes Haar; vor seines Hauses Tür,
Da bricht das Weib in die Knie und schluchzt auf seine Hand:
„Hilf Gott, er will mich erschlagen — wie den am Straßenrand!"

Die Richtstatt ist hoch am Berge und droht ins Land hinein, —
Da gehen die weißen Straßen im Sonnenschein.
Straßen, darüber die Blitze des hohen Sommers stehn,
Straßen, darüber in Wolken Staub und Regen wehn,
Straßen, von denen zum Himmel heimliche Bluttat schreit,
Auf denen einer verloren Ehre und Seligkeit!
Und wenn sie den Leib da droben richten mit dem Schwert, —
Gott sei gnädig der Seele, die ihre Straße fährt!

### 3. Vorbei.

Sie gingen Aug' in Auge,
Sie gingen Hand in Hand —
Des Sommers blühender Segen
Lag leuchtend überm Land.

Lang' sah ich nach den beiden,
Mein Herz war still und frei —
Das war das lachende Leben,
Das ging an mir vorbei!

### 4. Totenlieder.

1.

Was sie da eingesenkt bei Glockenklängen
Zur tiefen Ruh'
Im letzten Bett, dem todesdunklen, engen, —
Das bist nicht du!
Das bist nicht du, der Geist voll Kraft und Feuer,
Von Gott erfüllt.
Dem gestern erst des Todes blasser Schleier
Den Blick verhüllt —
Dein Wanderkleid nur ist's, der Seele Hülle
Bis diesen Tag,

Die Fessel, drin so lang' des Wesens Fülle
Gefangen lag.
Der Staub zum Staub! Die Hülle muß zerstieben
Wie welkend Heu, —
Du aber, den wir kennen, den wir lieben,
Lebst und bist frei.

2.

Nun, seit ich dich da droben weiß,
Der mir auf Erden lieb gewesen,
Da ist es mir, als ob sich leis
Die ew'gen Rätsel schon mir lösen.

Und trat mir sonst oft Zweifel nah,
Heut' weiß ich klar: es gibt ein Drüben!
Du lebst — es kann dein Wesen ja
Nicht wie ein Hauch im Tod zerstieben!

Und schien, wenn sonst ich aufgeschaut,
Die große Heimat mir so ferne, —
Heut' deucht sie mir schon nah vertraut,
Und meine Seele sucht sie gerne.

Mir ist, als stündest droben du
Am Tor, von lauter Licht umglommen,
Und riefst von weit, weit her zu mir:
„Ich warte deiner! Wirst du kommen?"

### 5. Spruch.

Vorbei der träumenden Sehnsucht Zeit,
Vorbei das Suchen und Schwanken,
Das Auge klar und das Herz so weit,
So groß das Reich der Gedanken!

O Lust, in liebendem Weltverstehn,
In starkem, freudigem Streben
Den heiligen Zielen entgegengehn —
O Lust, zu sein und zu leben!

## g) Weitere Frauenlyrik.

Den beiden genannten Dichterinnen steht an Bedeutung nicht nach die in München lebende Braunschweigerin

### Ricarda Huch (geb. 1864).

Als Lyrikerin gibt sie ihr Bestes da, wo sie volkstümliche Töne anschlägt, um ihre nie versiegende Sehnsucht auszusprechen. Sonst sind ihre Verse objektiv im Sinne K. F. Meyers, wohl auch so prunkvoll schreitend. Mitunter freilich werden ihre Gedichte auffallend mühsam geformt, zumal da, wo sie Symbolisch-Gedankliches gestalten will. Über die Erzählerin wird an anderer Stelle zu reden sein.

### 1. Sehnsucht.

Um bei dir zu sein,
Trüg' ich Not und Fährde,
Ließ' ich Freund und Haus
Und die Fülle der Erde.

Mich verlangt nach dir
Wie die Flut nach dem Strande,
Wie die Schwalbe im Herbst
Nach dem südlichen Lande.

Wie den Alpsohn heim,
Wenn er denkt, nachts alleine,
An die Berge voll Schnee
Im Mondenscheine.

### 2. Einig.

Nicht bei Göttern, Mond und Sternen
Schwuren wir den teuren Bund,
Doch durch alle diese Fernen
Sind wir eins mit Herz und Mund.

Dringt kein Wort von dir in meine,
Keins in deine Einsamkeit,
Allzeit sind wir im Vereine
Lebend oder tot bereit.

Leben wir: nie wird uns fehlen
Glück, das nach der Welt nicht fragt;
Sterben wir: was sich zwei Seelen
Sagen können, ward gesagt.

### 3. Unersättlich.

Ganz mit Frühling und Sonnenstrahl,
Klang und duftendem Blütenguß
Mein verlangendes Herz einmal
Füll' mir, seliger Überfluß!

Gib mir ewiger Jugend Glanz,
Gib mir ewigen Lebens Kraft,
Gib im flüchtigen Stundentanz
Ewig wirkende Leidenschaft!

Aus dem Meere des Wissens laß
Satt mich trinken in tiefem Zug!
Gib von Liebe und gib von Haß
Meiner Seele einmal genug.

Gib, daß Tau der Erfüllung mir
In die Schale des Herzens fließt,
Bis sie, selber verschwendend, ihr
Überschäumendes Glück ergießt!

### 4. Aus dem Dreißigjährigen Krieg.

(Wiegenlied.)

Horch, Kind, horch, wie der Sturmwind weht
Und rüttelt am Erker!
Wenn der Braunschweiger draußen steht,
Der faßt uns noch stärker.
Lerne beten, Kind, und falten fein die Händ',
Damit Gott den tollen Christian von uns wend'!

Schlaf, Kind, schlaf, es ist Schlafens Zeit,
Ist Zeit auch zum Sterben.
Bist du groß, wird dich weit und breit
Die Trommel anwerben.
Lauf ihr nach, mein Kind, hör' deiner Mutter Rat;
Fällst du in der Schlacht, so würgt dich kein Soldat.

„Herr Soldat, tu mir nichts zuleid'
Und laß mir mein Leben!" —
„Herzog Christian führt uns zum Streit,
Kann kein Pardon geben.
Lassen muß der Bauer mir sein Gut und Hab,
Zahle nicht mit Geld, nur mit dem kühlen Grab."

Schlaf, Kind, schlaf, werde stark und groß;
Die Jahre, sie rollen.
Folgst bald selber auf stolzem Roß
Herzog Christian dem Tollen.
Wie erschrickt der Pfaff' und wirft sich auf die Knie —
„Für den Bauer nicht Pardon, den Pfaffen aber nie!"

Still, Kind, still, wenn Herr Christian kommt;
Der lehrt dich zu schweigen!
Sei fein still, bis dir selber frommt
Ein Roß zu besteigen.
Sei fein still, dann bringt der Vater bald dir Brot,
Wenn nach Rauch der Wind nicht schmeckt und nicht der Himmel rot.

### 5. Heimatlos.

„Hör' mich, Mutter, höre mich in deinem dunkeln Grabe,
Sage mir, wo ich Verirrter meine Heimat habe.
Wenn ich schlafe unter deinem Trauerweidenbaume,
Zeige mir das Land, das süße Vaterland, im Traume.
Laß mich meine Sterne sehen, eine milde Sonne
Durch das Meer des Himmels segeln, junger Saaten Wonne,
Und die Wasser jubelnd hoch von meinen Bergen stieben!
Meine Brüder, meine Schwestern zeig' mir, die mich lieben.
Wär' der Weg auch noch so weit, ich will ihn gerne gehen;
Wär' er noch so hoch und steil, ich will ihn gern bestehen.
Denn ich mag nicht, mag nicht länger in der Fremde weilen,
Ich bin krank im Herzen, nur die Heimat kann mich heilen.
Käm' ich auch als Bettler zu der vielgeliebten Stelle,
Legen will ich mich auf meines Vaterhauses Schwelle;
Küsse werden Tränen auf die alten Steine brennen,
Die mich besser als die Menschen in der Fremde kennen."
— „Kind, dein Vaterland ist ferne, und der Weg ist weiter,
Als die Erde weit ist, und die Nacht ist dein Begleiter.
An der Pforte wird die Ewigkeit dich still begrüßen
Und die Wanderschuh' dir lösen von den wunden Füßen." —

**Auch Isolde Kurz**[1] (geb. 1853 in Stuttgart), die wir späterhin als Erzählerin zu werten haben, verdient einen Platz an dieser Stelle. Ihre Weisen sind vornehm abgetönt, still getragen, aber doch im tiefsten Grunde von jener Leidenschaftlichkeit erfüllt, die ihre Novellen kennzeichnet. Das Erschütterndste, was sie geschrieben hat, ist ihre „bräutliche Witwenklage": „Asphodelos", ein Kranz von Totengedichten, die in eine Reihe zu stellen sind mit denen von Eichendorff und Storm, mit Kellers Zyklus „Lebendig begraben" und Lulu von Strauß und Torneys „Totenliedern".

### 1. Wegwarte.

Mit nackten Füßchen am Wegesrand,
Die Augen still ins Weite gewandt,
Saht ihr bei Ginster und Heide
Das Mädchen im blauen Kleide?

— „Das Glück kommt nicht in mein armes Haus,
Drum stell' ich mich hier an den Weg heraus;
Und kommt es zu Pferde, zu Fuße,
Ich tret' ihm entgegen mit Gruße."

Es ziehen der Wanderer mancherlei
Zu Pferd, zu Fuß, zu Wagen vorbei.
— „Habt ihr das Glück nicht gesehen?"
Die lassen sie lachend stehen.

Der Weg wird stille, der Weg wird leer.
— „So kommt denn heute das Glück nicht mehr?"
Die Sonne geht rötlich nieder,
Ihr starren im Wind die Glieder.

Der Regen klatscht ihr ins Angesicht,
Sie steht noch immer, sie merkt es nicht:
— „Vielleicht, es ist schon gekommen,
Hat die andere Straße genommen."

Die Füßchen wurzeln am Boden ein,
Zu Blumen wurde der Augen Schein,
Sie fühlt's und fühlt's wie im Traume,
Sie wartet am Wegessaume.

[1] Tochter des mit Mörike befreundeten Hermann Kurz (1813—1873), dem Verfasser der Romane „Schillers Heimatjahre" und „Der Sonnenwirt".

### 2. Die erste Nacht.

Jetzt kommt die Nacht, die erste Nacht im Grab.
O, wo ist aller Glanz, der dich umgab?
In kalter Erde ist dein Bett gemacht.
Wie wirst du schlummern diese Nacht?

Vom letzten Regen ist dein Kissen feucht,
Nachtvögel schrein, vom Wind emporgescheucht,
Kein Lämpchen brennt dir mehr, nur kalt und fahl
Spielt auf der Schlummerstatt der Mondenstrahl.

Die Stunden schleichen — schläfst du bis zum Tag?
Horchst du wie ich auf jeden Glockenschlag?
Wie kann ich ruhn und schlummern kurze Frist,
Wenn du, mein Lieb, so schlecht gebettet bist?

Der älteren Dichterin sei noch eine jüngere von bedeutender Tiefe und starker Kraft angereiht, **Ilse Franke** (geb. 1881 in Göttingen). Ihr Buch „Von beiden Ufern" vor allem bietet Verse von kerniger Eigenart, in denen das Seelenleben der Frau sich entschleiert in süßer Weichheit und herber Strenge. Eine Frage klingt daraus, von heißer Jugend gestellt, nach dem Schicksal der Frau, und ahnend auch schon die Antwort: lachendes Glück und erschütterndes Leid.

### 1. Die Waise.

Gen Abend wandern die Wolken
Wie goldener Rauch.
Sag, liebe Mutter,
Siehst du sie auch?

Sie wallen festlich wie damals
Am Abschiedstag.
Und deine fliehende Seele
Zog ihnen nach.

Mutter, wo bist du geblieben?
Mir ist so bang allein!
Ach, deine goldene Seele
Wird bei der Sonne sein.

Seh ich die Wolken so wandern,
Trunken vom Abendlicht,
Mutter, dann sind wir uns nahe,
Fühlst du das nicht?

### 2. Fracht.

Es treibt ein Boot, mit voller Fracht beladen,
Auf dunklen Fluten, bis zum Rande schwer.
Es findet nicht zu heimischen Gestaden,
Die Fülle staut sich ihm zu Not und Schaden,
Und Wasser spülen gurgelnd drüber her.

Die Tiefe droht's in ihre Nacht zu bohren . . .
Den Schiffer schauert, der am Steuer wacht.
So ist mein Herz. Es hat sich selbst verloren,
Hat sich zuviel von süßem Gut erkoren
Und will nun sinken unter seiner Fracht.

### 3. Meine Gedanken.

Meine Gedanken sind schillernde Tauben,
Die in der Sonne sich müde geflogen.
Nun schwirren sie heim zu den schattigen Lauben
Und ruhen auf spiegelnden Marmorbogen.

Zuweilen hebt eine verträumt das Köpfchen
Und schweift in das weite Sommergelände,
Mit Augen wie tauige Sonnentröpfchen,
Und schmiegt sich zufrieden in Gottes Hände.

---

Von den vielen, zum Teil hochwertig dichtenden Frauen seien dann noch erwähnt die Österreicherin Maria Eugenie delle Grazie (geb. 1864), die auch eine Anzahl Romane und Dramen schrieb; Marie Herbert (geb. 1858), deren Lyrik, soweit sie nicht unbewältigte Reflexionen bringt, zwar nur wenige echte Töne hat, aber aus tiefstem Herzen quillt; weiter die leidenschaftlich bewegte, aber ungleichmäßig schaffende Anna Ritter; ferner Maria Janitschek, die hüllenlos ihr Triebleben in ihren zahlreichen Gedichtbänden bloßlegt, aber auch zu feinerer und stillerer Wirkung kommt; die Westfälin L. Rafael (H. Kiesekamp) mit schlichten, am gesunden Volkstum geschulten Tönen; die kraftvolle Balladendichterin Alberta von Puttkamer; die schwerblütige, aber tiefgegründete Margarete Susmann, sowie Frieda Schanz, in deren Versbüchern sich mancherlei Spreu, aber doch auch allerhand Wertvolles findet.

Das sind nur wenige Namen aus der großen Zahl dichtender Frauen, die sich alle Errungenschaften moderner Technik zu eigen gemacht haben, jedoch zumeist nur Augenblickswirkungen erzielen konnten.

## § 53. Das Drama.

### a) Ausgang des Realismus.

Auch auf dem Gebiete des Dramas fand die Literaturrevolution der achtziger Jahre verrottete Zustände vor. Den Geschmack des Publikums befriedigten nicht mehr Fr. Hebbel und Otto Ludwig, sondern Rührstücke und Effekthascherein eines Lindau oder einer Birch-Pfeiffer. Nur ein Nachfahr des Wesselburener Dichters führte die Tradition eines gesunden Realismus weiter und wandte sie auf Bauern- und niedrige Bürgerkreise an. Es war der Wiener **Ludwig Anzengruber** (1839—1889). Mit dem kulturkämpferischen „Pfarrer von Kirchfeld" eröffnete er die Reihe seiner Bauerndramen, die mit ihren derb geschnitzten Gestalten und ihrem auf geschickt verwandtem Kontrast beruhenden Aufbau sich schnell die Bühnen eroberten. Leichte Dialektfärbung und ungeschminkte Volksart ließen dabei die melodramatischen Bühnenmittel übersehen. Am machtvollsten wirkte er in der großangelegten Tragödie „Der Meineidbauer" und in dem Wiener Volksstück „Das vierte Gebot", das wie „Maria Magdalene" verfaulte Zustände in den niederen Bürgerkreisen lebenswahr bloßstellt. Auch heute noch wirksam sind seine Komödien, wie der „G'wissenswurm", der prächtig gezeichnete Gestalten in immer wieder packenden Situationen vorführt. Ein Mißerfolg auf der Bühne führte ihn zur realistischen Erzählung. So zeichnet er im „Schandfleck" ein König-Lear-Schicksal auf dem Dorfe, wie Balzac es in seinem „Père Goriot" in Bürgerkreisen sich hatte abspielen lassen.

Auch **Adolf Wilbrandt** (geb. 1837 zu Rostock, gest. 1911) beweist in seinen Lustspielen („Jugendliebe", „Die Vermählten", „Die Maler") und in den historischen Dramen „Der Graf von Hammerstein" und „Gracchus der

Volkstribun" hervorragendes dramatisches Talent in festem Aufbau, geschickter Behandlung des Stoffes und in gediegener Sprache, während die Römerdramen „Arria und Messalina" und „Nero" in greller Zeichnung und Schönfärbung von Lastern und Leidenschaften befriedigenden Genuß nicht gewähren. Die dramatische Dichtung „Der Meister von Palmyra" ist dagegen ruhiger gehalten, tiefsinnig und formschön. Für das Drama „Kriemhild" erhielt er den Schillerpreis. Auch seine Zeitromane (namentlich „Die Osterinsel", eine symbolische Dichtung) und seine trefflichen Lebensbeschreibungen von Kleist, Hölderlin und Reuter haben vielfache Anerkennung gefunden.

Ungefähr gleichzeitig mit Anzengruber schien noch einmal das klassizistisch-historische Drama die Bühnen erobern und die realistische Entwicklung aufhalten zu wollen. **Ernst von Wildenbruch** (1845—1909) gestaltete im Schillerschen Geist mit Vorliebe Stoffe aus großer deutscher und preußischer Vergangenheit. Seine „Karolinger" wurden von der Schauspieltruppe der „Meininger", die so viel zur Veredlung der darstellerischen Kunst gewirkt haben, zum Siege geführt. Noch weiter dehnte sich sein Erfolg aus durch das kurbrandenburgische Stück „Die Quitzows" und das Drama aus der Zeit des Investiturstreites „Heinrich und Heinrichs Geschlecht". Wildenbruch zeigt eine eigentümliche Mischung von dramatischem Gefühl im einzelnen und Unfähigkeit, psychologisch überzeugend begründete Entwicklungen zu geben. Die Motive jagen und verdrängen sich bei ihm, und der Augenblickseindruck stört die Gesamtwirkung. Gar zu aufdringlich macht sich die starke persönliche Gesinnung breit und spricht sich nur zu oft in klingendem, aber meist hohlem Pathos aus. Später suchte der Dichter mit größerem, aber auch nicht dauerndem Erfolg dem Zeitgeist entsprechend soziale Probleme zu lösen („Die Haubenlerche"), die jedoch seiner Natur nur wenig lagen. Sein Wertvollstes hat er zweifellos in der psychologisch feinen Kindererzählung geleistet („Kindertränen"). In der Lyrik, in der er sonst am wenigsten hervorgetreten ist, war ihm die große Geste, das tieftönende Wort Bedürfnis. („Moltke". „Den Söhnen des Vaterlandes". „Großmutter Holzsammlerin".)

## b) Das naturalistische Drama.

### 1. Ausländische Einflüsse.

Der entscheidende Anstoß zu neuer Entwicklung kam auch im Drama vom Auslande her, und zwar von dem Norweger **Henrik Ibsen** (1828—1906). Er hatte mit seiner Natur sehr zusagenden romantischen Dramen begonnen („Die Kronprätendenten", und vor allem mit der wertvollsten modernen Bearbeitung des Nibelungenstoffes „Die Helden auf Helgeland = Nordische Heerfahrt"). Darauf behandelte er tiefschürfend und meisterhaft, suchend und ringend Weltanschauungsprobleme („Brand", „Peer Gynt"). Zu Beginn der siebziger Jahre wandte er sich dann der Gesellschaftskritik zu und schrieb, zumeist in Deutschland, eine Reihe von Tragödien, in denen er mit tiefem sittlichen Ernst Lügen der Massenmoral zu Gunsten eines persönlichen Ehrbegriffes bloßstellte, wobei er freilich rücksichtslos niederriß, ohne aufzubauen, und übersah, daß tatsächlich das ungetrübte Christentum auf seine Anklagen eine Antwort zur Verfügung hatte. Dabei schuf er sich in rücksichtslosem Naturalismus die neue Technik, die vorbildlich wurde und ein Stück Wirklichkeit vor dem Zuschauer aufrollen sollte; er vermied Monologe, ließ die Menschen

ihre Alltagssprache reden. Der Aufbau wirkte neu, obwohl er es nicht war. Seine „Katastrophendramen" stellen sich nämlich (wie Sophokles' „König Ödipus") die Aufgabe, nicht Dinge sich entwickeln, sondern vor Beginn der Handlung Liegendes sich allmählich enthüllen zu lassen. Aber diese analytische Technik ist meisterhaft durchgeführt und sicher in ihrer Wirkung.

Er zeigte, wie innerlich verfault und morsch diejenigen sind, die sich die „Stützen der Gesellschaft" nennen, ein Kreis von Leuten, deren Existenz auf innerlicher Leere aufgebaut ist. Wer inmitten all dieser Korruption seinen geraden Weg geht, den betrachtet man als „Volksfeind". Und trotz all seiner edlen Bestrebungen zum Besten der Volksgesundheit wird der Badearzt Stockmann von der „kompakten Majorität" mit allen Mitteln niederer Bosheit verfolgt und ins Verderben gehetzt. Gleichzeitig setzt sich hier Ibsen mit den sozialen Problemen seiner Zeit unerbittlich auseinander. Noch rücksichtsloser behandelte er weiterhin ungesunde Erscheinungen der modernen Ehe und stellte damit die Frage der „unverstandenen Frau" in den Vordergrund der Diskussion, wobei er übersah, daß der von ihm vielbewunderte Hebbel in „Herodes und Mariamne" bereits die Wurzel des Übels bloßgelegt hatte. Ibsen zeigte in „Nora oder ein Puppenheim" die Frau, die schaudernd erkennt, daß sie nur ein Spielzeug ihres Mannes ist, und ihn verläßt, bis sie sich selbst wiederfindet. In Überspannung der Vererbungslehre entwickeln dann die „Gespenster", wie die Folgen einer auf falschen Grundlagen beruhenden Ehe sich grausig entschleiern, indem die Sünden der Väter sich an den Kindern rächen.

Im weiteren Verlaufe seiner Entwicklung mischen sich immer stärker symbolistische Züge in seine im Grunde die alte Eigenart weiterführenden Dramen, und seine tiefpoetische Veranlagung macht sich in eigenartig mystischer Weise Raum („Wildente", „Baumeister Solneß", „Klein Eyolf", „Frau vom Meer").

Neben Ibsen wirkten auch Tolstoj („Macht der Finsternis") und der Däne Björnsterne Björnson („Über unsere Kraft") auf die deutsche Bühne nachhaltig ein. Das naturalistische Drama, das sich Ende der achtziger Jahre in Deutschland herausgebildet hatte, fand eine Heimstätte auf dem (1889) neugegründeten Berliner Theater „Die freie Bühne". Hier ging auch das Probestück des „intimen Naturalismus" in Szene, das Holz und Schlaf unter dem Namen B. P. Holmsen geschrieben hatten, „Die Familie Selicke". Es gab einfach einen Ausschnitt aus dem Leben einer Trinkerfamilie, ohne dramatischen Aufbau, ganz in Art und Ton auf die Illusion eingestellt, daß der Zuschauer eine Zeitlang durch eine Glaswand in das Innere eines beliebigen Hauses schauen könne. Statt eines Helden war also eine Reihe von Personen Trägerin der unerquicklichen Vorgänge, die keine Entwicklung, kaum eine Verschiebung bestehender Zustände brachten.

### 2. Gerhart Hauptmann.

Dieser Versuch, dem die gleichartige Prosaerzählung „Papa Hamlet" vorausgegangen war, hätte das Schicksal des Naturalismus wohl besiegelt, wenn nicht gleichzeitig in Gerhart Hauptmann ein Dichter aufgestanden wäre, der die neue Theorie aufgriff. Er wurde 1862 zu Salzbrunn in Schlesien geboren und lebt jetzt in Berlin und in Agnetendorf oder Schreiberhau am Riesengebirge. Er ist die markanteste Persönlichkeit der neuen Generation, wenn er

auch als Künstler nie zu den höchsten Höhen emporgestiegen ist und stets etwas Erkünsteltes behalten hat. Sein erstes Werk „Vor Sonnenaufgang" (1889) widmete er dem „B. P. Holmsen", in dessen Richtung er damit einbog. Auch in diesem Drama, das heftigste Erregung hüben und drüben auslöste, werden Zustände[1] in einer verlotterten Familie bäuerlicher Emporkömmlinge dargestellt, in der die einzig rein gebliebene Helene in einem sozialdemokratischen Mäßigkeitsapostel ihren Retter zu finden meint, sich jedoch das Leben nimmt, als dieser sich von der Säuferfamilie abwendet. Auch hier eine bis ins Einzelnste gehende Milieudarstellung, aber aus dem Hauptmann angeborenen Mitleidsgefühl doch schon gewissermaßen eine sittliche Stellungnahme und damit Hervorhebung der Gestalt Helenens zugunsten der dramatischen Wirkung. Im ganzen war aber das Stück abstoßend durch sein Wühlen im Niedrigsten und Gemeinsten. Gleicher Art ist das auf ähnlicher, nur umgekehrter Grundlage aufgebaute „Friedensfest", das freilich schon nicht völlig im Finstern endet.

Einen gewaltigen Schritt nach vorwärts bedeutet das beste Drama des Naturalismus „Die Weber" (1892). Hier hat Hauptmann, vom sozialen Mitgefühl ergriffen, den historischen Weberaufstand der vierziger Jahre packend dargestellt. Von einem eigentlich dramatischen Aufbau im Sinne Lessings ist keine Rede mehr. Jeder Akt bringt ein anderes Bild mit wechselnden Personen. Aber doch drängt jedes Bild weiter zur Empörung hin, bis dann zuletzt, eigentlich ohne sichtlichen Abschluß, der Vorhang zugezogen wird. Das Neue ist die Ersetzung des Einzelschicksals durch das Massenschicksal, eine Entwicklung, die durch die „Räuber" und „Judith" angebahnt war, hier aber deutlicher zu der Erkenntnis führte, daß die Masse andre Instinkte, andern Charakter hat als der einzelne, daß die ausgehungerten, kraftlosen Weber zusammengeballt eine furchtbare, dumpfe Vernichtungskraft besitzen, die aber wieder zerschmilzt, da Einzelbestrebungen die Menge zerstückeln[2]. Der Inhalt ist folgender:

Der 1. Akt spielt in dem Expeditionszimmer des Parchent-Fabrikanten Dreißiger zu Peterswaldau in Schlesien, wo Weber und Weberinnen — armselige, flachbrüstige, hüftelnde Menschen, vor Hunger buchstäblich umsinkende Jammergestalten — ihre fertige Ware abliefern. Ihr Erpresser, der Expedient Pfeifer, prüft mit Zirkel und Lupe alles peinlich genau: rücksichtslos werden für die kleinsten Webefehler brutale Lohnabzüge vorgenommen. Trotz der Not daheim und trotz des kärglichen Verdienstes wird weder Vorschuß noch Unterstützung gewährt. Leises, hilfloses Jammern, unterdrückte Tränen, ein flehentlicher Aufschrei, höchstens ein leises Murren ist die Antwort der Armen.

Der 2. Akt führt uns in die rauchgeschwärzte Stube des Häuslers Ansorge zu Kaschbach im Eulengebirge. Die fast zum Skelett abgemagerte Mutter Baumert, eine hilflose Alte mit wunden Augen, ihr idiotischer 20jähriger Sohn, zwei halbverhungerte Töchter weben und spulen in der jammervollen Behausung bei Hunger, Elend und Not. Der alte Baumert kaut an einem zähen Hundebraten, den der Magen indes nicht mehr verdauen kann. Mut und Hoffnung macht den Bedrückten der vom Militär heimkehrende, aufgeklärtere Moritz Jäger. Durch den Vortrag des revolutionären „Weberliedes", das gegen die Arbeitgeber, besonders gegen den Armeleuteschinder Dreißiger gerichtet ist, reizt er die Hörer zum Kampf und zum Blutgericht auf.

Im 3. Akt wird die Lage schon bedrohlicher. Erregt schwirren die Stimmen im Wirtshause zu Peterswaldau durcheinander. Es ist wieder Liefertag bei Dreißiger: alles schimpft über die große Arbeit und den kleinen Lohn. Der Reservist Moritz Jäger, der junge, aufs Recht pochende Weber Bäcker, der jähzornige Schmied Wittich schüren die gereizte Stimmung. Die verwilderte Rotte stürzt singend und brüllend aus der Schenkstube, um dem verhaßten Dreißiger mit dem „Weberlied" ein Spottständchen zu bringen.

[1] R. M. Meyer hat Hauptmann mit Recht als den Dichter des „reifen Zustands" bezeichnet.

[2] Erwähnt seien auch die vorzüglichen Holzschnitte von Käthe Kollwitz zu Hauptmanns „Webern".

4. Akt: Bei Familie Dreißiger ist der Ortspfarrer mit Gemahlin zu Besuch. Da toben plötzlich die Weber vor dem Hause. Der Haupträdelsführer Moritz Jäger wird verhaftet, aber gewaltsam wieder befreit, der Polizeiverwalter, der Gendarm verprügelt; selbst der Pfarrer ist machtlos und wird mißhandelt. Dreißiger muß mit seinen Gästen und seiner Familie fliehen, das Haus wird gestürmt.

Im 5. Akt sehen wir in seinem Weberstübchen in Langen-Bielau den alten Hilse inmitten seiner Familie bei der Morgenandacht und dann bei der Arbeit; da dringt die Nachricht vom Aufstande in Peterswaldau zu ihnen; schon rücken Scharen der Rebellen heran, und im Nu ist auch Langen-Bielau in offenem Aufruhr. Der frommgläubige Hilse allein bleibt fest in seiner Achtung vor der Obrigkeit und ist von seinem kindlichen Glauben an Gott nicht abzubringen; er will rechtlich bleiben und ohne Furcht. Da kracht eine Salve des einziehenden Militärs, und der alte Hilse bricht, tödlich getroffen, an seinem Webstuhl zusammen.

Unter den Hurrarufen der Aufständischen, die die bewaffnete Macht davonjagen und ein neues Fabrikantenhaus stürmen, fällt der Vorhang.

Entgegen dem Naturalismus gibt Hauptmann in den „Webern" nicht ein beliebiges Stück Wirklichkeit, sondern er wählt aus, er übergeht die Mittelfiguren und stellt in grellem Kontrast die Notleidenden den Besitzenden gegenüber, wird so in seinem Mitgefühl Ankläger statt Schilderer.

Persönliche Teilnahme für das Schicksal einer Einzelperson läßt ihn auch im „Florian Geyer" sein künstlerisches Ziel nicht ganz erreichen, wenn auch gerade die Stellen, wo wir im 4. und 5. Akt das Schicksal des Helden sich erfüllen sehen, zu den dichterisch schönsten gehören. Aber er wollte ja gar nicht das Los des hochsinnigen, aber vom Strudel der Ereignisse verschlungenen Ritters darstellen, sondern, was vor ihm nur G. Büchner in „Dantons Tod" und Jos. Arthur Gobineau in der „Renaissance" versucht hatten, eine Bewegung lebendig machen, nämlich den Bauernkrieg in der Reformationszeit. So wird das Bild, zwar nicht in allen Zügen geschichtlich echt, doch machtvoll und groß, wenn auch durch die Unzahl von Personen gar zu kinomäßig flimmernd.

Mit „Florian Geyer" hatte der Dichter den Naturalismus im wesentlichen überwunden. Er kam zwar im „Fuhrmann Henschel", der weibliche Brutalität über männliche Schwäche siegen läßt, und in „Rose Bernd", die das Schicksal einer zu Tode gehetzten Kindsmörderin grell, aber mit tiefem Mitgefühl darstellt, darauf zurück, wie ganz zuletzt noch in den „Ratten" (1911). Aber er hatte sich auf diesem Gebiete bereits ausgegeben und erzielte hier die immer schwächer werdenden Wirkungen meist nur noch durch Entwicklung der Charaktere.

Das gleiche ist der Fall in seinen Komödien, von denen der satirische „Biberpelz" das Motiv aus dem „Zerbrochenen Krug" wirkungsvoll weiterbildet, aber so, daß zuletzt unklar bleibt, ob die Diebin nicht gar in ihrem Rechte ist. Auch im Fahrwasser Ibsens segelt Hauptmann eine Zeitlang, besonders mit den „Einsamen Menschen", die das Problem des in sich zerrissenen, haltlosen Vertreters des Zeitgeistes mit dem Motiv der unbefriedigten Ehe verquickt.

Mit „Hanneles Himmelfahrt" sucht Hauptmann den Übergang zum Symbolismus. Freilich ist die Grundlage noch das naturalistisch gezeichnete Armenhausmilieu, aus dem die Fieberträume des kranken Kindes (wie im „Traum ein Leben") zu höheren Regionen führen. Hier verwendet der Dichter in den Visionen auch bereits den Vers und erreicht damit oft wundervolle Wirkungen. Als Ganzes aber wirkt auch dieses Werk in seiner Stilmischung etwas quälend.

Ganz ins Symbolische hinein führt dann Hauptmanns größter Bühnenerfolg, „Die versunkene Glocke". Das Drama ist eine in mythische Form

gekleidete Künstlertragödie, über die sich duftige Märchenstimmung ausbreitet. Tief hat Hauptmann in dem Schachte der Volksüberlieferungen geschürft, herrlich den Zauber der Riesengebirgswelt zum Ausdruck gebracht. Rautendelein, das wilde Naturkind, der begehrliche Nickelmann, der koboldartige Waldschrat sind Gestalten, die verraten, wie die Volksphantasie das Schaffen des Dichters befruchtet hat. Unter den menschlichen Wesen tragen neben dem Glockengießer selbst sein Weib und der Pfarrer alle Vorzüge Hauptmannscher Charakterzeichnung an sich. Aber die Verschmelzung der Wirklichkeit und der märchenhaften Züge ist nicht völlig gelungen. Es steckt zuviel dunkle Symbolik in dem Stücke. Inhalt:

„Der Glockengießer Meister Heinrich hat ein Werk geschaffen, das Gottes Ruhm in den schlesischen Bergen mit ehernem Munde verkünden soll. Doch die dämonischen Gebirgsgeister, die sich durch die Ausbreitung des Christenglaubens bedroht sehen, stürzen die Glocke in einen See. Dabei wird auch Meister Heinrich schwer verwundet. Freundliche Helfer bringen ihn zu Tal; sie hoffen auf seine Genesung in der Pflege der treuen Hausfrau. Aber Rautendelein, ein elfisches Wesen, fühlt Zuneigung zu dem schwer Verwundeten; sie naht sich ihm in Verkleidung einer Magd, murmelt Zaubersprüche über ihn und gibt ihm einen heilenden Trank, so daß er bald wieder hergestellt wird, um freilich der Elfin auf immer völlig zu verfallen. Mit ihr zieht er, die Brust von Wirklichkeitsdrang geschwellt, in die Berge. Was kümmern ihn noch Weib und Kinder? Ein Glockenspiel will er schaffen, das alles von ihm Geleistete übertrifft. Vergebens erinnert ihn der redliche Pfarrer an seine Pflicht. Erst als sein Weib sich ertränkt hat und die Kinder ihm das Tränenkrüglein der toten Mutter heraufbringen, als die versunkene Glocke ihren Ton in die Öde der Berge emporsendet, erwacht das Gewissen in ihm. Er eilt hinab in sein Dorf; doch treibt ihn der Fluch seiner Mitmenschen zu Rautendelein zurück: ‚Ich bin der Sonne ausgesetztes Kind, das heimverlangt.' Die Elfin ist unterdessen des stürmisch werbenden Nickelmanns Braut geworden. Ihre Pflegemutter, die alte Wittichen, reicht dem Gescheiterten den Todestrank, und Rautendelein, noch einmal aus der feuchten Tiefe aufgestiegen, gibt ihm den letzten Kuß." (Schultz-Neuschel.)

Das Schicksal des Glockengießers soll das Schicksal des Dichters selbst und wohl jedes nach dem Höchsten ringenden Künstlers versinnbilden. Das Märchen von dem im See versunkenen Leben wird später in dem Roman „Atlantis" etwas weitschweifig und wenig überzeugend wieder aufgegriffen, wie ja Hauptmann gern ein als wirkungsvoll erkanntes Thema neu bearbeitet und dabei meist zu Tode hetzt. Daher sind alle seine weiteren Werke von „Gabriel Schillings Flucht" bis „Griselda" als Tastversuche nach einer neuen Form im wesentlichen Mißerfolge gewesen, so sehr er sich auch immer wieder als vielseitigen Seelendeuter erweist. Auch der des Dichters Verskunst zur Höhe führende „Arme Heinrich", in dem er, wie Hebbel in der „Judith", mit moderner Psychologie und Symbolik eine alte Legende erneuern will, berührt als Verwässerung der Dichtung Hartmanns wenig erfreulich. Der stärkste dichterische Eindruck dieser letzten Periode ist das Glashüttenmärchen „Und Pippa tanzt", aber die mystische Symbolik läßt keine ungetrübte Wirkung aufkommen.

Weit ernster zu nehmen ist des Dichters großangelegter Roman: „Der Narr in Christo, Emanuel Quint", die Geschichte eines Gottsuchers, der im schlesischen Gebirge Christi Leben nachleben will und im immer mehr sich verwirrenden Geiste sich selbst für den Erlöser hält, bis er zuletzt in der Einsamkeit den Tod findet. Sein letztes Prosawerk „Der Ketzer von Soana" zeigt des Dichters Technik auf voller Höhe, ist aber in seinem Motiv widerwärtig und abstoßend.

So erscheint Hauptmann, dem zu einem einheitlichen Werke die einheitliche Weltanschauung fehlt (so deutet er weder in der „Versunkenen Glocke" noch im „Armen Heinrich" sein eigentliches Höhenziel an), in der Unsicherheit seines

Weges und in seinem wechselnden Stil, als Verkörperung der dramatischen Entwicklung seiner Zeit, die vom Naturalismus zum Symbolismus, von Ibsen zu Maeterlinck führte.

### 3. Sudermann.

Neben G. Hauptmann steht kein gleichwertiger Dichter. Man hat sich zwar gewöhnt, den 1857 geborenen Ostpreußen Hermann Sudermann wie einen Zwillingsbruder neben ihm zu nennen. Aber heute kann man sich nicht mehr darüber täuschen, daß die gewaltigen Bühnenerfolge dieses Dramatikers der geschickten theatralischen Mache zu verdanken sind, mit der er Tagesprobleme und beliebte Motive in wirksam pointierten, geschickt gesteigerten und spannend angelegten Stücken auf die Szene brachte. Seine Charakteristik ist plump, aber auf den Effekt berechnet; nur seine Frauengestalten haben mitunter feinere Züge seelischer Eigenart, die durch wohlüberlegte Kontrastierung Relief erhalten und den Schauspielern dankbare Aufgaben stellen.

Schon 1890 gewann sich Sudermann mit dem naturalistischen Drama „Die Ehre" eine führende Rolle. Er hatte richtig die sozialen Instinkte der Zeit begriffen und den schroffen Gegensatz zwischen Vorder- und Hinterhaus lebendig herausgearbeitet. Damit rührte er an ein soziales Problem. Er wollte den Satz beweisen, daß es einen allgemeingültigen Ehrbegriff nicht gibt, daß vielmehr je nach dem Stande und den durch den Stand begründeten Lebensanschauungen auch dieser Begriff wechselt. Inhalt:

Im Vorderhaus wohnt der reiche Kommerzienrat Mühlingk, im Hinterhaus der von ihm abhängige Arbeiter Heinecke. Doppelte Fäden schlingen sich von vorn nach hinten. Denn der Sohn des Millionärs hat die Tochter des Arbeiters verführt und will sie nun mit einer hohen Summe abfinden. Zum andern ist Robert Heinecke, der längst über die Verhältnisse seines Elternhauses hinausgewachsene Vertreter der Mühlingkschen Firma in Indien, mit der Tochter des Kommerzienrats seit der Kindheit durch Zuneigung verbunden und dem Geschäft durch seine treuen Dienste wertvoll geworden. Bei seiner Rückkehr in die Heimat sieht er die Schwester gefallen, fordert Genugtuung und erhält sie in der genannten Weise, die den Seinen glänzend, ihm selbst als empörend erscheint. Mit Entsetzen schaut Robert Heinecke in einen Abgrund sittlicher Verworfenheit. Allein Graf Trast, der „Kaffeekönig", der einst wegen Spielschulden hat aus dem Heere scheiden müssen und, statt zur Pistole zu greifen, in der Fremde den Nachweis seines menschlichen Wertes geliefert hat, belehrt ihn über die Unmöglichkeit, daß der junge Mann seinen eigenen Ehrbegriff auch Eltern und Geschwistern abverlangen könne. Am Ende verzichtet Robert auf das Duell mit dem jungen Mühlingk. Fräulein Mühlingk erklärt sich offen für ihn und will mit ihm, auch wenn ihr Vater sie verflucht, ins Ausland gehen. Graf Trast aber eröffnet dem Kommerzienrat, daß er Robert Heinecke zum Geschäftsteilhaber und Erben eingesetzt habe.

Nach dem auch technisch im Fahrwasser des Naturalismus segelnden Großstadtstück „Sodoms Ende" erzielte Sudermann auch mit der „Heimat" einen weithintragenden Erfolg, der den zeitgemäßen Gegensätzen zwischen dem hartherzigen alten Oberstleutnant, dem Vertreter konservativer Anschauung, und seiner frühverdorbenen Tochter, der über die alte Moral erhabenen Künstlerin, zu verdanken war. Danach hat Sudermann sich allen Strömungen und modernen Problemen zugewandt. Immer noch jubelte das Publikum seinem Schauspiel „Das Glück im Winkel", dem „Johannisfeuer" und dem sozialen Drama „Stein unter Steinen" zu. Aber mit der Tragödie „Es lebe das Leben" (1902) begann sein Stern zu sinken, nachdem er schon vorher seiner Nachahmung Ibsens und Hauptmanns in seinem abstoßenden „Johannes" (1898) eine Wiederholung von Oskar Wildes „Salome" hatte folgen lassen und damit weite Kreise enttäuscht hatte.

Weit bedeutender als der Dramatiker Sudermann erscheint der Erzähler in dem Roman „Frau Sorge“ (1888). Da gibt er unter gleichzeitiger Verwendung naturalistischer und impressionistischer Technik in geschicktem Aufbau ein ergreifendes Bild aus dem Landleben Ostpreußens und weist damit auch der „Heimatkunst“ neue Wege. Er erzählt das Leben eines schon in der Kindheit von der Sorge gezeichneten Knaben, der einen verschuldeten Hof trotz dem Leichtsinn eines anmaßend „agrarischen“ Vaters in Kampf und Not wieder hochbringt und nach schwerer Katastrophe zuletzt doch das Glück findet. Prachtvoll ist die Charakterentwicklung und die psychologische Verwendung des Märchens von der „Frau Sorge“ sowie des Symbols der verhängnisvollen Maschine. Seine späteren Romane („Katzensteg“) fallen nach Inhalt und Technik bedeutend ab, und erst in der jüngsten Zeit hat er in den „Litauischen Geschichten“ wieder eine gewisse Höhe erreicht.

### c) Das Drama der Lebens- und Tagesfragen.

Neben diesen beiden rang noch eine große Zahl zum Teil nicht unbegabter Dramatiker um die Palme, ohne jedoch meistens zu mehr als Augenblickserfolgen zu gelangen. Otto Erich Hartleben (s. S. 493) erregte eine Zeitlang mit „Rosenmontag“ großes Aufsehen, weil er an der Zeit leidende Menschen geschickt umrissen in ein Milieu rheinischer Karnevalsstimmung gestellt hatte und die Tragik des jungen Offiziers, der den ihm gestellten Lebensanforderungen nicht genügen kann, wirkungsvoll entwickelte. Noch vor ihm hatte Max Halbe (geb. 1865) mit der durchaus naturalistischen „Jugend“, die das Erwachen und die Tragik hemmungsloser erster sinnlicher Liebe psychologisch nicht immer überzeugend, aber packend darstellte, großen Erfolg. Seine späteren Dramen aber konnten ebensowenig wie seine Romane den Erfolg des Erstlings einholen. Auf soziales Gebiet begab sich Max Dreyer (geb. 1862) mit dem vielgespielten, aber zweifellos verzeichneten „Probekandidaten“ und dem „Sieger“. Das in dem erstgenannten Stück angeschnittene Problem wurde bühnenwirksam, aber nicht überzeugend wieder aufgegriffen durch A. Holz' und Osk. Jerschkes literarisch ohne Frage bedeutsameren „Traumulus“, aber bezüglich des Erfolges weitaus überholt von Otto Ernsts (geb. 1862) mit groben Mitteln arbeitender Komödie aus dem Lehrerleben „Flachsmann als Erzieher“. Eine Zeitlang glaubte man in dem angenehmen Märchenspiel „Der Talisman“ des vielgewandten Ludwig Fulda (geb. 1862) literarische Qualitäten zukunftverheißender Art erblicken zu dürfen. Aber von seinem ausgedehnten Schaffen werden wohl nur die fein nachempfundenen Übersetzungen Molières und E. Rostands (am glänzendsten „Cyrano de Bergerac“) bestehen bleiben. Noch vielseitiger den einzelnen Wendungen des Tagesgeschmacks nachgehend, aber künstlerisch doch bedeutender sind Hermann Bahrs Dramen. Erwähnt seien hier der das Motiv des Goldonischen Burbero benefico nicht ohne Laune und Humor in die Wiener Wertherzeit verlegende „Krampus“ und das in grotesker Satire wahres Gefühl verbergende „Konzert“, das sich als eines der wenigen wertvollen Lustspiele alle deutschen Bühnen eroberte.

### d) Das symbolistische Drama.

H. Bahr hat auch geholfen, den unfruchtbaren Milieustücken (die im Anschluß an Maxim Gorkis „Nachtasyl“ freilich nur vorübergehend wieder auflebten)

ein Ende zu bereiten. Aber was man dafür zunächst eintauschte, war nicht zukunftsreicher. Es war das symbolistische, durchaus lyrische Stimmungsdrama Maurice Maeterlincks (geb. 1862). Dieser verstand es, ohne irgendwelche wirksame Handlung Höhepunkte namenlosen Grausens zu erreichen („Der Eindringling") oder eine starke Märchenstimmung mit düsterem Einschlag zu erzielen („Pelleas und Melisande"). Die gleiche sprachliche Kunst, die ihm zu diesen Erfolgen verhalf, besaß in Deutschland nur **Hugo von Hofmannsthal** (s. S. 493). Er hatte gegenüber dem ungefügen Dreinfahren des Naturalismus das Gefühl für Klang und Farbe, für wundervoll leuchtende oder weich abgestimmte Sprache, für die leiseste Abtönung — auch des Seelischen. Aber darüber hinaus reicht seine Kraft nicht. Sein bekannter durchaus lyrischer Einakter „Der Tor und der Tod", den er mit achtzehn Jahren schrieb, ist bezeichnend für die dekadente Müdigkeit seiner Menschen. Es ist der fin-de-siècle-Mensch, „der keinem etwas war und keiner ihm" und der erst vor dem Tode mit gedämpftem Schmerz sieht, was er an leisen Reizen des Lebens versäumt hat. Wo Hofmannsthal über den engen Rahmen stimmungsvoller Einakter hinaus will, erreicht er es nur im Anschluß an fremde Vorbilder. Aber da, wo er stark sein will, übertreibt er im Gefühl seiner Schwäche. So wächst ihm seine „Elektra" ins Verzerrte hinaus, und auch das Drama „Ödipus und die Sphinx", das er unter Verzicht auf die Sophokleische Analytik aufbaut, ist nervös zitternd, hat nichts vom Geiste der wahren Antike. Aber seine laute Wucht leitet über zur modernsten Dramatik. Mißglückt ist auch der Versuch, in Barock- und Rokokostimmung für die Musik von Rich. Strauß gleichwertige Wortdramen zu schaffen, wie den „Rosenkavalier", der vollendete Grazie mit unerquicklichen Derbheiten vermengt. Wertvoller, wenn naturgemäß auch nicht den tiefsten Sinn ausschöpfend, ist seine Nachschaffung mittelalterlicher Mysterien wie in „Jedermann".

Wie leeres Wortgepränge wirken kann und wie sehr es vorübergehend Scheinerfolge zu erzielen vermag, zeigt **Ernst Hardt** (geb. 1876) in seinem zweimal gekrönten Spiel „Tantris der Narr", das aus den Tristanabenteuern Eilhart von Oberges den Stoff entnimmt und ohne Zusammenhänge voll krassester Widersprüche aufgebaut ist. Auch seine „Gudrun" machte den verunglückten Versuch, die Psychologie modern reizsamer Menschen in alte Sagen zu vermengen. — Besser, aber auch auf die Dauer unbefriedigend waren die Dramen aus dem Artuskreise, die **Eduard Stucken** (z. B. in seinem Mysterium „Gawan") in klangvolle Verse brachte. Auch sie verschwanden bald wieder, ebenso wie die zahllosen Renaissancedramen, die nach dem ungeheuren, auf geiler Sinnlichkeit beruhenden Augenblickserfolg von Maeterlincks „Monna Vanna" wie Pilze aus der Erde schossen.

### e) Das neuromantische Drama.

Die zuletzt genannten Dichter bogen in die Bahn ein, die wir gleichzeitig in Lyrik und Roman finden und als „Neuromantik" bezeichnen. Aber nicht nur die Neigung zur Wiederbelebung alter Sage und holden Spiels kennzeichnet diese Richtung, sondern auch die Anknüpfung an die Ungebundenheit und groteske Daseinsverzerrung bei den Stürmern und Drängern (vor allem Lenz, der ja auch in den achtziger Jahren schon einmal zu hohen Ehren gekommen war) und bei Arnim („Halle und Jerusalem" u. a.), Grabbe und

Büchner. In ihren Bahnen wandelte nach mehrfachen Versuchen, die Pfade seines Bruders einzuschlagen, zuletzt **Karl Hauptmann** (1858—1920), der wirklich etwa in „Tobias Buntschuh" mitten im Wirbel burlesker Satire an die Tiefen der Empfindung zu rühren versteht. Der mystische Zug seines Wesens zeigt sich z. B. in der „Langen Jule" und in „Gaukler, Tod und Juwelier". Da er hiermit den Jüngsten sich näherte, wuchs auf einmal sein Ruhm fast über den seines Bruders hinaus.

Der Hauptvertreter dieser verwirrenden Richtung ist **Herbert Eulenberg** (geb. 1876), trotz seiner Abneigung gegen die Romantik ganz Romantiker. Er besitzt Hofmannsthals Sprachkunst, aber bewegter, farbenreicher und weniger gedämpft im Ton. Sein Hauptmerkmal ist die Sucht, den Philister zu verblüffen, dessen Anschauungen, vor allem auch die moralischen, mit kühnem Schwung und ausgelassener Phantasie auf den Kopf zu stellen, originell zu sein selbst auf Kosten der Tiefe. Von eigentlicher Tragik kann bei seiner durchaus impressionistischen Weltanschauung und seinen zerfließenden Gestalten keine Rede sein. Und auch der Humor ist verzerrt und verstiegen, der Ton meist frivol, ob er nun in „Münchhausen" oder im „Ritter Blaubart" den Blütenstaub der Sage rationalistisch abstreift oder in „Belinde" ein unbefriedigendes Bild weiblicher Gefühlsverirrung zeichnet. (Nicht unerwähnt seien die oft intuitiv sicher geschriebenen Essays über Künstler aller Art in den drei Bänden seiner „Schattenbilder".)

Unfähig zu echter Tragik, in seiner ganzen Art noch frivoler, aber mit feinster Empfindung für jede psychologische Nüance begabt ist der Meister des impressionistischen Einakters **Arthur Schnitzler** (geb. 1862). Seine erfolgreichen, jedoch in der abgrundtiefen Dekadenz seiner Weltanschauung nur für kurze Zeit lebensfähigen Stücke gleiten wie ein Flimmern am Auge vorüber, ohne auf die Dauer etwas anderes als Überdruß zurückzulassen. Seine und seiner Zeitgenossen Dekadencekunst möge kennzeichnen ein Wort aus dem Geleitgedicht zu der Einakterreihe „Anatol":

Böser Dinge hübsche Formel,
Glatte Worte, bunte Bilder,
Halbes, heimliches Empfinden ...

und eine andere Stelle aus demselben Stücke: „Ich fühle, wie viel mir verloren ginge, wenn ich mich eines Tages ‚stark' fände! ... Es gibt so viele Krankheiten und nur eine Gesundheit —! ... Man muß immer genau so gesund sein wie die anderen — man kann aber ganz anders krank sein wie jeder andere." Stärkeren Eindruck erzielt er da, wo er, wie in dem in rasendem Taumel vorübereilenden Einakter aus der französischen Revolution „Der grüne Kakadu", auf das von den Romantikern (Tieck) verwandte Motiv der Mitwirkung des Zuschauers am Bühnenspiel zurückgreift. Ähnlicher, im vollsten Sinne virtuosenhaft-artistischer Art ist Schnitzlers Novellistik („Leutnant Gustl").

### f) Die „Klassiker der Moderne".

Schnitzler verzichtet auf die Betonung eines sittlichen Standpunktes. Eulenberg dagegen möchte als Vorkämpfer einer sittlichen Idee genommen werden. Denselben Wunsch nach „Gesellschaftskritik" verfocht hartnäckig **Frank Wedekind** (1864—1918), der meistumstrittene der modernen Dramatiker. Aber wie alle Vorkämpfer des „dritten Reichs" mochte er wohl die bestehende Sittlichkeit

vernichten, aber ohne eine Spur von Ersatz zu finden. Im Gegenteil wälzt er sich pathologisch in allem Schmutz der Hefe der Gesellschaft, um den verhängnisvollen Sieg des weiblichen Triebwesens über den Mann darzustellen, des „wahren Tiers, des schönen wilden Tieres", das er selbst wie ein Zirkusclown der Menge zeigen will. Die Mittel seiner grotesken Satire sind dem Schauerroman entlehnt; Verkleidungen, unmögliche Verstecke, Revolverknallen, Mord und Selbstmord ziehen mit kinohafter Selbstverständlichkeit vorüber. Die Tatsache, daß man ihn, der sich selbst mit blutiger Ironie als den zum Hofnarren gewordenen König hinstellt, ernst nehmen konnte, zeigt den Tiefstand des deutschen Theaters.

Keine bessern Schlüsse dürfte man ziehen aus der Beliebtheit des im Grunde platten, durch seinen irrlichtelierenden irischen Humor gekennzeichneten und etwas weniger zynisch über alle Dinge spottenden Bernhard Shaw (geb. 1856) und des oft perversen Oskar Wilde (1856—1900). Zuletzt aber wurden auch diese Engländer auf der deutschen Bühne überboten durch den augenblicklich wohl am meisten gespielten Schweden **August Strindberg** (1849—1912). Aber schließlich gibt diese Tatsache doch zu denken. Wie Ibsen die krankhaften Zustände seiner Zeit mit dem Seziermesser bloßlegte und damit das große Publikum fesselte, so ist auch die Beliebtheit Strindbergs ein Spiegel des Lebensgefühls unsrer Generation. Er stellt krasser noch, greller und rücksichtsloser als sein skandinavischer Landsmann die Kultur einer im Materiellen versunkenen und dem Untergang geweihten Epoche dar; denn Strindberg selbst hat tiefer als jener darunter gelitten. Zumeist deckt er in Roman und Drama schonungslos eigenes Erleben auf; was er in wahnsinnigem Durchhasten der Zeit am eignen Leib erfahren, wird ihm zum scheinbar unbeabsichtigten, formlosen, aber durch innere Spannung wirkungsvollen Drama. Auch bei ihm dreht sich das Problem wie bei Wedekind meist um den Kampf zwischen Mann und Frau. Er aber haßt, im Gegensatz zu Ibsen und Björnson, jeden Emanzipationsversuch der Frau, die er als natürliche Gegnerin und tückische Vernichterin des Mannes hinstellt. In seinen steten Wandlungen spiegeln sich zuletzt auch alle Sehnsüchte der Zeit nach Überwindung der irdischen Gebundenheit. Und so wird der alte Strindberg mit seinen immer stärker dem Mystischen und der Gottessehnsucht zugeneigten Werken „Nach Damaskus", „Advent", „Ostern", „Ein Traumspiel" und „Christus" mit ihrem mehr und mehr biblischen Grundton der Prophet des jüngsten Geschlechts.

## g) Karl Schönherr.

An Beliebtheit, aber nicht an innerer Bedeutung nähert sich ihm der Tiroler Karl Schönherr (geb. 1868), der anfangs in „Erde" und „Sonnwendtag" gesunde Volksart holzschnittartig kraftvoll auf die Bretter brachte, dann aber mit dem vielgespielten „Glauben und Heimat", das einen Stoff aus der Salzburger Gegenreformation behandelte, abwegige Bahnen einschlug. Denn nicht nur fehlt dem in mancher Beziehung (nicht nur zeitlich, sondern auch in der Barockgebärde) an Handel-Mazzetti erinnernden, scharf katholikenfeindlichen Werk die großzügige Objektivität jener Dichterin, sondern die Tendenz führt ihn auch zu unkünstlerischen Mitteln, zu abgeschmackter Dialektsentimentalität. Die innere Unwahrhaftigkeit des Dramatikers, der nach Erfolgen geizt, wird in seinen späteren Werken noch merkbarer.

### h) Neuklassiker.

Die Erkenntnis, daß die Entwicklung der dramatischen Kunst in eine Sackgasse geraten sei, hatte schon seit längerer Zeit nach einem Ausweg schauen lassen. Aber man suchte das Heilmittel in der Theorie, statt es im Kunstwerk selbst zu zeigen. Die Gesetzlosigkeit der bestehenden Werke rief nach einem Gesetzgeber. Vor allem aber drängte sich dem Einsichtigen immer gebieterischer die Erkenntnis auf, daß die herrschende relativistische[1] Auffassung der Sittlichkeit, das Fehlen allgemeingültiger Gesetze und damit auch der Möglichkeit moralischer Konflikte eine echte Tragik nicht aufkommen lasse. So erscholl hier vom künstlerischen Standpunkte aus wieder der Ruf nach einer festgegründeten Weltanschauung, und es erfolgte ein nachdrücklicher Vorstoß gegen das Kompromißlertum des Positivismus. Er wurde unternommen von Paul Ernst (geb. 1866) im „Weg zur Form", von Samuel Lublinski (1868—1910) im „Ausgang der Moderne" und von Wilh. von Scholz (geb. 1874) in den „Gedanken zum Drama". Sie forderten Rückkehr zu den Gesetzen des Klassizismus, feste Verknüpfung der Begebenheiten und geschlossenen „Gang der Handlung". P. Ernst stellte als Muster der Tragödie auf sittlicher Grundlage die „Antigone", als Vorbild des analytischen Aufbaus den „König Ödipus" hin. Ihm erschien das Drama als ein Kampf zweier Notwendigkeiten. Der Held „ringt, indem er der einen Notwendigkeit folgt, und wird vernichtet durch die andere Notwendigkeit". Scholz entwickelt ähnlich seine Anschauung vom Tragischen, das entsteht, „wenn ein wertvoller Mensch gerade in sich Grund und Anlaß seines Untergangs trägt". Auch seiner Meinung nach muß der Konflikt auf einer „absoluten Sittlichkeit" begründet sein, muß der Mensch nach antikem Vorbild in Beziehung zum Weltgeschehen gestellt werden: „Schicksal ist alles."

Diese Theorie des „Neuklassizismus" verriet tiefe Erkenntnis der herrschenden Mängel, aber sie konnte nicht aus dem Irrwege herausführen. Die Entwicklung läßt sich nicht einfach um hundert Jahre zurückschrauben. Zudem gaben die Dichter keine passenden Beispiele dazu. Die Dramen von **Paul Ernst** haben alle hohe ethische Werte, aber auch etwas schulmäßig Konstruiertes. Es fehlt ihnen das Lebensblut des echten Dichters. Doch sind sie als Versuche recht beachtenswert. So sucht er eine „Brunhild" nach den Gesetzen des analytischen Dramas stilisierend zu formen, indem er die Fülle der Gestalten auf ein geringes Maß bringt und eigentlich nur die Katastrophe sich entwickeln läßt (vgl. dazu Lublinskis „Gunther und Brunhild" und E. Hardts „Gudrun"). Nicht viel weiter führen „Manfred und Beatrice", „Kassandra" und „York", wenn auch gerade das letzte Werk eine etwas kräftigere Hand zeigt. **Wilh. von Scholz** dagegen, der auch als Lyriker sehr Tiefes und Feines zu sagen hat („Der Spiegel"), hat wohl größere Erfolge errungen, aber sie liegen zumeist außerhalb der Bahnen der Theorie. Seiner in etwa ihr entsprechenden „Merovë" fehlt die Geschlossenheit; der erfolgreiche, auf Historischem fußende „Jude von Konstanz" leidet an der Überfülle. Dann aber bahnt sich langsam der immer mehr hervorstechende Zug in Scholzens Persönlichkeit an, der Weg vom Symbolistischen zum Mystischen hin. Die Geheimnisse zwischen Diesseits und Jenseits ahnend oder in Sehn-

[1] Diese schon bei Euripides auftauchende Ansicht, daß je nach dem Standpunkte die gleiche Handlung gut oder böse sein könne, bekämpfte P. Ernst ausdrücklich.

suchtskraft zu erfühlen, ist sein Ziel. Schon spielt die launige, auf orientalischen Märchen beruhende und auf spanische Muster zurückgehende Komödie „Die vertauschten Seelen" am Rande dieses Gebiets. Der „Wettlauf mit dem Schatten" führt an die Grenze des Hellsehertums. Ganz in den Bannkreis mittelalterlicher Mystik aber begibt sich das „Mirakelspiel": „Das Herzwunder", in dem der Dichter mit tiefer Innigkeit, wenn auch hie und da mit einem Anflug von Pathos der Gottessehnsucht unserer Zeit entspricht. Damit gehört er schon der jüngsten Dichtung an.

## § 54. Der Roman.

Wenn auch das Zeitalter des Impressionismus künstlerisch durchaus den Stempel des Lyrischen trägt, so nimmt doch die Prosaerzählung den weitesten Raum ein. Sie erscheint in allen Schattierungen und Stilarten, schwillt um die Jahrhundertwende zu einem breiten Strome an, der an sich ein hohes Niveau innehält, aber verhältnismäßig wenig überragende Erscheinungen aufweist. Sogar die eigentliche Unterhaltungsliteratur hat ihre Technik dermaßen geschult, daß die Grenzen nach dem echt Künstlerischen hin oft schwer zu ziehen sind. Bei dem begrenzten Raum, der uns für einen kurzen Überblick zu Gebote steht, erscheint es diesmal zweckmäßiger, die verschiedenen Strömungen innerhalb der Prosadichtung zu kennzeichnen, da die einzelnen Künstler in ihren verschiedenen Werken nach Inhalt und Stil oft völlig verschiedenartige Wege gehen (wie z. B. Kellermann vom Stimmungsroman „Ingeborg" zu dem technischen „Tunnel" hinschreitet, die beide nicht im entferntesten den gleichen Verfasser erraten lassen).

### a) Übergang zum naturalistischen Roman.

An der Schwelle dieses Zeitalters aber müssen wir zuerst noch zwei Persönlichkeiten erwähnen, die vom Alten zum Neuen überleiten, **Marie von Ebner-Eschenbach** und Theodor Fontane.

Die 1830 als Gräfin Dubsky in Mähren geborene, 1916 in Wien gestorbene Dichterin gehört zu den sympathischsten Erscheinungen der deutschen Literatur. Der Grundton ihrer Werke läßt sich mit ihrem eigenen Worte kennzeichnen: „Die Güte, die nicht grenzenlos ist, verdient ihren Namen nicht." So führen ihre Erzählungen („Dorf- und Schloßgeschichten", „Das Gemeindekind" usw.) bejahend aufwärts. In schlichter, aber auf gewissenhaftester Beobachtung beruhender Darstellung entwickelt sie Lebensbilder aus dem österreichischen Hochadel ebensogut wie solche aus dem niederen Landvolk. Aber immer weiß sie zu fesseln und zu zeigen, daß im Grunde das Schicksal „in der eigenen Brust" ruht. Auch wenn sie mit launigem Behagen humorvolle, wenn auch im Grunde tragische Geschehnisse erzählt („Die Freiherren von Gemperlein"), dringt sie tief ins Seelische hinein.

Während Marie von Ebner-Eschenbach nur vorsichtig sich die Technik des Naturalismus zu eigen machte, tat **Theodor Fontane** (s. S. 456) es in verstärktem Maße, derart, daß der Greis als Führer der Jugend begrüßt wurde. Er war erst verhältnismäßig spät zur Prosadichtung gekommen. Seine vier Bände umfassenden „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" hatten bereits seine scharfe Beobachtungsgabe und die Kunst, Landschaft und geschicht-

liche Vergangenheit zu geschlossenen Bildern zu verschmelzen, verraten. Dann wandte er sich in „Grete Minde“ und „Schach von Wuthenow“ geschichtlichen Erzählungen aus dem Anfang des Jahrhunderts zu, wobei sich bereits seine Fähigkeit und Neigung zu sorgsamer Milieuschilderung kundgab. Den Höhepunkt seiner Kunst aber erreichte er in seinen Romanen aus der Gesellschaft, vor allem aus dem Berlin der Nachkriegszeit. Naturalistisch ist dabei nicht die Vorliebe für das Niedrige und für soziale Probleme (obwohl sich seine Romane ja im Grunde darum drehen), sondern die Schärfe der Beobachtungskraft, die scheinbar gleichgültige und nebensächliche Art, wie aus Einzeleindrücken zwingend der Gesamteindruck erwächst, vor allem aber der Verzicht auf eigene Stellungnahme und auf Betonung eines sittlichen Standpunktes. Die „Verhältnisse“ entscheiden und bestimmen das Schicksal, in das der Dichter wie ein sachlich Beobachtender hineinschaut. Technisch bildet er Spielhagen weiter und läßt die Handlung mit Vorliebe aus den behaglich und geradezu meisterhaft geführten Gesprächen entstehen. So wird der preußische Junker und Offizier, so werden die satten Vertreter der Bourgeoisie („Frau Jenny Treibel“), werden aber auch die Leute aus dem Volke so lebendig, daß sie mit jeder Faser ihres Seins als Typen und doch als Einzelwesen vor uns stehen. Eine vornehme Ironie läßt dabei den Dichter zurücktreten, aber nur so weit, daß wir ihn doch gütig und verstehend über all diese „Irrungen und Wirrungen“ lächeln sehen. Mit Vorliebe behandelt er Eheprobleme, von der „L'Adultera“ bis zu seinem Meisterwerke „Effi Briest“. Auch hier sind die Umstände mächtiger als die Menschen. Das sonnige Kind wird an einen wackeren, älteren Mann verheiratet, gerät in Schuld, die Ehe wird geschieden, ihr Los führt ins Dunkle hinein. Das alles ist im Gegensatze zu seinen Nachfolgern mit größtem sittlichen Ernst behandelt; es ist keine Rechtfertigung der Verirrung, sondern ihre psychologische Erklärung, eine leidenschaftslose, darum um so ergreifendere Darstellung des Schicksals der unschuldig Schuldigen.

### b) Sozialer, Zeit- und Gesellschaftsroman.

Im Gegensatz zu Fontane suchen die im Gefolge Zolas und Maupassants, der nordischen und russischen Schriftsteller um das Jahr 1890 vor allem erscheinenden naturalistischen Romane mit Vorliebe das Gebiet abstoßender Erotik und das Milieu niedrigster Menschheit auf („Rinnsteinkunst“). Es handelt sich nun nicht mehr um Probleme, sondern um Lebensausschnitte, die an sich wirken sollen. Aber die Nachahmungen der Ausländer erreichen deren Bedeutung nicht, ebensowenig wie sie die gleiche Sorgfalt der Beobachtung verraten. Die Welle dieser Erzeugnisse (unter denen z. B. M. G. Conrads Münchener Romanreihe charakteristisch ist) verrauschte schon bald. Der krasse Naturalismus verschwand, hinterließ aber doch das Ergebnis, daß die Schriftsteller von nun ab hellhöriger und scharfsichtiger den Dingen der Wirklichkeit gegenübertraten. Wie im Drama soziale Probleme behandelt werden, so beginnt gleichzeitig eine Hochflut sozialer Romane (M. Kretzer); man lernte hier ebenfalls die Massen in Bewegung setzen und in ihren Trieben wirksam machen (Kl. Viebig). Bei Kretzer („Meister Timpe“) zeigen sich hie und da aufwärtsführende Linien, aber die sozialen Tendenzen wirken zu aufdringlich; noch mehr ist das der Fall in Werken wie Lily Brauns „Memoiren einer Sozialistin“. Es schlossen sich daran, bis heute noch, zahllose Zeit- und

Gesellschaftsromane, deren Verfasser (z. B. G. v. Ompteda, H. Tovote) in Fontanes und auch in Spielhagens Schule gegangen waren, aber trotz aller Verfeinerung der Technik fast nie den Durchschnitt der Unterhaltungslektüre überstiegen.

Auffallend in dieser ganzen Literatur ist der starke Prozentsatz jüdischer Schriftsteller, die Theater und Kritik fast ausschließlich beherrschen, aber auch in der Prosadichtung, wenigstens was die Quantität angeht, unbestritten an der Spitze marschieren. —

### c) Psychologischer Roman.

Gegen Ende des Jahrhunderts werden auch die sozialen Probleme, wenigstens was die niedrigen Volksschichten angeht, weniger zeitgemäß. Nun erhält der psychologische Roman, der mit naturalistischen Mitteln Seelenzergliederung treibt, die Führung. Die Franzosen Stendhal und Bourget werden Vorbilder, daneben aber auch der mit allen Mitteln überfeinerter Technik und dekadenter Lebensanschauung die Wollust des Genusses und des Schmerzes darstellende Italiener Gabriele d'Annunzio („Piacere"). Daß deutsche Muster in Otto Ludwig und Fontane zu finden waren, sahen nur wenige. So ist auf einmal an Stelle der auf die Dauer ermüdenden Milieudarstellung die mit allen modernen Mitteln vervollkommnete Seelenanalyse getreten, die wie mit dem Seziermesser auch die verborgensten Fasern bloßlegt. Der Meister dieser Kunst ist der Lübecker **Thomas Mann** (geb. 1875). Die Persönlichkeit dieses Dichters ist viel umstritten. Und es ist zweifellos, daß viel Erlerntes (vor allem von Flaubert und den Brüdern Goncourt), viel Ausgeklügeltes und mühsam Erarbeitetes in dem glanzvollen, überlegen-ruhigen Stil seiner Werke steckt. Die Kälte des seiner selbst bewußten, leicht ironischen Beobachters muß auf die Dauer abstoßen, vermag aber auch eine Tiefe vorzuspiegeln, die nicht immer vorhanden ist. Aber daß dahinter doch ein warm fühlendes Herz stehen kann, zeigen die Meisternovellen „Tonio Kröger" und die formvollendetste von allen, wenn auch stofflich abstoßende „Der Tod in Venedig", in denen er, soweit es bei ihm möglich ist, seine eigene Seele entschleiert und seine Anschauungen vom schaffenden Künstler verraten hat: „Nie kann einer Mensch und Künstler zugleich sein, denn der Künstler muß empfindungslos und gefühllos dem Leben gegenüberstehen, er muß über den Dingen sein, mit ihnen zu spielen vermögen." Die Tragik, die für den Menschen in dieser Auffassung des Künstlers liegt, enthüllt vor allem die zweite der genannten Novellen. — Beachtenswert ist auch die mit einer sonst nur den Franzosen eigenen Sorgfalt ausgefeilte Technik und Sprache des Dichters. Er verwendet mit kluger Überlegung alle Spannungs- und Darstellungsmittel des Impressionismus, verzichtet aber nicht auf den erzählenden Bericht alten Stils, ja er kommt zuletzt immer mehr auf diese so ganz unpersönliche Darstellungsweise der großen Novellisten der früheren Zeit zurück, denen z. B. auch der Rheinländer W. Schäfer (geb. 1868) in seinen „Anekdoten" sich gänzlich wieder anschließt.

Thomas Manns größtes und wohl auch bedeutendstes Werk ist die durch vier Generationen hindurch geführte Geschichte des Verfalls der „Buddenbrooks", einer Lübecker Kaufmannsfamilie. Von dem kühl und nüchtern erwerbenden Urgroßvater und dem kraftvoll aufbauenden Großvater geht das Haus an den bereits durch starke Geistigkeit dem Leben gegenüber geschwächten

Vater über und erlischt in dem nervös überfeinerten Sohne. Prachtvoll in diesem Roman, der eigentlich allen Richtungen angehört, ist die plastische Abrundung jeder einzelnen Persönlichkeit, die der Dichter gern durch die von O. Ludwig und Fontane übernommene Wiederholung von Lieblingsgebärden und -worten kennzeichnet. Diese Neigung steigert sich noch in dem Roman „Königliche Hoheit", der im Aufbau geschlossener ist, doch nicht mehr die gleiche allbeherrschende Kraft verrät. Aber er bleibt doch auch als feine, vom Mitgefühl getragene Satire und Tragödie des Fürstentums und seiner Demokratisierung mit der bis in die letzten Winkel durchleuchteten Gestalt des jungen Prinzen eine bedeutende Leistung. Die Kunst der Milieuschilderung zeigt sich bei Mann vor allem in der Biedermeierumwelt der zweiten Buddenbrookgeneration. „Biedermeier" wurde gegen Ausgang des Jahrhunderts überhaupt modern. Am feinsten zeichnete sein Milieu G. Hermann (G. H. Borchardt, geb. 1871) in den Romanen aus dem jüdischen Berliner Leben des Vormärz „Jettchen Gebert" und „Henriette Jakoby", ebenso vor kurzer Zeit Felix Philippi (1851—1921) in dem Roman „Jugendliebe".

Neben Th. Mann spielt sein älterer Bruder **Heinrich Mann**, der sich neuerdings, ganz mit Unrecht, als Führer der Expressionisten betrachtet (weil er im Verlage Kurt Wolff an der Spitze steht), eine Rolle in der Literatur dieser Zeit. Aber sie ist wenig erfreulich. Denn mag man ihm selbst zugeben, daß seine Absicht Gesellschaftskritik ist, daß er dem Zeitalter den Spiegel vorhalten will, in dem es seine Verderbtheit und sittliche Verkehrtheit schauen soll, so besitzt er doch keinesfalls den sittlichen Ernst, der allein zu solcher Rolle berechtigt. Vielmehr scheint uns in seinem ganzen Schaffen von der trügerischen Scheinwelt der „Herzogin von Assy" bis zum pamphletistischen „Untertan" nur das Haschen nach Sensation um jeden Preis die gewandte und in allen Stilarten erfahrene virtuosenhafte Feder zu führen.

### d) Berufs-, Erziehungs- und Entwicklungsroman.

Th. Manns „Buddenbrooks" geben uns gleichzeitig ein Beispiel des „Berufsromans", der in die Linie einzustellen ist, die von Freytags „Soll und Haben" über Ida Boy-Eds Roman „Ein königlicher Kaufmann" (der zwar nur die äußere Handlung in diesen Rahmen einspannt) zu R. Herzogs „Die Wiskottens", Jonas Lies „Dreimaster Zukunft" und einer Reihe anderer führt. Aber auch fast alle andern Stände fanden mehr oder minder berufene Deuter und Darsteller. Einer der besten neueren Prosadichter, der sächsische Gutsbesitzer **Wilhelm von Polenz** (1861—1903), hat sich diesem Gebiete besonders zugewandt. Er zeichnete im „Pfarrer von Breitendorf" ein weitgedehntes Bild der widerstrebenden Verhältnisse im deutschen protestantischen Kirchenleben. In seinem „Grabenhäger" stellte er rückständiges und vorwärtsstrebendes ostelbisches Großgrundbesitzertum einander gegenüber, in „Thekla Lüdekind" setzte er sich mit der modernen Frauenfrage auseinander, und im „Büttnerbauer" endlich gestaltete er das ins Verderben führende Geschick des Kleinbauerntums unserer Zeit, das nach des Dichters Anschauung tragischem Untergang geweiht ist. Während Th. Manns und noch mehr seines Bruders Kunst den dekadenten fin-de-siècle-Geschmack nicht verleugnen kann und eine vom Ausland beeinflußte Note zeigt, die untergehenden Zivilisationen eignet, hat W. von Polenz etwas urwüchsig Gesundes, herb

Bodenständiges auch da, wo er von Untergang und Verfall spricht. Seine Romane zeigen alle deutlich die Entwicklungslinie, die den klarblickenden, die Handlung ruhig überschauenden Künstler verrät. Sie geht den Schritt, mit dem der Sämann stark übers Feld schreitet.

Auch mit dem Berufsproblem des Schriftstellers hat sich Polenz in dem Roman „Wurzellocker" beschäftigt, der in loserer Komposition ein Spiegelbild der sich wandelnden literarischen Richtungen seiner Zeit gibt. In ähnlicher Weise hatte vorher Walther Siegfried (geb. 1858) das Los des vergebens um die Vereinigung der Ziele höchster technischer Vollendung und stärkster seelischer Vertiefung ringenden Malers in „Tino Moralt" meisterhaft behandelt. Jak. Wassermann (geb. 1873) ließ im „Gänsemännchen" das Geschick des nach dem Höchsten greifenden Musikers sich zum Problem werden, während Karl Hauptmann in „Einhart der Lächler" ein Künstlerleben von seinen Anfängen bis zum Tode auf seinen Wegen und Irrwegen begleitet. Bilder aus dem modernen Adelsleben finden wir häufig, so vor allem bei G. v. Ompteda, Eduard Graf Keyserling und in H. Bahrs österreichischem Roman „Himmelfahrt". Besonders lockten auch die vielseitigen neuen Aufgaben der Technik die schaffenden Künstler. Am kraftvollsten behandelten sie der Württemberger Max Eyth (1836–1906); andere, wie J. C. Heer („An heiligen Wassern") und H. Federer („Berge und Menschen") brachten das Ringen der Technik mit der Natur der Hochalpen zur Darstellung. Ins Utopistische hinein steigerte B. Kellermanns „Tunnel" das menschenverschlingende Wirken der Maschinen. Der eben genannte Schweizer Priester H. Federer versuchte sich in „Jungfer Therese" erfolgreich an dem schwierigen und oft mißglückten Problem des Berufes des katholischen Geistlichen.

Auch der Lehrer-, Offiziers- und Studentenromane gibt es eine Unzahl, ohne daß freilich da schon eine Höchstleistung erzielt worden wäre, auch nicht z. B. in Adam Beyerleins „Jena oder Sedan", das eines der meistgelesenen Bücher deutscher Zunge wurde.

Fast alle diese Erzählungen bringen ein Lebens- und Entwicklungsbild, das vielfach vom Kindesalter aus durchgeführt ist. Sie führen zu dem in dieser Zeit besonders gern gepflegten Erziehungsroman, der in das Seelenleben des Heranwachsenden hineinleuchten soll. Schon Sudermanns „Frau Sorge" bietet ein Muster desselben, das vielfach nachgeahmt wurde, besonders von Frenssen (s. unten). Auch K. F. Meyer hatte von den „Leiden eines Knaben" erzählt, wie Wildenbruch in der ersten Novelle der „Kindertränen" in zarten Knabenseelen gelesen hatte. Mehr und mehr aber erheben sich in diesen Dichtungen Anklagen gegen Schule und Haus, z. B. in „Unterm Rad" von Hermann Hesse. Dabei zeigt sich eine gewisse Vorliebe für die Zeichnung absonderlicher, krankhaft veranlagter Kinder, die an der Welt schließlich zugrunde gehen, so in Friedrich Huchs „Mao" oder Rilkes „Malte Laurids Brigge". Wohltuend berührt neben solchen Erzählungen die Darstellung gesunder Kraft in Federers „Mätteliseppi", der in der Natur seinen Weg findet, wie auch der „Gottfried Kämpfer" von H. A. Krüger die auf gesunden Grundsätzen beruhende Erziehung im Herrnhuter Kreise recht lebendig werden läßt. Einen Weg nach oben zeigt auch Otto Ernst in seinem einzigen künstlerisch wertvollen Buche „Asmus Sempers Jugendland", während die beiden nächsten Teile dieser Entwicklungsgeschichte wesentlich abfallen.

Zahllos sind weiterhin die Entwicklungsromane, die über die Kindheit hinaus ein ganzes Leben umspannen. Vielfach verraten schon die als Titel so beliebten Familiennamen diese Gattung. Fast alle bereits genannten Erzähler müßte man an dieser Stelle wiederholen, wollte man Beispiele dafür angeben, und auch die im nächsten Abschnitte zu behandelnden Dichtungen könnten zum großen Teile hier eingereiht werden. Etwas außerhalb dieser Richtung und schon in die Bahn der neuesten Erzählungsweise einbiegend, steht Waldemar Bonsels (geb. 1881), der mit dem kindlichen Buche von der „Biene Maja", mit dem Reisebuch „Indienfahrt" und einer Reihe von oft schwülen Romanen („Wartalun", „Blut", „Der tiefste Traum", „Die Toten des ewigen Kriegs") sich einen großen Leserkreis gewonnen hat.

## § 55. Heimatkunst.

Das Übermaß der psychologischen Überfeinerung in der Zeichnung des nervösen, allzu „reizsamen" Großstadtmenschen brachte um die Jahrhundertwende eine starke Gegenwirkung hervor. Mit der Forderung nach „Bodenständigkeit" und dem sogenannten „Erdgeruch der Scholle" rief man nun nach Künstlern, die starke, landschaftlich bestimmte Eigenart spiegelten und so ein Stück Sonderleben deutschen Volkstums der Allgemeinheit zugänglich machten, nach echter Heimatkunst[1]. An sich war sie ja nichts Neues. Gotthelf hatte Schweizer Menschen, Reuter Mecklenburger, Storm Schleswig-Holsteiner in Verbindung mit ihrer Muttererde gezeichnet. Auch von andern Vorläufern des Landschaftsromans ist schon die Rede gewesen. Einen Erzähler, der aus den Traditionen des Realismus in diese Zeit hineinragt, müssen wir hier zunächst noch erwähnen, den Steiermärker **Peter Rosegger** (1843—1918). Er ist mitgegangen, ohne die neue Entwicklung zu verstehen, weshalb sein Dichten etwas Anklagendes gegen sie enthält. Er malt mit Vorliebe die Kehrseiten des „Weltgeistes". Er stellt „Idyllen aus einer untergehenden Welt" zusammen, die das Aussterben echt bäuerlicher Art durch den Einfluß des Großstadtgeistes dartun sollen. Dadurch gewinnt sein Schaffen auch etwas Lehrhaftes, das im Verein mit dem nicht ausreichenden Kompositionstalente und dem Fehlen eines sicheren weltanschaulichen Standpunktes viele seiner Erzählungen beeinträchtigt. Doch hat seine echt volkstümliche Art, wie sie wohltuend besonders aus den selbst erlebten „Geschichten aus den Alpen", den „Schriften des Waldschulmeisters", „Waldheimat" spricht, ihm große Beliebtheit verschafft. Sein bestes Werk ist wohl das schon im Titel seinen Standpunkt verratende „Jakob der Letzte".

Bisher hatten alle Heimatdichter größere Landschaften zum Hintergrund genommen. Nun aber schränkt man sich auf immer engere Gebiete ein und entdeckt besonders solche, die bisher völlig unbeachtet beiseite gelegen hatten. So erweckt **Klara Viebig** (geb. 1860) mit allen Mitteln des Naturalismus die gewaltige, einsame und weltverlorene Landschaft der Eifel, die gleichzeitig der Maler Fritz von Wille in prachtvollen Bildern festhält. Aber die Menschen, die sie in krassen Farben wie herausgewachsen aus dieser mächtigen Natur in sie hineinstellt, sind in ihrem schwer sich enthüllenden Wesen der flüchtigen Besucherin des Landes durchaus fremd geblieben und daher im ganzen völlig verzeichnet.

[1] Sie wandte sich besonders gegen „die Vorherrschaft Berlins" (F. Lienhard).

So gibt besonders das „Weiberdorf" eine häßliche und der Wirklichkeit ins Gesicht schlagende Verzerrung; ebenso die „Kinder der Eifel" und „Vom Müller Hannes". Bedeutender und wirklichkeitstreuer ist das „Kreuz im Venn", in dem sie den Gipfel ihrer Landschaftskunst erreicht. Die an vielen Orten Heimische gab dann ihr Bestes in dem Roman „Die Wacht am Rhein", der die Entwicklung Düsseldorfs von den Befreiungskriegen bis 1870/71 zum Hintergrunde hat. Ein Zeitproblem, das uns heute besonders zu denken gibt, rollt sie auf in dem Ostmarkenroman „Das schlafende Heer", der die aussichtslosen Bemühungen um die Germanisierung Posens mit dem ihr eigenen Pessimismus behandelt. Am besten wohl kennt sie sich in Berlin und seiner Umgebung aus; ihre dort spielenden Erzählungen („Das tägliche Brot", „Eine Hand voll Erde") bewegen sich mit der Vorliebe des Naturalismus in den niedern Volksschichten. Hier aber führt mitunter die Bahn der Dichterin auch ein wenig ab von der Darstellung des rein Triebhaften, die ihr mit so starker Kraft gelingt, und es möchte scheinen, als ob sie doch auch ein Gutes im Grunde des Menschenherzens sähe.

Die ihr wesensverwandte **Nanny Lambrecht** (geb. 1868 zu Kirchberg, Bezirk Coblenz) schildert mit großer, aber ungebändigter Kraft stark realistisch und teilweise den Naturalismus Zolas streifend die Eigenart der Wallonie und des Hunsrücks; die Plastik und Glut ihres Schauens reißen sie zu einem überschäumenden Impressionismus und zu einer wohl bildhaften, aber unangenehm manirierten Sprache hin („Was im Venn geschah . . .", „Das Haus im Moor", „Statuendame", „Armsünderin").

An sich ist auch die Darstellung des Städters ein Stück Heimatkunst. Da aber echte Volksart zumeist im Bauerntum sich erhalten hat, versucht man sich immer wieder an der Deutung ländlicher Charaktere. Für Steiermark haben wir bereits Rosegger genannt. Er erhielt einen ganz anders gearteten Nachfolger in dem früheren österreichischen Offizier **Rud. H. Bartsch** (geb. 1873), einem Erzähler voll blühender Sprachkraft und überreicher Fülle, die aber in ihrer barocken Häufung auf die Dauer unerträglich wird. Seine „Zwölf aus der Steiermark" mit ihrer eigentümlich gesuchten Technik, mit ihren Superlativen und ihrer Häufung von Problemen machten ihn mit einem Schlage berühmt. Aber seine Kunst, die vor allem gern Graz, dann auch Wien und das auf der Wende zwischen Germanen- und Slaventum liegende Land zum Hintergrund nimmt, ist bedeutend überschätzt worden. Sie wirkt gar zu weich und, im weitesten Begriffe des Wortes, zu sinnlich. Um die vielen Probleme, die sich bei ihm kreuzen, zu lösen, ist er innerlich selbst zu haltlos und unsicher. Auch seine geschmeidig erzählten Novellen („Vom sterbenden Rokoko", „Bittersüße Liebesgeschichten" usw.) hinterlassen einen „bittersüßen" Geschmack auf der Zunge.

Die Schweiz brachte eine ganze Reihe wertvoller Heimatkünstler hervor; wir nennen darunter Alfr. Huggenberger, Jakob Schaffner, Joh. Jegerlehner. Die gesundesten und wurzelechtesten von ihnen sind wohl neben dem mehr als Unterhaltungsschriftsteller zu erwähnenden J. C. Heer der Göschener Bahnhofswirt **Ernst Zahn** (geb. 1867) und der Züricher Priester **Heinrich Federer** (geb. 1866). Zahn ist ein tüchtiger, mitunter etwas nüchterner, aber immer aus dem Herzen schaffender Erzähler, der neben historischen Romanen („Albin Indergand") besonders gern naturwüchsige Schweizer Geschichten aus der Gegenwart gegeben hat („Lukas Hochstraßers Haus", „Die da kommen

und gehen"). Dabei ist er aber ebensowohl in seiner Vaterstadt Zürich wie im Urner Land zu Hause. Heinrich Federer führt die besten Traditionen seiner heimischen Vorläufer G. Keller und K. F. Meyer fort. Mit dem letzteren hat er die Vorliebe für Italien gemein. Auch er versetzt sich gern in die Renaissancezeiten, und wenn er nicht die monumentale Größe Meyers erreicht, so übertrifft er ihn an innerer Wärme. Sein Bestes hat er in den kleinen „umbrischen Reisegeschichtlein" gegeben, von denen vor allem „Sisto e Sesto" und „Das letzte Stündlein des Papstes" Perlen unsrer Novellenkunst darstellen. Seine stets wache Fabulierlust hat er mit Keller gemeinsam, aber nicht die Kunst der Komposition. In seinen Romanen „Berge und Menschen", „Pilatus", „Mätteliseppi" wird die ganze gewaltige Natur der Schweiz lebendig in ihrer Wildheit, aber auch in ihrer Lieblichkeit. Doch zerfließen ihm leicht seine Romane unter dem quellenden Überreichtum prickelnden Lebens.

Ins Elsaß führen uns die Romane H. Stegemanns („Die Krafft von Illzach") und vor allem die umfangreichen Werke **Friedrich Lienhards** (geb. 1865) („Oberlin", „Der Spielmann", „Westmark"), die in Vergangenheit und Gegenwart den Problemen des zwischen zwei Nationen liegenden kerndeutschen Stammes nachgehen. Seine Erzählerkunst ist etwas rhetorisch gefärbt, auch gedanklich belastet, aber nach hohen Zielen gerichtet und gesund durchgeführt. Auch im Epos und Drama („Gottfried von Straßburg", „König Artur", Wartburgtrilogie: „Heinrich von Osterdingen", „Die hl. Elisabeth", „Luther auf der Wartburg") und in Gedichten hat er viel geleistet, ohne indes Höchstes zu erreichen. Beachtenswert ist er als Wegweiser zur gesunden Erneuerung und Vertiefung unsrer Kultur.

Süddeutschland war von jeher reich an Heimatkünstlern und ist es auch noch heute. Da ist der knorrige, oft etwas einseitige und bittere Freiburger Stadtpfarrer **Heinrich Hansjakob** (1837—1916, „Der Vogt auf Mühlstein"), der badisches Volkstum aus wahrhaft dichterischer Anschauung heraus gestaltet, der seine, im idyllisch-romantischen Kleinbild sich auszeichnende und mit mörikehaftem Humor begabte Schwabe Ludwig Finckh („Rosendoktor"), der ein starkes Talent in allzu ausgedehnter Produktion verschwendende Oberbayer Ludwig Ganghofer, der auch im historischen Roman („Der Klosterjäger") sich betätigt hat. Das Grenzland zwischen Bayern und Schwaben hat **Peter Dörfler** (geb. 1878) in warmer und künstlerisch stetig wachsender Erzählerkunst lebendig gemacht („Als Mutter noch lebte", „Der Weltkrieg im schwäbischen Himmelreich", „Dämmerstunden", „Erwachte Steine"). Aber auch im psychologisch vertieften Roman mit geschichtlichem Hintergrunde hat er Wertvolles hervorgebracht („Judith Finsterwalderin", „Der Roßbub"). Neuerdings hat er sich Erzählungen aus der Frühzeit des Christentums zugewandt. — Hier sind auch die warmherzigen Erzählerinnen Hermine Villinger (1849—1917), Anna Schieber (geb. 1867, „Alle guten Geister") und Auguste Supper (1867, „Holunderduft") einzureihen. Von Hermann Hesse ist bereits die Rede gewesen.

Auch Schlesien findet seine Dichter. Neben der Gestalt Gerhart Hauptmanns, der ja auch Heimatkünstler ist, steht sein in vielen Beziehungen tieferer, aber stofflich oft unerquicklicher Bruder **Karl Hauptmann** (s. S. 539), dem zwar auf dramatischem Gebiete die Lorbeeren versagt blieben, der aber als Novellist und Romandichter („Aus Hütten am Hang") seinen Bruder weit überragt. Neben ihm ist der gern gelesene, liebenswürdige Erzähler **Paul Keller**

(geb. 1873) zu nennen, der im „Sohn der Hagar" sich auch erfolgreich an ein tieferes Problem gewagt, aber leider keine Aufwärtsentwicklung genommen hat.

Während Ostdeutschland außer Sudermann und Polenz kaum noch bedeutendere Dichter des „Erdgeruchs" als Erzähler aufzuweisen hat, ist Norddeutschland das fruchtbarste Gebiet der Heimatkunst. Hier ist der Hannoveraner H. Sohnrey (geb. 1859) zu nennen, der kernhaftes Volkstum besonders gern in novellistischer Form darstellt; neben ihm der Bremer Diedrich Speckmann (geb. 1872), der die Leute aus der Lüneburger Heide in ihrer urwüchsigen, naturhaften Art lebendig werden läßt („Heidehof Lohe"), dabei freilich manchmal die Art des Unterhaltungsromanes streift. Tiefer als er ist in Natur- und Tierleben eingedrungen der im Kriege (1914) gefallene **Hermann Löns**, der auch in Liedern und Balladen den echten Volkston wie selten einer zu treffen wußte. Er beobachtet mit dem scharfen Blick des Jägers und mit dem versonnenen Auge des Poeten besonders die Lüneburger Heide („Mein braunes Buch", „Mümmelmann", „Was da kreucht und fleucht"). Aber auch die Vergangenheit weiß er erstehen zu lassen in düsteren und packenden Bildern aus dem Bauernleben des Dreißigjährigen Krieges („Der Wehrwolf"). Ein Meister der Kleinkunst ist der gemütvolle Holsteiner Timm Kröger (1844—1918), während seine Landsmännin Helene Voigt-Diederichs tiefer schürfend die schwer zu ergründende, oft überraschend ausbrechende Art der Marschbauern mit reifer Kunst auszudeuten versteht. Noch enger umgrenzte sein Gebiet der in seiner ganzen Art höchst selbständige Gorch Fock („Seefahrt tut not"). Der vielversprechende Dichter, der mit seinem bürgerlichen Namen Hans Kinau hieß, ist in der Schlacht am Skagerak gefallen.

Sie alle übertraf weitaus in bis dahin unerhörtem Bucherfolge der Dithmarscher Pastor **Gust. Frenssen** (geb. 1863). Sein nicht weit von Hebbels Heimat spielender Roman „Jörn Uhl" machte ihn zum wohlhabenden Manne und die Heimatkunst zu einer Mode. Er gibt in sehr enger Anlehnung an die Erzählung und bis in Einzelheiten hinein an das Problem der „Frau Sorge" einen bäuerlichen Entwicklungsroman, der einen stark und tief veranlagten Menschen von der Wiege bis zur Höhe des Lebens führt. Auch Jörns Familie bringt das ererbte Gut ins Verderben; er selbst arbeitet Tag und Nacht, wobei er durch keinen Mißerfolg dauernd zurückzudrängen ist, am Wiederaufbau seines Lebens. Freilich, die väterliche Scholle hat er verloren; aber er ist ein innerlich freier Mensch geworden, und seinem Optimismus bietet der zukünftige Beruf als Ingenieur glückverheißendes Neuland. Die Fabel war also nicht neu. Die Lebenstreue der Menschenschilderung wurde von Frenssens Landsmann, dem Literarhistoriker Ad. Bartels, heftig bestritten. Die Komposition war lose, aus erzählenden Stücken und impressionistischen Bildern locker zusammengefügt, der Stil maniriert, preziös, zuweilen süßlich. Eine oft ungesunde, weil gesuchte Sinnlichkeit trübte den Genuß. Aber den Erfolg bewirkte die Einbettung aller Geschehnisse in wundervolle Naturbilder hinein, die den echten Dichter verraten. In dieser Verlebendigung der Heimat und in deren enger Verknüpfung mit dem Schicksal der handelnden Personen liegt der Hauptreiz seiner Kunst. Besser als „Jörn Uhl" war Frenssens früherer Roman „Die drei Getreuen", während gegen ihn die später erschienenen „Peter Moors Fahrt nach Südwest" und „Klaus Hinrich Baas" bedeutend abfielen, wenn auch in dem ersteren stilles Heldentum deutscher Kolonialkrieger und im zweiten das Hamburger Bürger- und Kaufmannsleben mit demselben

freudigen Optimismus dargestellt wurden. Gern verquickt Frenssen eine platt rationalistische Weltanschauung mit seinen Romanen. Dem wie „Jörn Uhl" erfolgreichen, aber künstlerisch beträchtlich tiefer stehenden „Hilligenlei" hängte er gar ein „Leben Jesu" an, wie es vorbildlich in einem dithmarsischen Bauernschädel sich spiegeln soll — ein kümmerlicher und eigentlich nur als Kuriosum zu wertender Nachfahr von D. Fr. Strauß. Seitdem ist Frenssens Ruhm fast völlig verblaßt. Auch sein wieder höherstehender Roman aus dem Weltkriege „Die Brüder" hat die Aufmerksamkeit nicht wieder auf ihn gelenkt.

## § 56. Der neue geschichtliche Roman.

Aus der allmählich in unerträgliche Breite zerfließenden Heimatkunst erwuchs eine neue Form des geschichtlichen Romans, indem man in einen mit höchster Landschaftskunst gezeichneten Hintergrund nicht Menschen der Gegenwart, sondern der Vergangenheit hineinstellte. Der gewaltige Unterschied gegenüber dem kulturhistorischen Gelehrtenroman liegt aber darin, daß nun diese Menschen nicht als moderne Zeitgenossen, sondern in ihrer damaligen, durch die Zeitverhältnisse bestimmten Eigenart dargestellt werden. Dennoch verhielt man sich aus trüber Erfahrung anfangs vorsichtig gegenüber dieser neuen Richtung. Aber der Siegeszug der unbestrittenen Führerin auf diesem Gebiete ließ schnell auch die Zweifler einsehen, daß hier tatsächlich große Kunst geboten wurde. Diese Führerin war die 1871 in Wien geborene und jetzt in Linz a. D. lebende Freiin **Enrica von Handel-Mazzetti.** Nach literarisch wertlosen Jugendversuchen tat sie mit ihrem ersten Roman „Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr" den Schritt in die Vergangenheit, und zwar in die Zeit der Aufklärung. Im Aufbau war das Werk noch nicht einwandfrei; aber es bewies bereits die ungeheure Gestaltungskraft der Künstlerin in der Zeichnung zeitechter Charaktere und die wunderbare Zartheit sowohl wie die fast grausame Härte, mit der sie blutige Ereignisse wiedergibt. Ihre volle Höhe aber erreichte sie erst in den nächsten Werken „Jesse und Maria", „Die arme Margaret" und in der Trilogie „Stephana Schwertner". Hier offenbart sie ihre wahre, überragende epische Größe. Sie hat den Schauplatz gefunden und die Zeit, in der sie gewissermaßen mit einer zweiten Seele völlig heimisch ist: die österreichische Gegenreformation. Immer drehen sich die tiefwühlenden Kämpfe, von denen sie berichtet, um Glaube und Bekenntnis, immer auch um den Gegensatz zwischen dem harten, grausamen, ungestümen und aufbrausenden Mann und der zarten, lieblichen und holden Frau, die doch in ihrer Seele eine Stärke findet, der sie zuletzt den Sieg verdankt. Zudem besitzt die Dichterin eine Gabe, die man bis dahin kaum für möglich gehalten hatte: wirkliche, unbefangene Objektivität, die so weit geht, daß man vor dem Erscheinen der deutlicher Partei ergreifenden „Stephana Schwertner" die überzeugte Katholikin sogar in ihrer Glaubenstreue angriff. Über dem Kampf steht ihr das starke Wort des hl. Paulus: „Das Größte aber ist die Liebe." So findet sie immer den feinsten Ausgleich in reiner Menschlichkeit. In all diesen Werken ist die Anlage stark und sicher, wenn auch meist ziemlich ähnlich und mitunter zu gar zu starken Kontrastierungen neigend. Die Zeitbilder, die sie entwirft, wie die Naturschilderungen, in deren Rahmen sie sich einfügen, sind voll wunderbarster Lebenswahrheit. Bis dahin hatte man nicht geglaubt, eine versunkene Epoche so lebensvoll in Sitte, Gebärde, Lied und

Wort wieder erwecken zu können. Ihre Sprache trifft den landschaftlichen Dialektion mit entsprechenden Abstufungen so genau, daß auch wissenschaftliche Einzeluntersuchungen nichts daran auszusetzen finden.

Eine ähnliche epische Größe erreicht die Künstlerin in dem vierteiligen „Volkssang aus Steyr“: „Deutsches Recht“, während ihre letzten Erzeugnisse von „Ritas Briefen“ bis zu dem jüngsten „Ein deutscher Held“ für ihre große Kunst Abwege bedeuten.

Enrica von Handel ist wohl unbestritten das größte moderne epische Talent. Ihr an die Seite gestellt zu werden verdient nur eine andere Frau, die zwar nicht ihre wuchtige Größe erreicht, dafür aber vielseitiger ist: **Ricarda Huch** (geb. 1864 in Braunschweig). Sie eröffnete ihre schriftstellerische Tätigkeit mit den psychologisch einfühlenden, wenn auch nicht überall literarisch zuverlässigen Bänden über „Blütezeit...“ und (später) „Verfall der Romantik“. Wissenschaftlich forschend, hat sie sich weiterhin in den Schriften über „Luthers Glauben“ und „Wallenstein“ betätigt. Dann erschien ihr erster großer Roman „Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren“ (1893). Hier behandelt sie vor Th. Mann den Untergang einer vornehmen hanseatischen Familie. Aber in ihrer durchaus unnaturalistischen Art, die romantisches Fühlen mit dem „Drang nach nüchterner Objektivität“ zu paaren sucht, legt sie wenig Wert auf die sorgfältige Abschilderung der Umwelt, sondern rückt durch die ihrer Mittelsperson Ursleu in den Mund gelegte Erzählung die Dinge gleichsam in eine unbestimmte, von trüber Resignation umschleierte Ferne. Liebe und Leid, Zauberwirkungen der Schönheit und plötzliches Versiegen des Gefühls, Emporsteigen zu reinen Höhen und Sinken, Sinken sind der Inhalt des Buches und verraten trotz allem doch auch den Einfluß der relativistischen Zeitphilosophie. Ihr Stil ist bildhaft, in sich ruhend, eine Zeit lang durch Satz- und Worthäufung preziös gesucht, verrät aber allenthalben die reife Gestalterin. Doch ist die Linienführung in ihren größeren Werken oft unruhig. Ein ähnliches, von gleicher Wehmut getragenes Problem, aber im Rahmen sozial tiefstehenden Menschentums, behandelt der Roman „Aus der Triumphgasse“, den das Sehnen aus Schmutz und Verkommenheit nach dem Heiligen durchzieht, und wieder der später „Michael Unger“ benannte Roman „Vita somnium breve“, der in ähnlichen Gesellschaftsschichten spielt wie der erstere.

Ein bunter Kranz verschiedenartiger Novellen folgte, die zum Teil in Italien spielen, dessen Glut von ihr stark empfunden wurde. Dort suchte sie auch ihren Schauplatz, als sie kurz nach Handel-Mazzetti sich der historischen Dichtung zuwandte. Ihre beiden Bände „Geschichten von Garibaldi“ geben ein schillerndes, aus Forschung, Mythe, Erfindung, Geschwätz, aus zusammenhanglosen Szenen und Anekdoten gemaltes Bild des italienischen Freiheitshelden, um den sie einen (heute doppelt abstoßenden) falschen Glorienschein webt. Er wird bei ihr zum Genie, dessen Tragik sie ausdeutet, dessen Idee der Vaterlandsliebe sie das Ganze überschweben läßt. Auch ihr gewaltiges, dreibändiges Werk „Der große Krieg in Deutschland“ scheint auf den ersten Blick aus wahllos aneinandergereihten Szenen zu bestehen. Aber sie sind doch so geordnet, daß sich ein umfassendes, ungeheures Bild des dreißigjährigen Völkerringens in Deutschland daraus ergibt. Wie Hauptmann in „Florian Geyer“ will sie nicht Helden, sondern eine Bewegung darstellen. Die Menschen, die im Laufe der Entwicklung immer mehr gebrochen erscheinen, sind nur Einzelerscheinungen; selbst Gestalten wie Gustav Adolf und Wallenstein erstehen und

versinken in dem Riesenraum, den sie umspannt. So ist die Dichtung (denn das bleibt sie) ein episches Gemälde von starker Größe, völlig verschieden von früheren historischen Romanen, da nicht erfundene Gestalten auf kulturgeschichtlichem Hintergrunde sich bewegen, sondern weil die Fülle wirklicher Gestalten jener Zeit hier neu ersteht.

In die geschichtliche Dichtung biegen nun eine Reihe von andern Erzählern ein. **Ilse von Stach** (geb. 1879) läßt in großzügiger Sachlichkeit die Wittenberger Reformationszeit in den „Sendlingen von Voghera" und das Geschick des Johannes von Nepomuk in der „Beichte" erstehen. Hermann Löns' „Wehrwolf" haben wir bereits erwähnt. Anführen wollen wir noch des hoffnungsreichen, im Kriege gefallenen Walther Flex' Novellenreihe „Wallensteins Antlitz", sowie des Österreichers Felix Salten Novelle aus der Zeit Karls V.: „Herr Wenzel auf Rehberg". Auch jüngere Vergangenheit wird lebendig. P. Schreckenbach zeichnete Bilder aus der Zeit der tiefsten Erniedrigung Preußens und der Befreiungskriege in „Der böse Baron von Krosigk". Die Zeit der Vorbereitung auf den siebziger Feldzug erstand in Klara Viebigs bestem Werk „Die Wacht am Rhein", und der gewandte Erzähler **Walther Bloem** führte das Gesamterlebnis jenes Krieges in einer vielgelesenen Trilogie vor, wobei er sich zu seinen packenden Schlachtschilderungen der impressionistischen Mittel des ausschnittweisen Einzelerlebnisses bediente, die Frenssen im „Jörn Uhl" zur Darstellung der Schlacht bei Gravelotte verwandt hatte (beide bauten dabei Liliencron aus). Bloem geht in seiner neuesten Entwicklung merklich von der Unterhaltungsliteratur ab und beginnt in die Tiefe zu graben. Ein jüngerer Dichter, der auch mit Vorliebe seine Motive aus vergangenen Zeiten schöpft, **Franz Herwig** gab schon in seinen ersten Versuchen Hochwertiges. So läßt er mit starken Strichen ein lebensvolles Bild des „Jan von Werth" erstehen; in „Dunkel über Preußen" gibt er ein duftiges Pastellbild aus der Zeit Friedrich Wilhelms II., und auf dem Hintergrunde des Siebenjährigen Krieges zeichnet er — leider „mit einem Klümpchen unreiner Erde" gemischt — ein entzückendes Kleinstadtidyll in dem „altfränkischen Roman": „Das Sextett im Himmelreich".

Wie auch die im Zuge der neuesten Entwicklung liegende vertiefte Behandlung weltanschaulicher Probleme sich im Bilde der Vergangenheit ermöglichen läßt, zeigte der aus Einzelszenen aufgebaute, scheinbar leidenschaftslos berichtende Roman des Pragers **Max Brod** „Tycho Brahes Weg zu Gott", in dem die machtvolle Gestalt des großen dänischen Astronomen neben denjenigen Johannes Keplers und Rudolfs II. wuchtig aufragt. Ähnliche Wege geht mit noch stärkerer Betonung des Weltanschaulichen und mit bewegteren Darstellungsmitteln der hochbegabte **Erwin Guido Kolbenheyer** (geb. 1878), der leider in der Verzerrung katholischer Anschauungen und in der Selbstverständlichkeit „freier" Moral keine Schranken kennt. Er hat uns den großzügigen „Spinozaroman" „Amor Dei" gegeben, er führt in seinem „Meister Johannes Pausewang" in die Kreise des mystischen Görlitzer Schusters Jakob Böhme und versucht in der „Kindheit des Paracelsus" auf dem Hintergrund eines mit starken Strichen gezeichneten Bildes der stürmisch erregten Wende des 15. und 16. Jahrhunderts die Wurzeln der Entwicklung der faustischen Gestalt des vielberufenen Meisters bloßzulegen. Bei ihm wie bei so vielen unsrer besten Erzähler ist die innere Verwandtschaft mit der blutvollen Stärke der Barockzeit deutlich zu beobachten.

## § 57. Der Frauenroman.

In Klara Viebig und vor allem in Handel-Mazzetti und Ricarda Huch haben wir dichtende Frauen kennengelernt, die den besten männlichen Kunstgenossen zum mindesten ebenbürtig sind. Aber sie stellen ihre Werke nicht auf Fragen ein, die zu Beginn des Jahrhunderts die Frauenwelt lebhaft bewegten: nach der Gleichberechtigung mit dem Manne. Den eigentlichen Frauenroman pflegen andere, zum Teil hochbegabte Schriftstellerinnen.

**Helene Böhlau** (geb. 1859) hatte mit den lebensprühenden „Ratsmädelgeschichten" aus dem Umkreis Goethes und Karl Augusts ihre Laufbahn erfolgreich begonnen. Daran knüpft der zum großen Teile autobiographische, mit warmem Gefühl geschriebene Roman „Isebies" an, der aber schon das Problem der vom Manne unterdrückten Frau berührt. Stärker tritt diese Richtung in dem mit den Mitteln des Naturalismus meisterhaft aufgebauten „Rangierbahnhof" zutage, der die seelische Vernichtung einer Frau durch männliche Brutalität darstellt, aber zum Schluß wieder aufwärts weist. In ihren nächsten Werken wird diese Richtung zur unkünstlerischen, manchmal abstoßenden Tendenz.

Ähnliche Wege geht die gleichalterige **Gabriele Reuter** die mit ihren sensationell zugespitzten Romanen „Aus guter Familie" und „Vom unterdrückten jungen Mädchen" mit großer Wucht ihre Anklagen gegen die Männerwelt schleuderte und große Erfolge erzielte.

Anders geartet ist **Isolde Kurz** (s. S. 521). Sie begann mit „Florentiner Novellen", die aus innerer Verwandtschaft heraus ähnliche Art zeigen wie K. F. Meyer, der ihr damals noch unbekannt war. Auch späterhin blieb sie gern im Süden („Italienische Novellen"), dessen heiße Leidenschaft bei ihr lebendiger und kräftiger in die Erscheinung tritt als bei P. Heyse. Unverkennbar ist daneben der Einschlag gemütvoll-neckischen Humors, den sie mit ihrem Landsmann Ed. Mörike teilt.

Andere erzählende Frauen sind im Verlaufe der Darstellung schon genannt worden. Wir weisen noch auf **M. Herbert** (Therese Keiter, s. S. 523) hin, die ebenfalls gern ihre Stoffe aus Italien holt („Michelangelo", „Vittoria Colonna"), dann auch im Heimatroman („Die Wenderoths") sich betätigt hat, aber doch in ihren zahlreichen Werken nur selten die letzten Schlacken abstreift.

Sehr großen Erfolg hatte der Roman der allzufrüh verstorbenen **Agnes Günther** (1863—1911), „Die Heilige und ihr Narr", obwohl oder vielleicht weil das wundervoll angelegte Werk in seiner Durchführung nicht ohne Sentimentalität und gesuchte Romantik ist. Auch hier ein Entwicklungsroman, der von der wunderzarten Liebe einer tiefangelegten, weich besaiteten Prinzessin zu einem innerlich bedeutenden, aber herabgekommenen Künstler erzählt, „ein hohes Lied der christlichen Liebe, des Sieges der geistigen Hingabe an Gott und die Natur über Not und Gemeinheit hinweg".

## § 58. Ausklang.

Wie bei A. Günther, so läßt sich bei einer Reihe von Werken des ersten Jahrzehntes unsres Jahrhunderts der Zug zum Neuromantischen beobachten. Ihm verwandt sind die verträumten Sehnsuchtsstimmungen, wie z. B. in Hermann Hesses „Peter Camenzind", wo den Schweizer Natur-

burschen Italien rettet, das seinem „dürstenden Verlangen“ nach dem Verstehen der Natur, ihrer stillen Schönheit und „dunklen, urschönen Sprache“ Erfüllung bringt. Ihm hat sich Paul Keller ganz zugewandt (in der kunstvollen Allegorie „Das letzte Märchen“ und dem humorvollen Roman „Die Insel der Einsamen“). Am reifsten und künstlerisch am stärksten aber zeigt er sich bei dem als Dramatiker bereits genannten **Paul Ernst** in der Novellensammlung „Prinzessin des Ostens“ und der zarten, duftigen und farbigen Erzählung „Die selige Insel“. Eine Zeitlang schien es, als ob diese zum Teil Ricarda Huch zu verdankende Wiederbelebung des romantischen Geistes weitere Verbreitung gewänne. Aber diese Form war noch zu äußerlich; ein vertiefteres Verständnis und in etwa eine Neuerweckung innerlich romantischer Weltanschauung sollte erst das folgende Jahrzehnt bringen.

# Zwölfte Periode. Die Gegenwart.

## § 59. Geistesströmungen.

„Verbrenne, was du angebetet, bete an, was du verbrannt hast" — das ist die Formel, mit der immer wieder an der Schwelle zweier Kulturabschnitte die neue Zeit sich einführt. Wie die Generationen aufeinanderfolgen, so auch die Kunstanschauungen. Aber selten war der Gegensatz so scharf ausgeprägt wie in der Gegenwart. Mit dem Impressionismus ging der Bogen der Entwicklung zu Ende, der in und nach der Romantik begann und immer einseitiger die Scheinwirklichkeit der Außendinge als das erstrebenswerte Zeil der Darstellung betrachtet hatte. Um die Wende des ersten Jahrzehntes unsres Jahrhunderts hatte sich die Überzeugung von der trostlosen Verflachung unsres Weltbildes durch den Positivismus und den Materialismus durchgerungen, nachdem schon der „Rembrandtdeutsche" 1890 und Stefan George lange nach neuer Geistigkeit gerufen hatten. Man wurde sich des tiefgehenden Unterschieds bewußt zwischen dieser selbstzufriedenen Erdhaftigkeit, die mit der Formel des Monismus ihr Höchstes geben konnte: „Fange die Welt auf, so fällt dir Gott zu" — und dem nicht mehr zu leugnenden Dualismus der Welt: „Hinter den Dingen erst liegt das Wesentliche — Gott" und „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis". Und sogleich begann, tastend zuerst noch, die Kunst diesem Empfinden „Ausdruck" zu verleihen. „Ausdruckskunst" wurde der „Eindruckskunst" programmatisch gegenübergestellt — als ob Impressionismus nicht auch Ausdruck seines Weltgefühls sei. Sonderbarerweise entstand das leere und so wenig bezeichnende Schlagwort **„Expressionismus"** auf ähnliche Weise wie sein Vorläufer. Zu Anfang des Jahrhunderts stellte Jul. Auguste Hervé in Paris acht Bilder mit diesem Titel aus. Und gleich griff man begierig nach dieser Formel, mit der man das mit genialischer Gebärde sich durchringende Neue bezeichnen konnte. Die Gegensätze sind scharf — aber in Wirklichkeit doch nicht neu. Es ist der ewige Kreislauf in der Kunst. Das Äußere, das Objekt, hatte sich lange Zeit als Sieger dem Inneren des Subjekts aufgedrängt. Zuerst, im Naturalismus — im beharrenden Zustande von allen Seiten sorgfältig betrachtet, dann mit flüchtigem Blick blitzartig festgehalten. Aber allmählich bog sich schon die Linie: „wie ich es *sehe*" zur Formel: „wie ich es sehe". Noch wurde das *Ding* dargestellt, aber schon „umgeschmolzen", schon ganz persönlich gefärbt. Der Weg läßt sich besonders an Bildern von V. *van Gogh*, zuletzt auch von P. *Gauguin*, anschaulich machen. Allmählich wurde das *Ich* allein entscheidend — der Gegenstand trat völlig zurück, die innere Anschauung blieb allein übrig. War beim Naturalismus der „coin de la nature" entscheidend, so war jetzt lediglich das „Temperament" bestimmend. Man kam also vom „Eindruck des Äußeren" zum „Ausdruck des Inneren". Der Weg führte in der Malerei über den „Futurismus", der alle Eindrücke zusammen in rasendem Wirbel auf die Lein-

wand warf und so als „letzte Zerstäubung" der Wirklichkeit die „Schönheit der Schnelligkeit" entdeckte, wie gleichzeitig die Dichtung (Winckler usw.) die Schönheit des sausenden Fabrikerlebnisses wiedergab. Im darauffolgenden „Kubismus", der mit geometrischen Figuren die Dinge bewältigen wollte, kündete sich schon die Neigung zur barocken Kraft-Gebärde an, über die der Weg zur gotischen Ekstase führt. Denn diese Form der Kunst, die jahrhundertelang, von wenigen Ausnahmen abgesehen, verachtet war, wurde nun erst in ihrem Wesen erkannt. Nicht die seit der Renaissance erstrebte größtmögliche Naturnähe konnte mehr über den Wert eines Werkes entscheiden, sondern das Kunstwerk wurde gewertet als „Ausdruck einer seelischen Haltung". „Kunst ist Gabe, nicht Wiedergabe" (H. Walden, der die Zeitschrift „Der Sturm" gründete)[1]. Ja man ging nach der Übersteigerung der naturgegebenen Formen so weit, jede Brücke zur Natur abzubrechen, in der „absoluten Malerei" mit Versuchen musikalischer Farbenwirkungen sich abzugeben. Man glaubte damit allen äußeren Einflüssen zu entgehen und ungehemmt dem inneren Triebe folgen zu können. H. Bahr, der auch diese neue Strömung gleich mit einem Buche begutachtete, dabei aber nicht aus seiner „impressionistischen Haut" heraus konnte, spricht von einer neuen Art des Sehens mit dem „inneren Auge" (wie dem erblindeten Faust die innere Welt heller strahlt), vergißt aber, daß bei den Expressionisten die Darstellung Ausdruck eines mächtigen Kampfes gegen das Geschaute in der Seele ist, der gar nicht zur notwendig Ruhe erfordernden Betrachtung der Bilder kommen läßt, die man bei geschlossenen Augen sieht. Zudem sind solche Bilder immer noch von Erinnerungen an die Natur gebildet. Nun aber ist man antinaturalistisch. Am wenigsten äußere Einflüsse glaubt man bei den primitiven Völkern und in der Kinderzeichnung zu finden — man macht in naiver Ursprünglichkeit. „Als wenn sich naive Ursprünglichkeit des Empfindens künstlich übertragen und eine Kultur von Jahrtausenden durch ein lässiges Schlenkern des Lackschuhs zur Tür hinaus befördern ließe, reichten blasierte Großstadtsnobs, deren überreizte Nerven neuen Kitzel verlangten, die bleiche, durchgeistigte Hand rauhborstigen Mammutjägern aus der Höhlenzeit, fetischanbetenden Negern und treuherzig groben Bauernkünstlern." Deshalb wird man bei den meisten dieser Bilder, die sich als Ekstasen des Gefühls geben, den Eindruck eiskalter Intellektualität nicht los, die da am Werke ist, eine neue rationalistische Richtung einzuschlagen.

Diese Betrachtungen über den malerischen Expressionismus geben uns bereits Handhaben zum Verständnis auch der literarischen Bewegung. Sie war, wie gesagt, steiler und jäher als irgendeine der früheren, obgleich sie mit Sturm und Drang und mit der älteren Romantik überraschend viel Wesenszüge gemeinsam hat. Auch da handelte es sich um eine „Revolution des Geistes", die statt flacher Erscheinungsspiegelungen „gegen eine von außen aufoktroyierte Wirklichkeit ein intensiveres, edleres, besseres Sein" setzen wollte. Ja die Wortführer des Expressionismus weisen auf noch ältere Verwandte hin. „Ausgebaut in Zeiten großer Ergriffenheit ... wurde er Stil der Gesamtheit: Assyrer, Perser, Griechen, die Gotik, Ägypter, die Primitiven, altdeutsche Maler hatten ihn" (Edschmid). „Wir beugen uns vor keinem Menschen,

[1] Wenn wir in diesem Abschnitte mehr als sonst wörtliche Anführungen bringen, so geschieht es, um die noch in Bewegung befindliche Richtung möglichst mit den Worten ihrer Führer zu kennzeichnen.

keinem Aristoteles, keinem Kant, keinem Goethe, aber wir verehren diejenigen, die an demselben Wegweiser und Kreuzweg standen und dieselbe Richtung einschlugen wie wir, wenn auch in anderem Gewande: Äschylus, Franziskus, Dürer, Grünewald, Michelangelo, die Hütten von Amiens, die Kölner Malerschule, die Mystiker, Hölderlin und Novalis" (Spael).

Der Kampf wandte sich zunächst gegen die „Mechanisierung" der Welt. Es galt, wieder ein Gefühl dafür zu gewinnen, daß nicht aus dem bunten Mosaik flüchtiger Eindrücke sich das Lebensgefühl zusammensetzt, daß ein Geist den Menschen und die Menschen erfüllt, daß eine Seele durch alle Fasern des Körpers schwingt und daß hoch und allgewaltig über den Dingen ein Gott steht, gegen den das vergangene Geschlecht einen ohnmächtigen „Cikadenkampf" gewagt hatte. Hand in Hand mit diesen erfühlten und „erwühlten" Erkenntnissen ging das Bedürfnis, den zerstreuten Einzeleindrücken wieder eine seelische Einheit gegenüberzustellen, eine „Totalität des Inneren und des Äußeren" (Goethe). Auf einmal stand wieder in unerreichter Höhe die lange verachtete Idee. An Stelle der positivistischen Ersatzphilosophie trat erneute Beschäftigung mit metaphysischen Studien, Intuition statt wissenschaftlicher Erkenntnis, die Ethik des absolut Wahren statt relativistischer Sittlichkeit. „Menschenforschung und Naturforschung wurde wieder Gottesforschung." Deutlich wurde diese Wendung in der spekulativen Philosophie bei Husserl, Simmel, Scheler. Naturgemäß führte diese Wendung wieder mitten ins Herz der Mystik hinein. Ein unendliches Sehnen ging wieder durch diese Zeit, der auch Kunst nur eine „Etappe auf dem Wege zu Gott" sein sollte. Aber wie so oft, blieb es bei einem Gefühl, das visionär tastet, sucht, das Worte findet statt Wirklichkeit. Wahre Gottgläubigkeit fand ungeahnte Vertiefung und lebendigste Wiedergeburt nur bei einem kleinen Teile der Expressionisten. „Wir kehren zu Christus zurück und wagen wieder in seinem Buche zu lesen. Die zertrümmerten und eingerissenen Pforten zu ihm zimmern wir neu und richten sie wieder auf und hoch" (Spael). Aber bei den meisten wird es nur ein irres Gottgestammel. Sie sprechen von Religion und wälzen sich in wüster Sexualität; sie rufen nach dem Höchsten, aber sie wollen ihn nicht so, wie Jahrtausende ihn erkannt und demütig verehrt haben: „Kirche und Religion, aber nicht diese Kirche und diese Religion! Heraus mit der Leiche „Gott", los von „Gott" (Döblin). So ist ein leidenschaftlicher Aufschrei da nach dem Übernatürlichen, eine unleugbare Abkehr von jeglichem Materialismus, aber meist eine hochmütige Kraftgebärde, die Gott vom Himmel reißen will, um ihn sich dienstbar zu machen. Wie diese Gruppe der Expressionisten pantheistisch in Gott nur immer sich selbst findet, zeige Karl Ottens Gedicht „Gott":

Ich kann Deinen Namen nicht sagen.
Gebirge von Gedanken den Mantel ihrer Stärke um Dich schlagen.
Du bist ohne Tiefe.
Trätest Du den Grund der Ozeane Deine Füße blieben trocken.
Sage ich Dich
Bin ich nicht ich, Zacke am Schatten der Unnennbaren
Die in Deines Atems Baumschaukeln gebaren.
Bin ich ein Komma in ihren Sprüchen.
Aber die Nacht Deiner Prüfungen hat mich Eule aufgestört.
Dein großes Licht hinter allen Fernen blendet meine häutigen Augen.
Wenn ich abschließe Tür und Fenster
Und nichts ist, auch nichts nicht

Wenn Du ich so wie Stein ich
Und Sterncherubim ich
Und ich Du wie mein Sein Sterben
Wie meine Ruhe Sturm
Und mein Denken Traumbetrachtung
Mein Wille Ablösung
Rührt das Klicken Deines silbernen Nagels
Dein Atem unter dem Urmund
Inwendig mein Sein — Nichtsein
Hinter der Stirn meiner Brust
Ein neues Herz das Dich schlägt.
Gesammelter Glanz allsehenden Augenballes
Umpulst den Keim des neuen Menschen
Den du zeugtest Lichtvater in Erleuchtung

Du bist wo alles ist
Im warmen Leid,
Im Büßerkleid der Zeit,
Wo das Verstreute auf der Flucht sich sammelt,
Wo keine Zeit, nicht Freud noch Leid,
Nur Schweigsamkeit.
Wo Mensch den eignen Namen stammelt.
Aufbiete deine Klugheit, deinen Glauben, deine Gesundheit, deine Phantasie, deine Stärke, deine Liebe, deine Gewandtheit.
Versammle um dich die Gefühle deiner Jugend, die erste heiße Inbrunst deiner schwärmerischen Liebe. Rüste dich mit allem, was du bist in deiner echten, nur dir erschlossenen Erkenntnis, du Einziger, du Mensch!

Auch Kurt Heynicke („Lieder an Gott") ruft: „Herr, ich bin wie du!" nennt Gott „Bruder" und fleht:

O Menschen-Gott,
gib viele Sünden, Dich zu finden!

Als Mittel, zu Gott durchzudringen, kehrt die neue Kunst zur erdentrückten Vision, zur hingerissenen Ekstase, zum taumelnden Pathos zurück, das oft genug an Klopstock gemahnt.

Der Weg, auf dem man zu diesen Bahnen gelangt war, ist leicht erkennbar. Man war müde, abgehetzt. Hatten kurz vorher Verhaeren und Winckler den gewaltigen Rhythmus der Arbeit und des pulsierenden Lebens in der Großstadt hymnenartig erschüttert besungen, so begann man jetzt ihr lebenmordendes Rasen um den Kampf des Daseins als namenlose Qual zu empfinden. So Paul Zech in „Fabrikstraße tags":

Nichts als Mauern. Ohne Gras und Glas
zieht die Straße den gescheckten Gurt
der Fassaden. Keine Bahnspur furrt.
Immer glänzt das Pflaster wassernaß.

Streift ein Mensch dich, trifft sein Blick dich kalt
bis ins Mark; die harten Schritte haun
Feuer aus dem turmhoch steilen Zaun,
noch sein kurzes Atmen wollt geballt.

Keine Zuchthauszelle klemmt
so in Eis das Denken wie dies Gehn
zwischen Mauern, die nur sich besehn.

Trägst du Purpur oder Büßerhemd —:
immer drückt mit riesigem Gewicht
Gottes Bannfluch: uhrenlose Schicht.

Noch stärker kommt die Abwehr gegen die Großstadt bei A. T. Wegener und A. Ehrenstein zum Ausdruck. Und diese Qual verdichtet sich zu wütendem Haß gegen die Maschine, „dieses Vieh, diese kalte Eisenmordschnauze". Und erbittert hebt z. B. Karl Otten die Faust:

Wir wollen nichts mehr wissen von euren verdammten höllischen Erfindungen,
Euren Strömen, Gasen, Säuren, Pulvern, Rädern und Batterien!
Fluch auf euch ihr Erfinder, ihr eitlen, kindisch mordgierigen Konstrukteure!
Fluch dir, Zeitalter, glorreich lächerliches der Maschine — alles Fabrik, alles Maschine!

Und den Menschen, den Arbeitern ruft er zu:

Da hat der Tanz der fauchenden Maschinen
Euch eingelullt und eingeschraubt.
Der Eisenfeuergeldgott fuhr aus ihnen
In euer Herz. Er ist es den ihr glaubt.

Schon vor dem Kriege erklangen solche Stimmen zornigen Aufbegehrens gegen die ertötenden Außendinge. Wie mußte aber erst der Krieg, nachdem der erste Sturm der Begeisterung vorüber war und die grause Wirklichkeit Platz gegriffen hatte, bei diesen Dichtern den Schrei über all das namenlose Entsetzen auslösen, das sie in Mord, Brand, Wunden, im Hinrasen der Granaten, im Gewühl des Handgemetzels, im Aufbrüllen der Geschütze erstickend das Menschentum vernichten sahen.

Es stürzt ein Schrei von Mitternacht gen Mitternacht,
ein Schrei, o Welt,
dein Schrei!

Deiner Mütter Schrei,
deiner Kinder Schrei —
Heere wanken an roter Wand,
rauchend und röchelnd sinkt goldenes Land,
Heere wanken und steigen und gehn —
ewig Heere,
Kriegerheere,
Mütterheere,
Menschenheere!
Taumeln, Fallen, Gebären und Stehn!
Hände kämpfen und bluten und flehn,
Hände, Leiber und Angesichte
gelb im vergifteten Lichte der Tage —
stürze, o Welt! (Kurt Heynicke: „Das Bild".)

So wuchs und stieg steil an der Kampf gegen die Realität, die so Grausiges nur zu bieten hatte. „Man begann, die Un-Wirklichkeit zur Un-Wirklichkeit aufzulösen, durch die Erscheinungen zum Wesen vorzudringen" (K. Pinthus). Der „alte Spruch" des Angelus Silesius wurde gewissermaßen Überschrift der ganzen Bewegung: „Mensch, werde wesentlich!" Um aber wesentlich zu werden, galt es, die Dinge abzustreifen, und dazu bediente man sich jenes grotesk gaukelnden Zynismus, den man bei Wedekind und Morgenstern gelernt hatte. So gibt Jakob van Hoddis das „Weltende":

Dem Bürger fliegt vom spitzen Kopf der Hut,
In allen Lüften hallt es wie Geschrei.
Dachdecker stürzen ab und gehn entzwei,
Und an den Küsten — liest man — steigt die Flut.

Der Sturm ist da, die wilden Meere hupfen
An Land, um dicke Dämme zu zerdrücken.
Die meisten Menschen haben einen Schnupfen.
Die Eisenbahnen fallen von den Brücken.

Wie schon in einigen früheren Bewegungen dieser Art sehen wir auch hier das „épater le bourgeois", den Hohn gegen alles „Bürgerliche", gegen das Philistertum, dem schon Brentano die Narrenkappe angehängt hatte und das nun die Jüngsten mit Schmutz bewerfen. In dieser feisten, satten, geistesschlaffen Menge glauben sie die Seele erstorben. Aber auch das von der letzten Revolution gepflegte „Soziale" wird in dieser Form abgestreift. Wohl hallen Schreie des Aufruhrs aus den Dichtungen vieler dieser „Bolschewisten des Parnaß", und der Hochverräter Ernst Toller war nicht der einzige, der in ihren Reihen gestanden hat. Aber zumeist suchen sie nur allgemein das Menschliche. Nur in diesem Sinne wollen sie sich, wie es so oft geschieht, „politische Dichter" nennen lassen. „Ihre (der Dichtung) größere, überpolitische Bedeutung ist, daß sie mit glühendem Finger, mit weckender Stimme immer wieder auf den Menschen selbst wies, daß sie die verlorengegangene Bindung der Menschen untereinander, miteinander, das Verknüpftsein des Einzelnen mit dem Unendlichen — zur Verwirklichung anfeuernd — in der Sphäre des Geistes wiederschuf." (K. Pinthus.)

Der Weg dazu führte aus der seit der Romantik oft empfundenen „solitude morale" (Werfels: „Fremde sind wir auf der Erde alle") und der herbstbraunen Daseinsmelancholie Georg Trakls zum weltumspannenden: „Liebe den Menschen!":

Wenn du, o Mensch, dich gut zu sein entscheidest,
Wirst den Weltenlauf du umgebären. (Max Brod.)

Aus diesem Gefühl heraus gelingen diesen Dichtern die besten Verse, wie etwa Werfels „Ich habe eine gute Tat getan":

Herz, frohlocke!
Eine gute Tat habe ich getan.
Nun bin ich nicht mehr einsam.
Ein Mensch lebt,
Es lebt ein Mensch,
Dem die Augen sich feuchten,
Denkt er an mich.
Herz, frohlocke:
Es lebt ein Mensch!
Nicht mehr, nein, nicht mehr bin ich einsam,
Denn ich habe eine gute Tat getan,
Frohlocke, Herz! . . .

und Kurt Heynickes „Aufbruch":

Es blüht die Welt.
Ja, hocherhoben, Herz, wach auf!
Erhellt die Welt,
zerschellt die Nacht,
brich auf ins Licht!

In die Liebe, Herz, brich auf.
Mit guten Augen leuchte Mensch zu Mensch.
Händefassen.
Vergentgegen gottesnackt empor.
O, mein blühend Volk!

Aus meinen Händen alle Sonne nimm dir zu.
Erhellt die Welt,
die Nacht zerbricht.
Brich auf ins Licht!
O Mensch, ins Licht!

So sind denn die Worte, die immer wieder aus dieser Dichtung erklingen: Mensch, Bruder Mensch, Welt, Gott, dieselben, die wir einst im Zeitalter des Rationalismus so oft hörten (Nathan). Daraus ergibt sich notwendig eine Abkehr vom Völkischen, eine Hinneigung zum Internationalismus, wie ja auch in diesen Kreisen während des Krieges der Pazifismus gepflegt wurde, nicht nur in der Zeitschrift „Die Aktion". Aber all diese Dinge wirken auf die Dauer ermüdend in ihrer Verallgemeinerung, in ihrer Betonung des Typischen, da ja Mensch und Gott psychologisch nicht zu fassen und doch nur in der Einzelerscheinung und -gestaltung auf die Dauer fesselnd sind. Diese ganze Poesie bekommt daher etwas unkörperlich Schemenhaftes. So versteht man schroffe Ablehnungen wie die von W. Mahrenholz: „Sie verneinen die Persönlichkeit als das Gegenspiel des sozialistischen Triebes, sie verneinen Volk, Staat, Nation als Hindernisse auf dem Wege zur Menschheit, sie verneinen die Sittlichkeit und das Gesetz als Beschränkungen der grenzenlosen Freiheit, sie verneinen die Vernunft als Hemmung des Rausches und der Ekstase.... Es ist gar kein ungestaltetes Chaos, das in ihnen wühlt und drängt, sondern vielmehr eine grenzenlose Leere, ein tiefer Nihilismus, der sie ängstigt und den sie durch Lärm, Erregung und Rausch zu bannen suchen. Selbst das Gräßliche, Niedrige, Gemeine ist ihnen nur eine Sensation, die ihnen über die absolute Leere hinweghelfen soll."

Bemerkenswert ist auch die Umstellung des Natur- und Landschaftsgefühls. Man empfindet die Dinge draußen, Wald und Feld, Wolke, Fluß, Baum und Gras, nicht mehr wie etwas Fremdes, das in unsern Gesichts- oder Empfindungskreis Anteilnahme heischend eintritt. Man spielt auch nicht mit Gedanken der Seelenwanderung wie z. B. Ricarda Huch:

„Einmal vor manchem Jahre
War ich ein Baum am Bergesrand,
Und meine Birkenhaare
Kämmte der Mond mit weißer Hand ..."

Man fühlt sich vielmehr der belebten und leblos gewordenen Natur urverwandt, betrachtet Tier und Berg und Stern als Brüder; nicht in franziskanisch weltumspannender Liebe, sondern in primitiv heidnischem Identitätsgefühl empfindet man sich mit ihnen als vom gleichen Lebensstrom durchströmt, vom gleichen Daseinsrausch durchschauert. So sind Däublers kosmische Visionen zu verstehen. Der Dichter dringt so tief in die Dinge ein, bis er gewissermaßen ihr Herzblut in sich klopfen hört. Also kein Abschildern mehr, sondern die Darstellung wirklichen Erlebens, wie etwa in Ina Seidels „Der Berg":

Sein Haupt ist starr und ganz zerklüftet,
Er atmet silbern Dunst um sich.
O, er ist alt!
Regenzerweint und eiszerklüftet. —
Er hat die Brust voll Wald,
Und seine Füße stehen
Tief in der Flut.
Durch seine Felsenzehen
Schwänzelt der Fische bunte Brut.

Es birst sein Herz im Wasserfall,
Und um sein strömend Herz herum
Gehn klangbeladen seine Tiere,
Die heil'gen Kühe samt dem Stiere.
Und ist er selbst gleich sanft und stumm:
Sie füllen wandelnd mit Getön
Ihm auf und ab das Echo schön
Wie eine Glocke aus Kristall.

Die neue Kunst mußte sich auch eine neue Form schaffen, um „die brausende Wolke des Gefühls", um Rausch, Spannung, Geballtheit, Ekstase, Vision wiederzugeben. „Der Meister kann die Form zerbrechen." Am liebsten hätten sie die Form ganz vernichtet, und sie sind unglücklich, daß auch Ausdruck ans Wort gebunden ist. So müssen sie schreien, Gebärden machen, stammeln, Satz und Sinn zerreißen, müssen in rasendem Wirbel Bilder und Assoziationen aneinanderreihen, wie z. B. Johannes R. Becher in seiner „Eroica":

Aber tief tief auch in meiner Wüste Gobi brennendem Dorn-Gestrüpp,
Atemlosen mexikanischen Taxus-Hecken
Meiner zerklüfteten Ufer, Kretas Labyrinth und Insel-Exil,
Meiner immer noch unendlicher Alpen-Hänge
Lagertet
Wild wie mild ineinandergefügt
Reihenweise
— Bis ins letzte Glied der Welten züngelnd,
Körperkrampf und dionysische Orgie —
Ihr Hellas athletische Knaben.
Hymnische Hirten (Olymp euere Brust) glänzend und enghüftig;
Im erzmaschigen Panzerhemd — Päan-Gewitter — kampfsüchtig.
Durch der Zonen Winter-Dürre, brüchige Kadaver-Poren fieberte ihr heiliger Regen.
Malaien-Lippen-Küsten sogen wühlend dich inbrünstig an meinen innersten Raubtier!-Gehegen. . . .

So geht es weiter „durch Lorbeerhaine und Limonenwälder, eben noch am Ätna vorbei durch Höllen-Taifune, Asphodelen-Milde, Zitronen und Kristall-Gewässer . . . elektrische Spiralensprünge, durchs schwefelichte Chaos, Zyklopen, trillernde Gletscher-Böen, an des Styx glühenden Quader" (Friedr. Muckermann). Diese Dinge sind mit landläufigen Maßen gar nicht zu messen. „Immer wieder muß gesagt werden, daß die Qualität dieser Dichtung in ihrer Intensität beruht. Niemals in der Weltdichtung erscholl so laut und aufrüttelnd Schrei, Sturz und Sehnsucht einer Zeit. . . ." Wieder freilich wird auf den Sinn der Worte als Selbstzweck verzichtet; es soll „absolute" Poesie sein, die in ihrem Wesen der Musik gleichkommen soll. (Nebenbei gesagt, versucht man sich auch — wie Fr. Schreker — in der von aller thematischen Gebundenheit losgelösten expressionistischen Musik, ohne aber bisher über den Impressionismus hinausgekommen zu sein.) So finden wir als Merkmale dieser Richtung fieberhafte Bewegung, Flucht ins Kosmische hinein, Pathos, Hingerissensein, finden deutlich wieder die Sehnsucht nach neuer Menschheit und neuem Gottestum — aber überall nur Sehnsucht, nur Anklage, Protest gegen das Vergangene, nirgendwo Erfüllung. Protest und Anklage jedoch verneinen nur, sie lassen die immer wieder betonte Synthese noch völlig vermissen, sie ertöten Leben, Freude, sie löschen alles Licht. Und so klingt das Vorwort zu K. Pinthus' Sammlung „Menschheitsdämmerung" in bitterer Resignation aus: „Laßt es genug sein, die ihr Euch selbst nicht genügtet, denen

der alte Mensch nicht mehr genügte; laßt es genug sein, weil Euch diese zerklüftete, ausbrechende, zerwühlende Dichtung nicht genügen darf! ... Denn jener Augenblick wird, muß kommen, da aus Beethovens Symphonie, die uns den Rhythmus unsrer Jugend gab, im wildesten Chaos der tobenden Musik plötzlich die vox humana emporsteigt: Freunde, nicht diese Töne! Lasset uns andre anstimmen und freudenvollere!"

Auch diese jüngste Dichtung beginnt bereits überall Mode zu werden. Ihre Nachläufer glauben, neu und jung zu sein, wenn sie problematische Vorbilder programmatisch nachahmen. Aber selbst Kasimir Edschmid sagt: „Schon schleicht übler Geist herein. ... Man ist nicht genial, wenn man stottert, man ist nicht schlicht, indem man niggert, man ist nicht neu, indem man imitiert." Gerade das Durchbrechen eines Epigonentums des Expressionismus zeigt uns, daß sein Ende sich naht. Noch ist ein abschließendes Urteil nicht zu fällen über den Weg, der nun zu gehen ist; aber sicher wird er „einfach, rein und klar sein müssen", und mit dem alten Goethe werden wir von dieser Jugend, die sich „grenzenlos erdreustet", sagen dürfen:

Wenn sich der Most auch ganz absurd gebärdet,
Es gibt zuletzt doch noch e' Wein.

## § 60. Die Lyrik.

In den einleitenden Ausführungen über den Expressionismus haben wir uns vorwiegend mit der Lyrik beschäftigt. Denn diese Kunstrichtung ist noch ausgesprochener als die frühere von Stimmung getragen und auch im Drama wieder stark lyrisch beeinflußt. Hier in der Lyrik zeigt sich auch am deutlichsten der Weg, den sie gegangen ist. Stefan George wies bereits den Pfad, der aus der auf reine Wirklichkeit eingestellten Dichtung nach oben führt. Noch sichtlicher auf der Grenze steht der 1875 geb. Prager

### a) Rainer Maria Rilke.

Auch er steht noch unter dem Eindruck der Dinge. Doch sie quälen ihn, er nimmt sie zwar mit allen Sinnen in sich auf, aber er durchgeistigt sie so, daß sein Inneres aus ihnen spricht. Damit wird er Ausdruckskünstler. Scheinbar freilich steht er der Welt kühl gegenüber („Der Panther"). Sein Ich verschwindet gerne. Die fertige Begriffe bezeichnenden Worte scheinen ihm trügerisch:

„Ich fürchte mich so vor der Menschen Wort,
Sie sprechen alles so deutlich aus ...
Ich will immer weinen und wehren: bleibt fern!
Die Dinge singen hör' ich so gern."

In seinem „Stundenbuch" wird die Vergeistigung zur mystischen Gottesnähe. „Gott ist jenes Helle, Durchleuchtende, das die sinnlichen Dinge transparent macht." Ganz wie die alten Mystiker spricht er:

„Lösch mir die Augen aus: ich kann dich sehn,
Wirf mir die Ohren zu: ich kann dich hören,
Und ohne Füße kann ich zu dir gehn,
Und ohne Mund noch kann ich dich beschwören."

So entwickelt das Zwiegespräch „Die Blinde" wunderbar den Gedanken des „inneren Gesichts", von dem später H. Bahr spricht. Wie bei den

Mystikern verschwimmen oft die Bilder, verschieben, verdrängen sich. Und wie bei ihnen ist alles in wundervolle Zartheit getaucht. Der Vers ist vielgestaltiger, schwebender als bei St. George; aber stärker noch als bei ihm ist vornehm-lässige Preziosität ein Merkmal seines Stils.

### 1. Vigilie[1].

Die falben Felder schlafen schon,
mein Herz nur wacht allein;
der Abend refft im Hafen schon
sein rotes Segel ein.

Traumselige Vigilie!
Jetzt wallt die Nacht durchs Land!
der Mond, die weiße Lilie,
blüht auf in ihrer Hand.

### 2. Der Panther.

(Im Jardin des Plantes, Paris.)

Sein Blick ist vom Vorübergehn der Stäbe
so müd' geworden, daß er nichts mehr hält.
Ihm ist, als ob es tausend Stäbe gäbe
und hinter tausend Stäben keine Welt.

Der weiche Gang geschmeidig starker Schritte,
der sich im allerkleinsten Kreise dreht,
ist wie ein Tanz von Kraft um eine Mitte,
in der betäubt ein großer Wille steht.

Nur manchmal schiebt der Vorhang der Pupille
sich lautlos auf —. Dann geht ein Bild hinein,
geht durch der Glieder angespannte Stille —
und hört im Herzen auf zu sein.

### 3. Das Einhorn.

Der Heilige hob das Haupt, und das Gebet
fiel wie ein Helm zurück von seinem Haupte:
denn lautlos nahte sich das niegeglaubte,
das weiße Tier, das wie eine geraubte
hilflose Hindin mit den Augen fleht.

Der Beine elfenbeinernes Gestell
bewegte sich in leichten Gleichgewichten,
ein weißer Glanz glitt selig durch das Fell,
und auf der Tierstirn, auf der stillen, lichten,
stand, wie ein Turm im Mond, das Horn so hell,
und jeder Schritt geschah, es aufzurichten

Das Maul mit seinem rosagrauen Flaum
war leicht gerafft, so daß ein wenig Weiß
(weißer als alles) von den Zähnen glänzte;
die Nüstern nahmen auf und lechzten leis.
Doch seine Blicke, die kein Ding begrenzte,
warfen sich Bilder in den Raum
und schlossen einen blauen Sagenkreis.

### 4. Die Blinde.

Der Fremde: „Du bist nicht bang, davon zu sprechen?"
Die Blinde: „Nein.
Es ist so ferne Das war eine andre.

[1] Nachtwache.

Die damals sah, die laut und schauend lebte,
Die starb."
Der Fremde: „Und hatte einen schweren Tod?"
Die Blinde: „Sterben ist Grausamkeit an Ahnungslosen.
Stark muß man sein, sogar wenn Fremdes stirbt."
Der Fremde: „Sie war dir fremd?"
Die Blinde: — „Oder: sie ist's geworden.
Der Tod entfremdet selbst dem Kind die Mutter. —
Doch es war schrecklich in den ersten Tagen.
Am ganzen Leibe war ich wund. Die Welt,
die in den Dingen blüht und reift,
war mit den Wurzeln aus mir ausgerissen,
mit meinem Herzen (schien mir), und ich lag
wie aufgewühlte Erde offen da und trank
den kalten Regen meiner Tränen,
der aus den toten Augen unaufhörlich
und leise strömte, wie aus leeren Himmeln,
wenn Gott gestorben ist, die Wolken fallen.
Und mein Gehör war groß und allem offen.
Ich hörte Dinge, die nicht hörbar sind:
die Zeit, die über meine Haare floß,
die Stille, die in zarten Gläsern klang,
und fühlte: nah bei meinen Händen ging
der Atem einer großen weißen Rose.
Und immer wieder dacht' ich: Nacht und: Nacht
und glaubte einen hellen Streif zu sehn,
der wachsen würde wie ein Tag;
und glaubte auf den Morgen zuzugehn,
der längst in meinen Händen lag.
Die Mutter weckt' ich, wenn der Schlaf mir schwer
hinunterfiel vom dunklen Gesicht,
der Mutter rief ich: ‚Du, komm her!
Mach Licht!'
Und horchte. Lange, lange blieb es still,
und meine Kissen fühlte ich versteinen, —
dann war's, als säh' ich etwas scheinen:
das war der Mutter wehes Weinen,
an das ich nicht mehr denken will.
‚Mach Licht! Mach Licht!' Ich schrie es oft im Traum:
Der Raum ist eingefallen. Nimm den Raum
mir vom Gesicht und von der Brust.
Du mußt ihn heben, hochheben,
mußt ihn wieder den Sternen geben;
ich kann nicht leben so, mit dem Himmel auf mir.
Aber sprech' ich zu dir, Mutter?
Oder zu wem denn? Wer ist denn dahinter?
Wer ist denn hinter dem Vorhang? — Winter?
Mutter: Sturm? Mutter? Nacht? Sag'!
Oder: Tag? . . . Tag!
Ohne mich! Wie kann es denn ohne mich Tag sein?
Fehl' ich denn nirgends?
Fragt denn niemand nach mir?
Sind wir denn ganz vergessen?
Wir? . . . Aber du bist ja dort;
du hast ja noch alles, nicht?
Um dein Gesicht sind noch alle Dinge bemüht,
ihm wohlzutun.
Wenn deine Augen ruhn
und wenn sie noch so müd waren,
sie können wieder steigen.
. . . Meine schweigen.

Meine Blumen werden die Farbe verlieren.
Meine Spiegel werden zufrieren.
In meinen Büchern werden die Zeilen verwachsen.
Meine Vögel werden in den Gassen
herumflattern und sich an fremden Fenstern verwunden.
Nichts ist mehr mit mir verbunden.
Ich bin von allem verlassen. —
Ich bin eine Insel."

Der Fremde: „Und ich bin über das Meer gekommen."

Die Blinde: „Wie? Auf die Insel? ... Hergekommen?"

Der Fremde: „Ich bin noch im Kahne.
Ich habe ihn leise angelegt —
an dich. Er ist bewegt:
seine Fahne weht landein."

Die Blinde: — „Ich bin eine Insel und allein.
Ich bin reich —
Zuerst, als die alten Wege noch waren
in meinen Nerven, ausgefahren
von vielem Gebrauch:
da litt ich auch
Alles ging mir aus dem Herzen fort,
ich wußte erst nicht wohin;
aber dann fand ich sie alle dort,
alle Gefühle, das, was ich bin,
stand versammelt und drängte und schrie
an den vermauerten Augen, die sich nicht rührten.
Alle meine verführten Gefühle . . .
ich weiß nicht, ob sie Jahre so standen,
aber ich weiß von den Wochen,
da sie alle zurückkamen gebrochen
und niemanden erkannten
Dann wuchs der Weg zu den Augen zu
Ich weiß ihn nicht mehr.
Jetzt geht alles in mir umher,
sicher und sorglos; wie Genesende
gehn die Gefühle, genießend das Gehn,
durch meines Leibes dunkles Haus.
Einige sind Lesende
über Erinnerungen;
aber die Jungen
sehn alle hinaus.
Denn wo sie hintreten an meinen Rand,
ist mein Gewand von Glas.
Meine Stirne sieht, meine Hand las
Gedichte in anderen Händen
Mein Fuß spricht mit den Steinen, die er betritt,
meine Stimme nimmt jeder Vogel mit
aus den täglichen Wänden.
Ich muß nichts mehr entbehren jetzt,
alle Farben sind übersetzt
in Geräusch und Geruch
Und sie klingen unendlich schön
als Töne.
Was soll mir ein Buch? —

In den Bäumen blättert der Wind;
und ich weiß, was dorten für Worte sind,
und wiederhole sie manchmal leis.
Und der Tod, der Augen wie Blumen bricht,
findet meine Augen nicht. . . ."

Der Fremde (leise): „Ich weiß "

### 5. Ritter.

Reitet der Ritter in schwarzem Stahl
Hinaus in die rauschende Welt.
Und draußen ist alles: der Tag und das Tal
Und der Freund und der Feind und das Mahl im Saal
Und der Mai und die Maid und der Wald und der Gral,
Und Gott ist selber vieltausendmal
An alle Straßen gestellt.

Doch in dem Panzer des Ritters drinnen,
Hinter dem finstersten Ringen,
Hockt der Tod und muß sinnen und sinnen:
Wann wird die Klinge springen
Über die Eisenhecke,
Die fremde, befreiende Klinge,
Die mich aus dem Verstecke
Holt, drin ich so viele
Gebückte Tage verbringe, —
Daß ich mich endlich strecke
Und spiele
Und singe.

### 6. Wer du auch seist.

Wer du auch seist: Am Abend tritt hinaus
aus deiner Stube, drin du alles weißt;
als letztes vor der Ferne liegt dein Haus:
Wer du auch seist.

Mit deinen Augen, welche müde kaum
von der verbrauchten Schwelle sich befrein,
hebst du ganz langsam einen schwarzen Baum
und stellst ihn vor den Himmel: schlank, allein.

Und hast die Welt gemacht. Und sie ist groß
und wie ein Wort, das noch im Schweigen reift.
Und wie dein Wille ihren Sinn begreift,
lassen sie deine Augen zärtlich los . . .

### 7. Der Nachbar.

Fremde Geige, gehst du mir nach?
In wieviel fernen Städten schon sprach
deine einsame Nacht zu meiner?
Spielen dich hunderte? Spielt dich einer?

Gibt es in allen großen Städten
solche, die sich ohne dich
schon in den Flüssen verloren hätten?
Und warum trifft es immer mich?

Warum bin ich immer der Nachbar derer,
die dich bange zwingen zu singen
und zu sagen: Das Leben ist schwerer
als die Schwere von allen Dingen.

### 8. Aus einer Sturmnacht.

In solchen Nächten kannst du in den Gassen
Zukünftigen begegnen, schmalen, blassen
Gesichtern, die dich nicht erkennen
und dich schweigend vorüberlassen.

Aber wenn sie zu reden begännen,
wärst du ein Langvergangener
wie du da stehst,
lange verwest.
Doch sie bleiben im Schweigen wie Tote,
obwohl sie die Kommenden sind.
Zukunft beginnt noch nicht.
Sie halten nur ihr Gesicht in die Zeit
und können, wie unter Wasser, nicht schauen;
Und ertragen sie's doch eine Weile,
sehn sie wie unter den Wellen: die Eile
von Fischen und das Tauchen von Tauen.

### 9. Horae Canonicae.

Du Dunkelheit, aus der ich stamme,
Ich liebe dich mehr als die Flamme,
Welche die Welt begrenzt,
Indem sie glänzt
Für irgend einen Kreis,
Aus dem heraus kein Leben von ihr weiß.

Aber die Dunkelheit hält alles an sich:
Gestalten und Flammen, Tiere und mich,
Wie sie's errafft,
Menschen und Mächte —

Und es kann sein: eine große Kraft
Rührt sich in meiner Nachbarschaft.

Ich glaube an Nächte.

Noch deutlicher als Rilke bereitet

## b) Otto zur Linde (geb. in Essen 1873)

mit den um seine Zeitschrift „Charon" gesammelten Dichtern (Karl Röttger, Rud. Paulsen) die Bahn zur neuen Kunst. Ein Wort aus seiner Schrift „Arno Holz und der Charon" zeigt das programmatisch: „Arno Holz sagt: Pack die Dinge an! Ich sage: Laß die Dinge dich anpacken! Nur dann bist du ein Dichter." Er wendet sich ab vom Romanischen in St. George und bewußt dem Deutschtum zu. Dabei geht auch er Wege der Mystik, die ihn gerne zu einem „urmenschlichen Mythus" oder zu einem „deutschen Christus" führen. Sein Ziel ist ein „Erneuerungsprozeß" der Menschheit. Wie sein Gegenpart liebt er das Spiel mit Vokalen (vgl. die letzte Strophe von „Gen Ostern"), aber der Vers soll, durch den Inhalt bestimmt, nicht „taktierend", sondern „ausladend" sich „strecken" (man denkt an Jean Paul). Die „Eigenbewegung der Vorstellungen und die Eigenbewegung des Rhythmus soll ausbalanciert" erscheinen. Aber trotz aller Theorie ist doch ein wirklicher und starker Dichter voll neuer Kraft und doch auch voller reifer Milde am Werk. Wie er die Akkorde meistert gleich einem Orgelspieler in immer reicherem Fluß und zuletzt jäh abbrechend, das zeigt die scheinbar gegen jedes Metrum geschriebene letzte Gedichtprobe.

### 1. Gen Ostern.

Der Winter ist noch nicht gegangen,
Und ist doch Frühlingszeit so nah.
Ich geh' zum Ostern nun mit Bangen,
Mein Auferstehn ist noch nicht da.

Ich muß noch tiefer gehn, noch tiefer,
Als mich die Grabfahrt tief geführt —
In tiefster Höhle Wandesschiefer
Steht eingehaun: „Das Grab gebiert."

Noch muß der Berg der Bangnis wuchten
Auf meiner Brust und meiner Gruft,
O, daß mich Silberwurzeln suchten
Der Osterquelle! Licht, oh, Luft

Und Lenz, wann steigt ihr in die Erde
Und Schacht der Berge, und wann führt
Die Blütenfackel und das Werde
Durch Wald und Wies' und in mein Herz?

Unterm Tod ist Not mir geboren —
Und Ostersonne ruft ihr Gruftgebot.
Es ist ein Glockenton in meinen Ohren:
„Auch deine Not der Tod ist tot!"

### 2. Der Mond steht hinter meinem Haus. —

Der Mond steht hinter meinem Haus,
Er schickt sein Licht ins dunkle Land hinaus.
Ich seh' den Mond nicht, doch das hellbeglänzte Land.

In meinem Herzen steht ein milder Stern.
Ich geh' so dunkel durch die Welt; ach, gern
Nähm' ich des Sternes Licht heraus in meine Hand.

Der Atem Gottes weht von fern, fern her;
Wir alle gehn verirrt, wir leiden sehr.
Tief summt die große Glocke, wo Gottes Atem weht.

Ein Meer ist aufgetürmt, wir schreiten stumm,
Dann schrein wir gellend: „Finsternis und Furcht ringsum!"
Und doch ein leuchtend Sehnen über Sternen geht.

### 3. Wenn ich lang nicht sang.

Wenn ich lang nicht sang,
Dann mahnt mich etwas:
Sei wieder still!
Dann so leise
Wie steigende Schleier
Im stillen Wasser
Schwebt in mir hoch
Ein goldener tiefversunkener Sonnenschein.

Oh, die untersten Wasser, sie bergen stumm
So stille Wunder, so weihnachtsstille,
Glocken von Vineta wandern träumend
Auf des Meeresbodens buntumstellten Wiesen,
Oh, so stumm- und dunkelweihnacht
Strahlt so bunt auf tiefstem Grund!
Nun und nun geht Chaos' Glockenklöppel
Tiefaufrauschend durch das tiefe Meer,
Wiege, wiege, Wasser, deine Masse,
Wiege, wiege, wiege hin und her
Wie das Atmen von Tiefmeeresbauche —
Wasser, Wasser, du unendlich stille Weltseele . . .
Wasser, Wasser, Wasser, oh, wie hebst du
Aus dem Schoß nun wie mit Glockenwiegen
Diese breite auferstandne Wunderwelt,
Oh so auf, oh auf, so mächtig langsam, auf so wuchtend-schwebend —
Wie an mir vorüber niederrauscht der Gegenweltwind!

Glockenton umwallt mich und umwirbelt mich,
Glockenton ist dunkel und so brausend stiller Atem.
Glocken dunkel, wiegend Glockumwolken
Da Klang, nun Klang, lange Wogen, Gesang der Wasser im Unterschoß,
Und nun die Himmelsglocke wie ein silberklar Kristall und Gewalt,
Oh wie singt der Himmel, wie weißer klingender Kristallgesang,
Es geht ein ungeheurer Klöppel senkrecht durch die Welt.
Nun läuten alle, alle Weltenmäntel,
So dunkel unten, so silbern und golden, und die Sternwelt,
Das ist eine einzige ungeheure abgetönte Glocke,
Das All ist eine Glocke, die hängt bis auf Meeresgrund.
Wuchtend im ungeheuren Schwung des Chaos,
Wuchtend, wuchtend mit Urtons Macht,
Bang, lang, und glückumgoldet, und glitzernd geschmückt,
Ruh' aus der allerletzten Unruh',
Ruh' und sieh und lieb-lieb liedersüßer Sonnenstrahl,
O helle Welt der gelben Glitzersterne
Wie frühe Blüten und wie später Rosen Welken,
Der Herbst ist bunt und der Frühling ist leuchtend,
Oh Sommer farbig und oh weißer Winterschnee!
Soll mein Blut nicht Morgenrot um Glockenmäntel fließen?
Himmel, Wasser, grün und blau, und dunkel tönende Nacht . . .
Die Glocke läutet, Glocke, Glocke läutet,
Die Glocke läutet — warum fällt aus Jenseit der schwere Klang
Mir aufs Haupt, warum fall' ich, oh im Mantel der Glocke
Ist ein großes Stück geborsten,
Oh dumpf, oh gellendgrell, oh qualmumdunkelt,
Wenn zerschlägt der Klöppel den Mantel, schon blutet die Glocke,
Weh ist mein Lied.

Abseits von Modeströmungen den Weg zur Erneuerung der Dichtung nach Inhalt und Form ging auch

### c) Ernst Lissauer (geb. 1882).

Er schuf Rhythmen von barocker Wucht und eigenwilliger Bewegung, die gern im letzten Vers pointiert sind. Besonders gut gelingt es ihm, Bilder des inneren Menschen in wenigen Linien holzschnittartig zu zeichnen. Und dann hat er zum ersten Male Musik in Worte gegossen (nicht umgekehrt, wie es sonst stets geschieht). Nie hat ein Werk so lebendig das Wesen eines Musikers und seiner Vertonungen nachgeschaffen wie sein „Bach" und „Gloria Anton Bruckners". Aufsehen erregten die markigen, in ihrer Art hie und da freilich schablonenhaft wirkenden Gedichte zur Erinnerung an 1813, die mit modernem Empfinden den Geist jener Tage heraufbeschwören wollen.

#### 1. Ich wandre heim vom Abendgang.

Ich wandre heim vom Abendgang,
Da glänzt mein Haus in das dämmernde Land,
Meine Fenster lohen blank,
Als seien festlich droben Kerzen und Ampeln angebrannt.
Wolken sind durch die spiegelnden Scheiben ins Zimmer gestiegen

Und schmiegen
Sich schimmernd entlang an Decke und Wand,
Und wohnen mir im Haus und füllen es mit Pracht
Eine funkelnde Stunde vor Schlaf und Nacht.

### 2. Spaziergang.

Bach schreitet hinunter die Gassenzeile,
Ganz langsam wandelt er, er hat nicht Eile.
Den Boden tupft er takthaft linde mit dem Stocke,
Nichts ist ihm Lust, nichts Leid,
Er wandelt in Gelassenheit,
Die Seele weit wie eine Glocke,
Die sanft erdröhnend immer tönt und tönt,
Doch plötzlich ausschweigt, wenn er stillesteht,
Von einem Nachbarn festgehalten eine Weile,
Und wieder läutet, wenn er weitergeht,
Langsam hinab die lange Gassenzeile.

### 3. Das Grab.

In Sankt Florians Stift, im Estrichstein,
Unter der Orgel liegt Anton Bruckners Gebein.
Die Orgelwinde gehen über seine Gruft.
Er liegt in Orgelluft.

Wandelnder Klang des Herrn ist er gewesen.
Von Klang ist er genommen,
Zu Klang wiedergekommen,
Zu Gottes klingendem Odem soll er verwesen.

### 4. Silhouetten.

#### York.

Ein aufrecht Feuer, rings von Erz umschient,
Bisweilen springen
Flammen vor zwischen Schließen und Ringen, —
Ein herrscherlich Geblüt; allein er dient.

#### Stein.

Macht war in ihm, die Fürsten niederschrak. —
Nacht war die Zeit. Um ihn allein,
Von seines Wesens weißem Wetterschein,
War Licht als sei schon Tag.

#### Blücher und Gneisenau.

Gneisenau: denkendes Heerhaupt; Blücher: einhauender Pallaschарm;
Gneisenau: leuchtend in Maß und Gesetz; Blücher: lachend von Lärm und Alarm.
Gneisenaus Schrift erglänzt, ein schwingender Stahl,
Blüchers Zuruf spornt wie ein Attackensignal, —
Flamme und Flamme, von Sturm ineinandergerammt,
Ein Feuer flammt.

## d) Kriegslyrik.

Lissauer hat auch nachfühlend mit an Liliencron gemahnender Kampfesfreude den Krieg besungen. Dieser mußte kommen, das sehen wir heute, als Folge der „inneren Selbstzersetzung der positivistischen Kultur". Mit tiefem Pessimismus hatte Hermann Burte (eig. Strübe, geb. 1879) diesen Verfall in „Wiltfeber, der ewige Deutsche" nietzschisch aufgezeigt[1]. Aber bei Ausbruch des Krieges hob eine gewaltige Welle der Begeisterung das Volk empor. Fast alle älteren und jüngeren Dichter sangen vaterländische Lieder. Eine ungeheure Masse von Kriegslyrik entstand. Wir sind heute noch zu nahe und von dem entsetzlichen Ausgang zu niedergeschmettert, um die Ergebnisse in Ruhe sichten zu können. Aber es scheint, als ob wirklich nicht sehr vieles mehr Dauerwert besitze als die Kriegslyrik von 1870. Ein eigentliches Volkslied ist kaum entstanden. Doch wurde in Österreich des Zionisten Hugo Zuckermann „Reiterlied" volkstümlich, das hier, zugleich als ein neuer Beleg für den alten Impressionismus, folgen möge:

Drüben am Wiesenrand
hocken zwei Dohlen —
fall' ich am Donaustrand?
sterb' ich in Polen?
Was liegt daran?
Eh' sie meine Seele holen,
kämpf' ich als Reitersmann.

Drüben am Ackerrain
schreien zwei Raben —
werd' ich der erste sein,
den sie begraben?
Was ist dabei?
Viel hunderttausend traben
in Östreichs Reiterei.

Drüben im Abendrot
fliegen zwei Krähen —
wann kommt der Schnitter Tod,
um uns zu mähen?
Es ist nicht schad!
Seh' ich nur unsere Fahnen wehen
auf Belgerad!

Auffallenderweise zeigten sich mehrere Dichter, die aus dem Arbeiterstande hervorgingen, als die stärksten lyrischen Begabungen während des Weltkrieges. Da ist zunächst der M.-Gladbacher Kesselschmied **Heinrich Lersch** (geb. 1889), der schon vorher durch die kraftvolle Eigenart seiner Lyrik aufgefallen war. Die beiden Sammlungen „Herz! aufglühe dein Blut" und „Deutschland" trugen ihm den Kleistpreis ein; sie sprachen mit gewaltiger Ergriffenheit, aber ohne Pathos das Empfinden breiter Massen aus. Wie werden bei ihm die Heldentaten lebendig, nicht verschönlicht, nicht mit lärmendem Hurra, sondern mit dem tiefen Mitgefühl gegenüber all dem Grauenhaften, das sie umgab! In schwergleitenden Versen, von barocker Kraft zumeist, sprach er das Wesen des Feldsoldaten aus. Ganz Deutschland empfand das Abschiedswort des Rekruten „Laß mich gehn, Mutter, laß mich gehn!" Alle fühlten das Bannende, Selbstvernichtende und Große des „Fahneneids". Wundervoll ist die schlichte Frömmigkeit des katholischen Christen, die auch im schauernden Entsetzen des Kampfgewühls nicht verlorenging, die über der Schlacht Gott sah und hinter dem Kriege den Frieden.

[1] Bedeutender als dieser vielgenannte Roman sind Burtes Dramen, neben dem an Überreichtum der Motive krankenden „Simson" vor allem „Katte", eine Tragödie, die den zwischen Friedrich den Großen und seinen Vater gestellten Offizier verherrlicht, der beide liebt und sich für ihre Aussöhnung opfert; „wer aber sein Herz teilen muß, der stirbt".

### 1. Soldatenabschied.

Laß mich gehn, Mutter, laß mich gehn!
All das Weinen kann uns nichts mehr nützen,
Denn wir gehn, das Vaterland zu schützen!
Laß mich gehn, Mutter, laß mich gehn.
Deinen letzten Gruß will ich vom Mund dir küssen:
Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!

Wir sind frei, Vater, wir sind frei!
Tief im Herzen brennt das heiße Leben,
frei wären wir nicht, könnten wir's nicht geben.
Wir sind frei, Vater, wir sind frei!
Selber riefst du einst in Kugelgüssen:
Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!

Uns ruft Gott, mein Weib, uns ruft Gott!
Der uns Heimat, Brot und Vaterland geschaffen,
Recht und Mut und Liebe, das sind seine Waffen,
uns ruft Gott, mein Weib, uns ruft Gott!
Wenn wir unser Glück mit Trauern büßen:
Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!

Tröste dich, Liebste, tröste dich!
Jetzt will ich mich zu den andern reihen,
du sollst keinen feigen Knechten freien!
Tröste dich, Liebste, tröste dich!
Wie zum ersten Male wollen wir uns küssen:
Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!

Nun lebt wohl, Menschen, lebet wohl!
Und wenn wir für euch und unsere Zukunft fallen,
soll als letzter Gruß zu euch hinüberschallen:
Nun lebt wohl, ihr Menschen, lebet wohl!
Ein freier Deutscher kennt kein kaltes Müssen:
Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!

### 2. Heimweh.

Nun weiß ich es und fühl's in jeder Nacht:
das Land, das ich verließ, war mein.
Nun seh' ich Strom und Schiff und Stadt und Schacht,
und fühle: aller Arbeit Macht
in den Fabriken, die aus Stahl und Stein
gepanzert sind, umhüllt von Rauch und Flammenschein,
war mein und unser.

Ich war so lange euer Knecht und fluchte
in euch dem Kerker, der die Sklaven zwingt —
nun bin ich schon so lang
in meiner Freiheit, die mich ganz durchdringt.
Jetzt aber fühl' ich, sieh: es suchte
mich heut' nacht der Hammer, den ich schwang,
der Hebel, den ich zog, die Kette, die ich schlang,
das Feuer, das ich schürte, die Karre, die ich schob,
der Kranen, den ich führte, der Webstuhl, dran ich wob,

das Roß, das einst ich lenkte,
und fütterte und tränkte,
das liebe, treue Tier —
nach meiner Arbeit sehnt' ich mich
und diese sich nach mir.

### 3. Die Menschen tragen alle des Lebens schweres Gewicht.

O meine Mutter, warum hast du mir das Leben geschenkt?
Ich trag es nicht.
Ich kann nicht mehr sehn in eines Menschen Gesicht, —
nicht mehr die Welt, die sich in funkelnden Straßen drängt.
Die Häuser wissen von Sünde und Schuld, — sie tragen alle
wie die Menschen des Lebens schweres Gewicht.
Wie ist alles Leben von bitterer Sünde durchtränkt.

Was weckst du den Ekel in mir, Leben, voll Kampf und Mord?
Mit Fluten von Leid?
Auf deinen Wegen rollt Haß und Neid.
Eins übertürmt, überschreit das andre. Sünde treibt Sünde fort.
Mit neuer Schuld überdecken wir unsere Schuldigkeit.
O Reinheit, wie bist du erstickt und verdorrt!
Und alle haben wir einst uns dem Hohen und Reinen geweiht!
O Reinheit, zu dir ruf ich inmitten von Mord und Krieg empor,
mit blutigen Händen will ich zu dir beten:
Reinheit! Reinheit! Laß dich in mir nicht zertreten.

Wie Lersch, so errangen auch Alfons Petzoldt („Volk, mein Volk") und vor allem **Karl Bröger** („Kamerad, als wir marschiert!") allseitige Anerkennung. Der prägnanteste Ausdruck der Massenstimmung des großen Jahres 1914 wurde sein „Bekenntnis":

Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,
bloß wir haben sie nie mit einem Namen genannt.
Als man uns rief, da zogen wir schweigend fort,
auf den Lippen nicht, aber im Herzen das Wort:
Deutschland!

Bröger ist weniger tief als Lersch, dafür aber anschaulicher, mehr der reinen, gesangmäßigen Lyrik zuneigend. Auch bei ihm schwebt über all den Bildern des Grauens, die er aufruft, das Vaterlandsgefühl. Machtvoll ist sein Bekenntnis zur Pflicht des Tages gegenüber dem leidvollen Versinken in Todesweh. „Klagt nicht — schafft", dieses Wort sollte uns noch heute nachklingen. — Eigenartig waren dann noch Albrecht Schaeffers „Des Michael Schwertlos vaterländische Gedichte".

In die Kriegslyrik bog auch eine Gruppe von jungen Dichtern ein, die auf dem Wege zu echter Ausdruckskunst sich zusammengefunden hatten, erst namenlos in der „Quadriga", dann als „Die Werkleute auf Haus Nyland". Von ihnen sind besonders **Joseph Winckler** und Jakob Kneip beachtenswerte Talente[1]. Jos. Winckler (geb. 1881) hatte sich in den „Eisernen Sonetten"

[1] Merkwürdig, wie heute die Neigung zum Zusammenschluß unter den Künstlern weitaus größer ist als früher; wir nennen als Gruppen, die zumeist um eine Zeitschrift sich scharen,

mit Verhaeren und Georg Heym zum Teil in Anlehnung an Walt Whitman von der Landschafts- und Stimmungskunst zur Verherrlichung des wild brausenden Atems der Großstadt und der Industrie gewandt, dabei aber schon versucht, in fast hymnisch gebundener Form über die Außenerscheinungen dieser Dinge zum Inneren vorzudringen. Dieselbe Gabe, die insofern romantisch ist, als sie eine außergewöhnliche Stärke seelischer Ergriffenheit verrät, zeigten auch seine Kriegsdichtungen, in denen schon der Schrei aus der Tiefe zum Herrn ertönt, die Qual gepreßter Leidversunkenheit eines Volkes. Daneben aber rauschte der „Ozean" seine mächtigen Akkorde — dieser Ozean ist kein nixenbelebtes Meer, auf dem Heines schönes Fischermädchen sich im Kahne wiegt. Er ist ein wildes Urelement, das stählerne Schiffskolosse zum Vernichtungskampf gegeneinanderwirft. Seitdem ist er, wie Lersch, verstummt.

### 1. Aus den „Eisernen Sonetten".

a.

Fern, einsam schritt ein Bauer hinterm Pflug,
Hut tief zur Stirn; die nassen Gäule schnoben.
Sieh: Fäuste rings, mit Hämmern drohend, hoben
Sich aus den Furchen — jeder Hammer schlug.
Das ganze Feld bewegte sich, es stob
In Funkengarben. Höher die Arme reckten,
Furchtbar zu Wäldern wachsend, und erweckten
Der Tiefen Echo, das sich weltauf hob:
Und in den wolkenhohen Fäusten schwangen
Die kolossalen Hämmer grausig schön
Und funkelten und jubelten und klangen
Lebendig, kreisend wie ein wilder Föhn,
Der Sphärensang bis in die Sterne trug —
Tief hinten sank der Bauer mit seinem Pflug.

b.

Domdunkle Halle — Rotglut, Weißglut füllt
Den Schmelzbau mit dem Spiel gewaltiger Lichter;
Gestalten, düster strahlend die Gesichter,
Zu Hunderten, in Holzschuhn, schurzverhüllt,
Tragen an Stangen rund wie Lampions
Sonnrote Tiegel, schwappend voll flüssigem Stahl.
Plötzlich hallt Signal,
Als tönte durch Gewirr ein Riesengong:
Dann stößt der Gießmeister die eherne Stange
Gebietend wie ein Szepter auf die Platten
Des ehernen Grunds: „Mehr Tiegel — !" Und die ganze
Lohheiße Halle sprüht von Höllenglanz,
Die Männer wachsen auf zu Vorweltschatten:
In rachende Krater scheußlich packt die Zange.

neben dem „Charon" die Münchner „Erde" mit Bonsels und Will Vesper, den „Pan" Alfred Kerrs, den „Sturm" und die schon erwähnte „Aktion", den „Jüngsten Tag", die „Silbergäule" und die sympathischste, weil verhältnismäßig bescheidenste der „Weißen Reiter" — sollen wir auch noch die mit kindlichem Gestammel — da, da . . . ! — um Richard Hülsenbeck Steckenpferd reitenden „Dadaisten" erwähnen?

### 2. Löwen und Basilisken . . .

Löwen und Basilisken sollen klagen,
Steine zerfallen, selbst die Nacht sei blind,
Ich will jeden Erschlagenen durch die Wolken tragen
Vor Gottes Thron: sieh her, ist dies dein Kind?
Ließest du darum alle Gestirne lohn,
Rissest du darum die Welt aus Chaos Grund,
Gabst du darum deinen eingebornen Sohn
In Schmach und Tod, ich frag' dich Mund an Mund?
Wenn du bestrafend gerecht im Zorn ergrimmst,
Versöhnt segnend grollst du auch der Reu' nicht mehr,
O Lamm Gottes, welches du wegnimmst
Die Sünden der Welt, erhöre uns, o Herr!
Christus, erbarme dich, erbarme dich,
Ich dräng' zu dir in dieser großen Not
Und umarme dich, umarme dich,
Erbarme dich, mein süßer Gott!

Schlichter als Winckler, dessen Art mitunter gespreizt erscheinen will, wirkt **Jakob Kneip** (geb. 1881). Er stammt aus dem Hunsrück, und die Gestalten, die mystisch erfühlt und legendenhaft dargestellt in seiner Dichtung lebendig werden, sind Menschen seines Landes. Aber nicht im Sinne des „Erdgeruchs der Scholle", sondern in seiner romantischen Art, die sich in dem schönen, an Eichendorff gemahnenden Wort kundtut: „Heimat — mir nur: Vorgefühl der ewigen, die wir ahnen." In diesem Sinn berührt er sich mit den Bestrebungen der neuesten Dichtung, deren verstiegene Sprachverwirrung er aber aus feinem Stilgefühl meidet. Er hat mit Winckler zusammen eines der besten Kriegsbücher („Das brennende Volk") herausgegeben und dann als wertvollste Dichtung bisher „Der lebendige Gott" erscheinen lassen.

### 1. Aus: „Ein deutsches Testament".

Der hier in Gruben kauert, in Erdhöhlen haust, ist das der Mensch? | Wo einst hinterm Pflug der Bauer ging, im Blau die Lerche sang; | ist das der Mensch, ein Klumpen Kot und Blut, Mordgier im Blick, mit den Augen des Wolfs? | Schreit ein Gott in uns auf in Wahnsinn und Krampf? | Ein neuer Gott, der sich erlösen muß durch Schauer und Graun? In Gewalt und Wut?
Und kommt die Zeit aller Zeiten erst nach dieser Zeit? Ist auch dies Geschehn, dies Riesenhafte, Unfaßbare | vor dem Schicksal ein Windhauch nur?

### 2. Meine Mutter gebar mich.

Meine Mutter gebar mich in einer Frühlingsnacht. Und einmal, als die Bäume wieder blühten, war sie selber dahingegangen. Keiner steht vor mir mehr. Ich stehe selber im ersten Glied.
Hier meine Brust!
Was ist ein Leib, ein Leben wert? Nur der Geist soll bestehen!
Der Geist soll zünden und überwinden.

Eine dichterische Begabung großen und ganz neuen Stils gewannen und — verloren wir in dem in Hannover geborenen **Gerrit Engelke**, der drei Tage vor dem Waffenstillstand noch dem Kriege zum Opfer fiel. Seine ersten Dichtungen erschienen in der „Quadriga". Ein mächtiger Terzinengesang „In Flut und Licht" zeigt die Höhe seiner Kunst. „Das ganze Leben der Gegen-

wart, die Mächte, die unsre Schiffe und Bahnen lenken, die unsre Flugzeuge schufen und führen, die uns in die Weltstädte warfen und uns doch wieder in die letzten Weiten treiben und in die unberührteste Natur — in diesem allem ahnte er den einen großen Weltgeist und das ruhelose und beseligte Ich zugleich. Er suchte ihr gärendes Durcheinander zu bannen, zu greifen, zu gestalten und in einen großen Raum zu schleudern, in unsre Zukunft („Rhythmus des neuen Europa"). ... Er bot uns die Gewißheit, daß die Sprache von Proletariat und Großstadt, von Verkehr und Technik einmal die Sprache deutscher Dichtung werden kann. Die lodernde Sehnsucht, der wilde Drang, ihre zarte Kindheit und ihr dumpfes Todesahnen reißen diese Gedichte ins Jenseits" (Friedr. von der Leyen).

### Allheimat.

Könnt' ich mich lösen vom starren Gebein,
Von erdegeborener Schwere!
Könnt' ich in Lüften eine Wolke sein, —
Ein Funkeln im Sternenheere —

Könnt' ich zerbrechen den drückenden Zaum,
In Licht und in Brausen zerfließen:
In rollende Wogen, in stürzenden Schaum
Die durstende Seele ergießen. —

O könnt' ich in rauschendem, rasendem Spiel,
Im Sturm sein ein seliger Reiter:
Ich weiß nicht wohin — ohne Maß, ohne Ziel —
Immer weiter, immer weiter. — —

Noch manche

### e) andere Lyriker

wirken neben den Expressionisten, deren Verstiegenheiten sie meiden, deren Streben nach eigener Note sie aber, ohne gute Traditionen abzubrechen, zu teilen sich bemühen. Als vielleicht zukunftkündend wollen wir nur einige nennen, die zumeist auch aus der Generation des Krieges stammen: Ina Seidel, deren Gedichte, tief und echt empfunden, das neue Landschafts und Naturgefühl künden (s. S. 555); Heinrich Zerkaulen, der neben Strophen von starkem musikalischem Rhythmus —

„Das Land, wo ich geboren bin,
das ist ein Muttergottesland,
da fiel dem Herrgott aus der Hand
die ganze helle Sonne hin. ..." —

lyrisch gestimmte Erzählungen mit romantisch getöntem Einschlag gab und neuerdings in immer herberer Eigenart den Aufstieg zu unternehmen scheint; weiter Peter Bauer, schlicht und voll tiefster Innerlichkeit, mit besonders starker Begabung für das Legendenhafte; Leo Sternberg, der vielseitig und schwergründig den Rätseln des Lebens lauscht; Johannes von Günther, der innige Gedichte von gerundeter Schönheit zu formen versteht — man vergleiche die 2. Strophe aus dem „Marien-Lied":

„Du Tausendschön, du Ohnealter,
Du Mund, der niemals Urteil spricht,
Hilf dem verirrten dunklen Falter
Gewahren dein unsäglich Licht."

Auch Richard Knies verdient erwähnt zu werden, aus dessen „Feierlicher Zelle“ tiefe Gottversunkenheit spricht und der auch in der Prosa einen durchaus eigenen Weg geht. Echte religiöse Leidenschaft bricht durch das starre Prokrustesbett der Sonettform in folgendem Gedicht:

O Gott, ich möchte nichts als Dich bedenken
und meine enge Seele weiten, Dich zu fassen,
wenn Du dich groß in ihr willst auferstehen lassen
und sie erfülln mit Deines Allreichtums Geschenken.

Was ist die Welt? Was sind mir Sinne? Was die Massen
der äußeren Erlebnisse? Nur weil sie tränken
die Gottessehnsucht meiner Seele und sie lenken
auf Deine Spur, muß ich sie lieben und nicht hassen

Sie sind ja auch von Dir, durch Dich, wieder in Dir.
Doch der Erkenntnis scherbenreich zerbrochner Spiegel
zeigt mir nur wirr zerstreute Bilder. Meine Gier

jedoch lechzt tief nach Sammlung und Geschlossenheit.
Und deren sphärenweiter Ring und Riegel
bist Du, o großer Gott der Unbegreiflichkeit.

---

## f) Die wertvollste Lyrik des Expressionismus

hat der selbst schaffende Kurt Pinthus in der schon genannten „Menschheitsdämmerung“ unter den Stichworten „Sturz und Schrei, Erweckung des Herzens, Aufruf und Empörung, Liebe den Menschen“ gesammelt. Dort bringt er auch Autobiographien dieser meist noch jugendlichen Stürmer, die für sie wie für den Stil der Zeit kennzeichnend sind. Darum einige Beispiele zu Dichtern, die wir erwähnt haben:

Kurt Heynicke. 1891 in Liegnitz geboren, Arbeiterkind, Volksschüler, Bureaumensch, Kaufmann.

Lächelst Du Mensch, der Du fühlst dies gesegnete Dasein?

O, wir sind nichts. Ein Tier im Stall. Nur unsere Seele ist manchmal ein Dom, darin wir zueinander beten können.

Karl Otten. Geb. 1889 in Aachen.

Von meinem Leben kann ich nur sagen, daß es dem Kampf um Glück und Sieg der Armen, des Proletariats, geweiht war. Und jetzt verhüllt ist von Trauer über die Schmach, der das deutsche Proletariat durch eigene Schuld unterworfen ist: Das stärkste Hindernis auf dem Wege der Weltrevolution, ja der erbittertste Saboteur der kommunistischen Idee zu sein. Ich gestehe, daß ich die Deutschen nie geliebt habe, daß ich nichts so hasse wie die deutsche Bourgeoisie — seit ich denken kann. Und ebensolange liebe ich Rußland.... Das Heil kommt von Osten. Ich habe gewählt.

Paul Zech. Lieber Leser, verlange von einem Selbstbildnis nicht immer abgeklärte Objektivität. Irgendwo bleibt stets der Reflex des Spiegels als Schminkfleck stehen. Aber was geht dich im Grunde die Form meines Schädels an? Oder die Linie des Oberarms, wenn er sich athletisch hebt, wo er zu Gott will? Oder gar mein häuserumsaustes Erleben? Jedes Leben wird tausendmal von tausend Leben gelebt. Manchmal in Terzinen. Manchmal mit Fäusten. Manchmal auf Waldbäumen.... Was darüber ist, ist Legende.

Am stärksten noch mit der Vergangenheit verknüpft (etwa mit Mombert und Scheerbart) ist der 1876 in Triest geborene

### Theodor Däubler.

Bei ihm erscheint, freilich schon stärker durchgeistigt, die Natur noch als Landschaft, aber durch die oft seltsam bizarren Bilder dringt das Ringen mit der

Zeitkultur, die Überwältigung der mechanisierten Welt und ihre Anknüpfung an kosmische Ideen. Seine Sprache ist neuartig, oft von kindlicher Schlichtheit, oft trivial, oft ungeheuer wuchtig und voller Musikalität. Er hat sich auch im Epos versucht, dem dreiteiligen „Nordlicht" (1910), das zu dem 1907 erschienenen „Olympischen Frühling" Spittelers durch seinen losen Aufbau, die lyrische Beweglichkeit, das Klopstocksche Pathos in stärkstem Gegensatze steht.

### 1. Diadem.

Die Bogenlampen krönen Sonnenuntergänge,
Ihr lila Scheinen wird den Abend überleben,
Sie geistern schwebend über lärmendem Gedränge.
Es muß verglaste Früchte andrer Welten geben!

Beschwichtigt nicht ihr Lichtgeträufel das Getöse?
Ich kann das Wesen dieser Lampen schwer vernehmen.
Die Sterne scheinen klug, der Mond wird gerne böse.
Warum erblaßt du unter Sternendiademen?

### 2. Die Buche.

Die Buche sagt: Mein Walten bleibt das Laub.
Ich bin kein Baum mit sprechenden Gedanken,
Mein Ausdruck wird ein Ästeüberranken,
Ich bin das Laub, die Krone überm Staub.

Dem warmen Aufruf mag ich rasch vertraun,
Ich fang im Frühling selig an zu reden,
Ich wende mich in schlichter Art an jeden.
Du staunst, denn ich beginne rostigbraun!

Mein Waldgehaben zeigt sich sommerfroh.
Ich will, daß Nebel sich um Äste legen,
Ich mag das Naß, ich selber bin der Regen.
Die Hitze stirbt: ich grüne lichterloh!

Die Winterspflicht erfüll' ich ernst und grau.
Doch schütt' ich erst den Herbst aus meinem Wesen.
Er ist noch niemals ohne mich gewesen.
Da werd' ich Teppich, sammetrote Au.

### 3. Winter.

Geduldig ist der Wald,
Behutsamer der Schnee,
Am einsamsten das Reh.
Ich rufe. Was erschallt?
Der Widerhall macht Schritte.
Er kehrt zurück zu seinem Weh:
Das kommt heran wie leise Tritte.
Er findet mich in meiner Mitte.
Warum hab' ich den Wald gestört?
Vom Schnee ward nichts gehört.
Hat sich das Reh gescheut?
Wie mich das Rufen reut.

### 4. Oft.

Warum erscheint mir immer wieder
Ein Abendtal, sein Bach und Tannen?
Es blickt ein Stern verständlich nieder
Und sagt mir: Wandle still von dannen.

Dann zieh' ich fort von guten Leuten,
Was konnte mich nur so verbittern?
Die Glocken fangen an zu läuten.
Und der Stern beginnt zu zittern.

Auch der Tiroler **Georg Trakl** (geb. 1887, gest. in Schwermut 1914) ist noch insofern an die alte Zeit geknüpft, als er die Melodie der Strophen pflegt; daneben sucht er aber auch in lockerem Aufbau neue Biegungen des Klanges. Ihm erscheint die Welt in schwermütiges Herbstbraun getaucht. Seine Phantasie sieht alles krank, mit ekelhaften Geschwüren bedeckt, als Leiche und Aas. Er empfindet den Menschen — das „Ich" ist ihm fast entschwunden, dafür tritt meist das „Du" ein — als ein „Fremdes auf Erden". Ein „Sebastian im Traum" ist er, mit Wunden bedeckt, und fühlt sich bereits im Jenseits, von tiefem Blau umgeben. So greift seine Phantasie, wie die des geistesverwandten Novalis, über die Wirklichkeit hinaus nach dem Unendlichen hin.

### 1. In den Nachmittag geflüstert.

Sonne, herbstlich dünn und zag,
Und das Obst fällt von den Bäumen.
Stille wohnt in blauen Räumen
Einen langen Nachmittag.

Sterbeklänge von Metall;
Und ein weißes Tier bricht nieder.
Brauner Mädchen rauhe Lieder
Sind verweht im Blätterfall.

Stirne Gottes Farben träumt,
Spürt des Wahnsinns sanfte Flügel.
Schatten drehen sich am Hügel
Von Verwesung schwarz umsäumt.

Dämmerung voll Ruh' und Wein;
Traurige Gitarren rinnen.
Und zur milden Lampe drinnen
Kehrst du wie im Traume ein.

### 2. Der Herbst des Einsamen.

Der dunkle Herbst kehrt ein voll Frucht und Fülle,
Vergilbter Glanz von schönen Sommertagen.
Ein reines Blau tritt aus verfallner Hülle;
Der Flug der Vögel tönt von alten Sagen.
Gekeltert ist der Wein, die milde Stille
Erfüllt von leiser Antwort dunkler Fragen.

Und hier und dort ein Kreuz auf ödem Hügel;
Im roten Wald verliert sich eine Herde.
Die Wolke wandert übern Weiherspiegel;
Es ruht des Landmanns ruhige Gebärde.
Sehr leise rührt des Abends blauer Flügel
Ein Dach von dürrem Stroh, die schwarze Erde.

Bald nisten Sterne in des Müden Brauen;
In kühle Stuben kehrt ein still Bescheiden,
Und Engel treten leise aus den blauen
Augen der Liebenden, die sanfter leiden.
Es rauscht das Rohr; anfällt ein knöchern Grauen,
Wenn schwarz der Tau tropft von den kahlen Weiden.

### 3. Geistliche Dämmerung.

Stille begegnet am Saum des Waldes
Ein dunkles Wild;
Am Hügel endet leise der Abendwind.

Verstummt die Klage der Amsel,
Und die sanften Flöten des Herbstes
Schweigen im Rohr.

Auf schwarzer Wolke
Befährst du trunken von Mohn
Den nächtigen Weiher,

Den Sternenhimmel.
Immer tönt der Schwester mondene Stimme
Durch die geistliche Nacht.

---

Gebirge: Schwärze, Schweigen und Schnee.
Rot vom Wald niedersteigt die Jagd,
O, die moosigen Blicke des Wilds.

Stille der Mutter; unter schwarzen Tannen
Öffnen sich die schlafenden Hände,
Wenn verfallen der kalte Mond erscheint.

O, die Geburt der Menschen. . . .

Kraftvoller als Trakl, immer noch klar und anschaulich, sprachschöpferisch aus intuitivem Erfassen der verborgensten Wortmusik, war der im Kriege gefallene Elsässer **Ernst Stadler** (geb. 1883). Von ihm sagt Karl Sternheim: „Schon mit dem ersten Blick hatte ich erkannt: hier war eine Sprachkraft entbunden, die mich anfangs verwirrte, je mehr ich in sie eindrang, aber durch Pracht und Meisterschaft erschütterte, fand ich in der Welt dieses Dichters eine sittliche Leidenschaft und Freiheit, die über Werfel hinaus noch Rud. Alexander Schröders[1] Bedeutung hinter sich ließ. Hier war das Leben unsrer Tage in überzeugenden Lauten endlich rhythmisch gestanzt, und Freude des Schöpfers, Glück über die entdeckte Herrlichkeit strahlte durch alle Zeilen."

### 1. Der Spruch.

In einem alten Buche stieß ich auf ein Wort,
Das traf mich wie ein Schlag und brennt durch meine Tage fort:
Und wenn ich mich an trübe Lust vergebe,
Schein, Lug und Spiel zu mir anstatt des Wesens hebe,
Wenn ich gefällig mich mit raschem Sinn belüge,
Als wäre Dunkles klar, als wenn nicht Leben tausend wild verschloßne Tore trüge,
Und Worte wieder spreche, deren Weite nie ich ausgefühlt,
Und Dinge fasse, deren Sein mich niemals aufgewühlt,
Wenn mich willkommner Traum mit Sammethänden streicht
Und Tag und Wirklichkeit von mir entweicht,
Der Welt entfremdet, fremd dem tiefsten Ich,
Dann steht das Wort mir auf: Mensch, werde wesentlich!

### 2. Anrede.

Ich bin nur Flamme, Durst und Schrei und Brand.
Durch meiner Seele enge Mulden schießt die Zeit
Wie dunkles Wasser, heftig, rasch und unerkannt.
Auf meinem Leibe brennt das Mal: Vergänglichkeit.

---

[1] Geb. 1878 in Bremen, lebte in München, wo er die „Insel" mit herausgab, war dann auf dem Gebiete der angewandten Kunst in seiner Vaterstadt Bremen tätig.

Du aber bist der Spiegel, über dessen Rund
Die großen Bäche alles Lebens gehn,
Und hinter dessen quellend goldnem Grund
Die toten Dinge schimmernd auferstehn.

Mein Bestes glüht und lischt — ein irrer Stern,
Der in den Abgrund blauer Sommernächte fällt —
Doch deiner Tage Bild ist hoch und fern,
Ewiges Zeichen, schützend um dein Schicksal hergestellt.

Nennen wir noch den früh verstorbenen Schlesier Georg Heym (1887—1912), den das Großstadterlebnis über das Diesseits hinausführte, den leidenschaftlichen Gegner des Krieges Albert Ehrenstein (geb. 1886 in Wien), den in wild hinschäumendem „Katarakt" Bilder und Visionen hinsprudelnden, zweifellos stark begabten Johannes R. Becher (geb. 1891 in München) und den im Suchen nach neuer Bildmäßigkeit in fast völlige Unverständlichkeit ausmündenden Alfred Wolfenstein („Geboren wurde ich an vielen Tagen").

Die weitestgehende Anerkennung von allen Expressionisten hat sich zweifellos der Prager Jude **Franz Werfel** (geb. 1890) erworben. Bei ihm spürt man wenig von der Theorie. Sein Gefühl geht geradeswegs auf das Innerliche, das Religiöse hin. Mit mächtigen Schauern durchbebt ihn das Mitleid mit der in Mechanisierung versunkenen Welt und die Qual des Nichthelfenkönnens („Warum, mein Gott?"). Dieses Mitgefühl umspannt alle Menschen, die ihm Brüder heißen: „Die Welt fängt im Menschen an". Diese Gottessehnsucht, diese allumspannende Liebe und wiederum Verzagtheit spricht sich in mächtigem, steil aufsteigendem und stark dahinrauschendem Pathos aus. Der Rhythmus ist lebendig bewegt, ohne jemals zu klappern, und auch seine sprachliche Kühnheit wirkt meist weniger gequält und gemacht als bei den andern. Manchmal besitzt er eine zwingende Kraft, wie in seinem bislang wohl schönsten Gedicht „Lächeln, Atmen, Schreiten". Stets hat man bei ihm den Eindruck, daß eine große lyrische Begabung ernsthaft nach dem Neuen ringt. Und weniger als bei der Mehrzahl drängt sich das Gefühl auf, daß Blöcke aufeinandergetürmt werden, um ein Ideal zu erreichen, das irgendwo in Utopia liegt. Sein Aufschrei nach verbindender Liebe kommt am stärksten zum Ausdruck in dem wundervollen, die Tradition der großen mittelalterlichen Hymnen weiterführenden Gedicht „Veni, creator spiritus", das auch formale Glätte mit schöpferischem religiösen Erleben in Harmonie zu setzen weiß:

Komm, heiliger Geist, Du schöpferisch!
Den Marmor unsrer Form zerbrich!
Daß nicht mehr Mauer krank und hart
Den Brunnen dieser Welt umstarrt,
Daß wir gemeinsam und nach oben
Wie Flammen ineinander toben!

Aber auch Werfels weitere Entwicklung hat gezeigt, daß ihm in seiner künstlerischen Arbeit die Kraft versagt blieb, den sittliche Güte mit Religion verwechselnden „Ethizismus" zu überwinden, um aus der Tiefe wahrhaft universalen religiösen Lebens Form und Gestalt zu gewinnen.

### 1. Fremde sind wir auf der Erde alle.

Tötet euch mit Dämpfen und mit Messern,
Schleudert Schrecken, hohe Heimatworte,
Werft dahin um Erde euer Leben!
Die Geliebte ist euch nicht gegeben.
Alle Lande werden zu Gewässern,
Unterm Fuß zerrinnen euch die Orte.

Mögen Städte aufwärts sich gestalten,
Ninive, ein Gottestrotz von Steinen!
Ach, es ist ein Fluch in unserm Wallen ...
Flüchtig muß vor uns das Feste fallen,
Was wir halten, ist nicht mehr zu halten,
Und am Ende bleibt uns nichts als Weinen.

Berge sind, und Flächen sind geduldig ...
Staunen, wie wir auf und nieder weichen.
Fluß wird alles, wo wir eingezogen.
Wer zum Sein noch Mein sagt, ist betrogen.
Schuldvoll sind wir, und uns selber schuldig,
Unser Teil ist: Schuld, sie zu begleichen!

Mütter leben, daß sie uns entschwinden.
Und das Haus ist, daß es uns zerfalle,
Selige Blicke, daß sie uns entfliehen,
Selbst der Schlag des Herzens ist geliehen!
Fremde sind wir auf der Erde alle,
Und es stirbt, womit wir uns verbinden.

### 2. Warum, mein Gott?

Was schufst Du mich, mein Herr und Gott,
Der ich aufging, unwissend Kerzenlicht,
Und dahin jetzt im Winde meiner Schuld,
Was schufst Du mich, mein Herr und Gott,
Zur Eitelkeit des Worts,
Und daß ich dies füge
Und trage vermessenen Stolz
Und in der Ferne meiner selbst
Die Einsamkeit?!
Was schufst Du mich zu dem, mein Herr und Gott?

Warum, warum nicht gabst Du mir
Zwei Hände voll Hilfe,
Und Augen, waltend Doppelgestirn des Trostes?
Und eine Stimm aprilen, regnend Musik der Güte,
Und Stirne überhangen
Von süßer Lampe der Demut?
Und einen Schritt durch tausend Straßen,
Am Abend zu tragen alle
Glocken der Erde
Ins Herz, ins Herze des Leidens ewiglich?!

Siehe, es fiebern
So viele Kindlein jetzt im Abendbett,
Und Niobe ist Stein und kann nicht weinen.
Und dunkler Sünder starrt
In seines Himmels Ausgemessenheit.
Und jede Seele fällt zur Nacht
Vom Baum, ein Blatt im Herbst des Traumes.

Und alle drängen sich um eine Wärme,
Weil Winter ist
Und warme Schmerzenszeit.

Warum, mein Herr und Gott, schufst Du mich nicht
Zu Deinem Seraph, goldigen, willkommenen,
Der Hände Kristall auf Fieber zu legen,
Zu gehn durch Türenseufzer ein und aus?!
Gegrüßet und geheißen:
Schlaf, Träne, Stube, Kuß, Gemeinschaft, Kindheit, mütterlich?!
Und daß ich raste auf den Ofenbänken,
Und Zuspruch bin, und Balsam deines Hauses,
Nur Flug und Botengang, und mein nichts weiß,
Und im Gelock den Frühtau deines Angesichts!

### 3. Lächeln, Atmen, Schreiten.

Schöpfe du, trage du, halte
Tausend Gewässer des Lächelns in deiner Hand!
Lächeln, selige Feuchte ist ausgespannt
All übers Antlitz.
Lächeln ist keine Falte,
Lächeln ist Wesen vom Licht.
Durch die Räume bricht Licht, doch ist es noch nicht.
Nicht die Sonne ist Licht,
Erst im Menschengesicht
Wird das Licht als Lächeln geboren.
Aus den tönenden, leicht, unsterblichen Toren,
Aus den Toren der Augen wallte
Frühling zum erstenmal, Himmelsgischt,
Lächelns nieglühender Brand.
Im Regenbrand des Lächelns spüle die alte Hand,
Schöpfe du, trage du, halte!

Lausche du, horche du, höre!
In der Nacht ist der Einklang des Atems los,
Der Atem, die Eintracht des Busens groß.
Atem schwebt
Über Feindschaft finsterer Chöre.
Atem ist Wesen vom höchsten Hauch.
Nicht der Wind, der sich taucht
In Weid', Wald und Strauch,
Nicht das Wehn, vor dem die Blätter sich drehn...
Gottes Hauch wird im Atem der Menschen geboren.
Aus den Lippen, den schweren,
Verhangen, dunkel, unsterblichen Toren,
Fährt Gottes Hauch, die Welt zu bekehren.
Auf dem Windmeer des Atems hebt an,
Die Segel zu brüsten im Rausche,
Der unendlichen Worte nächtlich beladener Kahn.
Horche du, höre du, lausche!

Sinke hin, kniee hin, weine!
Sieh der Geliebten erdenlos schwindenden Schritt!
Schwinge dich hin, schwinde ins Schreiten mit!
Schreiten entführt
Alles ins Reine, alles ins Allgemeine.
Schreiten ist mehr als Lauf und Gang,
Der sternenden Sphäre Hinauf und Entlang,
Mehr als des Raumes tanzender Überschwang.
Im Schreiten der Menschen wird die Bahn der Freiheit geboren.

Mit dem Schreiten der Menschen tritt
Gottes Anmut und Wandel aus allen Herzen und Toren.
Lächeln, Atem und Schritt
Sind mehr als des Lichtes, des Windes, der Sterne Bahn,
Die Welt fängt im Menschen an.
Im Lächeln, im Atem, im Schritt der Geliebten ertrinke!
Weine hin, kniee hin, sinke!

## § 61. Prosa.

Während in Lyrik und Drama die besondern Merkmale expressionistischer Kunst deutlich festzulegen sind, kann man in der Erzählungskunst noch wenig wirklich Neues aufweisen. Deutlich ist nur der Versuch zur Schaffung einer neuen Dichtersprache. Auch da ist alles aufs höchste angespannt, kommt explosiv aus dunklen Gründen zur Oberfläche, schillert, zerstiebt in vorüberhuschende Bilder, zerstört Satzgefüge und grammatischen Aufbau und versinkt wieder. Gesuchte Schlichtheit kreuzt sich mit dem für die ganze Richtung bezeichnenden barocken Überschwang. Wieder soll Psychologie, Einzelbeobachtung, Naturstimmung verschwinden, „gegen eine von außen aufoktroyierte Wirklichkeit ein intensiveres, edleres Sein" gestellt werden. Aber das „edlere Sein" erstickt gar oft in der Lust am moralisch Minderwertigen, am sittlichen Ausnahmefall, ob es sich nun um H. Manns „Rauschkunst" oder um K. Sternheims eiskalt erklügelte Pointierungen oder um A. Döblins auf Effekt eingestellte Novellentechnik handelt. Man lächelt bitter, wenn man den Inhalt der von Max Krell zusammengestellten „Novellen an die Zeit": „Die Entfaltung" gesehen hat und ihr Programmwort liest: „Jetzt ist der Mensch nur Glied einer umfassenden Ordnung, eingefügt in die Gesamtheit Welt — vielleicht ihr beweglicher Mittelpunkt, dennoch ein Teil nur mit Kosmos, Licht, Erde, Leidenschaft, Zersetzung, Musik. Es geht darum, in entgötterter Welt Gott wiederzufinden, die erstickenden Mächte des Unwesentlichen abzutragen, den Aufblick zur Sonne freizumachen." Wo ist da Gott, wo zeigt sich in diesen Belanglosigkeiten das Wesentliche, wo strahlt durch diese Dunkelheiten ein Schimmer nur von Sonne?

Als erste Novellen, die man als expressionistisch bezeichnete, erschienen Kasimir Edschmids (er heißt eigentlich Eduard Schmid) „Die sechs Mündungen". Zweifellos war da Ansatz zu Neuem, stärkere seelische Spannung, Loslösung von traditionellen Formeln vorhanden. Aber im Grunde kam er wie die meisten seiner Mitstrebenden doch nicht wesentlich über die Technik des Impressionismus hinaus. Stärkere Ansätze finden sich bei A. Schaeffer und H. Kesser, die aber auch beide die Brücke zur gesunden Überlieferung nicht abbrechen. Von H. Hesses neuen Wegen haben wir bereits gesprochen. Ihm ist es Ernst um das Ringen nach einer andern Weltanschauung. Das kann man nur mit Einschränkung von Alfred Döblin sagen, dessen mit romantischer Lust am Exotischen aufgebauter Roman „Die drei Sprünge des Wang-lun" als erstes Muster dieser Gattung auf expressionistischem Gebiete gerühmt wird. Sonst reicht die fieberisch überspannte Kraft vorläufig nicht über die Novelle hinaus. Th. Däublers „Wir wollen nicht verweilen" mag da als Muster genannt werden. Auch in der Prosa haben sich die Jüngsten während des Weltkrieges auf den Kampf gegen den Militarismus eingestellt und mit grotesker Satire oder flammender Anklage ihrem Haß gegen den Krieg

und gegen den Patriotismus Luft gemacht. Nirgendwo aber kommt einer auch nur entfernt der starken künstlerischen Innerlichkeit nahe, die des französischen Pazifisten Henri Barbusse Roman „Le Feu“ erreichte. Freilich haben auch diejenigen, welche aus vaterländischem Gefühle das Kriegserlebnis gestalten wollten, selten künstlerische Höhe erreicht. Viel gelesen wurden die feinen Bücher des gefallenen Walther Flex (etwa „Der Wanderer zwischen zwei Welten“) und die tändelnd spielerischen Bücher Max Jungnickels. —

So warten wir immer noch auf den großen Künstler, der das erfüllen soll, was man den tastenden Versuchen der Neuerer schon gar zu bereitwillig zuspricht: „Welt aufzuschließen, Schächte des Unterirdischen zu erleuchten und Atmosphären ins Fühlbare hineinzureißen.“

## § 62. Das Drama.

Wir haben im vorigen Abschnitt (s. S. 353) das Drama an der Wegscheide gezeigt. Man war des naturalistischen Abklatsches platter Wirklichkeit müde, müde auch des irrlichternden Schwankens relativistischer Sittlichkeit. Aber die Wege zum Klassizismus bei P. Ernst, W. von Scholz und Sam. Lublinski erwiesen sich ebenso unfruchtbar wie H. von Hofmannsthals Wiederbelebung der Antike. Man rief nach Abkehr von der zerfasernden Psychologie, nach neuer Inbrunst des Gefühls, nach Ekstase, nach Aufschrei des Geistes, Hingabe der Seele, Aufblick zu Gott, und vergaß, daß das Drama weniger als eine andre Kunstgattung der Wirklichkeit entbehren kann, da es Menschen von Fleisch und Blut auf die Bühne stellen muß und mit Schemen nur schemenhafte Wirkungen erzielt. Und im Grunde blieb man anspruchslos genug, begnügte sich mit neuer Geste, Sprachverstümmelung, Zersetzung des dramatischen Aufbaus. Wenn konvulsivische Schreie ertönen, Schatten vorüberhuschen, sinnlos stammelnde Menschen Ungewohntes tun und treiben oder groteske Sprünge machen, glaubt man der neuen Kunst bereits nahe zu sein. Einige Linien lassen sich freilich schon klarer aus dem Wirrwarr herausheben. Als Widerspruch zu den milieubedingten, photographisch der „Wirklichkeit“ nachgebildeten Sonderwesen der naturalistischen Bühne will man wieder den Menschen, nicht einen Menschen auf die Bretter stellen. Man kehrt also zu den vom Klassizismus erstrebten Typen zurück. So nennt R. Sorges „Bettler“ als Personen den Dichter, den Vater, die Mutter, die Schwester, das Mädchen, die Flieger usw., und Hans Johst stellt im „König“ dem König „Menschen und Leute“ gegenüber. Damit nähert er sich dem schon von Wedekind fast erreichten Marionettentheater. Denn außer der Hauptgestalt bewegen sich alle andern Personen wie am Drahte gezogene Puppen. Hand in Hand mit dieser Entpersönlichung geht die Abwendung vom Milieu. Diese Stücke wollen meist auf örtliche und zeitliche Bestimmtheit ganz verzichten, aber die für jede Aufführung unvermeidlichen Kostüme z. B. können nie zeitlos sein, und so ergeben sich bei der Aufführung leicht geschmacklose Zusammenstellungen wie das Biergartenpublikum im „König“, wo eine Studentin in Phantasiecouleur mit Biedermeierburschen zecht, während der Rest des Dramas notwendigerweise sich dem Rokoko nähert. Auch auf die sprachliche Sondercharakteristik verzichtet der Expressionismus; alle Leute haben den gleichen Tonfall, bewegen sich in Ausrufungen, Andeutungen, visionären Bildern. So sagt Pinthus von K. Sternheim: „Ohne realistische Nuancen spricht jeder vom Grafen bis zum Strolch

in der zugespitzten, kondensierten Grammatik Sternheims." Da es sich zumeist um Darstellung rein seelischer Geschehnisse handelt, findet der Monolog wieder reiche Verwendung. Aber nicht zur Begründung und Reflexion, sondern zu lyrischen Ergüssen. Gern gelangt man da, wie in Sorges „Bettler", zur gebundenen, oft zur psalmenartig gestalteten Sprache gegenüber der sonst verwendeten Prosa. Diese Mischung von gebundener und ungebundener Rede will aber nicht, wie bei Shakespeare, gehobene von volkstümlicher Sprechweise scheiden, sondern bedeutet lediglich das ekstatische Ansteigen des Gefühls. Ganz von selbst ergibt sich dabei auch die Zuspitzung des Wortes zu den vom Naturalismus ängstlich vermiedenen Sentenzen. Mitunter auch, wie in Alfons Paquets „Limo", nähert man sich klassischer Formstrenge in durchweg gebundenen Versen.

Als Führer der neuen Bewegung hat man vielfach **Karl Sternheim** genannt. Aber dieser eiskalte Intellektualist widerspricht in seiner ganzen Art aufs schärfste jeder seelischen Hingerissenheit, die doch eine der Hauptforderungen ist. Da ist alles kühl und geradezu manieriert ausgeklügelt und auf die Wirkung berechnet. Gemeinsam mit einem Teil der neuen Bewegung freilich ist seinen Charakterkomödien der in der Romantik gern ausgefochtene Kampf gegen den „Philister" — den „modernen" Philister, der sein höchstes Ziel in bürgerlicher Behaglichkeit sieht, und gegen den „Snob" (von dem Sternheim selbst, nebenbei bemerkt, allerhand hat). Theatralisch zweifellos wirkungsvoll sind seine glänzend „gekonnten" Grotesken „Die Hose", „Der Snob" und „Bürger Schippel".

Ihm verwandt in der sichern Berechnung des einschlagenden Effekts ist der als Mensch zum mindesten sehr problematische **Georg Kaiser.** Für ihn eine Formel zu finden, ist unmöglich. Denn chamäleonartig wechselt er mit jedem neuen Stück Farbe und Stil. Unbestreitbar ist sein sicherer dramatischer Instinkt, der ihn in seinen fünfzehn Dramen stets überraschende Wendungen, kinohafte Szenen finden und in gewandter Konstruktion jedem Stoffe eine neue Seite abgewinnen läßt von der Groteske bis zur Tragödie, von künstlich aufgewärmter Antike bis zur aktuellsten Gegenwart. Der Aufbau seiner Stücke ist stets wie derjenigen Sudermanns auf Spannung eingestellt, zieht aktelang drohende Enthüllungen hinaus und bringt sie zuletzt anders, als man es erwartete (A. Kerr hat dafür das Wort „Noch-nicht-Technik" geprägt). Deutlich wird das z. B. in seinem besten Drama, den „Bürgern von Calais". Der belagernde englische König will Gnade an der Stadt üben, wenn sechs Bürger ausgeliefert werden. Finden sie sich? Ja, sogar ein siebter. Aber durch ihn wird die Hingabe verringert, da ja für jeden die Möglichkeit besteht, der Überlebende zu sein. Die Auslosung versagt. Ein Zufall soll entscheiden: wer zuletzt auf dem Markte erscheint, bleibt zurück. Doch der siebte, der Anstifter des Plans, hat sich das Leben genommen, um das Opfer nicht zu beeinträchtigen. Da — im letzten Augenblick erläßt der König seine Forderung — ein großer Aufwand ist umsonst vertan. Wenn auch der Ausgang enttäuscht, besitzt dieses Werk zweifellos eine gewisse Monumentalität, die an Bilder von Ferd. Hodler erinnert. Auch das ganz anders eingestellte Drama „Gas" hat literarischen Wert, hat „Geist, Witz und Schärfe". Ein ganz modernes Problem: Ein lebenssatter Milliardärssohn will die Arbeiter einer Fabrik wieder im Land der Utopie, in „Arcadia", an ländliche Scholle binden. Aber sie sind so an die Großstadt und ihre abstumpfende Tätigkeit gewöhnt, daß sie selbst durch die grausige Explosion nicht zur Besinnung gebracht werden. Der

Moloch Industrie hält sie in seinen glühenden Armen. Gibt es da noch Rettung?

Wie gesagt, eigentlicher Expressionismus ist das nicht immer. Dafür ist alles zu sehr erklügelt, zu sehr auch an das Diesseits noch gebunden. Den ersten Schritt zum wirklich Neuen tat „Der Bettler" des damals neunzehnjährigen **Reinhard Johannes Sorge.** Das Werk war eine offene, fast allegorisch wirkende Absage an die naturalistische Kunst. Der „Dichter" ringt sich in ihm los von dem Einfluß der Überlieferung, wie sie der ältere Freund und der Mäzen vertreten; auch die Lockungen der Außenwelt lassen ihn kalt. Wie die „Flieger" will er sich über den Alltag erheben. Aber noch ist er durch des Blutes Bande an ihn gekettet. Seinem „Vater" (dem wie im Wahnsinn nach den Dingen greifenden Eindrucksmenschen) gibt er den Giftbecher und lebt dann weltabgewandt als Bettler auf dem Dachboden. Noch ist „das Mädchen" bei ihm, aber auch die Liebe zum Weibe ist nur Durchgangsstadium. Höher und erhabener steigt er auf zu reineren Gefühlen. — Es steckt noch viel Nietzsche, viel äußerliche Weltverachtung und Sonnensehnsucht in dieser Dichtung. Aber Sorge ging wie Saul, um die Eselinnen zu suchen, und fand ein Königreich, den Glauben, der ihn innerlich befriedigte und heiligte. Der 1892 geborene Dichter trat mit 21 Jahren zum Katholizismus über und schrieb nun von ihm durchleuchtete weitere Dramen, bis er 1916 den Heldentod erlitt. „Er mutet uns an wie ein Benediktinermönch während des Gottesdienstes zu Beuron"; mit diesem Bilde kennzeichnet W. Spael seine Wesensart. Ganz natürlich fand er so den Weg, den andere in künstlicher Modelaune gegangen sind, den Weg zum mittelalterlichen Mysterienspiel[1]. Das Ringen nach der neuen Weltanschauung symbolisierte, noch verschwommen und zerrissen, sein Drama „Guntwar, die Schule eines Propheten". Dann aber kamen, ganz Ekstase, ganz handlungsarme Vision: „Metanoeite" und „König David". Metanoeite! Denket um! Der Ruf des Johannes klingt durch die drei Mysterien: „Mariä Empfängnis und Mariä Heimsuchung", „Christi Geburt", „Darstellung Jesu und Wiederfinden im Tempel". Mit andächtigen Händen scheint der Dichter diese Dinge nur ganz leise zu berühren, daß sie wie ein holdes Traumbild an uns vorüberziehen. Alles ist Inbrunst und Gottversunkenheit. Nicht anders erscheint das in fünf Aufzügen mit je drei Bildern aufgebaute Leben des „König David". Hier hat der Dichter aus Psalmenworten und Bibelbericht mit verhältnismäßig wenig eigenen Zutaten das Leben des königlichen Sängers und Vorläufers Jesu gestaltet. — Wie fern davon, wie völlig noch im Erotischen stecken geblieben erscheint daneben Friedr. Sebrechts „David", der die Bethsabe-Episode modernisierend darstellt. Ihm ist der christliche Gedanke der Selbstentäußerung, der Hingabe

[1] Das Mysterienspiel ist heute Mode geworden — fast möchte man es beklagen. Seit Hofmannsthal das alte Everyman-Spiel in „Jedermann" ästhetisierend erneuert hatte und Wilh. von Scholz sein „Herzwunder" schrieb, grub man verschollenes Gut aus und schuf Ähnliches. Erich Eckert machte den noch nicht künstlerisch ausgereiften Versuch, es in breite Volksschichten zu tragen und es auch vom Volke spielen zu lassen. Immer noch besser, als wenn routinierte Schauspieler die schlicht-naiven Gebärden mittelalterlicher Inbrunst verzerren. Alle Formen vom Weihnachts- und Passionsspiel bis zum Mirakel und zu den „Moralities" tauchen wieder auf. Sehr gern auch belebt man alte Totentanzweisen (z. B. in Weismantels „Totentanz", 1920). „Der Ackersmann aus Böhmen" erscheint sogar auf der Bühne. Wertvoll, wenn auch wieder etwas zu sehr „gemacht", ist Viktor Kurt Habichts „Triumph des Todes". Viel naturgemäßer wirkte das alles bei Sorge, dem es aus innerstem Erleben zu leuchtenden Bildern erwuchs.

durch das Opfer noch völlig fremd, der mit mächtiger Inbrunst etwa aus der „Verkündigung" und noch stärker aus dem „Ruhetag" des deutschem Wesen näher als französischem verwandten P. Claudel vorbildlich spricht. — Und doch werden all diese als Dichtungen wertvollen Werke als Dramen keinen Bestand haben. Es fehlt ihnen allen die stark bewegte Handlung, die in geschlossenem Aufbau den Zuschauer in ihren Bann zwingt. Es sind lose aneinandergefügte Einzelbilder, die vielfach in eiskalt erklügelter Konstruktion — etwa in auf- und absteigenden konzentrischen Kreisen wie bei H. Johst — vorüberziehen und damit eigentlich nur eine Erscheinungsform des impressionistischen Dramas (A. Schnitzler) wiederholen.

Im Umkreise des Mysterienspiels bewegen sich auch zwei der zukunftsreichsten Dramatiker: **Leo Weismantel** und Dietzenschmidt (Anton Schmidt). Weismantel begann mit stark von Geistigkeit bewegten Erzählungen, besonders in dem Roman aus der Rhön „Marie Madlen", der starkes, aber noch nicht geschultes Können verrät. „Geballte Kraft" atmet sein dramatischer, im besten Sinne expressionistischer Zyklus „Die Reiter der Apokalypse", von dem „Die sündhaften Krieger" am wirkungsvollsten sind. Auch „Der Wächter unter dem Galgen", der das uralte Motiv von der „Witwe aus Ephesus" behandelt, bringt noch keine Vollendung, aber in hoher dichterischer Schönheit reiche Verheißungen. Bühnenwirksamer ist des mit dem Kleistpreis gekrönten **Dietzenschmidt** „Christofer", der die alte Legende im Stile der „moralité" ausgestaltet, aber zum Schlusse etwas abfällt, und seine prachtvolle „St. Jakobsfahrt", die das christliche Reuemotiv mit Erinnerungen an den armen Heinrich verknüpft. Die Verwendung des Aussatzes, der als Sühne und zur Selbstentäußerung willig angenommen wird, erscheint auch bei Claudel und andern modernen Dramatikern. — In Wahrheit ein „Mysterienspiel für das Volk unserer Tage" ist **Karl Wagenfelds** „Luzifer", ein Meisterwerk der plattdeutschen Literatur der Gegenwart[1] von erschütternder, berauschender und erhebender Wortkunst, in dem der Träger des dramatischen Schicksals nicht ein einzelner, sondern die Menschheit, das arme Volk ist. Um dies zu plagen, um dessen Seele Gott abspenstig zu machen, schafft Luzifer die Todsünden, läßt sie auf die Welt los, so daß Krieg, Pest und die schrecklichsten Nöte entstehen. Voll Verzweiflung schreit die Menschheit um Hilfe. Luzifer frohlockt. Aber es erscheint Christus und siegt über ihn durch seinen Opfertod, indem er den Menschen die Liebe bringt. Luzifer scheint vernichtet. Der Tod selbst glaubt von ihm, daß er in Christus seinen Herrn und Meister gefunden habe. Aber Luzifer besinnt sich und erkennt, daß es ewig um das alte Spiel gehe: Hier Liebe, dort Haß. Der Tod hat das letzte Wort an die Menschen: „Wochtst du op Teken? Wochtst du op Wunner? De giff et nich. Un et giff kin Twang. Sind beide fri. Goah dinen Gang! Et steiht bi di." Der Gedanke, daß in aller Not trotz Teufels Haß und Christi Liebeswerk es letzten Endes auf den Willen des Menschen selbst ankomme, ob er den schlechten

[1] Unter den Kämpfern für die Verbreitung der niederdeutschen Sprache und für die Entwicklung der niederdeutschen Literatur sind besonders zu nennen die Erzähler Augustin Wibbelt, Ferdinand Krüger, Gorch Fock (s. S. 543), Georg Droste; die Dramatiker Fritz Stavenhagen und Hermann Boßdorf, der Lyriker Hermann Wette. Den eigenartigsten Rang nimmt unter ihnen Karl Wagenfeld ein mit seinen kleinen Geschichtensammlungen „Ne Göpps vull" und „Un buten singt de Nachtigall", den größeren epischen Dichtungen „Daud un Düwel", „De Antichrist" und mit seinen Dramen „Dat Gewitter" und „Hatt giegen hatt".

oder guten Weg wähle, gibt dem Werke nicht nur einen bedeutenden Ausklang, sondern verleiht rückwirkend allen seinen Kräften eine christlich-tragische Tiefe. Unter diesen Kräften des Werkes sind der Hang des Menschen zu all den verderblichen Lüsten der sieben Todsünden, sowie seine brennende Sehnsucht nach reinem Glücke, nach Erlösung von eben diesem Hange zu verstehen. „Diese Kräfte hat der Dichter nach Art der Mysterienspiele geformt in einer ergreifend einfachen, volkstümlichen Weise, wie wir Modernen sie nur in den wenigen schlichten, fast einfältigen Holzschnitten jüngerer Künstler wiederfinden, z. B. in den Bildern, die Rudolf Schiestl zu Karl Brögers wundersamen Legenden von den vierzehn Nothelfern geschnitten hat“ (Hans Roselieb).

Mehr herkömmliche Wege geht der vom Ibsenschen Gesellschaftsdrama beeinflußte „Hans im Schnakenloch“ von **René Schickele** (der im Kriege in Berlin und Paris aufgeführt wurde). Da wird in Hans („was er will, das hat er nicht, und was er hat, das will er nicht“) der typische, zwischen zwei Nationen schwankende Elsässer gezeichnet, der sich innerlich zu Deutschland wendet und zuletzt doch an Frankreich sich anschließt — so unsicher in sich selbst wie der Dichter, der von sich sagt: „Was kümmert's mich, wohin die Eroberer ihren Fußball schieben! Für mich gehören Grenzverschiebungen wie alle andern nationalen Transaktionen zum Börsenspiel.“

„Hans im Schnakenloch“ hat das Kriegserlebnis zur Voraussetzung. In weit stärkerem Maße ist dies der Fall bei **Reinhold Goerings** „Seeschlacht“ (es ist an die am Skagerak gedacht), die schon von dem pazifistischen Geiste der Jüngsten durchhaucht ist. Hier sind die Merkmale des Expressionismus wieder deutlicher. Keine eigentliche Handlung, ein stark lyrisch gefärbtes Gespräch sieben namenloser Matrosen beim Beginn des Kampfes. Eingeschlossen in den Panzerturm, sprechen sie ekstatisch (nicht etwa in Matrosensprache) aus, „was war und sein kann zwischen Mensch und Mensch“. Aus Mitleid mit sich und den andern legt einer den Gedanken der Meuterei nahe. Aber er gerade spürt, als die Glockenzeichen schrillen, die zwingende Kraft der Pflicht und ist bereit, den andern in den Tod voranzugehen.

In diesem Stück hat sich die „Qual der Zeit in einem Schrei entladen“. Dasselbe Empfinden hat man gegenüber den letzten Stücken **Fritz von Unruhs**. In seinem epischen Versuch aus der Verduner Schlacht „Opfergang“ kommt ein ähnlicher Gedanke zum Ausdruck wie bei Goering: „Pflicht — wahrlich, der Name ist groß und schlägt jede eigene Regung um. Aber was hinter ihr steht, wurde klein.“ Der Künder des menschheitvernichtenden Grauens des Krieges hatte begonnen mit einer frischen, nahe an Kleists „Homburg“ herankommenden Verherrlichung deutschen Soldatentums in Südwest, den „Offizieren“. Es folgte, ebenfalls im Kielwasser Kleists, der herb gezeichnete „Louis Ferdinand“. Die Wendung nach dem Kriegserlebnis ist „Ein Geschlecht“. In wahnsinniger Aufgewühltheit erheben sich Sohn und Tochter gegen die Mutter, vor dem Grausigsten nicht zurückschreckend. Aber sie gehen in sich selbst zu Grunde, während die Mutter sie überlebt, ihren hohen Beruf als Erhalterin des Lebens erkennt und zuletzt von Soldaten getötet wird. Doch auch in ihnen noch hat sie die Sehnsucht nach der Mutter erweckt. Hier sind schon keine Typen mehr, hier wachsen in einer dem Alltag völlig abgewandten Sprache mächtige, oft ins Unmenschliche verzerrte Symbole auf.

Die Auflehnung gegen Eltern und Erzieher, die politisch als die „entschiedene Jugendbewegung“ sich äußert, ist ein beliebter Vorwurf jüngster

Dichtung. Hans Johst gestaltet sie in dem „ekstatischen Szenarium“: „Der junge Mensch“ (und auch im „König“), **Walther Hasenclever** in dem Trauerspiel „Der Sohn“. Hier gipfelt die Behauptung, daß das ältere Geschlecht da sei, um den Kindern zu dienen, in einer Szene, wo der Sohn den Revolver gegen den Vater erhebt, während dieser, vom Schlage getroffen, zusammenstürzt. Dieses revolutionäre Werk ist noch völlig unreif. Wertvoller ist die Umdichtung von Sophokles' „Antigone“, die den Opfergedanken aus Mitleid stärker herausarbeitet. „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da“ — das ist der Grundgedanke dieses völlig unklassischen Werkes, dem man in der Art der Behandlung Werfels Umgestaltung der „Troerinnen“ des Euripides an die Seite stellen kann.

Durchaus anders behandelt das Problem der Stellung von Eltern und Sohn des Westfalen **Fritz Droop** (geb. 1875) mit großem Erfolg aufgeführtes Drama „Der Freispruch“. Der Dichter, der auch Verse voll männlicher Eigenart gegeben hat, läßt dieses abseits aller Wirklichkeit im Reiche der Gedanken und Sinnbilder sich bewegende Trauerspiel zu einem in stärkster Innerlichkeit erfüllten Hohen Lied der Mütterlichkeit werden. Auch hier haben wir keine eigentliche Handlung, keine Wirklichkeit, die erlaubte, Lebensmaßstäbe an die Probleme anzulegen, aber alle Vorzüge und Fehler der expressionistischen Dramatik. Der neue Einakter „Der Landstreicher“, ein zu vergeistigter Lyrik emporsteigendes Mysterium, zeigt dieselbe Linie künstlerischer Höhe.

Eine der stärksten, wenn auch noch unfertigen dramatischen Begabungen unter den Jüngsten ist endlich **Hans Johst.** Seine bisher erschienenen Werke „Der junge Mensch“, „Der Einsame“ (eine Verklärung des seinem Wesen so nahe verwandten Grabbe) und „Der König“ bilden eine Art von Trilogie mit dem Grundthema (das die Romantik schon gern verarbeitete) der „solitude morale“, des innerlichen Einsamseins des Menschen. Immer werden starke Persönlichkeiten im Kampfe mit einer unverstehenden Umwelt gezeigt, die sich aber (wie bei Hebbel) stärker erweist als das Genie, das deshalb zu Grunde gehen muß, weil es mit „psychopathischer“ Halsstarrigkeit alle Forderungen des Rechts, der Sitte und des Verstandes beiseite schiebt. Im Augenblicke des Untergangs erfolgt dann immer das grausige Erwachen aus dem Rausche — das in zuversichtliches Vertrauen auf eine künftige (noch gar so verschwommene) Weltanschauung ausmünden soll. Aber auch bei dem stärksten dieser Stücke, dem „König“, behält man zuletzt den Eindruck der Leere. Was bleibt? Gläubiger Optimismus? Daß der junge König, der das Beste wollte, der Menschen suchte und Marionetten fand, der eine schmutzige Dirne zur Gräfin erhob, aber ihre Seele nicht reinigen konnte, an der Umwelt innerlich zerbricht, wenn er sich auch selbst rein erhielt, ist das Ergebnis. Wenn er zuletzt auch symbolisch in einem dunklen Turme immer höher in das Nichts steigen will, so bleibt das, wie der Opfertod seines Dieners, nur Geste. Am stärksten aber stört in den meisten neueren Werken, die das Mann-Weib-Problem beiseite schieben wollen, der widerwärtige und höchst überflüssige Einschlag abstoßender erotischer Einzelheiten. —

Auch das Drama des Expressionismus neigt sich in dieser Form seinem Ende zu. Hans Johst z. B. arbeitet augenblicklich an einem historischen Schauspiel mit wirklichem dramatischen Aufbau. So blicken wir denn in eine Zukunft, deren Entwicklungsmöglichkeiten noch verhüllt sind, der wir aber mit

der unvergänglichen Hoffnung entgegensehen, daß deutsches Schrifttum die Bahnen wiederfinden wird zu reifer Schönheit. „Expressionismus ist erst eine Kunstmöglichkeit, die Prädisposition für eine künftige Kunst, die dem unmittelbaren Menschgefühl stärkeren Ausdruck zubilligt, als er den alten Charakteren gestattet war. Ein Übergang wie der ‚Sturm und Drang', wie der ‚Naturalismus' — eine Krise. Denn ein Stil der Negation negiert sich schließlich selber" (B. Diebold).

---

Blicken wir zurück: Ein ewiger Kreislauf, bedingt durch die beiden Enderscheinungen Realismus — Idealismus, oder sagen wir Impressionismus — Expressionismus. Und doch sind beide unlösbar miteinander verbunden. Ohne die Wirklichkeit bleiben die Bilder des „inneren Auges" leer und gestaltlos, ohne den Geist und die Seele fehlt der Wiedergabe der Natur der höherweisende Atem des Lebens. Mit Schlagworten ist es nicht getan. Die Künstler erst vermögen die toten Bilder zum Dasein zu erwecken. Sind sie da? Nur auf dem Boden einer gesunden und gefestigten Weltanschauung können sie erwachsen. Augenblicklich aber schwankt alles. Gegensätze wie Heinrich Mann und R. J. Sorge, wie in der Musik Franz Schreker und Hans Pfitzner zeigen die Unsicherheit unsrer deutschen Kultur. Woher kommt Rettung? Kann uns das „Licht aus dem Osten", kann uns Rabindranath Tagore, kann uns der Orient, den uns Keyserling nahebringen will, helfen? In Frankreich sehen wir bei Romain Rolland, Paul Claudel, Francis Jammes, bei Emile Baumann vor allem, wie sich ein neuer gerader Weg zu einheitlicher Entwicklung im Sinne religiöser Verinnerlichung und Vertiefung anbahnt. Sie aber zeigen uns, daß hoch über allem als größtes Ziel das Wort des hl. Augustinus steht: „Fecisti nos ad te, Deus, et inquietum est cor nostrum, donec quiescat in te."

---

# Namenverzeichnis.

(Die römische Ziffer bedeutet: I = 1. Teil — II = 2. u. 3. Teil.)


Abraham a St. Clara II 43 209.
Addison, Jos. II 45 48 56.
Agesander II 96.
Agricola, Rudolf II 2.
Agrippa v. Nettesheim II 246.
Alba, Herzog II 155 176.
Albertinus, Agidius II 42.
Albertus Magnus I 235.
Alberus, Erasmus II 5.
Aleman, Matteo II 42.
Alembert, Jean d' II 85.
Alexanderlied I 41.
Alexis, Willibald II 380.
Allmers, Hermann II 456.
Alpharts Tod I 144.
Altenberg, Peter II 450.
Amalie von Sachsen-Weimar II 85 129.
Ambraser Heldenbuch I 117.
Anakreon II 53.
Angelus Silesius II 40 553.
Annolied I 41.
Annunzio, Gabriele d' II 537.
Anton Ulrich, Herzog von Braunschweig II 42.
Anzengruber, Ludwig II 523 524.
Ariosto, Ludovico II 23 243 256.
Aristophanes II 362.
Aristoteles II 1 26 98 99 120 551.
Arndt, Ernst Moritz II 287.
Arnim, Achim v. I 234; II 31 43 255 256 275 279 531.
— Bettina (Brentano) II 175 255 348.
Artussage I 145 161; II 531.
Äschylus II 79 99 551.
Athenodorus II 96.
Auerbach, Berthold II 380.
Augustinus, der hl. II 256 586.
Avenarius, Ferd. II 497.
Ayrer, Jakob II 13.
Bach, Joh. Seb. II 47 59.
Baco v. Verulam, Fr. II 45 110.
Bahr, Hermann II 447 530 539 550 557.
Balde, Jakob II 2 39.
Balzac, Honoré de II 113 384 446 523.
Barbusse, Henri II 580.
Bartels, Ad. II 543.
Bartsch, K. I 113.
— Rud. H. II 541.
Baudissin, Wolf Heinr. v., Graf II 264.
Bauer, Peter II 571.
Baumann, Emile II 586.
Baumbach, Rud. II 414 444.
Bayle, Pierre II 94.
Beaumarchais, P. Aug. Caron de II 155 167.
Becher, Johannes R. II 556 576.
Beck, Karl II 354.
Becket, Thomas II 420.
Beethoven, Ludw. van II 59 159 449.
Behaim, Martin II 12.
Behringer, Edmund II 418.
Bellay, Joachim du II 26.
Benecke, G. Fr. I 147.
Benzmann, Hans II 505.
Beowulflied I 8 13.
Bernhard v. Clairvaux II 38.
Bertold v. Regensburg I 235.
Bertran de Born I 40; II 308.
Bethge, Hans II 505.
Beyerlein, Adam II 539.
Beyle-Stendhal, Henri II 454 537.
Bierbaum, Otto Julius II 482/3 493 497.
Birch-Pfeiffer, Charlotte II 523.
Björnson, Björnsterne II 446 525 533.
Bleibtreu, Karl II 445.
Bloem, Walther II 546.
Boccaccio, Giov. II 1 106 256.
Böcklin, Arnold II 439 493.
Bodenstedt, Friedrich II 443.
Bodmer, Jakob I 45; II 45 48 60 84.
Böhlau, Helene II 547.
Böhme, Jakob II 46 255 546.
Boie, Heinr. Chr. II 74 75.
Boileau, Nic. II 48.
Boner, Ulrich I 223 f.
Bonsels, Waldemar II 540 569.
Bopp, Franz I 2.
Borchardt, G. H. II 538.
Bormann, Edwin II 413.
Börne, Ludwig II 339.
Boßdorf, Hermann II 583.
Bossuet, Bénigne II 23.
Bourget, Paul II 454 537.
Boy-Ed, Ida II 538.
Brahe, Tycho de II 331 546.
Brant, Sebastian I 234 236; II 19.
Braun, Lily II 536.
Breitinger, Jakob II 45 48.
Brentano, Klemens I 234; II 20 39 238 256 257 258 274—278 281 316 554.
Brinckmann, John II 413.
Brion, Friederike II 129 155.
Brockes, Barth. Heinr. II 50.
Brod, Max II 331 546 554.
Bröger, Karl II 568 584.
Buchholtz, Christ. Heinr. II 42.
Büchner, Georg II 339 348 455 527 532.
— Ludwig II 382.
Buff, Charlotte II 129.
Bulcke, Karl II 506.
Burckhardt, Jakob II 420.
Bürger, Gottfr. Aug. II 74 81—84 379.
Burte, Hermann II 566.
Busch, Wilhelm II 383 443.
Busse, Karl II 450 503—505.
Busse-Palma, Georg II 506.

Byron, George, Lord II 249 295 338 462.

Calderon, Pedro II 23 112 245 256 264 333.
Callot, Jacques II 281.
Camoëns, Luiz de II 23 256.
Carteſius II 44 45.
Caſtro, Guilhen de II 122.
Celtes, Konrad II 2.
Chamiſſo, Adalbert v. II 22 296—305 351 515.
Chateaubriand, Fr. R. II 256.
Chaucer, Geoffrey II 113.
Chretien v. Troyes I 149.
Chriſtian, Herzog von Braunſchweig II 367.
— Herzog von Holſtein-Auguſtenburg II 171.
Cicero II 86.
Claudel, Paul II 583 586.
Claudius, Matthias II 74 80/81 118 449 482.
Cochem, Martin v. II 43 275.
Colonna, Vittoria II 420.
Comte, Auguſte II 381.
Confucius II 198.
Conrad, M. G. II 445 536.
Conradi, Hermann II 466.
Corneille, Pierre II 23 47 95 98 99 122.
— Thomas II 99.
Cornelius, Peter II 258.
Cotta (Buchhändler) II 172.
Courbet, Guſt. II 382.
Cuſanus, Nikolaus II 2.
Cyprian II 245.

Dach, Simon II 30 126.
Daguerre, Louis J. M. II 373.
Dahn, Felix II 414.
Dalberg, Freih. Wolfg. H. v. II 158.
Dante Alighieri II 1 251 f. 256 420.
Darwin, Charles II 381 446 454.
Däubler, Theodor II 555 572/4 579.
Dauthendey, Max II 451 453 483/4.
Decius, Nikolaus II 5.
Defoe, Daniel II 43.
Dehmel, Richard II 451 465 486—489
Demokritos II 85.
Denis, Michael II 63 120.
Descartes ſ. Carteſius.
Deſchamps, Emile II 48.
Devrient, Ludwig II 281.
Dickens, Charles II 384 408.
Diderot, Denis II 85 94 99.
Diebold, Bernh. II 586.
Dietmar v. Aiſt I 185.
Dietrich von Bern I 14.
Dietrichs Flucht I 144.
Dietzenſchmidt (Ant. Schmidt) II 583.
Dingelſtedt, Franz II 354.
Ditfurth v., Freiherr I 234.
Döblin, Alfred II 551 579.
Dörfler, Peter II 542.
Doſtojewskij, Fedor II 446.
Dreves, Lebrecht II 282.
Dreyer, Max II 530.
Droop, Fritz II 585.
Droſte, Georg II 583.
Droſte-Hülshoff, Annette v. II 365—379.
Dürer, Albrecht II 12 356 551.

Ebers, Georg II 414.
Ebert, Karl Egon II 362.
Ebner-Eſchenbach, Marie v. II 535.
Ecbasis captivi I 42.
Ecken Ausfahrt I 143.
Eckermann, Joh. Peter II 175.
Eckert, Erich II 582.
Eckhart (Meiſter) I 235.
Edda I 4—8 45 114 116; II 392 396.
Edſchmid, Kaſimir (Eduard Schmid) II 557 579.
Eggert, Eduard II 419.
Egmont, Graf v. II 156 176.
Ehrenſtein, Albert II 553 576.
Eichendorff, Joſeph Freih. v. II 37 42 43 93 118 131 238 254 257 258 280 281—287 288 295 316 428 430 449 452 462 521.
Eichert, Franz II 507.
Ekkehard I. v. St Gallen I 28.
— IV. v. St. Gallen I 28.
Elboeuf, Prinz II 204.
Emmerick, Katharina II 275.
Engelke, Gerrit II 570.
Engels, Friedrich II 382.
Enghaus, Chriſtine II 385.
Erasmus v. Rotterdam II 2.
Ernſt, Herzog von Schwaben I 42 116; II 22 307.
Ernſt, Otto II 500 530 539.
— Paul II 534 548 580.
Eulenberg, Herbert II 532.
Euripides II 175 176 240 323 534 585.
Evers, Franz II 506.
Eyth, Max II 539.

Falke, Guſtav II 453 497 bis 500.
Fauſt (Fuſt) Johann II 22 117 246.
Federer, Heinrich II 539 541 542.
Feuerbach, L. A. II 381 397 406.
Fichte, Joh. Gottl II 254 287.
Fielding, Henry II 85.
Finth, Ludwig II 453 505 542.
Fiſcher, Joh. Georg II 456.
Flaiſchlen, Cäſar II 451 477.
Flaskamp, Chriſtoph II 502.
Flaubert, Guſt. II 414 446 537.
Flavius Joſephus II 387.
Fleming, Paul II 29.
Flex, Walther II 546 580.
Fock, Gorch II 543 583.
Folz, Hans I 235.
Fontane, Theodor II 456 bis 460 535 537 538.
Fouqué, Friedr. de la Motte II 280.
Francke, Aug. Hermann II 46.
François, Luiſe v. II 415.
Franke, Ilſe II 522.
Franz, Robert II 259 340.
Franziskus v. Aſſiſi II 551.
— Xavier II 39.
Freidank I 13 223—228.
Freiligrath, Ferd. I 234; II 351—353.
Frenſſen, Guſt. II 539 543/4 546.
Freytag, Guſtav I 28; II 339 382 384 407 408 414 415 538.
Friedrich d. Gr. II 57 93 94 102.
Friedrich Wilhelm I. II 348.
— II. II 296 546.
— IV. II 270 288 289 348 434.
Fröhlich, Katharina II 326.
Fulda, Ludwig II 530.
Fulton, Robert II 381.
Fuſt, Joh. II 3.

Geiler v. Kaiſersberg I 236.
Gallitzin, Fürſtin Amalie v. II 79 116.
Ganghofer, Ludwig II 542.
Gärtner, K. Chr. II 57.
Gauguin, Paul II 549.
Gauß, K. Fr. II 381.
Geibel, Emanuel II 392 434 bis 439.

Gellert, Chr. Fürchtegott II 46 57.
George, Stefan II 452 489 bis 492 493 557 558 562.
Gerhardt, Paul II 38 482.
Gerok, Karl II 443.
Gerstenberg, Heinr. Wilh v. II 63.
Gervinus, Georg Gottfr. I 181.
Geßner, Sal. II 317.
Gilm, Hermann v. II 443
Ginskey, Fr. K. II 505.
Gleim, Ludwig II 55 70 95.
Gobineau, Joseph Arthur II 527.
Göchhausen, Hoffräulein v. II 245.
Gogh, Vincent van II 549.
Goldoni, Carlo II 530.
Goldsmith, Oliver II 45.
Goncourt, Edm. u. Jules II 446 537.
Gontard (Bankier) II 260.
Goering, Reinhold II 584.
Gorki, Maxim II 530.
Görres, Joseph II 256 280 396.
Goethe, Joh. Wolfg. I 12 13 231 233; II 12 22 37 42 47 48 49 52 57 59 60 62 63 78 85 97 98 110 112 115 116 117 118 119 120; 168 169 170—175 221—252 255 264 306 317 326 330 338 348 357 383 391 427 434 449 451 547 551 557.
— der junge II 127—156 256.
— Karl II 175.
Gottfried v. Straßburg I 13 147 148 149 174—179 187 221; II 505.
Gotthelf, Jeremias II 379 540.
Gottsched, Joh. Christoph I 12; II 45 47 48 49 55 56 93 95 96 110.
Götz, Nikolaus II 56.
Goeze, Joh. M. II 106.
Gozzi, Carlo II 174.
Grabbe, Christian Dietrich II 348 455 531 585.
Gralsage I 145 161.
Grazie, Maria Eugenie delle II 523.
Greif, Martin II 12 389 460—61.
Gries, Joh. Diedrich II 23.
Grillparzer, Franz II 22 112 275 316 325—337 340 427 455.
Grimm, Jakob I 2 19 39.
— — u. Wilh. II 12 63 259 279/80.
Grimmelshausen, Christoffel v. II 23 25 42/3 282.
Grisebach, Eduard II 482.
Groffe, Julius II 443.
Groth, Klaus II 411—413.
Grün, Anastasius II 360.
Grünewald, Matth. II 253 551.
Gryphius, Andreas II 25 30 31 35 100 113.
Guarini, Battista II 24.
Gumppenberg, Hans v. II 482.
Günderode, Karoline v. II 255.
Günther, Agnes II 547.
— Johann v. II 571.
— Joh. Christ. II 51—53.
Gustav Adolf II 176 545.
Gutenberg, Johann II 3.
Gutzkow, Karl II 339 347 348.

Habicht, Viktor Kurt II 582.
Haeckel, Ernst II 382.
Hagedorn, Friedr. v. II 54/5. 70.
Hagen, Fr. H. v. d. II 259.
Halbe, Max 530.
Haller, Albrecht v. II 49/50 70 97.
Hamann, Joh. Georg II 47 97 116/17 118 119 454.
Hamerling, Rob. II 22 361.
Händel, G. Fr. II 47 59.
Handel-Mazzetti, Enrica v. II 414 533 544/5 547.
Hansjakob, Heinr. II 542.
Hardenberg, Friedr. v. (Novalis) II 255 256 257 268—270 551 574.
Hardt, Ernst II 449 450 531 534.
Harsdörffer, Phil. II 24.
Hart, Heinrich u. Julius II 444.
Hartleben, O. E. II 450 493 530.
Hartmann v. Aue I 12 13 147 148—160; II 528.
Hasenclever, Walther II 585.
Hauff, Wilhelm II 306.
Haupt, Moritz I 183.
Hauptmann, Gerhart II 387 455 525—529 542 545.
Hauptmann, Karl II 532 539 542.
Haydn, Joseph II 59.
Hebbel, Friedrich II 22 178 316 323 381 383 385—395 397 398 399 415 435 455 523 525 526 528 585.
Hebel, Joh. Peter II 252 413.
Heer, J. C. II 539 541.
Hegel, Friedr. II 46 254 260 339 357 381 383 385 386.
Heine, Heinr. II 338 339 340—347 363 396 462 482 569.
Heinrich Julius, Herzog von Braunschweig II 13.
— der Glichesäre I 42 43 230.
— v. Meißen I 222.
— v. Morungen I 186.
— v. Ofterdingen I 203.
— v. Veldeke I 12 148 185/6; II 21.
Heinsius, Daniel II 26.
Hele, Peter II 12.
Heliand I 24—26.
Helle, Friedr. Wilh. II 418.
Henckell, Karl II 465.
Hensel, Luise II 275.
Herbert, Marie II 523 547.
Herder, Joh. Gottfr. I 12 13; II 44 47 59 60 63 81 85 97 99 111 116 117 118—127 129 130 168 170 246 274 287.
Hermann, G. II 538.
Herodot II 239 391.
Hertz, Wilh. II 434.
Hervé, Jul. Aug. II 549.
Herwegh, Georg II 348.
Herwig, Franz II 546.
Herz, Henriette II 255.
Herzlieb, Minna II 175.
Herzog, Rudolf II 538.
Hesse, Hermann II 450 455. 500—502 539 542 547 579.
Hettner, Herm. II 218.
Heym, Georg II 569 576.
Heynicke, Kurt II 552 553 554 572.
Heyse, Paul II 281 384 439 bis 441 547.
Hiecke, Robert H. II 218.
Hildebrand I 14.
Hildebrandslied I 14—18 38 143.
Hille, Peter II 467.
Hinrik v. Alkmar I 230.
Hlatky, Eduard II 418.
Hobbes, Thom. II 44.

Hoddis, Jakob van II 553.
Hodler, Ferd. II 581.
Hofer, Fridolin II 505/6.
Hoffmann, E. T. A. II 254 258 259 260 281 296 396 397 414 430.
— v. Fallersleben, Heinrich II 350/1.
Hofmann v. Hofmannswaldau, Christian II 35/6.
Hofmannsthal, Hugo v. II 452 493—495 531 532 580 582.
Holbach, Dietrich v. II 45 381.
Hölderlin, Friedr. II 254 260—263 449 480 524 551.
Holinshed II 113.
Holmsen, B. P. II 525 526.
Holtei, K. E. v. II 413.
Hölty, L. H. Chr. II 74 77 bis 78.
Holz, Arno II 36 447 451 465 477—480 482 490 530.
Homer (Ilias, Odyssee) I 39 115 141; II 45 75 79 96 97 120 122 129 168 253.
Hoorn, Graf v. II 176.
Horaz II 26 47 48 53 56 86 168.
Houwald, E. v. II 316.
Hrabanus Maurus I 26.
Hrotsvith v. Gandersheim I 28; II 2 246.
Huber, Ferd. II 158.
Hucbald (Mönch) I 28.
Huch, Friedr. II 539.
— Ricarda II 519—521 545 547 548 555.
Hugdietrich I 144.
Huggenberger, Alfr. II 541
Hugo v. Trimberg I 221 223.
Hugo, Viktor II 351 384.
Hülsenbeck, Richard II 569.
Humboldt, Alex. v II 60.
— Wilh. v. II 60 218 259.
Hufferl, Edm. II 551.
Hutten, Ulrich v. II 2 18.
Huysmans, Joris Karl II 450.

Ibsen, Henrik II 85 387 389 390 392 402 446 524/5 527 529 533.
Iffland, Aug. W. II 211 252.
Immermann, Karl Lebr. II 31 363 379.
Isengrinus I 43.

Jacobsen, Jens Peter II 446 455.
Jakob, L. H. v. II 200.
Jammes, Francis II 586.
Janitschek, Maria II 523.
Jegerlehner, Joh. II 541.
Jensen, Wilh. II 443.
Jerschke, Oskar II 530.
Johst, Hans II 580 583 585/6.
Jordan, Wilh. II 392 396.
Jordanes I 13.
Joseph II. II 129.
Jungnickel, Max II 580.

Kaiser, Georg II 581.
Kaiserchronik I 41.
Kalb, Charlotte v. II 158 260.
Kant, Immanuel II 47 59 118 119 169 171 176 241 253 551.
Karl August von Sachsen-Weimar II 85 117 118 129 145 158 242 547.
Karl d. Gr. I 12 41.
— Eugen, Herzog von Württemberg II 157.
Kaulbach, Wilhelm II 433.
Keiter, Therese s. M. Herbert.
Keller, Gottfr. II 47 112 260 340 383 384 402—407 419 521 542.
— Paul II 542 548.
Kellermann, B. II 455 535.
Kepler, Joh. II 546.
Kerner, Justinus II 305 318.
Kernstock, Ottokar II 505.
Kerr, Alfred II 569 581.
Kesser, Hermann II 579.
Kestner, Joh. Chr. II 129.
Kettner, Gustav II 108.
Keyserling, Eduard, Graf II 539 586.
Kinau, Hans s. G. Fock.
Kinkel, Gottfr. II 354 413.
Klaj, J. II 24.
Kleist, Ewald v. II 50 95 316.
— Heinrich v. II 258 316 bis 325 326 366 455 524 584.
— Ulrike v. II 317.
Klettenberg, Fräulein v. II 128
Klinger, Friedr. M. II 117.
— Max II 395.
Klopstock, Friedr. Gottlieb I 12 13; II 47 49 59 60 bis 74 79 80 81 84 86 93 95 109 130 157 178 261 287 552 573.
Klotz, Chr. Ad. II 98.
Knebel, K. L. v. II 145.
Kneip, Jakob II 568 570.
Knies, Rich. II 572.
Knodt, K. E. II 507.
Kobell, Fr. v. II 413.
Koch, Fr. I 194.
Kodweiß, Dorothea II 157.
Köhler, R. I 185 186 189.
Kollwitz, Käthe II 526.
Kolvenheyer, Erwin Guido II 546.
König, Eva II 94.
Konrad (Pfaffe) I 41.
— v. Würzburg I 180.
Kopisch, August II 363.
Körner, Gottfried II 158 288.
— Theodor II 288.
Kotzebue, Aug. II 211 252.
Krafft, Adam II 12.
Kralik, Rich. v. II 508.
Krell, Max II 579.
Kretzer, Max II 536.
Kretzschmann, K. Fr. II 63.
Kreutzer, Konradin II 306.
Kröger, Timm II 543.
Krüger, Ferd. II 583.
— H. A. II 47 539.
Kudrun I 12 14 115—143.
Kuhn, Sophie v. II 268.
Kürenberg, der von I 183 bis 185.
Kurfürst, d. Gr. II 24 38.
Kurz, Hermann II 521.
— Isolde II 521—523 547.

Lachmann, Karl I 44; II 259.
Lafontaine, Aug. II 252.
— Jean de II 23 54.
Lambrecht, Nanny II 541.
Lamprecht, Karl II 63.
— (Pfaffe) I 41.
Laroche, Maximiliane v. II 274.
Lassalle, Ferd. II 382.
Laßberg, Freih. Jos. v. II 365.
Laube, Heinrich II 339 348.
Laurin I 143.
Lavater, Joh. Kaspar II 116 200.
Lehmann, Rud. II 60.
Leibniz, Gottfr. Wilh. I 12; II 44 48.
Leisewitz, Joh. A. II 117 157.
Lenau, Nikolaus II 22 338 351 356—359 427 449.
Lengefeld, Charlotte v. II 159.
— Karoline v. II 159.

Lenz, Reinhold II 117 348 466 531.
Lerſch, Heinrich II 566 bis 568 569.
Leſſing, Gotth. Ephraim I 12 13; II 28 44 46 47 48 59 60 93—110 114 117 118 119 120 169 266 331 526.
Leutholb, Heinrich II 443.
Levetzow, Ulrike v. II 175.
Levin, Rahel II 255.
Leyen, Friedr. von der II 571.
Lichtwer, M. Gottfr. II 58.
Lie, Jonas II 538.
Lienhard, Friedrich II 21 22 58 507 540 542.
Liliencron, Rochus v. I 234.
— Detlev v. II 271 420 450 453 467—475 482 497.
Lindau, Paul II 444 523.
Linde, Otto zur II 562 bis 564.
Lingg, Hermann II 441 bis 443.
Liſſauer, Ernſt II 564—565.
Livius II 103.
Loeben, O. H. v. II 340.
Locke, John II 45.
Logau, Friedrich v. II 28 95 406.
Lohenſtein, Dan. Kaſpar v. II 35/6 42.
Löns, Hermann II 506 543 546.
Lope de Vega II 23 256.
Lorm, Hieronymus II 443.
Lortzing, G. A. II 259 396.
Lublinſki, Samuel II 534 580.
Ludolf v. Schwaben I 42.
Ludwig d. Deutſche I 21 26.
— d. Fromme I 24.
— I. von Bayern II 280 383.
— III. v. Weſtfranken I 28.
Ludwig, Otto II 22 316 384 389 397—402 523 537 538.
Ludwigslied I 28.
Luiſe, Königin von Preußen II 317.
— von Sachſen-Weimar II 129.
Lukian II 86.
Luther, Martin I 11 12 13; II 2 3 4 5 10 19 20 21 42 46 246.

Macaulay, Th. B. II 94.
Mach, Ernſt II 447.
Mackay, John Henry II 465.
Macpherſon, James II 63.
Maeterlinck, Maurice II 450 451 455 482 531.
Mahrenholz, W. II 555.
Maneſſe, Rüdiger I 183.
Manet, Ed. II 448.
Mann, Heinrich II 538 579 586.
— Thomas II 537/8 545.
Manuel, Nikolaus II 13.
Manzoni, Aleſſandro II 256.
Maria Paulowna, Großfürſtin von Rußland II 174.
Marini, Giambattiſta II 24.
Marivaux, Pierre de II 57.
Marlitt, E. II 444.
Marlowe, Chriſtopher II 246.
Martial II 178 200.
Marx, Karl II 382.
Matthias, Adolf I 221.
Matthiſſon, Friedrich v. II 77.
Maupaſſant, Guy de II 536.
Maximilian (Kaiſer) I 117 229 232; II 4 9 12 19 360.
— II. von Bayern II 433 439.
Mayer, Robert II 381.
Megerle, Ulrich II 43.
Meinhold, J. W. II 385.
Melanchthon, Phil. II 2 3 21.
Menander II 484.
Mendelsſohn, Moſes II 93.
Mendelsſohn-Bartholdy, Felix II 114 266 306 340.
Mendoza, Diego II 42.
Merck, Joh. Heinr. II 129 246.
Mereau, Sophie II 255 274.
Merſeburger Zauberſprüche I 18/9.
Metternich, Klem. L. W. II 338.
Mettrie, Julien de la II 45.
Meyenberg, Albert II 21.
Meyer, K. Ferd. II 18 384 414 419—427 428 456 519 539 542 547.
— R. M. II 239 526.
Michelangelo II 253 551.
Miegel, Agnes II 389 513 bis 515.
Mill, John Stuart II 381.
Milton, John II 45 48.
Moleſchott, Jakob II 382.
Molière, J. B. P. II 23 25 47 348 484 530.
Mombert, Alfred II 451 483 572.
Mommſen, Theodor II 176.
Montemayor, Jorge II 24.
Montesquieu, Ch. II 45.
Moore, Thomas II 482.
Morgenſtern, Chr. II 484/5 553.
Mörike, Eduard II 311 bis 314 318 379 449 450 547.
Moſcherosch, Michael II 43 282.
Moſen, Julius II 22 354.
Moſer (Pfarrer) II 157.
Möſer, Juſtus II 120.
Mozart, Wolfg. Am. II 59 281 312.
Muckermann, Friedr. II 556.
Müller, Friedrich (Maler) II 22 117 386.
— Wilhelm II 295/6.
— Wolfgang II 308.
Müllner, Adolf II 316.
Münchhauſen, Börries v. II 508—513.
Murner, Thomas II 19/20.
Muſpilli I 21—24.
Muſſet, Alfred de II 338.

Napoleon II 174 280 287 317 321 330 382.
Neidhart v. Reuenthal I 222.
Nepomuk, Joh. v. II 546.
Neuber, Karoline II 48 93 237.
Nibelungenlied I 12—115; II 308.
Nicolai, Friedr. II 93 200 271.
Nietzſche, Friedrich II 253 397 451 453 455 480 bis 481 505.
Nivardus I 43.
Notker, Labeo I 28; II 4.
Novalis ſ. Fr. v. Hardenberg.

Oberge, Eilhart v. II 531.
Odoaker I 14.
Ompteda, Georg v. II 537 539.
Opitz, Martin I 12 13; II 24 25—28 36 45.
Oranien, v. II 155 176.
Ortnit I 144.
Oſſian II 63 116 118 120 121 152.
Otfried v. Weißenburg I 26 bis 28.
Otten, Karl II 551 553 572.
Overbeck, Friedrich II 258.
Ovid II 113.

Paquet, Alfons II 581.
Parazelsus, Theophr. Bomb. II 246 546.
Paul, Jean II 178 258 259 bis 260 281 407 408 562.
Paulsen, Rudolf II 562.
Paulus, der hl. II 544.
Percy, Thom. II 81.
Perrault, Charles II 271.
Pestalozzi, Joh. Heinr. II 379.
Petrarca, Fr. II 1 26 53.
Petzoldt, Alfons II 568.
Pfeffel, Gottl. Konr. II 58.
Pfeiffer, M. I 221.
Pfinzing, Melchior II 12.
Pfitzner, Hans II 586.
Philipp II. von Spanien II 155 166 167.
— III. von Spanien II 167.
Philippi, Felix II 538.
Picard, L. B. II 174.
Piloty, Karl II 433.
Pindar II 135.
Pinthus, Karl II 553 554 556 572 580.
Pirkheimer, Willibald II 12.
Platen, August Graf v. 1 114; II 316 362—365.
Platon II 168 391.
Plautus II 12.
Plutarch II 112 180.
Polenz, Wilh. v. II 538/9 543.
Polydorus II 96.
Properz II 222.
Prutz, Robert II 354.
Pufendorf, Sam. v. II 45.
Puttkamer, Alberta v. II 523.

Quevedo y Villegas II 43.

Raabe, Wilh. II 260 383 384 408 427.
Rabelais, François II 16.
Rabener, Gottl. W. II 57.
Rabenschlacht I 144.
Racine, J. Bapt. II 23 47 99 174.
Rafael, L. II 523.
Raffael, Santi II 253.
Ramler, K. W. II 28 56.
Ranke, Leop. II 176.
Rau, Luise II 311.
Redwitz, Oskar v. II 413.
Reimarus, Sam. II 106.
Reinardus I 43.
Reineke de Vos I 230; II 238.
Reinick, Robert II 350.
Reinmar der Alte I 187 bis 189.
Reinmar v. Zweter I 203 221.
Reisert, Karl II 4.
Rembrandt, H. II 449.
Rembrandtdeutsche, der II 549
Reuchlin, Joh. II 2.
Reuter, Christian II 43.
— Fritz II 383 384 408 bis 411 524 540.
— Gabriele II 547.
Richardson, Sam. II 45 57 62 152.
Richter, Ludwig II 350.
Riehl, W. H. II 414.
Riese, Adam II 34.
Rilke, Rainer Maria II 539 557—562.
Rimbaud, A. II 453.
Ringseis, Emilie II 419.
Ringwaldt, Barthol. II 5.
Ritter, Anna II 523.
Rolandslied I 41.
Rolland, Romain II 586.
Ronsard, Pierre II 26.
Roquette, Otto II 414.
Rosegger, Peter II 540 541.
Roselieb, Hans II 584.
Rosengarten zu Worms I 143.
Rosenplüt, Hans I 235.
Rostand, E. II 530.
Roswitha s. Hrotsvith.
Rother I 14 42
Röttger, Karl II 562.
Rousseau, J. J. II 45 85 114/5 116 117 152 157 167 256 446 453.
Rubianus, Crotus II 2.
Rückert, Friedr. II 289 bis 295.
Rudolf v. Ems I 148 180.
— II. I 3; II 331 546.
Runge, Ph. O. II 258 259.

Saar, Ferd. v. II 456.
Saaz, Joh. v. II 2 20 582.
Sachs, Hans I 233; II 3 11—15 22 148 256.
Saint-Simon, Henri II 339.
Salis-Seewis, Joh. Gaudenz v. II 77.
Salten, Felix II 546.
Salus, Hugo II 506.
Sängerkrieg auf der Wartburg I 203.
Saxo Grammatikus II 112.
Schack, Adolf v. II 443.
Schäfer, Wilhelm II 537.
Schaeffer, Albrecht II 568 579.
Schafferer, Jakob II 541.
Schanz, Frieda II 523.
Schaukal, Rich. II 450 496 bis 497.
Scheerbart, Paul II 483 490 572.
Scheffel, Viktor v. II 383 414 415 416.
Scheffler, Johann II 40.
— Herm. II 253.
Scheler, Max II 551.
Schelling, Joseph II 254 260 264.
Schenkendorf, Max v. II 256 288.
Scherer, Wilh. II 75.
Schickele, René II 584.
Schieber, Anna II 542.
Schiestl, Rudolf II 584.
Schiller, Friedrich I 12 13 182 197; II 22 43 49 59 60 61 81 85 112 116 117 118 168 170 bis 175 175—221 255 261 264 268 288 316 317 330 348 397 524 526.
— der junge II 157—167 455.
— Kaspar II 157.
Schimmelmann, Graf v. II 171.
Schlaf, Johannes II 447 451 475/6.
Schlegel, Aug. Wilh. II 110 113 178 253 255 264 bis 265.
— Dorothea II 238 255 266.
— Friedrich II 253 254 259 265—268 271.
— Joh. Elias II 48 57.
— Karoline II 255 264.
Schleiermacher, Friedrich II 254 256.
Schnabel, Joh. Gottfr. II 43.
Schneegans, L. II 413.
Schneider, R. I 184.
Schnitzler, Arthur II 455 532 583.
Schöffer, Peter II 3.
Scholz, Wilh. v. II 507 534 580 582.
Schönaich, Chr. Otto v. II 49.
Schönaich-Carolath, Emil v. II 455 462—464 497.
Schönemann, Lili II 129.
Schönherr, Karl II 533.
Schopenhauer, Arthur II 338 383 397.
Schreckenbach, P. II 546.
Schreker, Franz II 556 586.

Schreyvogel, Joseph II 326.
Schröder, Rud. Alex. II 575.
— Sophie II 306.
Schubart, Daniel II 117.
Schubert, Franz II 259 295 340.
Schücking, Levin II 366.
Schüler, Gustav II 507.
Schumann, Robert II 259 297 306 340.
Schuppius, Joh. Balth. II 282.
Schurz, Karl II 354 456.
Schütz, Heinr. II 26.
Schwab, Gustav II 305.
Schwieger, Jakob II 37.
Schwind, Moritz v. II 22 258 312.
Scott, Walter II 306 384.
Scribe, Aug. Eug. II 348.
Sebrecht, Friedr. II 582.
Seckendorff, Karl Siegmund v. II 145.
Seckerwitz, Johann II 34.
Seeber, Joseph II 419.
Seidel, Heinrich II 443.
— Ina II 555 571.
Seidl, J. G. II 362.
Selneccer, Nikol. II 5.
Senden, Camilla II 341.
Seneca II 12 168.
Shakespeare, W. II 13 23 25 30 31 86 95 96 99 110—114 118 119 120 122 129 145 153 157 163 213 237 256 264 271 275 317 391 397 581.
Shaw, Bernh. II 533.
Sickingen, Franz v. II 6.
Sidney, Phil. II 26.
Siegfried, W. II 539.
Sigenot I 143.
Sigfussson, Sämund I 4.
Silcher, Friedr. II 306 340.
Simmel, Georg II 551.
Simon, Magus II 245.
Simrock, K. I 140 154 156 191 ff. 228 231; II 308 414.
Sinclair, E. II 501.
Skaliger, Jos. Just. II 26.
Smets, Wilh. II 306.
Sohnrey, H. II 543.
Sophokles II 79 96 97 99 106 216 222 525 531 534 585.
Sorge, Reinh. Joh. II 580 581 582 586.
Spael, W. II 551 582.
Spaeth, Marg. v. II 311.
Speckmann, Diedrich II 543.
Spee, Friedr. v. II 39/40 41.
Spencer, H. II 381 446.
Spener, Jakob II 46.
Speratus, Paul II 5.
Spervogel I 184/5.
Spielhagen, Friedr. II 383 384 407 454 536 537.
Spinoza, Baruch II 348.
Spitteler, Karl II 508 573.
Stach, Ilse v. II 546.
Stadler, Ernst II 575/6.
Stadion, Graf v. II 85.
Staël, Frau v. II 213 255 264 338.
Stavenhagen, Fritz II 583.
Steffens, Henrik II 254.
Stegemann, H. II 542.
Steigerwald, Franck v. II 153.
Stein, Charl. v. II 129 170 242.
— Karl Freih. vom II 287.
Stelzhamer, Fr. II 413.
Stendhal s. Beyle-Stendhal.
Stern, Maur. Reinh. v. II 465.
Sternberg, Leo II 571.
Sterne, L. II 86.
Sternheim, Karl II 575 579 580.
Stieler, Karl II 413.
Stifter, A. II 415 427 bis 428 429.
Stock, Minna und Dora II 158.
Stolberg, Christian v. II 74 78 115 129.
— Friedr. Leop. v. II 74 78—79 80 115 129 256.
Stoltze, Fr. II 413.
Stolzenberg, Georg II 490.
Storck, W. I 184 ff.
Storm, Theodor II 384 411 415 428—433 450 462 521 540.
Strachwitz, Moritz v. II 354.
Strauß, D. Fr. II 62 339 347 381 439 544.
— — u. Torney, Lulu v. II 515—519 521.
— Richard II 531.
Streicher, Andreas II 158.
Stricker, der I 180.
Strindberg, Aug. II 455 533.
Stucken, Ed. II 531.
Sturluson, Snorri I 4.
Sturm, Jul. II 443.
Sudermann, H. II 387 529 530 539 543 581.
Sue, Eugen II 384.
Supper, Auguste II 542.
Suse, Heinrich I 236.
Susmann, Marg. II 523.

Tacitus I 13 181; II 63.
Tagore, Rabindranath II 586.
Tasso, Torquato II 23 24 242 256.
Tauler, Johannes I 236.
Terenz I 28; II 12 31.
Tetzel, Joh. II 21.
Theoderich I 13 14.
Theokrit II 135.
Theophilus II 246.
Theuerdank I 229.
Thidrekſage I 15 45.
Thomasius, Chr. II 2.
Thomas v. Aquin I 235.
Thomasin v. Zirklære I 221 222.
Thoranc, Graf v. II 128 348.
Thrasolt, E. II 507.
Thurmayer v. (Aventinus) II 22.
Tibull II 222.
Tieck, Dorothea II 264.
— Ludwig II 22 110 238 256 257 258 270—273 275 316 348 386 414 430.
Tielo, A. K. T. II 506,
Tilly II 367.
Titus II 204.
Tizian, Vecellio II 253.
Toller, Ernst II 554.
Tolstoj, Leo II 446 525.
Tovote, Heinz II 537.
Trakl, Georg II 554 574/5.
Treitschke, Heinr. II 176.
Trithemius, Joh. II 2 246.
Trojan, Joh. II 443.
Troubadours I 40 181.
Trouvères I 40.
Tschudi, Agidius II 22 218.
Turgenjew, Iwan II 446.

Uhland, Ludwig I 40 42 153 182 221 234; II 22 178 259 306—311.
Ulfilas s. Wulfila.
Ulrich von Lichtenstein I 222
Unruh, Fritz v. II 584.
Urfé, Honoré d' II 24.
Uz, Joh. Peter II 56.

Varnhagen v. Ense II 340.
Vedas, die I 1.
Vehe, Michael II 5 11.
Veit, Johannes II 266.
— Philipp II 258 266.

Velasquez, Diego II 496.
Veldeke s. Heinr. v. V.
Vergil II 96 175 176.
Verhaeren, Emile II 450 552 569.
Verlaine, Paul II 450 451 452 482.
Vesper, Will II 569.
Vidq, M. G. II 26.
Viebig, Klara II 536 540 546 547.
Villinger, Hermine II 542.
Vilmar, A. Fr. Chr. I 234; II 99.
Vischer, F. Th. II 414.
— Luise II 158.
— Peter II 12 256.
Vogl, J. Nep. II 362.
Vogt, Karl II 382.
Voigt-Diederichs, Helene II 543.
Voltaire, Fr. M. A. II 85 93 94 99 105 115 173 199 213.
Vondel, Joost van den II 30.
Voß, J. Heinr. II 74 75 bis 77 78 80 231 239.
Vulpius, Christian II 164 252.
— Christiane II 170 175.

Wackenroder, W. H. II 270 271.
Wagenfeld, Karl II 583/4.
Wagenseil, Georg Christoph II 396.
Wagner, Richard I 113 233; II 12 21 383 392 396/7 415.
Walden, H. II 550.
Waldis, Burkhard II 5.
Wallenstein II 176 206 ff. 545.
Waltharius manu fortis (Walther von Aquitanien) I 14 29—39.
Walther, Joh. II 4.
— v. d. Vogelweide I 13 189—221; II 307.
Wassermann, Jakob II 539.
Weber, Friedr. Wilh. II 414 415—418.
— K. M. v. II 259.
— W. II 381.
Wedekind, Frank II 455 532/3 553 580.
Wegener, A. T. II 553.
Weigand, Wilh. II 507.
Weise, Christian II 25.
Weismantel, Leo II 583.
Weißkunig I 229.
Werfel, Franz II 554 575 576—579 585.
Werner, Zacharias II 256 316.
Wernher der Gärtner I 180.
— v. Tegernsee I 183.
Wessobrunner Gebet I 20/21.
Wette, Hermann II 583.
Whitman, Walt II 451 569.
Wibbelt, Augustin II 583.
Wickram, Jörg II 20 22 275.
Wieland, Chr. Martin I 12 13; II 12 47 48 59 84 bis 93 95 113 118 129 157 158 222 317.
— Ludwig II 317.
Wienbarg, Ludolf II 339.
Wilbrandt, Adolf II 523.
Wilde, Oskar II 529 533.
Wildenbruch, Ernst v. II 524 539.
Willamow, Joh. Gottl. II 58.
Wille, Bruno II 465.
— Fritz v. II 540.
Willemer, Marianne v. II 175 222.
Wilmanns, W. I 212.
Winckelmann, Joh. Joachim II 59 96 128 129 168.
Winckler, Joseph II 550 552 568—570.
Winsbeke u. Winsbekin I 222.
Wolf, Christian II 44.
— Fr. Aug. II 231.
Wolfdietrich I 144.
Wolfenstein, Alfred II 576.
Wolff, Hugo II 312.
— Julius 414 444.
Wolfram v. Eschenbach I 13 160—174 175 177 203; II 42 48.
Wolfskehl, Karl II 492.
Wölsungensage I 45.
Wolzogen, Ernst v. II 482.
— Frau v. II 158.
— Wilhelm v. II 158.
Wulfila I 3.
Wurzbach, Konst. II 23.

Xavier s. Franziskus.
Xenophon II 342.

Ypsilanti, Alexander II 295.

Zachariä, Just. Fr. W. II 57.
Zahn, Ernst II 541.
Zech, Paul II 552 572.
Zedlitz, Joseph v. II 361.
Zendavesta I 1.
Zerkaulen, Heinrich II 571.
Zesen, Philipp v. II 24 42.
Zigler u. Kliphausen, H. A. v. II 42.
Zinzendorf, N. Ludw. v. II 46.
Zola, Emile II 402 445 447 536 541.
Zschokke, Heinrich II 317 379.
Zuckermann, Hugo II 566.

Weitere Werke von

# Franz Faßbinder

*

**Verlag Fredebeul & Koenen, Essen:**

## Der Weg durch die Sonne

Geschichten aus frohen Tagen

3.—4. Tausend. (Ende 1922)

*

**Verlag Haas & Grabherr, Augsburg:**

## Emile Baumann / „Der Geopferte"

Übertragung aus dem Französischen

(Okt. 1922)

*

**Verlag J. P. Bachem, Köln:**

## Eichendorffs Lyrik

Eine Studie zur Analyse ihrer Stoff- und Motivkreise

Erste Vereinsschrift der Görresgesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland

„Faßbinder sucht die Stoff- und Motivkreise in der Lyrik Eichendorffs zu analysieren, die Grundtöne aufzufangen, die immer wieder durchklingen, und die Fäden zu entwirren, die die Motive mit dem inneren Leben des Dichters und mit äußeren literarischen Einflüssen verknüpfen. Mit feinem Verständnis und sicherer Hand hat er seine schwierige Aufgabe gelöst. . . ."

(Dr. d'Ester in der Academia.)

*

## Friedrich Hebbel

Neuauflage in Vorbereitung

„Die vorliegende Schrift sucht den Dichter aus sich und seiner Zeit heraus zu verstehen, den Entwicklungskurven seiner Persönlichkeit und seines Schaffens nachzugehen und nachfühlend das dauernd Wertvolle von dem nur zeitlich Bleibenden und dem Unreifen zu scheiden. Unbehelligt und unbeeinflußt von Modeströmungen, bietet der Verfasser eine verläßige sichere Orientierung, ohne Vorurteil für oder gegen den Dichter, und eine gerechte und gleichmäßige, unbefangene Würdigung seiner komplizierten Persönlichkeit und seines Schaffens."

(Deutsches Volksblatt, Stuttgart.)

# Bibliothek deutscher Klassiker

für Schule und Haus. Mit Lebensbeschreibungen, Einleitungen und Anmerkungen. Begründet von Dr. Wilhelm Lindemann. Neu bearbeitet von Professor Dr. **Otto Hellinghaus.** Vierte, durchgesehene Auflage. Zwölf Bände.

*

I. Band: **Klopstocks Werke.** Der Messias — Gedichte. — **Der Göttinger Dichterbund.** Hölty — Voß — Fr. L. Graf zu Stolberg / Mit einem Bildnis Klopstocks.

II. Band: **Lessing.** Gedichte — Fabeln in Prosa — Minna von Barnhelm — Emilia Galotti — Nathan der Weise. — **Wieland.** Oberon / Mit einem Bildnis Lessings nach dem Gemälde von Wilhelm Tischbein d. Ä.

III. Band: Ausgewählte Werke von **Herder, Claudius, Bürger** und **Jean Paul.** Mit einem Bildnis Herders.

IV.—VI. Band: **Goethes Werke.**

1: Gedichte. — Aus dem „Westöstlichen Diwan". Mit einem Bildnis Goethes nach G. O. May.

2: Reineke Fuchs. — Hermann und Dorothea. — Achilleis. — Leiden des jungen Werthers. — Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Mit einem Bildnis Goethes nach der Büste von Alexander Trippel.

3: Egmont. — Iphigenie auf Tauris. — Torquato Tasso. — Faust. Mit einem Bildnis Goethes nach Jos. Karl Stieler.

VII.—IX. Band: **Schillers Werke.**

1: Gedichte. — Die Räuber. — Die Verschwörung des Fiesco zu Genua. Mit einem Bildnis Schillers nach dem Gemälde von A. Graff.

2: Kabale und Liebe. — Don Carlos. — Wallenstein. Mit einem Bildnis Schillers nach dem Gemälde von L. Simanowiz.

3: Maria Stuart. — Die Jungfrau von Orleans. — Die Braut von Messina. — Wilhelm Tell. — Die Huldigung der Künste. — Demetrius. — Die Zerstörung von Troja. — Iphigenie in Aulis. Mit einem Bildnis Schillers nach der Büste von J. H. Dannecker.

X. Band: **Romantik — Dichtung der Freiheitskriege — Chamisso — Platen.** Mit einem Bildnis Brentanos.

XI. Band: **Der schwäbische Dichterkreis — Österreichische Dichter.** Mit einem Bildnis Ludwig Uhlands.

XII. Band: **Vom „jungen Deutschland" bis zur Gegenwart.** Mit einem Bildnis der Annette Freiin von Droste-Hülshoff.

---

Herder & Co. G.m.b.H. Verlagsbuchhandlung / Freiburg i. Br.

188636
LG.H.
F249d
Author Fassbinder, Franz and others (eds.)
Title Die deutsche Dichtung. 3 vol. in 1

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU